Agnes Bernauerin.

Eine
dialogiſirte hiſtoriſche Novelle
von
Dr. Schiff.

Berlin. 1831.
In der Vereins-Buchhandlung.

[illegible]

Sr. Hochgeboren

dem

Herrn Grafen Redern,

General-Intendanten der Königlichen Schauſpiele und Kammerherrn, des St. Johannis-Ordens und des Kaiſerl. Ruſſiſchen St. Wladimir-Ordens Ritter,

in

Hochachtung und Ehrfurcht

gewidmet.

Agnes Bernauerin.

(Zum erſten Male aufgeführt auf der Königl. Bühne zu Berlin,
am 8ten Januar 1831.)

Perſonen.

Herzog Ernſt von Bayern.
Herzogin Eliſabeth, ſeine Gemahlin.
Herzog Albrecht, ſein Sohn.
Paul von Gemshofen, Günſtling des Herzogs.
Otto von Gemshofen, deſſen Sohn.
Preiſinger, ein bayriſcher Ritter.
Aiſinger,
Zenger, } Ritter des Herzogs Albrecht.
Gemmingen,
Kleinbarth, Narr.
Bernauer, Bader und Alchymiſt zu Augsburg.
Agnes, ſeine Tochter.
Rudolph Köhler, ein junger Augsburger.
Suſe, Bernauers alte Magd.
Wernherr von Nothhaft, Vicedom zu Straubing.
Heimeran Nusperger, Oberrichter.
Auguſtin Nusperger, deſſen Sohn, Häſcher-Hauptmann.
Der Prior des Karmeliter Kloſters.
Herolde. Schwäbiſche und Bayriſche Ritter. Augsburger Patrizier. Augsburger und Augsburgerinnen. Gefolge des Herzogs und der Herzogin. Gefolge der Agnes. Bürger zu Straubing, Räthe zu Straubing, Volk, Wachen, Häſcher, Henker u. ſ. w.

(Die Handlung iſt gegen Mitte des 15ten Jahrhunderts.)

Erſte Handlung.

Erſte Scene.

Prächtiger Saal des Rathhauſes. Feſt. Herzog Albrecht, bayriſche und ſchwäbiſche Ritter. Patricier. Augsburgerinnen.

Alle: Hoch lebe Herzog Albrecht, Bayerns Stolz, die Krone der Ritterſchaft, der adeligen Jugend Zier! (Tuſch.)

Ein bayriſcher Ritter. (Zu Albrecht, welcher träumeriſch daſteht.) Wo ſeyd Ihr, Herzog? Habt Ihr keine Antwort auf dieſe wohlgemeinte Huldigung?

Albrecht. Nehmt meinen Dank, ihr edlen wackern Herren! Ihr ſchönen Augsburgerinnen, deren Huld und Anmuth weltberühmt! Und nun erlaßt mir ſolche Ehren, ſie ſtören die gemeinſame Freude und erinnern nur an mich.

Ein Patricier. Er iſt nicht heiter.

Eine Augsburgerin. Wie es mir nahe geht, ihn ſo traurig zu ſehen!

Zweite Augsburgerin. Was ihm wohl fehlt?

Albrecht. (Plözlich lebhaft.) Ha! Zenger!

(Zenger tritt ein. Er eilt zu ihm in den Vordergrund.)

Albrecht. Geſchwind, was bringſt Du mir?

Zenger. Sie iſt gefunden!

Albrecht. Gefunden! — o erzähle!

Zenger. Es dünkt mich immer noch ein Mährchen. — In jenem Wäldchen ſteht ein graues verfallenes Haus, einſam auf einem freien Platze. Viele Pfade laufen dahin aus, doch alle, die ich einſchlug, führten nach einigen Windungen auf denſelben Fleck zurück, und den rechten konnte ich nicht wiederfinden. — Ich trat in's Haus, um nach dem Weg zu fragen. — Ein wunderlicher alter Mann ſaß da, vor einem Heerd, umgeben von Büchern, Gläſern und allerlei fremdartigem Werkzeug; am Boden lagen Steine, Kräuterbündel; von der Decke herab hingen ausgeſtopfte Schlangen und Eidexen; Fledermäuſe und anderes häßliches Gethier und Gerippe war an den Wänden angenagelt, und der Alte wußte ſo rührig Beſcheid unter ſeinem Teufelsgeräth, daß mir ein Grauen ankam. — Agnes, rief er — nachdem er mich ſattſam über ſeine Brille beäugelt — bring' einen Becher Wein! — Da trat ein Engel mit dem hellen Kelch mir entgegen und überſtrahlte ihn; im weißen Kleide, mit goldnen Flechten, Himmelsaugen — verzaubert ſtand ich ſelbſt nun unter all' den Zauberdingen. —

Albrecht. Führ' mich dahin! Wie kann ich hier entkommen?

Zenger. Das Feſt willſt Du verlaſſen?

Albrecht. Der Boden brennt unter mir.

Zenger. Je nun! Herr Paul ſoll Dich rufen, unter dem Verwand dringender Geſchäfte.

Albrecht. Der Ungeſchickte!

Zenger. Eben ſeine Ungeſchicklichkeit ſoll uns zu Statten kommen. Er macht ein ſo eigenes Geſicht, wenn er von dringenden Geſchäften redet, daß Jedermann die dringenden Geſchäfte darauf ſieht.

Albrecht. So geh' und mach' ihn ſehr beſorgt.

Zenger. Verlaß Dich drauf, er ſoll ſchwitzen.

(Ein Herold tritt auf. Augsburgerinnen folgen ihm.)

Herold. (Zu Albrecht.) Dem Helden, der mit Lanz und Schwerdt den Ruhm der Frauen verficht, von deſſen Lippen nicht minder ſiegreich ihr Lob zum Saitenſpiel ertönt, ſind Frauen zu danken geneigt. Iſt es Deiner Herzoglichen Gnaden genehm, ſo führen ſie einen Tanz zu Deiner Ehren auf.

Albrecht. Wie unverdient mich auch die Ehre trifft, ich habe nicht Muth, ſie abzulehnen. (Zu Zenger leiſe.) Laß mich mitten im Tanz abrufen, hörſt Du! — geh! — (nimmt ſeitwärts Platz, die Ritter ordnen ſich hinter ihm. Die Frauen führen einen Tanz auf, bilden eine Gruppe und ſtreuen Albrecht Blumen. In dieſem Augenblick tritt eiligſt ein:)

Herr Paul von Gemshofen. Mein Herzog! gnädigſter Herzog!

Albrecht. Was giebt's?

Paul. Dringende Geſchäfte!

Albrecht. Welche, welche?

Paul. Zenger wird — .

Albrecht. Was iſt geſchehen, frag' ich?

Paul. Ich kann's nicht ſagen, ich weiß es nicht.

Albrecht. Läſtige Politik! — Du weißt es — ich ſeh' Dir es an — Du fürchteſt, es könnte Jemand Deine Geheimniſſe ablauſchen.

Paul. Gewiß, ich weiß kein Sterbenswort!

Albrecht. Ich wette, es iſt ſo arg nicht, wie Du es machſt.

Paul. Zenger, außer Athem und todtenbleich, drückt mir die Hände, beſchwört mich, Dich zu rufen, er könne in ſeiner Stimmung ſich Dir nicht zeigen, und Himmel und Erde hinge dran, daß Du alſogleich kämeſt.

Albrecht. (Höflich zu den Frauen.) Kaum hat ſich mir erſchloſſen, wie die glühende Phantaſie des Morgenländers Seligkeiten träumt, ſo werde ich gemahnt, in welcher Welt ich lebe. (Zu Paul.) Es iſt Dein Beruf, mir alle Freuden zu ſtören!

Paul. Beſter Herzog!

Albrecht. Bleib! Du ſollſt mir nicht folgen. (Für ſich.) Meine Ritter ſtehen bleich und erſchrocken, die Schwaben ſtarren und ſchämen ſich vor Neugier, die Augsburger meſſen die Wichtigkeit meiner Geſchäfte mit der Elle und berechnen, ob mein Credit nicht leidet: — das haſt Du gut gemacht, mein treuer biederer **Zenger**! (laut.) Edle Herren, ſchöne Frauen, verzeiht! (Geht ſchnell ab.)

Ein ſchwäbiſcher Ritter. (Zu einem andern.) Das müſſen ja fürchterliche Dinge ſeyn!

Ein bayriſcher Ritter. (Zu einem andern.) Mir pocht das Herz, irgend etwas Entſetzliches iſt geſchehen!

Der Andere. Dem Herzog ging's nicht nah; das nenn' ich Leichtſinn.

Ein Augsburger Patricier. Es thut ihm weh, von uns zu gehen, habt ihr's gemerkt?

Zweiter Patricier. Ein lieber, leutſeliger Herr!

Paul. Bei'm Feſte ſtand er nachdenklich; nun es Geſchäfte giebt, kann er ſeine Luſt kaum bergen.

Eine Augsburgerin. (Zu Paul.) Wie mögt Ihr nur einem ſo herrlichen Fürſten die Freude ſtören!

Ihr Gemahl. Er verdient Deinen Vorwurf nicht, mein Schatz, er iſt ein pflichtgetreuer Mann!

(Alle ab.)

Zweite Scene.

Flur im Hauſe des Baders Caſpar Bernauer. Ein magiſch verſchloſſener Heerd auf einer Seite. Abend. Suſe ſitzt vor demſelben und ſchürt mitunter die Kohlen an. Alchymiſtiſches Geräth und Umgebungen, wie vorhin geſchildert. Agnes ſitzt auf der andern Seite und lieſ't aus einem Buche vor.

Agnes. (Leſend.) Da trat der Richter zur Sancta Agnes in den Kerker, und er ſprach: Wenn Du mich lieben willſt, ſo befreie ich Dich aus Deinen Ketten, denn es ſteht in meiner Macht. Aber Sancta Agnes gab ihm zur Antwort: Ich liebe Jeſum Chriſtum, meinen Bräutigam im Himmel, und will zu ihm beten, daß er ſich Dein erbarme, weil Du ſo überaus ruchlos und boshaft biſt. Da lachte der Richter deſſen und ſprach: ſo ſollſt Du als Zauberin morgen baar und bloß durch die Straßen geführt werden, und nachdem er alſo geſprochen, ging er. Aber Agnes warf ſich vor dem Bilde ihres himmliſchen Bräutigams nieder und betete, daß er ſolche Schmach nicht zuließe über ihr. Und als ſie betete, wuchs ihr Haupthaar, und als ſie ſich erhob, umwallte es ihren ganzen Leib, wie ein goldener Mantel. Als ſie nun am anderen Tage durch die Straßen geführt wurde, und das Volk gewahrte, welch Wunder an ihr geſchehen, betete es ſie wie eine Heilige an, und warf mit Steinen nach den Häſchern, die ſie führten.

Suſe. Wart einen Augenblick, Agneschen, ich muß nach dem Feuer ſehen! (Sie ſchürt die Kohlen unter dem Heerde an und ſprengt Waſſer hinein, dann kehrt ſie eine Sanduhr um.)

Agnes. Willſt Du nicht weiter hören, wie die Heilige ſtarb? Iſt es nicht rührend, daß man ſie ihrer Schönheit halber ſo grauſam verfolgte? — Weil Jeder, der ſie ſah, unnennbar ſie lieben mußte, beſchuldigte man ſie ſtets der Zauberei, und weil ſie Keinen erhören mochte, entbrannten Alle in Haß wider ſie; vor Allen aber die mächtigſten und reichſten Jünglinge zu Rom. Auf öffentlichem Markte ſollte ſie verbrannt werden, aber ſie betete, und das Feuer that ihr nichts zu Leide, denn die Elemente achten die Unſchuld. — Ein ruchloſes Schwerdt mußte ſie endlich zu Tode treffen, und befreite die Welt von ihrer verderblichen Schönheit, die viel zu himmliſch war für die *ſchlechten* Menſchen.

Suſe. Auch Dich liebt Jeder, der Dich ſieht; auch Du erhörſt keinen Deiner vornehmen ſtattlichen Freier.

Agnes. (Ohne auf ſie zu hören, entzückt.) Sie iſt die holdeſte der Heiligen! Mein Gebet zu ihr das innigſte!

Suſe. Hör', Agnes, Dein Vater hätte Dich wohl mit zur Stadt nehmen können, wer weiß, ob wir ſolche Pracht und Feſtlichkeit je wieder in Augsburg haben. —

Agnes. Mich gelüſtet nicht danach!

Suſe. Weißt Du, weshalb er Dich daheim läßt? — Er fürchtet, daß ſich wieder ein neuer Liebſter für Dich findet.

Agnes. Wenn Du ſolche Reden führſt, laſſe ich Dich gleich wieder allein.

Suſe. Nu! nu! nu! — Aber den fremden Herzog zu ſehen, verlohnt ſich doch ſchon der Müh'! — Nach Allem, was ich von ihm höre, denke ich mir, der verdient mein Agneschen zur Frau. Was ſagſt Du? — Du haſt ihn geſehen!

Agnes. Er wird mich nicht zum Weibe nehmen.

Suſe. Das kannſt Du auch von einem Herzog nicht verlangen. Ehre genug, wenn er Dich liebt.

Agnes. Das iſt mein Dank, weil ich mich mühe, Dir die Zeit zu kürzen. (Geht ab.)

Suſe. (Ruft ihr nach.) Agnes! Agnes! — Grad' ſo war ich auch in meiner Jugend! So durfte man mir nicht kommen. (Sieht wieder nach dem Feuer.) Der Alte hat einen wahren Schatz an mir. Er kann gehen, wohin er will; Suſe bleibt daheim und kocht das Gold. (Dreht eine Sanduhr um.) Nun hat es wieder eine Viertelſtunde Zeit! (Geht ab.)

Dritte Scene.

Bernauer's Haus, mit waldiger Umgebung, wie in der erſten Scene geſchildert. Es iſt Abend und wird in Folge der Scene Nacht.

Albrecht. Dann Zenger.

Albrecht. (Voraneilend.) Dies iſt das Haus, wo ſie weilet! — Welch zauberiſcher Abend feiert rings die Nähe der Holden! (Zu Zenger, der folgt.) Laß mich allein!

Zenger. Wirſt Du auch den Rückweg finden?

Albrecht. Dies ſey der Vorwand meines Eintritts. (Zenger ab.)

Albrecht. (Allein.)

Sey mir gegrüßt, du fromme, ſtille Einſamkeit! In wirren Schlingen hältſt du den gefangen, der dich mit Frevelmuth betritt. — Ich komme, die Gottheit anzubeten, die hier wohnt. — Mein holder, lichter Schutzgeiſt! ja, ich fühle Deine Nähe! — Hinweg! wüſte unſelige Schwelgerei! Fort aus dem Gedächtniß, Alles! — Sie liebt mich, muß mich lieben, und ich, zu ihren Füßen ſchwör' ich ab mein ganz durchraſ'tes Leben, beginne, getränkt von ihrer Engelshuld, ein neues hochbeglücktes Daſeyn.

Agnes. (Tritt vor die Thür.) Wie lange der Vater bleibt!

Albrecht. Sie iſt es! — Himmliſches Genügen Deiner ſelbſt! Holdſelige Ruhe, wie ich nie kannte, ahnete, ich finde meine Ruhe nur bei Dir!

Agnes. Herzog Albrecht!

Albrecht. Ja, Du kennſt mich!

Agnes. Ich ſah Euch an der Spitze Eurer Edlen in Augsburg einziehn.

Albrecht. Ich ſah ſeitdem nur Dich, und was ich von Dir hörte, erzeugte nur den Wunſch, Dich ſtets zu ſehen. — Erſt heut ließ mich ein freundlich Glück vernehmen von dieſer abgelegenen Einöde, von Deinem ſtillen Hauſe, wo Du, keuſch, die Engelshuld dem Sonnenlichte birgſt. — O daß ich hier bin, Dich ſehe — Du lächelſt? — Ein Himmelsſchein verklärt den glühenden Abend; ich ſteh' verzaubert — die Verzauberung iſt mir theurer, als mein Selbſt. — Agnes, wie lieb' ich Dich!

Agnes. Ich kann Dein Weib nicht ſeyn!

(Geht in's Haus zurück.)

Albrecht. Agnes! — Angela! wenn Du's lieber hörſt. — Giebt's Sprüche, die den Mond vom Himmel ziehn, des Abgrunds Geiſter rufen, Gräber öffnen, den Tod zu reden zwingen — o, einen Spruch, das holdeſte Wundergeſchöpf herbeizuziehen und ewig feſt zu bannen! — Agnes! höre mich! — Beſchwört Dich Zärtlichkeit — o Agnes, ich weiß kein zarter Wort, und ruf's beſchwörend, als ſollte mein Geiſt eine zweite Agnes ſchaffen, und meine Seele ſie beſeelen.

Agnes. (Tritt wieder vor die Thür.)

Albrecht. Agnes! Seele meiner Seele — Engel!

Agnes. Mein Herzog! ſchone mein! Wozu der Ungeſtüm, was findeſt Du an mir, daß Du ſo dreiſt meiner ſpotten darfſt?

Albrecht. Bei Gott und allen Heiligen — und bei der ganzen Hölle auch! — Bei Deinem Selbſt, hold wie es leibt und lebt, bei Deiner Nähe, meinem Alles — ich mag nicht ſchwören. Spott' ich Deiner, ſpott' ich der Eide auch. Gilt Dir mein Wort nicht, gelt' es nicht. — So wahr ein liebreiches Geſchick am Wunderabend Albrecht zu Agnes führte, Du biſt mein Weib! o gieb mein Leben mir zurück im Ja!

Agnes. (Nach einer langen Pauſe der Ueberraſchung.) Bedenk'! Du biſt ein großer, großer Herzog!

Albrecht. 's giebt größere! — doch wär' ich Weltbeherrſcher, welch Weib könnt' ich ſo innig lieben?

Agnes. Dein Blut, es giebt kein edleres.

Albrecht. O Deine Schönheit — gab Dir Gott. Drum iſt ſie über edles Blut, was immer nur von Menſchen ſtammt, erhaben wie Göttliches über Menſchliches.

Agnes. Du biſt der reichſte Fürſt im weiten Reich.

Albrecht. Ein Haar von Deinem Haupt iſt mehr als alles Gold; und alle Edelſteine, Perlen, Kleinode, was ſind ſie gegen Deine Augen; Nur Du biſt Reichthum, Alles ſonſt iſt arm und ich der Aermſte, beſitze ich nicht den Weltenreichthum.

Agnes. Der beſte Ritter biſt Du weit und breit.

Albrecht. So bin ich Deiner werth, ich diene Dir längſt, denn was ich Hehres, Heiliges je ſann und dachte, Du biſt es, daß, hingeſchmolzen ſo lichter Erfüllung, all' was ich hab' und bin, nur werth iſt, zu Deinen Füßen ſo zu lieg'n. (Kniet nieder.)

Agnes. (Verwirrt.) O ſchone meiner, Herzog! — Ich könnte, ſo wie Du, dem Herzen folgen — und dennoch darf's nicht ſeyn. — Wenn Du mich liebſt! — ich glaube es, und ſpräche eine Welt dawider; — dies Glück iſt mir nicht neu, ich habe ſchon davon geträumt, zu denken es mir ſchon erlaubt. — O denk' nicht ſchlimm von mir, weil ich verrathe, was ich verrathen nicht ſollte. — Wenn Du mich liebſt, wie Du es ſagſt, wirb' um mich bei meinem Vater. — Ach, theurer Albrecht, nicht Kaltſinn iſt's, der ſo ſpricht. — Ich weiß, dies glaubſt Du mir, Du liebſt mich, und ſo wirſt Du nur begehren, was mir geziemt, was mich der Liebe werth macht.

Albrecht. Gleich Morgen freie ich um Dich, gleich nach dem Turnier. — Mein Gefolge muß Augsburg verlaſſen, nur zehn geprüfte Freunde bleiben um mich zu Zeugen unſerer ſtillen Vermählung. — Dann führ' ich Dich auf ein ſtilles fernes Schloß, und dort erneuen wir die goldne Zeit, wo nichtiger Prunk, läſtige Größe der Erde fremd; wo nichts waltete, als Liebe und ſüße Innigkeit.

Agnes. (Mit plötzlicher Faſſung.) Bis dahin lebe wohl, Gebieter! (Will gehen.)

Albrecht. Noch eine Bitte wirſt Du mir gewähren. Die Schwabenritter, meine Bayern, die Augsburger Patricier, ſie reiten Alle, zu meiner Ehre, morgen in die Schranken. — Gieb mir ein Pfand, damit ſich gleich bewähre, welch Ritterthum ſich übt, wo Du die Bruſt mit höherem Muth erfüllſt!

Agnes. Sey Du mein Ritter, ich bin Deine Dame; (nimmt eine Roſe von ihrer Bruſt) und was ich fühle, was mich hoch beglückt, und wie ich Dein gedenke, zärtlich, innig, mein ganzes Herz von Liebe voll zu Dir, leg' ich in dieſer Blume kleinen Kelch. — Nimm Alles, Alles!

Albrecht. Agnes!

Agnes. Verlaß mich jetzt!

Albrecht. Sey minder reizend, wenn ich ſcheiden ſoll; ich kann nicht!

Agnes. Bei dem Gehorſam, den Du Deiner Dame ſchuldig!

Albrecht. Heiß mich nicht gehen.

Agnes. Muß ich nicht?

Albrecht. Gefaßt geh' ich der Qual entgegen, **Agnes** zu entbehren. Wie auch mein Herz ſich ſträubt, ihr Wille ſiegt. — (Geht ab.)

Agnes. (Allein.)

Er geht. Es war nicht recht, ihn gehen zu heißen. — O Albrecht, für dies Leid liebkoſ' ich tauſendfach Dich in Gedanken, und weine helle Thränen, Dir zum Balſam.

Albrecht. (Kehrt zurück.)

Albrecht. Agnes! Agnes!

Agnes. Du kehrſt zurück, Geliebter!

Albrecht.

Die ganze Welt, ſie ſteht mit Dir im Bunde,
Mit tauſend Ketten zieht es mich zu Dir.
Du magſt mich ſtill, in holder Ruh', entlaſſen;
Die Ruh' iſt Schein, denn ſchalkhaft heiſſeſt Du
Des Haines Gänge wirre Räthſel ſchlingen.
Ich ſehe hundert Wege, keiner führt
Von Dir.

Agnes.

So wiſſe, wie ich ungern Dich entlaſſe.

Albrecht.

Das nächt'ge Laub, wie es der Wind durchſäuſelt,
Flüſtert mit ſüßem Spott: Wir dienen treu
Der Herrin, die in Deinem Buſen thront!
Zurück! zurück! vor ihr gilt kein Entrinnen.

Agnes.

Die lieben heimathlichen Bäume, ja!
Sie wiſſen, wie ſie Deine Nähe ziert.
Allein, wie Albrecht mein, auch wo er ferne,
Das wiſſen doch die treuen Bäume nicht.
Komm nur, Geliebter, Agnes wird Dich führen.
Sie liebt Dich mehr, wie ihre Bundsgenoſſen,
Und löſet ſelbſt die ſüßgemeinten Schlingen.

Albrecht. (Indem er Agnes folgt.)

So leb' denn wohl, du ſtilles graues Haus! —
Den reichſten Schatz haſt du für mich bewahrt,
Gelöſt iſt die Verzauberung, der Ritter
Beglückt, befreit das holde Feenkind —
Bald ſtehſt du öd' und ſtarr, eine Ruine,
Vergangner Feenhuld trauernder Leichnam! (Beide ab.)

Bernauer und Köhler treten auf.

Bernauer. So wollt Ihr mir nicht helfen?

Köhler. Nein!

Bernauer. Köhler! Ich wache die halbe Nacht beim Heerde; fehlt mir das Nöthigſte, ſteht wieder Alles auf dem Spiel. — Schämt Euch, zehn lumpige Goldſtücke! — Ich zahl' Euch morgen Alles wieder, denn morgen bin ich, muß ich am Ziele ſeyn.

Köhler. Ich gebe Alles verloren

Bernauer. Und wenn auch, ſeyd Ihr kein beſſrer Freund? wiegt Eure Freundſchaft nur ein paar hundert Gulden, nicht zehn drüber? — Gut. Unfälle haben mich mißtrauiſch gemacht, daß ich jeder ungünſtigen Möglichkeit vorbauen wollte. — Es gelingt ohne Euch. — An zehn Goldſtücken kann ſolch ein Werk nicht ſcheitern. — Lebt wohl, und morgen holt euch das ganze Darlehn.

Köhler. Zehn Goldſtücke, ſagt Ihr?

Bernauer. Zehn.

Köhler. Es iſt nicht, weil ich hoffe, daß es Euch diesmal beſſer geht als früher. Es iſt mir nur des Freundes halber. — (Giebt ihm Geld.) Nehmt und ſendet mir morgen die Verſchreibung.

Bernauer. Hättet Ihr mir in der Stadt nicht willfahren können, und den doppelten Weg mir ſparen?

Köhler. (Höhniſch.) Nehmt zehn Gulden für den Weg.

Bernauer. (Kopfſchüttelnd.) Man ſpricht von einem Köhlerglauben — doch von einem Köhlerunglauben, einem ſo verzweifelten, verzweifelnden Unglauben, wie dieſes Köhlers — davon kann ich nur reden. — Doch, junger Mann, Euer Unglaube iſt mir lieb. — Wärt Ihr gläubig, ich könnte denken, Ihr thätet's, meine fürſtliche Dankbarkeit in Anſpruch zu nehmen; — je nun! — (ſchiebt entſchloſſen das Geld in den Schubſack) verkennt mich noch bis morgen, ich verkenn' Euch nicht, ihr lieber uneigennütziger Freund, und ſolche Freunde werd' ich brauchen; — wartet einen Augenblick, ich ſeh' nach meinem Heerd, gleich bin ich wieder bei Euch und geh' mit Euch zur Stadt. (Ab in's Haus.)

Köhler. (Allein.)

Geh nur, alter Schwindelkopf! forſch nach dem Golde, ſetz' Dein Alles d'ran, um ſelber dem Golde zu verfallen. — Laß den Verſuch mißrathen und Du haſt Dich zu Grund' gerichtet — was ſoll aus Dir, aus Deiner ſchönen Tochter werden? Ich bin Eure einzige Zuflucht. — Ich liebe ſie. — Ich habe ihm mein Geld nicht aufgedrungen — ich habe ihm ſtets in ſeinen Hoffnungen widerſprochen. — Kann ich dafür, daß er ſich ganz von mir abhängig gemacht? — Agnes liebt mich nicht. — Das ſanfte, gute Kind wird ſich an mich gewöhnen. — Warum iſt mir denn ſo unheimlich, da ich dem Ziele meiner Wünſche ſo nahe bin! — Gewiſſen? — ich thu' nichts Böſes! — Ei was! ich leb' in einer Welt, wo alle Kräfte gelten, bin ich klug und verſchmitzt, will ich's nicht vergeblich ſeyn. — Ich mein's ja gut mit ihnen, will ſie ja glücklich machen!

Suſe. (Kommt aus dem Hauſe.)

Suſe. (Eilig.) Meiſter Rudolph, Meiſter Rudolph, was ſagt Ihr dazu?

Köhler. Wozu?

Suſe. Daß unſre Jungfer da mit einem fremden ſchmucken Ritter im Wäldchen luſtwandelt.

Köhler. Was ſagſt Du?

Suſe. Ich ſtand dort am Kellerfenſter, da ſtand die Jungfer und dort der Ritter.

Köhler. Es iſt nicht möglich! — nicht möglich? warum ſollt' es nicht möglich ſeyn? (Lacht ingrimmig.)

Suſe. Was ſie ſchwatzten, konnt' ich nicht hören, doch ſo viel merkt' ich wohl: Erſt wollte die Jungfer nichts von ihm wiſſen, nachher ließ ſie ſich aber bereden; endlich gab ſie ihm eine Roſe, dann ging er, und kam wieder, und darauf gingen ſie alle Beide. — Wenn das der Alte wüßte! —

Köhler. Ha! Du biſt auch ſo eine rechtſchaffene Seele, wie es in der Welt tauſende giebt. Du dienſt Deiner Herrſchaft redlich!

Suſe. Beſter Meiſter Rudolph, redet Ihr mir in's Gewiſſen? — Wenn nun der Alte morgen das Gold nicht findet — Ihr wißt, er hat Alles durchgebracht, was ſoll aus mir alten Magd dann werden?

Köhler. Schon gut, ſchon gut!

Suſe. Nein, Ihr müßt Euer Wort halten und mich in Euren Dienſt nehmen. Arbeiten kann ich, redlich bin ich auch, und habe meine Herrſchaft um keinen Heller je bevortheilt. Hätt' ich gethan, wie andre Mägde, ich könnte auf mein Alter in Ruh' und Frieden leben, aber ſo, mein Bischen Erſpartes, das ich dem Alten aufzuheben gab, iſt auch hin — (ſie weint.) das iſt der Lohn der Tugend und Rechtſchaffenheit.

Köhler. Beruhige Dich, ich will ſchon für Dich ſorgen, und das für Deinen Dienſt! (Giebt ihr Geld.)

Suſe. Gotteslohn!

Köhler. Ich hör' Deinen Herrn kommen. Sag' ihm, ich ſey zur Stadt gegangen. Ich tauge nicht für Geſellſchaft. (Für ſich.) Ich muß doch ſehen, wer der feine Ritter iſt, und wie ſie ſich benimmt, die Heuchlerin!

(geht ab.)

Bernauer. (Aus dem Hauſe.)

Bernauer. Wo iſt Köhler?

Suſe. Zur Stadt gegangen. Er taugt heut nicht für Geſellſchaft, läßt er Euch ſagen.

Bernauer. Sieh' d'rinnen nach dem Heerd! (ab).

Suſe. (Allein.)

Die Jungfer iſt ſo dumm gar nicht, es war gewiß ein feiner ſtattlicher Herr, das verändert gleich die Sache, ich wäre auch ſchon mit ihm gegangen! (Ab in's Haus.)

Agnes tritt auf. Köhler verfolgt und belauſcht ſie.

Agnes. Nun, Himmel, löſche deine Lichter! Herab, o Nacht, mit tiefer Finſterniß! Vertilge Alles um mich her. -- Er liebt -- liebt mich — nichts will ich mehr!

Köhler. Welche Unruhe in ihr, und plötzlich ſieht ſie wieder ſinnend.

Agnes. Will ich ihn denn nicht wieder lieben? — Doch Albrecht iſt ſo ſchön, daß alle Welt ihn lieben muß, und will ihn Agnes lieben, iſt es nichts.

Köhler. Nicht doch, ſie iſt das unſchuldsvolle, harmloſe Geſchöpf wie ehemals.

Agnes. Doch lieben will ich ihn, für eine Welt; die große Welt mitlebend, die begehrt nach dem Entzücken dieſes Herzchens.

Köhler. Und wieder ganz Freude?

Agnes. Nein! Nicht die Welt, Agnes ſoll Albrecht lieben. Gefangen bleibe die unendliche im kleinen Herzen.

— Ei! ſo voll Selbſtſucht? was will der Neid, was Geiz von Agnes?

Köhler. Sie ändert ſich mit jedem Augenblick!

Agnes. Du große Welt, laß mir den einen Albrecht, liebt Anderes, ihr Geſchöpfe alle — Albrecht iſt für Agnes.

(Eilt ins Haus.)

Köhler. (Ausbrechend.)

Ja! ja! Sie liebt, liebt unverkennbar. (Wirft ſich auf die Treppe nieder, richtet ſich auf und ſpricht wüthend:) Es iſt eine arge Wirthſchaft in dieſem hölliſchen Hauſe. Gut! — morgen tret' ich hin und entlarv' euch **Beide.** (Eilt zornig ab.)

Vierte Scene.

Gemächer des Herzogs. Morgen.

Es treten auf: Zenger, Paul von Gemsbeſen mit Rittern.

Zenger. (Geſchäftig.) Iſt Alles nach des Herzogs Wünſchen ausgeführt?

Paul. Seit einer Stunde iſt das Gefolge nebſt dem Gepäck ſchon unterwegs. Meine Roſſe ſtehen geſattelt im Hofe.

Zenger. So lebt denn wohl, glückliche Reiſe!

Paul. Zenger!

Zenger. Nun! was giebt es noch? Ich habe alle Hände voll zu thun.

Paul. Es will mir nicht gefallen, daß der Herzog mich fortſendet.

Zenger. Wie ſo?

Paul. Irgend etwas iſt im Werke, das der Herzog, ſein Vater, nicht wiſſen ſoll.

Zenger. Wer wird ſo argwöhniſch ſeyn?

Paul. Eure Verſtellung iſt bei mir fruchtlos. — Albrecht's ausdrücklicher Befehl heißt mich Augsburg ſchleunigſt verlaſſen, — ich gehe, aller Verantwortung ledig! — Es hüte ſich, wer ihm zu allem willig die Hände bietet, vor ſchlimmen Folgen. — Lebt wohl! ein glückliches Wiederſehen in München wünſche ich. (Geht ab mit ſeinen Rittern.)

Zenger. (Allein.)

(Blickt ihm zornig nach.) Ih! daß Du zehnmal unterwegs den Hals brächeſt, Du gelbſüchtiger ſchwarzer Satan! — Vor dieſen Speichelleckern kann ein ehrlicher Mann nicht mal huſten, ſo weiß es der Herzog. — Ja! das iſt Waſſer auf deine Mühle, wenn Albrecht etwas gegen den Vater beginnt. Stand er doch, wie Jemand, der ſeines Sieges gewiß iſt. — Nun! rafft nur Gold zuſammen, Du und Dein ſaubrer Sohn. Kommt der mal zur Herrſchaft (deutet nach Albrecht's Cabinet), ſo hängt Ihr alle Beide, wofern Ihr Euch nicht bei Zeiten aus dem Staube macht. (Er ruft in die Scene:) Hervor Ihr Herren, die der Herzog ſeines beſondern Vertrauens werth achtet!

Irſinger, Gemmingen und noch ſieben andre Ritter treten ein.

Zenger. Zieht Eure Schwerdter, und ſchwört, weder mit Wort, noch Zeichen, noch Geberde zu verrathen, was Ihr heut ſeht und hört.

Die Ritter alle. (Ziehen ihre Schwerdter.) Wir ſchwören das tiefſte Schweigen.

(Kleinbarth kommt herein geſprungen.)

Kleinbarth. Sachte, Ihr Herren, der Narr ſchwört mit! (Er ſtreckt den Narrenſtab wie ein Schwerdt hin.) Ich, der ich Alles weiß, ſchwöre zu ſchweigen wie Einer, der nichts weiß. Auge und Ohr entſagen der Gemeinſchaft mit Zung' und Lippe; um kurz zu ſeyn, in einer kurzen Rede vermeß' ich mich zu einem ewigen Schweigen. — Abſonderlich geht's hier zu! Geſcheute Leute laſſen Narren ſchwören, ihre Thorheiten zu verſchweigen; wär's nicht beſſer, Narren ließen Geſcheute ſchwören, keine zu begehen?

Arſinger. Allein was giebt's?

Kleinbarth. Eine Hochzeit, das iſt Alles.

Gemmingen. Wider Wiſſen ſeines herzoglichen Vaters?

Kleinbarth. Als ob *der* nicht Hochzeit gemacht wider Wiſſen ſeines herzoglichen Sohnes?

Arſinger. Und wen führt er heim?

Kleinbarth. Die ſchöne Agnes, oder Angela, wie man ſie hier nennt, denn ein Engel iſt ſie an Reizen, die Tochter des Baders Bernauer.

Arſinger. Eine Baderstochter!

Gemmingen. O das geht nimmer gut!

Ein andrer Ritter. Wer den Herzog liebt, der hindre dieſe heilloſe That.

Kleinbarth. Ihr werdet ihn erzürnen.

Arſinger. Ich wag' mein Leben dran und rede!

Alle Ritter. Auch ich, wir Alle!

Kleinbarth. Ihr Herren laßt Euch rathen. Seyd ſelbſt berathen, eh' Ihr Andern rathet, und hütet Euch, als unberathne Räthe Rath zu geben. Laßt Euren Rath erſt Euch gut ſeyn, eh' Andern, und Gutes behält man, Schlechtes giebt man weiter — Laßt Euren Rath zur Reiſe kommen. Wer ſaures Obſt vertheilt, erndtet ſaure Geſichter, und in ſaure Aepfel liebt man nicht zu beißen. Ich rathe Euch, Euch wohl zu berathen, und vom Heirathen Niemand abzurathen, es könnte Euch mißrathen, und Ihr in Ungemach gerathen.

Zenger. (Der ſich während dieſer Reden entfernt, raſch in die Thür tretend.)

Zenger. Du mußt augenblicks zum Herzog kommen, **Kleinbarth!**

Kleinbarth. Ich komme, Großmaul! Vergebt, Ihr Herren, daß ein Narr ſich auch mal unterſteht, Geſchäfte zu haben. (Im Abgehen) Ha! das giebt gute Zeiten, wenn Fürſten Narren rufen laſſen! (Alle ab.)

Fünfte Scene.

Flur in Bernauers Hauſe, wie in der zweiten Scene. Der Heerd iſt verſchloſſen, das Feuer erloſchen, man ſieht den Apparat.

Bernauer. (Troſtlos in einem Seſſel.)
Agnes. Köhler.

Bernauer. Was kann ich irgend denn verfehlt haben, daß es hier (deutet auf ſeinen Kopf) anders iſt, wie dort! (Deutet auf den Apparat.) (Verzweifelnd.) — In meinem Leben kann ich ſo koſtſpieligen Prozeß nicht wiederholen! So mag denn Unverſtand den frommen Glauben höhnen; verdammt ſey jeder edle Geiſt zu Nahrungsſorgen. Wer drüber will, in den Schuldthurm mit dem, wie es mein Loos wohl ſeyn wird.

Agnes. O theurer Vater, faß Dich endlich!

Bernauer. Mich faſſen, wo mich Wahnſinn faßt!

faſt möcht' ich faſſen dieſen grauen Kopf, vom Rumpf ihn reißen und mit Füßen treten. — O meine goldne, goldne Hoffnung! (Er weint.)

Köhler. (Naht ſich langſam. Mit wehmüthigem Pathos.) Nun, Du grauköpfiger Gelbſchnabel, Du ausgedörrter Greis mit den feuchten Ohren, der wieder kindiſch geworden, oder ein Menſchenalter hindurch es geblieben, — wo iſt nun Deine Weisheit, wo ſind die überſchwenglichen Hoffnungen alle, wovon willſt Du die Verſprechungen erfüllen, die Du mir gethan, woher Dich morgen ſättigen, wohin Dein müdes Haupt zur Ruhe legen? — O ich habe es Dir geſagt, auf dieſer Welt erfüllen ſich ſolche Träume nimmer. Auf dieſer Alltagswelt haben nur Dumme Glück, wer hoffen, begehren, wünſchen kann, gelangt zu Nichts.

Agnes. Abſcheuliche Weisheit!

Bernauer. O weiſer Mann, fahr fort! — Nicht wahr? Zu ſchön für dieſe Welt iſt wie ich ſtrebe? Schmach dieſer Welt, die nicht erfüllt ſolch' Streben und Ehre mir, der ich alſo geſtrebt.

Agnes. Böſer Menſch, Du machſt ihn wahnſinnig. — Mir vertraue, Vater! Du ſollſt wieder Gold machen, ich gebe Dir Alles, was Du bedarfſt und wünſcheſt. — O forſche nicht, woher — es iſt das Mindeſte, was ich thun kann für Dich.

Köhler. Agnes! entſag' den Hochmuthsträumen, die jene ſtattlichen Herren Dir einflößten, die mit Muſik, mit ſüßen Worten Dir ſchmeichelten, und die Fenſter Deines Schlafgemachs mit Blumen ſchmückten. — Was hoffſt Du? — Ihr habt Beide nur einen Freund, und der iſt Rudolph

Köhler. — Vater Bernauer, hör', wie Dein einziger, Dein letzter Freund zu Dir ſpricht. — Sieh, ich bin reich, und will all' mein Hab' und Gut mit Dir theilen. — Du brauchſt Geld, willſt Du leben — ich ein Weib — ſoll ich leben. — Ja, Agnes, denke was Du willſt, ich liebe Dich!

(Er kniet.)

Agnes. O Gott! ich werde irr! (Will entfliehn.)

Köhler. (Hält ſie zurück.) Du ſollſt mich ja nicht wieder lieben, ich weiß, dazu taug' ich nicht, doch erbarmen kannſt Du Dich, denn Du biſt gut. — Sieh, ich bin ein finſtrer unſeliger Menſch, bin dem Mißmuth, der Verzweiflung preisgegeben. Nimm Dich meiner an, Du holder Engel, und lächle reizend, wie Du biſt, Bekümmerniß und ſchwarze Angſt von mir hinweg. — Agnes! Agnes! ich bin elend ohne Dich!

Agnes. (Hat ſich losgewunden.) Unverſchämter! (Entflieht.)

Köhler. (Stampft mit dem Fuße.) Wo hinaus will denn die Baderstochter? — Ei, mit Rittern will ſie in der Dämmerung koſen, doch naht ein ſchlichter Freiersmann mit gutem Willen, rechtlich, der ſie nähren kann, dem traut ſie nicht, der iſt ihr unverſchämt, der darf in ſeiner Schlichtheit ſie nicht werben. — So alſo werd' ich abgewieſen? — Ich, Euer Wohlthäter? gut! — ich rechne nicht auf Dank, allein das Meinige will ich. Weiſt Ihr mich ſchnöde ab, gebt mir mein Geld! — Seyd Ihr hoffärtig, ei, bezahlt auch, was Ihr ſchuldig!

Bernauer. Köhler! Du haſt Dich meinen Freund genannt, ſprachſt von Uneigennützigkeit und Liebe — war das Deine Abſicht?

Köhler. Ja! nun weiſe mich ab, aber bezahle!

Bernauer. Ich kann nicht; mein Kind zwingen, noch weniger: viel lieber will ich die dürren Sehnen im Tagelohn verdingen.

Köhler. Der Schuldthurm, Alter! der Schuldthurm!

Bernauer. Meine Gläubiger werden mit ſich reden laſſen, und ein Einſehens haben.

Köhler. Ich bin der Schlimmſte, und laſſe nicht mit mir reden.

Bernauer. So ſchlecht willſt Du an mir handeln?

Köhler. (Von plötzlichem Mitleid ergriffen.) Ja wohl! ich handle ſchlecht. — Und doch — ich biete Dir, was ich habe, all' mein Gut, mich ſelber mit; kann ich dafür, daß Alles nicht viel taugt? — Gern wär' ich beſſer, reicher: ich bin nun einmal ſo arm und ſchlecht. — Wie hat Deine Weisheit, wie Deine Tochter Dich betrogen, und ich, Dein Freund, ſoll beſſer ſeyn? ſo *will* — ſo *muß* ich. — Was! biſt Du ein Menſch, ſo ſey verdammt zur Einſicht. So iſt's, und anders kann's nicht ſeyn.

Bernauer. Schilt meine Weisheit, Deine Freundſchaft! doch meine Agnes kannſt Du nicht verunglimpfen.

Köhler. Ei, frag' ſie doch, wer ſie beſuchte, da ich mit Dir zur Stadt; — verſchwieg ſie Dir's?

Bernauer. — Es iſt nicht wahr!

Köhler. Und wem ſie eine Roſe gab, weißt Du von Nichts?

Bernauer. Du bringſt mich zur Verzweiflung!

Köhler. Hahahaha! Was träumſt Du auch von Weisheit, die *göttlich* ſchafft, von Freundſchaft, die *himmliſch* liebt, von Unſchuld, die engelrein. — Man muß Dich ja betrügen, Alter — hahahaha! Ich lache bei meinem bitterſten Elende, hahaha! daß ein Weltweiſer ſo gottesjämmerlich auf Gottes Welt daſitzen kann. Wer iſt der Weiſe, ich oder Du? — (In Thränen jubelnd.) Ich — ich — Triumph — ja, ich triumphire über Dich! — Ja, das iſt der Triumph, den Weisheit feiert. (Mit Entſetzen.) O Gott, welch ein Triumph!

Agnes. (Tritt ein.)

Agnes. (Entzückt.) Du gütiger Gott, ſpende mir Tugenden aus dem reichen Schatz Deiner Allgüte, beraube Deine Engel und ſchmücke mich mit ihren Reizen! O, mach' mich ganz der höchſten Liebe werth!

Bernauer. Wer war geſtern Abend bei Dir? — Wem gabſt Du eine Roſe? — Agnes, haſt Du ein Liebesverſtändniß hinter Deinem Vater her?

Agnes. (Befremdet.) Woher weißt Du es?

Bernauer. So ſoll ich es nicht wiſſen? — Nun, Köhler, haſt Du recht, nun triumphir' in Gottes Namen, denn Deine Weisheit ſiegt, nun ſperr' mich in den Schuldthurm, laß mich todthungern, nun gilt mir Alles gleich! — (Sinkt weinend in den Seſſel.)

Die Hausthür öffnet ſich, es treten ein: **Zenger**, **Gemmingen**, **Kleinbarth**. Diener tragen Geſchenke, ſtellen ſie hin und gehen

Kleinbarth. (Grüßt feierlich.)

Wo Schönheit weilt, iſt Liebe auch nicht weit.
Zwar naht hier nur ein Narr im Schellenkleid,
Und neigt ſich mit fröhlicher Geberde
Vor Dir, ſchön' Angela! tief bis zur Erde

Viel ſprach er ſchon, was luſtig war und kraus,
Doch was er heute ſpricht, ſieht luſt'ger aus,
Viel luſt'ger, als ſich ſeine Schellen regen,
Sein Anzug iſt ein Trauerkleid dagegen.
Ein Herzog will ſich freu'n, ſein Narr muß frei'n.
Schön Agnes, willſt 'ne Herzogin Du ſeyn?
Nimm Albrecht's Hand, und was ſie kann verleih'n,
Ihn ſelber mit — nur ſag' nicht: nein!
Ein Herzog iſt und all' das Seine Dein.

(Er deutet auf Albrecht, der in dieſem Augenblick im Hintergrund erſcheint, und zornig zu ſeinen Rittern ſpricht.)

Albrecht. Und ſtänden ſo die Geiſter meiner Ahnen und riefen bleich und zitternd: „Halt!" und „Wehe!" — es wär' umſonſt! Mußten ſie die ſtolzen Palläſte verlaſſen, ſo ſchmal und eng vorlieb zu nehmen; und Staub und Moder ſoll mich wehren von dieſer ſüßen Lebensblüthe? — Still! Ihr denkt wie die Gruft, und ich wie helles Sonnenlicht. (Tritt ein.) Agnes! alles Liebe, Süße entſog ſich die Natur zu Deinem Wunderbilde. Nun iſt ſie haſſenswerth, denn Liebe iſt nur für Agnes. Um Dich zu lieben, trotz ich einer Welt und achte drohende Gefahr als Reiz nur, unſern ſchönen Bund noch mehr zu zieren. Ja, Agnes! ganz wie Du biſt, mit allem, was Dich nur entfernt berührt, nenn' ich Dich mein. Ich liebte Dich minder, glaub' ich, wär's in einem anders.

Agnes. Dein bin ich; wenn gleich arm und niedrig, geſchaffen doch für Dich, in reiner, heiliger Beſtimmung Dein! O fühl' die Wonne, ſolche Beſtimmung in ſich zu erleben! Die Erde hat kein Leid, das aufwiegt dieſe Seligkeit.

Albrecht. Der Greis dort iſt Dein Vater? — O Vater! ſo ward noch nie geliebt, wie ich liebe: ſo ward noch nichts begehrt, wie Agnes: ſo giebt es keine zweite Bitte, als ich um Deinen Segen!

Bernauer. Wie, Herr! — darf ich es glauben, Ihr frei't dort um mein Kind? — Die arme Baderstochter wollt Ihr zum Weibe?

Albrecht. Sie ſoll es nicht mehr ſeyn. (Zu Agnes.) Kniee nieder! (Zu ſeinen Rittern.) Entblößt die Schwerdter, entfaltet die Paniere. (Es geſchieht, die Ritter knieen mit gezückten Schwerdtern; auch er zieht ſein Schwerdt, über ſie gebeugt.) Was ich anbete, knieet vor mir, wo ich Erhörung finde, beug' ich mich huldvoll nieder. (Berührt ſie dreimal mit dem Schwerdt.) Erhebe Dich, Agnes von Hohenwart, auf Lebenszeiten biſt Du mit dieſer Herrſchaft belehnt. (Er zieht ſie an ſeine Bruſt.)

Die Ritter. Heil dem edlen Brautpaar!

Agnes. (Die Knieenden betrachtend.) Es iſt ein Traum, ein ſüßer Traum, den ich um ſeine Huld beneide.

Albrecht. O herrliches, geliebtes Weib!

Bernauer. Mein Herzog, wär' ich ein König, und gäb' Dir Kron' und Reich, oder ein Bettler, und ſchenkte Dir die letzten ſchlechten Lumpen — ich hätt' Dir gleiche Liebe erzeigt — ich gab Dir Alles. (Nimmt ſeiner Tochter Hand.) Ich habe nichts als dieſe Tochter, ſie iſt mein Alles! — — (Er kämpft mit Thränen.)

Agnes. (Fällt zu ſeinen Füßen.) Theurer, lieber Vater!

Bernauer. (Luſtig, doch halblaut zu Agnes.) Nein, Eure Herzoglichen Gnaden, bitte unterthänigſt. Ich bin ein ſchlichter Bader, das kommt mir nicht zu. (Er hebt ſie auf.) Hopſa, Eure Herzoglichen Gnaden, da habe ich Euren Herzoglichen

Gnaden einen derben Stoß verſetzt. Halten zu Gnaden, Herzogliche Gnaden! Köhler! Köhler! wo ſeyd Ihr? — (Er rennt zu Köhler.) Köhler! Ihr könnt leugnen, leugnet mir die Augen ab, leugnet mir den holden Herzog weg. Leugnet meine fünf geſunden Sinne, ich verliere ſie vor Freuden!

Albrecht. (Zu den knieenden Rittern.) Erhebt Euch! — (Zu Agnes.) Die Stunde eilt, noch heute müſſen wir in Augsburg verſchwinden. — So kommt zum Altar! (Zu Bernauer.) Folget uns! (Zu einigen Rittern.) Ihr geleitet ihn! — (Geht ab mit Agnes und einigen Rittern.)

Bernauer. (Jetzt in volle Luſtigkeit ausbrechend.) Ja! geht nur, geht, derweil ich mich beſinne, wie ich am Beſten das Haus hier niederreiße. He! Suſe! Suſe! Bei'm erſten Lärm, den Du vernimmſt, ſchlag Töpfe, Tiegel, Keſſel, Kannen, Teller, Schüſſeln, Alles kurz und klein, ich ſprenge den Apparat hier in die Luft, daß es einen Knall giebt, als ob tauſend Feuerſchlünde platzen.

Erſter Ritter. Mann! faſſe Dich! Deine Freude iſt uns Allen gefährlich.

Zweiter Ritter. Das tiefſte Schweigen iſt uns anbefohlen.

Dritter Ritter. Wir haben es beſchwören müſſen.

Suſe. (Eilt herbei.) Aber mein Jeſus, was iſt denn geſchehen?

Bernauer. Fort, Plaudertaſche! — Gemach! Ihr Herren, ich kann auch gefaßt ſeyn. Wer Glück hat, der bekommt auch Verſtand, es zu tragen. — Ich ſchwör' es Euch, man findet ſich leichter darein, wie in's Unglück! — Wie wenig ich auch meines Glückes werth bin, meines Ganges, meiner Haltung, meines würdevollen Benehmens ſoll es ſich nicht ſchämen. — Kommt, Ihr Herren, wir wollen unſer Bayern in Beſitz nehmen! (Geht ſehr gravitätiſch ab, die Ritter folgen.)

Suſe. (Erſtaunt.) Begreift Ihr das?

Köhler. Geh zum Henker!

Suſe. Pfui doch! wer wird eine ehrliche Perſon ſo anfahren. (Schreit auf.) Ach, der Alte hat das Gold gefunden! — Aber er ſagt ja, er wolle ſein Bayern in Beſitz nehmen? richtig! der ſchöne Herzog iſt ja der Herzog von Bayern. Gewiß hat ihm der Alte, da er ſich juſt hier aufhält, ſein Herzogthum um einen mäßigen Preis abgekauft. Denn baares Gold duldet er nicht, und wo ſoll er auch mit all' dem Golde hin? — Himmel, welche koſtbare Dinge! (betrachtet die Geſchenke) und die hat der Alte gleich eingekauft? — Ich fange an, einen großen Reſpekt vor der Weisheit zu bekommen. — Ach! wenn wir nur bald nach unſerm Herzogthum zögen. — In Augsburg gefällt es mir ſo nicht mehr! — Meiſter Rudolph! Ihr wolltet an Gold nicht glauben; — Pfui doch, wer wird ſo kleingläubig ſeyn! (Geht ab.)

Köhler. Ich glaube doch nicht an Glück, — ich glaube auch nicht an Liebe — ich Narr! — mag ein Fürſt an ihr zum Narren werden, nicht Rudolph Köhler. — Was! iſt nur ein einzig Weib auf Erden liebenswerth? — und geſetzt, — darf nur ein einziger Sterblicher glücklich ſeyn? — womit verdient's der Eine? — Was haben die Andern verbrochen? Ei, Glück zur Hochzeit, das Leben iſt doch nicht des Aufhebens werth! — (Indem er ſich mit geballter Fauſt vor die Stirn ſchlägt.) Bin ich denn der Narr, der ſie nicht vergeſſen kann!

(Rennt wüthend ab.)

Zweite Handlung.

Erſte Scene.

München. Herzogliches Schloß.

Herzog Ernſt. Herzogin Eliſabeth nebſt Gefolge.
Braunſchweigiſche Geſandte.

Herzog. (Zu den Geſandten.) Wir haben den Antrag ſeiner Herzoglichen Gnaden, Erich von Braunſchweig, hinſichtlich der Vermählung ſeiner einzigen Tochter Anna mit unſerem lieben Sohne Albrecht, wohl erwogen. Eine nähere Verbindung unſerer Häuſer dünkt uns wünſchenswerth, die Bedingungen billigen wir mit Freuden, und haben ſofort zum Herzog Albrecht geſandt, um unſere Wünſche ihm an's Herz zu legen: ſo weit das Anſehn des Vaters es vermag, denn wir laſſen ihm in allen Stücken freie Wahl — harret in der Nähe auf die Entſcheidung. — (Geſandte ab.)

Auf einen Wink des Herzogs entfernen ſich ſeine Ritter und die Frauen der Herzogin.

Herzog. (Zur Herzogin.) Das Benehmen unſeres Albrecht fängt an, mir ſehr zu mißfallen. Eine unfürſtliche Neigung beherrſcht ſein Gemüth, bewegt ihn, uns zu meiden, hält ihn gefangen in Voheburg: und ſo oft er kann und darf, entflieht er uns, fehlt bei jedem Feſte, bei allen ritterlichen Spielen, denen er ehemals mit ganzer Seele anhing. — Aus dieſem Grunde beſonders ſey der Antrag von Braunſchweig uns willkommen. Er wird ſich in die Angelegenheiten unſerer Häuſer eng verwickelt ſehen, und ich glaube, mehr bedarf es nicht, ihn fühlen zu laſſen, wo ſein Platz, und er an ſeinem Platze ſey; ſein edles Blut muß bewähren, weſſen Art es iſt, um auszuſtoßen als feindſelig ſeinem Urſprunge, wie ſeinem Weſen, den Stoff, von dem es erhitzt. — Raſch und unerwartet ſoll das Ereigniß ihn ergreifen, eh' noch eine Kunde unſeres Vorhabens ihn erreicht, ſoll er hier ſtehen, vor ſeinem Vater, Bayerns Herzog.

Eliſabeth. Willſt Du ſeiner nicht ſchonen, mein Gemahl, ſo erlaube wenigſtens, daß ich mich entferne. Ich mag es nicht mit anſehen, wie Vater und Sohn unaufhörlich mit einander hadern, und blind vor Eifer, nicht einmal der kranken Gattin, der leidenden Mutter gedenken, die jeden Streich, den ſie einander verſetzen, doppelt empfängt und empfindet. — O wüßtet ihr, wie dieſe eure Zwiſtigkeit mir meine Grube höhlt. Der Gram iſt mein Siechthum, und doch muß ich mein elendes Leben zu erhalten wünſchen, denn was werdet ihr mit einander beginnen, wenn ich nicht mehr bin, eure Vermittlerin?! —

Herzog. Ich will ſeiner ſchonen, will ihn nicht ſchelten, noch beſchämen, wie ich wohl könnte. — Nur ſein Urtheil will ich wecken, die Wahl ihm anheimſtellen zwiſchen Pflicht und Schmach — Zwieſpalt will ich in ſeine Seele ſchleudern, zum Kampf ſie reizen, und, dem klugen Ärzte gleich, die beſſere Natur in ihm wecken, daß ſie, ihre Kräfte fühlend, die eigene Geneſung begehe.

Otto von Gemshofen tritt auf.

Otto. Herzog Albrecht!

Herzog. Kommt erwünſcht!

Otto. Hier ſind Seine Gnaden ſchon ſelbſt.

Albrecht tritt ein. Otto ab.

Herzog. Albrecht! ich habe Dich herbeſchieden. —

Albrecht. Nicht doch! mein Herzog, ich komme aus eigenem Willen. — Tagtäglich gehe ich mit dem Geſuch Dich an, mich nach Voheburg zu entlaſſen. Was zögerſt Du ſtets, die *unſchuldige* Bitte mir zu gewähren?! —

Herzog. Was giebt's dort ſo Wichtiges für Dich? —

Albrecht. Dein Aufruf beſcheidet alle Ritterſchaft nach Regensburg, wo Du Hof zu halten gedenkſt. Ich will mit würdigem Prunk mich zu den Turnieren rüſten. —

Herzog. Kann das nur dort geſchehen? —

Albrecht. (Sehnſuchtsvoll.) Nur dort!

Herzog. Wahrlich ſehr ſeltſam! — Doch davon ein andermal. Hier warten Angelegenheiten von der größten Wichtigkeit auf Dich.

Albrecht. Sie ſind gut in Deinen Händen! —

Herzog. Nicht doch! Sie gehen unmittelbar Dich ſelbſt an.

Albrecht. Seit wann wiederfährt mir denn die Ehre, daß Du in wichtigen Angelegenheiten mein Urtheil anſprichſt? — Schließ alles für mich ab. Was Du thuſt, wird beſſer Dir gefallen, als was ich — — Ich muß nach Voheburg, und bin durchaus nicht in der Stimmung, von Geſchäften zu hören!

Herzog. Du wäreſt nicht in der Stimmung, Deine eigenen und Deines Landes Angelegenheiten zu vernehmen?

— Nun! wenn Du, der mir der Nächſte, nicht in der Stimmung biſt, da möchte ich wiſſen, wer es ſeyn ſollte. — Albrecht, Du biſt kein Kind mehr, biſt Ritter! Fürſt! — Allein das Kleid macht nicht den Fürſten, noch gebieteriſches Wort und Benehmen. Der iſt's, der für das Land ſorgt; läßt das der Fürſt den Räthen, — Ei! — ſo ſind die Räthe Fürſten, nicht er. Unſere Landen ſind uns von unſeren Vorfahren nicht überkommen, damit wir ſie als unverdiente Erbſchaft leicht verpraſſen; wir empfingen ſie, um ſie als Eigenthum zu lieben, ihrer zu pflegen, und ſo auch ſollſt Du ſie einſt empfangen, — drum ſprich nicht, Du ſeyſt nicht in der Stimmung. Seyn mußt Du, was Du biſt, und darum ohne Weiteres: Setz Dich!

Herzogin. Albrecht! Iſt's ſo Schweres, was Dein Vater verlangt, daß Du nicht gehorchen kannſt?

Albrecht. (Setzt ſich.) Je nun! ich ſitze zu meines Landes Wohl!

Herzog. Das Wohl des Landes, Albrecht! iſt Deines Vaters einz'ge Sorge, iſt Fürſtenſorge. Die nicht zur Welt als Fürſten kamen, mögen für ſich nur ſorgen; meine Sorge gilt andern, vielen, meinen Unterthanen allen. — Genug davon! — Gewärtig, wie es meinen Jahren ziemt, des Winks der Allmacht über mir (denn meine Würde und meine Werke ſind minder ſterblich), gemahn ich Dich, Albrecht. Sey eingedenk der Zukunft unſers Hauſes, daß ſie erblühe, ihrer Vorzeit würdig! — Das Land, Dein Alter, göttliches und menſchliches Geſetz erheiſchen als ſüße Pflicht von Dir: Vermählung. — Ich weiß, Dein ritterliches Herz iſt ſanfteren Gefühlen zugänglich, und kann mein Wunſch mit Deiner Neigung Hand in Hand gehen: ſo wünſch ich, daß Du die Herzogin Anna von Braunſchweig, des Herzogs

Erich einzige Tochter, durch Abkunft, Rang, würdigen Reichthum und edle Leibesgaben Deiner werth, auch zu meiner Tochter macheſt.

Albrecht. (Aus ſeiner Zerſtreuung erwachend.) Ja! ja! ganz wie Du meinſt — nun gieb mir den begehrten Urlaub endlich.

Herzog. Mit Freuden! wenn Du in die Vermählung willigſt.

Albrecht. In welche Vermählung?

Herzog. Wovon ſprach ich denn? Mit der Herzogin Anna von Braunſchweig!

Albrecht. Nichts von Vermählung! Das Wort iſt mir zuwider, — doch ſinn' ich auf nichts Lieberes, als den Sinn! — Und wär's die Tochter des gnädigen Kaiſers, und brächte die Schätze Indiens ſammt hundert Königreichen — Ich bin zu jung, mich zu vermählen — nein! nein! ich bin zu alt. — Mein Herzog! den Ehen geht ein himmliſcher Beſchluß voran, drum müſſen wir die Stunde abwarten, die als günſtig d'rüber verfügt iſt.

Herzog. Und dieſe Stunde?

Albrecht. (Gequält.) Dieſe Stunde, machſt Du mir zur Ewigkeit; ſo gieb mir den begehrten Urlaub endlich.

Herzog. Ich meine die Stunde, die der Himmel als günſtig über Deine Ehe verfügt.

Albrecht. Iſt verſtrichen! — meinſt Du nicht — wart' ſie ab! — Leb wohl! (Steht auf und will gehen.)

Herzog. Bleib, Albrecht! — Denkſt Du, ich wiſſe nicht, auf welchen geheimen Sinn Deine Reden zielen? — Ich weiß, was in Voheburg vorgeht, allein aus Schonung für Dich will ich von Jugendſtreichen nicht wiſſen, will nicht wiſſen, was Dich unwerth macht der Gemeinſchaft mit ehrenwerthen Rittern. Wär's kundig, wie tief herab Deine Neigung ſich verſtieg: ein Spott wärſt Du den Fürſten, eine Schmach Deinen glorreichen Vorfahren!

Herzogin. Ums Himmelswillen, mein Gemahl, iſt das die Schonung, die Du mir angelobteſt? — Kein Wort, Albrecht! — zu mir, deiner Mutter, ſprich — welch ein Gegenſtand faßt ſo Deine ganze Liebe, daß Du ſelbſt meinen wohlverdienten Antheil mir entziehſt? — Verdient das die zärtliche Sorgfalt, die ich von Deiner Kindheit an Dir erwies? — Und haſt Du für mich keine Liebe mehr; überlegte Dankbarkeit mindeſtens ſollte Dich vermögen, zu meiden, was mein Herz zerreißt. — Geſtatte nur — weil ich doch einmal für Dich ſorgen *muß* — daß ich Dich frage: — Was iſt's, daß Du, feindſeliger gegen Dich, wie gegen uns, Dich ſelbſt zerſtörſt; was raubt Dir Nachts den Schlaf, Tags über den Genuß von Speiſe und Trank; was beugt Deine adliche Geſtalt, welkt Deine Jugendblüthe, macht Dein ganzes ſiegreiches Weſen unterthan dem Kummer, dem feindſeligen Tyrannen, der nun uns alle unterjocht? —

Albrecht. Warum ich Speiſ' und Trank verſchmähe, Mutter? — Ein andrer Durſt erfüllt die Seele mir. — Wie jener König, in der Wüſte dürſtend, Kron' und Reich um einen Becher Waſſer gab, um ſolch ein dürftig Labſal, um Nichts — Alles! — ſo geize ich nach den Liebkoſungen eines Wunderbildes — und wie Heißhunger das verrückte Hirn zu Träumen zwingt von Vogeleiern, Brodrinden, ſo haftet mein Geiſt an *einer* Vorſtellung! — Drum gleiche ich, zu früh, vor meinem Tode, dem Abgeſchiedenen, dem *hier* ſein Himmel fehlt, die Erde fremd. — (Entzückt, als habe er eine Viſion.) Ja! da iſt der Himmel, wohin ich jetzt mich ſehne; wegwerfen möchte man ſolch Leben ſeinethalben. — Drum habt mich länger nicht zum Beſten! — So entzieht der unſelige Geiſt ſich ſeines Bannes! — (Eilt ab.)

Herzog. Albrecht! — Bleib! — Gehorche! — O, er iſt raſend — nun, Eliſabeth, was ſagſt Du nun?

Herzogin. Ihn rühren nicht der Mutter Thränen, was kann Dein Zorn ihn kümmern. Ja! das ſind die Wirkungen des Zaubers, der meinen herrlichen Sohn, ſolch einen Sohn, vergiftet. — Ich habe ſichre Kunde, daß die Augsburgerin — Verdammniß treffe die Hexe! — unter ſeinen Augen die ſchwarze Küche eingerichtet, und in Gemeinſchaft mit ihrem Vater dort die Höllentränke braut. — — O Gott! ich bin ſehr krank.

Herzog. He! wo ſind die Frauen der Herzogin?

(Die Frauen treten ein, der Herzogin zu Hülfe.)

Herzogin. Laß nur! der Tod kann jetzt meine Augen nur trocknen, die das geſehen, und weinen, ſo lange ſie ſehen. (Wird von ihren Frauen abgeführt.)

Herzog. (Allein.) Mir entgehſt Du nicht, Albrecht. Mein Wille beſiegt die Bande des Bluts. Lebt keine Herrſcherſeele in Dir, ſoll Dir auch keine Herrſchaft werden. So wahr ich Herzog bin, ich habe Bayern lieber, als Dich und mich ſelbſt! (Er klingelt.)

(Otto von Gemshofen tritt ein.)

Herzog. Tritt näher, junger Mann! — geh zum Herzog, zu meinem Sohn.

Otto. Seine Gnaden ſind ſo eben aufgebrochen.

Herzog. Nach Voheburg! Eil' ihm nach; ſag: Er ſollte weder zu Regensburg, noch ſonſt auf Turnieren erſcheinen; er ſoll ausgeſchloſſen von Rittermahlen und Feſten ſeyn, bis ſein Benehmen ihn dazu eignet. — Fragt er, mit welchem Rechte ich dieſe Schmach ihm anthue, ſo ſprich: Ich wiſſe, daß er ein Weib gegen alle Ritterſitte und Ehre unehlich in Voheburg hält, und ihrethalben ſich weigert, eine rechtmäßige Gattin heimzuführen, und ihrethalben mir unwürdig trozt.

Otto. Ich eile, mein Herzog! (Otto ab.)

Herzog. (Allein.) Wenn noch ein Funke Ehrgefühl in Dir lebt, mit dieſer Schmach ſchlag' ich ihn heraus. — Denen von Gemshofen kann ich mich anvertrauen; ſie haben keine Ahnen, ſie mögen die Schmach meines Hauſes vernehmen, und ich erröthe nicht, wie ich vor jedem beſſern Ritter müßte. Sie ſind mir unbedingt ergeben. Dankbarkeit kettet ſie an mich, und was ſie von der Zukunft hoffen, hoffen ſie von mir. — Ja, dazu ſind die neuen Ritter gut!
(Er geht ab.)

Zweite Scene.

Voheburg.

Agnes. (In ihrem Schlafgemach, allein. Sie nimmt ein kleines Bildniß aus einem Käſtchen, welches ſie betrachtet.) Albrecht! Schau mir in's Auge — kannſt Du es? — Verräther! — Du haſt ein bös' Gewiſſen! Haſt Du mir zu Augsburg, in der Wundernacht, nicht geſchworen, ewig mein zu ſeyn? — Du warſt mein zwei Monden! und drei Monden, eine Ewigkeit, haſt Du mich verlaſſen? Schwörſt Du für Monden, brichſt für Ewigkeiten? O! ſchlag Dein Auge nieder, Du ſchwureſt und verließeſt mich. — Ich habe nicht geſchworen! ich ſollte Dich verlaſſen, ging's nach Rechten. — Du nannteſt mich Dein Herzogthum, Dein Ritterthum, Deinen Reichthum. — Was willſt Du denn in einem andern Herzogthum und Ritterthum und Reichthum? Beim erſten Blick auf mich hatteſt Du das vergeſſen; o! damals warſt Du Herzog, Ritter, reich — wie arm, unritterlich, unfürſtlich biſt Du im andern Herzogthum und Reichthum! — Ich war in Augsburg auch glücklich, Du brauchteſt mich kein beſſer Glück zu lehren, wenn Du's mir nehmen willſt, brauchteſt von keinem Himmel in Voheburg mir zu erzählen, bleibt ſolcher Himmel ohne Gott. — Die Pracht, das Glück, womit Du mich umgiebſt — was ſoll's? Das alles denk ich mir, und bin eben ſo glücklich. Ich will es Dir geſtehen, es erfüllt mich mit Dankbarkeit. — Allein was iſt Dankbarkeit? wohin ſoll ich mit dieſer Laſt? — Ich liebte Dich, als ich Dich nur geſehen, und kann nicht mehr Dich lieben. — Könnt' ich's, gern, gern wollt' ich's. — Allein ich liebe Dich ſchon viel zu ſehr, ich ſollt' Dich gar nicht lieben! — Mit Deinem Glück haſt Du mich nur verſchlimmert: — ſonſt war ich ſanft und geduldig, ich bin's nicht mehr! — Du haſt Schuld! — Sieh! böſer Mann, welch Weh' Du ſchaffſt — und wem? — Deiner Agnes, die ſo Dich liebt! — Weinſt Du? — Nein, weinen ſollſt Du nicht. Ich liebe Dich, obſchon Du ganz das Gegentheil verdienſt. Ich bin Dir wieder gut, ſo macht's mir Freude! — (Sie küßt das Bild.)

(Trompeten hinter der Scene. Hörner antworten.)

Er iſt's! (Eilt an's Fenſter.) Wie die Rüſtungen in der Morgenſonne glimmen. — Blitzende Schatten! ein Lichtmeer! Er iſt's! er iſt's! Die heilige Morgenſonne geht mit dem

Bild des Heißerſehnten auf — o Sonne! heut biſt du mir eine Sonne! (Oeffnet das Fenſter.) O eure Stimme, eherne Trompeten! Mein zarter Freudenſchrei erreicht ſein Ohr nicht. — (Sie weht mit einem Tuche.) Er ſieht mich! öffnet das Viſir, wirft mir Küſſe zu. Er liebt mich! — ſo jagen Sehnſucht und Gedanke. Entgegen ihm, entgegen! Ich will ihm ſagen, wie inniger verhalt'ne Liebe liebt. —

(Eilt ab.)

(Trompeten und Freudengeſchrei hinter der Scene, dann treten ein:)
Albrecht und **Agnes** Hand in Hand.

Albrecht. Bin ich nun endlich wieder bei Dir? — O Agnes! wie hab' ich mich nach Dir geſehnt! —

Agnes. Ich fing auch ſchon an, die Geduld zu verlieren. — Du ſiehſt ſo blaß — es ging Dir wohl recht nah, daß ich nicht um Dich war? —

Albrecht. Jetzt iſt alles wieder gut! — o riſſe doch dies Schloß ſammt ſeinem Felſen vom Lande los — trieb' in's weite, weite Meer, ſo weit, daß Menſchen uns nie wiederfänden! —

Agnes. Dein Harniſch thut mir weh. —

Albrecht. Vergieb!

Agnes. Nicht doch! der gute Harniſch lehrt mich meine Pflicht, und weil ich an nichts denke, ſtraft er mich. — Soll ich Dich nicht entwaffnen?

Albrecht. Freilich! nimm mir das Erz — und alles, was laſtet.

Agnes. (Bemüht, die Schnallen zu löſen.) Er liebt dich auch, will auch nicht von dir laſſen.

Albrecht. Agnes! was haſt Du aus mir gemacht? — Wie kommt mir jetzt die Welt vor!

Agnes. Wie ein Himmel!

Albrecht. Ich meine in München, ſehr beklagenswerth!

Agnes. Ich träumte mich oft nach München, ſah' Dich in aller Fürſtenherrlichkeit, und wie alle Dich liebten und verehrten, und keiner doch wie Agnes.

Albrecht. Liebes Weib, es iſt anders! Die lieben nicht, und verehren höchſtens ſich ſelbſt. Sie ſind nicht mehr, wie Gott ſie geſchaffen, ſondern wie mein Vater ſie will. Gar voller Würde, ſehen ſie gleich aus, wie eine Schmach der Schöpfung; — voll Wichtigkeit, ſie thun mehr wichtig als ſie thun; ſind klug, doch ein wenig minder, als mein Vater, der ihr Herzog iſt, hahaha! — (Mit plötzlichem Eifer.) Mit einem Worte, ſie wiſſen nicht, was die Liebe eines ſüßen Weibes bedeutet. — Und ich ſollte mich hierher nicht ſehnen? — Was hielt mich dort? — Ein Feſt — eine Reverenz — eine Rathsverſammlung, der ich auf Befehl meines Vaters beiwohnen mußte. — Zuletzt gar kamen ſie mit einem Heirathsantrag. — Agnes, ich ſage: — So faßte mich die Sehnſucht zu Dir — ich wüßte nicht, was geſchehen wäre, hätten ſie mich nicht im Guten entlaſſen. — Entlaſſen? Nein! — Ich glaube, mitten in ihren Reden ließ ich ſie. — Nun weiche ich mein Lebelang nicht mehr von Dir. Agnes! wüßteſt Du von der Welt, nie mögteſt Du dies *theure* Schloß verlaſſen.

Agnes. Ich bin gewiß viel glücklicher, als ich ſelbſt es wiſſen kann.

Albrecht. Nein, ich bitte Dich! hör'! wie mir war ohne Dich! — Denn wollte ich in Ungeduld vergehn, ſo war's mein Troſt, Dir einſt zu erzählen, was ich litt, fern von

Dir. — Ach Agnes! wir dürfen ſo lange nicht von einander ſeyn. Fremd biſt Du mir geworden, ich muß mich erſt wieder an Dich gewöhnen, Dir meine volle Zärtlichkeit zu weihen.

Agnes. So hatt' ich's beſſer. — Ich dachte Dein in jedem Augenblick, und weil Du ſo lange bliebſt, hab' ich Dich oft derb ausgeſcholten. — Nun! jezt biſt Du heimgekehrt, und ich muß Dich belohnen. — Ich habe Dir ein Wappenkleid geſtickt.

Albrecht. Wie mich verlangt, es zu ſehen!

Agnes. Ich bin eine Augsburgerin, und das Sticken iſt meine Kunſt.

Albrecht. Welche Farbe giebſt Du mir?

Agnes. (Bringt das Kleid herbei.) Weiß.

Albrecht. Die Farbe der Engel, des Lichts, die Deine, ich will keine andre je tragen.

Agnes. (Das Kleid ihm anlegend.) Der Wahlſpruch ſagt: *Still und innig.* Er ſag' es Dir für mich, wo Du nicht hörſt, *wie* ich es ſage. Hierher, inwendig, ſtickte ich meinen Namen. Er ſoll auf Deinem Herzen ruhn, wo Du mit Deines Herzens beſten Schlägen ihm liebkoſeſt, ſelbſt wider Deinen Willen, denkſt Du auch an Agnes nicht, die fern, fern von Deinen Zärtlichkeiten bleiben ſoll. (Hängt ihm die Schärpe um.) Die Schärpe thue dann, wie ich möchte, wo dieſe Arme Dich nicht erreichen. (Umarmt ihn.)

Albrecht. Ward je ein Ritter ſo gerüſtet? Die ſtille Innigkeit muß Wunder thun, vom Ritter ſtiller Liebe ſoll man hören.

Agnes. Nicht wahr? dies Kleid hältſt Du nun theurer, als irgend ein Gut der Erde.

Albrecht. Ich laſſe es nicht mit meinem Leben.

Agnes. Wer darf von einem ſolchen Tand behaupten, er ließ es nicht mit dem Leben? das darf Liebe! — Sie iſt ſo himmliſcher Art, daß ſie auf Erden nur tändeln kann, doch tändelt ſie ſo ernſt, daß dieſer Ernſt Beweis genug für ihre Ewigkeit iſt.

Albrecht. Ich ſeh Dich an und möchte Dich fragen: Wer biſt Du, die ſo redet? — (Galant und zärtlich.) Man ſpricht von holden Geiſter-Weſen, die ſich mit Sterblichen einten; ich könnte jetzt glauben, Du ſeyſt ein Weſen höherer Art, habeſt, mir zu Liebe, dieſe herrliche Geſtalt angenommen, Dich in Augsburg finden laſſen — Dich —

Agnes. (Entzückt.) Denk ſo und liebe mich, wie *ſolch* ein Weſen, ich denk von Dir daſſelbe, und will mich gerne ſo betrügen.

Albrecht. Du biſt mehr als Weib! Ich lieb' Dich mehr, als ein Sterblicher vermag. Mehr iſt meine Liebe, als ich ſelbſt, ſie hat nicht Raum in dieſer Bruſt, ſie überwältigt mich. —

Agnes. Ach glaube nicht, weil ich gefaßt erſcheine, ſolch heiße Schauer ſeyen mir fremd!"

Albrecht. Nun dann! ſo ſag, wo hinaus wollen ſie, und ich ſinke vor Dir auf die Kniee und frag' Dich ernſtlich, wer Du ſeyeſt.

Agnes. Sie vermählen uns mit dem Himmel, mit dem All, *den* geheimſten Zug im Innern hat Gott ſelbſt ſich vorbehalten, auch er will geliebt ſeyn in ſeinen höchſten Himmeln, von ſeinen Geſchöpfen allen. (Sie breitet ihm die Arme entgegen.) Und dieſer Zug darf auch nicht fehlen in *unſerm* Erdenhimmel.

Albrecht. Agnes! Agnes! (Umarmung. Lange Pauſe.)

Zenger (Ruft hinter der Scene.) Albrecht! Albrecht!

(Albrecht und Agnes eilen zur Thür Hand in Hand.)

Albrecht. Was giebt es?

Zenger. Ein Bote Deines Vaters ſteht vor den Thoren.

Albrecht. Sag' ihm, in Voheburg bin ich für keinen.

Zenger. Ich that's, der grobe, ungeſchlachte Menſch will ſich nicht abweiſen laſſen, er begehrt Einlaß im Namen des Herzogs, und in ſeinem Namen müſſe er Dich ſprechen, eh' Du nach Regensburg aufbrichſt, behauptet er. Er nennt es Gewalt, daß wir die Thore ihm verſchließen, und ſchwört nicht vom Flecke zu gehen.

Albrecht. Schafft ihn herein!

Zenger. Hierher?

Albrecht. Sollt' ich ihm entgegen gehen?

Agnes. Ich will mich entfernen.

Albrecht. Nicht um die Welt! Agnes verbirgt ſich nicht vor Knechten. Wer mich in Voheburg ſucht, mag mich finden.

Zenger. (Spöttiſch.) Kein Knecht! Ritter Otto von Gemshofen! ha ha ha ha!

Albrecht. Ein Knecht. Sein Vater war's bei meinem Ohm von Ingolſtadt. Führ' ihn herein.

(Zenger ab.)

Albrecht. Komm, Agnes! Setzen wir uns. So empfangen mein Vater, der Herzog, und die Herzogin, meine Mutter, Abgeſandte.

Agnes. Du biſt böſe?

Albrecht. (Mit einer Liebkoſung.) Nicht doch! mein ſüßes Weib, das iſt Herzogliche Würde.

Otto von Gemshofen tritt auf.

Otto. Heil meinem Herzog!

Albrecht. Seyd mir gegrüßt! von wannen kommt Ihr?

Otto. Von München. Ihr wißt —

Albrecht. In was für Angelegenheiten?

Otto. Ein Herold Eures Vaters.

Albrecht. Und mit dem Schwerdte? ohne Stab? bin ich nicht Herzog hier, wie in München? (Er klingelt.)

Otto. Mein Herzog! —

Albrecht. Kein Wort, bis ich den Heroldsſtab ſehe. (Zu Zenger, welcher eintritt.) Bringt dieſem Herold einen Stab!

Otto. Begehrt Ihr Förmlichkeiten, und verletzt ſie alle?

Albrecht. Du ſchweigſt, bis Du den Stab haſt. —

Agnes. O, laß es mir zu Lieb'! ich mag keinen Menſchen ſo kränken ſehen.

Albrecht. Du weißt nicht, wer er iſt. (Otto bekommt einen Stab.) Wie hältſt Du Deinen Stab? wenn Du kein beſſerer Herold biſt, ſo — machſt Du meinem Vater wenig Ehre. (Otto richtet den Stab empor.) Jetzt ſprich!

Otto. (Bricht aus.) Im Namen meines gnädigen Herrn Herzogs Ernſt von Bayern unterſag' ich Dir, Albrecht Herzog von Bayern, Graf und Pfalzgraf von Voheburg, Herr zu Pfaffenhofen, Geiſenheim und Hohenwart, in Regensburg zu erſcheinen, noch ſonſt auf Turnieren, Ritterfeſten und Mahlen, bis Dein Benehmen ritterlicher werden.

Albrecht. Biſt Du von Sinnen!

Otto. Du lebſt zu Voheburg hier mit einer geringen augsburgiſchen Baderstochter in Unehe, widerſetzeſt Dich ihrethalben, eine rechtmäßige Gemahlin heimzuführen, läßt den Reſpekt gegen Deinen Vater und Herzog aus den Augen, und weigerſt Rittern von unbeſcholtenem Rufe den gaſtlichen Zutritt.

Agnes. Weh! Weh mir!

Albrecht. Tod und Hölle! (Er geht zum Tiſche und wirft den Handſchuh Otto vor die Füße.) Sag' meinem Vater, Agnes von Hohenwart iſt meine Gattin. Hier mein Pfand! —

Otto. Was ſoll der Handſchuh? Habe ich Euch die Schranken nicht verboten? (Er legt den Handſchuh auf den Tiſch zurück.) Ich ſoll Eurem Vater berichten, daß Ihr mit einer augsburgiſchen Badertochter vermählt ſeyd? — Wählt einen andern zu ſolcher Botſchaft.

Albrecht. Geh mir aus den Augen! Du biſt vor mir nicht ſicher!

Otto. Sicher wie der Herold Eures Vaters. Ihr wolltet es ſo. — Meine Botſchaft iſt zu Ende.

Albrecht. Und daß er mir keinen Gemshofen mehr ſende! Die Bauernbotſchaft nehme ich nicht an.

Otto. Mein Vater erwarb ſeinen Adel durch ſeine Tapferkeit und ſeine Verdienſte um Euch und Euer Land.

Albrecht. Iſt ein Schurke ſo gut wie Du, der Uneinigkeiten ſäet zwiſchen Vater und Sohn, um im Trüben zu fiſchen.

Otto. (Läßt den Heroldſtab fallen und greift zum Schwerdt.)

Albrecht. Haſt Du ein Schwerdt wider Deinen Herzog? (Nimmt ſein Schwerdt vom Tiſche.)

Otto. Wider Jeden, der meine Ehre, meinen Adel kränkt.

Albrecht. Hinweg das Schwerdt, Du biſt des Todes!

Agnes. Albrecht, was willſt Du thun?

Albrecht. He, Zenger! — Wachen!

Zenger tritt ein mit Wachen.

Albrecht. Legt ihn in Ketten!

Otto. Wer legt Hand an den Herold des Herzogs?

Albrecht. Ich, Herzog von Bayern!

Otto. Rüſtet Euch!

Albrecht. Nicht wider einen Gemshofen.

(Sie fechten.)

Agnes. Albrecht! Albrecht! (Otto fällt.)

Otto. Zum Teufel! ich bin hin! — Schafft einen Pfaffen herbei, der mir die Sünden nimmt! —

Zenger. Den Boten Deines Vaters?

Agnes. Albrecht! Was haſt Du gethan!

Otto. Fluch Dir Hexe! Hochverrätherin! Um Deinetwillen muß ich mein junges Leben laſſen, man kennt Dich! den Herzog haſt Du verzaubert! ſolche Thaten nehmen ein ſchrecklich Ende. Fahr' zur Hölle, die zu unſerem Verderben Dich nach Bayern ſandte!

(Agnes ſinkt um, Albrecht fängt ſie auf.)

Albrecht. Fort mit dem Unhold! im Tode läßt er nicht von ſeiner Bosheit.

(Otto wird abgeführt von Zenger und den andern Rittern.)

Albrecht. Erhole Dich, Agnes!

Agnes. Bin ich eine Hochverrätherin?

Albrecht. Du? — Du erſchreckſt mich!

Agnes. Glaub's nicht! ich habe ein beſſeres Recht auf Deine Liebe, als ſie alle wiſſen. Laß ſehen, welch Weib auf Erden Albrecht lieben kann, wie Agnes. Ich wetteifre mit allen. Thut's eine mir zuvor, ſoll ſie Albrechts Gattin ſeyn, dann heiß' auch Du mich Hochverrätherin, und verſtoß' mich!

Albrecht. Beſinne Dich, Agnes! Du ruh'ſt in meinen Armen, an meiner Bruſt. Solch' bleiche Mienen, ſolch' erſchrockene Blicke, verdiene ich ſie um Dich?

Agnes. Wie ich Dich von nun an ganz anders lieben will; nicht mehr lächelnd, ſcherzend: Ernſt ſey mein Lieben. Nicht mehr ergötzen, beglücken muß ich Dich ganz und gar. — Ja! anbeten ſollſt Du mich, und trotz' dem Tode und allen Sterbeflüchen ſoll mein Herz, in allem Weh' und Leid, in allem Schreck des Daſeyns, zu Dir ſich wenden, Dich halten, wie ſein einzig Heil.

Albrecht. Agnes! Agnes!

Agnes. Sey Du mir hold, ich frage nicht nach ihnen und nicht, was ſie im Tode fluchen. — Lehr' Du mich, wie ich ſeyn ſoll. Ich thue alles, alles, was Dir wohlgefällt. — Ja! Du thateſt recht, er griff nach dem Schwerdt, zog's wider Dich! ich ſah's; — wär' ich nur nicht d'ran Schuld!

(Zenger tritt ein.)

Zenger. Mein Herzog, ſo eben verſcheidet der Unhold unter Bernauers Händen. Er hat in ſeiner Beichte bekannt, daß er das Schwerdt auf Dich gezogen und ihm ſein Recht geſchehen. Ich ließ ſeine Ausſage aufzeichnen, und Arſinger und Gemmingen haben als Zeugen unterſchrieben.

Agnes. Das neue Kleid iſt auch ſchon ganz blutig. Es ließ Dir doch ſo ſchön! Das dacht ich nicht, da ich es ſtickte! — Vergieß kein Blut mehr meinethalben!

Albrecht. Ich geh' nach Regensburg. Wie ich Dich liebe, bleib' länger nicht geheim. Vor aller Ritterſchaft, dem ganzen bayriſchen Adel, verkünde ich, daß Du mein Weib biſt; laß ſehen, ob ihre Ahnenprobe vor meiner **Liebe** beſteht! — (Alle ab.)

Dritte Scene.

Hofhalt des Herzogs zu Regensburg. Marſch. Ritter und Frauen im Feſt- und Waffenſchmucke mit Gefolge. Herolde. Wachen mit Panieren u. ſ. w.

Ein Herold (ruft:) Herzog Ernſt von Bayern!

Herzog und **Herzogin** nebſt Gefolge.

(Alle verneigen ſich.)

Herzog. Ich dank' Euch, Ihr edlen Herren und Frauen! — Eliſabeth! Dein Antlitz ist nicht feſtlich, Du weinſt? —

Herzogin. Wie ſollt' ich nicht? Ich ſeh' die Blüthe bayerſcher Ritterſchaft und Adels: ach! es fehlt ihr die Krone, ihre erſte und ſchönſte Zier. — Deinen Sohn, Herzog! haſt Du ſchmählig verbannt.

Herzog. Damit er unſern Adel und unſere Ritterſchaft nicht verunziere: Eliſabeth, darin bin ich feſt! — Ihr kommt heute von München, Herr Preiſinger? Was giebt es Neues?

Preiſinger. Einen Gruß von Eurem Herzoglichen Bruder Wilhelm. Er läßt ſich entſchuldigen, Sein älteſter Sohn, der zarte Herzog Adolph, liegt krank.

Herzog. Gefährlich?

Preiſinger. Die Aerzte zweifeln an ſeiner Geneſung, ſie kennen die Krankheit nicht.

Herzogin. Welch unheilſchweres Geſtirn über unſer Haus! Adolph hart am Tode; Albrecht verbannt!

Herzog. Noch lebt Chriſtian, noch leben die beiden Wilhelme, und ich bin Herzog von Bayern, drum hat Niemand in Bayern einen Willen, als ich.

Herzogin. O ſprich nicht ſo, es könnte Dich gereuen, wenn es zu ſpät iſt.

Herr Paul von Gemshofen tritt raſch ein.

Paul. Mein Herzog! mein Herzog!

Herzog. Eine neue Trauerbotſchaft? Sprich, ich erſchrecke nicht mehr!

Paul. Mein Sohn iſt in Voheburg erſchlagen von Deinem!

Herzog. Beruhige Dich, wir reden morgen davon.

Paul. Ich achte meinen Herzog, nicht ſeines Sohnes Buhlerin, und ich rede! — Dein Geſandter iſt erſchlagen, weil Du ihm auftrugſt, Deinen Sohn unwürdig der Schranken zu nennen. — Was brauchſt Du meinen Sohn in ſolchen Angelegenheiten? ich habe keine Söhne erſchlagenswerth um eine Dirne! —

Herzog. O ſtille, lieber Gemshofen! Mein Sohn iſt ſchlimmer als todt.

Paul. Verzaubert! — und Adolph? weißt Du's!? — verhext! eine unbekannte Krankheit! dem Tode nahe! — und der Tod droht auch Dir und Deinem ganzen Hauſe. Der Tod hat meinen Sohn hingerafft. — Ja! ich bin ſtolz, das Unheil, was meinem Herzog droht, auch wider mich gereizt zu haben. Ich habe Dir die Augen geöffnet über das Benehmen Deines Sohnes, ich warne Dich vor der augsburger Hexe. Und ich ſage Dir: der Tod iſt zu durchſchauen, ein ſtaatskluger Tod, würgt Thronfolger, und wider den Tod iſt ein Kraut gewachſen, und dieſes Todes Widerſacher bin ich.

(Trompeten hinter der Scene.)

Ein Herold (ruft:) Herzog Albrecht von Bayern!

Herzog. Er kömmt! Eliſabeth — er kömmt und wird Vergebung fordern, denn wie käme er ſonſt? Nun, Gott ſey Dank! Er kömmt! — Morgen! morgen! lieber Gemshofen.

Albrecht tritt ein mit ſeinen Rittern.

Herzog. Heil Dir, mein lieber Sohn!

Paul. Mörder meines Sohnes!

Albrecht. Er zog ſein Schwerdt auf mich. Ich war ungerüſtet. Er hatte Helm und Panzer. — Herzog, laß zwölf weiſe Ritter, bekannt mit den Geſetzen der Ehre und des Ritterthums, ſich verſammeln, und über meine That richten.

Herzog. Du ſchweigſt! Fordre Deinen Sohn von mir! — Du kommſt, Albrecht, und hätteſt Du zehn ſeiner Söhne umgebracht, alles iſt vergeben. Sprich kein Wort! Du ſollſt nicht einmal um Gnade bitten, denn Dein Kommen beweiſ't, Du biſt der Albrecht nicht mehr, dem ich die Schranken verbieten mußte! — Iſt es ſo recht, Eliſabeth?

Albrecht. Ich komme nicht um Gnade zu bitten, Herzog!

Herzog. Was!

Albrecht. Ich war der Albrecht nie, dem Du die

Schranken ſchließen mußteſt. Albrecht lebt mit keinem Weibe zu Vohburg in Unehe. Mein Herzog! und Du, Herzogliche Mutter! Ihr edlen Herren und Frauen alleſammt! — *Agnes von Hohenwart* iſt mein Weib — durch unzertrennliche Bande des Himmels — dieſe zehn Ritter ſind Zeugen.

Paul. Die Herzogin ſinkt um! einen Seſſel der Herzogin! um Gotteswillen der Herzogin zu Hülfe!

Herzog. Schweig! Hinweg! ich weiß, es freut Dich, ich ſeh' es Dir an! — Eliſabeth, erhole Dich!

Herzogin. Kennſt Du mich wieder, Albrecht? ſo hat Gram um Dich in wenigen Tagen mich zerſtört.

Albrecht. Mutter! wenn Du mich liebſt, Vater! trauert nicht! — Geht Euch mein Erdenwohl, mein Leben nah! — Agnes iſt's. Der Athem dieſer Bruſt! Mein Innerſtes! Voll bin ich ihrer, wie des ſüßen Saft's der Traube, gäb' ich ſie hin, hohl wär' ich, wie mein Harniſch! — Ja, ich habe gefehlt — doch nur, weil ich ſie verborgen hielt. — O ſähet Ihr ſie! ich weiß nichts Lieberes Euch zu wünſchen. — Beim erſten Blick, den Inbegriff von Huld durchſchauend, ſprächet Ihr: *die iſt unſeres Albrechts Gattin! die ſoll unſre Tochter ſeyn! Heil unſrem Kinderpaare!* — Ihr edlen Herren und Frauen! helft mir die Eltern erbitten! — Ihr wendet Euch? — Albrecht redet zu Euch! Euer Herzog! — Ich bitte Euch ſehr, bringt mich nicht auf; ich möchte nicht gern mich hier vergeſſen. (Voll Entzücken.) Ihr Herren, ich kenn' ein Weib, anbetungswerth! — Heilig iſt ihre Nähe, und ſo viel Vollkommenheit genüber muß jeder ſich unwerth fühlen. — Und dieſer Unwerth dringt auf Thaten! und dieſer Unwerth iſt meine beſſere Kraft, mein beſſerer Muth! Iſt Albrecht wund und todmatt, will das Schwerdt ſeiner Fauſt entſinken, und er ruft Agnes! — bei Gott, ſo iſt er neu belebt; die Glieder ſtählen ſich zu härterem Metall als dieſer Harniſch, dem eines Löwen Seele inwohnt. Und bin ich unwerth Eurer Gemeinſchaft? — Ihr Ritter von Geburt und Ritterſchlag, wenn Ihr einſt meine Vaſallen und Ritter ſeyd, ſeht Euch nach einem beſſern Ritterthume um. Euer jetziges iſt Erbſtück eines Rieſengeſchlechts; es ſitzt Euch nicht, es paßt Euch nicht. Prunkt nicht mit Bändern und Deviſen, ſie ſind nicht werth, den Blick eines Weibes anzuziehen. Nichts wißt Ihr von Bedeutung, vom Geheimniß Eurer Waffen!

(Mehrere Ritter werfen ihre Handſchuhe hin.)

Herzog. Halt! ich unterſage den Kampf um eine Baderstochter. — Mir aus den Augen! Du biſt mein Sohn nicht mehr!

Albrecht. Ich bin Dein Sohn! Erkenne mich in meiner beſten Liebe. — Wo iſt die Stimme des Bluts? o haſt Du meine Mutter nie geliebt? — Genug! Gott gab mir mein Weib, Du kannſt es mir nicht nehmen. Iſt Dir der Adel, den ich ihr gab, nicht genug, wende Dich an den Kaiſer, daß er ihr einen beſſeren verleihe. — Schein' ich Dir ihrethalben nicht gut genug zur Erbfolge, behalt Dein Land, mir ſcheint mein Weib beſſer. Ich bin gewillt, auf alles zu verzichten, nur nicht auf mein Weib.

(Alle ſtehen erſtaunt.)

Paul. (Bricht aus.) O Albrecht! Bayerns ſtolzeſte Hoffnung! Vergebt, Herr Herzog und gnädigſte Frau Herzogin, meine vorlaute Anhänglichkeit. Das muß das Herz eines jeden Patrioten im Buſen kehren! (Er weint.)

Herzog. Schänder eigner Majeſtät! Hochverräther! Empörer!

Albrecht. Hochverräther! denn ich verrathe das Höchſte denen, die nicht hoch genug, es zu errathen! Empörer! wahrlich minder, als empört! — Lebt wohl — beſſer iſt's, ich gehe! —

Herzogin. Mein theurer Gemahl, er iſt verzaubert, ſchone ihn!

Herzog. Wohin?

Albrecht. Du fragſt? — Nach Vohburg.

Herzog. Geh! geh! laß Dich in Zauberluſt verderben von Deiner Hexe, die Deine nächſten Blutsverwandten Dir vergiftet, und haſt Du ganz den Sitz bayriſcher Herzöge verwüſtet, erbrich auch noch die Gräber Deiner Ahnen, die Deine That aus heiliger Todtenruhe wiegelt, und ihre frommen Reſte ſtreu' in alle Winde, zum Fraß der Wölfe und der Raben; — Deine Hexe wird Dir einen Kuß dafür geben.

Albrecht. Ihr ſollt mich niemals wiederſehn! —

Herzog. Wohin? halt! bin ich nicht Herzog? Ergreift den Raſenden, legt ihn in Ketten!

Albrecht. (Zieht.) Des Todes iſt, wer Hand an ſeinen Herzog legt.

Herzog. Schont ſeines Lebens nicht, wo er ſich widerſetzt!

Albrecht. Kommt an! Hier ſteht mein' Wehr (deutet auf ſeine Ritter), und mir und meiner Gattin iſt ihr Blut geweiht. Nichts Schöneres, als meines und das ihre zur Ehren meiner Agnes zu verſpritzen!

Herzog. Bei Eurem Lehnseid! haut ihn nieder! todt will ich ſehen den einzigen Sohn. Ich wünſch' ihn todt muß todt ihn wünſchen —!

(Gefecht.)

Herzog. Gebt mir ein Schwerdt — ein Schwerdt!
(Paul giebt ihm das ſeine.)

Herzogin. (Zwiſchen die Schwerdter ſtürzend.) O Albrecht! Albrecht! o mein einziger Sohn! (Sinkt um.)

Herzog. Haltet! haltet ein! o meine Herzogin!

(Ritter laſſen von Albrecht ab. Frauen der Herzogin zu Hülfe.)

Herzogin. Er lebt — o Gott ſey Dank! — Schwer ruht deine Hand auf mir, mein Herrgott, allein dein Wille geſchehe! — Albrecht! biſt Du verwundet? — Albrecht! Ernſt! — ſchonet meiner! — Euer Zwiſt tödtet mich! — Gott, ich ſterbe!

Albrecht. Konnt' ich anders? Stirb nicht, Mutter! Dein Sohn ſpricht zu Dir — darf zu Dir reden. — *Er* ſteht ſtumm, der Boten zu mir ſendet, das Schwerdt auf mich zu ziehen, der ſeinen Rittern befiehlt: das Schwerdt auf mich zu ziehen. Was ſoll ich thun? was giebt Dich dem Leben wieder? Alles! nur *eins* nicht. O ſtirb nicht! ſtirb *darum* nicht! ſtirb *meinethalben* nicht! (Er kniet auf der andern Seite, wo der Herzog ſteht.)

Herzogin. Gott öffne Dir die Augen! (Stirbt.)

(Pauſe. Alle bleiben in der Stellung.)

Herzog. Todt! Eliſabeth todt! — Verfluchter, ſchaff' mein Weib mir wieder! — Nun? was ſagſt Du nun? prahlſt Du noch von Deiner Liebe? (Er weint.) Wohl tauſend liebenswerthe Weiber giebt es. — Ich liebt' Eliſabeth! Sie war nicht ſchön, war alt, war krank, ich liebte ſie! — Uns lockte nicht der Jugend Reiz und Fülle, uns lockte nicht der Schönheit Heuchelſchein; — wir liebten uns! Uns kettete Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten an einander — uns kettete Gewohnheit an einander, und alle beſſeren Triebe, die die fremde Welt nicht annimmt, ketteten ſich an Eliſabeth. — Schaff mir ein Weib, das meinen Launen, meinen Unerträglichkeiten ſo mild begegnet, wie Eliſabeth! Ein Weib, an das ich ſo gewöhnt, wie an Eliſabeth! zärtlich wie Eliſabeth! geliebt wie Eliſabeth! — ich ſchaffe Dir zehntauſend ſchöne Weiber.

Albrecht. Ei! Mag die ganze Welt zum Trauerhaus werden! Sey jeder Athemzug ein Aechzen, jeder Laut Klaggeheul, jede Regung Händeringen, Verzweiflung jedes Beginnen, Begräbniß jedes Werk, Trauer aller Prunk, der einzige Genuß Tod — ich hab' ein Weib und *will* nicht trauern! — Biſt Du, o Mutter, todt, erbt Agnes jetzt die Kindesliebe. Ich hielt ſie Deinethalben verborgen; nun Du hin, ſcheu' ich *Niemand* mehr. (Zum Herzog.) Sie ſoll ſich zeigen, wie es einer Herzogin ziemt. Mein fürſtlich Schloß zu Straubing bezieh' ich, und kleide meine Liebe in alles, was zwiſchen Himmel und Erde Herrliches es giebt. Die holdeſten Weiber zu ihrer Bedienung! Eine Leibwache zu ihrem Schutze! Mein Helmkleinod, mein Wappen ſey mein Weib! Zu ihrer Ehren ſtifte ich einen Orden, und zehn Paladine muß beſtehen, wer ihn erwirbt. — *Nichts* laß ich fehlen, unſern Aufenthalt zum Zauberſitz des Glückes umzuſchaffen, wo ſie, in Geiſterſchöne waltend, fortlächelt alles Weh, das rings die Welt durchwüthet. — — Herzog! leb' wohl! Biſt Du mein Todfeind gleich, ich muß Dich doch beweinen. — Ich verlor nur eine Mutter, Du — ein Weib!

(Geht weinend ab.)

Herzog. (Kniet vor der Leiche.)

Dritte Handlung.

Erſte Scene.

Straubing. Arbeitszimmer des Herrn Heimeran Nusperger, Oberrichter.

Nusperger. Paul von Gemshofen.

Nusperger. (Papiere in der Hand.) Ihr ſollt die Gerichte unterſuchen? Seyd mit aller Vollmacht verſehen, um für unſeres gnädigen Herrn Herzogs höchſt eigene Perſon zu gelten? — Je nun! ich denke, Ihr ſollt zufrieden ſeyn!

Paul. Ihr ſeyd Herr Nusperger? der Oberrichter?

Nusperger. Allerdings!

Paul. Man behauptet zu München, Ihr wärt ein alter, ſchwacher Greis, der, obgleich pflichtgetreu, zur Handhabung der ſtrengen Gerechtigkeit nicht Kraft beſitzt. —

Nusperger. Ich erſchrecke! Beſter Herr! ich fühle mich rüſtig genug, meinem gnädigen Herzog noch lange Jahre zu dienen, ſo Gott will! —

Paul. Herr Nusperger! dicht unter Euren Augen treibt eine Hexe ungeſtraft ihr fürchterliches Unweſen. —

Nusperger. Der Hexen habe ich mehr denn hundert verbrannt. Wer iſt die Hexe? fordert nicht Allwiſſenheit von einem Oberrichter!

Paul. Die Hexe, die den Herzog Adolph vergiftet, den Herzog Albrecht verzaubert, die Urſach' an den Tod der Herzogin, die jetzt zunächſt auf das hohe Leben unſeres gnädigen Herzogs ſelber zielt, die unter Euren Augen ſich Herzogin nennen läßt, die ſollte der Oberrichter zu Straubing kennen, und wär' er zehnmal nicht allwiſſend! —

Nusperger. Nennt Ihr die eine Hexe? Hier iſt alle Jugend verliebt in ihre Schönheit! und alle Armuth ſegnet ihre Wohlthätigkeit.

Paul. Wie Ihr wollt! In München denkt man anders! — Ihr habt um die Wildbahn zu Calmbach angehalten, und um die Fiſcherei im Riedbache?

Nusperger. Was ſeh' ich? meine Bittſchrift iſt in Euren Händen?

Paul. (Giebt ſie ihm.) Leſ't!

Nusperger. (Lieſt.) „Wir verweiſen Supplikanten, „ſeinen Abſchied zu fordern, um ſeinen Poſten einem „ſtrengeren Mann zu übertragen. Die Milde des Heimeran „Nusperger läßt uns die Vergiftung unſeres ganzen Hau„ſes befürchten. Ernſt von Bayern. München.“ — Das iſt zum erſtenmal, daß Milde mir zum Verbrechen gemacht wird. — Beſter Herr! geht grade 'raus mit der Sprache, was will mein Herzog von mir?

Paul. Euer Amt ſollt Ihr in aller Strenge verwalten!

Nusperger. Mein Amt erſtreckt ſich nicht bis in herzogliche Palläſte.

Paul. Der Herzog ſtellt ſie vor Euer Gericht, und ich in ſeinem Namen klage ſie an.

Rusperger. Ei! wenn Ihr das vermögt, ſo verbrenne ich die Hexe, und wäre ſie, ich weiß nicht weſſen Gemahlin.

Paul. Denkt Ihr ſo? Ich grüß' Euch, Herr Rusperger von Calmbach!

Rusperger. Wie nennt Ihr mich?

Paul. Rusperger von Calmbach! — denn mit der Supplik, müßt Ihr einſehen, iſt's ein Irrthum! Wollt Ihr Eures Herzogs Leben ſichern, Bayern den Erbfolger, dem Hauſe ſeinen erſten Sprößling erhalten, ſo iſt dies immer noch die geringſte Belohnung.

Rusperger. Ei freilich will ich das!

Paul. (Für ſich.) Dummkopf! Du willſt es?

Rusperger. Viel Unglück hat das Herzogliche Haus ſeit kurzem erduldet, es hat mir Thränen gekoſtet — wie ich ſage: Thränen. — Kann ich den Quell des Unheils ſtopfen, ei! mit Freuden thu' ich's! — Meldet's meinem Herzog, wie ich beſorgt bin für ihn, und an ihm hange. — Im Uebrigen geht mit der Sprache frei heraus. Ich thue, was Ihr wünſcht!

Paul. Wie viel waffenfähige Mannſchaft hat Herzog Albrecht im Schloſſe?

Rusperger. Mit der Leibwache mindeſtens achtzig Mann.

Paul. Denken die Räthe des Gerichts wie Ihr? — antwortet!

Rusperger. (Scheint in tiefes Nachſinnen verloren.)

Paul. Und denken die Räthe des Gerichts wie Ihr?

keine Antwort? (Für ſich.) Der Schurke, ſollte er mich dem Herzog Albrecht in die Hände liefern wollen?

Rusperger. Hört! die Herzogin beſucht Abend für Abend, in Begleitung weniger Frauen, das Karmeliter-Kloſter, und betet in einem Kreuzgange vor ihrem Grabe.

Paul. Da können wir ohne Geräuſch ſie fangen. — Und denken die Räthe des Gerichts wie Ihr?

Rusperger. Bis dato iſt noch keine Hexe durchgekommen. Auf der Folter bekennen ſie in der Regel alle, und es iſt beſſer eine ſtirbt unſchuldig, als daß ein Frevel ungeſtraft bleibt, und Gottes Rache über Gute und Böſe herabruft. — Kommt nur, kommt! Herr von Gemshofen, ich hoffe, wir werden uns verſtehen! (Beide ab.)

Zweite Scene.

Herzogliches Schloß zu Straubing.

Albrecht tritt auf in Trauer.

Albrecht. O ſchöner Augenblick, wo ich zu Regensburg, voll von meinem Weibe, die Liebe, die mich beſeelte, verkünden konnte. — *Der* Augenblick, werth der Ewigkeit, iſt hin — und ich kann mich ſeitdem nicht freuen! — Was macht mich traurig? — Meine Mutter ſtarb! — Gar mancher Sohn begrub ſeine Mutter, und gab ſich doch zufrieden! — Hier leb' ich ungeſtört mit meinem Weibe, und bin beſorgt, ſie täglich neu und herrlicher zu ſchmücken, und werde täglich überraſcht von ihrem Anblick, als ſäh' ich ſie zum erſtenmale. Und was ſie ſagt, und was ſie fühlt, trifft mich ſo tiefer, wie Inneres mehr iſt, denn Aeußeres. —

Nun, was verſtimmt mich denn! — Sie baut ihr Grab! — Du holder Engel, biſt Du meiner ſatt, willſt ſchon rückkehren in Deine Heimath? — Je nun! Sie will dem Stein vertraun, wie ſchön ſie iſt. — So mag ſie's! Das ſüße Bild, was Albrecht liebte, mag fromme Enkel noch zur Andacht und Begeiſterung entzücken. — Sie kömmt! — Man ſagt, Trauer ſey der Liebe ſüßeſte Schwelgerei — ſo rede, wer trauern kann, nicht lieben. — Seh' ich mein Weib ſo ſtill und duldend, möcht' ich den Himmel grauſam nennen, der ſolch Leid geſtattet. —

(Agnes tritt ein nebſt ihren Frauen, welche über die Bühne abgehen.)

Agnes. Herzlieber Albrecht!

Albrecht. Mein ſüßes Weib! woher kommſt Du?

Agnes. Aus dem Karmeliter-Kloſter; mein Grab iſt fertig.

Albrecht. Dein Grab iſt fertig?

Agnes. Dich erſchreckt's? ich ſagt' es nicht zum böſen.

Albrecht. Du liebſt mich nicht mehr!

Agnes. Viel inniger und tiefer, als je! Jetzt weiß ich, daß ich Dir allein gehöre, wir ſind vereint durch Allmacht, und ſo vereint kann keine Macht uns trennen!

Albrecht. Auch nicht der Tod? und Du bau'ſt Dein Grab? — den ſüßen Leib ſoll ich der finſtern Gruft hingeben? das Herz, was für mich ſchlug, annagen laſſen von Würmern! Was mich berauſcht, der Verweſung, was mich begeiſterte, beſeelte, den Elementen weihen, oder dem Himmel, oder dem Fegefeuer, oder der Hölle? was weiß ich's!

— Agnes, wärſt Du geſtorben, wer weiß! ich fände mich vielleicht! aber in ſüßer Schönheit lebend, in rührend entzückungsreicher Blüthe bau'ſt Du Dein Grab? — (Hält unwillig inne.)

Agnes. Tod iſt unſer Loos! drum mag er freundlicher ſeyn, als er uns erſcheint. O Albrecht! Glück und Leben ſind nur ein Lächeln der hochheiligen Macht, die uns dem Tode weiht. Es iſt gar rührend, daß ſolche erhabene Macht uns arme Erdenkinder anlächelt. Uns aber laß ſie beſſer begreifen, als nur in ihrem Lächeln. Man kann auch ſtill und in Rührung ſich glücklich fühlen. (Albrecht läßt ſie plötzlich.) Was iſt Dir, was treibt Dich von mir?

Albrecht. Laß mich, ich will hinaus, will ausreiten!

Agnes. Habe ich Dich erzürnt?

Albrecht. Wenn ich heimkehre, wollen wir uns verſtändigen.

Agnes. Wir haben uns nie mißverſtanden.

Albrecht. Du haſt recht! — Ich kann Dich der Verweſung nicht entreißen; ich kann von Gott nicht fodern, daß er uns ewig für einander erhält. — Drum laß mich!

Agnes. (Schmeichelnd.) Mein Grab ſoll wieder eingeriſſen werden!

Albrecht. Liebes, theures Weib, ich muß in's Freie! (Reißt ſich los. Zenger tritt ihm entgegen.)

Zenger. Ein Bote Deines Vaters ladet Dich gen München. Der von Gemshofen ſchreien immer noch über den Tod ſeines Sohnes; zwölf Ritter ſind verſammelt, wie Du es wünſchteſt!

Albrecht. Der Mönch, der die Ausſage des Sterbenden empfing, und Arſinger und Gemmingen, die gezeugt, ſollen ſich bereit halten, aufzubrechen. (Zenger ab.)

Agnes. So willſt Du mich verlaſſen?

Albrecht. Ich muß den Unmuth loszuwerden ſuchen. — Ich bitte Dich, prüfe Dich genau, und kehr' ich heim, was bald ſeyn wird, denn das Leben iſt mir ein Graus ohne Dich, ſo ſag' mir alles, damit ich ſehe, wie zu helfen iſt, und alles werde, wie ehemals.

Agnes. O Du entkömmſt mir nicht! — Dieſe Bruſt iſt die einzige, wo alle Liebe zu mir hineingebannt; — Du ſcheideſt, und nichts als Haß und tödtliche Verfolgung lebt für mich. — Albrecht, ich habe Deinen Vater ſchwer beleidigt, bin ſchuld, daß Deine Mutter ſtarb; — den ſchönen Eifer, den man Fürſtenſöhnen weiht, die tauſendjährige Verehrung der edelſten Geſchlechter, den Glanz, den thatenreiche Vorzeit auf Dich ſtrahlt — ich Unglückſeelige! das alles habe ich geraubt dem theuren Gatten!

Albrecht. Agnes! Agnes! alſo das iſt es!

Agnes. Wenn Du mich liebſt, bleib' bei mir! ob Dich das Grab mir birgt, ob Entfernung! — geſtorben biſt Du mir, wo ich Dich nicht hab', Dich nicht umfaſſen kann. — Denk', Albrecht! daß ich oft aus Träumen aufſchrecke — und wie ich da mich an Dich ſchmiegte, Du linde tröſtend ſprachſt: was fürchtet Agnes bei ihrem Albrecht? — Nun willſt Du das Wachen ſelbſt zu ſolch einem Traum mir machen, der ewig ohne Troſt bleibt! —

Albrecht. Kämen ſie doch — könnt' ich doch mit Feuer und Schwerdt meine Liebe erproben! — was laſſen ſie mich in Ruh'! Was Zärtlichkeiten, Schmeichelworte! ?

meine Liebe iſt Feuer und Schwerdt — Du bau'ſt Gräber, ich ſchaffe Todte!

Agnes. So bleibſt Du?

Albrecht. Mögen ſie mich doch für einen Schurken, einen Mörder halten — ich bleibe.

Agnes. Wer kann das?

Albrecht. Ich habe ſelbſt mich dem Gericht unterworfen, ſtell' ich mich nicht, erkläre ich mich des Mordes ſchuldig, breche die Ritterpflicht.

Agnes. Vergieb, mein theurer Gatte! ich bin ein Weib, und wenn auch eine der Beſſeren, ſchwach bisweilen.

Albrecht. Wüßteſt Du, wie mir iſt, da ich gehe, Du wüßteſt, daß ich zum letztenmale Dich ließe! — Geduld, mein ſüßes Weib! — ich gehe, denn ich muß — die Zeit geht auch, und dann — bei Gott! laß ich Dich nie wieder.

Agnes. Ich beſchwöre Dich! geh! — Ich habe genug unverſchuldet Dir geraubt, mit meinem Wiſſen ſoll keine Schmach Dir widerfahren.

Albrecht. Es gab Zeiten, wo mir der Ruf der Ehre galt, was dem Adler: Beute. O wüßteſt Du, wie weh' mir iſt! — Zenger! Zenger!

(Zenger tritt ein.)

Albrecht. Ich geh' nach München. Mit Deinem Leben hafteſt Du für meine Herzogin! Schütz' ſie nicht nur vor Gefahren, ſelbſt vor der Möglichkeit von Gefahren. — Auf zehn Schritt kommt Niemand ihrer Perſon zu nah; was ſie genießt, wird vorher gekoſtet; allnächtlich wird die Zugbrücke aufgezogen; jeder Poſten doppelt beſetzt; die Leibwache weicht nicht von ihrer Seite.

Zenger. Hältſt Du dieſe Vorſicht nöthig, bei meinem

Eid, der Tyrann ſoll das eigne Leben ſorgfältiger nicht ſchützen, als ich die Herzogin.

Albrecht. Schütz' mir den holdſeligſten Tyrannen.

Agnes. Bin ich das?

Albrecht. Im Scherz. — Nichts iſt Dir recht, was ich heute thue. — Sieh' meinen Ernſt! — Gott! nimmſt Du den Stern aus meinem Leben, ſo haſt Du eine Zuchtruthe nöthig für das Menſchengeſchlechte, und ich bin auserſehn! — Und nun, ich bitte Dich, reden wir nicht mehr, denn, was wir heute reden, wird uns zu Qual und Weh'!

(Alle ab.)

Dritte Scene.

Kreuzgang im Karmeliter-Kloſter, Agnes Grabmal in der Mitte.

Nusperger und Paul von Gemshofen.

Nusperger. Hierher kömmt die Herzogin, wie es anfängt zu dunkeln. Mein Sohn brachte eure Krieger zur Stadt, wie Herzog Albrecht kaum zum Thore hinaus war!

Paul. (Betrachtet das Grabmal.)

Nusperger. Ihre Schutzheilige! der ſie ihre Züge gab; das iſt die Herzogin, wie ſie leibt und lebt!

Paul. Günſtige Fügung! Dies Grabmal ſtößt mir Hoffnung ein, unſer Anſchlag gelingt, trotz aller Vorkehrungen des Herzogs Albrecht.

Nusperger. Wie ſo?

Paul. Ward nicht die heilige Agnes zu Rom der Zauberei beſchuldigt, und ſtarb den Märtyrtod?

Nusperger. So ſagt die Legende.

Paul. Nun, der Zauberei ſoll auch ſie beſchuldigt werden, und wohl bekomm' ihr's Märtyrthum!

Nusperger. Vor alten Zeiten, da es noch Märtyrthum gab, hatten's die Richter gut, hehe! he! Die Delinquenten wollten ſterben! he he he! Jetzt machen ſie es uns ſauer, ſie widerrufen, wie ſie von der Folter kommen. Hehe! hehe!

Paul. Ihr ſeyd ſehr aufgeräumt!

Nusperger. Ei! im Heidenthum! hehe! hehe! da es Sünde war, ein Chriſt zu ſeyn, wie ſchrieen ſie: ich bin ein Chriſt! gebt Tod! gebt Folter! ha! ha! ha! ha! damals hatten es die Richter gut! Die Zeiten ſind ſchlechter geworden, he! he! he!

Paul. Ich weiß nicht, wie Ihr mir vorkommt!

Nusperger. Herr von Gemshofen! 's iſt ein gefährlich Spiel — das Volk! das Volk könnte ſich drein miſchen! — Die beſte Entſchloſſenheit giebt der Wein! — Nun ich Wein getrunken, mache ich meine Sache gut. — Gott mit Euch, und was ich noch an Häſchern entbehren kann, ſende ich Euch zu Hülfe! (Er geht ab.)

Paul. (Allein.)

Paul. Wer du auch ſeyſt! Heilige oder Hexe, Engel oder Teufel, dich faß ich an, daß jeder ſchwört, du ſeyeſt eine Hexe. Ich fürchte das Volk nicht. — Der Trunkenbold mag's fürchten, der ſeinen Muth im Weine ſucht, und für zwanzig Hufen Landes ein Urtheil ſpricht nach Belieben. Was ich beginne, beginne ich zu Bayerns und meines Herzogs Wohl. (Er geht ab.)

Es treten auf: **Agnes**, ihre Frauen, **Zenger** mit der Leibwache; ſie gehen alle über die Bühne, und laſſen

Agnes (allein).

Agnes (vor ihrem Grabmal). O heilige Agnes! So erſchienſt du deinen Eltern im Traum und ſprachſt: Ihr ſollt nicht um mich weinen, denn Gott hat mich ſeines ewigen Lichtes gewürdigt. Ich hebe mein Auge empor zu deinem Aufenthalt; der lichte helle Himmel, den mein irdiſch Auge ſieht, iſt ja Nacht nur deines Tages! wo iſt der Tag für meines Geiſtes Auge? Ich ruf' dich an. Himmliſche Freundin! Ich ſehe nichts als Nacht und Grab und Tod! — Allein auf Erden ward ich ja beglückt wie keine. Auf Erden ward ich geliebt wie keine; drum werde ich auch wohl droben in dem Lichte nicht verſtoßen werden.

(Waffenlärm hinter der Scene. Stimmen: Verrath! Verrath! Frauen fliehen über die Bühne.)

Erſte Frau. Flieht, Herzogin, flieht, Ihr ſeyd verrathen!

Zweite Frau. Geharniſchte Männer hauen auf die Leibwache ein.

Dritte Frau. Scharfe Bolzen rauſchten dicht an mir vorbei, und fahren trümmernd in die Wände.

Vierte Frau. Flieht, Herzogin! es iſt auf Euch abgeſehen! (Alle ab.)

Zenger (hinter der Scene).

Muth! Muth! das Glück iſt Tapfern hold: klemmt Euch in den Gang, ſo kann die Uebermacht Euch nicht bei! Streckt die Hellebarden vor! (Er wird verwundet vorgeführt von einem Trabanten.) (Zum Trabanten.) Laß mich, und ruf' ſie alle — alle — (Der Trabant geht.) (Ruft hinter die Scene:)

Kinder! es kommt Hülfe! — Flieht, Herzogin! — Das iſt das Schickſal Eurer Getreuen! Mein Wort hab' ich gelöſt. — Mein letzter Hauch gilt Eurer Sicherheit — flieht dorthin — dort — den Gang dort! — (Fällt todt zu Boden.)

(Die Sturmglocke geht.)

Agnes will fliehen. Von jenem Gang aus treten Herr Paul von Gemsbeien und Auguſtin Nusperger ihr entgegen. — Die Frauen und der Trabant als Gefangene unter ihnen.

Paul. (Ergreift Agnes.) Biſt Du die verfluchte Hexe, die ſo viel Unheil über Bayern bringſt? — Du ſträubſt Dich! He! Feſſeln! Feſſeln! In's Teufels Namen! laßt das Stürmen ſeyn — Philipp! geh' und hau' den Strang ab!

(Ein Krieger ab.)

Volk (hinter der Scene).

Nehmt Knittel, Stangen, Steine! — Mord! Feuer! Verrath! Entführung! verletzt der Kloſterfriede! (Dringt bewaffnet ein.) Hier iſt die Herzogin! rettet die Herzogin!

Auguſtin. (Agnes Feſſeln anlegend.) Vergebt, gnädige Frau, ich muß meine Pflicht thun. Weiß es Gott! Ihr habt ſo wenig von einer Hexe, deren Anſehn ich ſeit Jahren kenne, wie die weiße Farbe von der ſchwarzen.

Agnes. (Reicht die Hände hin.) Thut, was Ihr mögt und dürft, mehr könnt Ihr mir nicht thun, als Gott zu meiner Prüfung fügt, der allezeit mir gnädig war.

Auguſtin. Seyd guten Muth's! Unrecht ſoll Euch nicht geſchehen, und kann ich etwas lindern, verlaßt Euch auf mich.

Volk. Wir dulden das? ſchlagt los!

Paul. Hexe! ſtell' Dich nicht ſo unſchuldig! O ſeht! ſeht! ſie hat die Stunde ihrer Vernichtung vorher gewußt, und in vollem Schmuck und Zauberſchönheit geht ſie dem Teufel entgegen, den Pakt zu halten. — So haſſen Weſen Deiner Art ſich ſelbſt, und Eure Nerven, von Hexenlüſten ſtumpf, kann nichts mehr erſchüttern, als der Gedanke an Vernichtung!

Volk. Platz! Platz! für den Vicedom. — Es lebe Herr Wernherr von Nothhaft! — Rettet! rettet die Herzogin!

(Vicedom tritt auf.)

Vicedom. (Empört.) Herr von Gemshofen! Ich weiß, was ihr ſollt. Allein höchſt unritterlich und abſcheulich iſt Euer Thun, es muß jeden Biedermann empören.

Paul. (Reißt ſeine Beglaubigung hervor.) Da leſ't! Ich ſtell' des Herzogs höchſt eigne Perſon hier vor, und Euch frag' ich: billigt Ihr's, daß dieſe hier rebelliſch ſich zuſammen rotten? Lehrt ihnen, was ſie der Obrigkeit ſchuldig ſind!

Vicedom. Ein Wort im Vertrauen! ich weiß, warum Ihr ſo thut, hindern kann und werde ich Euch nicht. Aber wißt! beſſer iſt's, mit dem Teufel einen Pakt ſchließen, als Fürſten ſo zu ſeinen Plänen mißbrauchen. Geht! Ihr verleugnet Eure Herkunft nicht!

Paul. Hört mich, Bayern! dies blauäugige Ungeheuer, dem Ihr Euer Mitleid ſchenkt, hat ein Bündniß mit dem Teufel. Sie hat den Herzog Albrecht verzaubert, daß er ſie zum Ehgemahl nahm, und wollte nichts weniger, als das ganze Herzogliche Haus vergiften, um mit ihrer Brut Euch zu beherrſchen. Dankt mir's, daß ich ſolche Greuel hüte, und murr't nicht, weil ich gewaltſame Mittel brauche. Wollt Ihr den Boden, deſſen Früchte glücklich und ſicher

Ihr genießt, nächſtens mit Eurem Blute düngen? oder die Herrſchaft einer ſchwäbiſchen Hexe dulden? oder denkt Ihr, Fürſten laſſen ſie in ihren Reihen zu? — Ich ſage Euch, ſchreckliche Geheimniſſe kommen mit der Morgenſonne an den Tag! — Herr Vicedom, gebraucht Euer Anſehn, lehrt ihnen ihre Pflichten gegen rechtmäßige Obrigkeit. Wer ein braver Bürger iſt, ruft: Tod der Schande des herzoglichen Hauſes! Fort mit ihr! — Auguſtin! Ihr durchſucht das Schloß nach verdächtigem Geräth! — (Auguſtin ab.) Wachen! folgt mir — vorwärts! Hexe! was! ſind keine Geiſterbanner bei der Hand? Um Gotteswillen! geweihte Wedel! Weihwaſſer herbei! ſie wird ſich unter unſern Händen verwandeln! Bei dieſem Schwerdte! nichts probirt von Hexenkünſten! — fort! fort!

(Ab mit Agnes und der Wache.)

Ein Bürger. Herr Vicedom! hat der Mann recht? Mir ſieht es nicht darnach aus!

Vicedom. (Wehmüthig.) Ihr Bürger von Straubing! was Ihr hier ſeht, geſchieht auf Befehl unſeres Herrn Herzogs, dem wir alleſammt Gehorſam ſchuldig ſind. Die Herzogin iſt entſetzlicher Verbrechen angeklagt. Gebe Gott! ſie kann ihre Unſchuld beweiſen. Ihr, als gute Unterthanen und friedliebende Bürger, dürft Euch nicht drein miſchen. Folgt meinem Beiſpiel, kehrt ruhig heim. Wir können nicht helfen, und ſind nicht befugt, wider unſre Obrigkeit zu handeln. Was geſchieht, mag der verantworten, der des Herzogs Perſon hier vorſtellt, und der Herzog, der ihn bevollmächtigt; denn ſie ſind, wie wir, einem Gotte Rechenſchaft ſchuldig, drum laßt uns unſre Pflicht thun!

(Gehen ab zu verſchiedenen Seiten.)

Vierte Scene.

Gerichtsſaal. Rusperger und andre Räthe ſitzen rechts um einen Tiſch. Paul von Gemshofen ganz in Ruspergers Nähe.

Rusperger. (Schlägt mit dem bloßen Schwerdt dreimal auf den Tiſch.) Im Namen Gottes, und auf beſonderen Befehl unſeres gnädigen Herrn Herzogs, ſind wir in außerordentlicher Stunde berufen, Gericht zu halten! Ihr Herren Räthe des Gerichts! die gräßliche Unthat der Zauberei harrt unſeres Urtheils. Es iſt nichts Neues in unſerer Praxis, dennoch habe ich Gründe, einen Spruch des Hexenhammers Euch in's Gedächtniß zu rufen. (Schlägt ein Buch auf.) „Mit dem „Schein der Unſchuld, mit Thränen, Flehen, Betheuerungen, ja! mit Anrufung der höchſten Gottheit und Beſchwörungen, bei allen Heiligen des Himmels, wiſſen „Hexen ihre Richter zu verzaubern.“ — Wohlan! von unſern Sitzen herab walte das Amt, unſer Gedanke ſey das Geſetz, unſer Wort das Recht, unſere Handlung Gerechtigkeit. — Tritt vor, Auguſtin!

(Auguſtin tritt auf, bleich und verſtört.)

Rusperger. Bringt Ihr die Mitſchuldigen?

Auguſtin. Ich habe das Schloß durchſucht nach verdächtigem Geräthe. Alle Gemächer ſind mit dem Siegel des Gerichts belegt. Aber der Hexenmeiſter, ihr Vater, er muß die Kunſt verſtehn, ſich unſichtbar zu machen.

Rusperger. Was ſagſt Du?

Auguſtin. Trotz aller Vorſicht iſt er uns entkommen.

Rusperger. (Springt auf.) Er ruft den Herzog zurück! (Zu Paul.) Was beginnen wir?

Die Räthe (erſchrocken ſtehen auf.) Wir ſind verloren!

Paul. Sitzen geblieben, ihr Herren! die Thore ſind erſchloſſen, wo er nicht fliegen kann, iſt er noch hier. — Sendet Wachen aus, die ihn ſuchen! (Er und Nusperger winken Häſcher herbei, mit denen ſie heimlich reden, und die ſodann gehen. Andere Gerichtsdiener treten von der andern Seite ein, und bringen die alchymiſtiſchen Geräthe des alten Bernauer.)

Auguſtin. Hier kommen ſchwere, fürchterliche Zeugen wider ſie.

Paul. Beweiſe genug!

Auguſtin. Sie iſt unſchuldig! — Noch ſehe ich, wie ſie in rührend bleicher Schönheit zwiſchen den rohen Kriegern ſtand, wie ſie gefaßt und unſchuldsvoll die Hände den Feſſeln darbot. — Hät' ich die Arme doch vom Leibe mir geriſſen, die böſen Ketten verſenkt in's tiefſte Meer, eh' ich ſo zarte kleine Hände darin klemmte.

Nusperger. Es iſt gut, Auguſtin! — Iſt gut.

Auguſtin. Weh'! Weh'! Ein Blick aus blauen Augen hat allen Muth mir geraubt. Es ſchneidet wie mit Meſſern in der Bruſt! das rührende Engelsbild will mir nicht aus dem Kopf, ſchlag' ich das Hirn nicht mit heraus!

Paul. Mit dieſem Blick hat ſie's Euch angethan! Unglücklicher, Ihr ſeyd verzaubert!

Nusperger. (leiſe) Nicht doch beſter Herr! er hat ein weiches Herz. Alle Menſchen hält er für unſchuldig, und damit er's verlernt, muß er mir alle Verhaftungen vollziehn.

Paul. (für ſich) Welche Unvorſichtigkeit! wie, wenn er ihren Vertheidiger ſpielte? (laut) Ich ſage er iſt verhext!

Nusperger. Immerhin, wenns Euch ſichrer dünkt Schont meines Sohnes nicht im Dienſte des Herzogs!

Paul. Armer, armer Vater! Im letzten Augenblick der Freiheit höhnt die Verfluchte ſo mit Unthaten das heilige Gericht. Das iſt ſo Hexenart! — Je frecher ſie mit ihren ſchädlichen Künſten dem ſegensreichen Thun der Menſchen zu nahe treten, um ſo höher iſt ihre teufliſche Luſt. Ihr Herren, ſeht, wie er ſich gebehrdet!

Einige Räthe. Es iſt allerdings ſeltſam und unnatürlich.

Auguſtin. Hier heb' ich meine Hände auf! Sie iſt unſchuldig! Ihr Blut über die, die es vergießen!

Rusperg. Geh, Auguſtin, du kannſt dein Amt nicht verwalten!

Auguſtin. Ich that meine Schuldigkeit bis hier und thue ſie, ſo lange mein Herz ſich hält im Innern. Ich führe die Beklagte vor (er winkt).

(Agnes wird vorgeführt.)

Rusperg. Ruft Wehe über die Schuldige!

Die Räthe. Wehe! Wehe! Wehe!

Auguſtin. Solch Himmelsauge blickt ſo irre! der Schreck durchzuckt ſolch holde Bruſt? Sind ſolche Hände da, in Ketten ſo zu ringen?

Paul. Agnes Bernauerin! die Hölle ſelbſt kennt keine ſchwärzeren Unthaten als Du begingſt, und wie ich mich mühe ſie glimpflich zu benennen, weil Mäßigung dieſem Orte ziemt, Flüche und Verwünſchungen ſind ihre Namen. — Ich klage dich an, daß du im Bunde ſtehſt mit dem Böſen; du biſt eine Hexe, eine Giftmiſcherin, du haſt den Herzog Albrecht verführt, um über Bayern zu herrſchen, den Herzog Adolph vergiftet, weil er dir im Wege war.

Agnes. Mehr Böſes! mehr Böſes! that ich mehr Böſes nicht? —

Paul. Ja! Denn Mordanſchläge hegſt du wider unſeres Herrn Herzogs höchſtes Leben, wider Alle die deiner Herrſchſucht im Wege ſind, vergiften willſt du ſie, ſchlachten das glückliche Volk und in ſeinem Blut dich baden.

Agnes. O Gott! o Gott!

Nusperg. Agnes Bernauerin! Quäle nicht länger den Schein der Unſchuld dir an; ſpiele nicht die verrathene mishandelte Fürſtin. Was! hältſt du uns für ſolche Neulinge, um mit dieſen Künſten uns zu täuſchen?

Agnes. Böſewicht! ich bin deine Herzogin!

Paul. Eine ſchwäbiſche Baderstochter biſt du! Nicht der Himmel, die Hölle machte dich zu Herzog Albrechts Gattin. Die Ehe iſt null und nichtig im Namen des Herzogs von Bayern.

Agnes. Wer biſt du Schrecklicher! der mich aus meinem Schloſſe entführte, gefeſſelt vor meine Unterthanen hier mich ſtellt, die dir zu gehorchen ſcheinen, weil ſie ſo gräßliche Beſchuldigung ruhig über mich ergehen laſſen? — Du biſt Herzog Ernſt! — Ja, es iſt mein Tod, daß ich dich ſehe; o! du biſt deinem Sohn ſehr unähnlich! —

Paul. Nicht der Herzog! aber ſo gut als der Herzog, ſonſt ſein Kämmerer nur, Paul von Gemshofen.

Agnes. Gemshofen? — ja der biſt du! — bei Gott, ich hab' nicht Schuld an deines Sohnes Tod! — allein Rache mußt du haben und mein Gemahl iſt dir zu hoch — o Gott, welch fürchterliches wildes Raubthier habe ich gereizt wider mein Leben! — Nun denn! Räche dich, kannſt du ohne Rache nicht leben, tödte mich und dann flieh in die tiefſte Schlucht der Erde, damit dich mein Gemahl nicht finde; denn fürchterlich iſt er, werde ich nur verlezt — ſo fürchterlich dir — ich mag's nicht denken!

Paul. Dorthin rede! dort ſitzen deine Richter!

Agnes. Ihr Herren, was that ich euch zu leide? — habt ihr mir auch den Tod eurer Söhne vorzuwerfen? Was that euch mein Gemahl? Ihr wißt wie er mich liebt, wie er traurig iſt, ſieht er mich nicht, wie er mich ſucht, hab' ich mich nur von ihm entfernt. — Nun wollt ihr mich tödten und wagt es auf ſeine Rache?

Paul. Ja! Lebensluſt, Munterkeit, Jugendmuth haſt du ihm geraubt. Er, der Stolz ſeines Landes einſt, ſchleicht einem Schatten gleich umher, weckt Grauen und Bedauern! —

Rusperg. Es iſt ſonnenklar! den Herzog Albrecht haſt du verzaubert, den Herzog Adolph vergiftet; was, willſt du leugnen, umgeben von den Werkzeugen deiner Unthaten? — (deutet auf die alchymiſtiſchen Geräthe.)

Agnes. Kennſt du dieſe Geräthe nicht? dieſe Bücher? Weißt du nicht, daß ſie meines Vaters ſind, und nach welchen Geheimniſſen er forſchte? und ich habe meinen Gemahl verzaubert, meinen Neffen vergiftet? — o herrlich — herrlich! Ja, Gemshofen, Albrecht hat es mir geſagt! — ihr verſteht es, dumme, boshafte Menſchen zu euren Plänen zu gebrauchen. Ihr Herren! bös ſeyd ihr, das zeigt euer Beginnen und wärt ihr klug, ihr wüßtet wie ſcheußlich ſolche Bosheit iſt.

Rusperg. Iſt das deine Rechtfertigung? redeſt du ſo mit deinen Richtern!?

Auguſtin. O Herzogin, fahrt fort! Ich ſchwöre auf eure Unſchuld!

Agnes. Wie ſoll ich mit euch reden? Ihr wollt ja Schurken ſein. Euer Herzog hat es euch befohlen und da mein Todſeind! — doch will ich mit euch reden. — Wozu ſolch plumpes abgeſchmacktes Gaukelſpiel? — wen wollt ihr betrügen? — Mich? Soll ich glauben, was ich nie beging? Unmögliches von mir geſchehen halten? — o gebt euch ſo viel Mühe nicht. — Ich bin ein wehrlos Weib! in Ketten! in eure Macht gegeben. — Lügt kein feierlich Gericht! heuchelt nicht Gottes Gerechtigkeit! Schaut eurer Sünde grad' ins Angeſicht und nennt ſie bei ihrem Namen, damit ihr wißt, wie ſchwer ſie euch zu tragen ſei.

Auguſtin. Stellt Weiber vor Gericht, ſie können reden!

Agnes. Ja! die ihr tödten wollt, war dieſen Morgen noch von aller Fürſtenherrlichkeit umgeben; das iſt's was Fürſten bieten können, ſo nichtig iſt die Herrlichkeit dieſer Welt; wahrlich! es verlohnt ſich nicht zu Schelmen auf ihr zu werden! — O ihr ſeid ſehr beklagenswerth — und ſehr verächtlich!

Paul. (wüthend) Ihr Herren! ſeid ihr angeſtiftete Mörder oder Richter? — Was ſchweigt ihr, da ſie euch Bayerns Verderben nennt? (leiſe zu Nusperger) Iſt das der Muth, den man im Weine ſucht?

Nusperger. He Knechte, bereitet die Folter!

Agnes. Von Folter ſprichſt du?

Nusperger. O das Gericht hat Mittel, die Wahrheit zu ergründen.

(Die Folterknechte treten ein.)

Agnes. Ich bin unſchuldig! Hier hebe ich die gefeſſelten Hände empor zu Gottes furchtbar heil'ger Majeſtät, thronend über die ewigen Feuer der Mitternacht. Ihr wißt! ich darf's. — Erhebt eure Hände wie ich, ruft die zermalmenden Donner, der Himmelsſtrafen grauſenvolles Heer herab auf eure ſchuldigen Häupter, wofern ihr mißbraucht die göttliche Gewalt des Gerichts. — Könnt ihr's? wird euch nicht bange? — O dankt für ſolche Warnung ewiger Strafen und laßt ab von eurem teufliſchen Vorſatz!

Auguſtin. Wundervolles Weib! Sie macht die Richter irre.

Rusperger. (Die Räthe rings umher betrachtend) Das iſt eine teufliſche Beredſamkeit! Sie hat einen Kobold unter der Zunge, der ihr die Worte ſpricht.

Agnes. O nein! — das iſt der Wahrheit heiliges Weſen, das mir zur Seite ſteht; die Unſchuld führt mein Recht, ihr Sieg iſt ſichtbare Gemeinſchaft mit dem Himmel, der ſeine Engel ſendet uns zu ſchirmen, wenn allzu grauſes Leid den Sinn uns raubt. —

Auguſtin. Könnt ich dich ſo auf dieſen Armen zum Herzog bringen und ſagen: Hier iſt dein Weib; o mehr als Weib, ein Engel!

Rusperger. Ich erkenne Folter! was ſagt ihr, ihr Herren?

Ein Rath. Das Gericht erlaubt euch, Folter zu erkennen ohne unſere Zuſtimmung. — Ich behalte meinen Ausſpruch.

Alle andern Räthe. Dünkt es euch recht, erkennet Folter!

Paul. (wüthend) Nun denn! verſucht, wie viel Grad ihre Unſchuld trägt.

Rusperger. Oeffnet die Kammer!

(Die Folterkammer öffnet ſich im Hintergrunde.)

Agnes. Soll ich mit eignem Bekenntniß unerhörte

Mißethaten beſiegeln, verzaubert nennen den theuren Gemahl; ſeine Liebe, mein Alles! Werk der Hölle? — Unmenſchen, das begehrt ihr?

Auguſtin. Ich halte mich nicht länger!

Rusperger. So bekenne!

Agnes. Was? was ſoll ich bekennen? — Nimm hin für bekannt, was du willſt und laß es genug ſein, ängſtige mich nicht weiter!

Rusperger. Durch welche Mittel gewannſt du Herzog Albrechts Liebe?

Agnes. — Schmach über mich, ſchmäh ich ſo mich ſelber. Verdient das Albrecht, bin ich keine beſſre Herzogin? (zu Rusperger) wer ſo bekennt, der iſt nicht werth zu lieben, geliebt zu werden, nicht werth der Unſchuld!

Rusperger. Fort mit ihr!

Auguſtin. (Zieht ſein Schwert) Wer wagt's ſie zu berühren?

Rusperger. Auguſtin!

Agnes. O du biſt mein Freund, ruf meinen Albrecht! ruf' ihn eilig mich zu retten. Den ganzen Segen ſeines Heldenmuthes lehr' er mich empfinden; ja! das Gefühl iſt mir die Welt noch ſchuldig. Eh ich ſterbe, muß ich ſo noch fühlen!

Auguſtin. Die Thore ſind verſperrt, Euer Hexenmeiſter von Vater iſt entſprungen!

Agnes. Mein Vater frei! — Böſewichter! ja! er iſt's, Euer Schreck verräth es mir. Er ruft den Gemahl und näher iſt er, als ihr denkt. Nun zittert — *Wehe euch!*

Auguſtin. O welche ſchwache Hoffnung! um Gotteswillen, mäßigt euch!

Agnes. Solche Ungeheuer haben die göttliche Barmherzigkeit vermocht, Qualen zu ſchaffen. Ohne ſie wäre die Erde ein Paradies. Was wäre ich, haßt' ich euch nicht!

Auguſtin. Nicht weiter! wollt ihr euch verderben? ihr ſeid außer euch!

Agnes. Ja! ihr habt das ſanfte Blut zum Zorn in mir verwildert, den ſüßen weiblichen Beruf zur Duldung verkehrt in Todeshaß. Nun — bei Gott! — hütet eure Köpfe, denn eurem meuchelmörderiſchen Lügenherzog ſende ich ſie und laſſe ihm ſagen; ſo richtet Agnes! — o Gott, was iſt aus mir geworden! ich bin von Sinnen! — (Pauſe).

Paul. Euer Schickſal liegt in euren Händen; Ihr Leben gilt's oder das Eure.

Auguſtin. Ihr ſeid verloren!

Agnes. Willſt du mich verlaſſen!

Auguſtin. Was kann ich noch für Euch thun?

Agnes. Du fragſt? — Rufe Feuer, Empörung, Mord durch alle Straßen, ſag' wie mir hier geſchieht! Es muß jedwede Menſchenbruſt zu lichter Flamme empören und Rechtlichkeit mit ſtarken Armen für mich waffnen.

Rusperger. (Springt auf, zu Auguſtin, der unentſchloſſen ſteht.) So geh und gieb die Loſung zum Bürgerkrieg, laß ſie die Menge verhexen wie dich und führe ſie an, den Vater und uns Alle zu zerreißen.

Paul. (Steht auf) Das will ſie ja! Ein Herzogthum und Blut und Bürgerkrieg.

Die Räthe. (Aufſtehend, durcheinander.) Wär' ich doch meilenweit von hier — Gott ſei mir gnädig! — Wie weiſe, wer heut ſich krank gemeldet.

Agnes. (Stürzt zu Auguſtins Füßen.) Rette mich!

Paul. Da! ſie erſchöpft alle Künſte!

Auguſtin. (Stößt ſie von ſich.) Fahrt zur Hölle, was wollt ihr mir das Herz noch brechen!

Agnes. Biſt du ein Mann? (ſpringt auf.) O welche Welt, welche Menſchen!

Auguſtin. Was droht ihr euren Richtern mit dem Tode?—Ey! da weiß Herzog Ernſt beſſer, wie man ſie beſticht. Die ganze Herrſchaft Calmbach, die Fiſcherei im Riedbach obendrein!

Rusperger. Auguſtin! biſt du raſend?

Paul. Schafft ihn hinweg!

Auguſtin. Ha! ihr ſeid Richter! ihr übt Gerechtigkeit! Ja wohl muß es Fortdauer geben, denn ihr müßt noch einmal gerichtet werden, wie ihr richtet, und die Erde iſt zu arm, ſolche Richter zu lohnen! — (zu Agnes) Lebt wohl und ſterbt. Ihr dürft die Morgenſonne nicht mehr erblicken. — Seid ihr eine Hexe, ſo verdamme euch Gott! Wo nicht? ſo vergebt, was ich an euch verſchuldet. Bin ich doch ewig unglücklich, weil ich Hand gelegt an ſolch ein Weſen!

(Geht verzweiflungsvoll ab)

(Pauſe)

Rusperger (faßt ſich und geht auf Agnes zu). Nun iſt dein Maaß gefüllt!

Agnes. Du tödteſt mich mit deinen Augen, blick mich ſo mörderiſch nicht an. Ich bin gewohnt, dem Blick der Liebe zu begegnen, nicht ſolches Grauſens —

Rusperger. Fort in die Kammer! — Ihr Herren! folgt uns.

Agnes (fällt auf die Knie) Menſch! haſt du denn kein Mitleid? ich bin ja unſchuldig, ich bin ja ein Weib, ich bin auch ſchön! ein weinend unglückliches Weib iſt ſchöner. Mich hat die Welt gehegt wie nur ein Schoßkind zärtlich ward gehegt. Das grauſe Unheil wagte nur aus weiter Ferne ſchonungsvoll mich anzublicken. Iſt Sünde Menſchenloos? nur unwiſſend ſtiftete ich Unheil an und darf, in Sünde ſchuldlos, mich zum Himmel ſehnen. — Solch wilde fürchterliche Mächte ſchonten mein und Du, ein Menſch, willſt ſo mich quälen, die ich geſchmückt doch bin mit Allem, was irgend Mitleid, was Liebe irgend verdient? (richtet ſich empor) Und jetzt will ich den höchſten Schmuck erringen, den ewigen, die Dulderkrone, Märtyrthum. Heilige Agnes, Deinen Geiſt brauch' ich, Du lehre mich ein Gebet, das Feuer liſcht!

Nusperger. Ergreift ſie — fort mit ihr!

Agnes. Bleibt fern, ihr Teufel! Eure Berührung brennt kohlſchwarze Male untilgbar in meine weiße Haut — ich ſelber will, ich komme — komme! (Sie wankt einige Schritte vorwärts, richtet ſich empor, blickt ihre Richter an.) Ich bin eure Herzogin! Ihr tödtet, foltert mich unſchuldig!

(Sinkt rücklings nieder.)

Paul. Iſt ſie todt?

Nusperger. (um ſie beſchäftigt) Nur ohnmächtig — Ihr Herren, ſchon graut der Morgen. Sie muß mit Tagesanbruch gerichtet ſein.

Paul. Herr Nusperger! Ihr ſtößt mir kein beſonderes Vertrauen auf Eure Geſchicklichkeit ein. Ihr ängſtet die Delinquenten zu Tode und bringt doch kein Geſtändniß heraus.

Nusperger. Herr! die iſt vom Teufel beſeſſen, der ſie aufreibt; ich habe ihr nichts Leides gethan, was fällt ſie in Ohnmacht! — Ihr Herren, der Prozeß darf ſich nicht in die Länge ziehen. Ich verurtheile ſie zum Feuer!

Einige Räthe. Was hat ſie eingeſtanden, wo iſt ihr Bekenntniß?

Paul. Ihr begeht ja eine Ungeſchicklichkeit über die andere!

Rusperger. Fürwahr, ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht.

Paul. Ich will Euch nur zu Hülfe kommen. Ihr Herren, des Herzogs Gnade iſt ohne Grenzen. Sei jene Hexe oder Giftmiſcherin, ſie beſitzt die Liebe des Herzogs Albrecht und wir ſchlagen die Unterſuchung ihrer Unthaten nieder.

Rusperger. Was! niederſchlagen jetzt, da wir ſo weit gegangen? — Tod und Hölle! Ihr habt mich zu Allem angeſtiftet.

Paul. Thörichter Mann, geh nach Hauſe und verſchlafe Deinen — Muth. Ihr Herren! ſie hat in meiner Gegenwart des Herzogs Räthe Schurken genannt und mit dem Tode bedroht. Ich trage darauf an, daß ſie ertränkt werde.

Rusperger. Daß ſie ertränkt werde! Herold, ſammle die Stimmen! Setzt euch nicht erſt, Ihr Herren, das kann ſtehend geſchehen.

(Das Becken geht herum. Jeder giebt ſeine Stimme.)

Paul. Sorgt für eine ſchleunige Exekution, dann mögt Ihr mich nach München begleiten, wo mein Herzog Euch ſchützen ſoll.

Rusperger. (Empfängt das Becken) Sie iſt einſtimmig verurtheilt— und gleich muß die Hinrichtung vollzogen werden.

Paul. Alle entehrenden Gebräuche bleiben fern. Achtet in ihr die Gattin des Herzogs Albrecht. Ihr ſelber führt ſie zum Tode, kein Henker berührt ſie als bis im letzten Augenblick und Alles werde ihr gewährt, was ſie noch bittet.

(Die Räthe gehen ab.)

Paul. Sorgt, daß ſie zu ſich komme!

(Gerichtsdiener erheben Agnes und tragen ſie fort.)

Paul. (Allein, ihr nachblickend.) Fahre wohl! Und was du am Tod meines Sohnes verſchuldet, vergebe ich Dir von Herzen. — — O daß er lebte! — wär' Albrecht doch mein Freund! Ich bin der Retter des Bayerſchen Herrſcherhauſes und ſo lange ſein Geſchlecht blüht, grünt mein Lorbeer. — Doch jede rühmliche That auf dieſer Welt muß einen irdiſchen Anlaß haben! (Geht ab.)

Fünfte Scene.

Morgen. Im Hintergrunde die Donaubrücke, durch den Fluß vom Vordergrunde getrennt.

(Es verſammelt ſich Volk im Vordergrund.)

Erſter Bürger. So iſt ſie alſo dennoch ſchuldig befunden?

Zweiter Bürger. Befunden? — ja! ſonſt würde ſie nicht gerichtet.

Dritter Bürger. Aber warum wird ſie denn nicht verbrannt, wie gewöhnlich die Strafe iſt.

Vierter Bürger. Ei, das iſt ja keine gewöhnliche Hexe, die Euch das Vieh behext; das iſt den Herzog Albrecht ſeine Leibhexe, war immer eine ſehr vornehme Hexe, war gewiſſermaßen eine herzoglich bayerſche Hofhexe, denn ſie vergiftete nur herzogliches Geblüt. Ei, da kommt ihr ſchön an, wenn ihr glaubt, es ſei eine Hexe wie eure Weiber.

Dritter Bürger. Große Leute müſſen doch immer was Apartes haben.

Vierter Bürger. Ja! ich habe immer geſagt, daß ſie eine Hexe iſt, denn ſie war ſo unmenſchlich wohlthätig, zwölf Arme ſpeiſte ſie täglich an ihrer Tafel.

Zweiter Bürger. Deshalb iſt ſie eine Hexe?

Vierter Bürger. Verſteht mich wohl, ſie war unmenſchlich wohlthätig, immer geben, Alles geben — ein gewöhnlicher Chriſtenmenſch behält doch was für ſich.

Dritter Bürger. Ja, das iſt wahr! ſie gab mit Wuth, war ſo zu ſagen mitleidsvoll. Sie ſuchte das Elend ordentlich, wo ſie es nicht vor Augen hatte, und half ſo gierig, als ſei alles Elend nur ihrenthalben auf der Welt — das iſt eine ächte Hexennatur.

Erſter Bürger. Eigentlich ſind ſolche vornehme Hexen für uns gemeine Leute ein wahrer Seegen — Kinder! es dauert mich, daß ſie gerichtet wird, es iſt eine ſchöne Frau.

Vierter Bürger. Das kömmt uns Allen nur ſo vor! wir ſind ja alle mit verhext, denn ich ſage Euch, das iſt eine ganz aparte Hexe.

Dritter Bürger. Ja! eine aparte Hexe iſt es, denn glaubt nur, die Richter werden für ihre Verurtheilung ſo bezahlt, daß hundert Hexen, die ſie verurtheilen, ihnen nicht ſo viel eintragen. —

Erſter Bürger. Ei! wenn das ſo was Apartes von einer Hexe iſt, ſo laßt uns für die beſten Plätze ſorgen, denn wer weiß, ob wir je wieder ſolch eine koſtbare Hinrichtung ſehen werden!

(Ziehen ſich zurück.)

Bernauer (tritt auf, im Vordergrunde).

Bernauer. Hierher zieht der Strom der Menge. Was wird geſchehen? ich mag nicht fragen! Blutig durch graue Nebel ſtieg die Sonne auf, des Himmels Wolken hängen ſchwer hernieder, als wollten ſie in dicken Tropfen ihr ſchwarzes Weh hinweinen — o, daß ich mein Leben feig verſchone! — Kann ich mit dieſem alten Leben Dir helfen, ſüßes Kind! Dein Vater iſt Dir nah, und ſtirbt mit Dir.

(Geht ab.)

Glockengeläute. Wachen, der Oberrichter, Räthe. Agnes, geführt vom Prior des Karmeliterkloſters. Henker folgen eine Strecke dahinter. Volk. Der Zug geht über den Vordergrund und erſcheint alsdann auf der Brücke, mit Ausnahme der Wachen, welche das Volk zurückhalten. Die Glocken ſchweigen. Räthe nehmen ihren Sitz.

Prior. Herzogin! verachtet die Schauer, die der Leib Euch vorſpiegelt; Gott iſt ſichtbar mit Euch! Er ſchützte Euch gnädig vor der Folter, hat den leichten Tod über Euch verhängt. Er ruft Euch jetzt, ſeine Himmelsthore gnädig Euch zu öffnen.

Volk. Ins Feuer mit der Hexe! — Sie will uns beherrſchen, ins Feuer mit ihr!

Rusperger. Agnes Bernauerin, deine letzte Bitte hat, aus Rückſicht für den Herzog Albrecht, Gehör gefunden. Haſt Du den Muth, dich ſelber zu ertränken, ſo reiche denn deine Arme den Banden hin, und keine Henkershand ſoll dich weiter rauh berühren.

Agnes. Willkommner Tod! Er ſühnt den Haß, den ich auf mich geladen, wandelt die Verfolgung in Mitleid, die Flüche in Gebete, in Seegenswünſche, ſchafft irdiſche Verklärung mir hienieden. — Hier, bindet mich, ich gebe mir ſelbſt den Tod! (Ihre Hände werden gebunden.) Führ mich auch ganz an den Rand der Brücke, ich bin ein Weib und furchtſam — möchte meinen Tod nicht ſehen.

Prior. Mein Auge iſt ſchwächer als mein Wort!

(Geht weinend ab.)

Bernauer. (Drängt ſich im Vordergrunde durch das Volk.) Gnade! Gnade! Gnade! — Ihr Bayern, Bauern, Tölpel! Seid ihr Menſchen! — Sind dieſe Köpfe Kegelkugeln — habt ihr ſehende Augen und laßt ſo die Unſchuld würgen? So fleht zum Himmel, daß eure Weiber Wechſelbälge euch gebären, von denen Fürſtenaugen, ſchlimmer als Baſilisken, mit Abſcheu und Ekel ſich wenden!

Rusperger. (Zu den Wachen.) Ergreift den verfluchten Hexenmeiſter — ihr fürchtet?

Bernauer. Hier bin ich! hier ſind meine Hände, bindet, feſſelt mich, ſiedet mich in kochend Oehl! — doch Gnade meinem Kinde! — o habt ihr ſehende Augen — der bleiche Engel ſoll des Todes ſchuldig ſein? (Deutet abwechſelnd auf Agnes und die Richter.) Das wäre Verbrechen, das Gerechtigkeit? — o ſeht doch! ſeht! und laßt einen Thränenſtrom ertränken ſolchen Anblick! —

Agnes. (Iſt an den Rand der Brücke geführt.) Ihr Bayern, nehmt jetzt euren Herzog zurück, um den ihr mich verwünſcht und tödtet. Ich bin keine Giftmiſcherin, Gott, der mich beſſer kennt, wird mir gnädig ſein! Sagt meinem Albrecht, wie ich um ihn ſtarb. *Er* ſoll nicht mein ſein, drum ſei *mein* der Tod, und ſo küß' ich die Bande, die an den Tod mich feſſeln. Albrecht! ich liebe dich mit dem Leben! Heilige Agnes! hilf meiner Seele Gnade flehen.

(Stürzt ſich von der Brücke in den Strom.)

Volk. Mirakel! Mirakel! Sie ſchwimmt! Das Waſſer trägt ſie.

Rusperger. Sie iſt eine Hexe! das Waſſer ſtößt ſie aus!

Volk. Mirakel!

Einer aus dem Volke. Die gold'nen Flechten halten ſie am Brückenfeiler! Gott zeugt wunderbar für ihre Unſchuld — o Herzzerreißender Anblick!

Volk. Gott zeugt für ihre Unſchuld!

Rusperger. Nimm, Henker, die Geländer-Stange, ſtoß ſie in den Grund, erſticke ſie — gehorche ſogleich! — Ich laße dich ſonſt ins Waſſer werfen!

Henker. (Ergreift die Stange und ſtößt ins Waſſer.)

Agnes. (hinter der Scene.) Hülfe! Hülfe!

Bernauer. (Zwiſchen Wachen, die ſich ihm genaht, während er wie verſteinert ſtand.) Hab' ich das geſehen? o Leben! wildes Schreckniß! wahnſinniges Geſpenſt! hohle grinſende Larve! Traum des Verdammten im tiefſten Höllenpfuhl! hab' ich das geſehen? und dieſe Augen ſtürzen nicht, zwei dicke, blutgeronnene Thränen in dieſe meine Hände! die Arme brechen nicht verzweiflungsvoll aus ihren Angeln! Ein Laut des Wehs ſprengt dieſen Buſen nicht und ſpeit die blut'gen Scherben ins Angeſicht dem verhaßten Himmel?

(Unwetter. Donnerſchläge.)

Volk. Sie ſtirbt unſchuldig, das erregt den Zorn des Himmels!

Bernauer. Ha! wirbelt Stürme! Poſaunt zum Weltuntergang! *die* That hat das ewige Heil erſchöpft. Ihr Wolken, brecht in Strömen nieder, reißt, ſchwemmt den Sündenball krachend aus den Axen — Fort! fort! ich ſuche den ſtillen Grund; glückſeelig wer bei ihr ruht! Ein ſüßes Grab umfang' uns beide!

(Reißt ſich los und ſpringt ins Waſſer, das Unwetter verſtärkt ſich.)

Volk. Ein Ungewitter ſo früh am Morgen bedeutet nichts Gutes! — Sie war unſchuldig! zu Boden mit dem Oberrichter! — Schlagt die Wachen zurück! — Ins Waſſer mit den Henkern!

(Alle verſchwinden aus dem Vordergrund und erſcheinen auf der Brücke; während des Tumults und dem Unwetter fällt ein Mittel-Vorhang.)

Sechste Scene.

Waldiges Donauufer, links eine Raſenbank.

(Albrecht wird von Arſinger und Gemmingen leblos in die Scene getragen, und auf eine Raſenbank gelegt.)

Arſinger. Es war ein böſer Sturz!

Gemmingen. Hat er ſich beſchädigt?

Arſinger. Nicht das ich ſehe! — Was ihm wohl durch den Sinn gefahren iſt, daß er mit Tagesanbruch uns ſatteln heißt, und zurückjagt, daß die Pferde ſtürzen?

Gemmingen. Der heftige Ritt macht mir ganz weh ums Herz. Nicht Roß noch Reiter ertragen ſo wilde Flucht.

Arſinger. Ich ſah ihn mit den Zähnen knirſchen — dann weinen — convulſiviſch bebte ſeine Bruſt als ränge ſie nach Athem — dann wieder drükte er wüthend ſeinem Roſſe die Sporen in die Seiten — dieſe Ohnmacht, könnt' er ſie empfinden, müßte ein Labſal ihm gegen ſeinen vorigen Zuſtand dünken.

Gemmingen. Er kömmt zu ſich. Er ſchlägt die Augen auf.

Albrecht. Fort — Weiter! Weiter! — um Gotteswillen, wo iſt mein Pferd?

Gemmingen. Geſtürzt— todtgejagt. Erhol' dich ſelber von deinem Sturz.

Albrecht. Die Euren, wo ſind ſie?

Arſinger. (Hinter die Scene deutend.) Dort liegen ſie und ſchnaufen. Ungefüttert, wie ſie ſind, verſchmähen ſie die Nahrung, und brauchen das üppige Gras zum Lager.

Albrecht. (Sich aufreißend) Laßt mich! mir fehlt nichts! — bleibt! Niemand ſoll mir folgen. (ab)

Arſinger. Er iſt raſend! ſo ſah ich ihn noch nie.

Gemmingen. (Hinter die Scene blickend.) Wie er mein armes Thier ſchlägt und tritt — da ſteht es endlich — er will ſich in den Sattel ſchwingen — da ſtürzt es wieder — mein Pferd iſt hin!

Arſinger. Was beginnen wir mit ihm, wenn er ſo wild iſt? — Sieh nur die ſchrecklichen Blicke!

Albrecht. (Stürzt in die Scene.) Du haſt dein Grab gebaut — nun gut! ich wills verzieren, und alles rott' ich aus ringsum, was einen kranken Menſchenhauch verräth. Allein Natur ſoll in üppiger Urſchöne darum wuchern, und Tiger, Drachen, Schlangen ſollen den ungeweihten Menſchenfuß verſcheuchen aus dem Heiligthum. — Sie baut ihr Grab! — Ich ließ ſie — ein böſer Geiſt hat mich hinweg gejagt, ſchlägt mir die Pferde unter'm Leibe todt und hält mich hier — Pferde, Pferde! Ihr Schurken, wo ſind Pferde! (Geht mit gezücktem Schwerdt auf Arſinger los.)

Arſinger. Willſt du mich tödten? bin ich ein Schurke! — Beſinne Dich! — ich bin Arſinger, dein Freund!

Albrecht. Ich ſage, es kann nicht ſein! Eh ſinken

Sterne aus den ſichern Himmelsfugen. Eh liſcht die Sonne, eh ſtirbt der Tod, eh Agnes ſtirbt!

Gemmingen. Da liegt ja ſchon dein Schloß, lieber Albrecht! Sieh! wie es in neuem Glanz aus dem Gewitter ſchimmert. Alles erheitert ſich, willig giebt die Donau dem Himmel ſeine wilde Schwärze wieder und beginnt von neuem ihr Spiel mit den Spiegelbildern des Ufers.

Albrecht. Du Engelsbild, tritt vor auf deinen Söller, und erlöſe mich mit leichter, liebreizender Erſcheinung aus der Hölle. — O Agnes, ſieh wie ich dich liebe! zum Dampf löſt es mich auf, der heiß hinüberſteigt zu dir.

Arſinger. Daß auf der wilden Heimkehr niemand uns begegnete, um Kunde zu geben. Alles zog hin, niemand kam des Weges. Es iſt als habe nach uns keiner Straubing verlaſſen! Mir fängt an, Böſes zu ahnen.

Albrecht. Iſt Agnes todt! Sei todt! du, meine Liebe — Komm Tod! ich frei' um dich wie nimmer noch um Frauengunſt gefreit, und wärſt du die ſprödeſte Jungfrau, du müßteſt dich meiner erbarmen. Hier weih ich dir mein Selbſt in glühender Liebes-Verzweiflung — Nehmt mir den Harniſch! — den Harniſch.

Gemmingen. Das iſt die Angſt des Bluts.

Albrecht. Nehmt all mein Blut, laßt mich nur Agnes ſehen, nur einen Silberhauch der ſüßen Stimme, der hinſchmilzt dieſes Fleiſch und löſt, was drin gefangen iſt.

Arſinger. Was beginnen wir mit ihm?

Gemmingen. Daß auch ſo nah dem Schloß der Unfall uns treffen muß — wär' nur ein Boot zur Hand! Die Donau iſt hier kaum eine halbe Stunde breit. Zu Waſſer wären wir geſchwinder drüben, als jagten wir noch ſo ſchnell um die ganze Bucht. —

Albrecht. Dank, lieber Gemmingen! Ja, du giebſt mir Troſt. — Ach vergieb mir, wenn ich dich beleidigt! — Sieh, ich bin gleich wieder ſanft, wenn ich nur einen Ausweg ſehe — aber — o Gott! nehmt mir den Harniſch, ich ſchwimme durch die Donau — den Harniſch weg!

Arſinger. Bei allen Heiligen, ich leid' es nicht, in dieſer Erregung, Hitze —.

Albrecht. Den Harniſch weg — Gott! ich habe nichts Böſes gethan! —

Gemmingen. Nimm ihm den Harniſch, laß ihn beginnen was er will, er reibt ſich ſonſt auf in Tollheit.

Arſinger. Muß ich das erleben? Wir ſehn ihn todt vor unſern Augen!

(Sie entwaffnen ihn, während er zum Schloß gewendet ſteht, tritt ihm im Rücken Bernauer auf, bleich, entſtellt, mit zerriſſnen Kleidern, Agnes Leichnam im Arm.)

Albrecht. O Agnes, bin ich drüben bei dir, mit durchnäßten Kleidern, lache mich nur derb aus, lache! lache! — Nein! Du kannſt nicht lachen, dein Lachen wäre mein Tod!

Bernauer. Albrecht!

Gemmingen. (Sieht ſich um) Fort, fort, verfluchtes gräßliches Geſpenſt! ſieht man am hellen Tage Geiſter?

Arſinger. (Sieht ſich um) Fürchterliches, wahnſinniges, tödtliches Geſicht, zur Hölle mit dir!

Beide. Nun vorwärts, Albrecht! hinab! hinab!

Arſinger. Ins Waſſer! ſag ich.

Albrecht. Wollt ihr Gewalt mir anthun?

Arſinger. (Reißt ſeinen Mantel ab und hält ihn vor Albrechts Geſicht.) Du biſt verloren, wo du dich umſiehſt!

Albrecht. (Entwindet ſich, erblickt Bernauer.) Barmherziger Gott! du ließeſt es zu! — (Geht auf Bernauer zu, dieſer legt Agnes in ſeine Arme. Albrecht trägt ſie auf eine Raſenbank.) Hier, Himmel, ſieh dein Geſchöpf, das thaten Menſchen-Hände! was! gebunden? (Löſt ihre Bande.) Du zürnſt nicht einmal! heilig, fromm und bleich wie du hier ruhſt, ſo ruht nicht Zorn. Ein Friedensengel! — Nun, Agnes, bleib ich bei dir! nun laß ich dich nie wieder, ich hab es dir verſprochen. Agnes! ich kann nicht dafür, ſei nicht ſo eiskalt gegen deinen Albrecht!

(Sinkt auf die Leiche die er krampfhaft umſchlingt.)

Bernauer. (Wahnſinnig lächelnd) O hätteſt du geſehn, wie im Triumph die Wellen mein ſchönes Kind auf ihren Häuptern trugen, als hätt' ihr Schaum die Liebesgöttin von neuem ausgeboren. Wie ſie ihre zarten Hände lekten, den Saum der Gewänder umſchmeichelten und küßten, du hätteſt geſagt: Die Welle iſt ein freundlich Element — Feindſeligkeit wohnt nur bei Menſchen — ja! ja! Mirakel riefen ſie — Mirakel, Mirakel! — Scheuſelige Menſchenbrut! zerſtört ihr Wunder? — Was Liebe, Unſchuld, Leid, Schönheit, Barmherzigkeit! — mein ſüßes Kind erhob die zarten Hände und flehte: Hülfe! Hülfe! — — mit einer Stange! einer Stange, ward das holdſeligſte der Wunder zerſtochen! — Ich ſah's — es zerſtach mein Auge! — — Das Waſſer ſtarrte! Ein Schauer lief über ſeinen glatten Rücken und kreiſte bis zu den fernſten Geſtaden. — Es verhüllte ſie die Woge, ſie erſtickte ſie nicht. Nur auf den klaren, kühlen Grund zog ſie das Waſſer, ſie zu ſchützen gegen ſo verruchte Grauſamkeit — Und als die Wunde zugefloſſen, weinte es um ſie — das Waſſer weinte — die ganze Donau ward zur klaren Schmerzensthräne!

— O Welle! freundlich Element! — Ja wohl, du haſt bewährt die reinigende Kraft, die dir von Urzeit angedichtet wurde. Die letzte Erdenmakel wuſcheſt du hinweg. — Seht nur — ſeht nur — ein lichter, ein verklärter Engel! —
(Er hebt den Leichnam empor, Albrecht, entſeelt, ſinkt ſchlaff zu Boden.)

Gemmingen. O Albrecht!

Arſinger. Lieber, theurer Herzog.

Bernauer. Er iſt todt! ich wecke Todte! — Albrecht! Rache! dein Ohm von Ingolſtadt haßt deinen Vater, leih' dir ein Heer, fall' ein in Bayern, hauſe wie ein Herzog! O Blut, Feuer, Verderben, mit Schlangengift, Tiegerzähnen! Rache! (Fällt auf die Knie) Wenn Gott dir ein Gebet erhören ſoll: Rache! Ich ſchreie, heule, — winſle im Staube: Rache!

Gemmingen. Sein Auge iſt gebrochen — ſeine Pulſe ſtocken.

Bernauer. Gebt mir meinen Dolch! (Entreißt Arſinger den Dolch.)

Arſinger. Was willſt du thun?

Bernauer. (Zückt den Dolch auf Albrecht.)

Herr Paul von Gemshofen (hinter der Scene). Hierher ſah ich ihn ſein Kind tragen. Er hat es aus der Donau aufgefiſcht. —

(Herr Paul, Räthe und Wachen treten auf.)

Paul. Was ſeh' ich?

Rusperger. Fort! Fort! Der Herzog!

Bernauer. (Läßt den Dolch ſinken.) Todt, todt, vermählt mit meiner Tochter! (Pauſe)

Paul. — Ihr Herren des Gerichts von Straubing, kehrt ruhig heim, denn ſicher ſeid ihr vor der Rache dieſes

Herzogs. Kehrt heim! und ſchützt euch vor dem Zorn des Herzogs in München. — Ich habe den Muth, zu ihm zu gehen. Das habe ich *nicht* gewollt, und *das* konnt ich nicht wiſſen.

Bernauer. Sag deinem fürchterlichen Herzog, ich hätte ſeinen Sohn gemordet, wie er meine Tochter: ich habe ihn gemordet mit ſeines Vaters That — und dafür geb' ich gern mein Herzblut in den Kauf! (Erſticht ſich und ſchleudert den Dolch zu Pauls Füßen.) Da!!!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Gedruckt in Lewent's Buchdruckerei in Berlin.

Bemerkung.

Hoffentlich wird es mir niemand verargen, daß ich dieſe Novelle bei ihrer Aufführung eine Tragödie genannt habe. Unſere Bühne nimmt nichts ſo genau mehr. Hier gilt die Mode, die keine kritiſchen Diſtinktionen macht. Es haben aber faſt ſämmtliche Blätter behauptet, ich würde den Schluß ändern. — Ich habe es nicht gethan, und war es auch zu thun nie Willens. Der Schluß iſt hiſtoriſch:

> Et qui vivam ultra debitum amaverat; pro mortua, cadens in terram, ut mortuus jacebat. — Trithemii Chron. Hirsaugiens. II. 392.

Ich könnte mich alſo auf dieſe Stelle berufen, und behaupten, Albrecht läge nur „wie todt“ am Boden. Beſſer aber iſt's, ich geſtehe aufrichtig, daß ich in Albrechts fernerem Leben nichts Poetiſches und Erfreuliches mehr finde. Er iſt in der Geſchichte moraliſch todt, phyſiſch todt wünſcht ihn das Gedicht. Jedenfalls hat der Dichter ein Recht, den Rahmen ſeines Bildes da zu ſchließen, wo er ſeine Wirkung erreicht zu haben glaubt.

Hundert und ein Sabbat.

Oder

Geſchichten und Sagen

des israelitiſchen Volkes.

Von

Hermann Schiff.

Erſtes Bändchen.

Leipzig,
Friedrich Fleiſcher.
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Während meines Aufenthalts in Oſtfrisland bei lieben Verwandten (im Jahre 1837) fand ich auf einem Beſuche bei Herrn Banquier S.....s in Aurich ein altes, wohl ſelten gewordenes Buch, Wagenſeils Kunſt, hebräiſch leſen zu lernen. Mehrere talmudiſche Mährchen, auf der einen Seite deutſch, auf der andern hebräiſch gedruckt, waren nur zufällig als Leſeübungen benutzt, erſchienen mir aber ſo merkwürdig und charakteriſtiſch, wie ein Dichter immer nur ſich Themata wünſchen kann. Ihre wilde Sonderbarkeit, ja ihre Ungeſchlachtheit verrieth deutlich, daß nicht ein Dichter ſie erſonnen, ſondern daß ſie wirklich in einem Volke entſtanden waren.

Ich glaubte die Gelegenheit mir nicht entgehen laſſen zu dürfen, etwas Neues und Unvorhandenes zu leiſten. Denn in der That iſt die Ehre, welche man arabiſchen, griechiſchen, indiſchen, ſkandinaviſchen und allen möglichen Mährchen, Mythen und Sagen angedeihen ließ, ſie unbeſchadet ihres Charakters und ihrer Originalität als ſelbſtändige, deutſche Dichtungen zu behandeln, denen eines uralten, religiöſen Volkes, das mitten unter uns lebt, und deſſen Geiſt und Sitten wir täglich und unmittelbar beobachten und erforſchen können, bisher gänzlich verſagt worden.

Es geſchah nicht aus einem einzigen, ſondern aus gar mannigfachen Gründen. Nicht bloß aus Judenhaß, ſondern eben ſo häufig aus Judenfreundſchaft. Wie es ſcheint, lebt uns das Volk zu nahe, und wir gerathen und ſtehen zu demſelben in zu vielfacher und unmittelbarer Berührung, um unbefangen und parteilos deſſen Weisheit und Poeſie zu würdigen.

Es iſt eine ſonderbare Erſcheinung, daß, während die deutſche Sprache ſo gefügig, der deutſche Geiſt ſo objectiv iſt, ſo daß ſich *Alles* verdeutſchen läßt, jedes Wort, jeder Sinn — der deutſche Litterat gar zu häufig keins von Beiden iſt. Er kann ſich ſelbſt, ſeine Lieblingsideen, ſeine Geſinnungen u. ſ. w. nicht vergeſſen, um ſich der unbefangenen, poetiſchen Heiterkeit zu überlaſſen und in ihr die wahrhafte, rein geiſtige Lebensluſt zu finden. Poeſie an ſich iſt ihm nicht Tendenz genug; er muß noch eine beſondere Tendenz haben. Selbſt der edle Herder bearbeitete nur ſolche jüdiſche Sagen, die zufällig einen moraliſchen Sinn hatten. Kein Wunder, daß Andere noch weiter gingen, der Eine mit frommem Glaubenshaß ſich bewaffnete, um gegen den Aberglauben zu Felde zu ziehen, der Andere ſeinen Freiheitsſinn und ſeine Emancipationsideen bei jeder Gelegenheit entwickelt, und ein Dritter überall den Text zu nationalen Klageliedern findet. Gewiß erzeugt guter Partei-Wille in der Regel eben ſo viel Mißverſtändniſſe, als böſer. Es giebt aber auch eine Beſchränktheit ohne Tendenz, die ſich mit blindem Raiſonniren begnügt, auf Unſinn und Lächerlichkeit Jagd macht und froh iſt, wenn ſie was gefunden zu haben glaubt, was noch alberner ſcheint, als ſie ſelbſt, und was ſie ſodann recht breit zu treten nicht verabſäumt. Dieſe Beſchränktheit, verbunden mit Judenhaß, hat in der That elende Mißverſtändniſſe zu Wege gebracht. Der Haß iſt an ſich giftig und die nationalen Anſchauungen und Anſichten ſo zarter Beſchaffenheit, daß man nicht erſt mit wirklichem Gifte ſich zu bewaffnen braucht, um ſie zu vergiften. Ein einziges Beiſpiel mag genügen, wie viel dieſer beſchränkte Haß vernichten kann.

In einem anonymen Werke »Juden und Rabbinen« wird folgendes Mährchen erzählt und verhöhnt, — was ein für allemal unrecht und unverſtändig iſt; denn Unſinn und Tollheit werden nicht Volkspoeſie, und was der Vater der Mühe werth erachtet, ſeinen Söhnen, dieſe, ihren Kindeskindern zu erzählen, und was ſich ſo forterbt von Geſchlecht zu Geſchlecht, muß ſeine Bedeutungen und Beziehungen haben, wodurch es glaublich, erzählens- und hörenswerth Jahrhunderte hindurch bleibt —:

Ein alter jüdiſcher Rabbi*) träumte oder ſah den Tempel Zion im Himmel, welcher der Sage nach dem zerſtörten Tempel zu Jeruſalem völlig ähnlich war, und Gott ſelbſt ging alle Morgen in dieſen Tempel, wand ſich die Gebetriemen um Stirn und Arme und ſprach das Morgengebet, ſagte aber ſtatt: Gelobt ſeiſt Du, Ewiger, Herr der Engel, König der Welten, der Du befohlen haſt, die Gebetriemen anzulegen: »Gelobt ſei ich Ewiger, Herr der Engel, König der Welten, der ich befohlen habe, die Gebetriemen anzulegen«.

Es iſt ſo leicht, dieß lächerlich zu finden, daß man wahrlich keine Worte ſparen ſollte. Schwerer aber iſt es, eine Weisheit zu verſtehen, wenn ſie uns in einer fremden, veralteten Tracht entgegenkömmt.

Daß Gott mehr als heilig, anbetungswürdig ſei, iſt ein Gemeinplatz, den jedes Kind begreifen und glauben kann. Daß Gott von den Menſchen angebetet ſein will, iſt ſchon ſchwerer und nur im frommen, religiöſen Sinne zu erfaſſen. Daß Gott das Bewußtſein ſeiner Anbetungswürdigkeit hat, iſt ein erhabener und philoſophiſcher Gedanke, der in ſeinem Umfange, wie alle Ideen von der Gottheit, unſer Denkvermögen weit überſchreitet. — Hätte jener begeiſterte Rabbi, ſtatt ſein Mährchen zu erzählen, nur die wenigen Worte niedergeſchrieben: Gott weiß, wie anbetungswürdig er iſt, daher will er von den Menſchen angebetet ſein, und ſie ſollen ihn anbeten, ſo würde man ihn ſeiner nationalen Begriffe von einem herriſchen und zornigen Gotte halber nicht lächerlich finden. Ein Rabbi hat aber weder unſere Schulen noch Akademieen beſucht, ſeine Sprache iſt nicht die correcte, gefügige und gewandte unſerer Tage; er ſpricht auch nicht zu dem gebildeten heutigen deutſchen Leſepublicum, er ſpricht zu ſeinen an dem Ceremoniendienſt hangenden Juden und begehrt von ihnen: Wenn Ihr Morgens die Gebetriemen umwindet, wie Gott Euch befohlen, und den Herrn lobt, ſo ſollt Ihr denken, daß Gott daſſelbe thue und dieſelbe Ceremonie verrichte, da werdet Ihr fühlen, was Ihr betet, und Euer Herz wird ſich höher zu dem erheben, den Euer Mund lobt. Denn wie arm und ſchwach iſt Eure beſte Andacht und Euer innigſtes Gebet gegen Gottes eigenes Lobgebet, weil er das Licht iſt und Ihr nur blinde Maulwürfe ſeid, wo er ſich ſelber kennt und fühlt und Ihr in Staub und Nacht höchſtens den Willen habt, zu ihm emporzuſtreben.

---

*) Traktat-Berachot.

Doch ein Rabbi denkt nicht bewußt, ſondern mit der Phantaſie; ſeine Sprache, der unbehülfliche stilus asiaticus greift die erſten, nächſten Bilder aus dem Leben und macht ſich darin verſtändlich, ſo gut er kann. Mit einem Worte, dieß war nur die Viſion eines fanatiſchen Rabbi's, der, indem er ſich die Gebetriemen anlegte, von der Heiligkeit ſeiner Ceremenie ſo durchdrungen war, daß er Gott im Himmel daſſelbe thun ſah.

Aber der Viſionär und der Dichter geben in einem einzigen Bilde eine ganze Weisheit mit allen ihren möglichen Combinationen und Beziehungen hin, die in ihrer Zeit und ihrem Volke ſehr wohl verſtanden werden, nachmals aber die Bedeutung verlieren oder gleichſam erſterben und in fremden Zeiten und bei fremden Völkern, wo andere geiſtige Bedürfniſſe herrſchen, eines Commentars bedürfen, um wieder aufzuleben.

Dieſe erſtorbene Weisheit wollte ich in nachfolgenden Mythen und Sagen durch heutige Sprache und Kunſtform wieder beleben und bemühte mich hauptſächlich, ihren nationalen Charakter beizubehalten, der, wie ich glaube, kurz und im Allgemeinen folgender iſt.

Ein franzöſiſches Sprichwort ſagt: »Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt«; und dieß findet ſich nirgend mehr beſtätigt, als in den talmudiſchen Sagen. Religiöſer Eifer kann ſich nicht leicht mäßigen und der Jude noch weniger, der, wo er das Geringſte und Gewöhnlichſte ſagt, nicht umhin kann, Mienen, Geberden und Accente in's Lächerliche zu übertreiben. Das jüdiſche Mährchen wird alſo allemal den Schritt thun, von dem das Sprichwort handelt; und deshalb iſt es ſtets — um mich des modernen Ausdrucks zu bedienen — pikant und zugleich wunderbar, denn das Wunderbare iſt das geſteigerte Pikante.

Ueberhaupt weiß der Talmud (mit wie großem orientaliſchen Räthſelſinn er auch bis in's Kleinſte diſtinguirt) keinen Unterſchied zwiſchen dem Lächerlichen und Erhabenen, Heiligen und Profanen, Edlen und Gemeinen; denn der Jude glaubt an einen Gott, in welchem ſich Alles — aber auch Alles auflöſt, ſo daß das Ungöttliche immer noch von Gott geſchaffen und Gott ſelbſt iſt.

Dieſe Miſchung von Allem iſt der Charakter, den ich in nachfolgendem Werke beizubehalten, poetiſch zu geſtalten und in einen heiteren Einklang zu bringen mich bemüht habe. Ich beſchränkte mich daher nicht bloß auf Sagen und Mährchen, ſondern flocht auch geſchichtliche Begebenheiten und Genrebilder in mein Werk. Der Orient iſt bunt und farbenprächtig, das finſtere, einfache Gewand der Juden gehört der Unterdrückung an. Bunt und mannigfach genug iſt, wie ich glaube, mein erſtes Bändchen gerathen, und ich habe lediglich die obengenannten Themata aus jenem alten Buche benutzt; der Reichthum des Stoffes iſt aber unerſchöpflich, und etwa die Wunder der Kabala, das prächtige Jeruſalem und ſeine blutige Geſchichte mußte ich für ein folgendes Bändchen aufſparen, vorausgeſetzt, daß dieſer erſte anſprechen wird. Meine Kritiker nennen mich einen glücklichen Sonderling, und das

Publikum hat ſich die Launen und Einfälle des ſo genannten ſchon öfter behaglich gefallen laſſen. Möge man mir auch heut die Theilnähme nicht verſagen, die ich, mit früheren Leiſtungen zu finden, ſo glücklich war.

Hermann Schiff.

Einleitung.

Drei Briefe.

Ein Genrebild

aus dem heutigen Leben der Juden.

Gabriel Cohen an Dr. Seligmann.

Edler Freund! Würdiger Lehrer! Was werden Sie von mir denken, wenn ich Ihnen ſage, daß ich nicht glücklich bin. Doch dermaßen haben mich Troſt und Hoffnung verlaſſen, daß ich meinen Schmerz nicht mehr zu verhehlen wage. Sie werden vielleicht ſagen: Bettler du! Wie kannſt du dich unterſtehen, dich unglücklich zu fühlen? — Was iſt los mit dir? Was haſt du für Anſpruch? Wer biſt du? Wer ſind deine Eltern, Geſchwiſter, Verwandte? Bettler! lauter Bettler! ganz gewöhnliche Straßenbettler! — Und du, den man — ſo zu ſagen — von der Straße aufgeleſen, geſäubert, gebildet und zu einem Menſchen gemacht hat — danke Gott, daß du zu eſſen und zu trinken und deine Blöße zu bedecken haſt, und trachte danach, etwas zu werden, um deiner Nation Ehre zu machen. Wie kommſt du dazu, dich unglücklich zu fühlen?

Freilich iſt es kein ſonderliches Loos, der Knellgabbe *) eines polniſchen Rabbinen zu ſein, dem es obliegt, zu verrichten, was der Rabbi nicht mag oder kann, abgeſehen davon, daß ich ihm ſogar die Kleider reinigen muß, minder eine ſchwierige als eine ekelhafte Arbeit! — Aber, Gott ſei Dank, ich kann arbeiten und dulden, unverdroſſen dulden. Ohne Murren ertrage ich jede Zurechtweiſung, iſt ſie auch noch ſo beſchämend, oder im ſtrengſten Sinne des Wortes entwürdigend. Ich kann es ertragen, daß der Abfall ſeines Tiſches mir zur Nahrung geboten wird, daß eben die Schüſſel, von der er gegeſſen, in der er mit den Fingern gerührt, mir mit den Worten »für den Gabbe« zugeſchoben wird, als gälte es einen Hund zu füttern. Entwürdigung ſchändet nicht, ſo lange man ſein Gewiſſen rein erhält. Mein Jugendſchickſal will es einmal ſo und, Dank dem Himmel, ich fühle Kraft und Fähigkeit in mir, und meine Freunde und Gönner werden mich nicht verlaſſen, um in reiferen Jahren eine würdigere Stellung einzunehmen. Auch diene ich dem Rabbi nicht wider mein Gewiſſen, ich helfe ihm nicht bei ſeinen Intriguen und bettle nicht für ihn, und bin im Stande, ihm zu trotzen, weil ich in ſo manchen Stücken, etwa in ſeinen Berichten an die Regierung, ihm unentbehrlich bin. Eben ſo trüb-

---

*) Der Diener eines Rabbi.

ſelig iſt meine Stellung hier als Unterlehrer an der Freiſchule. Man will hier nichts lernen, und Ihnen, würdiger Freund, brauche ich nicht erſt zu beſchreiben, wie verhaßt alles Wiſſen bei Jung und Alt hier iſt, wie man mit dem Worte »Galches« (deutſch) eine unnütze und lächerliche Weisheit bezeichnet. Dieß alles wird Ihnen aus mehr als einer Erfahrung bekannt ſein.

Sie werden mir daher glauben, wie elend, einſam, verlaſſen ich mich hier fühle und wie ſchmerzlich ich mich nach meiner Heimath ſehne, wo ich bei dem Ueberfluß an Hülfsmitteln, bei dem Umgang mit gebildeten und gelehrten Männern, mir reichlichere Kenntniſſe bei geringeren Schwierigkeiten erwerben kann. — Doch dieß alles iſt mein Unglück nicht, und welche Worte wähle ich nur, theurer Freund, um Ihnen zu ſchildern, was mich elend macht und warum mein Herz zerriſſen iſt. —

Wenn Sie in einer öden Gegend, wo Ihr Auge nichts als Sumpf und Haide ſieht, mitten unter Unkraut, Neſſeln und Dornen eine Roſe finden, nicht wahr, da hört das Unkraut auf Unkraut zu ſein; die Dornen und Neſſeln gewinnen Werth und vollenden das reizende Bild der anſpruchslos ſtillblühenden Roſe, deren Werth ſie als Gegenſätze erklären? Solch eine Roſe blüht ſtill und anſpruchslos im Hauſe des Rabbi, und machte mir meinen Aufenthalt in demſelben erträglich. Die Aufmerkſamkeit, die Sorgfalt, welche Rebecca mir weihte, hielten meinen Muth aufrecht. — Sie werden mich nicht in dem Verdacht haben, daß ich ein Liebesverhältniß mit ihr anſpann. Wer ſtets mit Entbehrung kämpft, zu knechtiſcher Erniedrigung verdammt iſt und die Zukunft wie ein dunkles Räthſel vor Augen hat, dem vergeht der Muth zu zärtlichen Späßen. Doch dem Weibe iſt eine grenzenloſe Herzensgüte eigen, darum weihte mir Rebecca ihre Sorgfalt und ich nahm ihre Güte mit jener gleichgültigen Faſſung entgegen, die ich leider von Jugend auf mir anzueignen genöthigt war; mit jener gleichgültigen Dankbarkeit, womit man von reichen und vornehmen Gönnern Wohlthaten annimmt. Und iſt ſie mir nicht eine vornehme Gönnerin? Sie die Tochter des Rabbi, ich ein armer Knellgabbe. War mir im Herzen auch anders zu Muthe, ihr gegenüber mußte ich meine demüthige Stellung behaupten. — Es fanden ſich ja Abend für Abend junge Leute die Menge ein; zum Schein, um von den Geſprächen des Rabbi Nutzen zu ziehen, in der That aber, um der ſchönen Rebecca den Hof zu machen. Es waren vermögende oder wenigſtens unabhängige Jünglinge und wie hätte ich wagen dürfen, mich ihnen gleichzuſtellen?

Nie habe ich ein inniges Wort mit ihr gewechſelt; nie durch einen Blick mich mit ihr zu verſtändigen geſucht! — Aber in der Muße des Sabbat erzählte ich ihr von meiner Heimath, wie unſere Glaubensgenoſſen dort prächtige Gärten und Paläſte bewohnen, wo Künſte, Wiſſenſchaften, Humanität und Gaſtfreundſchaft heimiſch ſind, ich ſprach von meinem Schickſal, meinen Hoffnungen, von meinen Gönnern und Lehrern und am häufigſten von Ihnen, mein würdiger Freund, daß uns beiden die Thränen in den Augen ſtanden — Ach! Dieſe Augenblicke machten mein Glück aus.

Auch für Rebecca waren ſie nicht verloren, ſie iſt eine andere ſeitdem geworden, ihr weiblicher Sinn, ihr Schönheitsbewußtſein iſt erwacht, ſie kleidet ſich geſchmackvoller, ſpricht gewählter, iſt ſtiller, ſinnender geworden, eine vollkommnere Jungfrau, die nach Höherem und Edlerem ſich ſehnt, als das geringe Leben, welches jetzt ſie umgiebt, ihr bietet. — Ich hoffte in der Stille, dereinſt wird auch die Stunde meines Glückes ſchlagen; mein Talent, mein Fleiß wird mich in den Stand ſetzen, einen glänzenden Wirkungskreis auszufüllen, und Rebecca ſollte der Lohn meines Strebens ſein. Vermochte es ſchon ſie zu rühren, wenn ich vom Guten und Schönen zu ihr ſprach, wie erſt wird ſie mich lieben, wenn ſie mich beides beſchaffen und fördern ſieht; und die mir mein Elend verſüßt, wie wird ſie mein Glück erhöhen! — Ach! Ohne zu wiſſen und zu wollen, hat ſich ihr Bild dermaßen in meine Träume verwebt, daß ich das Unterpfand des Schickſals für eine beſſere Zukunft in ihr erblicke und ohne ſie kein Glück mir denkbar iſt. — Sagen

Sie nicht, daß ich ſchwärme. O daß ich noch ein Bettler wäre, ſo würde ich mein Elend nicht fühlen, aber Sie werden ſehen, Ihre Philoſophie iſt es, die mich erkennen lehrt wie unglücklich ich bin. »Es giebt wahrhaft ſchöne Weiber, »die nicht nur äußerlich ſich zu ſchmücken bedacht ſind, ſondern auch die Reize und Vollkommenheiten des Geiſtes und »der Seele ſich aneignen, um zu wahrhaften und wirklichen »Kunſtwerken ſich zu geſtalten. Sie ſind die letzten Geſchöpfe, ſo zu ſagen, die Neſtküchlein der Natur, zarter, »feiner als andere Weſen und doch auch lebenskräftiger. »Die Natur hat ſich in ihnen mit allen ihren Zierden und »Tugenden perſonificirt, und kann ſeitdem nichts Neues mehr »hervorbringen. Die Natur will überall ſchön und fromm »ſchaffen, aber zu viel feindſelige Einflüſſe lähmen und ſchwächen ihre Zeugungs-Kräfte, daher die vielen geiſtloſen und »trägen Geſtalten; zu viel widrige äußere Zufälle wirken verkümmernd, verunſtaltend ein, daher die Menge unſchöner »und Alltags-Geſichter. Schöne Weiber aber ſind ſeltene »Kleinode, und ein keuſches Bewußtſein lehrt ſie den eignen »Werth empfinden, und ein keuſcher Trieb bewegt ſie, dem »ausſchließlich ſich zu weihen, der einzig ihres Beſitzes würdig iſt.« —

So heißt es in ihrer letzten Predigtſammlung und ich ſchreibe dieſe Stelle wörtlich ab. Solch ſeltenes Kleinod iſt Rebecca und hat ſich ſtill und keuſch, ohne einem Laut, einem Blick ihr Geheimniß anzuvertrauen, mir geweiht, der ich ihrer nicht ganz unwürdig zu ſein hoffe. —

Ob ich nun Schwärmer bin oder nicht? Was hilft's! Alles iſt jetzt hin. — Rebecca iſt die Braut eines Anderen, eines unbedeutenden beſchränkten Handelsjuden, der aber Geld hat. Er wird ihr Gemahl und Herr, o bedenken Sie, was das in einer jüdiſchen Ehe bezeichnet. — Es iſt entſchieden. Die Eltern haben es beiderſeits beſchloſſen, und Rebecca wagt nicht zu widerſprechen und ihrer Thränen achtet man nicht, weil alle Jungfrauen bei ſolcher Gelegenheit zu weinen pflegen.

Ich habe den Sinn für Edleres und Höheres in ihr geweckt, wie Sie in mir, damit wir beide uns nun recht elend fühlen. Dieſer Sinn und dieſe Ahnungen wie ich ſehe, paſſen nicht im auserwählten Volke Gottes und ſollen nicht ſein! Ich bete zum Schöpfer, daß er mir den Glauben an ſeiner Allgüte aufrecht erhält, und öfter und inniger noch, daß er mich fortnehme von dieſer Welt. Was ſoll ich hienieden wo es nichts als Schmerz, Plage und Elend für mich giebt? Beklagen Sie mich! Tröſten werden Sie mich nimmermehr!

Dr. Seligmann an Gabriel Cohen.

Mein junger Freund und Liebling! Ihr Brief hat mich erſchreckt, gerührt, erſchüttert — Ich kenne den Abgrund, vor dem ſie ſtehen, und den Schwindel, der uns lockt und reizt und am Ende unwiderſtehlich hinab zieht. Was helfen Ermahnungen und Tröſtungen, wenn alle Kräfte ſich in Ohnmacht verkehren, wenn alles was uns aufrecht erhalten ſollte, Jugend, Muth, Geiſt, Herz, Talent, durch Leidenſchaft verwildert muthwillig in den Schmerzen wühlt, bewußtlos ſich der hitzigen Uebertreibung hingiebt, und hinter feindſeligen Sophismen ſich unangreifbar verſchanzt! — Zu Ihrem Troſte und Ihrer Belehrung ſage ich Ihnen daher nichts, aber eine Geſchichte kann ich Ihnen erzählen! Benutzen Sie ſie, wie Sie wollen, meinetwegen gar nicht! — Aber es iſt meine Geſchichte! Sie klagen mir den Schmerz Ihrer Jugend, ich erzähle Ihnen den Schmerz der meinigen, und ſo wären wir quitt.

Auch ich habe geliebt, oder vielmehr ich ſchwärmte, betete an. Eine Jungfrau ſtand vor meinen trunkenen Blicken, wie ein überirdiſches Weſen. Sie war bildſchön, ich durfte froh ſein, wenn man mich nicht häßlich fand. Sie war reich, die koſtbarſten zarteſten Stoffe, kunſtmäßig vereint, umſchmückten ihre reizende Glieder; meine Eltern waren blutarm, ich durfte froh ſein einen ganzen Rock auf dem Leibe zu haben, um nicht völlig als Bettler verachtet zu werden. Sie war täglich, ſtündlich, von einem Schwarm vornehmer Anbeter umringt, war der Abgott ihrer Eltern, der Neid ihrer Geſpielen und Verwandten. Ich lag meinen Eltern zur Laſt, jüngere Geſchwiſter halfen ihnen bereits erwerben, ich koſtete ihnen noch hin und wieder etwas. — Aus Mitleid und weil ich ſtudiren wollte, gab mir der Vater meiner Geliebten einen Freitiſch und Weiber haben oft ſeltſame Launen! — Ich will mich kurz faſſen! — Dieſer ſtolzen ſchönen Jungfrau fiel es ein, mich häßlichen armſeligen Bettler zu beachten, mich auszuzeichnen, ja! alle ihre Triumphe ſchien ſie nur um meinetwillen zu feiern und es war unverkennbar, daß ſie von mir bewundert ſein wollte. Mir graute vor meinem Glück; ich konnte nicht Muth faſſen es zu glauben, viel weniger es mir einzugeſtehen. Sie aber faßte ſich eines Tages ein Herz und ſprach: »Lieber Seligmann, ich ſchmeichle mir, Ihnen nicht gleichgültig zu ſein und wünſche, daß die Leidenſchaft, welche Sie, wie ich ſehe für mich fühlen, Sie veranlaſſen möge, ein bedeutender und großer Mann zu werden.« — Da ſchwanden meinen trunkenen Blicken Himmel und Erde. Ich wollte ihr zu Füßen ſtürzen, allein ich hatte keinen Muth dazu, oder vielmehr vor Schreck über mein Glück war ich gelähmt.

Ich durfte ſie lieben, das war mir genug. — Ich widmete mich jetzt mit raſtloſem Eifer den Studien, meine Augen wurden blöde, ich verlor mein Haupthaar. Was that's? Mein Aeußeres war nie gefällig. Ich machte bedeutende Fortſchritte, doch waren es immer nur Schneckenſchritte zum Ziel. Sie indeſſen fuhr fort mich auszuzeichnen.

Endlich hatte ich es ſo weit gebracht die Akademie beſuchen zu können. Mildthätige Glaubensgenoſſen ſchoſſen ein kleines Sümmchen für die Dauer meiner Studien zuſammen, und es galt nur noch von meinen Freunden, Bekannten und Wohlthätern Abſchied zu nehmen.

Mein Schickſal oder der Zufall wollte, daß ich im Hauſe meiner Angebeteten niemand traf, als ſie. Sie befand ſich in einem koſtbar geſchmückten Zimmer, von Gegenſtänden der Pracht und des Luxus umgeben, die ich Aermſter nicht kannte und noch nimmer zuvor erblickt hatte. Und ſie war ſo ſchön, ich wagte nicht ſie anzuſchauen mit meinen blöden gerötheten Augen, und als ich verlegen den Kopf ſenkte, ſchämte ich mich meines dünnen Haupthaars. Ich hatte Fanny bisher nur in der Feſtlaune geſehen und um ſich meinetwillen heute Zwang anzuthun, war ich zu unbedeutend. Sie empfing mich daher mit jüdiſchem ſingendem Tone: »Was wollen Sie hier?« Ich ſtammelte etwas von einem Abſchied und bat mir die Erlaubniß aus, ſie auch in der Ferne lieben zu dürfen, da ich einmal, wie wenig ich deſſen auch werth ſein möge, gewagt habe, ihr mein Leben zu weihen, dermaßen, daß all' mein ferneres Thun, Denken, Handeln und Benehmen, einzig darauf gerichtet wäre, ihre Aufmerkſamkeit, ihre Theilnahme, wo nicht gar ihren Beifall zu erwerben.« — »Gotteswunder!« rief Fanny mit einem Male, im jüdiſchen Dialekt, wie ich aus ihrem ſchönen Munde nie vernommen. »Nicht nur Grafen und Banquiers kommen gegangen und legen mir ihren Adel und ihr Chriſtenthum zu Füßen; ſogar unſer Schabbesbecher weiht mir ſeinen Dallas *) und ſein Malheur!«

Welchen Eindruck dieſe Worte auf mich machten, will ich Ihnen nicht beſchreiben. Ich müßte denn in einen noch kläglicheren Ton verfallen, als Sie in ihrem Briefe angeſtimmt. Sie bluten — ſo zu ſagen — aus einer reinen Wunde: Sie werden wieder geliebt, Sie dürfen fortfahren, Ihre Rebecca zu bewundern, anzubeten. Nur Mißgeſchick trennt ſie im Raume, Sie haben keine Verblendung zu bereuen, keine Enttäuſchung zu beſeufzen, keine Schmach, ſich lächerlich gemacht zu haben, zu überwinden. Sie werden einſehen, meine Herzenswunde war eine böſe, giftige, eiternde, die ich niemanden zeigen mochte, weil ich mich zu ſchämen hatte. Und demungeachtet fühlte ich etwas von einem Stolz in mir, daß ich mein Unglück ſammt meiner ſchönen glänzenden reichen Geliebten zu verachten wagte. Ich dachte: bin ich

---

*) Armuth — Siehe das Mährchen »Sabbatehre.«

nicht gemacht den Weibern zu gefallen, ſo habe ich doch Geiſt und Fähigkeit Gott und der Wahrheit zu dienen. Das war mein Troſt und ich hörte auf Jüngling zu ſein, denn ich war mit einem Male zum Manne gereift. —

Meine Ausſichten und Hoffnungen waren ebenfalls minder erfreulich als die Ihrigen. Damals herrſchte noch in Iſrael, wie Sie es in Polen finden, ſtrenger Ceremoniendienſt und nur die talmudiſche Buchſtabenweisheit galt. Unſere Kirche war eine ſtarre Ruine, unſer Volk abgeſperrt von Kunſt und Wiſſenſchaft, von allen humanen und civilen Intereſſen. Seit Jahrhunderten geknechtet, ausgeſogen, zerfleiſcht, blieb es ſtumpf und gleichgültig, während ringsum alle Völker nach Licht, Aufklärung und Freiheit rangen. — Heut iſt der Tempel Zion aus ſeiner Aſche neu erſtanden, freilich kein prächtigſinnlicher wie der Tempel Salomonis, aber ein um ſo geiſtigherrlicherer. — Nicht Gold, Perlen, Edelſteine zieren ihn. Aeußerlich ſteht er nur ein ſchlichtes Bethaus da, inwendig aber wird der Gott Iſraels in ſeiner Anbetungswürdigkeit, der Moſaismus in ſeiner Reinheit gelehrt, und Sittlichkeit heißt der Ceremoniendienſt unſerer neuen Kirche. Ja, Gabriel! vergeſſen Sie nicht, die Zeit iſt gekommen, wo Iſrael geiſtreiche und talentvolle Männer braucht und lohnt. Sie ſind jung Gabriel, haben ſich ſchon als Knabe durch Ihre glücklichen Anlagen ausgezeichnet, Ihr Weſen iſt einnehmend, Ihre Sitten ſind gefällig, Ihnen wird es leicht, Freunde zu erwerben und vornehme Gönner ſich geneigt zu machen. Es wäre Schade um Sie, wenn Sie in Gram und Leid vergehen wollten. Ich glaube es auch nicht. Sie ſcheinen mir zu kräftig, zu bewußt für ſolch ein Loos. Und kein Jüngling hat das Recht, an ſeinem Schickſal zu verzweifeln, weil es Gott gefällt ſeine Jugend mit einem großen Schmerze heimzuſuchen. Erſt am Ende des Lebens läßt ſich die durchlaufene Bahn überſchauen und entſcheiden, ob es ein glückliches oder verlorenes Leben war. Glauben Sie aber: wer ſein Ziel feſt vor Augen gehabt, mäßig ſein Werk gepflegt, ſorgfältig ſeine Zeit geſpart, erblickt zuletzt in ſeinem Schickſal ein eben ſo göttliches Kunſtwerk im Kleinen wie die Weltgeſchichte im Großen iſt. — Wenigſtens ich bin zu dieſer Anſicht gelangt und lege ſie Ihnen hiemit zur Prüfung vor.

Nachſchrift. Wie geſagt lieber Gabriel! Sie haben Freunde und man intereſſirt ſich für Sie. Dieſen Brief und den Ihrigen habe ich dem Agenten Friedländer gezeigt. Er war ſehr böſe auf uns beide, aber — wie ein edler Mann zürnt — mit mildem Auge und lächelnden Munde. Er wird Ihnen die Ehre erzeigen, eigenhändig an Sie zu ſchreiben. Dieß ſoll ich Ihnen in ſeinem Namen melden.

Der Agent Friedländer an Gabriel Cohen.

Lieber junger Menſch! Ich kenne Sie nicht weiter als aus Ihrem Briefe an den Doctor Seligmann, weil ſelbiger mir aber verſichert, daß ſie langwimprige ſchwarze Augen, eine Geſichtsfarbe wie Milch und Blut haben, kurz daß Sie ein allerliebſtes Männchen ſind, ſo begreife ich vollkommen, daß die Liebe die einzige Aufgabe Ihres Lebens iſt, und Sie außerdem nichts Sonderliches auf der Welt zu thun haben. Da nun das Schickſal für gut erachtet und es demſelben beliebt, daß das Mädchen Ihrer Wahl, aus Kindespflicht, Macht der Verhältniſſe, Schickſalstücken und wie derlei verhängnißvolle Redensarten weiter heißen, einen Anderen heirathen wird: ſo bin ich ganz der Meinung des Doctor Seligmann, daß Sie unter ſolchen Umſtänden nichts beſſeres anfangen können als verzweifeln. Wer vor einem Abgrund ſteht und ſchwindlig wird, der ſpringe hinab, ſo vergehen Höhe und Schwindel; wer unglücklich liebt der ſterbe, ſo wird er wieder geſund. Bevor Sie ſich jedoch zu einem ſo ernſthaften Schritt entſchließen, wünſche ich, daß Sie reiflich bei ſich überlegen, welche Gründe Sie dazu vermocht; um ſodann bei Ihrer vorhabenden Verzweiflung mit geziemenden Anſtande und Beobachtung aller üblichen Formalitäten zu Werke gehen zu können. Wollen Sie nun in einer ſo wichtigen Angelegenheit dem Rath eines erfahrenen

Mannes Gehör geben, ſo unterlaſſen Sie ja nicht, ſich ein Tagebuch zu halten; bringen Sie Ihr Unglück zu Papier; dieß nimmt ſich nicht nur ſehr gut aus, ſondern man leidet und verzweifelt auf dieſe Art auch bei weitem gewiſſenhafter. Endlich ſind Sie Ihrer Geliebten Rechenſchaft ſchuldig von jeder Minute, in der Sie ſich ihrentwillen todt grämen und zuletzt können Sie Ihren Liebesgram drucken laſſen; allen gefühlvollen Seelen zu Nutz und Frommen. Um einen Titel werden Sie nicht verlegen ſein. Was meinen Sie zu folgenden:

»Die Leiden des jungen Gabriel Cohen.«

»Leben, Liebe und Leiden eines armen Talmudtaure Bochers. Aus deſſen nachgelaſſenen Papieren.«

»Der bis in den Tod getreue Knellgabbe. Ein Roman aus dem wirklichen Leben.«

»Die Liebe in Polen. Ein Muſterbild für edle Seelen.«

»Die Liebe in der Meſeritſchen Judengaſſe. Ein Familien- und Sittengemälde.«

»Gabriel Cohen oder: Der Rabbinerzögling, wie er ſein ſollte.«

»Gabriel und Rebecca oder: Friſch, geſund und maſchugge.«

Schon ſolcher vortrefflichen Titel halber wäre es Schade, wenn Sie kein Tagebuch hielten.

Von Ihrer Geliebten ſchreiben Sie gar nichts, außer daß ſie früher etwas mehr gemauſchelt hat als jetzt. Ich kann daher nicht beurtheilen, wie die Roſe, die ſo anſpruchslos unter Neſſeln und Unkraut blüht, ſich in einer deutſchen Treibhausaſſemblee ausnehmen wird. Ferner haben Sie gänzlich ermangelt, auf den Fall bedacht zu ſein, daß Ihr reicher und glücklicher Nebenbuhler ein Menſch iſt, und ſterben und eine reiche Wittwe hinterlaſſen kann, die ſich nach einem zweiten Ehegemahl umſieht. Meine Meinung für den Fall wäre, daß Sie ihren Gram genau abmeſſen, um, gerade wenn Rebecca reich, frei und Wittwe zu Ihnen kommt, in den letzten Zügen zu liegen und den Geiſt in ihren Armen aufzugeben.

Wie doch die heutige Zeit der frühern in Allem voranſchreitet und was es den bejahrten Leuten für Mühe koſtet, der jetzigen Jugend nur einigermaßen nachzukommen. Da ſitze ich nun und ſtudire in Rellſtab's, Blumenhagens und anderer geiſtreicher alter Weiber Werken die Liebe und repetire alle Jahr meinen Curſus in allen neuerſcheinenden Almanachen. Aber was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Ich bin freilich verheirathet, aber was hilft mir das? Meine Liebesgeſchichte kann doch nicht gedruckt werden. Ich will ſie Ihnen erzählen nach dem Beiſpiel des Doctor Seligmann.

Meine und meiner Frau Eltern hatten beide viel Geld, mochten ſich aber, ſo lange ſie lebten, nicht davon trennen.

Sie beſchloſſen daher beiderſeits ihre Kinder zu vermählen, die Mitgift aber einſtweilen zu ſparen. Ich gebe wenig, du giebſt wenig, wir haben beide ein großes Geſchäft, wir wollen unſeren Kindern Credit verſchaffen, daß ſie auch große Geſchäfte machen können, ſo lautete die Abrede. Ich zählte damals funfzehn, meine Braut dreizehn Jahre. — Es war ein herrlicher Frühlingstag und ich ſpielte in meinem Hofe mit Maikäfern, die ich an langen Fäden fliegen ließ, als mein Vater zu mir trat, mir die Nachricht brachte, daß ich heirathen und gleich mitkommen ſollte, meine Braut kennen zu lernen. Ich hatte durchaus nichts weiter dagegen einzuwenden, als daß ich erſt meine Maikäfer wieder in die Schachtel thun müſſe. Hierauf gingen wir zu den Schwiegereltern; die Braut wartete mein in einem beſonderen Zimmer und war auf meinen Empfang vorbereitet. Mein Vater gebot mir, zu ihr zu gehen. »Vater!« ſagte ich, »wie rede ich meine Braut an, wenn ich zu ihr komme?« »Mein Sohn! Du mußt ſie fragen, ob ſie dich liebt.« Ich ging daher zu meiner Braut und fragte ſie: Lieben Sie mich?« — »Nein!« antwortete ſie, und damit war es abgemacht, das Geſpräch war zu Ende und wir langweilten uns. — »Haben Sie keine Maikäfer?« fragte ich nach geraumer Zeit wieder. Auch »nein!« Aber meine Braut ſpielte mit Wachspüppchen, verſteht ſich hinter den Rücken der Eltern, denn für ein ſo großes Mädchen ſchickte ſich das nicht mehr. Nachdem ich ihr Verſchwiegenheit gelobet, zeigte ſie mir zuerſt zwei Kinderchen, die auf Flittergold in einem Perlkörbchen ruhten. Die Kinderchen fand ich ſchön — was meine Braut bewog in ihrem Zutrauen noch weiter zu gehen, denn ſie zeigte mir ein drittes Püppchen, einen Amor mit Flügeln, Bogen und Pfeil. — Allein ich erſchrak vor dieſem Amor. »Bewahre Gott!« rief ich — »ſolch eine Puppe haben Sie im Hauſe? Das iſt ja ein Götzenbild. Das iſt ja Amor.« — Ich muß bemerken daß ich damals kein ſonderliches Deutſch ſprach und meine Braut mauſchelte nicht minder. — Weil ich nun ſagte »Ammohr« entgegnete meine Braut: Und Sie ſeind a Chamor (Eſel) als Sie ſagen, daß das a Mohr is. A Mohr is ſchwarz.« Ich beſtand aber darauf, daß es Amor ſei, der Gott der Liebe, denn ich hatte in Damm's Götterlehre Deutſch leſen lernen und war meiner Sache gewiß. Meine Braut wurde böſe und Gott Amor, der unſere Herzen verbinden ſollte, entzweite uns dermaßen, daß wir uns laut zankten. Die Eltern kamen herzu; meine Braut erklärte, ſie könne ſich nicht mit mir vertragen, bekam eine derbe Ohrfeige und fing entſetzlich an zu heulen. Wie geſagt, meine Liebesgeſchichte kann nicht gedruckt werden!

Ich war übrigens nicht beſſer daran. Als Bräutigam ſollte ich nicht mehr mit Maikäfern ſpielen; ich ſehnte mich daher nach einer baldigen Hochzeit, ehe die Zeit der Maikäfer vorüber war, hauptſächlich auch lüſterte mich nach dem leckeren Hochzeitſchmaus.

Dieſer glückliche Tag brach endlich an. Ich trug einen getiegerten Rock, mit dem mein Vater, bevor er denſelben für mich ändern ließ, viele Jahre großen Staat gemacht. Ein ganzes Talglicht wurde mir in die Haare geſchmiert, und tüchtig Puder darauf geſtreut, mein Zopf reichte mir bis an den H —. Lauter Aufwand, den man zuvor nie in der Judengaſſe geſehen. Als wir unter dem Trauhimmel ſtanden, weinte meine Braut ſehr, ich dagegen behauptete eine Faſſung die weit über meine Jahre ging. Hierauf ging es zu Tiſche, ich war hungrig und in der Küche, wo wir uns wuſchen, roch ich das koſchere Eſſen, daß ich, ein ſehnſüchtiger Bräutigam, die Zeit nicht erwarten konnte, bei Tiſche zu ſitzen. Das Eſſen war ſuperbe. Es war die erſte Freude meines Eheſtandes und ich genoß ſie mit wehmuthsvoller Begierde, weil ich es alle Tage ſo gut nicht haben konnte. Nachdem die Gäſte ſich entfernt, gab mein Vater mir Verhaltungsmaßregeln, meine Braut empfing die ihrigen von der Mutter, und als wir am anderen Morgen aufſtanden, liebten wir uns.

Bisher hatte ich auf dem Comptoir meines Vaters nur meine Pflicht gethan. Jetzt, wo ich für eigne Rechnung arbeitete, empfand ich die Süßigkeit des Geldverdienens. Ich vergaß meine Maikäfer und meine Frau ihre Wachspüppchen, ſie führte die Wirthſchaft, und weil ſie ſchreiben und rechnen konnte half ſie mir im Geſchäft. — Wir waren glücklich, denn wir waren ein Leib und eine Seele, lebten ganz mit und für einander.

Seitdem aber haben ſich die Zeiten geändert. Damals konnte man nicht früh genug ſeine Kinder verheirathen, es galt: bevor noch ein Gedanke beider Herz entweiht, bevor noch die leiſeſte Regung in ihren Herzen erwacht, der reinen Braut den reinen Bräutigam zuzuführen. Denn Reinheit iſt der Sinn des jüdiſchen Lebens, wie ſehr verunſtaltet er auch begraben liegt im Ceremoniendienſt und wie lächerlich ihn auch die blödſinnige Uebertreibung der Alltagsmenſchen macht.

Heut aber müſſen ſich Jünglinge und Jungfrauen durch Romanenlectüre bilden, um ſich wie Helden und Prinzen vorzukommen, denen kein Unglück und keine Mißhandlung zu nahe kommen darf, weil ſie reines Deutſch ſprechen und ſchreiben. — Wir mauſchelten; aber wenn uns das Glück oder ein Chriſt einen Fußtritt gab, nahmen wir damit vorlieb, dafür waren wir arme Juden und befanden uns in Golis. Statt uns in Liebesgram zu verzehren, heiratheten wir und zeugten Kinder, und ſahen nicht in jeder Schickſe ein Schickſal und hielten nicht jeden Unterrock für verhängnißvoll. —

Nachſchrift. Beifolgende Anweiſung auf hundert Thaler erſuche ich bei Salomon Aſcher zu präſentiren, und das Geld zu Ihrem Beſten zu verwenden. Verlaſſen Sie Polen, der dortige Aufenthalt iſt Ihnen nichts werth, kommen Sie nach Deutſchland zu mir. Wie Sie vielleicht gehört haben werden, habe ich aus eignen Mitteln eine Armenſchule geſtiftet. Eine Lehrerſtelle mit vierhundert Thalern Gehalt iſt für Sie offen, wenn Sie bald kommen. —

Beide Briefe, wirkten verſchieden, wie ſie abgefaßt waren, auf das Gemüth des Empfängers, welches durch Armuth und unglückliche Liebe in gleichem Grade gereizt und leicht verletzlich war. Der erſte des Doctors ſchien ihn zu ermuthigen, ſich mit Jugendkraft Gott und ſeinem Geſchicke anzuvertrauen, und das unvermeidliche Leiden ſtandhaft zu ertragen. Ganz anders wirkte das zweite Schreiben. Der vornehme Spott des reichen aber gutmüthigen Mannes verwundete ſein krankes Herz und empörte ſeinen Stolz. Im erſten Anfall ſeines Zornes, wollte er die angebotne Lehrerſtelle ausſchlagen, die Anweiſung zerreißen und mit den Worten zurückſenden: »Für wahrhafte Leiden ſind hundert Thaler kein Heilmittel.« Da fiel ihm ein, was Dankbarkeit gegen Wohlthäter und Lehrer, und Liebe zu den Eltern und Geſchwiſtern ihm zur Pflicht machten, und daß er aus Empfindlichkeit, weil ſeine Leidenſchaft mißhandelt war, dermaßen nicht eine ſichere Zukunft verſchleudern dürfe. »Ich ſagte es ja!« dachte er troſtlos bei ſich. Der Arme, ſo lange er noch ein Stück Brod und ein ganzes Kleid hat, darf ſich nicht unglücklich fühlen, will er nicht verhöhnt und verlacht werden.

Da öffnete ſich die Thür, Rebecca trat ein und brachte ihm ein kärgliches Frühſtück. Es war eine Aufmerkſamkeit von ihr. Der Rabbi und die Rabbizin ſchliefen bis gegen Mittag, denn jener ſtudirte bis ſpät in die Nacht, dieſe wachte bei ihm. Ohne Rebecca hätte Gabriel allemal bis Mittag faſten müſſen. — Bei ihrem Anblick brach er in Thränen aus und konnte ſich lange nicht faſſen.

»Was fehlt Ihnen?« fragte ſie theilnehmend.

»Rebecca!« entgegnete er ſchmerzlich. »Ich darf Ihnen nicht länger verſchweigen, was ich empfinde. Hier leſen Sie dieſe Briefe, ſo werden Sie Alles errathen.«

Rebecca las zuerſt den Brief des Doctors, dabei ſeufzte ſie einigemal und das war Alles. Armuth und Unglück ſchärfen den Blick für die nächſte Umgebung des Lebens gar wunderbar, und die Leidenſchaft hat ein Ahnungsvermögen, dem nichts verborgen bleibt. Der Brief meldete ihr nichts Neues; ſie kannte Gabriels Herz, theilte ſeine Empfindung, und war feſter noch als er, zur Entſagung entſchloſſen und bereit. Als ſie aber den Brief des Agenten las, wichen die Roſen von ihren zarten Wangen und die Hand zitterte, da ſie den Brief zurückgab. »Sie werden uns alſo verlaſſen?« hauchte ſie in einem leiſen Seufzer hin.

»Muß ich nicht?« erwiederte er.

»Sein Sie glücklich! Denn Sie verdienen es!« ſprach ſie mit Thränen.

»Sie wiſſen jetzt, daß ich es nicht werden kann.«

»Bilden Sie ſich ein,« ſprach ſie weinend, »daß ich geſtorben ſei, und kann es Sie beruhigen, ſo vernehmen Sie, daß ich nicht lange mehr leben kann und mag.«

»Rebecca!« ſprach Gabriel entſchloſſen, »ich verlaſſe Sie nicht. Wie ſtolz bin ich, zum erſten Male nicht als Bettler vor Ihnen zu ſtehen. Wollen wir den Tücken unſeres Schickſals eine erlaubte Nothwehr entgegenſtellen? Hier ſind hundert Thaler Reiſegeld, hier ein Jahreseinkommen von vierhundert Thalern, unterzeichnet vom Agenten Friedländer, dieſe Unterſchrift iſt ein Siegel der Wirklichkeit.«

Rebecca ſah ihn ſtaunend an und athmete wie im Traum. »Gott will es« ſagte ſie endlich. »Ich folge Ihnen, wohin Sie gehen!«

Mit dieſen wenigen Worten hatten ſie ſich verſtändigt.

Gabriel wollte die ſchöne bräutliche Geliebte an die hochathmende Bruſt ziehen, ſie aber wehrte ihn mit drohenden Mienen ab. Ihre ausdrucksvollen Züge ſchienen zu ſagen: »Sei meiner würdig.«

Eines Morgens trat Doctor Seligmann mit ungewöhnlicher Aufregung zum Agenten ins Cabinet.

»Nun? Was giebt es Neues?« fragte dieſer verwundert.

»Herr Agent! Wir beide haben unſerem jungen Freund in Polen unſere Liebesgeſchichte erzählt. Er iſt uns die Fortſetzung der ſeinigen noch ſchuldig!«

»Iſt dieſe Thorheit noch nicht aus?«

»Sie wiſſen aber den Schluß noch nicht.«

»Nun! ich bin begierig.«

»Sie haben ihm hundert Thaler geſchickt, die er zu ſeinem Beſten verwenden ſoll, und er glaubt ſie zu ſeinem Beſten verwendet zu haben.«

»Was ſoll das heißen?«

»Was iſt Ihr Beſtes auf Erden, Herr Agent? Für wen leben und arbeiten Sie.«

»Er hat geheirathet!«

»Und wenn er's that?«

»So jung!«

»Man ſuche ſein Beſtes nicht in der Ferne, da wird man ewig ſuchen; aber in der nächſten Umgebung es zu finden wiſſen, die glücklichen Umſtände zu erkennen und es ſich da geſchickt heraus zu geſtalten — das iſt echte Weisheit.«

»Sie haben gut reden! Mir aber koſtet die Armenſchule Geld genug, nun habe ich wieder eine neue Familie auf dem Halſe. — Und der alte polniſche Rabbi, der gar nichts von der Welt weiß, hat ihm auf mein ſchriftliches Verſprechen, daß er eine Lehrerſtelle an meiner Freiſchule haben ſoll, gleich ſeine Tochter gegeben. Es iſt doch erſtaunlich, wie weit mein Credit reicht.«

»Das wohl eben nicht. Unſer Schulweſen, unſer neuer Gottesdienſt gelten in Polen noch für Ketzerei, und würden ein unüberſteigliches Hinderniß ſein.«

»So!« rief der Agent, verdrießlich ſich in ſeiner Eitelkeit widerſprochen zu ſehen. »Sie haben ſich alſo vermählt, ohne den Segen ihrer Eltern.«

»Der nimmermehr zu hoffen war!«

»Und ſo handelt eine Tochter gegen ihre Eltern! — «

»Mutter und Vater wollten ſie vermählen! Das iſt nach ſtreng jüdiſcher Sitte ſo viel, als ſeiner Tochter ſich entäußern. Sie gehört nicht mehr ihren Eltern, ſondern ihrem Ehemann, nur dieſem iſt Rebecca entflohen!«

»Und mit einem hübſchen jungen Menſchen davon gelaufen!«

»Es läßt ſich auch anders ſagen. Gabriel war durch Armuth, ſie durch Geburt unter Menſchen verſetzt, zu denen ſie nicht gehörten, die ein träges, armſeliges Leben in engen ſchmutzigen Gaſſen dahin ſchleppten, und von nichts wußten, als von ihren Geſchäften und Geſetzbüchern. Er war in dem neuen Glauben, in dem reicheren, freieren Leben der Iſraeliten auferzogen, und die Schätze der Künſte und

Wiſſenſchaften, zu denen wir uns endlich den Zugang gebahnt, lernte er in frühſter Jugend kennen. Rebecca zeigte ein empfängliches Gemüth für dieſe neue Ideen, und er machte ſie zur Proſelytin; wir müſſen uns das gefallen laſſen, denn ſoll unſere Reform in's Leben greifen, ſo muß ſie Proſelyten machen.«

»Mein lieber Herr Doctor« rief — unwillig der Agent. »Ich weiß nicht wie Sie mir heut vorkommen. Sie vertheidigen Romanenideen.«

»Verzeihen Sie Herr Agent! Sie betrachten das Leben wie ein reicher Mann, der niemals Noth und Leiden kennen gelernt, und der in allem was über die erſten nächſten Bedingniſſe hinausgeht, Thorheit und Schwärmerei erkennen will. Wer in Armuth und Abhängigkeit lebt, dem vergehen die Romanenideen, er iſt auf das Nothwendigſte angewieſen, und fühlt er höhere Bedürfniſſe, ſo iſt er wahrhaft edel. Was konnte Rebecca bewegen, Eltern, Heimath und Bräutigam zu verlaſſen, ihre Vergangenheit und Zukunft auf gleiche Weiſe zu verleugnen, wenn ihr ein ſolches Leben nicht in den Tod verhaßt geworden wäre, und ſie ſich nach einem beſſeren, edleren, frömmern wahrhaft und aufrichtig geſehnt hätte? Romane wird ſie auch wohl ſchwerlich geleſen haben.«

»Aber ein Lehrer ſoll der Jugend ein Muſterbild ſein, und darf kein Mädchen wider ihrer Eltern Willen entführen.«

»Das iſt ein Anderes! Freilich die Tugend eines Lehrers iſt die Sorge für ſein Fortkommen in der Welt. Er wird bezahlt, Kinder zu unterrichten und muß aufhören, Menſch zu ſein. — Nachdem Gabriel ſeiner Rebecca das gelobte Land gezeigt, mußte er zu ihr ſagen: Adieu, bleib in deiner Sklaverei, ich gehe meinen höheren Berufe entgegen. Du haſt in meiner Armuth mich gepflegt und verſorgt, jetzt habe ich ein gutes Auskommen und laſſe dich ſitzen. Dergleichen, Herr Agent, iſt ſchon häufig vorgekommen! Wiſſen Sie was? Weil Gabriel eigentlich Rebecca der Anſtellung halber hätte im Stiche laſſen ſollen, laſſen Sie jetzt Beide im Stiche. Sagen Sie: einen ſolchen Lehrer können Sie an Ihrer Freiſchule nicht gebrauchen.«

»Sie ſind empfindlich, für nichts und wieder nichts. Sagen Sie einmal, was ſoll ich thun?«

Der Doctor Seligmann rief hitzig: »Was Sie thun müſſen, will ich Ihnen ſagen. Anerkennen, daß unſre neu-iſraelitiſche Kirchenreform, weil ſie aus einen neuen Volksleben hervorging, auch neue Lebenserſcheinungen hervorbringen muß, daß Juden frei und ſelbſtſtändig handeln dürfen, und Jüdinnen aufgehört haben Sklavinnen zu ſein, und ſich ihrem Berufe aus freier Ueberzeugung und Pflichtgefühl weihen. Wollen die reichen und vornehmen Beförderer unſeres Gottesdienſtes aber den, von ihnen abhängigen Volks- und Jugendlehrern verſchreiben, was Sitte iſt, ſo bin ich der erſte, der wieder zum alten Ceremoniendienſt zurückkehrt. Als Rabbiner werde ich ſchon wiſſen, ſie im Zaum zu halten.«

»Ich habe nicht geſagt, daß Gabriel wirklich etwas Strafbares begangen.«

»Er hat nichts gethan, als wozu er die edelſten und ſchönſten Beweggründe gehabt. Er hat gehandelt wie ein Jüngling von Muth und Ueberzeugung, und hätte er anders gehandelt wäre er ein Schuft geweſen.«

»Warum kommt er denn nicht ſelber, ich bin ja ſein Wohlthäter!«

»Beide warten nur darauf, Ihnen ihren Dank zu ſagen, daß Sie ſie glücklich gemacht.« Hiemit öffnete der Doctor die Thür und das junge Paar trat ein und küßte dem Agenten die Hand.

Es waren zierliche ſchlanke Geſtalten, ſchön in aller Nationalität und Charakter der Juden. Man konnte ſie nicht betrachten ohne mitzuempfinden, wie glücklich ſich jeder im Beſitz des anderen fühlen mußte.

»Hätte ich Euch gleich geſehen!« ſprach der Agent; »ſo hätte ich meinen Aerger geſpart, und Doctor Seligmann hätte nicht ſo zu ſchreien brauchen hier in meinem Kabinet.« Darauf eilte er zur Thür und rief: »Frau! Frau! komme einmal her.« Hier iſt eine Lebenserſcheinung des jungen Iſraels. Eine Entführung unter koſcheren Juden! Poeſie im Volke Gottes! —

Erſter Sabbat.

Gabriel und Rebecca fühlten ſich in ihren neuen Verhältniſſen überaus glücklich. Nicht alle ungewöhnlichen Handlungen haben ſtets eben ſo ungewöhnliche Folgen, oft gleichen ſich die Mißverhältniſſe bald wieder aus; die Lücken füllen, die Störungen ebnen ſich wieder und alles iſt verſchmerzt und vergeſſen. Es ward Rebecca ein leichtes, ihre Eltern zu verſöhnen, indem ſie ihnen ihre gegenwärtige Lage als Gattin eines geachteten jungen Gelehrten in einer großen deutſchen Reſidenz ſchilderte, die bei weitem dem Looſe vorzuziehen war, zu welchem ihre Eltern ſie beſtimmt. Der Rabbi und die Rabbizin waren nicht ſo feſte und entſchiedene Charaktere, um dem Unvermeidlichen lange Widerſtand zu bieten; es war einmal geſchehen, und bei ſolchen Gelegenheiten ſagt der Jude ganz richtig: »Gott hat es gewollt,« und findet ſich in ſein Schickſal. Ihren Hausfreunden, Nachbarn und Glaubensgenoſſen verſchwiegen ſie die Umſtände, die ihnen nicht glimpflich genug dünkten, wie etwa, daß Gabriel dem neu-iſraelitiſchen Cultus anhing; und die günſtigen vergrößerten ſie um ſo mehr, ſo erhoben ſie aus eigner Macht Gabriel von einem Schullehrer zum Schuldirektor, machten aus einem Hausfreund des Agenten deſſen Günſtling, den er wie einen Sohn hielt und liebte, aus ſeinem Gehalt von vierhundert, tauſend Thaler und was dergleichen kleinſtädtiſche Uebertreibungen mehr ſind, wo jeder ſeine Verhältniſſe glänzender und großartiger ſchildert, und keiner dem anderen glaubt.

Der Agent, obgleich ein eifriger Beſchützer des neuen Gottesdienſtes, hing doch noch in manchen Stücken den alten Gebräuchen an. Nicht was das Beten anlangte. Im Gegentheil, die langen Morgen-, Mittags-, Abend-, Nacht- Neumonds-, Feſt- und andern Gebete waren ihm Zeitverluſt und bei ſeinen vielen und verwickelten Geſchäften hielt er es für bequemer, ſich auf den Sonnabendgottesdienſt im Tempel zu beſchränken und die deutſchen Loblieder nach der Orgel zu ſingen. Seine Wirthſchaft und Küche aber war ſtreng nach den Geſetzen eingerichtet, welche der Talmud vorſchreibt. Er hatte einmal den Ekel und Widerwillen gegen Schweinefleiſch von Jugend auf, und ſein Magen war zu alt geworden, um bei dem beſten Willen mit den neueren Lehren und Ueberzeugungen Schritt halten zu können. Auch den Sabbat hielt er nicht ſtreng, doch am Vorabend (und bei den Juden fängt der Tag mit dem Sonnenuntergang nicht mit der Mitternacht an) ſah er gerne Gäſte um ſich.

Auch Gabriel und Rebecca waren eingeladen, und weil ihre Entführungsgeſchichte, die der Agent jedermann erzählte, Aufſehen gemacht, man auch begierig war, das ſchöne junge Ehepaar kennen zu lernen, welches ſo viel für einander gewagt hatte; fanden ſich im Laufe des Abends ungewöhnlich viel Beſuche ein. Bald verwandelte ſich die Neugier, mit der man gekommen war, in Wohlwollen und Zuneigung, und je näher man das junge Ehepaar kennen lernte, um ſo mehr fühlte man ſich geneigt, einen Schritt, den man anfänglich mit Achſelzucken und Naſerümpfen vernommen, zu billigen und zu rechtfertigen.

Den Damen und dem Agenten gefiel Gabriel beſonders durch ſeine Begeiſterung für die Weisheit und Poeſie des Talmud's. »Es iſt die national-jüdiſche Literatur« ſagte er, »die ſich durch eine orientaliſch-glühende Religionsſchwärmerei von der Literatur aller Völker auf merkwürdige Weiſe unterſcheidet. Es iſt eine unmodiſche veraltete Weisheit, deren Charakter aber »Heiligkeit« iſt und es lohnte ſich wohl der Mühe, ihr das gefällige elegante Kleid der Gegenwart anzulegen, um ihr Eintritt in unſer geſelliges Leben zu verſchaffen.«

»Gott ſei Dank daß ich einmal einen jungen Menſchen ſo reden höre!« rief der Agent aus. »Es kommt einem alten Manne ſehr ſauer an, immer mit der Zeit fortzuſchreiten und gar nicht einmal ſtille ſtehen und ſich ausruhen zu können. Alle meine alten Gewohnheiten habe ich ablegen, Alles, was ich in der Jugend gelernt habe, vergeſſen müſſen. Darum hüte ich mich wohl eine neue Gewohnheit anzunehmen oder etwas Neues zu lernen. Ich könnte, Gott bewahre! noch eine neue Zeit erleben und ſtände wieder auf dem Flecke, wo ich heute ſtehe.«

»Es konnte nicht fehlen!« ſagte der Doctor Seligmann, daß wir uns wieder zum Studium des Talmud zurückwenden mußten, das heißt, nicht um blind ihm zu gehorchen und zu glauben, ſondern vielmehr um ſeinen Geiſt und ſeine Bedeutung zu erforſchen und zu erklären. Daß wir uns von ihm wandten, geſchah anfänglich wohl nur aus Uebereilung und Erbitterung gleichſam. Wir ſtanden gewiſſermaßen in Oppoſition mit dem Rabbinismus, indem wir uns vom Ceremoniendienſt losſagten und dieß machte uns ungerecht. Der neue Tempel entſtand lediglich aus den Bedürfniſſen der Cultur und Socialität. Der Jude war in ſeinem geſelligen- und Geſchäftsleben mit vornehmen Chriſten in Berührung gekommen, vor denen er, wo er eine kirchliche Handlung vorzunehmen hatte, ſeines unordentlichen und geſchmackloſen Gottesdienſtes ſich nicht ferner ſchämen wollte. Der neue Gottesdienſt war bequem, intereſſant, geſchmackvoll. Geiſtreiche Prediger ſtanden auf, denen ſelbſt Chriſten mit Vergnügen zuhörten, allein es fehlten die religiöſen, die nationalen Elemente. Letztere freilich wurden bei weitem weniger vermißt, weil heutigen Tages jedermann den Cavalier ſpielen will. Anfänglich wollte man den neuen Tempelgottesdienſt einen philoſophiſchen nennen. Aber Religion und Philoſophie können wohl freundſchaftlichen Verkehr mit einander haben, doch nicht in Compagnie gehen. Herz und Geiſt zu einem Ganzen zu vereinigen, daß ſie wechſelſeitig ſich durchdringen, iſt für den Weiſen eine ſchwierige Aufgabe um wie viel ſchwieriger für ein Volk. Auch die Philoſophie nahm einen ſo eigenſinnigen und eigenthümlichen Charakter an, und beſchäftigte ſich ſo fleißig mit den Fragen des Chriſtenthums, daß der Neu-Iſraelit dieſe Richtung wohl verlaſſen mußte, und ſeine Religion für eine kosmopolitiſche zu halten anfing. Nunmehr hat aber auch der Kosmopolitismus ſich überlebt. Das junge Frankreich, das junge Deutſchland und andere Völkerjugenden ſind zu ihrer Geſchichte zurückgekehrt. Das junge Iſrael auch, und findet jetzt in ſeinem Talmud einen Schatz von Weisheit, Rechtskunde, Geſchichte, Poeſie und religiöſer Erbauung, daß er alle Hände voll zu thun hat, ihn zu heben, und immer mehr noch liegen laſſen muß als es zu Tage fördern kann.«

»Bei allem dem aber, ſagte Gabriel,« hat der neue Tempel, wenn er ſchon auf alle Tendenzen und Richtungen der Zeit ſich einließ, doch ſeinen urſprünglichen Charakter beibehalten. Er opponirt immer noch dem Rabbinismus, aber freilich wie Geiſt der Form, wie Wiſſen der Buchſtabenweisheit, wie Ueberzeugung dem blinden Glauben. — Und doch ſollte man die rabbiniſche Buchſtabenweisheit, ſo unbedingt nicht ſchelten. Es ſteckt viel orientaliſcher Scharfſinn darin, ſie iſt voll ſinnreicher Räthſelſpiele, und überraſchender treffender Auflöſungen, die ſauberer und correkterer ausgedacht, und in einer gewandteren Sprache wiedergegeben, ſicherlich anſprechen und erbauen werden. So zum Beiſpiel hat nach dem Pentateuch, Gott ſelber die zehn Gebote aufgeſchrieben, folglich iſt jeder Buchſtabe heilig, und einer genauen Prüfung werth. Ueber dergleichen grübeln Talmudiſten gern, und ſtellen ihre erbaulichen Räthſel auf. — Es ſteht geſchrieben: ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlergehe, und du lange lebeſt auf Erden. Der Talmud aber fragt: »Wenn der Vater dem Sohn befiehlt: geh auf's Dach und bringe mir das Taubenneſt — der Sohn aber ausgleitet und ſich todt fällt, ſo hat er ſeinen Vater geehrt, ohne lange auf Erden zu leben. — Es ſteht aber: ehre Vater und Mutter, und der Sohn hat die zärtlich beſorgte Mutter nicht geehrt, indem er muthwillig, und für eine Kleinigkeit ſein Leben Preis gab. — Soll alſo der Sohn die zärtliche Mutter mehr ehren, als den ſtrengen Vater? — O nein! Denn wenn der Vater befiehlt, geh und opfre dein Leben für das Wohl deines Volkes, ſo ſoll der Sohn dem Befehl des Vaters gehorchen, und ſich von den Einwänden der Mutter nicht irre machen laſſen. — Aber wenn er den Vater ehrt, und ſein

Leben opfert, ſo lebt er eben nicht lange auf Erden, wie ihm verheißen! — Ein langes Leben auf Erden, iſt nur die Belohnung für den, der ſeine Eltern ehrt. Der Sohn hat mehr gethan, und ſich für ſein Volk geopfert; das kann die Erde nicht lohnen, wohl aber das Paradies, und die größere Belohnung begreift die kleinere in ſich. — Soll man den Vater mehr ehren, als die Mutter, weil man für den Vater ſtirbt, für die Mutter lebt? — Die Weisheit die ſich opfert, und die Weisheit, die ſich ſelbſt erhält, iſt beides Weisheit.«

»Aber junger Mann« unterbrach ihn der Doctor Seligmann, »dieſe Weisheit iſt eine willkührliche und ſteht nicht im Talmud.«

»Ich trage ſie in dem Geiſte und in der Sprache der heutigen Zeit vor.«

»Sie laſſen aber auch gar viel weg, was ſich weder dem heutigen Geiſte, noch der Sprache fügen möchte. Wie wollen Sie z. B. erklären, daß der Talmud behauptet, weil geſchrieben ſteht: ehre Vater und Mutter, dieſes »Und« ſich auf den Lehrer beziehe, was doch ziemlich unſinnig herauskömmt.«

»Keineswegs!« wandte Gabriel ein. »Es iſt Thatſache, woran ich erinnern muß, daß der Talmudiſt nicht den Begriff einer objectiven Wahrheit hat. Er perſonificirt die Wahrheit als Rabbi, der ſeine Weisheit unmittelbar von Gott empfängt. Wenn wir ſagen: das wiſſenſchaftlich Ermittelte iſt Naturgeſetz, ewige, von Gott beſtimmte Weisheit, ſo ſagt er: der Rabbi iſt infallibel, er kann nicht irren, und man darf ihm nicht widerſprechen. Wir müſſen alſo das Wort Rabbi oder Lehrer, nach unſerer heutigen Sprache und Denkweiſe, in Geiſt oder Wahrheit überſetzen und das Räthſel iſt gelöſt. Es ſteht: ehre Vater und Mutter, welches zwei ſelbſtſtändige Perſonen ſind. Der Vater kann befehlen: thue dieß; die Mutter: laſſe dieß. Wo iſt dein »Und« um beide zu ehren? — Nicht blinder Gehorſam ehrt Vater und Mutter, ehre ſie in Geiſt und Wahrheit, das iſt die Perſon des Rabbi. Vater und Mutter ſind zwei ſelbſtſtändige Perſonen, deren jede irren, die ſich widerſprechen können, wo aber dieß »Und« ſie verbindet, wo ſie in der Perſon des Rabbi zuſammenfallen, alſo in der perſonificirten Wahrheit, da müſſen ſie Recht haben und können ſich nicht widerſprechen!«

Doctor Seligmann ließ dem jungen Commentator alle Gerechtigkeit widerfahren, und fand die Auslegung ſcharfſinnig und geiſtreich, nur meinte er: ſie ſei eine willkürliche Erfindung, keineswegs aus dem Talmud. Gabriel dagegen meinte, es ginge ſeinen Reden, wie einem Türken, dem man europäiſche Kleider anzieht, in denen man um ſo weniger ihn wieder erkennt, je alltäglicher er darin ausſieht. — Die Damen indeſſen waren mit dieſer populären Weisheit ſehr zufrieden, wollten mehr davon hören, und baten ſich ſogar einige Fragen aus, um ſelber die Antworten darauf zu finden.

Eine derſelben begann auch ſogleich: Warum ſtände: damit es dir wohlergeht, und du lange lebeſt auf Erden? Es müßte heißen: damit es dir wohlergeht auf Erden, und du lange lebeſt, denn ſo lange man lebet, befindet man ſich auf Erden.« Und ſogleich auch antwortete eine andere: Das Erſtere, damit es dir wohlergeht, bedeute: im Himmel und auf Erden; damit du lange lebeſt auf Erden aber könne nur als Belohnung der Kindesliebe angeſehen werden, denn im Himmel lebt man ewig.

Doctor Seligmann aber ſagte laut: »Sie ſehen, was durch Ihre Behandlung aus dem Talmud wird — ein Geſellſchaftsſpiel.

»Wer weiß,« fragte Gabriel, »ob nicht Manches im Talmud ſeiner Zeit, und bevor es niedergeſchrieben ward, ebenfalls nur ein erbaulicher, geſelliger Zeitvertreib war?«

»Wenigſtens Damen durften keinen Antheil daran nehmen,« bemerkte Doctor Seligmann ein wenig empfindlich. »Ihre Erklärung, mein Fräulein, macht Ihrem Witze alle Ehre, ich erlaube mir aber zu bemerken, daß ſie nicht ganz richtig iſt. »Auf Erden,« bedeutet ſo viel, als: in deinem elterlichen Erbe. Die Juden waren ein Ackerbau treibendes Volk, und Eltern hinterließen ihren Kindern hauptſächlich Aecker, Land, Erde. Dieß kömmt noch heutigen Tages in allen Teſtamenten vor. Pro forma muß jeder Jude, der teſtirt, ſeinen Kindern ſechs Ellen Landes vermachen. Ich deute alſo die Stelle: Ehre Vater und Mutter bei ihren Lebenszeiten, damit es, dereinſt nach ihrem Tode, wo du ihnen nicht mehr zu Liebe und Willen ſein kannſt, dir wohlergehe und du lange lebeſt im Beſitz ihrer Hinterlaſſenſchaft. Und das mag wohl der einzige und richtige Sinn ſein.«

Gabriel erwiederte hierauf lächelnd: »Mit aller Rückſicht vor meinem alten Freunde und meinem Vorgeſetzten erlaube ich mir zu bemerken, daß dieſe Auslegung allerdings vortheilhaft für ſeine Gelehrſamkeit zeugt, aber doch keinesweges ſich aus dem Talmud rechtfertigen läßt.«

»Das müßte ſeltſam zugehen!« rief Doctor Seligmann faſt erſchrocken.

Auch der Agent, der in ſeiner Jugend den Talmud fleißig ſtudirt, wollte nichts von dieſer Auslegung wiſſen. Um ſeiner Sache indeſſen gewiß zu ſein, ließ er einen der ſechzig Folio-Bänden aus ſeiner Bibliothek holen; der fragliche Abſchnitt wurde aufgeſchlagen, zum Leidweſen des Doctor Seligmann fand ſich aber auch nicht das mindeſte, was ſeine Anſicht wirklich rechtfertigen konnte, und er gerieth darüber in ſolche Beſtürzung, und ſuchte mit einem Eifer, daß, ſollte wirklich eine Stelle zu ſeiner Meinung ihm Anlaß gegeben haben, er ſicher für den Augenblick unfähig war ſie zu finden.

»Ich weiß nicht!« ſeufzte er endlich, »aber dieſe Meinung iſt mir ſo wahrſcheinlich, und ich habe ſie mir dermaßen angeeignet, daß ich ſchwören möchte, ſie im Talmud gefunden zu haben. Jetzt ſehe ich wohl ein, daß ſie im Talmud gar nicht ſtehen kann.«

»Freilich!« ſagte Rebecca, »der Talmud iſt ein Wunderbuch, und wer darin lieſt, der lernt nicht nur was darin ſteht, ſondern bekömmt ſo viel heilige und wunderbare Gedanken, daß er nicht mehr weiß, was er geleſen und was er geträumt hat. Weißt Du noch, Gabriel, wie Du ebenfalls Dich wunderteſt von allen Deinen jüdiſchen Mährchen, die Du aus dem Talmud entlehnt zu haben glaubteſt, kaum eine Spur und einen Schatten wieder zu finden, weshalb Du manche gänzlich verwerfen wollteſt.«

Als die Damen von jüdiſchen Mährchen hörten, drangen ſie in Gabriel, eine Probe davon zu geben. Gabriel ließ ſich nicht lange bitten, und bevorwortete nur, daß Mährchen unbedingt nöthig hätten, ſich in modiſche und elegante Kleider zu werfen, um würdig befunden zu werden, in Damengeſellſchaft zu erſcheinen, wohin ſie in ihrer urſprünglichen Roheit und Nacktheit nicht gehören würden.

Er begann folgendermaßen:

Ein Abenteuer Alexander des Großen.

Alexander gelangte auf ſeinen Zügen nach Indien an einen Bach, deſſen Gewäſſer ſo klar und kryſtallrein dahin floſſen, daß man deutlich den kleinſten Kieſel auf dem Grunde ſah. Er bückte ſich und trank, und fand das Waſſer wohlſchmeckender als alles, was er je genoſſen. Auch ſeine Krieger traten herzu, um ihren Durſt zu löſchen, und wie ſie beim Schöpfen das Waſſer bewegten, ſchwammen Fiſche herbei von beſonderer Größe und Geſtalt, ihre Schuppen ſchimmerten wie gediegenes Gold, ſie ſahen den Goldfiſchen ähnlich, welche man in Glasglocken ſchwimmen läßt, doch waren ſie ungleich größer, denn ein einziger derſelben ſchien hinreichend zehn Mann zu ſättigen.

Alexander konnte der Begierde nicht widerſtehen, ſich einen ſolchen Fiſch fangen zu laſſen. Und dießmal koſtete die Ausführung ſeines Befehls wenig Mühe, denn kaum hatten die Fiſcher eine Angel in das klare Waſſer geſenkt, als alle Fiſche weit und breit herzuſchwammen und ſich über einander wälzten und drängten, daß keiner anbeißen konnte, weil jeder dem andern den Köder mißgönnte, und mit einem wahren Heißhunger ihn dem andern vor dem Munde wegzuſchnappen bemüht war. Mit einem Male aber ließen ſie alle ab von der Angel, zogen ſich zurück und bildeten einen Kreis mitten im Bache, welches ein gar herrliches Schauſpiel gewährte; denn den Kopf nach innen, den Schwanz nach außen, bildeten ſie einen goldenen Flammenkranz inmitten des kryſtallnen Waſſers, und regungslos verharrten ſie in ihrer Stellung, als wünſchten ſie ſich bewundert von den zahlreichen Zuſchauern an dem Ufer. Nur kleine Zeichen gab ein Fiſch dem andern, welche der ganze goldne Kreis zu verſtehen ſchien; endlich verließ ein großer und fetter Fiſch ſeine Stelle, zeigte Bauch und Rücken, kehrte und wendete ſich nach allen Seiten, und die übrigen Fiſche nickten mit ihren Köpfen, und gaben andere Zeichen ſchweigenden Einverſtändniſſes; darauf ſchwammen ſie aus einander, jeder dahin, woher er gekommen. Der große und fette Fiſch aber verſchluckte ungehindert den Köder an der Angel, und ward ans Land gezogen.

Alexander der Große, welcher ſeinen Wunſch jetzt befriedigt ſah, wußte mit dem ſchönen Fiſch nun nichts beſſeres anzufangen, als ihn ſchlachten und zubereiten zu laſſen, um ihn zu verzehren. Der Fiſch ließ ſich mit muſterhafter Geduld abſchuppen, ausweiden, und erſt, als man das Herz ihm ausnahm, ſchloß er zufrieden ſeine Augen.

Alexander koſtete den Fiſch, und fand ihn wohlſchmeckender, als alle Leckerbiſſen, die er je genoſſen, während er die Welt eroberte. Er ſchwur, ſolch ein Leckerbiſſen ſei nur eines königlichen Gaumens würdig, und verbot ſeinen Rittern bei Leib- und Lebensſtrafe auch nur einen Biſſen davon zu koſten. Hierauf ließ er ſeine Weiſen kommen, um mit ihnen ein Tiſchgeſpräch zu führen und ſie zu befragen, warum alle Theile der Welt, die er bereits erobert, ihm noch keinen ſolchen Leckerbiſſen geliefert?

Die Weiſen erbaten ſich eine kurze Bedenkzeit, ſetzten ſich in einen Kreis und ſannen und ſannen, bis der große Alexander die Geduld verlor und ausrief: »Von Fiſchen mag ich es wohl leiden, wenn ſie ſolch einen ſtillen goldenen Kreis bilden, aber meine Weiſen ſind weder goldbeſchuppt, noch groß, noch fett, noch appetitlich, und überhaupt keine Leckerbiſſen; daher ſollen ſie ſich auch nicht unterſtehen, ſtumm zu ſein.«

Thales, der älteſte der Weiſen, nahm hierauf das Wort und ſprach: »Großer Alexander, Sohn des Jupiters, König der Erde! Wofern Du begehrſt, daß ich über den Wohlgeſchmack eines Fiſches urtheile, iſt es nothwendig, daß ich denſelben koſte.« Und Zeno beſtätigte die Wahrheit dieſes Ausſpruches, indem er hinzufügte: »Gott würde nicht nöthig gehabt haben, Adam zu verbieten, vom Apfel zu eſſen, wenn Adam, ohne die Frucht der Erkenntniß zu koſten, gewußt hätte, wie ſie ſchmecke. Und hätte Adam zu urtheilen gewußt, wie die Frucht der Erkenntniß ſchmeckt, ohne ſie gekoſtet zu haben, ſo würde er kein Gelüſte verſpürt haben, ſie zu ſchmecken.«

Alexander wandte ein: »Adam war nicht weiſe, bevor er von der Erkenntnißfrucht genoſſen, Ihr aber gebt Euch für Weiſe aus, folglich müßt Ihr mehr wiſſen, als Adam im Stande der Unſchuld.« Worauf Bion entgegnete: »Wir trinken weder Eſſig, noch eſſen wir Galle, denn wir wiſſen, daß jener ſauer, dieſe bitter ſchmeckt; in Bezug auf dieſen Fiſch aber ſind wir ſieben Weiſe Griechenlands ſämmtlich noch im Stande der Unſchuld.«

Alexander war bei alle dem großmüthig, und weil er ohnehin ſich bereits ſatt gegeſſen, ſtand er vom Tiſche auf und ſprach: »Eure Weisheit geht, wie ich merke, nur nach einem guten Biſſen, drum tretet näher und eßt!«

Die ſieben Weiſen Griechenlands ließen ſich das nicht zweimal ſagen, ſie traten an den Tiſch und koſteten zuerſt mit der Zungenſpitze; der erſte ſagte: »Hm!« Der zweite: »Ja!« Der dritte: »Freilich!« Der vierte: »Sonder Zweifel!« Der fünfte: »Verſteht ſich!« Und der ſechſte: »Hab' ich's nicht gedacht?« Der ſiebente aber ſagte gar nichts, es war der Philoſoph, welcher die Bewegung leugnete, und Alexander rief ihm zu: »So ſchlinge doch nicht ſo große Biſſen hinter, denn weil Du die Bewegung leugneſt, ſo weiß ich nicht, wie Du die Verdauung machen willſt!«

Nachdem die Weiſen ſich dermaßen in ihrer Anſicht beſtätigt, daß von dem Fiſche nur noch die Gräten übrig waren, erklärten ſie Folgendes: »Großer Alexander! Sohn des Ammon! Der Fiſch, den wir gegeſſen, war kein irdiſcher!«

»Ganz recht!« entgegnete Alexander, »er ward im Waſſer gefangen.«

»Er war aus dem Paradieſe,« ſprach Demokrit, »woſelbſt er verdient, von den Frommen verſpeiſt zu werden.

Dieß iſt der Beruf jener goldenen Fiſche, die keine höhere Glückſeligkeit kennen, als ſich fangen und verſpeiſen zu laſſen. Weil ſie keine größere Glückſeligkeit kennen, drängten ſich alle zu der Angel, denn jeder dachte nur an ſich und wünſchte in ſeine Beſtimmung einzugehen. Mit einer einzigen Angel aber konnten ſie nicht alle gefangen werden; das ſahen die klugen Fiſche ein. Zank und Hader ſind im Paradies nicht heimiſch, Neid und Mißgunſt wohnen nicht in den Gefilden des Friedens. Die frommen Fiſche bildeten daher den ſchönen Flammenkreis, den wir ſo ſehr bewundert, und beriethen ſich ſittſam und weiſe, was unter obwaltenden Umſtänden zu thun ſei. Da ſchwamm der von uns ſo eben verſpeiſte Fiſch aus dem Kreiſe, und gab ſich als den größeſten und fetteſten unter ſeinen Mitfiſchen kund, der alſo die meiſten und nächſten Anſprüche habe, ſich verſpeiſen zu laſſen und in ſeine Glückſeligkeit einzugehen. Schweigend erkannten ſeine Mitbrüder die Bündigkeit ſeines Verlangens an, und nickten mit den Köpfen zum Zeichen ihrer Einwilligung, und zappelten mit dem Schwanz zum Zeichen ihres herzlich gemeinten Glückwunſches und ewigen Lebewohls. Sie ſchwammen hier und dort aus einander, mit inniger Beherzigung des Beiſpiels, welches ihr großer und fetter Mitbruder ihnen gegeben, und mit dem feſten Vorſatze, dereinſt ebenfalls durch Größe und Fettheit ſich würdig zu machen, in ihre Glückſeligkeit einzugehen. «

»Woran erkenne ich die Wahrheit dieſes Spruchs?« fragte Alexander.

»Angenommen!« hub Zeno an, »daß es als ausgemacht zu betrachten iſt, daß kein Fiſch im Trocknen ſchwimmen kann, ſondern nothwendig Waſſer dazu haben muß, hier aber in dieſem Waſſer Paradies-Fiſche ſich befinden, ſo glaube ich, vorausgeſetzt, daß dieſe Fiſche hergeſchwommen ſind, weiter ſchließen zu dürfen, daß dieſes Waſſer mit den Gewäſſern des Paradieſes zuſammenhängt. Es fragt ſich nun noch, mündet etwa dieſer Bach ſich im Paradieſe, oder entſpringt er aus demſelben? Ich bin unmaßgeblich der letztern Meinung, weil dieſes Waſſer ſo rein und kryſtallhell iſt, wie nur im Paradieſe die Bäche ſein mögen; die mit irdiſchen Gewäſſern ſich noch nicht vermiſcht. Entſpringt dieſer Bach aber aus dem Paradieſe, ſo hat man, um zu den Pforten des Paradieſes zu gelangen, nur nöthig, längs den Ufern des Baches hinzuſchreiten.«

»Geh' ich aber dahin oder dorthin?«

»Großer Alexander!« hub Thales an, der es ſich nicht nehmen ließ, über ſein Weltelement zu reden. »Nach dem Erachten aller Weltweiſen, und allen menſchlichen Beobachtungen zufolge, fließt kein Waſſer bergan, ſondern immer bergab. Weil nun die Mündung eines Fluſſes tiefer gelegen iſt, als ſein Urſprung, läuft jeglicher Fluß von ſeinem Urſprung nach ſeiner Mündung, keiner aber von ſeiner

Mündung nach ſeinem Urſprung. Du aber, Sohn des Jupiters, der Du den Quell des Fluſſes, nicht ſeine Mündung erreichen willſt — laß dahin ſeine Wellen fließen, Du aber gehe dorthin!« —

Alexander ertheilte der Gründlichkeit ſeiner Weltweiſen, die gebührenden Lobſprüche, und weil er ohnehin ſchon längſt einmal willens war, das Paradies kennen zu lernen, nahm er die Gelegenheit wahr, dem langgehegten Wunſche zu genügen. Er folgte den Worten des Thales, ließ das Waſſer abwärts fließen, und ging ſelber aufwärts, und wirklich ſah er bald das ſonnenhelle, ſmaragdgrüne Paradies, mit ſeinen lieblichen Gartenanlagen und Gewäſſern in einiger Entfernung liegen.

Das Paradies hat ein großes Flügelthor, und jeder Flügel iſt von einem einzigen Diamant, klar wie der reinſte Aether, daß man hindurchſchaut, ohne zu wiſſen wie. Der große Alexander, welcher die Eigenſchaften der diamantnen Thorflügel nicht kannte, lief mit dem Kopf dagegen, und ſtieß ſich heftig. Er ward böſe. »He! aufgemacht!« rief er. Und Abraham entgegnete von Innen: »Dieſe Thore erſchließen ſich keinem Lebenden.«

»Ihr ſcheint mir hier ſehr gaſtfrei.«

»Wir ſind's, gegen diejenigen, ſo fromm und rein auf Erden wandeln, und wir verzücken ſie bisweilen im Geiſte hieher.«

»Ich aber bin Alexander, der Sohn des Jupiter.«

»Nun denn! Was willſt Du hier, da die ganze Erde Dein iſt? Sieh, ich will Dich gern ehren, weil Du der große Alexander biſt, doch fordre nicht den Eingang lebend hier!« —

»So gebt mir ein Andenken, was mich erinnert, daß ich bis zu den Pforten des Paradieſes gelangte.«

Abraham reichte ihm einen Todtenkopf.

»Fürwahr!« ſprach Alexander, »dieß iſt ein herrliches Geſchenk, und Eure Freigebigkeit iſt nur mit Eurer Gaſtfreundſchaft zu vergleichen.«

»Du haſt ein Andenken begehrt! — Solch nackter Schädel aber mahnt am beſten, des Paradieſes eingedenk zu ſein.«

»Genug!« rief Alexander, der anfing dieſes Abenteuers überdrüſſig zu werden, »ich nehme den Schädel mit mir, und werde ihn in meiner Schatzkammer bewahren, um ſagen zu können, das Werthloſeſte, was ich aus allen vier Enden der Welt erbeutet, iſt aus dem Paradieſe.«

Er trat den Rückweg an, da ward der Schädel immer ſchwerer in ſeiner Hand, und als er bei ſeinen Kriegern anlangte, und ihn emporzeigen wollte, war er mit alle ſeiner Heldenkraft nicht im Stande ihn zu erheben. Ja, der Schädel entſchlüpfte endlich ſeiner matten Hand, und fiel zu Boden.

»Hebt mir den Schädel auf!« befahl Alexander, denn er iſt mir lieb! Ich habe der Schätze und Kleinode viel erbeutet, doch nimmer ſolch eine Armſeligkeit. Ich weiß nicht, welches das Koſtbarſte meiner Kleinode iſt, aber ich kann mich rühmen, das Schlechteſte meiner Schatzkammer iſt aus dem Paradieſe.«

Auf ſeinen Befehl eilten die Krieger herbei, und wollten den Todtenkopf aufheben; doch ihre Mühe war fruchtlos, und ſeine Schwere ſpottete der vereinten Kräfte des ganzen Heeres.

»Sagt an!« fragte Alexander ſeine Weiſen: »Welch eine Bewandniß hat es mit dieſem Schädel, daß er ſich nicht heben läßt.«

Die Weiſen hatten keine Antwort.

Alexander aber rief den Archimedes herbei, welcher den Hebel erfunden und ſich berühmte, damit die ganze Welt aus den Axen zu heben.

»Ich höre ungern ſolche Prahlereien« ſagte Alexander, »denn die Welt iſt bei alle dem eine Welt, und es macht mir Mühe genug, ſie zu erobern. Kannſt Du aber die ganze Welt aus ihren Axen heben, ſo ſchaffe mir wenigſtens dieſen Schädel heim in meine Schatzkammer.«

Archimedes holte ſeine längſten und ſtärkſten Hebel. — Umſonſt! Die längſten Hebel waren machtlos, und die ſtärkſten brachen.

Da ergrimmte Alexander und ſchwur, nicht eher von der Stelle zu weichen, bis ermittelt ſei, welche Bewandniß es mit dem Schädel habe.

Die Weiſen ſeufzten und erklärten, die Frage ſei zu ſchwer.

»Der Schädel iſt aber auch zu ſchwer,« rief Alexander, »und ein leerer Kopf macht den ſieben weiſeſten Köpfen Griechenlands ſo viel zu ſchaffen!«

Thales begann: »Großer Alexander! Ein hohler Schädel kann zwanzig vollen zu ſchaffen machen, und hundert Weiſe können ihr Leben lang nicht beantworten, was in einem Athem —« zu ſeinem Glücke ſchwieg er hier.

Archimedes aber, der reiflich nachgeſonnen, fing laut an zu ſchreien: »Ich hab's, ich habe es!« und faßte ſeinen Kopf mit beiden Händen, als fürchtete er ihn zu verlieren. »Auch mein Kopf iſt mir von allem Nachdenken ſo ſchwer, daß er mich umreißt.« Er fiel vorn über und rief: »Pardauz! da liege ich, und nun iſt kein Hebel im Stande, mich und meinen Kopf zu heben.«

Alexander verlor jetzt alle Hoffnung, aus ſeinen Weiſen etwas heraus zu bringen; ſein einziger Troſt blieb Ariſtoteles, und er beſchloß, demſelben zu ſchreiben und ihm ſein Abenteuer zu melden.

Es verging lange Zeit, eh' der Bote eine ſo große

Reiſe vollendete, und mit dem Antwortſchreiben des Ariſtoteles zurückkehrte. Der große Ariſtoteles hat ſich dießmal kurz gefaßt; ſein Schreiben lautete:

»Großer Alexander, des Ariſtoteles königlicher Zögling! Eine Hand voll Erde auf den Todtenkopf, und er wird zum Spielwerk einer jeglichen Hand.«

Sogleich wurde der Verſuch angeſtellt und gelang; worüber der große Alexander ſolch eine Freude hatte, daß er mit dem Schädel Fangeball ſpielte.

»Mein König!« rief der Vorleſer, den es verdroß, ſich auf eine ſo luſtige Art unterbrochen zu ſehen, »Ariſtoteles ſagt noch mehr.«

»Gut laß hören!«

»Gar mancher Schädel trotzt jeglicher Gewalt, und will ſich dem Himmel und der Erde widerſetzen, aber nur eine Hand voll Erde, und jeder Schädel iſt ein Schädel.«

»Ei!« ſagte Alexander, »mein weiſer Erzieher giebt mir da eine gute Lehre, und augenblicklich würde ich ſie beherzigen, hätte ich nicht über den Todtenkopf ſchon allzuſehr meine Eroberungen verſäumt! Auf nach Indien!«

Das Lager wurde abgebrochen, das Heer ſetzte ſich in Bewegung, Alexander zog nach Indien, und kehrte nicht wieder.

Dieß Mährchen, und Gabriel's lebhafter Vortrag, hatten allgemein gefallen, nur der Doctor Seligmann ſtimmte nicht in die Lobſprüche ein, welche der Erzähler von allen Seiten einerntete, und weil Gabriel ihn um ſein Urtheil bat, ſprach jener bedenklich:

»Ich kenne den ſinnreichen einfachen Stoff ihres Mährchens, dem Sie nicht etwa ein ſchlichtes Zeitgewand angezogen, ſondern das Sie ſtutzerhaft, marktſchreieriſch herausgeputzt haben, daß man ſeinen früherem Charakter nicht wieder findet.«

Die Damen aber hatten Gabriel bereits in ihren Schutz genommen, und vertheidigten ihn gegen die Mißbilligung ſeines ehemaligen Lehrers, deſſen Autorität er, wie ſie meinten, bereits entwachſen ſei.

Gabriel indeſſen, vielleicht um ſeinen Lehrer zu verſöhnen, den dieſe letzte Bemerkung zu verdrießen ſchien, vielleicht aber auch, weil deſſen Mißbilligung ihm von größerem Gewichte war, als die ihm zu Theil gewordenen Beifallsbezeigungen, verſprach zum nächſten Sabbat eine echtjüdiſche Geſchichte zu erzählen, die er gewiß national und charakteriſtiſch finden ſollte.

Doctor Seligmann entgegnete trocken: »Thun Sie es um meinetwillen ja nicht. Wer ſich dem trocknen, ernſten Berufe eines Schullehrers widmet, darf ſich ſeiner Phantaſie, ſeinem Witz, und ſeiner Laune nicht häufig ſo ganz überlaſſen. Die blaue Grütze will nicht munden, wenn man fetter Speiſen gewohnt iſt.« Und jetzt war Gabriel wirklich betreten. Er wußte nicht, welche Urſache ſein alter Freund und Lehrer irgend haben könne, mit ihm zu zürnen, und einen unedlen Beweggrund, daß er ihm etwa die Aufmerkſamkeit mißgönne, welche die Geſellſchaft ihm erwies, wollte er ihm nicht beilegen.

Zweiter Sabbat.

Die Geſellſchaft war nicht minder zahlreich wie am vorigen Sabbat, und Gabriel an ſein geleiſtetes Verſprechen erinnert, entledigte ſich deſſen auf folgende Weiſe:

Das Tollhaus.

Novelle.

Nathan ſah ſeinen Vater emſig in großen Büchern leſen; und die edlen Züge des Greiſes, ſein dichter, weißer Bart, flößten dem ſiebzehnjährigen Jünglinge Ehrfurcht ein. »Mein Vater!« begann er, »ich möchte weiſe ſein, wie Du!«

Schwerlich hätte der Rabbi in ſeinen heiligen Studien ſich ſtören laſſen, aber ſein Erſtgeborner wars, der ihn anredete. Er entgegnete kurz: »Mein Sohn, geh' in's Tollhaus!«

»Du haſt mich mißhört, mein Vater, ich möchte weiſe ſein, wie Du!«

»Geh in's Tollhaus!«

»Wohl mag ich keine Ausſicht haben, jemals weiſe zu werden, aber bin ich deshalb ein Tollhäusler?«

»Mein Sohn! du mußt in's Tollhaus.«

Dreimal hatte es der Rabbi geſagt. Einem Rabbi ſoll man gehorchen, einem Gelehrten ſoll man folgen, einen Vater ſoll man ehren, und Nathan, um ſich nicht gegen Geſetz, Weisheit und Kindespflicht zu verſündigen, mußte ſich entſchließen, ins Tollhaus zu gehen.

Jonas, der Aufſeher, empfing den Sohn ſeines Rabbi mit Ehrfurcht und Freundlichkeit, und überhäufte ihn mit Fragen. »Wie geht es Euch? Was macht Ihr? Wie befindet ſich der Rabbi? Was ſteht Euch zu Dienſten? Was befiehlt Euer Vater? Welchen Urſachen verdanke ich die Ehre Eures Beſuchs?«

Auf alle dieſe Fragen antwortete Nathan ſchlechthin: »Guter Jonas, auf ausdrücklichen Befehl meines Vaters ſoll ich ins Tollhaus gehen; da bin ich nun, um Dich zu bitten, mich unverzüglich einzuſperren.«

Jonas zog ein bedenkliches Geſicht; ſein ſteter Umgang mit Geiſteskranken hatte ihn argwöhniſch gemacht, ſo daß er überall Sinnesverwirrung wahrzunehmen glaubte. Nathan ſah ſeine zweifelhaften Blicke und fragte: »Nun? Haſt Du mich verſtanden?«

Jonas ſchwieg noch immer.

»Haſt Du gehört, was ich Dir beſtellt?«

Jonas betrachtete ihn mit prüfenden Mienen.

»Wirſt Du gehorchen?« rief Nathan, der die Geduld verlor; und jener hub an:

»Gotteswunder! Wie mannigfaltige Strafen giebt es doch, womit der hochgelobte Herr unſere Sünden heimſucht. Nathan! Ihr müßt doch ein gar guter Menſch ſein, denn ſo lange ich meinen Poſten bekleide, iſt noch Niemand zu mir gekommen, und hat geſagt: Jonas ich bin toll! ſperre mich ein. Wären alle Tolle ſo wie Ihr, da brauchte ich keine Knechte, keine Ketten, keine Schlöſſer, keine Riegel und Stangen, und es wäre eine Luſt, Aufwärter zu ſein. Eben darum kann es aber ſo ſchlimm auch nicht mit Euch ſtehen, denn Ihr wißt, was Euch fehlt, und zieht daraus die richtige Schlußfolge, daß Ihr hieher gehört. Aber, junger Menſch! thätet Ihr nicht beſſer, von Euren Einbildungen zu laſſen? Denkt doch an Euren Vater, Eure Mutter, und bringt nicht ſolchen Kummer und Herzeleid über ſie.«

»Unterſtehſt Du Dich, mich für toll zu halten?« fragte Nathan heftig. — »Solche Schmach thuſt Du mir, dem

Sohn Deines Rabbi an? Augenblicklich gehorche, wenn Dir dein Amt lieb iſt, oder Du nicht ſelber als Tollhäusler eingeſperrt ſein willſt.«

Dieſe ſtolzen Worte, ſammt den zornigen Geberden, womit ſie Nathan begleitete, beſtärkten den armen Jonas nur in ſeiner vorgefaßten Meinung. »Stille, lieber junger Herr!« ſagte er mit geheimnißvollen Mienen, »damit Euch meine Knechte nicht hören, das ſind gar wilde und böſe Menſchen, und dulden nicht den mindeſten Lärm in dieſem Hauſe.«

Da erkannte Nathan, daß ſein Jähzorn nur dazu diene, die Mißverſtändniſſe zu vermehren; er mußte ſich daher zur Mäßigung bequemen und erzählte Jonas, welche Worte er kurz zuvor mit ſeinem Vater gewechſelt. »In der That!« fuhr er fort, »ich ſchäme mich meiner Heftigkeit, denn wie könnte ich von Dir auf's erſte Wort Gehorſam verlangen, da ich meinem Vater, der doch viel glaubwürdiger iſt, als ich, dreimal widerſprach, eh' ich ihm gehorchte. Wie durfte ich mich überdem erzürnen, da ich hier bin, die Befehle meines Vaters zu überbringen, und wofern Du ſie nicht verſtehſt, ſie Dir zu erklären. Mein Vater aber durfte zürnen, denn er ſtudirte heilige Bücher, da ich mit unnöthigen Fragen ihn dreimal unterbrach, und ſtatt zu ſchelten, wie ich mit Dir, hat er mir ſanftmüthiglich dreimal den gegebnen Befehl wiederholt. Wohlan, lieber Jonas, hier bin ich auf Befehl meines Vaters, dem ich blind gehorche, nicht aber, weil ich von Sinnen bin; vielmehr bin ich mir meines Verſtandes ſo wohl bewußt, daß ich einſehe, wie derſelbe nicht ausreicht, den erhabnen Geiſt meines Vaters zu ergründen.«

War Jonas vorhin nur betroffen, ſo gerieth er nunmehr völlig in Erſtaunen, weil er eben den Jüngling, in dem er kurz zuvor einen Wahnſinnigen zu erblicken glaubte, jetzt ſo zuſammenhängend und verſtändig reden hörte. Nathan weidete ſich an ſeiner Verlegenheit, und fuhr ſelbſtgefällig lächelnd fort: »Wie ich glaube, mein lieber Jonas, habe ich Dir jetzt eine vortheilhaftere Meinung von meinem geſunden Verſtande beigebracht, dazu aber hätte es der Worte ja nicht bedurft. Warum haſt Du meinen Puls nicht gefühlt, guter Jonas?«

Jonas machte Entſchuldigungen.

»Fühle mir immer den Puls, guter Jonas!« lächelte Nathan, »denn nach meinen Worten darfſt Du Dich nicht richten. Ich könnte jetzt einen lichten Augenblick haben, und die beſte Weisheit, wenn man ſie ohne Geſchick und Behelf vorträgt, kann wie Unſinn klingen, während der Unſinn durch eine glänzende, bilderreiche Sprache aufgeputzt, wunder nach welch einer Weisheit klingt. Du weißt, ich habe für mein Alter ſchon ſo viel gelernt, daß ich allenfalls prächtige Redensarten zuſammenſtellen und ſie einem Ungelehrten für Weisheit hingeben kann. Meine Worte alſo kannſt du nicht beurtheilen; fühle daher meinen Puls, das haſt Du gelernt, das iſt Deines Amtes und das mußt Du verſtehn.«

»Wenn ich nun ſage, Ihr ſeid ſo vollkommen geſund am Geiſte wie irgend ein Menſch es nur ſein kann, ſeid Ihr alsdann zufrieden, oder was begehrt Ihr noch von mir?«

»Daß Du mich einſperrſt und ſitzen läſſeſt, ſolange es mein Vater für gut erachtet — Was zögerſt Du? Entweder ich bin bei Sinnen, ſo mußt Du den Befehlen gehorchen, die ich im Namen meines Vaters Dir auftrage, oder ich bin nicht bei Sinnen, ſo gehöre ich hieher, und Du würdeſt recht und gut thun, mich einzuſperren!«

»Umgekehrt!« rief Jonas, »denn geſetzt, Ihr wäret nicht bei Sinnen, ſo müßte ich berückſichtigen, daß Ihr der Sohn meines Rabbi ſeid und dürfte Euch nicht, mir nichts, dir nichts einſperren, wie einen Lump und Bettler. Dieß wäre nicht nur für Euch, ſondern für Eure ganze Familie eine Schmach und eine Schande. Da ich nun aber einſehe, wie gar mächtig Ihr Eures Geiſtes ſeid, kann ich unmöglich glauben, daß der weiſe Rabbi Jehuda ſeinen talentvollen, wohlunterrichteten Sohn in's Tollhaus ſchicken ſollte. Ich glaube vielmehr, daß einer von Euch ſeinen Spaß mit mir treibt.«

»Alſo daran liegts!« fragte Nathan, »Du kannſt meiner Botſchaft keinen Glauben ſchenken.«

»Unmöglich!« verſicherte Jonas.

»Ich will mir Mühe geben, dieſen Glauben Dir einzuflößen; höre mir zu:

Geſchichte des Abba Chilkia.

In Israel — ſo erzählt der Talmud — herrſchte einſt große Dürre, und alle Früchte des Feldes drohten zu welken; daher beſchloß man zu dem weiſen Abba Chilkia zu ſenden, damit er eine Fürbitte thue zu Gott um baldigen Regen. Denn Abba Chilkia war durch ſeine Frömmigkeit ſo wohlgefällig dem Herrn, daß alle ſeine Gebete Erhörung fanden. Er war ein Enkel des Chona Magol, der ein ebenſo kräftiges Gebet hatte und der einen Kreis um ſich zog, welchen er nicht eher verließ, als bis der Herr ſeiner Andacht Gehör geſchenkt. — Zwei Männer wurden mit der Botſchaft an Abba Chilkia beauftragt. Als ſie anlangten, war er nicht daheim, und ſie mußten ihn auf dem Felde ſuchen. Endlich trafen ſie ihn, wie er mit Spaten und Hacke emſig wie ein Taglöhner arbeitete. — »Friede ſei mit Euch!« ſprachen die beiden Männer. Er dankte ihnen, kehrte ihnen aber ſein Antlitz nicht zu und was ſie ihm weiter auch ſagten, ließ er unbeantwortet. — Als es Abend ward, nahm er Spaten und Hacke auf die eine Schulter, ſeinen Mantel auf die andere und ging heim. Die beiden Männer folgten ihm. — Anfangs lag der Weg voll ſpitzer und ſcharfer Steine. Abba Chilkia ging barfuß und trug ſeine Schuhe in der Hand. Hierauf kamen ſie an einen Teich, da zog er ſeine Schuhe an und watete hindurch. Endlich mußten ſie ſich durch Diſteln und Dornhecken winden, da hob Abba Chilkia ſeine Gewänder auf und ritzte ſich Beine und Schenkel blutig. — An der Thür ſeines Hauſes kam ihm ſein Weib herrlich geſchmückt entgegen. Er ließ ſie voran in's Haus treten, dann folgte er ſelbſt; die beiden Männer ließ er hinterdrein gehen. Er ſetzte ſich mit Weib und Kindern zu Tiſche, nöthigte aber die beiden Männer nicht, mit zu eſſen.

Nachdem er gegeſſen und geſegnet, nahm er ſein Weib bei Seite und ſprach: »Ich weiß, weßhalb dieſe Männer hier ſind. Komm, laß uns auf's Dach unſers Hauſes gehen und den lieben Gott um Regen bitten, der dem Lande Noth thut.«

Sie gingen auf das Dach ihres Hauſes und Abba Chilkia ſtellte ſich dieſſeits, ſie jenſeits und fingen an zu beten. Da ſandte Gott ein kleines Wölkchen von der Seite, wo die Frau betete, und dieſem Wölkchen folgten mehrere Wolken; zuletzt war der ganze Himmel voll ſchwarzer Regenwolken, und erſt als der Regen ſo gewaltig niederſtrömte, daß auf dem Dache keines Bleibens mehr war, beſchloſſen ſie ihre Andacht und gingen hinab. Da fragte Abba Chilkia die beiden Männer: »Was iſt Euer Begehr und weßhalb ſeid Ihr gekommen?«

Die Männer ſagten: »Unſere Gelehrten haben uns geſendet, auf daß Ihr Gott um Regen bitten möget, welcher dem Lande Noth thut.«

»Geprieſen ſei der Herr!« ſagte Abba Chilkia, »denn er läßt in Strömen regnen, mein Gebet thut nicht Noth.«

»Wir wiſſen aber«, entgegneten die Männer, »daß es auf Euer Gebet regnet.«

»Mit nichten!« ſagte Abba Chilkia; »denn ich habe mit meinem Weibe gemeinſchaftlich gebetet, ich dieſſeits, ſie jenſeits, und die Wolken kamen von ihrer Seite.«

Die beiden Männer wollten dieß nicht glauben und ſagten: »All was Ihr thut und redet, klingt ſo abſonderlich und unerklärbar, daß wir uns wohl darüber wundern müſſen.«

Abba Chilkia ſprach: »Fraget, ſo werde ich Euch alles erklären.«

Die Männer fragten: »Warum verrichtet Ihr, als Weiſer, Tagelöhnerarbeit?«

»Ich kann nicht ſtets bei meinen Büchern ſitzen und muß mir bisweilen Bewegung machen. Dieſe Bewegung aber darf nicht zweck- und nutzlos ſein.«

»Warum habt Ihr uns beim Gruße das Antlitz nicht zugewendet und alle unſere Fragen unbeantwortet gelaſſen?«

»Wenn ich Tagelöhnerarbeit verrichte, darf ich mich auf Geſpräche nicht einlaſſen, und mein Angeſicht gehört dem Werke an, das ich ſchaffe.«

»Warum nahmt Ihr den Mantel auf dieſe, Spaten und Hacke aber auf die andre Schulter, da die ſchweren Geräthe Euch minder gedrückt haben würden, hättet Ihr ſie auf dem Mantel getragen?«

»All was ich habe, betrachte ich wie von Gott mir geliehen, der mir nur ſoviel ſchenkt, als ich eben gebrauche. Alles übrige gehört den Armen, denn ich gebrauche nur ſoviel der nothdürftige Theil eines Armen ausmacht. Ein Mantel, der mir geliehen iſt, darf wohl von mir getragen werden, ich darf aber nichts auf demſelben tragen, denn dazu iſt er mir nicht geliehen.«

»Warum habt Ihr auf ſteinigem Wege die Schuhe in der Hand getragen und ſie angezogen, um durch's Waſſer zu waten?«

»Die Steine, die im Wege lagen, konnte ich ſehen und mich bewahren, das Waſſer aber war trübe, und ich mußte befürchten, daß etwas auf dem Grunde läge, was mich verwunden könnte.«

»Warum dann hobt Ihr die Kleider auf, um durch

Dornen und Neſſeln zu ſchreiten, und ritztet Eure Beine blutig?«

»Meine Kleider hat, wie geſagt, Gott mir nur geliehen, meine Beine hat er mir geſchenkt, ſie ſind mein Eigenthum, und ritze ich ſie blutig, ſo heilen ſie von ſelbſt wieder; nicht ſo meine Kleider.«

»Warum iſt Euer Weib aber ſo herrlich geſchmückt, da heute weder Sabbat noch Feſttag iſt?«

»Nicht umſonſt haben die Evatöchter den Trieb, ſich zu ſchmücken, und der ärmſte Bettler ſoll einem guten Weibe in dieſer Luſt willfahren, damit ſie ſtrebe, ihm zu gefallen, und er Geſchmack an ihr' und nicht an andern Weibern finde.«

»Warum ließt Ihr Euer Weib vorangehen, uns aber hinterdrein?«

»Ich kenne mein Weib, aber nicht Euch. Mein Weib iſt ſchön. Ich weiß aber nicht, ob Ihr keuſch ſeid, darum ſolltet Ihr meinem Weibe nicht allzu nahe kommen.«

»Warum habt Ihr uns nicht eingeladen, an Euerm Mahle Theil zu nehmen, wie es die Gaſtfreundſchaft mit ſich bringt?«

»Ich hatte, wie Ihr geſehen habt, nur wenig Brod.«

»Das haben wir geſehen, aber die Höflichkeit hätte erfordert, daß Ihr uns einludet, wir aber dankten.«

»Ich rede nichts, wobei nicht mein Herz iſt.«

»Warum verleugnet Ihr, daß es auf Euer Gebet regnet?«

»Wahrlich! die Wolken kamen von Seiten meines Weibes. Das aber macht der viele Segen, den ſie von Hungrigen und Durſtigen empfängt, denn während ich für meine Seele ſorge und ſtudire, vertheilt ſie Brod und Allmoſen. Unſere Nachbarn auch ſind große Schalke, und weil mein Weib ſchön iſt und ſauber einhergeht, beneiden ſie ſie und wünſchen ihr alles Unheil. Sie aber betet zu dem Allmächtigen, daß die Nachbarn ablaſſen mögen von böſen Werken, wo nicht, daß ſeine Barmherzigkeit ihnen vergebe.«

Als dies die beiden Männer hörten, ſprachen ſie unter einander: »Wahrlich! Abba Chilkia iſt weiſe und glücklich und was er thut und ſpricht, iſt gut und klug. Weil aber ſeine Zwecke unſern blinden Augen verborgen ſind, dürfen wir ſeine Handlungen nicht nach unſern Eingebungen beurtheilen wollen, oder ſie thöricht nennen, weil wir es nicht beſſer verſtehn: vielmehr wäre es ſowohl ruchlos wie lachenswerth, die Eingebungen eines Weiſen für Thorheit zu erklären.«

»Meine Geſchichte iſt aus!« fügte Nathan hinzu. »Nun Jonas! wie hat Dir die Nutzanwendung gefallen? Iſt es nicht ruchlos und lachenswerth, die Eingebungen eines Weiſen für Thorheit zu erachten?«

»Freilich!« rief Jonas; »dies wäre ja die ärgſte Tollheit, die es gibt; denn jeder Wahnſinnige, ſei es noch ſo arg mit ihm, verräth immer noch ein Fünkchen Menſchenverſtand. Wer ſich eingebildet, König zu ſein, ſetzt ſich eine Krone auf, wie dem Könige gebührt. Wer ſich einbildet, von Glas zu ſein, fürchtet ſich, zerbrechen zu können, denn Glas iſt zerbrechlich. Wer ſich einbildet, Aſtrolog zu ſein, will nach den Sternen gucken und zieht Winkel und Kreiſe. In allem dem liegt noch Zuſammenhang und Sinn. Wer aber die Eingebungen eines Weiſen für Thorheit erklärt, der begeht einen ſo völligen Unſinn, wider allen Zuſammenhang und Wahrſcheinlichkeit, daß nicht einmal ein Tollhäusler auf dergleichen verfallen kann.«

»Wohlan denn, Jonas!« ſagte Nathan, »auch mein Vater iſt ein Weiſer und ſpricht und handelt aus göttlicher Eingebung. Er ſendet mich zu Dir, auf daß Du mich in's Tollhaus ſperreſt; hüte Dich daher, dieſen ſeinen ausdrücklichen Willen für eine Unwahrſcheinlichkeit zu halten, damit Du es nicht nach Deinen eignen Worten ärger treibſt, als irgend einer Deiner Kranken.«

Jonas ſah ſich in ſeinen eigenen Worten gefangen. »Gewiß«, ſagte er, »iſt der Rabbi, Euer Vater, weiſe. Ich aber will wenigſtens zu ihm ſchicken und fragen laſſen, was ſein Wille ſei!«

»Haſt Du einen Boten, den Du für glaubwürdiger hältſt als mich?«

»So gehe ich ſelbſt.«

»Das, Jonas, wäre eben ſo ſündlich, denn der Talmud lehrt: den Worten eines Rabbi ſoll man nicht nur glauben, wie ſie aus ſeinem Munde gehen, ſondern auch, wenn andere glaubwürdige Perſonen ſie berichten.«

Dem armen Jonas ſchwindelte der Kopf von all der Weisheit. »Kommt in Gottes Namen«, rief er, »ich will Euch einſperren. Gott allein hat ſich das Gericht vorbehalten. Ging's nach Rechten, ſo dürfte ich Euch nicht einſperren, vielmehr ſolltet Ihr« — — »mich einſperren,« wollte er ſagen, verdrießlich aber ſchüttelte er den Kopf, zuckte die Achſeln und rief: »So kommt endlich, damit ich mein Bischen Verſtand nicht vollends einbüße, und meinem eignen Tollhaus verfalle.«

Die Geſchichte des Abba Chilkia hatte als echt talmudiſch und jüdiſch originell ſehr angeſprochen.

»Es iſt eine ſo merkwürdige Luſtigkeit in dieſer Compoſition« ſagte Doctor Seligmann, »Abba Chilkia ſorgt ſo übertrieben beharrlich für ſeine Seele, daß er alles Unnütze, alles Ueberflüſſige, was in dem leichten und heiteren Leben zwiſchen dem Wahren und Nützlichen mit unterläuft, ſo mährchenhaft vermeldet. Sogar das Speiſen der Hungrigen und Laben der Durſtigen überläßt er ſeiner Frau; nicht weil er es für überflüſſig hält, denn er darbt ſich ſelber alles bis auf das Unentbehrlichſte ab. Er kann indeſſen ſchon anderweitig für ſeine Seele ſorgen. Schön aber iſt, daß er ſeiner Gattin den Vorzug einräumt, ihr Gebet ſei dem Herrn angenehmer als das ſeine, und zwar der Wohlthaten halber, die ſie übt. Durch Studium erzwingt man ſich die Liebe Gottes, dem Wohlthätigen ſchenkt der liebe Gott ſein Wohlgefallen aus eignem göttlichen Triebe.«

»Ich finde eine Unwahrſcheinlichkeit in dieſem Mährchen!« nahm der Agent das Wort. Abba Chilkia ſagt: Ich rede nichts, wobei mein Herz nicht wäre, und doch fragt er die Männer: Was iſt Euer Begehr und weshalb ſeid Ihr gekommen? Allein er wußte weshalb ſie gekommen, hatte es ſeiner Frau geſagt und es regnete ſchon, da er alſo fragte.«

Gabriel erwiderte: »Es iſt wohl ſo zu verſtehen! Weshalb ſeid Ihr gekommen? Seht da! Es regnet ſchon. Was iſt Euer Begehr! doch nicht hier müſſig zu ſitzen? Ich habe keine Zeit mit Euch zu verlieren. Als ſie jedoch verſchiedene Fragen an ihn in Bereitſchaft hatten, mußte er als Rabbi ihnen antworten. Dieſe Pflicht konnte er nicht wie die, Wohlthätigkeit zu üben, ſeinem Weibe überlaſſen. Die geiſtige Erquickung mußte er ſelber verabreichen!«

»In Ihnen ſteckt ein Talmudiſt,« ſprach der Doctor zu Gabriel, »Sie antworten ſehr ſcharf und correkt.«

Weil es ſchon ſpät war, verſprach Gabriel die Abenteuer Nathans im Tollhauſe das nächſte Mal zu berichten.

Dritter Sabbat.

Gabriel fuhr alſo in ſeiner Erzählung fort:

Sie gingen nach dem Hinterhauſe, erſtiegen daſelbſt eine Treppe, durchſchritten einen Vorſaal und erreichten das verhängnißvolle eiſerne Gitter. Jonas ſchloß auf und der feſte Gang, den ſie betraten, hatte nur drei Kammern, welche mit den Numern eins, zwei und drei bezeichnet waren.

»Ich thäte am beſten, Euch Numer eins zu geben,« ſagte Jonas, »da aber ſitzt eine verrückte Weibsperſon bereits dreißig Jahre. Es iſt die älteſte Kranke im Hauſe, und nehme ich ihr das Zimmer, ſo könnte ſie Euch mehr Unruhe machen, als Ihr Bequemlichkeit darin findet. So muß ich Euch denn Numer zwei geben, obgleich Ihr einen gefährlichen Nachbar Wand an Wand habt, einen Raſendtollen, der ſchon mehrmal ausgebrochen iſt. Jetzt aber habt Ihr nichts zu fürchten. Die zwei Centner Eiſen, die er am Leibe hat, werden ihn ſchon feſthalten.

Während Jonas das Zimmer Numer zwei aufſchloß, öffnete ſich die Thüre Numer eins und ein kleines altes Weib, ſeltſam geſchmückt, trat mit gezierten Schritten und auf lächerliche Weiſe ſich drehend, auf Jonas zu, machte einen tiefen Knix und ſprach: »Gott grüße Sie, Herr Jonas! Wer iſt dieſer feine junge Herr? Ein Doktor?«

»Nein!« ſagte Jonas.

»Ein Fremder, der die Anſtalt beſieht?«

»Nein!«

»Alſo auch ein Kranker — ah! ſo!« — Sie machte einen eben ſo tiefen Knix vor Nathan und ſprach: »Es freut mich, daß ich die Ehre habe, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich werde das Meinige thun, Ihnen den Aufenthalt hierſelbſt ſo angenehm wie möglich zu machen.«

Nathan lachte und Jonas rief: »Stille, Liebiſch! Kannſt Du denn keinen Augenblick vernünftig ſein?«

»Vernünftig?« wiederholte ſie. »Ich habe doch noch Lebensart, aber dieſer neue Kranke iſt in ſeinem Wahnſinn ſo verbauert, daß er nicht einmal zu antworten weiß. Die Ehre iſt ganz auf meiner Seite, oder ich werde Ihre Güte dankbar erwidern.«

Jonas öffnete die Thür ihrer Zelle und rief: »Marſch! auf Dein Zimmer!«

Liebiſch machte wieder einen Knix: »Bitte, Herr Jonas, ſpazieren Sie doch voraus. Ich gehöre hier zu Hauſe.«

Jonas packte ſie unſanft beim Arme, ſchob ſie ins Zimmer, warf die Thüre zu und ſchloß ab.

»Herr Jonas! Herr Jonas!« rief ſie von Innen.

»Was willſt Du noch?«

»Sagen Sie mir nicht Adieu?«

»Adieu ins Teufels Namen!« ſchrie Jonas verdrießlich. Sie aber entgegnete äußerſt höflich: »Adieu, beſuchen Sie mich bald wieder. Ich ſchätze mir Ihre Gegenwart zur großen Ehre! Entſchuldigen Sie nur, daß ich Ihnen nichts vorſetze. In dieſem Hauſe iſt leider! nicht viel Gutes zu haben.«

»Sie iſt ganz unſchädlich!« wandte ſich Jonas zu Nathan, »und thut Niemandem etwas zu Leide, was Ihr ſchon daraus ſehen könnt, daß ich ſie frei auf dieſem Gange herumgehen laſſe. Nur Euretwillen ſchließe ich ſie ein. Eure Thür aber laſſe ich offen, damit Ihr nach Belieben auf dem Gange herumgehen könnt.«

Nathan betrat ſein Zimmer und auf Jonas Frage, was wünſcht Ihr zum Abendbrod, antwortete er gleichgültig: »Nichts anderes, als jeder hier erhält.«

Das Abendeſſen beſtand in einer dünnen Haferſuppe und etwas Brod. Nathan ließ ſich die ſchlechte Koſt gefallen. Jonas hatte Mitleid mit ihm. »Ihr ſeid es zu Hauſe beſſer gewohnt,« ſagte er. Nathan zuckte die Achſeln. »Bedürft Ihr ſonſt noch was?« Nathan verneinte und Jonas ging, indem er eine gute Nacht wünſchte.

Nathan hörte ihn das Gitter ſchließen. Jetzt erſt fiel ihm bei, daß er allein zwiſchen zwei Narren, kaum durch dünne Wände, die leicht und locker genug waren, um jeden Laut hindurchzulaſſen, von ihnen geſchieden, die Nacht zubringen mußte.

Es begann zu dunkeln und mit der zunehmenden Dämmerung wuchs Nathans Unruhe. Er fürchtete ſich, die Nacht einſam, ohne Licht, unter Raſenden zubringen zu müſſen und wollte ſchon ans Gitter treten und rufen, als ihm beifiel, daß es galt, eine Prüfung, der ihn ſein Vater unterworfen, mannhaft und tadellos zu beſtehen. »Was fürchte ich mich,« ſprach er zu ſich ſelbſt. »Die Närrin iſt unſchädlich und der Raſende liegt an Ketten, die keine menſchliche Kraft zu brechen vermag. Licht kommt höchſtens meiner Furchſamkeit zu Statten, doch kann es keine Gefahr entfernen und kein Unheil verhüten. Mein Geiſt aber lehrt mich, daß ich in Gottes Hand bin und daß mein zärtlicher und weiſer Vater wohl meine Standhaftigkeit prüfen, aber nicht wehrlos mich einer Gefahr preis geben wird. Darum will ich getroſt dem innern Lichte mich anvertrauen, welches koſtbarer und ſicherer leuchtet als Kerzenlicht.« So dachte er, ließ ſich auf den Stuhl nieder, den einzigen in ſeiner Zelle, ſtützte Kopf und Ellenbogen auf den ſchlechten hölzernen Tiſch und fuhr alſo fort: »Wie unglücklich ſind die Wahnſinnigen. Dem Siechen weihen wir Pflege und Sorgfalt, den Blinden führen, den Lahmen unterſtützen wir und jedem Gebrechen, jedem Leiden begegnen wir mit Theilnahme und Hülfe, nur der Wahnſinnige flößt uns Furcht und Schrecken ein. Man beraubt ihn der Freiheit, legt ihn in Ketten, entzieht ihm die Nahrung und züchtigt ihn für ſeine ſchuldloſen Vergehungen.«

Es war völlig Nacht. Allein der Mond ging auf und ſein volles Licht fiel in Nathans Fenſter, der ſich deſſen freute und andächtig ſprach: »Gelobet ſeieſt du, Herr! der das große und das kleine Licht gemacht.« Aber derſelbe Vollmond erhellte auch die andern Zellen und die Wahnſinnigen fingen an ſich zu regen und unruhig zu werden, ſei es, daß ſie das magiſch-bleiche Mondenlicht nicht vertragen, oder dieſes Geſtirn in der That einen geheimnißvollen Einfluß übt, den unſere Weltweiſen noch nicht zu ergründen vermochten. — Zuerſt begann der Wüthende mit ſeinen Ketten zu klirren und dazu ſeufzte er mit melancholiſcher Baßſtimme: »Weh! weh! meine Ketten, o weh dieſe Ketten!« Es mißfiel Nathan, daß er ſich über ſeine Ketten zu beklagen anfing, weil er ſchon mehrmal aller Vorſicht zum Trotz ſich befreit hatte! — Jetzt begann aber auch Liebiſch mit gellender Stimme zu ſingen, tanzte wild in ihrer Zelle herum und dazwiſchen jauchzte ſie hell auf und klatſchte in die Hände.

So inmitten zwiſchen raſender Luſtigkeit und dumpfem Wuthgebrülle vermochte Nathan nicht länger ſeine Faſſung zu behaupten; und die Angſt bemächtigte ſich ſeiner dermaßen, daß er laut weinend ſich auf ſein Lager warf und einmal über das andere ausrief: »O Vater! mein Vater! warum haſt Du mich hieher geſandt?«

Da hörte mit einem Mal der Wüthende auf zu klagen und rief mit tiefer Stimme: »Liebiſch! Liebiſch!« Und Liebiſch hörte auf zu ſingen und fragte zärtlich: »Was willſt Du, mein Manaſſe!«

»O Liebiſch! wie dauert mich der Narr auf Numer zwei. Höre den Armen, wie er weint und heult. — Ich unter meinen centnerſchweren Ketten ächze und ſtöhne doch nur. Er aber weint und heult; folglich muß ein Unglück auf ihm laſten, welches ſchwerer wiegt als zwei Centner Eiſen.«

Als Nathan dies hörte, ward er aufmerkſam. »Es iſt erſtaunlich,« dachte er, »daß der menſchliche Geiſt die eigentliche Natur, welche Gott ihm gab nicht verläugnen kann und ſelbſt der Wahnſinn in ſeiner Aufregung und Verwirrung die glücklichſten Einfälle zu Tage bringt.«

Sein Erſtaunen aber mehrte ſich, da Liebiſch erwiderte:

»O Manaſſe! Du irrſt, dieſer Narr, unſer gemeinſchaftlicher Nachbar, iſt nicht unglücklich.«

»So iſt er ſehr krank.«

»Im Gegentheil, mein theurer Manaſſe, er iſt geſund und wohl!«

»Woher denn geberdet er ſich ſo kläglich?

»Woher! mein ſcharfſinniger Freund? Erräthſt Du es nicht? Woher? Weil er ein Narr, ein Tollhäusler iſt.«

»Wahrlich!« dachte Nathan, »dies Weib hat Recht und giebt eine gute Lehre. Mein Benehmen iſt nicht das eines Verſtändigen.«

»Horch, Liebiſch!« fuhr Manaſſe fort, »der Narr iſt jetzt ganz ſtille.«

»Das iſt er, Manaſſe! Vermuthlich hat er unſer Zwiegeſpräch gehört, und die Weisheit unſerer Worte hat ihn gerührt.«

»Wenn das iſt,« meinte Manaſſe, »ſo iſt wohl noch Hoffnung, daß er ſich wieder beſſere.«

»Das denk' ich auch! Wie wär's, wenn wir ihn wieder geſund machten!«

»Wie fangen wir das an?«

»Ich will zu ihm gehen und mit ihm reden.«

»Ach, Liebiſch! wie vermagſt Du das, Du biſt ja eingeſchloſſen?«

»Poſſen!« entgegnete ſie, »Weiſe wie Liebiſch und Manaſſe fragen nicht nach Schloß und Riegel.«

»Wie gut,« dachte Nathan, »daß Jonas ſie eingeſchloſſen, ſie käme ſonſt wahrlich zu mir ins Zimmer.« Er wollte aber ſeinen Ohren nicht trauen, als er hörte, wie Liebiſch nach einigem Rütteln und Rücken die Thüre aus den Angeln hob und hinaus auf den Gang trat. Er hatte noch ſo viel Beſinnung, raſch von ſeinem Lager aufzuſpringen und nach der Thür zu eilen; aber der Schlüſſel ſteckte draußen und innerhalb befanden ſich weder Schloß noch Riegel. Liebiſch hatte die Klinke ergriffen, öffnete mit überlegner Kraft und trat ein, indem ſie ein gellendes Gelächter ausſtieß.

Da ſtand das kleine, dürre Weibchen im Mondlicht vor ihm, in altväteriſcher Tracht, mit zuckenden Geſichtsmuskeln und unheimlicher Bewegung, wie ein Geſpenſt.

»Armer, junger Menſch!« — begann ſie — »biſt Du denn dermaßen aller fünf Sinne beraubt, daß Du Dir einbildeſt, Liebiſch durch Schloß und Riegel oder durch Menſchenkraft zu halten?«

»Wie vermagſt Du, verſchloſſene Thüren zu öffnen?« fragte Nathan tonlos.

Sie lächelte mitleidig. »Blödſinniger Knabe! Du begreifſt alſo nicht, daß man eine Thür und wäre ſie zehnfach verſchloſſen, aus den Angeln heben kann?«

»Soll ich einmal meine Ketten abſchütteln?« brüllte Manaſſe.

»So ſeid Ihr Menſchen,« fuhr Liebiſch verächtlich fort, »die Ihr Euch die Verſtändigen nennt. Die Schlöſſer befeſtiget Ihr an der Klinke.«

»Wo ſoll man ſie denn anbringen?« fragte Nathan ängſtlich.

»Wo? Dummkopf! Wo? An der Angel. Kannſt Du eine Thür öffnen, deren Angeln unbeweglich ſind und feſt geſchloſſen?«

»Aber,« wendete Nathan ein, »dahin concentrirt ſich die Kraft, indem ich die Thüre öffne; und das ſtärkſte Schloß würde augenblicklich brechen.«

»Schuldloſer, unerfahrener Jüngling!« hohnlächelte Liebiſch, »Dein Geiſt gleicht einem eingefahrnen Karrengaul, der keinen Muth mehr hat, das vorgezeichnete Geleiſe zu laſſen. Du kannſt mich nicht verſtehn; denn Du haſt nie gewagt auf eigene Hand klug zu ſein. Du haſt keinen Muth, aus eignem Antriebe zu handeln und kein Herz, etwas zu wagen, worüber verſtändige Menſchen den Kopf ſchütteln. Weiche von hinnen! Denn Dein Beruf iſt das Tollhaus nicht. Du wirſt die Weihe hohen Wahnſinns nie empfangen, Du biſt nur hier, weil es Dein Vater ſo gewollt.«

»Weib! Um Gottes willen! wer hat Dir das geſagt?«

rief Nathan, und hatte ganz vergeſſen, was er ſelber laut geklagt. —

Liebiſch ſtreckte wild den Zeigefinger aus und ſchrie: »Der Mond da, der mir alles ſagt.«

Sie bemerkte Nathans Schrecken und fuhr fort: »Ja, ja! Dein Vater hat Dich hergeſchickt, und ich weiß noch mehr, ich weiß weshalb!«

»Weshalb denn?«

»Du ſollſt lernen, auf eigne Hand klug zu ſein.«

»Und wie fange ich das an, auf eigne Hand klug zu ſein?

»Thu, was Dir einfällt, ſprich, was Dir auf die Zunge kommt, und laß die Leute lachen und die Köpfe ſchütteln, denn es iſt eine Seligkeit, auf eigne Hand klug zu ſein. Oeffne keine Thür bei der Klinke, ſondern ſtets bei der Angel. Wenn andere Leute gehen, mußt Du tanzen, wenn ſie lachen, mußt Du weinen, wenn Eſſenszeit iſt, leg Dich ſchlafen, wenn das Abendbrod aufgetragen wird, frühſtücke. Sag, ſchwarz ſei weiß; der Regen mache trocken und die Sonne naß. Aber bei Tage ſtecke Deine Laterne an und ſage, die Welt iſt aſchgrau, denn aſchgraue Regenwürmer ſind ſpiegelglatt und ſchlüpfrig, wenn ſie mit blutigen Kinderköpfen abgekocht werden, und das gibt Dir Dein Herz ein.«

»Barmherziger Gott!« rief Nathan, »ich werde wahnſinnig, wenn ich dem Weibe länger zuhöre.«

»Heißa!« jauchzte Libiſch, »wird es Licht in Dir? Faſſe Muth, ſpringe, jauchze, tanze wie ich. Das iſt Glück! das iſt Seligkeit!« — Plötzlich ſtockte ſie und ward ernſt und flüſterte: »Hör'! ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen, aber ſtill! Finger auf den Mund! — Hör' zu! Ich bin nicht toll! Die Menſchen ſind's, aber ich kann ſie nicht alle binden, denn es fehlt mir an Stricken. Darum bin ich eingeſperrt, denn ich bin klug und gebe nach! — Hier iſt gar kein Tollhaus! Weißt Du, wo das Tollhaus iſt? Da draußen iſt's, ein Tollhaus — da draußen wurde geraſet, ſo lange die Welt ſteht. Da draußen beteten ſie das goldene Kalb an, da draußen beſchworen ſie die Sündfluth über ſich, da draußen empörte ſich die Rotte Korah, da draußen ward der Tempel zerſtört. — Iſt es nicht Tollheit, ſein Geſicht zu entſtellen, um zu ſagen, ich bin ſchön? Nur die Sünde hat das ſcheußlichſte Geſicht und die ſchönſten Weiber entſtellen ſich durch Sünde und blicken verächtlich auf ihre häßlichen Mitſchweſtern und ſagen: ſie ſind nicht ſchön genug zur Sünde. — Hier aber iſt der Tempel der Keuſchheit! — Hier iſt der Tempel der Wahrheit! — Iſt es nicht Tollheit, Gäſte zu bitten, wenn man ſelber hungert und durſtet? — Nun draußen bitten ſie Gäſte und ſetzen ihnen die koſtbarſten Gottesgaben vor, nicht um ſie zu erfreuen und zu laben, nein, um Neid und Abgunſt zu erregen, und hungern Monate lang, um ſolch eines Feſtes willen und müſſen doch am Ende als arme Betrüger ſich entlarven. — O junger Menſch!« fuhr ſie kläglich fort, »glaube mir, ich hatte ganze Schränke voll ſammetner und ſeidner Kleider, aber die Mäuſe kamen und fraßen ſie auf. Ich hatte ganze Böden voll Korn, aber der Wurm kam hinein und es verdarb. Ich hatte über zwanzig Liebhaber und keiner hat mich geheirathet; ich hatte Freunde und Freundinnen, Diener und Mägde, aber es waren Spitzbuben und Betrüger; ſie ſtahlen mir mein Gold- und Silberzeug und wurden gehängt. — Und warum mir das Alles? Kann das Zicklein dafür, daß das Kätzlein es kratzt? — Hätte das Kätzlein aber nicht gekratzt, ſo hätte das Hündlein auch nicht gebiſſen und das Stöcklein auch nicht geſchlagen, der Todesengel hätte nicht gewürgt und Gott hätte den Todesengel nicht geſtraft. — Ich armes, unſchuldiges, gekratztes Zicklein! Was kann ich dafür?« — Hier brach Liebiſch in lautes Weinen aus, und Manaſſe regte ſich wieder und ſang in kräftigem Baß:

„Ein Zickelein,
Was hat gekauft mein Väterlein
Um zwei Pfenniglein,
Ein Zickelein! Ein Zickelein!“ *)

---

*) Ein jüdiſcher Paſſahfeſtgeſang.

Es ſchien als hätten beide Wahnſinnige ihre Gemüthsart vertauſcht. Liebiſch zog ſich weinend und klagend auf ihr Zimmer zurück.

»Meine ſeidenen Kleider!« ſchluchzte ſie, »mein Geld! mein Korn! mein Silberzeug! O die falſchen Freunde, die Spitzbuben, die mir Alles geraubt und mich hier gefangen halten. Gott! Gott! ſteh' auf in Deinem Zorn und ſtrafe ſie und räche die arme betrogene Jungfer! das arme, gekratzte Zicklein!«

Manaſſe fuhr fort, mit lauter Stimme zu ſingen und ſich mit Kettengeklirr zu begleiten:

„Da kam das Hündelein,
Das biß das Kätzelein,
Was gekratzt das Zickelein!
Ein Zickelein!
Was gekauft mein Väterlein!
Um zwei Pfenniglein!

Und Nathan hielt ſich nicht länger, er lief zum Gitter und rief mit lauter Stimme: »Jonas!« Aber ein nächtlicher Lärmen iſt in einem Tollhauſe etwas ſehr Gewöhnliches, und weder Jonas, noch ſeine Knechte wollten ſo geſchwind ihre Nachtruhe unterbrechen. Er mußte lange rufen und lärmen, bis Jonas mit einem Lichte und der Nachtmütze erſchien, den Geängſteten und dringend Flehenden zu befreien.

Leiſe pochte Nathan an die Thür ſeines Hauſes. Alles ſchlief, nur der Rabbi wachte noch. Er öffnete dem Sohne und empfing ihn lächelnd: »Dir iſt wohl ſehr viel Merkwürdiges und Lehrreiches begegnet?« ſprach er zu ihm.

Nathan erzählte ſein Geſpräch mit Jonas, und der Rabbi lobte ſeinen Gehorſam und ſein Vertrauen auf die väterliche Einſicht. Hierauf beſchrieb er ſein Abenteuer mit dem Wahnſinnigen und ſchilderte ſeine ausgeſtandene Angſt.

Der Rabbi ſchüttelte den Kopf. »Wo blieb Dein Vertrauen auf meine Fürſorge?« fragte er verweiſend. »So ſiegreich konnteſt Du es dem ungelehrten Jonas predigen! Waren das nur leere Worte? Warſt Du im Herzen nicht überzeugt, daß ich Dich keiner wirklichen Gefahr ausſetzen würde, zumal Dir Jonas ſagte, wie unſchädlich Liebiſch iſt und wie Manaſſe an centnerſchweren Ketten liegt, die auch die Kraft des Wahnſinns nicht zu zerbrechen vermag!«

»O mein Vater!« rief Nathan, »es iſt entſetzlich, ſich Wahnſinnigen gegenüber zu ſehen! Der Geiſt, der lebendige Odem Gottes, den ſeine Allgüte uns eingeflößt, kann gar dämoniſch verwildern. Die menſchliche Geſtalt erſcheint ohne Ebenmaß, die Haltung, die Bewegung iſt häßlich, lächerlich. Die Geſichtszüge regen ſich nur noch mechaniſch und zucken in Krämpfen: die Stimme iſt rauh und ohne Wohllaut, und die Worte bleiben dem Ungefähr und Zufall überlaſſen, der ſie wild und gräßlich zu einem geheimen Sinn zuſammenwürfelt.«

»Zufall und Ungefähr«, lehrte der Rabbi, »ängſtigen uns gar häufig im Leben. — Was willſt Du mehr! Dieſe unſere Welt, unſere Mutter Erde hat Krankheiten, wie das menſchliche Gehirn, und ſie verliert ihr lachendes, prangendes Anſehn, ihre Schönheit, ihr Ebenmaß, ihre Ordnung, die einen göttlichen Schöpfer verkünden, um fiebriſch zu beben und zu raſen. Dann ſchlägt das feſte Land Wogen, wie das Meer, und das Meer thürmt ſich zu Säulen in die Wolken. Die mütterliche Ernährerin überläßt ſich blinder Zerſtörungsluſt und roher Elemente entfeſſelter Wuth. — Darf der Weiſe aber über ein Erdbeben die Liebe und das Vertrauen zu Gott verlieren? — Auch die Menſchheit hat ſolche Krankheiten; mögeſt Du nie Zeiten erleben, wo ſie durch lange blutige Kriege verwildert und entartet iſt, wo ſie Geſetzen und Gottesfurcht Hohn ſpricht und nur in Mord und Schandthaten ſich berauſcht! — Hat der Himmel aber ſolche Zeiten für Dich aufgehoben, wie willſt Du Liebe und Vertrauen zu Gott bewahren, da Du heute ſchon aufgehört haſt, an die Liebe und Fürſorge Deines Vaters zu glauben?«

»Ich hätte mich wohl minder gefürchtet«, ſprach Nathan kleinlaut, »wäre es nicht Nacht geweſen, wo man geneigter iſt zur Furcht und jeder Tand zum Schreckniß wird.«

»Mein Sohn! auch dieſes Erdenleben iſt eine Nacht, voll von böſem Spuk, loſen Geſpenſtern und gefährlichem Wahnſinn. Tägliche Erfahrung lehrt, daß der Redliche aus ſeinem Eigenthum geſtoßen wird und der Schurke im Genuß der Früchte ſeiner Schandthaten ſchwelgt, daß das Verdienſt in den Staub getreten wird und der Unwerth ſich mit ſeinem Lorbeer ſchmückt; daß die Wahrheit verhöhnt und verfolgt, Unſinn und Lüge aber bewundert und belohnt wird. Doch wozu erwähne ich dieß! — Im Tollhaus hat man Dir geſagt, die Welt ſei das Tollhaus, und ein verwirrtes Gehirn ſelbſt fand einen Schein von Recht für ſolch' eine Behauptung. Wohlan! Laß uns die Welt ein Tollhaus nennen, doch nicht im Sinne der Tollen, die im Tollhaus ſelbſt noch klüger ſein wollen, als die Weiſen, ſondern im Sinne der Weiſen, die glauben und vertrauen können, und auf den Tag hoffen, der nach durchwachter Nacht des Erdenlebens für uns anbricht. Wohlan! Nathan, wie willſt Du in dem Tollhaus »Weltleben« als Weiſer beſtehen, da Du im wirklichen Tollhaus ein Toller unter Tollen warſt?«

»O mein Vater!« rief Nathan, »ſende mich noch eine Nacht in's Tollhaus, ſo will ich meine Prüfung beſſer beſtehen.«

»Mit nichten! Das Tollhaus iſt Dir jetzt kein Prüfungsort mehr, und Du ſpotteſt ſeiner nächtlichen Wahnbilder und eitlen Schreckniſſe, nun ich Dich eines Beſſeren belehrt. Aber ein anderer Prüfungsort iſt dieſe Erde hier voll größerer Täuſchungen und Schreckbilder. Vergiß aber nicht, o Nathan, daß ein himmliſcher Vater Dich in dieſes Leben geſendet, wie ich geſtern Dich in's Tollhaus, und traue ſeiner Fürſorge und ſeinem Walten beſſer, als Du meiner Einſicht und Sorgfalt vertraut. Und wenn Krankheit und Schmerzen Dich plagen, Bosheit, Sorgen und Unheil Dich verfolgen, da kannſt Du nicht übereilt und ängſtlich Dich flüchten, wie heut zu Deinem Vater. Der Todesengel iſt kein ſo willfähriger Schließer, wie Jonas, und wartet auf Gottes Winke. Es gilt ſtandhaft zu dulden, bis der allmächtige Wille Dich erlöſt. O Nathan! Wenn einſt Deine Stunde ſchlägt, die Dich abruft von dieſem Prüfungsorte zum Richter, und Du dann beſchämt vor Deinem himmliſchen Vater daſtehen müßteſt, wie heut vor Deinem irdiſchen! — Dann wirſt Du nicht flehen können: o Gott! mein Gott! ſende mich noch einmal in's Erdenleben zurück, dann biſt Du nicht mehr Leib und ganz Geiſt und die Täuſchungen und Schreckniſſe des Erdenlebens ſind machtlos über Dich und erſcheinen Dir leer und eitel, wie die Schreckniſſe der Nacht im Tollhauſe! — Damit Du dann vor Gott beſteheſt, Nathan, vergiß nicht: Geſchehenes kann nimmer ungeſchehen werden; das Gute bleibt ewig Gutes, das Böſe Böſes von Ewigkeit zu Ewigkeit. —

Du möchteſt weiſe ſein! — Gehe hin, ich habe Dir den Weg gezeigt! —«

Zumal der Schluß überraſchte die Zuhörer ſeiner Großartigkeit halber; ſelbſt Doctor Seligmann nannte dieſe Novelle eine echt jüdiſche und fand es ganz charakteriſtiſch, daß alles nur auf einen Vergleich des Lebens mit dem Tollhaus auslief. »Das aber«, ſagte er, »bringt der Rabbiniſche Scharfſinn ſo mit ſich, ſo lange ein Vergleich noch irgend einer Anwendung fähig iſt, muß ſie heraus, und Gabriel hat Recht, dieß ein orientaliſches Räthſelſpiel zu nennen.«

»Mir gefällt der Schluß gar nicht!« ſagte der Agent. »Sie mußte erſt recht anfangen da wo ſie aufhört. Nathan wird weiſe; nun könnte man erſt recht was von ihm lernen, aber es iſt alles aus. Oder iſt das vielleicht die Jugendgeſchichte Nathans des Weiſen von Leſſing?«

»Den Namen Nathan habe ich ganz zufällig gewählt«, erwiederte Gabriel lächelnd, »an Nathan den Weiſen habe ich dabei nicht gedacht.«

»Das iſt das Schlimme bei all' den Geſchichten, daß ſie gerade aufhören, wo die Weisheit anfängt. Wiſſen Sie keine Geſchichte, die mit der Weisheit anfängt und aufhört, ich weiß ſelbſt nicht womit?«

»O ja!« lächelte Gabriel, »ein Talmudiſches Mährchen:

Die Weisheit Salomonis.

Weisheit führt wohl zum Beten, aber Beten nicht eben zur Weisheit. Wer würde in Schulen und über Büchern lebenslänglich ſitzen, wenn ſich die Weisheit bald vom Himmel beten ließe?

Aber Salomo betete um Weisheit, und Gott erhörte ſein Gebet und machte ihn weiſe. Er beſaß eine Einſicht in alle erſchaffene Dinge und die Fähigkeit, darüber zu philoſophiren und deren Eigenſchaften zu benutzen. Er war Beherrſcher des Geiſterreichs, der größte Zauberer auf Erden und Erfinder der Kunſt, Teufel zu bannen.

War aber ſeine Weisheit ein unmittelbares Geſchenk Gottes? War er nicht ſchon weiſe, weil er Gott um Weisheit bat? Was flößte ihm zuerſt dieſen Gedanken und Vorſatz ein? Woher begriff er die Grenze menſchlicher Erkenntniß, fühlte das Bedürfniß nach höheren Anſchauungen und erhob in dieſer Sehnſucht ſeine Seele zu einem Gebet an die Allweisheit?

Aber Salomo war nach dem unfehlbaren Zeugniß der Rabbiner weder vor ſeinem Gebet weiſe, noch der erſte, der alſo zu Gott betete.

König David war damals ſchon ſo alt geworden, daß ſein Leib das Bett nicht mehr zu erwärmen vermochte. Was er that, um nicht kalt zu liegen, weiß man. Minder bekannt dürfte jedoch ſein, daß er, um bei Tage ſich zu erwärmen, heiße Brühen trank.

Damals war Salomo noch ein junger Prinz und — von einem Königsſohne beiſpiellos in der Weltgeſchichte — dumm, wie ein Vieh. Er konnte nichts als eſſen und trinken, und weil ihm der liebe Gott einen Mund zum Sprechen gegeben, plapperte er nach, was er hörte, verſtand aber und behielt davon ſoviel, wie ein Papagei, auch ahmte er jede Geberde nach und dachte ſich ſowenig dabei, wie der Affe.

Die Dummheit ſeines einzigen Sohnes und Thronfolgers machte aber dem alten König David noch lange nicht ſoviel Kummer, als die Genäſchigkeit des jungen Prinzen. Ueber jene konnte er ſich tröſten; er meinte, wenn Salomo erſt König ſei, werde ſich das ſchon finden; über dieſe vergoß er ſeine bitterſten Thränen, denn wenn er heiße Brühen trank, und ein Reſtchen im Napfe ließ, um es wieder aufwärmen zu laſſen, ſchlürfte Salomo die Reſtchen, die Quinteſſenz, den Bodenſatz aus und wußte nicht einmal, daß er das Beſte zu ſich nahm. Da half nicht Vorſicht, noch Wachſamkeit. Der alte König brauchte nur den Rükken oder das Auge zu wenden, und der kleine Prinz hatte ſich ſchon darüber hergemacht. Und der greiſe König wandte oft den thränenſchweren Blick empor zu ſeinem Schöpfer und ſeufzte: O Gott, welche meiner Sünden ſuchſt Du an meinen Kindern heim? Der ſchönhaarige Abſalon war ſo klug, daß er ſich wider mich empörte, und dieſer Grindkopf*) Salomo iſt ſo dumm, daß er mir die Brühen vor dem Munde wegtrinkt.

Sein Leid ſollte noch einen höhern Gipfel erreichen. Je älter König David ward, deſto heißer trank er die Brühen; man konnte ſie zuletzt ihm nicht heiß genug bringen. Da gedachte Bathſeba eines Tages ihrem Manne recht eine Güte zu thun und brachte ihm eine Brühe, die im Napfe noch brodelte. Zum Unglück ſpielte Salomonchen um den Vater, und der Duft der heißen Brühe erregte dermaßen ſeine Lüſternheit, daß er, gewandter als der alte König, den Napf vor ihm ergriff, ſtatt ſie aber zu trinken, ſich nur den Mund verbrannte.

König David erſchrack anfangs ſehr, als er aber ſah, daß Salomonchen keinen großen Schaden genommen, beruhigte er ſich, ſchlug jedoch das fromme Auge abermals gen Himmel und flehte: O Gott Jsraels, Herr der Engel und König der Welten, verleihe Salomon Weisheit, daß er ſich den Mund nicht wieder verbrennt.

---

*) Im jüdiſchen Volke eben ſo häufig wie langes Haar.

Und ſiehe! Prinz Salomon, der alles nachahmte, was er ſah, und alles nachſprach, was er hörte, kniete ebenfalls nieder und betete: O Gott Israels, Herr der Engel und König der Welten, verleihe Salomon Weisheit, daß er ſich den Mund nicht wieder verbrennt.

Nach dem Tode Abſalons herrſchte langer Friede in Israel; der Staat war wohlgeordnet, alles ging ſeinen gehörigen Gang. König David hatte weiter nichts zu thun, als die Harfe zu ſpielen und bisweilen vor der Bundeslade zu tanzen. Die Weiſen aber wuchſen wie Pilze aus der Erde; jeder Chacham oder Rabbi hatte ſeine Schüler, dieſe erzogen wieder die ihrigen, kurz die Weisheit wurde ſo allgemein, daß ſie ihren Werth verlor und Niemand ihrer achtete. Da wurden die Weiſeſten an ſich irre, und weil ſie mit ihrer Weisheit nicht mehr auskamen, baten ſie den lieben Gott um die ſeinige.

Die jüdiſchen Rabbiner aber waren von jeher mit ihrer Weisheit dem lieben Gott nur beſchwerlich gefallen. Bald warfen ſie ihm vor, weil er das große und das kleine Licht gemacht, was der Mond ihm zu Leide gethan, daß er ihn kleiner gemacht, als die Sonne, und um den Mond zu beſchwichtigen, beſtimmte ihm der liebe Gott monatlich ein Böckchen zum Sühnopfer; oder ſie rechteten für den Buchſtaben „Z" und fragten, was er verſchuldet, weil er in der Gemara nicht ſo häufig vorkam, wie „A" und andere

Buchſtaben, und der liebe Gott verlieh dem betheiligten Buchſtaben zur Entſchädigung ein Schwänzchen. Einmal ſogar überführten ſie ihn eines offenbaren Unrechts. Denn das Kätzchen kratzt das Zicklein, der Hund beißt das Kätzchen, das Stöckchen ſchlägt den Hund, das Feuer verbrennt das Stöckchen, das Waſſer löſcht das Feuer, der Ochſe ſäuft das Waſſer, der Schlächter ſchlachtet den Ochſen, der Todesengel würgt den Schlächter, und Gott ſtraft den Todesengel. Aber Hund, Feuer, Ochſe und Todesengel haben kein Unrecht begangen, ſondern nur ein Unrecht beſtraft. Wie darf alſo der liebe Gott den Todesengel wieder beſtrafen?

Daher lachte der liebe Gott der Weiſen, ſo oft ſie ihn um Verſtand baten, und meinte, wofern er ihnen noch mehr Weisheit gäbe, würden ſie ihm erſt recht das Leben verleiden. Ueberdieß hatte er ſie ja zu Weiſen gemacht, was begnügten ſie ſich nicht mit dem, was ſie hatten, und waren ſo unverſchämt, ſich noch mehr auszubitten; aber Juden können nicht genug bekommen.

So rührte ihn denn das Gebet des blödſinnigen Prinzchen, welches dieſer mit verbranntem Munde lallte, und Gott erhörte es, den Weiſen zum Trotze.

Salomon ward nun Fürſt der Geiſter, der größte Zauberer, Geiſterbeſchwörer und Teufelsbanner, den es je gegeben, und ſein Siegelring, auf welchem der Name des allmächtigen Gottes eingegraben war, machte ihn, weil er denſelben leſen und ausſprechen konnte, allmächtig. Aber alle Geiſtervergnügen, alle dämoniſchen Wollüſte, alle Schätze, die er ſich hervorzaubern konnte, hatten heute Reiz für ihn und morgen waren ſie ihm etwas Altes und Alltägliches. Er war und blieb ein Menſch und war und blieb ein Mann. Er verliebte ſich in ſchöne Frauen, heirathete ihrer tauſend, glaubte anfangs in jeder eine Göttin, einen Engel zu beſitzen, und hatte doch nur tauſend Weiber. Da ſeufzte er: alles Irdiſche iſt eitel! Und wie mit den Weibern, ging's ihm mit den Gedanken, ſo oft er auf einen neuen kam, war er entzückt und begeiſtert; hatte er ihn beſchlafen, ſo blieb der Gedanke tüchtig und brauchbar, entzückte aber und begeiſterte nicht mehr. Wollte er ihn am dritten Tage gebrauchen, ſo war er nicht einmal ganz neu und etwas Aehnliches ſchon dageweſen. Da ſagte er: »Es gibt nichts Neues unter der Sonne.«

Wer nun tauſend Mal verliebt war und erfahren hat, daß alles Irdiſche eitel, wer tauſend Mal von ſeinen Ideen begeiſtert, gemerkt hat, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt, dem vergeht die Luſt, Gott abermals um Weisheit zu bitten. — Daß aber Salomo ſeine Weisheit wirklich von Gott hat, beweiſt der Umſtand, daß er ſich nie wieder den Mund verbrannte. Seine Unterthanen liebten ihn als König. Die Geiſter gehorchten ihm willig, die böſen Dämonen mißhandelte er; ſie fürchteten ihn und konnten ihm nicht ſchaden; er vertrug ſich mit all ſeinen tauſend Frauen, lebte in Glück und Frieden, Reichthum und Genuß und ſtarb in einem hohen Alter. — Die Nachwelt bewundert ihn ebenſo ſehr, als ſie ihn beneidet.

»Schon wieder aus?« fragte der Agent. »Dachte ich mir es doch, daß alle Weisheit der Gedichte nur Dichter-Phantaſie iſt, und eh man ſich's verſieht, iſt ſie wie Queckſilber durch die Finger geronnen. Wenn aber alle Weisheit nur darin beſteht, ſich nicht den Mund zu verbrennen, ſo will ich jetzt nur auch weiſe ſein.«

»Zumal da es ſchon ſehr ſpät iſt«, ſagte Doctor Seligmann und ſchickte ſich an, nach Hauſe zu gehen.

Vierter Sabbat.

Es konnte nicht fehlen, daß ein ſo origineller junger Mann wie Gabriel, der für die Poeſie und Geſchichte ſeines Volkes ſo ſchwärmeriſch eingenommen war, einem geſelligen Kreiſe, der aus zu verſchiedenen Individuen beſtand, um ſtets unterhaltende Geſpräche führen zu können, neues Leben und eine neue Richtung gab. Die

Rolle des Erzählers, die er anfänglich nur aus Gefälligkeit übernommen hatte, ward ihm zuletzt aufgedrungen, welches ihm gar nicht unlieb ſchien.

»In der That!« ſagte er, »der Stoff zu jüdiſchen Geſchichten iſt ſo reich und mannigfach, daß ich auf keine Weiſe zu fürchten habe, ihn zu erſchöpfen, und getroſt die mögliche Buntheit entfalten kann, ohne zu fürchten, mit nächſtem einförmig und farblos zu erſcheinen. O daß wir uns doch ſo lange hier in dieſem freundlichen, gaſtfreien Hauſe zuſammenfinden möchten, als ich im Stande bin, Verſchiedenartiges und Neues immer wieder aufzufinden. Selten aber erhält ſich eine ſo entſchiedene Richtung in einem lebhaften geſelligen Kreiſe, und dieſer Kreis ſelber erleidet durch Ausſcheidung dieſes und jenes Mitgliedes gar zu häufige Verluſte. Doch bin ich nicht befugt und beauftragt, mit Reflexionen meine Zuhörer zu unterhalten; ich erzähle daher: eine wahre Begebenheit

---

Simon Abeles.

Novelle.

An einem Freitag Nachmittag des Jahres 1694 trat ein armer jüdiſcher Wanderer in das Haus des Lazarus Abeles im Judenviertel zu Prag mit der Bitte an dem

Sabbatmahle Theil nehmen zu dürfen. Lazarus war im Begriff, nach der Synagoge zu gehen; er fragte den jungen Reiſenden nach Stand und Namen, worauf dieſer antwortete, er heiße Löbel Kurzhändler und ſtudire den Talmud; er ſei hergekommen die berühmte alte Synagoge zu ſehen und beim Prager Rabbiner ſeine Studien fortzuſetzen. Und Lazarus hieß ihn willkommen und lud ihn ein, einſtweilen mit nach der Synagoge zu gehen und daſelbſt eine Stelle neben der ſeinigen einzunehmen. Dieß hörte Lea, des Lazarus Ehefrau; ſie rannte haſtig herbei und rief: »Lazarus, wir können heute keinen Gaſt annehmen, wir haben nichts als ein Paar Hühnchen im Topfe und einen Kuchen in der Pfanne; gib dem jungen Menſchen lieber eine Kleinigkeit, weil es noch Tag iſt, damit er wo anders hingehe und eſſe.«

»Liebe Frau« antwortete Lazarus, »Hühner und Kuchen ſind ein gar gutes Mahl, wie unſer Gaſt anderwo nicht leicht findet, auch ſagt der Talmud: Es iſt beſſer, dem Hungernden Speiſe als Geld zu geben, denn Speiſe ſtillt den Hunger ſogleich, mit dem Gelde aber muß er die Gelegenheit abwarten, ſich Brod zu kaufen.«

Löbel fügte hinzu: »dieſe Lehre unſeres Talmud, welche einem armen Wanderer, wie ich, der ich ebenfalls genöthigt bin, Gaſtfreundſchaft zu ſuchen, nahe genug angeht, hat noch einen weitern Sinn; Geld! Man hat es oft ſo nöthig!

Warum iſt es aber beſchämend, ein Geldgeſchenk zu empfangen? Das will ich Euch ſagen. Der Arme iſt ja ein Menſch wie der Reiche. Der liebe Gott, welcher die Allweisheit ſelber iſt, macht keinen Unterſchied zwiſchen Arm und Reich und befiehlt dem Armen, wie dem Reichen; liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt. Alſo ſollen ſich die Menſchen einander gleich fühlen, um ſich zu lieben und mit einander glücklich zu ſein. Dieß aber will der Reiche nicht; er will ſein Glück für ſich behalten, der Arme ſoll nicht ſeines Gleichen ſein. Es ſoll alſo einen Unterſchied geben zwiſchen den Menſchen, welche vor Gott einander gleich ſind; und dieſer Unterſchied iſt — das Geld; wer es hat, will damit herrſchen, wer's entbehrt, muß darum dienen. Aber es iſt ſchwer zu dienen und noch ſchwerer ſich vor einem Reichen zu demüthigen. Und durch das Geldgeſchenk an einen Armen wird das Gleichheitsgefühl aufgehoben, der Reiche iſt Geber, der Arme Empfänger, weſſen? — des Geldes, des Unterſchiedes zwiſchen Arm und Reich. Der Reiche gibt, um ſich des Armen zu entledigen, weil ſeine Nähe ihn beläſtiget und der Arme dankt ſo kurz und geht ſo raſch, weil er ſich vor dem Reichen nicht demüthigen will. — Gibt man aber ſtatt des Geldes Speiſe, ſo iſt dies nicht beſchämend. Der Magen eines Reichen wie eines Armen verlangt Sättigung. Nimmt doch der Reiche von dem Armen einen Trunk an, wo ihn dürſtet, warum der Arme von dem Reichen nicht Speiſe, wo ihn hungert; denn die Noth macht dreiſt und erregt Mitgefühl und Barmherzigkeit, bei dem Heiden, wie beim Juden. — Darum wer den Armen an ſeinen Tiſch nimmt, und das Mahl mit ihm theilet, der handelt aus reiner Menſchenliebe. Er ſtellt ſich den Armen gleich, erweiſt ihm Ehre und Gaſtfreundſchaft, erwartet nicht Lohn noch Vergeltung und verbittet ſich vielleicht aus Edelmuth jegliche Dankſagung. Aber ein Lohn, eine Vergeltung kann ihm nicht entgehen, die nicht, welche desjenigen harret, der die Gebote des Herrn erfüllt. Er hat den Armen als ſeinen Nächſten geliebt, wie ſich ſelbſt. Was er für den Augenblick hatte, ſein Haus, ſeinen Tiſch, kurz was er ſelber genoß, ließ er den Armen mit genießen. Was er für den Augenblick hatte, habe ich geſagt; weiter braucht er nicht zu theilen; denn was der Reiche ſonſt beſitzt, gehört ſeinen anderweitigen und ferneren Pflichten. Dieſer Sinn liegt in den Worten des Talmud: Du ſollſt dem Armen lieber Brod als Geld geben und daher ſchreibt ſich die Sitte der Juden, daß der Reiche dem Armen bei Tiſche den Ehrenplatz anweiſt. — Doch, lieber Herr! dieß ſage ich zu Ehren des Talmud, nicht aber um mich an Eueren Tiſch zu drängen. Denn weil Ihr behindert ſeid, mich aufzunehmen, ſo iſt es mir Ehre genug, daß Ihr mir den Willen erwieſen habt.« Hiermit wollte er gehen, aber Lazarus gab es nicht zu. »Für heute müßt Ihr bleiben,« ſagte er, »erſtlich weil ich Euch kein Geld anzubieten wage, denn dazu ſeid Ihr mir zu ehrenwerth und zweitens, weil ich Euch in keinem Falle fortlaſſe. Begnügt Euch mit dieſer Erklärung, denn ich vermag nicht ſo gut wie Ihr meine Worte zu ſetzen.«

»Aber lieber Lazarus,« wandte Lea ein, »es geht wahrlich nicht, wir können heut keinen Gaſt bitten.«

Lazarus warf ſich in die Bruſt: »Was redeſt Du!« rief er. »Bei Lazarus Abeles ſollte am Sabbat nicht Eſſen genug für einen Gaſt ſein?« Er warf ihr einen Blick zu, der ihr ſeinen tiefſten Unwillen verkündete. Lea aber fuhr dem ungeachtet fort: »Ich muß das wohl beſſer wiſſen, was die Küche hergibt.« Eben wollte ihr Lazarus heftig darauf antworten, als Löbel erklärte, er wolle ohne Geld und ohne Speiſe von dannen gehn, was ihm ja beſſer ſei, als Anlaß zu Zwiſtigkeiten zwiſchen Eheleuten zu geben.

Lazarus war in all ſeinem Weſen entſchieden und gebieteriſch; er entgegnete: »Jetzt kommt Ihr mit mir nach der Synagoge, dann kehren wir heim zum Mahle und morgen Mittag müßt Ihr wieder kommen und bei mir bleiben bis der heilige Sabbat endet und die Woche beginnt.« Nach dieſen Worten faßte er Löbel beim Arm und zog ihn mit ſich fort. Lazarus war ein großer, ſtarker Mann und Löbel mußte wohl ihm folgen, er mochte wollen oder nicht.

Lea war ſehr betrübt. »Ich kann mir nicht helfen«, ſeufzte ſie, »der junge Gaſt ſcheint ein guter Menſch, ſeine Mienen ſind einnehmend, und er ſpricht, daß man ihm gern zuhört, aber bei ſeinem Eintritt war mir als ſei das Unglück über unſre Schwelle gekommen. Behüte uns Gott! Allein ſolche Ahnungen trügen mich nimmer.«

Es war Nacht geworden, der Tiſch war gedeckt und die Sabbatlampe brannte. Löbel und Lazarus waren aus der Synagoge heimgekehrt, ſämmtliche Hausgenoſſen befanden ſich im Zimmer, um das Mahl zu beginnen, und Simon, der einzige Sohn des Lazarus, ein ſchöner, munterer Knabe, trat mit bedecktem Haupte zu ſeinem Vater, um nach üblicher Weiſe ſich ſegnen zu laſſen.

Lazarus ſegnete ihn andächtig, dann blickte er Löbel an, ſeufzte und ſprach: »Gelobt ſei der Gott Israel, der mir geſtattet, meinen einzigen Sohn zu ſegnen. Weh! Weh! Es iſt eine ſchwere Zeit. Seit kurzem ſtraft Gott unſere Sünden auf eine Weiſe, wie unſere Voraͤltern nicht geahnet. Unſer eigen Fleiſch und Blut empört ſich wider uns. Unſere Kinder fallen ab von dem einzigen Gott und beten im Götzentempel der Nazarener und fluchen ihren Aeltern und Voraͤltern.«

»Dieſe Woche ſind wieder zwei Judenknaben abtrünnig geworden,« ſeufzte Löbel.

»Redet nicht davon!« rief Lazarus jähzornig. »Es macht mich wild, es verdirbt mir die Sabbatluſt. — Kommt, wir wollen uns waſchen.« — Es geſchah und man ſetzte ſich an den Tiſch; die Suppe wurde verzehrt und der Kuchen aufgetragen. Da begann Lazarus von neuem: »Sagt, mein werther Gaſt! gibt es eine größere Glückſeligkeit als die, welche der hochgeprieſene Gott den Juden in der Sabbatfeier beſcheert hat? Zumal als Knabe freute ich mich die ganze Woche auf den Sabbat, wo ich in meinen Feierkleidern an der hellen mit leckeren Speiſen beſetzten Tafel ſitzen würde, um in froher Ruhe und in heiligen Gefühlen zu beten und zu ſchmauſen. Das ſind ja die Paradieſesgefühle des Frommen und am Sabbat ſah ich mit Angſt die Nacht einbrechen und der Anfang der Woche war mir, als müßte ich aus dem Schoße Abrahams ins ſaure Erdenleben zurück. — Wie anders ſind die Knaben heut! — Warum werden ſie ihren Aeltern und dem heiligen Sabbat abtrünnig? Wo haben ſie es beſſer? Wo finden ſie Freuden, die der Sabbatfreude gleichen? Wie fürchten ſie nicht die große feindliche Welt; fürchten ſie nicht die grauſamen Nazarener, die unſere heilige Sprache nicht reden, im Götzentempel beten, Verbotenes eſſen und unkeuſch leben? — Entweder muß der hochge tobte Gott, um die Sünden der Väter zu ſtrafen, deren Kindern die Sinne verwirren, oder die Nazarener ſind ſchwarze Zauberer und verzaubern unſere Kinder zu tollen, widernatürlichen Beginnen.«

»Keines von beidem,« ſagte Löbel, »die Macht, die Euch ein Wunder oder ein Zauber erſcheint, ich bin im Stande ſie zu erklären. Schon auswärts habe ich von dieſem Leidweſen gehört und daß man hier in Prag ſeiner eigenen Söhne nicht ſicher iſt. Mein gutes Glück und ein Zuſammentreffen beſonderer Umſtände haben mir die Quellen und Urſachen dieſer unſeligen Erſcheinung verrathen, ſo daß ich gegenwärtig dem ganzen Frevel auf der Spur bin.«

Lazarus ſah ihn betroffen an.

»Ihr denkt wohl gar, daß ich die Unwahrheit ſage, weil ich ſo kurze Zeit nur in Prag bin. Ich kenne die Stadt noch kaum und rede ſchon von ihren Geheimniſſen. — Ich will Euch dieſes Räthſel löſen! — Das eben iſt der Verdruß der Nazarener, daß wenn einer von unſern Leuten abtrünnig wird, er über lang oder kurz reuig und büßend zum Gott Israels, dem Unausſprechlichen, zurückkehrt. So iſt auch hier ſchon mancher Knabe wieder heim zu ſeinen Aeltern gekommen und hat öffentlich in der Synagoge Buße gethan. Leider aber waren es armer Leute Kinder, ſie wurden nicht ſtreng beaufſichtigt und hatten ſchon manches andere Schlimme ſich zu Schulden kommen laſſen; man achtete ihrer wenig und die Schmach, welche ſie den Ihrigen durch Abtrünnigkeit zugefügt, ward bald vergeſſen. Ihre Wiederkehr machte kein Aufſehen und eben ſo wenig ihre Buße. Gottes Wille fügte nun, daß ich ſchon an den erſten Tagen meines Hierſeins mit einem dieſer Knaben zuſammenkam; ich näherte mich ihm freundlich, beſchenkte ihn, gewann ſein Vertrauen und ſtellte ihm vor, welch großen Dienſt er der ganzen Judengemeinde leiſte, wenn er nicht verſchweige, auf welche Weiſe man ihn verführet, welche Verſprechungen und Vorſpiegelungen man ihm gemacht, nun kurz, wodurch er zum Abfall bewogen worden.« —

»Still! ſtill!« rief Lazarus. »Ich mag ſo etwas gar nicht hören! Wie mögt Ihr dergleichen in den Mund nehmen? Mir iſt, als würde dies Zimmer davon verunreinigt.«

»Das Reden von einem Frevel iſt niemals Sünde. Haſſet immer den Abfall vom Glauben, nur geht in dieſem Haſſe nicht zu weit, damit nicht Böſes entſtehe aus Haß des Böſen. Wie viel Leid wäre ſo manchem rechtſchaffnen Vater, ſo mancher zärtlichen Mutter erſpart, wenn ſie einen Unterſchied zwiſchen Verbrechen und Verbrecher gemacht hätten. Denn wie gehäſſig auch jenes ſei, dieſer iſt ein Mitmenſch, ein Bruder, ein einziges Kind vielleicht und weil er ſeine Pflicht gebrochen, bin ich meiner Pflicht gegen ihn nicht erledigt. Wißt! Ich arbeite jetzt an einer Schrift, die ich an gutgeſinnte Juden verkaufen will, denn ich bin arm und muß zu leben ſuchen, wie ich kann. In dieſer Schrift habe ich den ganzen Frevel entlarvt, wer ſie beſitzt und die gegebnen Vorſchriften befolgt, iſt ſeiner Kinder ſicher. Vielleicht kauft Ihr mir auch ein ſolches Schriftchen ab, doch davon will ich heut nicht reden, weil Sabbat iſt. Damit Ihr aber nicht glaubt, daß ich prahle, will ich Euch alles ſagen, was mein Schriftchen enthalten wird.«

»Darauf bin ich wahrlich begierig,« ſagte Lazarus.

»So wißt es denn, die Jeſuiten ſind es, die den Juden ſolch Herzeleid anthun und die Macht, welche Ihr vorhin ein Wunder oder einen Zauber nanntet, die Macht, welche Knaben bewegt, Haus und Glück und Gott und Aeltern und alles was heilig, ſüß und theuer iſt, zu verlaſſen, das iſt die Macht der Sünde, oder beſſer geſagt, die Macht der Unzucht. Denkt Euch einen geſunden, vollblütigen Burſchen, wie Euern Simon dort, dem die Unſchuld noch auf der Stirne glänzt, aus den Augen blitzt und auf den Wangen blüht und es träte ein üppiges, buhleriſches Weib zu ihm und ſpräche zärtliche Worte und gebrauchte ihre Verführungskünſte — könnte die ihn nicht zu Manchem bewegen! So vernehmt denn, daß die frommen Väter der Geſellſchaft Jeſu gemeinſchaftliche Sache mit Buhlerinnen machen, um unſchuldige Judenkinder ihren Aeltern zu rauben, zu verführen und abtrünnig zu machen.«

»Weh! weh!« rief Lazarus empört. »Iſt es nicht genug, daß man uns unterdrückt und wie Sklaven hält, daß man uns das Blut aus den Adern und das Mark aus den Knochen ſaugt, daß man ungeſtraft uns mißhandelt und zu Tode martert? Auch unſere Kinder verführt man zur Unzucht und ſtiehlt ihnen den einzigen wahren Gott!«

»Weh! weh! über ſolche Bosheit!« riefen die übrigen Tiſchgenoſſen. Löbel fuhr fort:

»Das erſte Opfer, das ſolch eine Buhlerin von dem Knaben, den ſie an ſich gezogen, begehrt iſt ſein Arbekampefs, jenes Gewand, das wir nach den Worten des Geſetzes tragen und deſſen Schaufäden uns ermahnen, keuſch und rein zu bleiben. — Die Väter der Geſellſchaft Jeſu ſind gelehrt und kennen unſere heiligen Gebräuche. Daß ſie den Knaben gerade dieſes Gewand nehmen laſſen, an welches das Gebot der Keuſchheit ſich knüpft, geſchieht, wie ich glaube, aus ſchändlicher Bosheit, nämlich um den Aeltern ſinnbildlich zu verſtehen zu geben, daß ihre Söhne nicht mehr keuſch und rein ſind. Freilich iſt dieſe Bosheit zu fein und die Aeltern der unglücklichen Knaben ſind zu ahnungslos um das darin zu erblicken oder daraus zu errathen. Dem ſei nun wie ihm wolle, wenigſtens ſo viel wird damit erreicht, daß Aeltern und Kinder ſich völlig entzweien. Denkt Euch, wenn eines Tages der Vater oder die Mutter merkt, daß ihr Sohn keine Arbekampfes trägt! Denkt Euch ihren Zorn, denkt Euch ihre Wuth! Der Zorn mag gerecht ſein; es empört, wenn eine alte heilige Sitte verletzt wird. Leider aber kann der Jude, der doch ſo manche Fähigkeit beſitzt, nur ſelten ſich mäßigen und am wenigſten, wo er ſeinen einzigen Gott, den hochgelobten Herrn, beleidigt glaubt. — Die meiſten Knaben entfliehen ihren Aeltern gleich nach der erſten Züchtigung, natürlich hatten ſie noch ganz andere Dinge auf dem Gewiſſen, die über kurz oder lang entdeckt werden mußten und die Wiederholung einer grauſamen Züchtigung war nur zu wahrſcheinlich. Dagegen hatten jene Buhlerinnen ihnen glänzende Verſprechen gemacht, lockende Ausſichten eröffnet und die hirnloſe Strenge der Aeltern jagte die Kinder in die Schlingen der Verführer.«

»Beim hochgelobten Gott!« rief Lazarus plötzlich, »müßte ich an meinem Sohne erleben, daß er kein Arbekampfes trüge, ich wüßte nicht, was ich thäte.«

»Verhüte Gott!« ſagte Löbel »daß Euch dieſes harte Schickſal träfe. Möget Ihr viel Freude an Euerem Sohn und an deſſen Kindern erleben und noch deſſen Kindeskinder ſehen. Aber Vorſicht ſchadet nicht. Euer Simon iſt ein ſchöner, munterer Knabe und auf ſchöne Knaben wird es am meiſten abgeſehen. Ueberhaupt halten die Jeſuiten viel auf Körperſchönheit und nehmen keinen Häßlichen unter ſich auf. Ihr Götzendienſt iſt gar koſtbar und prächtig; ihre Prieſter ſind lauter ſchöne Männer und ihre Chorknaben wahre Engel an Lieblichkeit. Es iſt ja ein viel prunkreicheres Schauſpiel, das ſich mit hübſchen, als das ſich mit häßlichen Kindern aufführen läßt und gewiß ſehen die Nazarener viel lieber ſchöne als häßliche Judenknaben ihren Gott abſchwören. Vielleicht aber ſind es auch die Verführerinnen, die ſich eben die ſchönſten Knaben ausſuchen, um ihr ſchmähliches Werk mit Luſt und Liebe zu betreiben. Darum bewahret Euren Knaben. Inſonderheit achtet auf die Weiber, die zu Euch in den Laden kommen und kaufen. Glaubt nicht, daß Ihr die Verworfenen erkennen werdet. Um ihren Zweck zu erreichen, werden ſie ſich nicht für das geben, was ſie ſind; vielmehr werden ſie züchtig und vornehm gekleidet einhergehen. Seid aber auf der Hut, wenn ſie Euern Simon ſchön finden, duldet nicht, daß ſie ihn liebkoſen und wenn ſie begehren, Euer Sohn ſolle die Einkäufe nach ihrer Wohnung bringen, ſo gebt das nimmer zu.«

»Gott meiner Väter!« rief Lea in Thränen. »Es hat mir geahnet, daß mit dieſem Gaſte das Unglück über meine Schwelle gekommen iſt.«

»Was iſt Dir?« fragte Lazarus erſchrocken, »und was bedeutet das Weinen?«

»Ach!« klagte Lea, »nur allzu wahr iſt was unſer Gaſt berichtet und wahrſcheinlich hat uns das Unglück ſchon betroffen. Eine ſchöne Dame kommt häufig und nur wenn Du nicht da biſt in unſern Laden und Simon muß ihr die Einkäufe nach Hauſe tragen.«

Lazarus ſchrie laut auf und ſeine derbe Fauſt umklammerte das Vorlegemeſſer.

»Ich kann mich aber geirrt haben«, wandte Lea furchtſam ein und umarmte zärtlich den zitternden Simon. »Dieſe Dame kann kein gemeines Mädchen ſein, ſie trägt Kleider von franzöſiſcher Seide und echte Diamantringe von drei bis vier Karath. Sie ſpricht, Simon ſei ein ſchöner Junge, und hat auch wohl verlangt, er ſoll ihr die Einkäufe bringen. Simon aber hat es nie gethan.«

Lazarus war todtenbleich; ſeine gewaltigen Glieder bebten; ſeine Fauſt hielt immer noch das Meſſer. Plötzlich aber warf er es hin und brach in Thränen aus. »Weib! Weib!« ſprach er, »was jagſt Du mir ſolche Schrecken und ſolche Wuth in die Glieder, daß ich mich ſelber nicht mehr kenne? Mein Simon war mir ſtets gehorſam und hat mir nie Kummer gemacht; er iſt fromm und arbeitſam, und ich preiſe den Ewigen, der mir einen guten Sohn geſchenkt, denn auch ich war der gute Sohn meiner Aeltern und habe geehrt Vater und Mutter, auf daß es mir wohlgehe in dem Eigenthum, das ſie mir hinterließen und ich meinem Sohn hinterlaſſen werde. O Simon! mein einziges, liebes Kind, zeige mir nur Deinen Arbekampfes, damit ich mich beruhigen kann.« —

Weinend und zitternd neſtelte Simon Wamms und Weſte auf, that, als wollte er um den Tiſch zu ſeinem Vater gehen, als er aber der Thür nahe war, ſchlüpfte er hinaus und ebenſo raſch und behende ſprang er aus der Hausthür. Wie der Blitz ſchoß Lazarus ihm nach. Die Zeugen dieſes Auftrittes blieben wie erſtarrt ſitzen, jeder fürchtete das Entſetzlichſte und lauſchte auf einen Schrei, ein Geräuſch — doch Alles blieb ſtill. —

Nach einer guten Weile trat wieder Jemand in's Haus und ſchloß die offengebliebene Thür. Es war Lazarus. Er trat in's Zimmer, war ruhig und gefaßt, aber leichenblaß. Still nahm er den Hausvaterſtuhl wieder ein und fragte Löbel: »Wollt Ihr noch eſſen?«

»Keinen Biſſen!« ſagte dieſer mit Widerwillen.

Lazarus fragte ſeine Tiſchgenoſſen nach der Reihe, ob ſie noch eſſen wollten. Alle dankten, nur Lea hatte er nicht gefragt. Er zeigte ihr die Schüſſel mit den beiden Hühnern und ſprach: »Du haſt gefürchtet, das Mahl würde nicht reichen, da ſiehſt Du, die Hühner ſind ſchon zu viel.«

»Was haſt Du mit Deinem Kinde gemacht?« fragte Lea kleinlaut und ängſtlich.

»Tragt das Mahl ab«, gebot Lazarus, »wir wollen ſegnen.« — Aber Niemand rührte ſich von der Stelle.

»Tragt das Mahl ab«, wiederholte Lazarus noch lauter.

»Was haſt Du mit Deinem Kinde gemacht?« klagte Lea.

»Still! Kein Wort von ihm!«

»Mein Sohn! mein Sohn!« ſeufzte ſie.

»Still!« rief er unwirſch. »Still!«

»Ich gehorche Dir nicht; es iſt mein Sohn, ſo gut wie Deiner. Wo iſt mein Simon? Haſt Du ihn umgebracht?«

»Wer iſt Dein Simon?« fragte Lazarus höhniſch. »Habe ich einen Sohn? Der Baſtard, der dort neben Dir geſeſſen, der ſoll verflucht ſein mit allen jüdiſchen Flüchen, verflucht mit Kind und Kindeskind in Ewigkeit, getilgt ſein Name, wie ich aus meinem Gedächtniß ihn getilgt!«

»Du fluchſt Deinem Kinde!« ſchrie Lea in Verzweiflung. »Haſt Du ihn getödtet, meinen und Deinen Sohn?«

Da hielt ſich Löbel nicht länger. Er, ein armer, gaſtlich aufgenommener Fremdling hatte dieſen entſetzlichen Auftritt herbeigeführt, aber die Klagen der Mutter ſchnitten ihm durch's Herz, und zitternd vor Blödigkeit, weinend vor Mitleid begann er: »Tröſtet Euch, Aermſte der Mütter, und dankt Gott, daß Euer Sohn entflohen iſt. Herr Lazarus hat ihn nicht mehr getroffen. Glaubt Ihr, der Vater könne ſeinem Sohne fluchen, nachdem er ihn ermordet? O, ich ſage Euch, hätte er ſein Kind getödtet, er hätte jetzt nicht Schmeichelworte und Zärtlichkeiten genug, um ſie vergeblich in die Luft zu rufen. Darum laßt ihn fluchen, damit ſein Grimm ſich kühle. Sein Fluchen gefällt mir beſſer, als klagte er jetzt.«

»Aber ich ſehe mich genöthigt, hier abzubrechen«, wandte der Erzähler ein, »um nicht wie neulich meinen Zuhörern einige Stunden ihres Schlafes fort zu ſchwatzen, welches ihrer Sabbatſeele, die nach dem Zeugniß der Rabbinen mit dem Abendſterne kömmt und mit dem Abendſterne wieder geht, nachtheilig und ſtörend ſein dürfte.«

Fünfter Sabbat.

Nachdem Gabriel wiederholt, was Löbel voll Angſt und Schmerz der klagenden Mutter zum Troſte zugeſprochen, fuhr er fort:

»Das ſagt Ihr mir?« rief Lazarus. »Habe ich nicht Friede vor Euch in dieſem meinem Hauſe? —«

»Ich gehe ſchon«, ſagte Löbel. »Ach! warum mußte ich dieſes Haus betreten und durch gutgemeinte Worte alles dieß veranlaſſen. — Aber ich gehe und danke für alle Ehren und für alles, was ich genoſſen.«

»Geht Ihr vom Tiſche, ohne zu ſegnen?«

»Ihr heißt mich gehen!«

»Das verhüte Gott!« entgegnete Lazarus ſanfter, »bleibt und laßt das Mahl uns ſegnen. Ihr ſeid ein Gelehrter; ich übertrage Euch den Segen!«

Er füllte den Becher und ſtellte ihn vor Löbel hin, der ihn nahm und den Segen ſprach. Der Becher ging herum, jeder der Tiſchgenoſſen trank daraus. Als Lea ihn erhielt, ſeufzte ſie: »O mein Gott! was iſt das für ein Sabbat.« Löbel wollte ſich mit den übrigen Tiſchgenoſſen entfernen, doch Lazarus bat ihn, zu bleiben. »Wohl kann ich mich heute einmal nicht fühlen«, ſagte er, »Ihr werdet dieß begreifen, und ich möchte ohne Euch nicht ſein. Ihr wißt ſo Manches. Wißt Ihr kein Mittel wider den Gram?«

»Geduld!«

»Was iſt Geduld?« fragte Lazarus bitter.

»Weh Euch, der Ihr Geduld braucht und nicht einmal wißt, was Geduld ſei? Und geſetzt, ich wollte Euch lehren, was Geduld iſt, würdet Ihr Geduld haben, mir zuzuhören?«

»Lehrt mich, was Ihr wollt; redet, was es auch ſei, gebt mir viel, recht viel zu denken auf, nur damit ich nicht an mich ſelbſt denke.«

Löbel begann: »Ihr wißt, daß es in Jeruſalem zwei Geſetzesſchulen gab, die des Hillel und die des Schamai. Schamai war zornig und Hillel die Sanftmuth ſelbſt. Einſt wettete ein Schüler des Schamai mit einem Schüler des Hillel und vermaß ſich, die durch alle Proben bewährte Geduld des Rabbi Hillel dennoch zu erſchüttern. Es war kein geringes Unternehmen; auch galt es keine Kleinigkeit; die Wette war auf 400 Silberlinge geſtellt. Aber jener Schüler des Schamai war ein Schalk und durfte ſich auf ſeine große Schlauheit verlaſſen. Er wußte, auf gewöhnlichem Wege ſei dem frommen Rabbi nichts anzuhaben, der jeden Schmerz und Verluſt ertrug in der feſten Ueberzeugung, es ſei ſo Gottes Wille. Er wollte indeſſen bemerkt haben, wie eifrig Rabbi Hillel im Dienſte des Herrn ſei und wie er ſich beſonders auf den Sabbat freue und die Vorbereitungen dazu mit einer Sorgfalt betreibe, die an's Unglaubliche grenze. Darauf gründete der Schalk ſeinen Plan. Er gedachte den Rabbi ſtets in dieſen Vorbereitungen zu unterbrechen, indem er ihm die albernſten und unbedeutendſten Fragen vorlegte, auf die ſich nach ſeiner Meinung nur antworten ließ: dieß iſt ſo, weil es nicht anders iſt. Wirklich wählte er ſeine Zeit ſo gut, daß der Rabbi eben in's Bad geſtiegen war, als er ungeberdig an deſſen Thür pochte und rief: »He, iſt Hillal daheim?« — Dies hörte der Rabbi und ſagte: »Hier bin ich.« Er beeilte ſich, aus dem Bade zu ſteigen, ſeinen Mantel umzuwerfen und ihm entgegen zu gehen. — »Rabbi«, begann der Schalk, »woher haben die Leute zu Babel runde Köpfe?« Hillel antwortete: »Die Leute zu Babel ſind bekanntlich nicht ſonderlich geſcheidt, und die runden, vollblütigen Geſichter ſind keine Kennzeichen der Weisheit. Ein reger Geiſt, der raſtlos forſcht und ſtrebt, verleiht dem Antlitz ein andres Gepräge; da wölbt ſich die Stirn und wird frei, es beleben ſich die Augen und die Züge, die Muskeln des Geſichts werden feiner und beweglicher. Denn der Geiſt, den uns Gott gegeben, ſoll der Herr des Leibes ſein. Es gibt aber läſſige und gleichgültige Herren, die wachen nicht über ihre Knechte und halten ſie zur Arbeit nicht an, da werden die Knechte feiſt und träge und bekommen runde, vollblütige Geſichter, wie die Bewohner zu Babel. Es gibt aber auch wachſame und geſtrenge Herren, deren Diener ſind ſchlank und ſehnig und geſtählt durch Arbeit und Entbehrung. Es gibt aber auch ſtolze Herrn, welche ihre Sklaven brandmarken, zum Zeichen, daß es ihre Sklaven ſind. Und ſolch ein ſtolzer Herr iſt der Geiſt des Weiſen. Der Leib des Weiſen iſt nicht nur der Knecht des Geiſtes, ſondern der gebrandmarkte Sklave, der die Marken zur Schau trägt des Herrn, der ihn beherrſcht. Trachte darnach, mein Sohn, Deinen Leib zu Deinem Sklaven zu machen. Zwar haſt Du nicht das rundköpfige Anſehn der Leute zu Babel, aber eben ſowenig ſcheint Dein Geiſt ein ſtolzer Herr zu ſein. Der ſtolze Geiſt denkt und thut nur, was eines Geiſtes würdig iſt; prüfe Dich daher genau, mein Sohn, ob Dein Beginnen und Streben, Dein Dichten und Trachten, aus dem göttlichen Athem entſpringt oder dem Erdenkloß angehört. — «

So ſprach Hillel voller Würde und Sanftmuth, und der Schalk ſtand beſchämt vor ihm, er fing an, ſeine Wette zu bereuen, und fürchtete überdieß, ſie zu verlieren. Indeß blieb er ſeinem Vorſatze treu. Er ging, ohne dem Rabbi zu danken und ohne ihn zu grüßen, und Hillel kehrte in's Haus zurück und ſtieg wieder in's Bad. Kaum ſaß er wieder in demſelben, ſo klopfte der Schalk zum zweiten Male und rief noch ungeberdiger: »He, iſt Hillel daheim?« Der Rabbi verließ zum zweiten Mal das Bad, warf den Mantel um und trat vor's Haus. »Rabbi«, begann der Schalk von neuem, »ich muß Euch fragen, woher die Bewohner der Landſchaft Charmudim runde, röthliche Augen haben?« — »Das macht der Sand der Wüſte«, ſagte Hillel, »der leicht die Augen entzündet, daß ſie roth werden und jucken. Erträgt man dieß nicht, reizt und kratzt dieſes zarte Organ, ſo vernichtet man die Wimpern, die gegen den Staub ſchützen, und reizt die Thränendrüſen, daß ſie ſtatt des heilſamen, das Auge reinigenden Waſſers, giftigen Eiter erzeugen, woraus eine völlige Erblindung erfolgen kann. Mein Sohn! Auch wir leben in einer Welt des Staubes, der, je feiner er iſt, um ſo gefährlicher wird für unſer inneres Auge, ich meine unſern Geiſt. Dieſem Auge überlaſſe es, ſich ſelber zu ſchützen und aus eigner Kraft von den anfliegenden Erdſtoffen ſich zu reinigen, ſo wird es geſunden und erſtarken, und in Zukunft kann kein Staub mehr es trüben. Wer aber nicht Geduld hat, ein kleines Uebel zu ertragen, wer wider Schmerz und Mißgeſchick weder gerüſtet noch gewaffnet iſt, dem ſteht das ſchlimmere Uebel bevor: gänzliche Erblindung. Und wer nur körperlich erblindet, iſt beſſer daran, als der Geiſtigblinde, denn das iſt der Böſe. Dem Blinden hilft jeder gern und ſchenkt ihm Mitleid und Theilnahme, der Böſe aber wird gehaßt und geſtraft von Gott und Menſchen.« — Wieder ging der Schalk, ohne zu grüßen und zu danken, und der Rabbi ging in ſein Haus zurück, um das Bad zu vollenden. —

Da pochte der Schalk zum dritten Male, und Hillel verließ das Bad, warf den Mantel um und ging hinaus. — »Rabbi!« rief jener, »ich muß Euch fragen, woher die Bewohner von Mizrajim platte Füße haben.« — Hillel ſprach: »Die Ufer des Nil ſind ſchlammig und ſchlüpfrig, und die Bewohner von Mizrajim ſetzen die Füße einwärts, ſenken den Kopf und krümmen den Rücken, um nicht auszugleiten. Nicht nur platte, einwärtsgekehrte Füße, auch runde Rücken und geſenkte Köpfe verrathen den Sumpfbewohner. Betrachte dagegen den Wuchs und die Haltung der Bergbewohner, wie ſtolz halten ſie den Kopf! Wie frei tragen ſie die hochgewölbte Bruſt, um friſche reine Aetherluft in langen Zügen zu trinken! Sie ſetzen die Füße auswärts, denn dieß gibt die Feſtigkeit beim Erſteigen der Berge, und betrachte Dir die ſchmalen, wohlgebildeten Füße, welche die gefährlichen Abhänge und Klippen, wo ein einziger Fehltritt unvermeidlichen Tod brächte, ſicher beſchreiten, während die Sumpfbewohner mit ihren breiten Füßen immer noch das Ausgleiten fürchten, wobei ſie ſich nur beſchmutzen, nicht aber beſchädigen würden. Zieh Dir folgende Nutzanwendung daraus, mein Sohn! Mit kühnem, freiem Geiſte beſchreite die höchſten Höhen des Lebens, Du wirſt feſten, ſteinigen Boden finden. Fürchte keinen Fehltritt, und Freiheit und Adel wird aus Deinem ganzen Weſen hervorleuchten. Wer aber im Schlamm und in der Gemeinheit des Lebens watet, der muß ſich bei jedem Schritt vor dem Falle hüten, der ihn beſchmutzt und lächerlich macht vor ſeinen Nachbarn, der ſenkt den Kopf und ſchaut den Boden an, der krümmt die Bruſt, damit ſie ſich vor jeder Sehnſucht verſchließe; der hat nichts, als ſeinen platten Fuß, der ihn ſchützt vor dem Ausgleiten. — Doch, mein Sohn! willſt Du nicht näher treten, vielleicht fallen Dir noch mehr Fragen ein, und Du kannſt das Gehen und Kommen, das Pochen und Rufen Dir erſparen. Ich muß jetzt mein Bad vollenden, weil es hart auf den Sabbat geht; dieß ſoll mich aber nicht hindern, Deine Wißbegier zu ſtillen, ſo weit ich es im Stande bin.« Als der Schalk den edlen Rabbi ſo reden hörte, gab er ſeine Wette verloren. »Heil Euch, Rabbi Hillel!« rief er aus, »Euer Geiſt iſt der ſtolze Herr, deſſen Leib die Marken des Gebieters trägt; Euer Geiſt ein klares Auge mit kräftigen Wimpern und geſunden Drüſen, welches kein Erdenſtaub trüben kann; Euer Geiſt iſt der ſchön geformte Fuß des Bergbewohners, der ſicher die ſchwindelnden Höhen beſchreitet; ich aber bin ein Rundkopf von Babel, ein Rothauge von Charmudim, ein Plattfuß von Mizrajim, und weil ich an Eure Vollkommenheiten nicht glauben wollte, habe ich viel Geld verloren.« — Er bekannte dem Rabbi ſeine Wette um 400 Silberlinge, und Hillel ſprach: »Mein Sohn, es iſt mir leid, daß Du meinetwegen zu Schaden kommſt, allein ich kann Dir nicht helfen. Ich alter Mann bin nun dermaßen an Geduld gewöhnt, daß mein Wille nichts mehr über die lange Gewohnheit vermag. Wahrlich ich weiß nicht mehr, wie man es anfangen muß, ſich in Zorn zu bringen.«

So dachte Hillel, das Oberhaupt der Geſetzſchule, welche mit der des Schamai in Streit lag. Der Talmud aber ſagt: »Wo Hillel und Schamai ſtreiten, hat unbedingt der ſanftmüthige Hillel vor dem zornigen Schamai

Recht.« — »Heut hat der Feuergeiſt des Schamai Euch regiert«, fügte Löbel ſeiner Erzähulng hinzu, »und hat Euch vermocht, zu wüthen gegen Euer Blut und Fleiſch, gegen Euer Kind und gegen Euer Glück. Möge jetzt der Geiſt des ſanftmüthigen Hillel bei Euch einkehren, damit Ihr Euch prüfet und erkennet, dann kann vielleicht noch alles gut und Euer verleiteter Sohn gerettet werden.«

Mit dieſer Erzählung hatte Löbel in der That vermocht, den aufgebrachten Lazarus zu beruhigen und ihn zum Nachdenken und zur Selbſterkenntniß zu bringen. »Ihr kommt doch morgen Mittag wieder«, ſprach er faſt bittend zu Löbel, und da dieſer verneinte, fügte er hinzu: »Ich bin in einer Lage, wo der ſchlichte Verſtand eines Ungelehrten nicht ausreicht; in Euch aber wohnt der Sinn des Geſetzes. Geprieſen ſei der Ewige! Der von ſeinem Geiſte den Sterblichen mitgetheilt. Ihr dürft mich nicht verlaſſen, Ihr müßt mir rathen und helfen.«

»Ich bin ein armer Fremdling!« ſagte Löbel, »ich habe hier keine Verbindungen und Freunde, wie alſo kann ich Euch helfen! Ich kenne nicht Prag, nicht Juden, noch Chriſten, die hier wohnen, wie kann ich Euch rathen? Ich kannte weder Euch, noch Euren Sohn, und deßhalb iſt, was ich im guten Sinne ſagte, zum Böſen ausgeſchlagen. Gott hat unſer Beiſammenſein nicht geſegnet, darum laßt uns ſcheiden, ehe ſich das Uebel verſchlimmert! —«

Er wollte ſich auch bei Frau Lea verabſchieden und ſie möglichſt wieder ausſöhnen. Sie aber ſaß in ſtummer Betäubung, in jener dumpfen Ergebenheit da, in welcher der Jude bei Mißgeſchicken den unabwendbaren Willen Gottes verehrt. Wie ſehr ſich auch Löbel demüthigte, wie herzlich er ſie auch um ein einziges freundliches Abſchiedswort anſprach; ſie zuckte nur ſchweigend und mit gleichgültiger Miene die Achſeln.

Der Erzähler machte hier eine Pauſe, und Doctor Seligmann benutzte die Gelegenheit, ihm ſein Wohlgefallen über die Sage vom Rabbi Hillel zu erkennen zu geben. »Ich kenne dieſe Geſchichte«, ſagte er, »und hätte ſie nimmer für bedeutend gehalten. Jetzt erſt ſehe ich, wie gut Sie den Talmud zu commentiren wiſſen. Denn allerdings, die Elemente liegen da, Sie haben ſie nur hervorgehoben, und ich verſtehe jetzt erſt eine Sage, die ich früher für etwas Nichtiges gehalten habe.«

»Das dachte ich mir auch,« wandte Gabriel ein, »als Sie mir am erſten Abende über meine willkührliche Behandlung des Talmud einen Vorwurf machten. So viel Weisheit kann aus mir allein nicht kommen, und wer weiß, wie viel ich noch überſehen habe.«

Er fuhr fort:

Die Entweichung des Simon Abeles, des einzigen Sohnes reicher Leute, eines gottesfürchtigen, arbeitſamen Knaben, welcher der Augapfel ſeiner Aeltern geweſen und keinem Menſchen bisher irgend Anlaß zu Klagen und zur Unzufriedenheit gegeben, verbreitete allgemeine Beſtürzung und Schrecken unter den Juden zu Prag. Sie wollten dieß ſelbſt den Augenzeugen nicht glauben, und Jeder wollte aus Lazarus eignem Munde die Geſchichte vernehmen. — So wurde Lazarus ſtets an ſein Leid erinnert, und mußte ſein Unglück erzählen und immer von neuem erzählen, und jedesmal fügte er hinzu, was Löbel ihm anvertraut, daß Buhlerinnen von den bekehrungsſüchtigen Jeſuiten gedungen wären, alle Judenknaben zu verführen. Dann brach er in die frühern Worte aus: »Iſt es nicht genug, daß man uns unterdrückt und uns wie Sklaven hält, daß man uns das Blut aus den Adern und das Mark aus den Knochen ſaugt, daß man ungeſtraft uns mißhandelt und zu Tode ſchlägt und martert? Auch unſere Kinder verführt man zur Sünde und zum Abfall von dem einzigen wahren Gott!« Dieſe Worte ſchufen ſtets eine unglaubliche Wuth. Die Juden wehklagten und ſchrieen: »Wir laſſen uns unterdrücken und ausſaugen, mißhandeln und zu Tode martern, aber unſere Kinder, unſere Reinheit und unſeren Gott laſſen wir uns nicht nehmen.« Mancher knirſchte vor Wuth, ſchnaubte und brütete Rache. Aber Rache gegen wen?

Schon das Gerücht, es ſei ein einziger Chriſt von Juden gemißhandelt worden, konnte eine Judenverfolgung herbeiführen und Eigenthum und Leben der Juden der Grauſamkeit und Habſucht des Pöbels ausſetzen. Höchſtens in Worten konnte dieſer Grimm ſich Luft machen gegen einzelne Chriſten, die von Juden kauften oder ihnen verkauften oder ihnen Pfänder brachten und Geld abborgten; dieſen konnte man ſagen: Eure Prieſter machen gemeine Sache mit Buhlerinnen, uns unſere Kinder zu ſtehlen. Das war alles! Doch an jenen armen, verwahrloſten Knaben, die abtrünnig geworden und wiedergekehrt waren, an denen ließen die Juden ihre ganze Wuth aus; hier durften ſie es; denn Niemand fragte nach dieſen Kindern und nach deren Aeltern, und in ſeiner ſchwärmeriſchen Gottesfurcht haßt der Jude den Abtrünnigen mehr, als den Nichtjuden. An ihnen glaubten die Juden rächen zu müſſen, daß ſie ſich zum Abfall hatten verleiten laſſen; ihre reuige Wiederkehr, ihre ſchwere Buße war anfangs überſehen worden und wurde ihnen jetzt nicht gut gerechnet. Wo ſie ſich zeigten, waren ſie den Schmähungen und Mißhandlungen ihrer Glaubensgenoſſen unbarmherzig ausgeſetzt, bis ſie einer nach dem andern zu den Jeſuiten zurückkehrten, was die heimliche Wuth der Juden nur ſteigerte.

Unter dieſen Umſtänden war es gewiß unklug von Lazarus gehandelt, daß er laut ſagte: Er wolle und müſſe ſeinen Sohn wiederhaben, todt oder lebendig, ſei ihm gleichviel; nur die Verfolger des jüdiſchen Glaubens ſollten ihr Ziel nicht erreichen. Er hielt es für ein leichtes Werk, des Entflohenen wieder habhaft zu werden. »Jene Weiber der Sünde,« ſagte er, »thun, was ſie thun, um des Geldes willen; das Geld des Lazarus Abeles hat aber daſſelbe Gepräge, wie das Geld der Väter der Geſellſchaft Jeſu. Beſtechen ſie die Töchter der Sünde, mir meinen Sohn zu entführen, ſo beſteche ich die Töchter der Sünde, mir mein Kind zurückzubringen. Ich brauche die Jeſuiten nur zu überbieten, und ich habe nun einmal den Kopf darauf geſetzt, ich will meinen Knaben wieder haben und werde kein Geld ſparen.«

Die Juden, die Lazarus ſo reden hörten, konnten ihm den Beifall nicht verſagen, und Jeder war entſchloſſen, ihm Beiſtand zu leiſten.

Schon nach wenig Tagen trat ein ſtämmiger Burſch, Namens Manaſſe, zu Lazarus in den Laden und ſprach mit lächelnder Miene: »Ich bringe Euch Kunde von Eurem Sohne. Heute früh ſah ich ihn, eine Magd führte ihn und brachte ihn nach dem Clemens-Collegium. Ich kannte die Magd; ſie dient im Hauſe des Daniel Benekamp in der Altſtadt, bei einem getauften Juden: Franz Kawka; ſie heißt Barbara und beſtiehlt ihre Herrſchaft. Was bei einem getauften Juden gleich für eine Wirthſchaft im Hauſe iſt: Erſt kürzlich habe ich dieſer Magd zwei Betttücher abgekauft, worin noch der Name: »Franz Kawka« eingenäht iſt. — Ich wartete, bis ſie aus dem Clemens-Collegium zurückkam, dann ging ich ihr nach und fragte ſie: wie ſie zu dem Kinde käme, das ſie eben zu den Jeſuiten gebracht. — Sie wollte mir nicht Rede ſtehen, da nannte ich ſie eine Diebin und drohte ihr mit den Betttüchern, worin der Name Franz Kawka eingenäht war. Welch ein Glück, daß ich ihn noch nicht ausgezupft. Nun erfuhr ich von ihr, daß Euer Simon bei eben dieſem Franz Kawka einſtweilen untergebracht ſei und daß er die Taufe noch nicht empfangen habe. Auch hat mir Barbara verſprochen, morgen den Knaben, ſtatt ihn in's Clemens-Collegium zu führen, mir auszuliefern. Ich gebe ihr dafür ihre Betttücher unentgeltlich zurück. Ob ſie ihr Verſprechen halten wird, werdet Ihr ja wohl beurtheilen können!« Lazarus erſchloß ſeinen Geldſchrank und zählte zehn Goldſtücke auf den Ladentiſch hin. »Iſt das genug für Deine Betttücher?« fragte er. Manaſſe lächelte: »Die Betttücher ſind nicht ſo viel werth,« ſagte er: »Aber freilich kaufe ich Euern Knaben mit meinen Betttüchern nicht nur den Chriſten ab, ich muß ihn auch aus der Altſtadt entführen und durch viele chriſtliche Straßen tragen, was gar gefährlich iſt und wozu ich Beiſtand nehmen und meinen Helfer bezahlen muß. Zu viel gebt Ihr mir nicht, Herr Lazarus, aber gut bezahlt iſt es, ſehr gut bezahlt!«

»So geh denn, wackerer Manaſſe, und halte Wort! Das Geld iſt Dir gegönnt, Du weißt nicht, wie man ſich an ein Kind gewöhnen, wie ſehr man es vermiſſen kann! Ich freue mich auf Leas Freude, wenn ich heim komme und ſage: Weib! morgen haſt Du Deinen Knaben wieder, er iſt noch nicht getauft.«

Als es anfing zu dunkeln, ſchloß Lazarus ſeinen Laden, um nach Hauſe zu gehen. Seine Freude hatte ſchon ſehr gelitten durch ſchmerzliche Erinnerungen und durch ſorgenvolle Betrachtungen über die Zukunft. Seufzend hinterbrachte er Lea, daß Simon gefunden ſei und morgen wieder hergebracht würde, aber, da ſie Freudenthränen weinte und ihrem Schöpfer dankte, ergrimmte er und ging mit haſtigen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Lea brachte Licht und ſah ihres Mannes zornige Stirnfalten, den ſtieren, unruhigen Blick, ſeine zuckenden Lippen und Geberden, als ſpräche er mit ſich ſelbſt.

»Was iſt Dir, Lazarus!« fragte ſie, »Du haſt ja nun Deinen Willen und morgen werden wir unſern Simon wieder bei uns haben!«

»Wieder bei uns haben?« ſprach er kopfſchüttelnd. —

»Wir werden ihn wieder haben, aber wie? Iſt er noch keuſch und rein? Er hat gelebt im Hauſe eines Chriſten, er hat Verbotenes gegeſſen, hat kein jüdiſches Gebet geſagt und Gott behüte! viel Heidniſches gelernt.«

»Er wird Buße thun!«

»Buße thun!« ſchrie Lazarus außer ſich. »Mein Kind Buße thun. — Ich werde das nicht ertragen. — Lea, mein Weib,« fügte er ſanfter hinzu, »die Schande unſeres Kindes iſt unſere Schande, thut unſer Kind Buße, ſo thut Buße unſer Fleiſch und Blut und demüthigt ſich vor denen, die ſo tief vor uns ſich bücken und bettelnd vor unſere Thür kommen, um ihr wöchentliches Almoſen zu empfangen. O Lea, die Hand des Herrn ruht ſchwer auf uns. Doch hör', was ich im Sinne habe und widerſprich mir nicht. Wo Du mir widerſprichſt, wirſt Du mich nur erzürnen, ohne daß Du meinen Entſchluß im geringſten änderſt.« —

»Ich will Dir nicht widerſprechen,« ſeufzte Lea.

»Wir geben unſer Kind von uns. Er ſoll zu Deinem Ohm, dem Rabbi Feibel zu Fürth, der ſoll ihn Buße thun laſſen, der ſoll ihn ſtreng halten, ich will ihn nie, nie wiederſehn.«

»Und wenn er ſich beſſert!«

»Kommt Zeit, kommt Rath. — Wenn Dein Ohm, der Rabbi Feibel zu Fürth ſagt: Er iſt gebeſſert, ſo ſoll er wieder mein Sohn ſein. — Aber einen Denkzettel ſoll er mitnehmen, und aus dem braunen Flecken am Leibe ſoll Rabbi Feibel noch lange herausleſen, welche Sünde er begangen!«

»Willſt Du ihn ſchlagen?«

»Ha die zehn Goldſtücke will ich nicht umſonſt ausgegeben haben. Er hat mir Unruh und Verdruß, Sorgen und Schmerzen gemacht!«

»Ach, das iſt nicht der Geiſt des ſanften Rabbi Hillel, der jetzt aus Dir ſpricht.«

»Still! Weib! Darfſt Du über Rabinen urtheilen? Ich bin Dein Mann und Herr und bei dieſem Lichte vor Gott ſchwör' ich, ich ſchlage den Buben, ſo lange ich den Arm rühren kann.« — Ein heftiges Pochen und Rütteln an der Thür, hinderte Lea zu erwidern, was Ihr das Mutterherz eingab. — »Wer iſt da?« fragte Lazarus.

»Herr Lazarus! Herr Abeles! Ich bitte Euch, macht auf,« rief eine klägliche Stimme.

Lazarus ging die Hausthür zu entriegeln. Seufzend und ſchluchzend trat ihm Löbel entgegen und geberdete ſich gar kläglich. Lazarus führte ihn ins Zimmer und fragte, was ihm widerfahren ſei?

»Ach, Herr Lazarus!« klagte Löbel, »Ihr habt mich ſehr unglücklich gemacht, Ihr habt aller Welt erzählt, was ich Euch neulich anvertraut, daß ich dem Frevel der Jeſuiten nachſpüre und in einer hebräiſchen Schrift meine Entdeckungen veröffentlichen will. Das erzählen die Juden ſelbſt, nicht nur allen Chriſten, ſondern auch die von Neuem entlaufenen Judenknaben haben mich den Jeſuiten verrathen. Gott weiß, welches Unheil über alle Prager Juden daraus entſtehen kann! Ihr habt eine große Sünde begangen, Herr Lazarus, denn der Talmud ſagt: Was ein Gelehrter einem Ungelehrten ſagt, darf dieſer nicht weiter erzählen, denn er kann nicht wiſſen, ob er den Gelehrten verſtanden, und denen er es wieder erzählte, kann die Wahrheit zu Gift werden und iſt die Wahrheit in der Hand des Weiſen ein ſcharfes Meſſer, was iſt ſie erſt in der Hand des Narren? Die Wahrheit, die ich Euch in die Hand gab, ward zum ſchneidenden Meſſer! — Erinnert Ihr Euch des Meſſers, das Ihr anfaßtet gegen Euren Sohn? — Verhüte Gott, daß die Wahrheit den Narren zu Gift werde, denen Ihr ſie mitgetheilt! Ich aber bin unglücklich, denn die geiſtlichen Gerichte verfolgen mich. Fürs erſte haben ſie alle meine Papiere und meine Habſeligkeiten dem Wirthe abgefordert, bei dem ich Nachtquartier habe. Ich habe jetzt nichts, als wie ich gehe und ſtehe.«

»Was man Euch genommen, erſetze ich Euch,« ſagte Lazarus. Doch Löbel fing bitterlich an zu weinen: »Meine zwei Hemden, meine Strümpfe und bunten Sacktücher könnt Ihr mir erſetzen, aber meine Schriften und Bücher, die ich ſo fleißig ausgearbeitet und geſammelt in den drei Jahren, daß ich auf der Wanderſchaft bin, meine Schriften und Bücher, die ich überall mühſelig mit mir herumgeſchleppt, die ſind hier geraubt von Chriſten! — Frau Lea,« wendete er ſich zu dieſer: »Seid Ihr nun gerächt? Habe ich nun genugſam das Ungewitter gebüßt, das ich unvorſichtig und ſchuldlos über das Haupt Eures Sohnes heraufbeſchworen?« —

Lea ſchlug die Augen nieder; Lazarus aber ſprach: »Löbel, wenn ich Euere Zukunft ſichere, wenn ich Euch eine Stellung anweiſe, daß Ihr vielleicht im Stande ſeid, Euer Glück zu machen, ſeid Ihr dann getröſtet über den Verluſt Eurer Habe?«

»Wie das? lieber Herr! wie das? Ich bitte Euch, redet!«

»Hört an! — Morgen kommt mein Sohn wieder. Er ſoll fort; weit — weit von hier. Aber unter ſtrenger Aufſicht will ich ihn wiſſen! Wollt Ihr ſein Erzieher, ſein Aufſeher ſein? Zehn Goldſtücke habe ich gegeben, meinen Simon wieder zu erhalten. Ihr ſeht alſo, ich ſpare kein Geld, wo es das Wohl meines Kindes gilt. Vorläufig ſeid Ihr in meinem Hauſe ſicher, denn ich habe ein verborgenes Gewölbe, um, wenn — Gott bewahre! — eine Judenverfolgung ausbricht, Weib und Kind und Reichthümer dahin zu flüchten. Sobald man aufhört, Euch zu verfolgen, ſende ich Euch ſammt meinem Knaben mit Briefen zu meiner Frau Oheim, dem Rabbiner zu Fürth. Ihr mögt ihm erzählen, welche Strafe der hochgelobte Gott über die Prager Gemeinde verhängt hat und wie leider! auch mein Sohn mit verführet worden und Ihr Zeuge waret, daß er abtrünnig wurde. Nicht leicht könnt Ihr unter beſſeren Verhältniſſen als dieſen zu einem Rabbiner kommen. Ihr ſeid der Erzieher meines Sohnes und der Onkel der Mutter deſſelben wird Euch Beide gaſtlich aufnehmen. Zu dem kommt, daß Rabbi Feibel zu Fürth alt iſt und keine Söhne hat. Er ſehnt ſich nach Beiſtand in ſeinem Amte und ich glaube, er kann nicht leicht einen beſſern Gehülfen finden, als ich ihm in Euch ſende. — Vielleicht auch, daß Ihr den Juden zu Fürth eben die vortheilhafte Meinung von Euch beibringt, welche ich von Euch hege. Stürbe dann einſt Rabbi Feibel, dem Gott noch viele Jahre ſchenken möge, ſo habt Ihr die Ausſicht, als ſein Nachfolger erwählt zu werden. Dann könnt Ihr ſagen, daß Ihr Euer Glück gemacht habt. Ich zeige und ebne Euch den nächſten Weg dazu.« —

Der Unglückliche ſehnt ſich nach Troſt; und wie viel mehr Urſache hatte Löbel, ſich zu freuen und zu hoffen. Nicht nur geſchützt und gerettet ſah er ſich, auch ſeine Zukunft lag lachend vor ſeinen Blicken und harmlos überließ er ſich ſeinen Gedanken und Träumen an eine beſſere und glücklichere Zeit. Auch Lazarus, der ſeine Entſchlüſſe befeſtigt hatte, faßte Hoffnung, ſich mit ſeinem Knaben einſt wieder verſöhnen zu können. Nur Lea war betrübt; ſie ſollte ihren Sohn nur wieder finden, um deſto länger ſich von ihm zu trennen.

Der Abrede mit Manaſſe gemäß verließ Barbara, jene Magd des Franz Kawka, am folgenden Morgen, Simon an der Hand, bei Zeiten ihre Wohnung; als ſie aber die nächſte Ecke erreicht und vom Hauſe nicht geſehen werden konnte, bog ſie in eine andere Straße, welche nicht in das Collegium Sancti Clementis führte, ſondern nach dem Judenviertel zu.

»Wohin gehen wir?« fragte Simon.

Barbara antwortete: »Zu Adelheit, ſie möchte Dich gern einmal wiederſehen, es iſt noch zeitig und nach dem Collegium kommen wir noch früh genug.«

Adelheit hieß jene lockere Dirne, welche im Laden des Lazarus die vornehme Dame geſpielt und um ihr Amt ſich bequemer zu machen, eine Wohnung in der Nähe des Judenviertels ſich genommen hatte. In der That wünſchte Simon, ſie wiederzuſehen und folgte ſeiner Führerin willig durch mehrere Straßen. — Mit einem Male aber blieb er ſtehen und rief: »Da kommt einer meiner Bekannten!«

Er wollte fliehen, allein Barbara hielt ihn mit beiden Händen und fragte: »Wo? wo?« — »Der dort mit dem Bündel Leinen unter dem Arme, das iſt Manaſſe, ein ſtarker verwegner Menſch, wenn er mich ſieht, bin ich verloren.«

Barbara hielt ihn nur noch feſter. »Du Schelm! Du willſt wieder zu den Juden laufen!« ſprach ſie, »mir aber entkommſt Du nicht.« Simon wehrte ſich aus Leibeskräften und rief, was er konnte, nach Hülfe. Indeſſen war Manaſſe näher gekommen, ſprang auf den ſchreienden Knaben los, verhielt ihm den Mund und hob ihn ſogleich beim Kopfe empor. Das leinene Bündel ließ er zu Barbaras Füßen fallen, die es ſchleunig ergriff; und raſch entflohen beide nach dieſem getroffenen Tauſch; Barbara mit ihren Betttüchern hier-, Manaſſe mit dem Knaben dorthin.

Viele Juden waren theils aus Neugier, theils um nöthigenfalls Hülfe zu leiſten, in einiger Entfernung gefolgt. Sie umgaben den Manaſſe, um ihn, ſammt dem gefangenen Knaben, den Augen der Chriſten, die etwa herbeikommen ſollten, zu entziehen. Ihre Anzahl war ſehr beträchtlich und in den chriſtlichen Straßen, welche der Haufe toſend und Flüche murmelnd durchwogte, lief alles an die Fenſter und vor die Thüren. Indeß konnten ſie nicht errathen, was die Juden vorhatten. Manaſſe verhielt ſeinem Gefangnen den Mund ſo gut, daß dem armen Knaben kaum der nöthige Athem blieb und wie ſehr auch die Juden ihn ſtießen und kniffen, rauften und zauſten, die breite Hand des Manaſſe ließ keinen Schrei, kein Wimmern hindurch.

Der Haufe hatte bald die Judengaſſen erreicht. Hier mehrte ſich der Lärm und das Gedränge. Weiber und Kinder, Knechte und Mägde, ſtürmten aus allen Wohnungen, den unglücklichen Simon zu verfluchen und zu peinigen und hier durfte er ſchreien und wimmern, ſo laut er wollte, ſeine Klagetöne waren denen, die ihn quälten, Wohllaut und Muſik, und ihr heulendes Fluchen, ihre ſingende Verfolgungsluſt verſtärkte oder verminderte ſich mit ſeinem Schmerzgeſchrei.

Zugleich mit Manaſſe drang ein ganzer Haufe Männer und Weiber mit in Lazarus Haus. Im Nu war der Flur und das untere Zimmer gefüllt, die Hausthür blieb offen und die ganze Straße war voll zorniger, fluchender Geſichter. Das Gedränge und der Lärm mehrten ſich mit jedem Augenblicke. —

Lazarus wollte anfangs die ſeinem Sohne zugeſchworne Züchtigung ſogleich vollziehen, aber der Zuſtand, in welchem man ſein Kind ihm brachte, entwaffnete ſeinen Zorn. Er ließ es geſchehen, daß Lea weinend ihren blutenden, ohnmächtigen Sohn in die Arme ſchloß und forttrug. Hiermit aber waren die rachſüchtigen Juden nicht zufrieden, ſie beſtanden darauf, daß die verſprochene Züchtigung vollzogen werde und am lauteſten begehrten es die, welche Manaſſe gefolgt waren, um ihm Beiſtand zu leiſten. Lazarus ließ ſich ungern Vorſchriften machen, er hieß die Leute gehen und ſein Haus räumen. Was vermochte er aber gegen ſo Viele? Während er mit Einem zankte und ſchalt, überſchrieen ihn drei, vier Andere. Jetzt kam auch Lea herzu mit Simons zerriſſenen und blutigen Kleidern.

»Sieh Dir die Kleider an!« rief ſie Lazarus zu. »Die feinen, ſchönen Sabbatkleider, ſo ſehen ſie aus, nun denke Dir, wie ſie erſt den armen Simon zugerichtet haben. Die Züchtigung, nach der ſie ſchreien, haben ſie längſt vollzogen. Und hätten ſie nur das Kind geſchlagen, aber die Kleider haben ſie zerriſſen und die Kleider gehören den Aeltern, welche ſie machen laſſen und bezahlen. Zehn Goldſtücke haſt Du gegeben, und man ſchont nicht einmal die Sabbatkleider unſers Sohnes.«

Doch die einmal aufgeregte Menge ließ ſich dadurch nicht beſchwichtigen, der Eine rief: »Solch gottloſer Baſtard muß keine ſo ſchönen Kleider tragen.« Ein Andrer ſagte: »Ihr habt Euren Knaben, Gott und Menſchen zum Trotz verzärtelt, darum ſtraft Gott Euch in Eurem Knaben.« Ein Dritter fragte. »Warum haben armer Leute Kinder Buße thun müſſen, daß jeder hintrat und ſie ſchlug, und ſie dankten für die Wohlthat und den guten Willen ſie zu beſſern; und Ihr ſendet Euren Sohn nach Fürth, da ſoll er büßen? Hier hat er die Juden beleidigt, hier iſt er abgefallen und eine Züchtigung muß er haben unſertwillen denn wir ſind eben ſo gut Juden, als Ihr, Herr Lazarus, wenn wir auch nicht ſo viel Geld und Geldeswerth beſitzen.«

Dieſe Worte ſprachen die allgemeine Stimmung aus. »Die Züchtigung! Die Züchtigung!« rief es im Zimmer und auf der Gaſſe, »wir gehen nicht eher vom Flecke.«

Mit einem Male aber ward »Platz! Platz vor dem Rabbi!« gerufen. Das Wort Rabbi beſchwichtigte augenblicklich den Streit, während ein würdiger Greis mit langem Silberbarte, von ſeinem Diener geführt, ſich langſam durch die Menge wand, indem Jeder ſein Mögliches that, ihm auszuweichen und Bahn zu machen.

Der Rabbi betrat das Zimmer und wandte ſich an Lazarus mit den ſtrengen Worten: »Lazarus, Euer Benehmen iſt jetzt der Art, daß ich nicht länger mit Ruhe es anſehen darf.«

Ein beifälliges Gemurmel lief durch die Reihen der Juden. »Still,« gebot der Rabbi. »Wenn ein Rabbi ſpricht, muß Stille herrſchen.« — »Lazarus!« fuhr er fort: »Ihr ſeid ein Ehrenmann, ein gottesfürchtiger Jude, ein Wohlthäter der Gemeinde, Ihr ſeid unglücklich, darum kann ich Euch entſchuldigen, aber ſeit kurzem ſtört Ihr tagtäglich den Frieden der Gemeinde. Ihr habt das Vertrauen eines jungen Gelehrten, der Gaſt bei Euch war, gemißbraucht, habt deſſen Geheimniſſe der Gemeinde verrathen und alle Juden aufrühreriſch gemacht; Chriſten ſind hier geſcholten worden; Judenknaben, bekehrte Sünder hat man gemißhandelt und zur Wiederholung ihres Verbrechens gezwungen; Ihr ſelber habt heute Euren abtrünnigen Knaben am hellen Tage aus chriſtlichen Straßen mit Gewalt entführen laſſen. Lauter wahnſinnige Streiche, die, behüte uns Gott, ſchreckliche Folgen haben können. Wenn nun die Chriſten zu uns eindringen, den Knaben wieder zu befreien?«

»Weh uns! Weh uns!« riefen die erſchrocknen Juden.

»Still!« gebot der Rabbi. »Jetzt ſagt mir, Lazarus, was bedeutet der Zank und der Auflauf hier?«

»Seht, Rabbi,« ſagte Lazarus, »dieſe koſtſpieligen Kleider meines Sohnes. So ſind ſie zerriſſen worden, und ich gab Manaſſe zehn Geldſtücke, um mir meinen Sohn zu bringen.«

Der Rabbi wandte ſich zu Manaſſe: »War es ausbedungen, daß Ihr die Kleider ſchonen ſolltet?«

»Nein!« ſagte dieſer.

»Entwich Euer Sohn nicht am Sabbat?« fuhr der Rabbi zu Lazarus fort.

»Am Sabbat Abend.«

»So hättet Ihr bedenken müſſen, daß Euer Sohn ſeine Sabbatkleider anhatte, da es Euch nicht einfiel, kann Manaſſe nicht darunter leiden, daß Euer Sohn am Sabbat entlief und nicht am Wochentage. Es iſt ein Schade, den Ihr, Lazarus, tragen müßt.«

Da begann Lea: »Verzeiht, Rabbi, daß ich als Weib darein rede, aber es iſt ja auch mein Sohn. Dieſe Menſchen haben ihn blutig und ohnmächtig geſchlagen, jetzt wollen ſie meinen Mann aufreizen, daß er den armen, halbtodten Knaben noch einmal züchtigt.«

»Wer verlangt das?«

»Dieſer da!« ſagte Lazarus und deutete auf den Sprecher von vorhin.

»Weßhalb begehrſt Du das?«

Dieſer antwortete: »Er will ſeinen Sohn nach Fürth ſchicken, dort ſoll er Buße thun.«

»Es hängt von mir ab, dieſes zu geſtatten oder zu verbieten und ich heiße es gut.«

»Wir ſind mit Manaſſe gegangen als er den Knaben in chriſtlichen Straßen einfing; denn Herr Lazarus hat uns verſprochen, er wolle ſeinen Sohn in unſerer Gegenwart züchtigen.«

»Das Kind war blutig und ohnmächtig; Ihr habt die Züchtigung vollzogen, Lazarus iſt ſeines Verſprechens ledig.«

»Verzeiht mir, Rabbi, eine Frage!«

»Frage, was zur Sache gehört!«

»Darf ein Vater ſolche Verbrechen ſeinem Sohne verzeihen, die uns empören, daß wir unwillkührlich ſie züchtigten.«

»Gut geſragt! gut geſragt!« murmelte es durch die Reihen der Juden.

Der Rabbi mußte wieder Stille gebieten, dann ſprach er: »Lazarus wird ſeinen Sohn züchtigen, nicht in unſrer Gegenwart.« — »Lazarus!« wandte er ſich milde zu dieſem: »Eine kleine Genugthuung mögt Ihr den Leuten geben. Ihr habt ſie aufrühreriſch gemacht, Ihr müßt ſie beruhigen! Bedenkt, Euer Sohn lief zu den Nazarenern, lebte im Hauſe eines Nazareners, aß Unreines, gab ſich mit Dienen ab. Lauter ſtrafwürdige Vergehen! Man thut nichts Unrechtes, wenn man Euch zumuthet, ſie mit Vaterhand zu ſtrafen, wie und wann Ihr das für gut findet!«

Das war zu viel für den Stolz des Lazarus. Der Rabbi gab ihm Unrecht und zählte die Verbrechen ſeines Sohnes auf. »Wartet ein Weilchen, Rabbi!« rief er mit wüthenden Mienen, ergriff ein Scheit Holz, das im Zimmer lag, und ſprang die Treppe hinauf. Lea rief: »Haltet ihn, haltet ihn zurück!« Sie hatte die Thür des Zimmers, wo Simon unter Löbels Aufſicht ſich befand, vorſorglich verſchloſſen. Als ſie aber hörte, wie Lazarus mit einem einzigen Fußtritte die Thür ſprengte, ſank ſie in Ohnmacht.

Löbel war inzwiſchen bemüht geweſen, dem gemißhandelten angſtvollen Knaben Troſt und Beruhigung einzuflößen. Er erzählte ihm, daß er mit ihm nach Fürth zu ſeinem Oheim reiſen und ſie dort bleiben würden, bis zu Prag alles vergeſſen ſei.«

»Ach,« ſeufzte Simon, »ich habe zu ſehr geſündigt, das kann mir nicht vergeſſen werden.«

»Die Zeit vermag viel; die Abwechslung unterwegs, das Leben unter fremden guten Menſchen wird Dich auf andere Gedanken bringen.«

»Weh mir!« ſeufzte Simon, »ich habe geſündigt gegen alle jüdiſchen Gebote. Man hätte mich unter den Nazarenern laſſen ſollen. Die Juden haben kein Glück mehr. Ihr Tempel iſt zerſtört, ſie werden unterjocht, gemißhandelt, und Gott hat ſeine Drohung erfüllt und ein zaghaftes Herz ihnen gegeben.«

»Pfui! feiger Knabe!« rief Löbel und wich mit Abſcheu von ſeinem Lager. »Du glaubſt nicht an Gott, du glaubſt an Glück. Im Glück haſt Du an Gott nicht gedacht, darum macht das Unglück dein Herz zaghaft.«

In dieſem Augenblicke ſprang Lazarus die Treppe hinauf und trat die Thür ein.

»Baſtard!« knirſchte er, »Baſtard, warum wollteſt du Chriſt werden?«

»Lieber Vater, ich will Alles geſtehen!« ſchrie Simon, »ſchlage mich nur nicht.«

»Baſtard, vermaledeiter! geſtehe, warum du Chriſt werden wollteſt.«

»Weil Herr Doctor Münzer, der Rector des Collegiums mir geſagt: Jeſus Chriſtus, der Gekreuzigte, ſei Gottes Sohn und unſer Meſſias.«

Dieſe in Todesangſt geſprochenen Worte brachten Lazarus vollends außer ſich. Er ſchlug mit dem Scheit Holz auf ihn los und ſchrie: »Das iſt für Jeſus!«

Simon ſchrie: »Ich bin und bleibe ein Jude. Gelobt ſei der König der Welt, der Gott meiner Erzväter Abraham, Iſaak und Jakob. Hör' Israel, Dein Gott iſt das einzige, ewige Weſen.«

Löbel war dem Lazarus in den Arm gefallen. »Hört Ihr's!« rief er. »Euer Sohn iſt Jude!« Doch Lazarus ſchleuderte den ſchwachen Löbel an die Wand und fuhr fort: »Und das iſt für Chriſtus, das für den Gekreuzigten, das für Gottes Sohn, das für den Meſſias!«

Hier ſtutzte er, denn Simon ſchrie nicht mehr und blutete heftig. Er ſah ſich um: da ſtand Lea bleich und zitternd wie ein Geſpenſt, ſie hatte ſich von der Ohnmacht erholt, war hinaufgeeilt: zu ſpät! — Sie fletſchte ihre Zähne, ſpreizte die Finger und ſtöhnte: »Mörder! Mörder!« — Auf der andern Seite lag Löbel am Boden und hatte mit beiden Händen ſein Antlitz verhüllt. So ſtand Lazarus wie zwiſchen ſeinem guten und ſeinem böſen Geiſte, jener lag troſtlos am Boden, das weinende Antlitz abgewendet. Lea ſtand aufrecht und deutete auf ihn und nannte ihn grimmig und zähnefletſchend: »Mörder!«

Immer mehr füllte ſich das Zimmer mit Menſchen, auch der Rabbi kam herbei.

Lazarus erkannte ihn: »Rabbi!« hub er an, »was beginne ich. Ich habe meinen Sohn erſchlagen! Kain hat nur ſeinen Bruder, ich aber meinen Sohn erſchlagen. Ach, meines Sohnes Opfer ſtieg nicht gottgefällig gerade gen Himmel, wie Abels Opfer. Mein Sohn war ein Abtrünniger, ich beneidete ihn nicht und erſchlug ihn dennoch. — O Abſalon, mein Sohn! mein Sohn! ruft David. Rabbi!« lachte er verzweiflungsvoll auf »lehrt mich, was ſoll ich rufen, da ich ſelbſt der Mörder bin. Lehrt mich, Rabbi, was ſoll ich meiner Lea ſagen, weil ich ihren Sohn, ihren Liebling, ihren Augapfel erſchlug!« Hiermit zerriß er ſeine Kleider von oben bis unten, lachte noch einmal laut auf und ſchrie: »Es ſind keine Sabbatkleider, es ſind nur Wochenkleider! —«

Da erhob ſich der Rabbi in ſeiner Würde und ſprach: »Verflucht ſei dieſes Haus, denn ein böſer Geiſt herrſcht darin, und da ſteht er!« — Er deutete mit dem Finger auf Lazarus. »Aus den wohlgemeinten Worten eines Rabbi habt Ihr einen Kindesmord gemacht. Ich habe geſagt, Ihr ſollt väterlich züchtigen. Ihr habt gezüchtigt wie ein Henker, und der Henker muß Euch züchtigen. Ihr ſeid ein

Sohn des ſchwarzen Unglücks, und ſchwarz macht ſich, wer Euch anrührt. Ich weiche aus dieſem Hauſe, denn es ſoll unrein ſein! und unrein ſei, wer nach fünf Minuten noch hier iſt, außer diejenigen, die darin wohnen.«

»Halt!« rief Lazarus. »Der erſte, der aus dieſem Hauſe weicht, bin ich ſelbſt!« Er ſchritt vor dem Rabbi zur Thür hinaus, die Treppe hinunter, die Menge wich ſcheu zur Seite und ließ den bleichen, gewaltigen Mann hindurch. —

Lazarus begab ſich geradewegs auf's Rathhaus in die Gerichtsſtube. Der damalige Concipiſt der königlichen Statthalterei hieß Conſtantin Frankin. Lazarus fand ihn allein und redete ihn an:

»Herr Conſtantin! Ihr kennt mich. Ich bin der hieſige Schutz- und Kammerjude Lazarus Abeles. Ich komme, mich als Mörder anzugeben und verhaftet zu werden. Schreibt das!«

Dem Concipiſten ward bange vor den wilden Blicken und dem excentriſchen Weſen des Lazarus. Er langte nach der Klingel, um die Gerichtsdiener herbeizurufen.

Aber Lazarus kam ihm zuvor und bemächtigte ſich der Klingel.

»Hört Ihr nicht!« rief er. »Ihr ſollt ſchreiben, was ich Euch ſage. Ich bin Mörder, ich habe meinen Sohn gemordet, mein Fleiſch und Blut, mein einzig Kind, denn Eure Prieſter haben Buhlerinnen ausgeſchickt, ihn zur Unzucht zu reizen und zum Chriſten zu bekehren. Hörſt Du? Chriſt! Schreiben ſollſt Du, — mach mich nicht raſend! Ich bin Mörder! — Ich erſchlug mein Kind, das Deinen Gott anrief! Und ich ſage Dir, mich dürſtet nach Chriſtenblut!«

Zitternd ergriff Conſtantin Frankin die Feder und ſchrieb: »Actum Prag 1693. Unvorgeladen iſt erſchienen Lazarus Abeles, hieſiger Schutz- und Kammerjude, mit der Anzeige, daß er der Mörder ſeines Sohnes ſei, den eine Buhlerin zum Chriſtenthum bekehren wollte. Auf dieſe Selbſtanzeige iſt er ſofort verhaftet worden.«

Abeles riß ihm das Papier weg und rief: »Das iſt nicht genug, ich habe mehr geſagt: Auf Anſtiften Eurer Prieſter ward mein Sohn verführt und die vierzig Judenknaben.« Conſtantin Frankin fügte dieß hinzu, hierauf entriß ihm Lazarus die Feder und unterzeichnete. Dann hob er das Papier gen Himmel. »Hier, allmächtiger Gott!« ſprach er, »überliefere ich mich Deiner Rache für das vergoſſene Blut meines Kindes. Strafe mich, aber wenn Du der jüdiſche Gott biſt, räche mich und mein Kind und die jüdiſchen Väter und ihre Kinder. — Jetzt, Herr Frankin, klingelt in Gottes Namen, ich bin fertig!«

Und der hohe, kräftige Mann ſank wie in ſich ſelbſt zuſammen und weinte bitterlich: Conſtantin Franklin athmete hoch auf, als die Gerichtsdiener eintraten und ſich des Lazarus verſicherten, der ſanft wie ein Kind mit ſich machen ließ, was man wollte.

Sofort wurden aber auch Lea und Löbel Kurzhändler, Manaſſe und Hanna, eine Dienſtmagd, verhaftet, die man alle in dem Hauſe des Lazarus, im Zimmer, wo der Mord geſchehen war, antraf. Seit Lazarus es verlaſſen, war kaum eine Viertelſtunde vergangen. —

Erſt hier fand Gabriel eine Gelegenheit, ſeine Erzählung zu unterbrechen. Nicht unbefriedigt wollte er ſeine Zuhörer entlaſſen und hatte ſie deshalb ungewöhnlich lange aufgehalten. Er verſprach, dieß in der Folge zu vermeiden und ſich nach paſſenderen und kürzeren Abſchnitten umzuſehen und darauf vorzubereiten.

Sechster Sabbat.

Es iſt ohne Zweifel den Neu-Israeliten gelungen, in ihrem Aeußeren wie in ihrem Gottesdienſt das lächerliche, markirt Jüdiſche größtentheils abzulegen: innere, wahrhafte

Nationalität läßt ſich aber nicht ſo leicht unterdrücken. Das jüdiſche Mitgefühl wird nicht nur rege, es ſchreit laut, wo einem Juden Unrecht geſchieht und zumal, wo er ſeines Glaubens halber leidet, und wer eine Judenverfolgung gerecht und partheilos ſchildern kann, darf auf theilnehmende und dankbare Zuhörer rechnen. — Die Geſchichte vom Simon Abeles hatte daher in ſolchem Grade angeſprochen, daß man die ganze Woche ihrer erwähnte und Gabriel als Mährchenerzähler einen gewiſſen Grad von Ruf gewann. Jeder wollte ihn hören, und Perſonen, die ſonſt nie den Agenten beſucht hatten, baten ſich die Erlaubniß aus, an dieſen Sabbatunterhaltungen Theil nehmen zu dürfen.

In dem ungewöhnlich zahlreichen Auditorium herrſchte aber heute keine ſonderliche Andacht. Einzelne Perſonen ſind nicht immer gleich gelaunt, noch weniger eine ganze Geſellſchaft. Hiezu kam, daß ein beſonderer Vorfall die Gemüther beſchäftigte.

In einer berühmten norddeutſchen See- und Handelsſtadt, wo ebenfalls ein neuisraelitiſcher Tempelverein beſtand, hatte man auch angefangen, die Beerdigungsgebräuche zu reformiren, begrub die Todten nicht mehr, wenn ſie kaum erkaltet waren, ſondern ließ ſie drei Tage und drüber liegen, bis ſich unleugbare Spuren der Verweſung einfanden. Der dortige Rabbi, übrigens ein ſtudirter und gebildeter Mann, widerſetzte ſich dieſer Neuerung und wollte die Vorſchriften des Talmud geltend machen, jeden Leichnam noch vor Sonnenuntergang oder höchſtens nach vier und zwanzig Stunden in die Gruft zu fördern. Ein dortiger Tempelprediger*) opponirte ihm zwar mit echtrabbiniſchem Scharfſinn! »Wir wollen unſere Todten«, ſagte er, »keine Stunde lang unbegraben laſſen, wenn es der Talmud befiehlt. Weil aber der Talmud nicht befiehlt, daß wir Lebendige begraben ſollen, ſondern ausdrücklich von Todten ſpricht, ſo gönne er uns drei Tage oder eine längere Friſt, um uns zu überzeugen, daß derjenige, den wir begraben, wicklich auch ein Todter ſei.« — Der Rabbi behauptete dagegen, daß der Talmud genau die Kennzeichen des Todes angäbe, und der Ausſpruch der angeſtellten Leichenbeſchauer ſei eine hinreichende Bürgſchaft. — Dadurch aber brachte er alle jüdiſchen Aerzte in den Harniſch, die ihre wiſſenſchaftliche Ueberzeugung nicht verachtet wiſſen wollten. — Doch auch ihre Einwände waren fruchtlos, und die Obrigkeit konnte füglich hier nicht einſchreiten, ohne eine Ungerechtigkeit zu begeben; denn bei Antritt ſeines Amtes hatte der Rabbi ſich von allen jüdiſchen Gemeinden eine arbitrariſche Gewalt übertragen laſſen. — Es konnte nicht fehlen, daß alle Schauergeſchichten von Scheintodten und Lebendigbegrabenen bei dieſer Gelegenheit wieder nacherzählt wurden, und mancher Jude befürchtete damals, ein ähnliches Schickſal haben zu können. Zu dieſen gehörte auch der Agent; er hatte eine an's Lächerliche ſtreifende Furcht, lebendig begraben zu werden. »Plagt man ſich nicht genug ſchon ſein Leben lang«, ſeufzte er, »und nun ſoll man nicht einmal unter der Erde Ruhe haben. Ich habe in meinem Teſtament verordnet, daß ich geöffnet werde, allein was hilft das! es iſt ebenfalls nach dem Talmud nicht erlaubt, und der Rabbi zu — hat es auch verboten. Wenigſtens ſoll man mir die Adern öffnen, wenn ich ſterbe!«

---

*) Dr. G. Salomon, auch in der Litteratur bekannt.

»Das wird kein vorſichtiger Arzt thun«, wandte ein Rechtsgelehrter ein. »Denn geſetzt, Sie wären dann nur ſcheintodt und erwachten im Grabe und verbluteten ſich in Folge der Ihnen beigebrachten Verletzungen: ſo wäre der Arzt ein Mörder, denn er hat Ihnen tödtliche Verletzungen beigebracht in der Abſicht, daß Sie ſterben ſollen.«

Dieß **argumentum ad hominem** vollendete die Verzweifelung des Agenten; er glaubte, ſeinem Schickſal, lebendig begraben zu werden, nun ferner nicht entgehen zu können, und ſchrie wie außer ſich: »Ich laſſe mich taufen! ich laſſe mich taufen! —«

Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, bat man Gabriel, in ſeiner Erzählung fortzufahren. Dieſer that es, aber die allgemeine Mißſtimmung hatte auch ihn ergriffen, und ohne die gewöhnliche Faſſung und Lebhaftigkeit begann er:

Nur wenig iſt noch zu erzählen übrig, und dieſes Wenige befindet ſich in einer kleinen Schrift: Processus inquisitorius, welcher in der königlichen Reſidenzſtadt Prag, vor dem hochlöbl. königl. Appellationstribunal, als einem im Erbkönigreich Böheim, Erbherzogthum Schleſien und Erbmarkgrafthum Mähren ausgeſetzten königlichen Obergericht im Jahre 1694 wider beide Juden Lazar Abeles und Löbel Kurzhändler, wegen des ex odio christianae fidei, von ihnen ermordeten zwölfjährigen jüdiſchen Knaben Simon Abeles als leiblichen Sohnes des erſtern vollführet und zu mehrer Erhebung des chriſtlichen Glaubens, auch zur fruchtbaren Auferbauung jedesmanniglichen, ſammt den dienenden Hauptinquiſitionsakten und anderweitig darin unterloſſenen ſehr wunderſeltſamen Begebenheiten in offenen Druck geſtellet werden. Prag, bei Balthaſar Joachim Endler, nürnbergiſchem Buchhändler, 1696.

In dieſer Schrift iſt umſtändlich das große und feierliche Leichenbegängniß des gemordeten Simon Abeles beſchrieben.

Am Tage vor dem Begräbniß hatte Pater Johann Eiſler, nebſt zwei andern Prieſtern der Geſellſchaft Jeſu den Leichnam des Knaben ſäuberlich gewaſchen und nach der

St. Laurentii-Kapelle des Rathhauſes gebracht. Dort wurde er in einem eichenen, mit rothem Sammt koſtbar ausgelegten Sarg zur Schau ausgeſtellt. Der Zulauf des Volkes war übergroß, aber auch Standesperſonen beiderlei Geſchlechts drängten ſich herzu und brachten bunte Kränze und goldene Ringe, den Leichnam damit auszuſchmücken. Frau Silvia Katharina, Gräfin Schlikin, verehrte, mit Genehmigung des Erzbiſchoffs von Prag, Herrn Johann Friedrich Grafen zu Waldſtein, ein weißes Unter- und rothes Oberkleid, beide reich mit Gold verziert, desgleichen Strümpfe und Schuhe und einen prächtigen Todtenkranz. Sie ließ ſich nicht nehmen, in eigner Perſon den Leichnam damit zu zieren und aufzuſchmücken. — Allgemein wunderte man ſich, daß der Leichnam nach vierzehn Tagen, wo er im Keller des Rathhauſes gelegen, ſich ſo friſch erhalten hatte und ſo weich und gelenkig war; nur auf dem Angeſichte waren noch Spuren der grauſamen Schläge, und aus den zerſchmetterten Schläfen quoll friſches, rothes Blut, in welches die anweſenden hohen Perſonen ihr Schnupftuch tauchten. Auch ein proteſtantiſcher Wundarzt tauchte ſein Schnupftuch darein, vielleicht um die chemiſchen Beſtandtheile des Blutes zu unterſuchen, das in einer Leiche vierzehn Tage lang flüſſig und roth blieb, ohne zu gerinnen.

Folgenden Tages um 8 Uhr verfügte ſich eine Commiſſion, beſtehend aus zwei Conſiſtorialräthen, zwei Criminalräthen und dem Kanzler nach der Kapelle, die ſich bereits mit Menſchen gefüllt hatte, unter denen man abermals viele Standesperſonen bemerkte. Auch der erzbiſchöffliche Offizial nebſt zwei Aſſiſtenten im vollen Ornat und viele hohe und niedere geiſtliche Perſonen langten an. Der Offizial hielt eine Rede und ſchilderte mit den lebhafteſten Farben die Sehnſucht des Simon Abeles nach dem Chriſtenthum, und weil er noch nicht getauft war, ſagte der Offizial, er ſei mit Blut getauft, er ſei ein kleiner Märtyrer und daher geſchähen Wunder an der Leiche. Die Zuhörer waren höchſt erbaut, und weil, als man den Sargdeckel ſchließen wollte, ein Band fehlte, gaben die edelſten Damen ihren Bänderſchmuck von Kopf und Kleidern, und die Cavaliere ihre Degenbänder her. Hierauf wurde der Sarg beſprengt, geräuchert und auf die Bahre gelegt. Sechzehn vornehme Jünglinge hoben ihn auf die Schultern und trugen ihn zur Tainkirche, wo er beigeſetzt werden ſollte. Der Zug dahin begab ſich in folgender Ordnung: Die Aelteſten aus dem Sechsmänneramte zu Prag eröffneten ihn, nebſt dem Stadtrichter und den Untergerichtsperſonen. Es folgten zwölf rothe Fähnlein, ſodann zwölf neugetaufte Juden mit tafftenen Binden um den Leib geſchmückt; die Knaben aller chriſtlichen Stadtſchulen; die kleine Congregation der Jeſuiterzöglinge mit ihrem Congregationsfähnlein und Umbrellen, ſie trugen brennende Kerzen. Ein Chor Muſikanten, welche auf Blechinſtrumenten Laudate pueri dominum blieſen. Sechzehn Paar Clerici in weißen Chorröcken und ſämmtliche Pfarrherrn in rothen Mänteln. Der Domdechant mit dem Vesperkreuz und ſeinen Aſſiſtenten. Hierauf der Sarg von ſechzehn Jünglingen getragen, dann ſämmtliche hohe und niedere Standesperſonen. — In der Tainkirche befand ſich der kaiſerl. königl. Statthalter und viel andere hohe Perſonen. Der Weihbiſchoff hielt das Hochamt, dann weihte er noch einmal den Sarg, der ſodann in ein ſteinernes Begräbniß gelegt und vermauert wurde.

Der Ausſpruch des Prager Rabbiners, der Lazarus einen Geiſt des ſchwarzen Unglücks nannte, der Alles ſchwärze, was ihn anrühre, ſollte eine furchtbare Beſtätigung finden. — Lazarus, der ſich vor dem Concipiſten Lazarus Frankin der Rache Gottes übergeben hatte, änderte im Kerker ſeinen Sinn. Die Einſamkeit, die Leiden der Gefangenſchaft, Furcht vor der grauſamen Todesſtrafe, vielleicht auch Gewiſſensbiſſe und Selbſthaß trugen das Ihrige bei. Eines Morgens als er zum Verhör abgeholt werden ſollte, fand man nur ſeine Leiche. — Er hatte ſich mit ſeinem Leibgürtel erdroſſelt. Aber das prächtig rührende Begräbniß Simons mußte ein Gegenſtück haben: die Strafe des jüdiſchen Mörders. Und die Todesſtrafe an einer Leiche vollzogen, war als Gegenſatz nicht kräftig genug. Einen Mörder des Simon Abeles mußte man haben, mochte er kommen, woher er wollte. — Er war leicht zu finden. Mitgefangen, mitgehangen! ſagt ein altes Sprüchwort und mit Lazarus waren noch viele Perſonen mit gefangen geſetzt worden. — Löbel blieb der Wahrheit getreu auf jede Gefahr hin. Er behauptete ſeine Unſchuld, behauptete aber auch die Unſchuld ſeiner Mitgefangenen und die Richter mochten beginnen, was ſie wollten, er blieb dabei. — Nicht ſo beharrlich waren Manaſſe, Lea und Hanna. Sie ſahen ein, daß die Richter ein Opfer wollten und ſuchten ſich zu retten, indem ſie Löbel der Theilnahme an dem Mord beſchuldigten. — Daß man es mit ihren Worten nicht ſo genau nahm, ergiebt ſich aus der Art, wie man ſie die Ausſage beſchwören ließ, ſie ſchwuren nicht auf die Thora, ſondern auf den Talmud. Kein Rabbiner, — ſondern Gerichtsperſonen, welche des Hebräiſchen unkundig waren, nahmen ihnen den Eid ab. Was die Acten als einen Schwur dieſer Zeugen anführen, iſt abgeſehen von allen Sprach- und Schreibfehlern nimmermehr als Eidesformel zu betrachten. Dieß alles genügte jedoch, Löbel für ſchuldig zu erklären und zu verurtheilen.

Löbels Benehmen im Kerker entſprach ſeinem ganzen bisherigen Wandel. Die obengenannte Schrift meldet Folgendes:

Als man ihm ſein Todesurtheil vorlas, ſagte er: »An dem Blute des Knaben bin ich unſchuldig und Gott, dem ich mein Recht empfehle, wird meiner Unſchuld beiſtehen. Beliebt es aber meinen geſtrengen Richtern, ihre Hände in meinem Blute zu waſchen, ſo bin ich wehrlos, ſie mögen thun, was ſie zu verantworten haben. Mein Blut über die falſchen, lügenhaften, beſtochenen Zeugen!«

Am Tage ſeiner Hinrichtung hatte Löbel ſich aufs beſte und ſauberſte gekleidet und betete ſo inbrünſtig, daß der Jeſuitenpater Johannes Brandſtädter, der zu ihm in den Kerker trat, auf's innigſte davon gerührt war. Er fragte ihn: »In welchem Glauben willſt Du ſterben?« — »In dem Glauben meiner Erzväter Abraham, Iſaak und Jakob.« — »Aber, wenn ſie jetzt lebten, würden ſie katholiſch ſein, wie wir.« — Löbel ſprach: »Gott hat mich in meinem Glauben geſchaffen und mir verboten, einen andern anzunehmen. Plagt mich nicht, Herr Pater, überlaßt das dem Henker, der mich heute genug plagen wird.«

Als er zum Richtplatze geführt wurde, verrieth er nicht den mindeſten Kleinmuth. Die Strafe des Rades war ihm zuerkannt und nachdem er den erſten Stoß empfangen hatte, trat ein Jeſuiten-Pater zu ihm, zeigte ihm das Kreuz und Weihwaſſer, ſprach von Gottes unendlicher Liebe und grenzenloſer Barmherzigkeit und lud ihn ein, in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche einzukehren. So oft Löbel verneinte, erhielt er einen neuen Stoß mit dem Rad, welches ſeine Glieder zerſchmetterte. Man quälte ihn entſetzlich! Nach dem Bericht der Acten ſtieß der Henker zwölfmal das Rad auf die Bruſt, ohne ihn zu tödten. — Er ſagte endlich: »Ich will Chriſt werden, macht nur daß ich ſterbe.« Da wurde er auf dem Hochgericht getauft und mußte Jeſus, Maria, Joſeph ſagen. Hierauf erhielt er den Gnadenſtoß und ſtarb im Schoße der alleinſeligmachenden Kirche. — Die angeführte Schrift ſpricht von einem neuen Wunder hier, als hätte Löbel aller angewandten Mühe des Henkers ungeachtet nicht ſterben können, als bis er zum Chriſtenthum bekehrt.

Löbels Tod war indeſſen den Juden ſehr erſprießlich. Jener kleine Märtyrer Simon Abeles, an deſſen Leichnam auch ein Wunder geſchah, hatte den Judenhaß und den Verfolgungsgeiſt gewaltig entflammt; Löbels qualvolle Hinrichtung dämpfte ihn wieder und beruhigte die Gemüther. Viele Juden hatten der Hinrichtung zugeſehen. In derſelben Nacht ſtahlen ſie den Leichnam vom Rade. Der Rabbiner weihte ein eignes Plätzchen, wo ſeine gequälten, zerſchmetterten Glieder eine einſame und heimliche Ruhe finden ſollten. Er wurde mit allen jüdiſchen Gebräuchen begraben und das Leichenbegängniß mit großer Rührung und Erbauung begangen.

So enthält denn dieſe Unglücksgeſchichte doch eine ſeltene Lehre. Es kann Jemand ſterben ungetauft, und ſeine letzten Worte ſind: »Hör, Iſrael, dein Gott iſt das einzige, ewige Weſen« und man gibt ihm ohne Bedenken ein chriſtliches Begräbniß, hält ihn für einen chriſtlichen Märtyrer und für einen kleinen Heiligen. Und es kann Jemand ſterben, getauft, und ſeine letzten Worte ſind: »Jeſus! Maria! Joſeph!« und man trotzt jeglicher Gefahr, um ihm voll Andacht und Innigkeit ein jüdiſches Begräbniß zu geben. — So wunderbar ſind die Wege der Vorſehung!

So endete Gabriel und eine der Zuhörerinnen war boshaft genug dem Agenten zu ſagen: »Merken Sie ſich das Herr Agent. Wenn Sie auch wirklich um der Gefahr zu entgehen lebendig begraben zu werden das Chriſtenthum annehmen und im Namen Jeſu ſterben, ſo kann es Gott fügen, daß Sie dennoch ein jüdiſches Begräbniß bekommen und ſind Sie nur ſcheintodt, ſo müſſen Sie doch wieder aufwachen.«

Und der Agent war mit einem Male wieder ſeiner alten Melancholie hingegeben. Vergebens ſuchte man ihn zu tröſten. Man führte an, daß alle Beiſpiele von Scheintodten niemals Juden beträfen, und daß der liebe Gott ſein auserwähltes Volk ſichtbar vor ſolchem Leiden ſchütze; und ohne Zweifel iſt dies eine merkwürdige Erſcheinung. Man weiß nicht einmal eine Sage von einem lebendig begrabenen Juden, geſchweige ein beſtätigtes Factum, wie möglich und wahrſcheinlich auch ſolche Fälle bei der ſo raſchen Beerdigung ſind. Zufall und Ungefähr unterſtützen aber ſtets den Aberglauben, und der Agent, der dieß alles erwog, entſchloß ſich am Ende, ſich Gott anzuvertrauen und vor der Hand ein Jude zu bleiben.

Als man ſich trennte, war Gabriel ſehr verſtimmt, weil er ſeinen gewöhnlichen Erfolg ſo gänzlich verfehlt hatte.

Siebenter Sabbat.

Um eine mögliche Mannigfaltigkeit zu entfalten, begann Gabriel heut eine Wunderſage:

Die Sabbatehre.

Die Frömmigkeit des Chanina ben Dotha war nach dem Zeugniß des Rabbi Jehuda ſo groß, daß die Seligen in Abrahams Schoß ihre Freude daran hatten. Allein er war arm, ſo arm, daß er ſammt ſeinem Weibe zufrieden ſein mußte, wenn beide nur den trocknen Biſſen hatten, ihren Hunger zu ſtillen, und oft mußten ſie mit einem einzigen Laib Brod die ganze Woche haushalten.

Dies kümmerte ihn wenig, denn er lebte ganz ſeinen Büchern und Andachtsübungen, minder aber wollte es ſeiner Frau behagen, die aus einer vormals reichen Familie ſtammte und eben ſo ſtolz darauf war, jetzt die Gattin eines durch ſeine Frömmigkeit weit und breit berühmten Rabbi's zu ſein. Frumit, ſo hieß die Gattin des Chanina ben Dotha, hätte gewiß gern Noth und Entbehrung jeglicher Art mit ihrem Manne getheilt, nur verträgt ſich Armuth mit dem Stolze nicht, und wer entbehren muß, den kleidet's übel, Anſprüche zu machen. Frumit ſah, wie ihre Nachbarinnen alle beſſer lebten und größeren Aufwand machten, als ſie, und gönnte es ihnen nicht, denn ſie waren nicht Töchter reicher Familien und keine Rabbinerfrauen *). —

Indeß that Frumit alles mögliche, ihre Armuth geheim zu halten, und dieß iſt eine ſchwere Kunſt, denn der Geiſt

---

*) Reiche Leute vermählen ihre Töchter gern mit armen Talmudgelehrten und geben ihnen ſoviel als hinreicht, ein müſſiges und geſetzlich-frommes Leben zu führen. Der Talmud ſagt auch, die Frau oder Tochter eines Rabbi habe es ſoviel beſſer bei dem lieben Gott vor allen gewöhnlichen Menſchen, als der Menſch vor den Thieren. Daher heirathen auch reiche Männer Rabbinertöchter, um ſich gottgefällig zu machen.

der Armuth, den Juden wohlbekannt, wie oft auch geſagt wird: »bei den Juden ſteckt alles Geld«, wird von ihnen in allen fünf Welttheilen »der Dallas« genannt. Dieſer Geiſt iſt ſehr häßlich und tückiſch und trägt ſeine Häßlichkeit zur Schau dermaßen, daß er nackt geht. Kommt er nun, Gaſtfreundſchaft ſuchend, zu dieſem und jenem, ſo iſt er klein, dünn und mager: der Wirth zuckt die Achſeln und möcht' ihm gern die Thür weiſen. Er ſpricht: »Du biſt ſo häßlich! laß ich Dich nackt, ſo vermeiden alle Menſchen mich und mein Haus«. Der Geiſt ſpricht: »Gib mir einen Mantel!« — Nun ſucht der Wirth den größten, weiteſten Mantel, den Häßlichen zu verſtecken, allein der boshafte Geiſt ſtreckt bald eine Hand, bald einen Fuß, bald gar den Kopf heraus und wächſt und ſchwillt, kein Mantel iſt ihm weit genug; ſo klein, ſo dürr, ſo mager er auch anfangs war, wird er, jemehr man ſich bemüht, ihn zu bemänteln, ein großer, dicker, fetter Dallas.

Auch Frumit bemühte ſich, ihrem Dallas einen Mantel zu geben. Wochentags, wenn ſie nichts zu kochen hatte, diente die Frömmigkeit ihres Mannes ihr zum guten Vorwande, und ſie ſagte: »Mein Mann faſtet von einem Sabbat zum andern und iſt ſo ſtrenge darauf, daß ich nie vor Freitags Feuer machen darf. — Nahte ſich aber der Sabbat, ſo that ſie ſehr geſchäftig, um die Nachbarn glauben zu machen, ſie koche Wunder! welch' ein Mahl; ſie machte ein großes Feuer an, daß Qualm und Funken zum Schornſtein hinausſtoben, nahm einen großen Korb, lief damit auf den Markt und fragte die Höker nach Gemüſen, Geflügel, Fleiſch, Fiſchen, Obſt und was ſonſt vorhanden; aber nichts war ihr gut genug. Sie ſagte: »Ich habe meine Einkäufe ſchon gemacht, und ſoll ich noch etwas nehmen, ſo muß es das Schönſte und Beſte ſein, womit man ſich recht eine Güte thut«.

Kehrte ſie vom Markte heim, ſo ſtellte ſie ſich in die Thür, um die Höker anzurufen, die ihre Waaren durch die Straßen ausboten, und wieder war ihr nichts gut und wohlfeil genug, ſie behauptete, viel beſſer und billiger auf dem Markte eingekauft zu haben.

Den größten Theil des Sabbats aber ſtand ſie vor der Thür und ſtocherte ſich die Zähne. — Ließ ſich nun irgend eine Nachbarin blicken, ſo wünſchte ſie ihr »Gut Schabbas!« und fügte hinzu: »Es gibt Leute, die kein Fleiſch zwiſchen die Zähne bekommen, das macht, daß ſie entweder keine Zähne mehr im Munde haben, oder daß ihnen das nöthige Geld fehlt, um ſich Fleiſch zu kaufen und zu verſchmauſen. Wer aber Geld und Zähne hat und Fleiſch eſſen will, muß Gott danken und ſich die Zähne ſtochern. —«

Dann pries ſie die Trefflichkeit ihres Sabbathühnchens, ihrer Suppe, oder anderer Speiſen, die ihr einfielen, und hatte ſie ihren Nachbarinnen auf dieſe Weiſe die Ohren vollgelogen, ſo fühlte ſie ſich beruhigt und geſättigt, gleichſam als wären alle die koſtbaren Leckereien, die ihr zum Munde herausgegangen waren, in ihren Mund hineingegangen, und mit Muth und Geduld ertrug ſie wieder die ganze Woche voll Mangel, Noth und Elend.

Ihre Nachbarinnen aber ſprachen: »Wovon macht die Frau Schabbas? Denn ihr Vater iſt arm geſtorben, und ihr Mann iſt fromm und kann nichts erwerben.«

Eine derſelben hieß Debora und war eine ſchlaue, muntere Perſon; ſie ſagte: »Ich habe Frumit weder auf dem Markte, noch vor der Thür je etwas kaufen ſehen.«

Es war aber am Freitag*), und aus dem Schlotte ſtieg eine dunkle Rauchſäule ſchnurgerade, wie von Abels Opferaltar, gen Himmel. Dieß ſahen die andern Nachbarinnen und fragten: »Warum hat ſie ein ſo großes Feuer angemacht, wenn ſie zum Kochen nichts einkauft?«

In dieſem Augenblicke trat Frumit vor die Thür, grüßte freundlich und fragte: »Wie! Ihr ſteht ſo müſſig, als hättet Ihr für den Sabbat nichts zu thun! —«

Debora verſetzte: »Nach dem Rauch, der aus Eurem

---

*) Der Freitag iſt nach dem neuen Teſtamente ſchon der Rüſttag.

Schlotte ſteigt, kocht Ihr eine Mahlzeit für zehn Familien und ſeid doch zwei einzelne Eheleute nur.«

»Liebe Nachbarin!« entgegnete Frumit, »das verſteht Ihr nicht, denn Euer Mann iſt kein Rabbi. Mein Mann muß am Sabbat nach der Vorſchrift des Rabbi Jauneſſen vier Mahlzeiten halten. Ich muß daher eine Nudelſuppe mit Fleiſchklößchen, ein Hühnchen mit gebacknem Obſt, eine Apfeltorte kochen und für heute Abend und morgen vor Nacht einen Hecht, ich ſage Euch, einen Hecht, wie Ihr noch nie geſehen habt, einen Hecht — «

»So groß als der Fiſch, den Joſeph Moker Schabbes für hundert Gulden kaufte!« unterbrach ſie Debora.

»So?« fragte Frumit, »wer iſt dieſer Joſeph Moker Schabbes, der ſo viel Geld für einen Fiſch geben konnte?«

»Ei!« lachte Debora, »Ihr habt einen ſo gelehrten Mann und wißt nicht von dem Fiſch des Joſeph Moker Schabbes, der in den Feſtgeſängen Semirot am Sabbat vorkommt?«

»Das iſt meines Mannes Fach«, entgegnete die Frau des Rabbi, »ich darf nur wiſſen, was er mich lehrt, und thun, was er mir befiehlt.«

»Es iſt eine artige Geſchichte, die ich Euch gelegentlich erzählen muß«, lächelte Debora, die Frumits Neugier kannte, und Frumit bat: »Erzählt immerhin gleich dieſe Geſchichte, ſie wird ſo lange nicht dauern.«

»Wollt Ihr nicht erſt nach Euern Töpfen und Speiſen ſehen, ob Euch auch nichts verdirbt?«

»Freilich, freilich! aber gleich werde ich wieder bei Euch ſein!«

Hiermit rannte ſie geſchäftig in's Haus, und Debora ſprach zu ihren Nachbarinnen: »Jetzt will ſie dahin bringen, daß ſie uns eingeſteht, ſie habe nicht ſoviel zu kochen, wie ſie uns aufbindet, wenigſtens keinen Hecht.«

Als Frumit wiederkehrte, begann Debora alſo:

Die Geſchichte von dem Fiſche des Joſeph Moker Schabbes.

Es war der Grundſatz des Joſeph Moker Schabbes, die Hälfte desjenigen, was er in der Woche verdiente, zur Feier des Sabbats anzuwenden, und lieber darbte er die ganze Woche, nur um am Sabbat wohlleben zu können, wie die Frommen im Paradieſe.

Er hatte einen reichen und ſtolzen Nachbar, Namens Eleaſar; dieſer fragte ihn eines Tages: »Was verſchwendeſt Du ſoviel Geld für den Sabbat? Du wirſt dereinſt darben müſſen und Deine Kinder unverſorgt in der Welt zurücklaſſen.«

Joſeph antwortete: »Es ſteht geſchrieben, Du ſollſt den Sabbat ehren, nirgend aber hat Gott befohlen: Du ſollſt Geld ſparen, und ich halte mich an das Sprüchwort:

»Womit man den Sabbat ehrt,
wird einem doppelt wiederbeſchert.«

Eleaſar erwiderte: »Dein Sprüchwort trügt, denn wie ſehr Du auch den Sabbat ehreſt, ſo bleibſt Du doch arm; ich aber, der wenig nach dem Sabbat fragt, bin ſo reich, daß ich meine Zinſen nicht verzehren kann, geſchweige den Ertrag meiner glücklichen Speculationen. Weil aber der Sabbat ebenfalls im Jahre mitzählt, er mir alſo ebenfalls Zinſen bringt, darf ich wohl ſagen, mein Sabbat iſt mir doppelt ſo einträglich, als Du bei Deinem Sprüchwort zu hoffen im Stande biſt.«

Joſeph ſchüttelte den Kopf: »Ei! ei!« rief er. »Aus allem, was Ihr da ſagt, ergiebt ſich, daß Ihr dem Glücke dient, und nicht dem hochgelobten Gott. Seht Euch vor, denn Ihr dienet einem ſehr wankelmüthigen und launiſchen Herrn, der bei der erſten Gelegenheit Euch ſeine Gunſt entzieht, um ſie einem Unwürdigen zu ſchenken. Ich aber diene einem Herrn, der wahr und ewig iſt, und deſſen Gunſt nur die Gerechten beſitzen, welche auf ihn bauen.«

Hiemit ging Joſeph wohlgemuth ſeines Weges, der Reiche aber blieb ſorgenvoll ſtehen und gedachte der mannigfachen Gefahren, die ſeinen Glücksgütern drohten: der feindlichen Zufälle, der verderblichen Gewalt der Elemente, der Untreue und Bosheit der Menſchen u. ſ. w. Und ſeine ſchwache Menſchenkraft, ſeine trügliche Einſicht war Alles, was er ſo gefährlichen Feinden entgegen zu ſetzen hatte.

Während er dieſen trübſeligen Gedanken nachhing, kam ein Ausrufer daher, gefolgt von einer neugierigen Menge. Und ſeine laute Stimme verkündigte durch die Straßen, daß ein berühmter und geſchickter Sterndeuter angekommen ſei, der jedwedem um geringen Lohn ſein gutes oder böſes Schickſal vorausſagen würde.

Als Eleaſar dieſes hörte, erfreute ſich ſein Herz. »Ha!« rief er, »dieſer berühmte Weiſe kann und ſoll mich von allen meinen Sorgen befreien; geprieſen ſei mein Glück, welches meinen Wunſch, eine Kunde meines künftigen Schickſals zu erhalten, gewährt, bevor ich ihn ausgeſprochen, und geſegnet ſei mein Reichthum, der mich in den Stand ſetzt, die Weisheit der Menſchen zu lohnen.« — Er begab ſich zu dem Sterndeuter. —

»Gelobt ſei Gott«, ſprach Eleaſar, als er bei dem Sterndeuter eintrat, »welcher den Sterblichen einen Theil ſeiner Weisheit übertragen hat*).

---

*) Dieſen Segen hat der Jude zu ſprechen, wenn er vor einem Weiſen ſeines oder eines fremden Volkes erſcheint.

»Gelobt ſei Gott«, antwortete der Sterndeuter, »welcher die Güter des Glücks ungleich vertheilt und dieſem viel, jenem wenig giebt. Lazarus iſt ein Troſt der Armen, Hiob ein Vorbild der Reichen, denn er ſprach: der Herr hat es mir gegeben, der Herr hat es mir genommen; ſein Name ſei geprieſen.«

Eleaſar achtete dieſer weiſen Worte nicht, ſondern fragte: »Woher wißt Ihr bereits, daß ich reich bin?«

Der Sterndeuter ſprach: »Ich weiß nicht nur dieß, ſondern noch viel mehr, denn ich bin hergekommen, nicht ohne die Sterne zu befragen; in den Sternen aber leſe ich, was Gottes Wille iſt, daß geſchehe, und wer mich fraget, der frage: was will Gott aus mir machen, und geprieſen ſei der Name des Herrn!«

»Geprieſen ſei der Name des Herrn!« wiederholte Eleaſar, »Du weißt alſo auch, was mich zu Dir führet und was ich fragen will? —«

»Ich weiß«, ſprach der Sterndeuter, »und die Sterne haben mir geſagt: der erſte, der in dieſer Stadt zu mir kommen wird, mich zu befragen, iſt ein Reicher, der mit einem Armen geſprochen, und der Arme hat ihm weiſe und bedenkliche Worte geſagt, die ſich auf ſeine Zukunft beziehen und die er beachten ſoll.«

»Deine Worte ſind dunkel, Du ſagſt nur, was ich ſchon weiß.«

»Frage, wenn Dich mehr zu wiſſen gelüſtet.«

»Ich habe Schiffe zur See, werden ſie glücklich heimkehren?«

»Du haſt von Sturm und Wogen, von Klippen und Seeräubern nichts zu befürchten.«

»Ich habe der Kleinode und Schätze viel, ſind ſie mir ſicher?«

»Du haſt das Feuer nicht zu fürchten, noch die Diebe, noch die Untreue und Hinterliſt der Menſchen.«

»So werde ich ſtets im glücklichen Beſitz meiner Schätze bleiben?«

»Nein! das wirſt Du nicht. Doch ſammle Schätze fort und fort, denn alſo iſt der Wille Gottes: von all' Deinem Hab und Gut, von allen Deinen Schätzen und Kleinoden wird Joſeph Moker Schabbes ſich einen guten Sabbat machen.«

»Du ſprichſt Unſinn!« rief Eleaſar zornig.

»Das wird ſich finden!« antwortete kaltblütig der Sterndeuter. »Ich habe Dir geſagt, was Gott wollte, daß ich in den Sternen leſen, Dir ſagen und Du hören ſollteſt. Jetzt bezahle mir, was Du glaubſt, daß meine Worte werth ſind und ſie werden Dir mehr werth ſein, wenn Du ihren Werth nicht nach irdiſchem Reichthum ermiſſeſt.«

Eleaſar bot ihm vergebens Geld über Geld. Dem Sterndeuter war keine fernere Rede abzugewinnen, und verdrießlich warf ihm jener ſeine Börſe hin.

»Wahrlich«, ſagte er, »niemals hat mich mein Geld mehr gedauert, als weil ich es Dir gebe. Mit Beſorgniſſen vor möglichen Unglücksfällen kam ich hieher, mit Furcht vor einem unvermeidlichen, unwandelbaren Geſchicke gehe ich von hinnen. O hätteſt Du doch geſchwiegen, mit dem Zehnfachen möchte ich meine frühere Unwiſſenheit zurückkaufen.«

Der Sterndeuter ſagte: »Ich wollte, ich hätte Euch Gutes zu verkünden gehabt, aber ich gehöre nicht zu den falſchen Propheten, die ihre Weiſſagungen nach dem Lohne einrichten und für baares Geld falſche Hoffnungen verkaufen. Ihr gebt mir reines Geld, ich gebe Euch reine Wahrheit. Eure Sache iſt's, davon Gebrauch zu machen, und wir ſind quitt.«

Unmuthig verließ ihn der Reiche, und ſein Weg führte ihn dem Hauſe des Joſeph Moker Schabbes vorüber, da blieb er ſtehen und rief in heftigem Zorn: »Mögen meine Schiffe verſinken, mögen Diebe und Räuber in meine Habe ſich theilen. Lieber den rohen Elementen, lieber der verworfenſten Habgier gönne ich ſie, als dieſem Frömmler, der meinen ſauren Alltagsſchweiß in müſſiger Sabbatsruhe verpraſſen ſoll.« Und er ſandte Flüche und Verwünſchungen über das Haus des Unſchuldigen, daß die Vorübergehenden verwunderungsvoll ſtehen blieben und fragten: »Was mag der fromme Joſeph, der Gott und Menſchen wohlgefällig lebt, dem reichen Eleaſar wohl für ein Aergerniß gegeben haben?«

»Aber«, unterbrach Debora hier ihre Erzählung, »liebe Nachbarin, verkocht auch Euer Fiſch nicht, denn ich habe noch viel zu erzählen, und es wäre doch Schade um einen ſo koſtbaren Hecht!«

»Ei!« ſagte die neugierige Frumit, »es iſt ein großer, großer Fiſch, der ſtark kochen muß.«

»Auf Euere Gefahr!« ſprach Debora, »ich habe Euch gewarnt.« Hierauf fuhr ſie alſo in ihrer Erzählung fort:

Eleaſar hatte früher ſeinen Handel mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit betrieben, denn er mißtraute ſeinem Glücke. Jetzt aber ſcheute er keine Gefahr mehr, ſetzte immer Alles auf's Spiel und wollte bei großartigen Wagniſſen eher Alles verlieren, als durch eine Tücke des Zufalls es an den ihm verhaßten Joſeph Moker Schabbes überlaſſen. Allein das Glück begünſtigte ſeine wildeſten Unternehmungen, und die größten Wageſtücke ſchlugen ihm zu! Manchmal, wenn er in ſeinen Büchern nachrechnete, kam ihm ſelbſt ein Grauen an vor dem unermeßlichen Gewinnſt, und ſtatt ſich deſſen zu freuen, ward er mürriſch und unumgänglich! —

Im Hafen hielten ſich allerlei Bettler und müſſiges Volk auf, um die Ankommenden zu beglückwünſchen oder die Abreiſenden zu ſegnen, und dadurch ein Almoſen zu empfangen. Auch wo ein Schiff glücklich einlief, überbrachten ſie dem Eigenthümer ſogleich die erwünſchte Nachricht und erhielten nach Maßgabe einen größeren oder kleineren Lohn. —

Erhielt Eleaſar ſolch' eine Kunde und der Bote ſprach: »Euere Schiffe ſind ſiegreich aus den Gefechten mit Seeräubern hervorgegangen«, oder: »Die heftigen Stürme, die gefährlichen Klippen haben ſie nicht beſchädigt, ihre Fahrt war gewinnreich und glücklich«, ſo runzelte er die Stirn und lohnte den Boten nur gering.

Fragte dieſer nun: »Herr! iſt das ein Lohn für ſolche Kunde?« ſo antwortete er: »Das Tauſendfache will ich Dir geben, bringſt Du mir einſt eine Kunde, welche das Gegentheil von der heutigen iſt«.

Eines Abends, als er mit den Seinigen bei Tiſche ſaß, ward heftig an ſeiner Thür gepocht, und ein Hauptmann mit Wache begehrte Einlaß.

»Verzeiht, Herr!« ſprach der Hauptmann, »daß ich den Frieden Eures Hauſes zur Nachtzeit ſtöre, allein ich bin auf der Verfolgung einer gefährlichen Diebesbande begriffen und muß glauben, daß ſie ſich in Eure Gewölbe geflüchtet. — Es iſt nicht wohlgethan, daß Ihr nur einfache Schlöſſer verlegt, die Mauern nicht ausbeſſern und die Riegel und Stangen und Fenſtergitter verroſten laßt, das heißt die Diebe anlocken und ihnen das ſchmähliche Gewerbe erleichtern.«

Eleaſar entgegnete ſtolz: »Du ſprichſt, wie Du es verſtehſt. Ich bedarf weder der Schlöſſer, der Riegel, der Stangen, noch Deiner Wachſamkeit, und wem es gelingt, mich zu beſtehlen, dem ſchenke ich noch tauſendmal ſo viel, als er geſtohlen«.

»Aber!« ſagte der Hauptmann, »es liegt mir an der Habhaftwerdung der Diebe.« Eleaſar reichte ihm die Schlüſſel und ſprach: »So nimm und fange ſie«.

»Wollt Ihr nicht Jemand mit mir ſenden?« fragte der Hauptmann, »denn wenn Ihr mir auch traut, ſo kann ich nicht für die Redlichkeit meiner Leute bürgen.«

Eleaſar ſprach: »Die Untreue der Menſchen habe ich nicht zu fürchten, gehe hin und thue, was Deines Amtes iſt.«

Der Hauptmann zuckte die Achſeln, nahm die Schlüſſel und hieß ſeine Leute ihm folgen. Er hatte richtig vermuthet, die Diebe hatten ſich zwiſchen die Kiſten und Ballen verſteckt; ſie wurden hervorgezogen, gebunden, und der Hauptmann führte ſie vor Eleaſar, der zu ihnen ſprach:

»Ihr armen Schelme dauert mich, denn ihr müßt nun ſterben, und ich hätte lieber geſehen, ihr hättet mich glücklich beſtohlen. Doch Niemand entgeht ſeinem Schickſal, daher werde ich nicht beſtohlen, ihr aber werdet gehängt. Was wagt ihr euch auch an mein Eigenthum! Den Dieb von Ehrgeiz und Tüchtigkeit reizen feſte Schlöſſer und Riegel. Mein übelverwahrtes Eigenthum hätte euch eine Warnung ſein ſollen, daß es eine Mauſefalle und ein Fuchseiſen iſt.«

Eines Tages ſprach man an der Börſe von den großen Verluſten eines angeſehenen und redlichen Kaufmanns, deſſen Banquerot man für unvermeidlich hielt. Eleaſar hatte bedeutende Summen bei ihm ſtehen; er erſchien aber zur allgemeinen Verwunderung mit triumphirenden Mienen an der Börſe, und als man ſich um ihn drängte, zu erfahren, welche glückliche Neuigkeit ihm ſo große Freude mache, ſprach er wegwerfend: »Pah! eine Kleinigkeit! Einen leichtſinnigen Speculanten, einen Dummkopf, der eine hohe Meinung von ſich hatte und es den Erſten der Stadt gleichthun wollte, einen gewiſſenloſen Schwindler, der nicht ſein Eigenthum, ſondern was das großmüthige Vertrauen Anderer ihm in die Hände gab, auf's Spiel ſetzte, erreicht endlich ſein Schickſal und er muß Banquerot machen. Auch ich verliere Einiges durch ihn, aber was thut's? Ich habe nie einen Verluſt gehabt, weiß ich doch nunmehr, wie dem zu Muthe iſt, der etwas verliert, und dieſe Erfahrung iſt mir gerade ſoviel werth, als mein Verluſt beträgt. Ich habe Glück ſelbſt bei Verluſten, denn es iſt der geringſte Verluſt, den ich haben konnte.«

Die Kaufleute ärgerten ſich an dieſer Prahlerei. In der That aber war Eleaſar ausnehmend froh, denn die entſetzliche Weiſſagung, welche auch lautete, daß er von der Untreue der Menſchen nichts zu beſorgen habe, ſchien fehlzuſchlagen.

Aber noch am ſelben Tage erſchien der verarmte Kaufmann bei ihm: »Ihr habt mich«, ſprach er, »heute Morgen an der Börſe einen Schelm und leichtſinnigen Betrüger genannt, der das Vermögen derer, die ihm vertrauen, auf's Spiel ſetzt. Ihr thatet Unrecht. Ich habe nur gewagt, was ich wagen durfte, und was ich verloren, habe ich mir verloren. Ich bin arm geworden, aber rechtſchaffen geblieben. Mein Hab und Gut iſt hin, nicht mein ehrlicher Name. Ich werde keinem Menſchen etwas ſchuldig bleiben, am wenigſten aber Euch!« — Hiermit zog er ſeinen Beutel hervor und zählte auf, ſo viel Eleaſar zu fordern hatte. »Nun?« fragte er, »bin ich ferner noch ein leichtſinniger Speculant?«

Eleaſar war erſchrocken und zornig, daß ſeine letzte Hoffnung ihm fehlgeſchlagen war. »Ihr ſeid kein leichtſinniger Speculant«, rief er — »wohl aber thöricht. Ich wußte, daß Eure Speculationen nichts taugten, und lieh Euch das Geld, um es durch Euch zu verlieren! —

Nehmt die Summe noch einmal, und verliert Ihr ſie, ſo ſollt Ihr die doppelte haben, und verliert Ihr ſie wieder, die vierfache.«

»Behüte mich Gott!« ſprach der verarmte Kaufmann: »Ich werde ein kleines, ſicheres Geſchäft anfangen, denn zu großartigen Speculationen fehlt es mir an Talent und Kenntniſſen.«

Hiemit ging er, und Eleaſar ſchlug ſich die Bruſt und rief: »Weh mir! weh! daß ich geboren bin und gewiegt im Reichthum, um auf mein Alter die bittere Koſt der Armuth zu ſchmecken, denn wörtlich erfüllt ſich die Weiſſagung des Sterndeuters«.

Ein andermal wieder brach Feuer in der Straße aus, wo Eleaſar wohnte. Es griff raſch um ſich, und das Nachbarhaus brannte, ohne daß an Rettung zu denken war. Eleaſar aber ſah man freudig in einem Fenſter liegen und mit ſtolzem Wohlbehagen die Flamme betrachten. Er legte keine Hand an, ſeine Schätze und Waaren zu ſichern, und Niemand durfte ſein Eigenthum berühren. Mehrmal leckte die Flamme ſchon den Giebel ſeines Hauſes, und ſo oft er dieß ſah, ſtieß er einen Freudenſchrei aus. — Plötzlich aber verfinſterte ſich der Himmel, und der Regen goß in Strömen nieder. Auch war man inzwiſchen mit den Löſchanſtalten zu Gange gekommen, und hatte früher der Wind die Flamme begünſtigt, ſo half der Regen jetzt mit löſchen.

In kurzer Zeit war alle Gefahr vorüber, und Eleaſar knirſchte mit den Zähnen, ballte die Fäuſte gen Himmel und trat wüthend von dem Fenſter zurück.

In der Stadt aber ſagte man, Eleaſar ſei ein Zauberer, beſchwöre die Elemente und ſei ſeiner Kunſt ſo ſicher, daß er die Rieſenflamme, die ſeine Wohnung beleckt, verlache und den Wolken des Himmels mit Fäuſten drohe, wenn ſie nicht pünktlich genug ihm gehorſamten.

Kurze Zeit darauf erzählte man ſich noch etwas viel Seltſameres und Unbegreiflicheres. Eleaſar hatte plötzlich Haus und Hof, Hab und Gut, Schiffe und Alles, was er beſaß, einem bekannten, reichen Juwelier abgetreten. Man hatte ihn ſammt Weib und Kindern, nur mit wenigem Gepäck beladen, nach dem Hafen gehen und ein fremdes Schiff beſteigen ſehen, welches am ſelbigen Tage noch unter Segel ging. —

»Aber, liebe Nachbarin!« unterbrach Debora ihre Erzählung, »meine Geſchichte dauert lange, und es möchte doch Schade um den großen, großen Hecht ſein.«

»Nicht doch«, meinte Frumit, »mein Fiſch kann immer noch kochen, denn er iſt ſo groß, ſo groß, Ihr könnt es kaum denken. Aber in Eurer Geſchichte kommt ja nichts von einem Fiſche vor!«

»Gebt nur Acht«, entgegnete Debora, »denn es kommt jetzt.«

»Doch auch meine Geſchichte«, unterbrach ſich Gabriel, »hat für heute lange genug gewährt, und ich werde wohl thun, die Fortſetzung bis zum nächſten Sabbat aufzuſchieben.«

Achter Sabbat.

Indeß lebte Joſeph Moker Schabbes, fuhr Gabriel fort, nach wie vor in Frömmigkeit und that dem Sabbat alle Ehre. Was nur irgend Gutes auf dem Markte war, das kaufte er und ließ ſich keinen Preis verdrießen.

An einem Freitage, da er auf den Markt gegangen, ſeine Einkäufe zu machen, ſah er ein großes Gedränge um die Bude eines Fiſchers, welcher ausrief: »Kauft, lieben Leute, einen Fiſch, groß und fett, wie noch keiner hier geſehen wurde, und friſch und lebendig, denn er iſt vor wenig Stunden erſt gefangen, ein wahres Ungeheuer, welches nicht zu bezahlen iſt und koſtet doch nur hundert Gulden«.

Und die Menge jauchzte und höhnte ihm nach: »Hundert Gulden für einen Fiſch, es iſt ein wahrer Spottpreis«.

Indeß ſah der Fiſchhändler Joſeph daſtehen und rief: »Zurück, Ihr Hungerleider, die Ihr kaum den Groſchen beſitzt, Euch Brod zu kaufen, macht Platz einem Manne, der für hundert Gulden gern was Gutes ißt. Tretet hervor, werther Herr, und beſeht Euch meinen ſchönen Fiſch«.

Als Joſeph näher trat und den Fiſch ſah, ſprach er: »Wahrlich, dieſen großen, ſchönen Fiſch beſcheert mir Gott, auf daß ich mir einen guten Sabbat mache. Solch ein Leckerbiſſen hat noch keines Königs Tafel geziert. Was wollt Ihr für den Fiſch?«

»Hundert Gulden«, ſagte der Fiſcher, »davon geht kein Pfennig ab.«

»Hundert Gulden«, höhnte die Menge. »Morgen iſt er wohlfeiler, und übermorgen, wenn er ſtinkt, könnt Ihr ihn umſonſt bekommen.«

»Friede, Ihr Leute!« ſprach der fromme Joſeph, »was wollt Ihr von dem ehrlichen Manne? Der Fiſch iſt ſeine hundert Gulden werth, und ich kaufe ihn unter der Bedingung, daß Ihr ihn mir lebendig nach Ende des Marktes in die Küche liefert, denn meine Diener haben ſchon ohnehin genug an meinen heutigen Einkäufen zu tragen.«

Gern verſprach dieß der erfreute Fiſcher, und eben ſo vergnügt ging Joſeph nach Hauſe, und alle Bekannten, die ihm begegneten, lud er zum Sabbatmahl ein.

Als ſeine Frau den großen Fiſch ſah, fürchtete ſie ſich faſt, ihn abzuſchlachten, und Joſeph mußte ihm erſt ein

Paar Schläge auf den Kopf verſetzen, um ihn zu betäuben. Jetzt erſt trat die Frau näher und bewunderte ſeine Größe und Fettheit. »Sieh nur!« ſprach ſie zu ihrem Manne, »wie rund ſein Bauch iſt, ſicher hat er ſich ſatt gegeſſen, kurz vordem er gefangen wurde. Es wäre hübſch, wenn wir einen kleinen Fiſch in ſeinem Magen fänden, der anſehnlich und friſch genug wäre, um ihn ebenfalls zuzurichten.«

So ſprechend ſchnitt ſie ihm den Bauch auf und erſtaunte nicht wenig, den Magen ganz leer zu finden. Das Einzige, was ſich darin befand, war ein zuſammengedrücktes Stückchen Leder. Sie nahm es heraus, zog es auseinander, da war es ein Handſchuh, und ſie fragte ihren Mann: »Wie kommt ein Handſchuh in den Magen dieſes Fiſches? Soll man glauben, daß es auch unterſeeiſche Städte gibt und Menſchen, die ſie bewohnen?«

»Warum nicht gar auch unterſeeiſche Handſchuhmacher«, lachte Joſeph. »Nein, liebes Weib, die Hechte üben Vergeltungsrecht. Zu Lande hier verzehren wir ſie, treffen ſie uns im Waſſer, verzehren ſie uns. — Zeig her!« fuhr er fort, »wer weiß, welcher Unglückliche dieſen Handſchuh getragen.«

Seine Frau reichte ihm denſelben, er unterſuchte ihn näher, und ſiehe! zu ſeinem großen Erſtaunen befand ſich in dem Handſchuh auch ein koſtbarer Ring.

»Weib! Weib!« rief er, »ich habe einen guten Kauf gethan. Wundere Dich nicht, daß der Fiſch ſo groß und fett iſt, denn in einem einzigen Biſſen hat er mehr verſchlungen, als wir unſer ganzes Leben lang verzehren können. Dieſer Ring iſt unter Brüdern zwanzigtauſend Goldſtücke werth.« — Indem aber fuhr er fort, den Ring zu reinigen, der immer klarer und feuriger wurde. »Weib, ſage mir, ob ich träume. Wenn ich wach bin, wenn ich meinen geſunden Verſtand habe und all' meine Kenntniß und bisherige Erfahrung mich nicht trügt, ſo muß dieſer Ring hunderttauſend Goldſtücke werth ſein. Wahrlich, dieſer Fiſch hat wie ein Römer geſchwelgt, die aufgelöſte Perlen trinken und die Einkünfte einer Provinz in einer Mahlzeit verpraſſen. Doch nein! nein! alles, was ich ſage, iſt viel zu wenig, den Werth dieſes Ringes zu ermeſſen. Sieh, liebes Weib, dieſe Strahlen, dieſe Größe, dieſes Waſſer, dies Farbenſpiel, die Augen ſchmerzen mich! Dieſes Kleinod iſt ein unbezahlbares, ſeines Gleichen findet ſich nicht in der Welt. Laß uns beten, theures Weib. Gott iſt groß und hat ein Wunder an uns gethan, und dieſer Diamant iſt ein göttliches Gnadengeſchenk, würdig des Königs der Könige, und diejenigen liebt er, denen er ſolche Kleinode beſcheert. Großer Gott, was ſoll ich ferner thun, Dir wohlgefällig zu ſein? Ich habe Deine Gebote gehalten und Dir nach beſten Kräften bis heut gedient, und die Menſchenkraft iſt arm und ſchwach, Deine Güte aber iſt unendlich und überreich.«

Seine Frau hatte das Schlachtmeſſer aus den Händen fallen laſſen und betete mit ihm.

Am Sabbat wurde der Fiſch aufgetragen, und Joſeph zeigte, bevor er den Hecht zerlegte, den Ring, und alle Gäſte beſtätigten, daß Gott ihn liebe, weil er ſolch ein Kleinod ihm beſcheert habe.

Indeſſen behagte das todte Kapital Joſeph nicht. Er wollte nicht allein ſeines Reichthums ſich erfreuen, ſondern den Armen und Unglücklichen damit Gutes thun. Und ſiehe, es traf ſich, daß der Königsſohn des Landes ſich vermählte und Edelſteine kaufen wollte, um ſeiner fürſtlichen Braut einen Schmuck machen zu laſſen. Joſeph reiſte zu ihm und zeigte ihm ſein Kleinod, und weil es einzig in ſeiner Art war, bewilligte ihm der Königsſohn nicht nur eine beträchtliche Summe Geldes dafür, ſondern ſetzte ihm obendrein ein glänzendes Jahrgehalt aus.

Joſeph lebte von nun an ganz dem Geſetze und der Uebung wohlthätiger Werke. Am Sabbat aber hielt er offene Tafel, und da war Jeder gern geſehen, der zu ihm kam, vor Allen aber Arme und Dürftige. Dieſe beherbergte er, ſo lange der Sabbat dauerte, und entließ ſie dann reichlich beſchenkt. Wenn er nun bei Tiſche ſaß, erzählte er ſeine Geſchichte von dem Fiſche und dem Ringe, und dieſe Geſchichte wurde ſo berühmt, daß ſie in den Feſtgeſang Semiroth überging, den noch heutiges Tages fromme Juden zu Ehren des Sabbat ſingen.

So verſtrichen mehrere Jahre. Da traf es ſich einſt an einem Sabbat, daß auch ein armer Krüppel ſich eingefunden hatte, deſſen dürftiges und leidendes Ausſehen die größte Theilnahme erregte, und der, weil er die Sabbatgebete ſo überaus inbrünſtig und gefühlvoll herſagen konnte, ſich viele Lobſprüche erwarb, ſo daß Joſeph Moker Schabbes ihn manche Gebete herſagen ließ, die er als Hausherr eigentlich verrichten mußte.*)

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Joſeph nie unterließ, am Sabbat Mittag ſeinen Gäſten unter vielen Leckereien auch ein Gericht Fiſche vorzuſetzen, und bevor man es verzehrte, erzählte er ſeine Geſchichte von dem Rieſenhecht und dem Ringe.

Als er ſie auch dießmal erzählte, verwunderte ſich Jedermann über den Eindruck, den ſie auf den Krüppel hervorbrachte, welcher ſeine bitterſten Thränen weinte.

Joſeph fragte ihn: „Was fehlt Euch, daß Ihr ſo weint?“

---

*) Eine Sitte, die noch ſtattfindet. Der Hausherr überträgt dem Gaſte ein Gebet, um ihn dadurch zu ehren und über ſich zu ſtellen. Eine ſolche Uebertragung darf nicht abgelehnt werden.

»Ach!« ſeufzte der Krüppel, »nun da Eure Geſchichte zu Ende iſt, kann auch ich eine erzählen. Ihr ſagtet von Eurem Hecht: kein Wunder, daß er ſo dick und groß geworden, denn er hat in einem Biſſen mehr verſchluckt, als wir Alle Zeitlebens durchbringen können! Freilich! Der Hecht hat einen Ring verſchluckt, der ein Königreich werth war. Ich aber ſage Euch, der Fiſch hat noch ein Kleinod in demſelben Biſſen verſchluckt, und das hatte für mich größeren Werth, als tauſend mal tauſend ſolcher Ringe. Um einen Demant, ſo groß wie die ganze Welt, hätte ich das nicht gelaſſen!«

Da ſahen ſich die Gäſte mit Erſtaunen an und fragten: »Was mag das für ein Kleinod geweſen ſein?« und Joſeph ſagte: »Ich habe weiter nichts gefunden«.

Der Krüppel verſicherte: »Ein ähnliches Kleinod kann ich zeigen, ich habe es bei mir«.

Und ſämmtliche Gäſte brannten vor Neugier und wollten ein ſo ausbündiges Kleinod ſehen.

Gabriel wollte hier ſchließen, wie ſehr man ihn auch fortzufahren bat. Sein Auge war, während er erzählte, ſtets auf eine bildſchöne, reichgeſchmückte Dame gerichtet, die zum erſten Male ſich in dieſer Geſellſchaft befand, aber mit ihren Ringen und Armbändern ſpielte und ſeiner nicht ſonderlich achtete. Auch ſie ſchlug ihr großes, feuriges Auge jetzt auf und bat ihn, fortzufahren und nicht mit der Neugier ſie zu entlaſſen, welch ein Kleinod jener Bettler beſitzen könne, das ſchätzbarer ſei, als ein unſchätzbares.

Dieſer Bitte konnte der Erzähler nicht widerſtehen und fuhr fort:

Der Krüppel aber erhob ſeine linke Hand, denn die rechte fehlte ihm. »Seht hier«, ſprach er, »meine linke Hand, meine rechte fehlt mir, aber die linke Hand iſt ihr ſehr ähnlich. Und wer möchte ſeine rechte Hand wohl für eine Welt voll Edelſteine laſſen? — Wiſſet aber! den unſchätzbaren Ring trug ich am Zeigefinger meiner Rechten, und dieſer Ring ſammt meiner rechten Hand war nur ein einziger Biſſen eines unerſättlichen Raubfiſches. Groß iſt Gott in allem ſeinem Schaffen! — Kein Wunder, daß der fromme Joſeph meine Hand nicht fand; denn dieſe hat der Hecht verdauet, aber den Handſchuh ſammt dem Ringe konnte er nicht verdauen! —«

»O Joſeph, edler Joſeph!« brach er in Thränen aus, »haben mich denn Gram, Kummer und Gebrechen ſo entſtellt, daß Ihr mich nicht wieder erkennt? Ich war einſt ein reicher, reicher Mann, mein Name iſt Eleaſar! —«

Der Name Eleaſar erregte allgemeines Erſtaunen, welches ſich durch ein feierliches Schweigen kund gab. Der Krüppel aber fuhr wehmüthig fort: »O Joſeph, gedenket des Tages, wo Ihr mir ſagtet, daß ich dem Glücke diene, und nicht dem hochgelobten Gott, und das Glück ſei ein wankelmüthiger Herr, der einſt mich verlaſſen würde.

Am ſelbigen Tage kam ein Sterndeuter hier an, der ſagte mir: »Sammle Schätze immer zu, denn von all dem Deinen wird der fromme Joſeph dereinſt Sabbat machen«. — Aber ich achtete weder Eurer Warnung, noch der Weiſſagung des Sterndeuters. Mein Herz war ſtolz und ſtarr, wie das Metall, von dem man Königskronen macht, und das die Herrſcherrolle in dieſer Welt ſpielt; und aus frevelhaftem Trotz wider Schickſal und Menſchenweisheit ſuchte ich Euch zu entziehen, was Gott Euch zuerkannt! — Und die Worte des Sterndeuters gingen in Erfüllung. Wind und Wellen verſchonten meine Schiffe, Diebe und Betrüger legten keine Hand an mein Eigenthum, das Feuer ſelbſt wagte ſich nicht an meine Gebäude und Speicher. — Da kam eines Tages ein Juwelier zu mir und zeigte mir einen koſtbaren Ring. »Seht! Herr«, ſprach er, ein Kleinod Eures Anblicks werth.« Während ich mit Entzücken den Diamant betrachtete, fuhr jener fort: »Ihr werdet leicht begreifen, daß man ſolch einen Beſitz geheim halten muß, nicht bloß, um vor Dieben und Räubern ſicher zu ſein, ſondern vor redlichen Leuten ſelbſt; denn nicht jede Tugend iſt probefeſt, Gelegenheit macht Diebe, und die nächſten Freunde, unſere eignen Kinder können durch ſolch einen

Stein, der die Eigenſchaft beſitzt, den redlichſten Mann zum Schelme zu machen, uns untreu werden«.

Der Juwelier hatte Recht, denn indem ich den Stein betrachtete, fühlte ich mich von einer ſo unwiderſtehlichen Begier nach dem Beſitz des Kleinods erfaßt, als hinge Leben und Tod daran, ihn zu beſitzen. »Vor Dieben und Räubern fürchte ich mich nicht«, erwiderte ich dem Juwelier, »was wollt Ihr für den Ring?«

Er lächelte: »Ihr ſcherzt wohl nur, ich habe Euch geſagt, daß ich dies Kleinod Euch nur zeigen wollte, ich gedachte Euch damit eine Achtung zu erweiſen, denn dergleichen zeigt man nur ausnahmsweiſe einem reichen Manne, dem man vertraut. Ihr ſeht wohl ein, daß ſolch ein Kleinod unbezahlbar iſt; ich habe ihn Königen und Fürſten angeboten, und ſie konnten ihn nicht kaufen. Seid Ihr ſolch fürſtlicher Handelsherr, ſolch königlicher Kaufmann, daß Fürſten und Könige Euch um Euern Reichthum neiden: wohlan, ſo beſchämt die Herrſcher über Länder und Völker und bietet auf ein Kleinod, welches zu beſitzen, Könige zu arm ſind. Ich habe große Summen ausſtehen, beträchtliche Verluſte erlitten, ich bin nicht abgeneigt, das todte Kapital, was ich in dieſen Ring geſteckt, in Handel und Wandel zu bringen.«

Ich wünſchte nichts lebhafter, als dieſen Ring zu beſitzen, und entſchieden, wie ich ſtets in Geſchäften war, ohne zu zögern und zu knauſern, ſagte ich: »Wenn Ihr Euer Kleinod unbezahlbar nennt, ſo nenn' ich meinen Reichthum unermeßlich: dem Beſitzer eines unbezahlbaren Kleinods bietet der unermeßlich Reiche den Handel an: Meinen Reichthum für Euer Kleinod. Ich ziehe mit Weib und Kindern von Haus und Hof und überlaſſe Euch Grundſtücke, Schiffe, Gewölbe, Waaren und Summen.«

Der Juwelier beſann ſich nicht lange, ich zeigte ihm meine Waaren, meine baaren Summen und meine Bücher, führte ihn durch Haus, Gewölbe, Niederlagen und Keller. Darauf gingen wir zu einem Schreiber, der unſern Contract aufſetzte und vollzog und ſich höchlichſt wunderte, denn noch nie hatte er einen ſolchen Handel abſchließen helfen.

Bevor wir ſchieden, ſprach der Juwelier: »Ich muß Euch noch ein Juweliergeheimniß anvertrauen. Wir faſſen koſtbare Steine gern als Ringe, die wir ſtets feſt am Finger geſchmiedet bei uns tragen können. Wir gehen aber alsdann nie mit bloßer Hand, denn ein leichter Handſchuh thut gar treffliche Dienſte, und ein Juwelier weiß gar wohl, was ein Handſchuh zu bedeuten hat, der niemals ausgezogen wird. Euer Hab und Gut in Waaren und in Schiffen gehörte dem lebendigen Verkehr und war dem Wechſel des Beſitzes unterworfen. Ein anderes iſt's mit ſolchem Kleinod. Es trägt Euch keine Zinſen, dafür iſt es aber wahrhafter Beſitz. Tragt Ihr dieſen Ring am Zeigefinger, ſo iſt er Euer, wie die Glieder Eurer Hand. Zieht Euern Handſchuh darüber, und Euer Ring iſt der ganzen Welt entzogen, Ihr aber könnt Euch jeden Augenblick fühlbar Eures Beſitzes überzeugen.«

Dieß hörte ich mit tauſend Freuden! Jauchzend hob ich meine Rechte, an der dies Kleinod ſtak, gen Himmel. »Die Prophezeiung«, rief ich aus, »iſt vernichtet. Meinen Reichthum trage ich an dieſer Hand; ſoll aber die Prophezeiung fortbeſtehen und bin ich ſicher vor Räubern und Dieben, vor Untreue und Bosheit, vor dem Waſſer und dem Feuer, wie ſollte dieſes Kleinod mir dann entwendet werden?«

Noch am ſelben Tage beſtieg ich mit Weib und Kindern ein Schiff, welches ſegelfertig im Hafen lag.

Dort angelangt, lebte ich von meinen mitgenommenen Summen. Ich war es ſatt, ein reicher Mann zu ſcheinen, und zog es vor, ganz in der Stille reich zu ſein. Auch trug ich nunmehr ſtets meinen Handſchuh über die Rechte.

Ich ging aus, und weil es heißes Wetter war, wollte ich mich baden. Das kühle Meer hatte Viele angelockt, und unter den Badenden ſah man auch vornehme Jünglinge, die ſich als kühne und fertige Schwimmer auszeichneten. — Ich hatte meine höchſt einfachen Kleider, darin ich Jedem für einen geringen Mann gelten mußte, abgelegt und befand mich im Waſſer, als ich den alten Hochmuthskitzel wieder ſpürte, und weil ich die Erziehung eines reichen und vornehmen Jünglings genoſſen hatte und es in allen Leibesübungen dem Erſten gleich thun konnte, wollte ich einmal meine Ueberlegenheit in der edlen Schwimmkunſt zeigen. Wie ein Delphin ſchoß ich durch die Wellen und hatte bald die fernſten Schwimmer eingeholt. Plötzlich fühlte ich mich angegriffen, ich glaubte, von einem Hay. Er verwundete mir den Schenkel, daß das Waſſer um mich ſich röthete. Ich wollte an's Ufer zurück, der Feind aber war raſcher als ich; ich mußte die Arme wider ihn gebrauchen, und plötzlich preßte ein unſäglicher Schmerz mir einen lauten Hülferuf aus. Was ferner mit mir geſchah, weiß ich nicht.

Ich erwachte in dem Zelte, wo ich meine Kleider abgelegt; ich lag auf Polſtern und empfand einen brennenden Schmerz an dem rechten Arm. Ein Blick dahin ließ mich mein ganzes Elend erkennen, und was waren die Körperſchmerzen gegen dieſe Erkenntniß. Den blutigen Stummel meines Arms ſtreckte ich gen Himmel und rief: »Ja, Gott! Du biſt allmächtig und wacker habe ich gerungen mit Dir und hielt feſt mein Eigenthum in Händen, zugleich nur mit der Hand konnteſt Du es mir entreißen.« Es war das letzte Aufflackern meines Hochmuths, und eine neue Ohnmacht umfing mich und linderte Seelen- und Körperſchmerz.

Ach! zu welchem Elende erwachte ich! Ich hatte eine Summe in Wechſeln bei mir gehabt und ſie in einem unſcheinbaren ledernen Gurt verborgen am Ufer liegen laſſen. Während meiner Hülf- und Bewußtloſigkeit hatte man ſie mir geſtohlen, jetzt war ich arm und einarmig. Ich mußte mich zu betteln entſchließen. Ich! der ſtolze Reiche — betteln, als Krüppel betteln, betteln für Weib und Kind, aber ich ſegne meinen Unſtern, denn ich bin, Dank ſei es den Fügungen des Himmels, gebeſſert. Ich kenne jetzt das Unglück und die Hülfsloſigkeit und ſolcher Ueberführung bedurfte ich, um fromm zu werden und die Gebote des Herrn zu ehren. Denn dieſer muß durch Gedanken, jener durch Erfahrungen belehrt werden. Meine Geſchichte iſt zu Ende.«

Hier ſchwieg der Krüppel und Joſeph erhob ſich von ſeinem Sitze und ſprach: »Eleaſar! nimm dieſen Hausvaterſtuhl ein, ſteh auf von Deinem Platze und ſetze Dich hieher!«

»Wie Herr? fragte der Krüppel, »was ſoll das bedeuten?«

»Ich bitte Dich,« fuhr Joſeph fort, »wenn Du mich liebſt, ſo thue meinen Willen« und Eleaſar mußte den hohen Polſterſtuhl einnehmen, oben am Tiſche. Joſeph aber ſetzte ſich auf den beſcheidenen Platz, den der Krüppel verlaſſen, ſodann ſprach er:

»Eleaſar! Dein iſt alles, was ich habe, Du biſt hier der Hausherr und ich mit meinem Weib und meinen Kindern der Gaſt bei Dir. Zwar hat mir Gott Deinen Reichthum in die Hände gelegt. Aber es ſteht geſchrieben: Du ſollſt nicht begehren, was Deines Nächſten iſt. Ich ehre die Gaben Gottes, aber ſeine beſten und ſchönſten Gaben ſind die Gebote und die ehre ich vor allen; der Ring war Dein, folglich war Dein, was ich dafür empfing.«

»O Joſeph!« rief Eleaſar, »wie viel beſſer biſt Du, dem es ſtets wohlerging, als ich, den ſo viel bittere Erfahrungen beſſerten. Aber Dein Anerbieten iſt zu edel und ich nehme es nicht an.«

»Jeder irdiſche Richter« ſprach Joſeph, »wird Dir die Schätze zuſprechen, deren Eigenthümer Du biſt, ich aber nur der Finder!«

»Joſeph! Joſeph!« rief Eleaſar, »habe Mitleid mit mir, führe mich nicht von Neuem in Verſuchung. Mit der Ausſicht auf Glanz und Reichthum könnte mein alter Frevelſinn und Hochmuth wiederkehren. Höre aber wohl, was ich Dir ſagen will, und nimm meinen Vorſchlag an. — Laß uns nicht unterſuchen, wem der Reichthum gehöre, ſondern laß uns fortan eine Familie bilden und alles gemeinſchaftlich beſitzen. Du biſt gut. Ich bin gebeſſert. Dir hat Gott den Geiſt verliehen, von Reichthümern den beſten, edelſten Gebrauch zu machen. Mir gab der Ewige das Talent Reichthum zu erwerben, Du aber benutze ihn, denn die Armuth iſt mir immer unerträglicher als der Müſſiggang, wozu der Bettler, der Krüppel verdammt iſt.

Fortan alſo haben wir ein Haus und ein Vermögen. Ich bin der Herr an den Wochentagen, Du der Herr an Sabbat und Feſttagen.«

Dieſes Anerbieten ließ ſich Joſeph gefallen, und ſie lebten fortan in der glücklichſten Einigkeit; ihr Haus aber ward weltberühmt, denn kein Unglücklicher und Armer betrat es, ohne Hülfe und Troſt darin zu finden.

Eleaſar pflegte aber, wenn er ſeine Geſchichte erzählte, hinzuzufügen: »Gott hat mich arm gemacht, damit ich lerne, wie der Reichthum zu gebrauchen ſei; Gott hat mir die rechte Hand genommen und dafür hat er mir die rechte Erkenntniß gegeben, meine rechte Hand aber iſt Joſeph Mocker Schabbes. Denn ich handele mit der linken, weil der Handel ein wenig links herumgeht; meine rechte Hand aber, und das iſt Joſeph, verthut es auf die rechte Weiſe.«

Hier ſchwieg Debora und Frumit ſagte: »In der That, liebe Nachbarn, das war eine ſchöne Geſchichte und ich ſage auch meinen herzlichen Dank dafür.«

Die ſchlaue Debora entgegnete: »Und ich ſage auch meinen Dank für die ſchöne Geſchichte, welche ihr mir erzählt habt.«

»Ich habe Euch eine Geſchichte erzählt?« fragte Frumit.

»Ja! von einem Hecht.«

»Das war ja Eure Geſchichte.«

»Ganz recht; denn ich erzählte Euch von einem Hecht zu hundert Gulden; Ihr aber erzähltet mir auch von einem Hecht.«

»Das iſt aber keine Geſchichte,« wandte Frumit ein, »den Hecht habe ich im Keſſel.«

»Aber,« verſetzte die ſchlaue Debora, »der Hecht, der in meiner Geſchichte vorkommt, koſtet hundert Gulden, folglich iſt meine Geſchichte mehr werth als Euer Hecht ſammt Eurem Keſſel!«

»Mit Verlaub, liebe Nachbarin,« entgegnete Frumit lächelnd. »Ein Hecht, den man im Keſſel hat, iſt mehr werth, als ein Hecht, der in einer Geſchichte vorkommt und tauſend mal tauſend mal ſo viel koſtet; denn eine Geſchichte geht zu dem einen Ohr herein, zum andern wieder heraus. Was man aber in dem Keſſel hat, davon bekommt man auch was in den Magen.«

»Und wie groß iſt wohl Euer Hecht?«

»Er mag an die zwanzig Pfund wiegen.«

»Das iſt eben, was ich hören wollte,« hohnlächelte Debora, »und iſt Euer Hecht nicht größer, ſo bedenkt, wie lange Ihr hier ſteht und zuhört. Von Euerem Hecht iſt wohl ſchwerlich noch was übrig als Gräten und Brühe. Leugnet das nicht, denn ich kann auch kochen und unſere

Nachbarinnen, die hier Zeugen ſind, alle. Geſteht daher nur, wir haben uns beide Mährchen erzählt, Ihr von einem Hecht, der zwanzig Pfund wiegt, ich von einem Hecht, der hundert Gulden koſtete. Und bedankt Ihr Euch bei mir für meine ſchöne Geſchichte, ſo muß ich mich bei Euch für Eure ſchöne Geſchichte bedanken!«

Die Nachbarinnen, welche bisher ſtumm dem Geſpräche zuhörten, ſchlugen hier ein lautes Gelächter auf und Frumit eilte beſchämt und gedemüthigt in ihr Haus.

Der fromme Chanina hatte in Erwartung des Sabbat ſich ſeiner Gedanken entſchlagen, ſich bequem in ſeinem Seſſel ausgeſtreckt und einem erquickenden Schlummer ſich überlaſſen.

So fand ihn Frumit und rüttelte ihn heftig, daß er erwachte und fragte: »Weib! was ſtößeſt Du mich?«

»Wie lange noch,« rief ſie, »werden wir Hunger und Kummer leiden und dem Spotte unſerer Nachbarn ausgeſetzt ſein, denen Dein ſegensreiches Beiſpiel und Dein frommer Wandel keine Ehrfurcht einflößt und keine Nacheiferung erweckt?«

»Liebes Kind!« ſagte Chanina, »ſo lange es Gott gefällt.«

Sie erzählte ihm hierauf, wie Debora ſie mit der Geſchichte des Joſeph Mocker Schabbes gefoppt und fügte hinzu: »Gott will Dir wohl und erhört ein jedes Deiner Gebete, warum beteſt Du nicht zu ihm, daß er Dich in eine beſſere Lage verſetze!«

Chanina ſprach: »Hör' an, liebes Weib, ſo eben hatte ich einen Traum. — Mir träumte, der Sabbat habe bereits begonnen und wir hatten nur Salz und Brod und ein Tröpſchen Wein zu Kiddiſch*). Das war wenig, um davon Sabbat zu machen und Du fühlteſt Dich ſehr unglücklich darüber. Deßhalb ſagte ich: Ich will zu Gott beten; nicht um meinetwillen, ſondern um Deinetwillen, weil Du Dich unglücklich fühlſt. Ich aber will beten, daß er mir von den großen Paradieſesfreuden, die er droben mir bereitet, hinieden im Voraus etwas beſcheeren möge, um es mir ſpäter droben wieder zu entziehen. Darauf fing ich an zu beten und als ich mein Gebet ſchloß, warf eine unſichtbare Hand etwas in den Schornſtein, das kollerte durch die Röhren, fiel zur Ofenthür heraus und glich einer feurigen Kohle. — Es war aber keine brennende Kohle, und als Du erkannteſt, was es war, ſtießeſt Du einen Freudenſchrei aus und ſprachſt: Wahrlich! wir machen heut' einen Sabbat, gleich wie Joſeph Mocker Schabbes und endlich werde ich doch über die böſe Debora triumphiren, denn für den Hecht, den ich ihr nicht zeigen konnte, ſoll ſie einen koſtbaren Stein, wie der, den der Eleaſar beſaß, erblicken und ſagen: das iſt ein Gnadengeſchenk Gottes, welches er zum Beweis ſeiner beſondern Huld einem frommen Manne geſpendet«

---

*) Das erſte Gebet zum Sabbat.

So ſprachſt Du. Ich aber, ſo träumte mir ferner, ſtreckte mich in heimlicher Sabbatruhe in meinem Seſſel aus und entſchlief in meinem Traum, um aus dieſem Traumſchlaf in einen zweiten Traum zu gelangen.

Dieſer Traum im Traum zeigte mir das Paradies, darin ſaß ich mit den Frommen. Jeder hatte ſein Weib neben ſich und ſpeiſte an einem dreibeinigen, goldnen, mit Edelſteinen reich beſetzten Tiſche. Aber die Frommen flüſterten unter einander und ihre Weiber maßen uns mit ſpöttiſchen Blicken und betrachteten lächelnd unſern Tiſch. Denn ſiehe! der mittelſte und gröſte Edelſtein war aus der Faſſung gebrochen und der ganze koſtbare Tiſch dadurch entſtellt. Der Edelſtein, welcher fehlte, war aber derſelbe Karfunkel, welchen Gott mir im erſten Traume vorgeſchoſſen, im zweiten Traum hatte er ſich bezahlt gemacht. Ich hatte demungeachtet ein gut Gewiſſen und ſprach zu Dir: »Liebes Weib, dies iſt nicht um meinetwillen, ſondern um Deinetwillen geſchehen, denn um Deinetwillen habe ich gebeten, weil Du Dich ſo unglücklich fühlteſt.« — Du aber fühlteſt Dich bei weitem unglücklicher und ſprachſt zu mir: »Du haſt im Leben ſo viel ſtudirt, drum hätteſt Du wohl wiſſen und mir ſagen können, daß der Spott und das Hohngelächter der Rabbinerfrauen im Paradieſe, weil ſie meines Gleichen ſind, mir weit empfindlicher und kränkender ſein würde, als der Spott meiner Nachbarinnen auf Erden, welche keine Rabbinerweiber und folglich auch meines Gleichen nicht ſind«. Ja! Du warſt dermaßen aufgebracht gegen mich, daß Du nach mir ſtieſeſt. Und der Stoß war ſo heftig, daß ich aus meinem zweiten Traume wieder in meinem erſten erwachte. Da lag ich in behaglicher Sabbatruhe wieder in meinem Seſſel und fragte: »Weib! was ſtößeſt Du mich?«

Du ſagteſt: »Es iſt Zeit, zu Bette zu gehen.

»Gut!« ſagte ich, »warte nur einen Augenblick.« Hierauf fing ich wieder an zu beten, daß der hochgelobte Gott mir hienieden doch die Gnade wieder entziehen möge, die er mir im Voraus zuertheilt, damit ich ſie da genieße, wo er ſie mir beſtimmt. Und ſiehe! der Allgütige erhörte auch mein zweites, dem erſten ganz entgegengeſetztes Gebet, und der feurige Edelſtein war verſchwunden.

Du aber riefſt troſtlos: »Was haſt Du gethan, o Mann!« Ich ſagte: »Es iſt beſſer, Du fühlſt Dich hienieden unglücklich unter den Nachbarinnen, die nicht Deines Gleichen, als daß Du droben Dich ärgerſt über Deines Gleichen: die Rabbinerfrauen und Töchter«. Da warſt Du ſehr zornig und ſtießeſt wieder nach mir, daß ich von Neuem erwachte aus meinem erſten Traume in die Wirklichkeit! Auch dießmal lag ich behaglich im Seſſel hier, in welchem ich, in Erwartung des Sabbats, mich dem Schlummer überlaſſen, und fragte Dich: »Weib! warum ſtößeſt Du mich?« Hierauf erzählteſt Du mir Deine Geſchichte und ich Dir meinen Traum. — «

Frumit beherzigte die Lehre, und wenn der Sabbat kam, that ſie nicht mehr geſchäftig, prahlte nicht mehr von leckeren, ausgeſuchten Speiſen, ſondern wenn die Nachbarinnen ſie fragten, womit ſie ſich eine Güte gethan, antwortete ſie beſcheiden: »Ach! wir ſind leider arm, wir haben kaum Salz und Brod und nur zwei Tröpfchen Wein zu Kidiſch und Afdallah. Dafür aber werden wir dereinſt im Paradies von dem Fiſche Leviathan und von den Gänſen, deren Fett die Wüſte ſpickt, uns ſatt ſchmauſen.«

Gott hat das Herz der Menſchen mitleidig geſchaffen, und als man in der Stadt vernahm, der fromme Chanina habe nichts, um Sabbat zu machen, ſandte man ihm Speiſen in Hülle und Fülle, und Jeder wetteiferte, ihm das Leckerſte und Auserleſenſte zu ſenden, um ſich deſſen vor dem Andern zu rühmen. Chanina ben Dobba aber machte einen guten Sabbat davon, und wem meine Geſchichten nicht gefallen — kann davon Schabbes machen. —

Obſchon es ſpät war, begleitete Doctor Seligmann ſeinen Schüler auf dem Heimweg, und als man deſſen Wohnung erreicht, bat er ihn, noch einen Augenblick zu verweilen und einige Worte ihm zu gönnen. Rebecca indeſſen ging ins Haus. —

»Gabriel!« begann er. »Ich habe mich geirrt in Ihnen; ich hielt Sie für einen ſchlichten, einfachen Menſchen.«

»Sie machen mich ſtolz!«

»Sein Sie auf Ihrer Hut!«

»Weshalb?«

»Weil Sie genial ſind. Talent kann leicht unglücklich machen. Sie ſind ehrgeizig und eitel. Ihr Benehmen iſt nicht das ſchlichte, anſpruchloſe eines Privatgelehrten. Sie wollen Aufſehen machen, glänzen.«

»Ich wüßte nicht, womit!«

»Die Verirrungen, die man ſo trefflich beſchreiben kann — wie leicht iſt man ſelber ihnen ausgeſetzt. Es koſtet bittre Erfahrungen, ehe ein genialer Menſch begreift, daß auch er nur ein Menſch ſei. Verachten Sie nicht die Außenwelt und das Urtheil der Menſchen, weil Sie in ſich Alles finden, was man nur wünſchen kann. Bedenken Sie, Sie ſind verheirathet. —«

»Die Meinung der Menſchen habe ich für mich.«

»Wenn aber Ihre Entführung ein Abenteurerſtreich, wenn Ihre Leidenſchaft zu Rebecca doch nicht ganz echt und edel war? ich habe Ihnen ſo eifrig beim Agenten das Wort geredet.«

»Wär's möglich! Sie befürchteten — ?«

»Nicht wahr, die ſchöne, reich geſchmückte Dame iſt Ihnen heut aufgefallen? — Mit Vornamen heißt ſie Fanny, ich habe Ihnen ſchon von ihr geſchrieben. — Schlafen Sie wohl.«

Gabriel war betroffen, langſam ging er in's Haus.

Am folgenden Morgen empfing er ein zierliches Briefchen, und beilag ein kleines rothes Maroquinkäſtchen. Er öffnete es, und eine Demantnadel blitzte ihm entgegen. Das Briefchen drückte den Dank aus für die geſtrige ſchöne Abendunterhaltung und erſuchte ihn, beifolgende Kleinigkeit, wenn es auch kein unſchätzbares Kleinod ſei, nicht zu verſchmähen.«

Gabriel entſchloß ſich kurz und ſchenkte die Nadel Rebecca.

»Es iſt ja eine Herrennadel!« wandte ſie ein.

»Es ſchickt ſich nicht für mich, daß ich Diamanten trage. Du kannſt es immerhin. —«

Und doch wußte er nicht, ob er aus Tugend oder Stolz ſo handelte. Wollte er ſeine Zuneigung zur ſchönen Geberin auf dieſe Weiſe unterdrücken, oder nur eine Kokette demüthigen, die es ſich einfallen ließ, auch mit ihm ein Spiel zu treiben?«

Leipzig, gedruckt bei F. H. Elbert.

Tl / 245 J

P.o.germ. 2018 h

Luftſchlöſſer.

40 B

P.o. germ. 2018 h

Luftſchlöſſer.

Vom Verfaſſer

des

Schiff-Levinche.

Isaak Bernays = Chacham Schiff

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1854.

Oct. 28.2.91

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Archiv
DAV.
München

Anzeige.

Schief-Levinche erſchien im Januar Achtzehnhundertachtundvierzig, kurz vor den gewaltigen Februar-Ereigniſſen, welche die ganze öffentliche Aufmerkſamkeit dermaßen abſorbirten, daß keine mehr übrig blieb für die komiſch-ſchmerzlichen Schickſale des kleinen mißgeſchaffenen und verwahrloſeten Schacher-Jüdleins. Erſt Achtzehnhunderteinundfunfzig lenkte **Heinrich Heine** die Aufmerkſamkeit wieder auf dieſes Buch hin, über welches ſo wie über deſſen Verfaſſer er ſich äußerte: „Dieſer dumme Kerl iſt ein wahres Genie. Er hat mehr plaſtiſche Darſtellungsgabe als alle neueren Poeten zuſammen, die jetzt in Deutſchland leben. Es iſt kaum zu begreifen, daß er ſo wenig Anerkennung gefunden hat. Sein Buch iſt tiefſinnig, voll ſprudelnden

Witzes, wahrhaft künſtleriſch, und was die Hauptſache iſt — es hat das Verdienſt, mich unendlich amüſirt zu haben. Schiff hat jedoch die Schmutzſeite des jüdiſchen Lebens zu grell beleuchtet. Hinter dem Schmutze der gemeinſten Schacherjuden aber iſt ſehr oft Edelſinn und Großmuth verborgen. Sie verſtecken dieſe Glanzſeite oft abſichtlich — wie ſie in den Zeiten des Druckes ihren Reichthum hinter dem Scheine der Dürftigkeit vor den Augen der Habſucht zu ſichern wußten.“ Heine's Erklärung ging in alle Zeitungen und ſelbſt in Provinzial-Blätter über, und wenn der Verfaſſer erſt nach ſechs Jahren ſeit dem Erſcheinen ſeines Schief-Levinche und nach drei Jahren ſeit der ihm von Heine verſchafften Anerkennung wieder ein neues Werk in den Buchhandel giebt, ſo darf dieſes allerdings in unſerer Jetztwelt befremdend ſein, aber keineswegs für unerklärlich und ſonderbar gelten.

Hoffmann und Campe.

Lieber Heine!

Seit Achtzehnhundertdreißig etwa biſt du der Conſul der deutſchen Literatur zu Paris und qualificirſt dich als Verfaſſer volksmundrechter Lieder und prismatiſch-humoriſtiſcher Reiſebilder vollkommen zu dieſer Charge. Deine Hautgout-Romanzen die wir dir von dort aus verdankten, waren die Sonnenuhr unſerer äſthetiſchen Gefühle und deine zeitgerechten Offenbarungen über Kunſt, Politik und Literatur der Barometer unſerer politiſchen Geſinnungen. Ja, was vor dir noch keinem deutſchen Literaten gelungen iſt, der nicht nebenbei ein kleiner Fürſt oder ein etwas größerer Staatsrath war: du gehörteſt zu der haute volée und zu den Touriſten. Kurz, die deutſche Preſſe konnte an dem Herd der Civiliſation und ſocialen Bewegungen vor allen literaturfähigen Völkern, nobler nicht vertreten werden.

Um ſo unerwarteter kam mir deine Anerkennung. Aufrichtig geſagt ich war im erſten Augenblick erſchrecken und fürchtete du habeſt dich damit in deiner Charge compromittirt.

Zwar darfſt du viel wagen und kaum war dein Ausſpruch geſchehen als die revue des deux mondes ſogleich die nachfolgte und mich einem glücklichen franzöſiſchen Dichter, dem Monsieur Gombert an die Seite ſtellte. Das alles hebt meine Beſorgniſſe aber keineswegs. Denn, lieber Heine, weißt du wer ich bin?

Mache der deutſchen Kritik nicht den Vorwurf: du begreifſt nicht, woher ſie mich ignorire? Die deutſche Kritik iſt vorſichtiger und rückſichtsvoller als du!

Die deutſche Kritik geht diplomatiſch-fein und merkantiliſch-ſchlau zu Werke. Das Buch ſelbſt iſt in ihren Augen Nebenſache; es fragt ſich, wer es geſchrieben hat, und je nach der Stellung des Verfaſſers und ſeinen Connexionen, und je nach der Partei, welcher er angehört und welchen Einfluß er als Parteimenſch oder vermöge ſeiner Stellung hat, wird Lob und Tadel eingerichtet und jeder Ausdruck abgemeſſen.

Bedenke wohl, lieber Heine, daß wir in Zeiten leben wo Könige Verſe machen und Fürſten Bücher ſchreiben. Andere Dichter und Schriftſteller ſind wiederum Flüchtlinge, Staats-Verbrecher, ja! Züchtlinge. Mit Ausdrücken wie: „Ein wahres Genie, mehr plaſtiſches Talent wie alle neueren Dichter zuſammengenommen, ſprudelnden Witz, echt künſtleriſchen Humor u. ſ. w.,“ mit denen du mich begnadeſt, muß man bedächtig verfahren. Denn verſchwendet man dergleichen ſchon an Vagabunden, ſo hat man für Könige und Fürſten nichts mehr übrig was man ihnen noch bieten kann.

Ich will dir aufrichtig ſagen wer ich bin.

Laut Decret des Senats vom zwölften Januar Achtzehnhunderteinundfunfzig bin ich als geborner Hamburger aus Hamburg ausgewieſen.

Du wirſt ſagen Ausweiſungen aus Republiken ſind claſſiſch. Themiſtokles, Miltiades, Cimon, Ariſtides u. ſ. w. wurden aus Athen verwieſen weil ſie der Freiheit der Völker gefährlich ſchienen. Ich kann dir aber wirklich verſichern, daß ich mich ſchämen würde, auf irgend eine Weiſe der Hamburger Freiheit gefährlich zu ſein. Auch hat meine Ausweiſung wenig claſſiſches. Es wurde mir nicht einmal geſtattet Recurs zu nehmen. Alle mir zuſtehenden Rechtsmittel wurden mir abgeſchnitten mit dem Befehle: „ſofort Hamburg zu verlaſſen,“ und der Recurs den ich vom Auslande durch einen hieſigen Advocaten einreichen ließ, ward ignorirt.

Es giebt auch mittelalterliche Ausweiſungen, namentlich von Gelehrten, und auch dazu iſt die meinige leider nur ein ſeltſames Widerſpiel.

Leibnitz zum Beiſpiel wurde aus Leipzig verwieſen, denn der dortige Magiſtrat fand, daß er gefährliche Ideen habe.

Leibnitz war damals, was man nach unſerem heutigen Begriffen nennt, ein der Obrigkeit mißliebiges Subject.

Nun kann ich mich allerdings von dem Verdachte nicht rein brennen, daß ich nicht bisweilen auch Ideen habe. Es ſind aber nicht die Ideen der Zeit, dieſe ſind gefährlich. Dieſe Ideen haben ſich am ſechsten März Achtzehnhundertachtundvierzig bei dem Magiſtrate ſehr mißliebig gemacht. Der Hamburger Senat müßte nach meinem Dafürhalten eher die Zeit mit ihren Ideen vom Hamburger Territorium verweiſen als mich mit den meinigen.

Thomaſius wurde ebenfalls aus Leipzig verwieſen, denn er ſchrieb gegen Hexen-Proceſſe. Er eiferte wider das Beſtehende.

Thomaſius war damals, was man nach unſeren heutigen Begriffen nennt ein Wühler.

Ich aber bemühe mich dem Beſtehenden aus dem Wege zu gehen. Es iſt mir zu langweilig, ich befaſſe mich lieber mit Luftſchlöſſern, und Gedanken ſind ja zollfrei. — Auch habe ich ein ſehr zartes politiſches Gewiſſen. Es giebt Stunden, wo ich es mir zum Vorwurf mache, in einer Stadt, die eine republikaniſche Verfaſſung hat, das erſte Tageslicht erblickt zu haben. Mein Troſt iſt dann nur, daß ich, in einer jüdiſchen Familie geboren, mithin beſcheidentlicher Weiſe ohne Anſprüche auf Staatsämter zur Welt gekommen bin. Als am neunundzwanzigſten September Achtzehnhundertneunundzwanzig das dreihundertjährige Jubiläum der Reform unſerer republikaniſchen Verfaſſung gefeiert wurde, fühlte ich mich bewogen Hamburg auf vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen um jeder Freude an republikaniſchen Formen aus dem Wege zu gehen.

Auch den Philoſophen Wolf laß mich erwähnen, der aus Halle verwieſen wurde, weil man dem Könige Friedrich Wilhelm I. vorgeſtellt hatte, ſeine

Lehren könnten die Potsdamer Grenadiere zur Deſertion verleiten.

Wolf war damals in den Augen des Königs in Preußen was man nach heutigen Begriffen einen Militair-Aufwiegler nennt.

Aber Novellen ſind keine dogmatiſche Sätze. Der Dichter ſchildert aber lehrt nicht und ſämmtliche Militair-Aerzte des zehnten Armeecorps mögen meine Novellen prüfen ob ſie auch nur einen einzigen Hanſeaten zum deſertiren verleiten können.

Kurz, meine Ausweiſung hat auch nicht einmal etwas mittelalterliches. Sie iſt durchaus ſpecifiſch-hamburgiſch und unterſcheidet ſich von den Ausweiſungen früherer Zeiten und fremder Staaten dadurch, daß der aus Hamburg verwieſene Hamburger gezwungen iſt in Hamburg zu bleiben.

Ich nahm keinen Augenblick Anſtand meiner Obrigkeit zu gehorchen. Ich habe die geringſte Zeit meines Lebens in Hamburg zugebracht. Hamburg hat ſeine Local-Literatur, ſeine Local-Blätter und ſeine Local-Literaten zu denen ich vor meiner Ausweiſung nicht gehörte. Vor meiner Ausweiſung war ich deutſcher Schriftſteller. Erſt ſeit meiner Ausweiſung bin ich Hamburgiſcher Local-Schriftſteller geworden. Wie Figura zeigt beſchreibe ich Hamburger Local-Zuſtände um die ich zuvor mich nie gekümmert. Auch überſende ich dir anbei eine zweite Probe meiner neuen Thätigkeit: „das koſchere Haus,“ welches in der Reform, redigirt von J. F. Richter, erſt ganz kürzlich erſchienen iſt.

Du wirſt aber fragen: „Woher kann man Hamburg als ausgewieſener Hamburger nicht verlaſſen?“

Es hat damit folgende Bewandtniß. Als ich um einen Paß bat um augenblicklich abzureiſen, nicht um einen Kanzlei-Paß, wie ihn der geborne Hamburger erhält, ſondern um einen Polizei-Paß, den man jedem Fremden giebt, erhielt ich zur Antwort: „Ausgewieſene erhalten keine Legitimations-Papiere.“ Nun reiſe mal einer in heutiger Zeit ohne Legitimations-Papiere.

Da es mir unmöglich war meiner Obrigkeit zu gehorchen mußte ich allerdings bitten meinen loyalen Gehorſam und guten Willen durch Zwangsmittel zu unterſtützen.

Mein nächſtes Ausland heißt Altona. Und bis dahin gab man mir einen einzigen Polizei-Diener mit der an der Grenze kehrt machte, und wieder nach Hauſe ging. Als ich aber von der Altonaer Polizei eine Aufenthalts-Karte verlangte, weil ich aus Hamburg verwieſen ſei, wurde ich ausgelacht und augenblicklich wieder mit der Polizei zurückgeführt. Ich habe noch ein zweites Ausland welches Harburg heißt, ein drittes Namens Wandsbeck, ein viertes Eimsbüttel und mehr dergleichen Ausländer. Auch nicht verwieſene Hamburger gehen bei ſchönem Wetter nach allen dieſen Ausländern ſpazieren; mir aber wurde ein für alle Mal verboten mich in den Ausländern blicken zu laſſen, wenn ich nicht augenblicklich mit der Polizei nach Hamburg zurücktransportirt werden wollte.

Die Zwangsmaßregeln welche meine Regierung in Anwendung brachte waren offenbar viel zu ſchwach. Ein einzelner Polizei-Diener, der mich bis an die Grenze bringt, iſt zu wenig. Die ganze Bürgergarde, die ganze hanſeatiſche Garniſon, die Artillerie vom Dammthorwall und eine gefüllte Kriegscaſſe, dann könnte ich dem Beſchluß meiner Obrigkeit im Auslande Anerkennung verſchaffen.

Wie du weißt, lieber Heine, hat jeder Deutſche zweierlei Patriotismus. Einen allgemeinen für das große deutſche Vaterland und einen ſpeciellen und concentrirten für das engere ſpecifiſche, wenn dieſes Vaterland auch nur eine Vaterſtadt iſt.

Nun glaubſt du nicht, lieber Heine, was ein aus Hamburg verwieſener Hamburger bei dieſem Conflict des doppelten deutſchen Patriotismus zu leiden hat. Ich bin ja nicht blos der Obrigkeit meines engeren Vaterlandes meinen treuen Unterthanen-Gehorſam ſchuldig, ſondern auch allen Obrigkeiten meines größeren, des geſammten deutſchen Vaterlandes. Auf Befehl der Obrigkeit meines engeren deutſchen Vaterlandes, verlaſſe ich Hamburg mit aller Rührung, allen Dankgefühlen mit der man aus ſolch einer von ſechsundzwanzig Herren vortrefflich regierten Stadt ſcheidet. Und mit dem Stolz eines Deutſchen der noch einige dreißig andere Herren hat betrete ich mein größeres und Geſammt-Vaterland, Altona. Dort wird mir befohlen umzukehren und der Obrigkeit meines engeren Vaterlandes ungehorſam zu ſein, hier wird mir wieder befohlen in mein größeres Vaterland zurückzukehren um irgend einer meiner vielen Obrigkeiten Ungehorſam zu leiſten. Kann man das von einem Deutſchen verlangen?

Und ach! Hier in dieſem Zimmer ſitze und ſchreibe ich ohne polizeiliche Erlaubniß dazu zu haben. Unter einem unlegitimen Obdach begebe ich mich Nachts zur Ruhe, in ein unlegitimes Bette lege ich mich ſchlafen. Und ach wie greift es meine Loyalität an, wenn ich Miethe zahle. Dieſes Sündengeld womit ich mir Ungehorſam gegen meine Obrigkeiten erlaube! — Richard III. iſt ein Knicker. — Ein einziges Königreich für ein Pferd! — Fünfunddreißig Bundesſtaaten für eine Quadrat-Elle deutſchen Bodens wo ein gewiſſenhafter Deutſcher ſich hinſtellen kann um ſich auf dem Boden des Rechtes und Geſetzes zu erhalten.

Schon aus dieſen Zeilen kannſt du erſehen, welch ein Local-Schriftſteller ſeitdem aus mir geworden iſt. Die Luftſchlöſſer ſind noch aus der früheren Periode. Bei der jetzigen trübſeligen Jahreszeit und dem unwirthbaren geſchichtlichen Boden iſt faſt nichts anderes als Luftſchlöſſer zu haben.

Die ſogenannte große deutſche Zeit was hat ſie Anderes hervorgebracht als Luftſchlöſſer.

Selbſt das unbedeutende Portugal hatte ſeine große Zeit, die freilich auch nur ſehr kurz war und ſpurlos dahin ſchwand, wie die große deutſche Zeit. Aber es hatte doch einen Dichter der die Helden- und Kriegsthaten ſeiner Völker beſang.

Ich ſchildere nur Luftſchlöſſer und Friedensthaten. Ich bin kein Camoens und das iſt ein Glück.

Wenn ich die ſchleswig-holſteiniſchen Feldherren, die deutſchen Grundrechte, den Gothaer Mittelmäßigkeits-Verein, die deutſche Flotte, die Helden des paſſiven Widerſtandes und der friedlichen Demonſtrationen beſingen ſollte, es würde eine ſchreckliche Luſiade werden.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Luftſchlöſſer.

Erſtes Buch: Lächeln und Lachen 3
Zweites Buch: Mädchen-Träume 47
Drittes Buch: Jünglings-Glück 115

Noch ein Luftſchloß.

Das Glaubens-Bekenntniß 147
Helden des dreißigjährigen Friedens . . 307

Luftſchlöſſer.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſtes Buch.

Lächeln und Lachen.

Es lacht die Welt im Sonnenſchein, es lacht die prangende Flur; der Frühling lacht; es lacht das Glück und der Glückliche; doch am reizendſten lacht ein junges friſches Mädchen. Welch eine Pracht, wenn ſie das Purpurmündchen öffnet und den Perlenſchmelz der Zähne entblößt; wenn die Augen heller blitzen und in den zarten Wangen ſich die Liebesgrübchen zeigen. — Und ihr Gelächter, welch ein Klang voll Glanz und Glück und Unſchuld! —

So lachte Ida. Luſt und Heiterkeit waren ihr angeboren und ihr munterer Geiſt raſtete nimmer. Sie lachte, wenn der Morgenſtrahl ſie weckte, lachte, wenn ſie müde ſich zur Ruhe begab, lachte, ſelbſt wenn ſie weinte, mitten in ihren Thränen, und lachte auch im Schlafe ſogar: über ihre luſtigen, kunterbunten Träume.

Ihre Mutter hingegen lächelte nur und hatte für jedermann ein verbindliches Wort. Sie war, obſchon hoch in den Dreißigen, immer noch eine ſchöne Frau, welche Abend für Abend ihre Triumphe feierte, und mit ihrer Anmuth Alles bezauberte: während ihr niedliches Töchterlein, im Kreiſe junger Mädchen, dem Anſcheine nach, völlig unbeachtet blieb, außer, wenn ihr Gelächter ſilberhell erklang, und etwa wie ein magiſches Glöcklein, an die Nähe einer böſen Fee erinnerte.

Der Commerzienrath Goldhard hatte mehre Millionen und nur das einzige Töchterlein, und war geſonnen, ſie zu vermählen, obſchon Ida kaum ſiebzehn Jahre zählte.

Niemand aber wagte ſich der kleinen Millionärin zu nahe, die alles Unwahre und Unſchöne mit überraſchendem Scharfſinn entdeckte, und jede Einbildung und Anmaßung mit reizendem Muthwillen verhöhnte.

In der That, es gehörte Muth dazu, ſich ihrem Witz und Gelächter auszuſetzen: Löwenmuth, den nur ein großer Löwe hegen konnte.

Zwar gab es viele Löwen in der Reſidenz, aber nur vier große, die Alles um ſich verdunkelten.

Dieſe waren: Graf Roſenlaub, Rittmeiſter der erſten Schwadron Gardehuſaren; der reiche Lord Middelfort, ein excentriſcher Antithierquäler; der Doctor Zänker, ein Schriftſteller von großem Ruf und Vermögen; und der junge Paſtor Trauthold, deſſen Kanzelreden die vornehme Welt erbauten und ſich eines Allerhöchſten Wohlgefallens erfreuten. Löwen comme il faut: deren Stellung ſicher, deren Anſprüche gediegen, deren Ruf gegründet war und denen Witz und Muthwillen nicht mehr ſchaden konnten. Geringere Berühmtheiten und Anſprüche hingegen mieden dieſe kleine lachende Glücksgöttin mit eben dem Eifer, wie ſie anderweitig vielleicht um ein Lächeln der Fortuna buhlten.

Der Commerzienrath war ein zärtlicher Vater, der um keinen Preis ſeinem Goldtöchterlein Zwang anthun wollte. Nur wo es ſich um Millionen handelt, darf das Herz nicht gefragt werden, und Ida ſchien kaum zu wiſſen, daß ſie auch ein Herzchen habe. Sein Vaterſtolz ſchwelgte daher kühn in einem vierfachen Horizonte. Ida konnte Gräfin Roſenlaub oder gar Lady Middelfort, vielleicht aber auch nur Frau Doctorin Zänker oder Frau Paſtorin Trauthold werden. Von dieſen vier beneidenswerthen Looſen ſollte ſie ſich dasjenige erwählen, was ihr am beſten anſtand.

Zu dieſem Ende beſchloß der Commerzienrath ein Feſt zu geben, um Ida in allen ihren Eigenſchaften und Gaben glänzen zu laſſen, während er in aller Stille den vier auserleſenen Paladinen Winke und Aufmunterungen geben wollte, dies ſtolze Herzchen zu rühren, dies ſchöne Köpfchen ſchwindeln zu machen.

Mit dem Entwurf zu ſolch einem Feſte beauftragte er ſeinen talentvollen jungen Neffen, der in Geſchäfts- wie in Geſchmacksſachen ſein Factotum war, und Oskar ging mit Luſt und Liebe ans Werk, denn es galt die Verherrlichung ſeiner reizenden Couſine.

Schon nach wenigen Tagen hatte er ein Programm vollendet, welches allen Wünſchen des Millionärs und zärtlichen Vaters genügte. Es lautete auf einen Ball in Coſtüm ohne Maske, und enthielt unter andern den Entwurf zu einer Balletoper Undine, nach dem lieblichen Märchen von de la Motte Fouqué, nur daß es nicht tragiſch endete, denn Ida konnte ſingen, tanzen, lachen und die Mitſpielenden necken und foppen; aber weder erhaben noch empfindſam ſein.

Bald wußte alle Welt, daß das ganze Hôtel des Commerzienrathes zu dieſem Feſte beſonders decorirt wurde, und man im Garten einen Bühnenſaal zimmerte, der zur Aufführung einer Ballet- und Zauberoper, mit prächtigen Decorationen, überraſchenden

Verwandlungen und reichen Maſchinerien überflüſſigen Raum darbot. Wie ſich von ſelbſt verſteht, mußten die vornehmen Dilettanten und Dilettantinnen bei den Hauptrollen berückſichtigt werden. Damit aber alle Gelegenheit fanden, wenigſtens epiſodiſch mitzuwirken, ſollten diejenigen, welche kleine Nationalgeſänge vorzutragen oder Nationaltänze aufzuführen Luſt hatten, in ihren Masken auf die Bühne geführt werden, und nach vollbrachter Leiſtung ſich wieder unter die Zuſchauer miſchen, ohne weiter in den Verlauf des Stückes eingeweiht zu ſein. Außerdem waren noch Maskenquadrillen und Maskenaufzüge angeordnet und jeder konnte ſein Coſtüm wechſeln, ſo oft er wollte, und fand das Erforderliche dazu in den Nebenzimmern bereit. —

Mehrere Wochen lang ſprach man nur von Garderoben und Coſtümen; von Ballet-, Geſang-, Quartett- und Orcheſter-Proben; von Nationaltänzen, Liedern und Trachten, und Oskar war für alle eine wichtige Perſon. Die vornehmſten Cavaliere, die glänzendſten Damen machten ihm Beſuche und erwieſen ihm alle mögliche Zuvorkommenheit, um ihn für ihre Vorſchläge, Wünſche und Launen günſtig zu ſtimmen.

Es war am ſechsundzwanzigſten Februar. Schon gab es keine Bourbonen mehr und Louis Philippes Bürgerkönigsthron war auf offenem Markte verbrannt worden. Doch in Deutſchland träumte man noch nichts Arges, und ſorglos feierte der Reichthum ſeine ſchwelgeriſchen Feſte.

Vor dem Hôtel des Commerzienrathes brannten Pechkränze in eiſernen Pfannen, und ſo oft ein Wagen vorfuhr, wurden die Thüren weit aufgeriſſen und geſtatteten einen Blick in das prachtvolle Innere, voll Lichterglanz, Farbenprunk, Goldſchimmer und Kryſtallgefunkel. Flur und Treppen waren mit Blumen beſtreut, ſelbſt auf den Stufen des Portals lagen zertretene Blumen, und die rauhen Februarlüfte ſpielten mit den leichten Blättern der Monatsroſe.

Das Hôtel befand ſich in einem entlegenen Stadttheil, den nur die ärmere Claſſe bewohnte. Zerlumpte Bettelbuben, ſchlecht gekleidete Weiber und wildausſehende Männer drängten ſich gaffend um die Thür. Die Polizeidiener hatten Mühe, ſo oft ein Wagen ankam, die Anfahrt frei zu erhalten.

Schwebte dann ein ſchönes Mädchen über die Stufen und hatte ſie, um ihren Maskenputz zu ſchonen, nur eine leichte Hülle umgeworfen, ſo folgte ihr ein naiv-bewunderndes „Ah!“ Auch die ſchlanken wohlgebildeten Cavaliere wurden mit ähnlichen Beifallsrufen empfangen; doch die Verkleidung älterer Herren und Frauen und wo Mißgeſtalt und Gebrechen prahleriſch ſich herausgeputzt hatten, erregte Mißfallen und Ziſchen. Hin und wieder wurden auch finſtere Stimmen laut:

„Ihr Wehrwölfe! habt Ihr ſo viel des Segens, daß Ihr damit nicht zu bleiben wißt, ſo gebt den Armen davon ab.“

Dann aber erhoben die Polizeidiener drohend ihre Stöcke, und die Ruhe war wieder hergeſtellt.

Der Empfangsſaal war im chineſiſchen Geſchmack decorirt und glänzend beleuchtet von japaniſchen Ampeln und ſchimmernden Transparentvaſen. Blanke Groteskfiguren und indiſche Blumen ſchmückten die Niſchen; und die glänzenden Gäſte, in den bunteſten Trachten aller Völker und Zeiten, ſaßen auf geblümten Divans und Polſtern, und tranken Thee aus echtchineſiſchem Porcellan.

Unter den Rittern und Edelfrauen, Nixen und Gottheiten, Türken und Banditen, Fiſchern, Jägern, Schäferinnen und Gärtnerinnen gewahrte man nur einen einzigen Frack. Es war der junge Paſtor

Trauthold. Als Mitbewerber um Ida's Hand durfte er auf dieſem Feſte nicht fehlen; doch ſein geiſtlicher Stand und ſein erbauliches Gemüth verboten ihm an Maskerade, Tanz und Schauſpiel perſönlich Theil zu nehmen. —

In der ſchwarzen Tracht eines venetianiſchen Nobile ſtand Oskar in einem Winkel. Heute kümmerte ſich niemand mehr um ihn. Man hatte nichts mehr von ihm zu erbitten und zu verlangen, und er war wieder der arme Neffe ſeines reichen Oheims. Finſter ſchaute er auf die bunten ſchimmernden Gruppen und dachte:

„Auch die Zeit wird kommen, wo ererbter oder erwucherter Reichthum, angeborene oder erſchlichene Stellung nicht mehr einzig und allein herrſchen und Alles gelten wird.“ —

Paukenwirbel und Trompetengeſchmetter verkündeten den Anfang des Schauſpiels. Ein zeltartig geſchmückter Gang, von unzähligen chineſiſchen Papierlampen erhellt, führte in den zu dieſem Feſte errichteten Gartenſaal. Der Raum für die Zuſchauer war ein viereckiges Zelt von rothem Sammet mit goldenen Sternen und Franzen. Ein einziger großer Kryſtallkronleuchter erhellte es. Das Orcheſter befand ſich auf einem Altan über dem Eingang. Am Schluſſe der Ouverture zertheilte ſich die Zeltwand und die überraſchten Zuſchauer blickten in eine weite Felsgegend voll Mondſchein und beweglichen flimmernden Sturzbächen und Gewäſſern. Hier war Undinens mondumglänztes Zauberreich, wo ſie den Reigen ſchlang mit ihren Nixen. Denſelben Reigen wiederholten andere Nixen auf fernen Bergeshöhen, in Schluchten und Höhlen. Dazu ſang Undine ein glänzendes Sirenenlied mit Chorrefrain und entwickelte ſingend und tanzend eine Bravour, die weit über die Kräfte eines ſiebzehnjährigen Mädchens ging. Beim Schluſſe der Arie erhob ſich ein wüthender Beifallsſturm. Alle Kränze und Sträuße, welche ihr erſt nach der Vorſtellung zugedacht waren, flogen mit einem Male jetzt ſchon auf die Bühne. Das ganze Podium lag voll davon, und die Nixen mußten Undinens zahlreiche Kunſttrophäen einſammeln helfen.

Eben hatte Ida ſich in ihrer Garderobe auf ein Sopha niedergelaſſen, um ſich zu erholen, als eine Nixe zu ihr trat, und den zahlreichen Sträußen, welche ſie bereits empfangen hatte, noch ein Bouquet von friſchen, jungen Moosroſen (eine Seltenheit im Februar) hinzufügte.

Gleich darauf erſchien eine zweite Nixe und überreichte ihr einen zarten ſchlanken Lorbeerkranz.

Endlich erſchien noch eine dritte mit einem Bouquet von Camellien, Begonien und Lotosblumen. Und zuletzt eine vierte mit einem großen großen Lilienſtrauß.

Bei näherer Prüfung fand ſich, daß Kranz und Sträuße mit Inſchriften oder Briefen verſehen waren, und Ida war neugierig und wollte augenblicklich alles wiſſen. —

Die Winke des Commerzienrathes waren für eine ſo zarte Angelegenheit nicht vorſichtig genug ertheilt worden. Alle vier Löwen hatten den Vater ſtreng beim Wort genommen und weil jeder ſich allein für den Auserwählten hielt, hatten alle mit einer Unumwundenheit ſich erklärt, als müſſe Ida auf Gnade oder Ungnade ſich ergeben. Der Augenblick, wo ſie mit Beifall und Kränzen überſchüttet wurde, hatte auch die vier Löwen hingeriſſen. Wie durften ſie ihre ſeltenen Blumen ſchonen, da die Wärme und Wohlgerüche im Saale ſo zarten Frühlingskindern leicht die blendende Friſche raubt? So hatte denn Ida vier Liebeserklärungen auf einmal in Händen und war heute in ihrem feenhaften Undinenſchmuck, berauſcht von unerhörtem Beifall, muthwilliger als je.

Auf der Stelle verlangte ſie Schreibzug und ohne weitere Ueberlegung (denn das war ihre Sache überhaupt nicht) beantwortete ſie die Schreiben.

Auf den Blättern des Lorbeerkranzes ſtand mit Golddruck:

In Feenpracht haſt Du Dich offenbart,
Undine! wirſt Du je vergeſſen werden?
Für Jugendreiz, mit Wohllaut ſüß gepaart,
Giebt es Unſterblichkeit auch ſchon auf Erden.
Nimm meinen Namen, Dir ſie zu bereiten,
Du Holde! glänzeſt wie ein ſüßer Traum;
Mein Name glänzt für alle fernen Zeiten,
Erkundige Dich bei jedem Lorbeerbaum.

Zänker machte in der Oper den Flußgott Kühleborn und darauf bezog ſich Ida's Antwort:

»Ein Waſſergeiſt erhebe ſein Auge nicht zu Undine. Sie wird unſterblich, wenn ſie einen Sterblichen liebt.«

Auf dem ſeidenen Bande um die Moosroſen ſtand ein Dyſtichon:

»Glücklich iſt, wen Du erwählt, ihn werden die Männer beneiden,
Aber es liebt Dich ein Mann, allen Frauen zum Neid.«

Ida's Antwort lautete ganz einfach: »Herr Rittmeiſter, der Pegaſus iſt kein Cavaleriepferd.«

In dem Strauß von Camellien, Begonien und Lotosblumen ſtak eine Karte mit lateiniſchen Buchſtaben:

Miss! Ehrgeiz! Ihre Figur! Ihr Talent, mein Name, unser beiderseitiges Vermögen! — Sie sind um auszumachen eine Hauptzierde an allen Höfen von ganz Europa.

Ida erwiederte darauf:

„Mylord! das beklagenswerthe Loos der Hausthiere nimmt Ihr ganzes Herz in Anſpruch, und ich mache es keinem Hunde und keiner Katze ſtreitig.“

Endlich auch ſtak in dem großen Lilienſtrauße folgender Brief:

Süßes Mädchen! Dein Bad iſt Unſchuld, und Anmuth heißt die Salbe, mit der Du Dich ſalbeſt. Von Blume zu Blume geht das Gerücht Deiner Schönheit, die Nachtigall beſingt Deinen Reiz, und der Tagfalter zieht Dir nach, um ſich in Deinem Glanz zu ſonnen. Komm, Holde! die Menſchen beleidigen Dich, und ihre Blicke beflecken das Gewand Deiner Unſchuld. Aber die Engel lächeln Dir, und wollen Hymnen mit Dir ſingen. Hier iſt der Abgeſandte des Herrn, der Dich zu ihrem Umgange weiht; reiche ihm Deine Hand, damit er Dich leite auf dem Wege der Gnade.“

Ida ſchrieb an den Paſtor Trautheld:

„Hochwürdiger Herr! Sie haben mich gelehrt, daß es ſündlich ſei zu lachen, alſo verleiten Sie mich nicht dazu!“

Dieſe Schreiben faltete und ſiegelte ſie und ließ einen Aufwärter kommen, der ſie augenblicklich an ihre Adreſſe abgeben ſollte. — Ihr ahnete nicht, welche Körbe ſie gab! von welchem Umfange und wie wohl niemals ſchnödere ausgetheilt worden waren.

Am Schluſſe der Oper ſchwang Undine, nach einer zweiten Bravourarie, ihren Zauberſtab und verwandelte, unter einem Furioſo von Blechinſtrumenten, die Bühne in ihren unterſeeiſchen Feenpalaſt. Aber nicht blos die Bühne verwandelte ſich, auch das Zelt flog in die Höhe und bildete eine Drapperie um den rieſigen Kronleuchter und die erſtaunten Zuſchauer befanden ſich ebenfalls in einem unterſeeiſchen Palaſte, ähnlich der feenhaften Bühnendecoration, in einer geräumigen blendend erleuchteten Spiegelgrotte.

Große Trümeaux deckten von Pfeiler zu Pfeiler die Wände. Darüber bildeten kleinere Spiegel allerlei architectoniſche Figuren. Decke und Pfeiler, Geſimſe, Einfaſſungen, Rahmen und Leiſten waren ein Moſaik von Muſcheln, Korallen, Erzen und buntem Geſtein. Die großen Spiegel waren mit Lampen von weißem Glas, die kleineren darüber mit Lampen von buntem Glaſe eingefaßt. Hin und wieder waren bewegliche, in allen Farben ſpielende Transparente angebracht; und die Beleuchtung war ſo blendend, die großen Trümeaux vervielfältigten alle Räume und Gegenſtände ſo unendlichfach, daß die Zuſchauer Anfangs nicht wußten, wo ſie ſich befanden und erſt nach geraumer Weile, nachdem ihre Sinne von der Ueberraſchung ſich erholt, in anhaltend ſtürmiſchen Beifall ausbrachen.

Während die Diener Tabourets und Seſſel bei Seite ſchafften, ordnete ſich das ganze Opernperſonal zu einem Aufzuge. Der König, mit ſeinem Hofſtaat und ritterlichen Gefolge, eröffnete ihn; dann folgte Undine mit ihren Nixen und Flußgöttern; dann Fiſcher und Fiſcherinnen, Bauern, Saracenen, Räuber und Sclaven. Nach dem Umzuge begannen die Tänze. Aber ſämmtliche vier große Löwen mieden die gefeierte Heldin des Abends. Mit anderen Cavalieren hatte ſie es längſt verdorben, und nachdem ſie durch Kunſtfertigkeit und Jugendreiz entzückt hatte, lief ſie Gefahr, ſitzen zu bleiben. Alles drängte ſich wieder um die Mutter, welche gleichfalls in einem Feen-Coſtüm, als

Armida, über und über von Diamanten funkelte, und wieder die unzweifelhafte Königin des Abends war. Der Commerzienrath war wie vor den Kopf geſchlagen. Das große, unerhört koſtſpielige Feſt zur Verherrlichung ſeiner Tochter, galt wieder einzig und allein ſeiner Frau, mit der er ſchon zwanzig Jahr verheirathet war, und die Räthin nahm mit dem ihr eigenen anmuthigen Lächeln alle ihr dargebotenen Huldigungen an, ohne Rückſicht auf die Perſon, von der ſie kamen, als verſtünde es ſich ganz von ſelbſt, daß jedweder ihr huldigen müſſe.

Endlich riefen Pauken und Trompeten zur Tafel. Die Gäſte gingen durch denſelben zeltartig geſchmückten Gang in den Empfangsſaal zurück, wo eine neue Ueberraſchung ihrer harrte. Die chineſiſchen Drapperien hatten ſich plötzlich in eine ungeheure Blumenlaube verwandelt. Ein leichtes hölzernes und vergoldetes Gitterwerk, mit künſtlichen und natürlichen Blumen dicht durchflochten, welches aus einzelnen Stücken beſtand, die mit leichter Mühe an die Wände zu befeſtigen waren; und Orangerien, Aloeen und Cactus-Pflanzen, in großen mit Rädern und Walzen verſehenen Kübeln, waren in den Nebenzimmern bereit gehalten werden, um binnen Kurzem dieſen Zauber zu vollbringen. Viele und geſchickte Hände machen alles möglich. Die Verwandlung der Saal-Decoration, die künſtlich gedeckten, mit Silber und Tafelſchmuck überladenen Tiſche, waren das Werk weniger Stunden.

Aber der Commerzienrath war bleich vor Aerger. Der junge Componiſt, welcher die Oper arrangirt und dirigirt hatte, war, erkühnt durch den glänzenden Erfolg der Aufführung, ſo dreiſt geweſen, Ida ſeinen Arm zu bieten, die ihn in aller Unſchuld angenommen hatte. Wie ein Maeſtro ſeine Prima-Donna, hatte er ſie zu Tiſche geführt. Da ſaß er nun an ihrer Seite, mitten im Glanze der großen Welt, unter den erſten Anſprüchen. Ihm ahnete nicht, daß er alle Aufmerkſamkeit, die er auf ſich gelenkt und alle Gewogenheit, die er ſich erworben, dadurch für immer wieder verſcherzt hatte.

Ida ſaß ſtill und ſchüchtern neben ihm und dachte: „Was werden Papa und Mama erſt ſagen, wenn ſie Alles wiſſen?“ Und nur wenn man ſie fragte, was ihr fehle, ob ſie ermüdet oder angegriffen ſei, lachte ſie ſilberhell auf — Dann erblaßten jedesmal vier große Löwen vor dieſem holden Mädchengelächter.

Die Gäſte hatten ſich entfernt. Ida ſchlief und die Räthin wickelte ihre Locken. Der Commerzienrath ging mit großen Schritten auf und nieder, wühlte in den Haaren, ſeufzte, ſchickte ſich zu reden an und ſchwieg wieder.

„Haſt du mir was zu ſagen, mein Schatz?“ begann die Räthin in einem Tone, der durchaus nichts ſalonmäßiges mehr hatte; „genire dich nicht, und wenn es auch eine Gardinenpredigt werden ſollte.“

Der Commerzienrath mußte einen Entſchluß faſſen. „Liebe Frau,“ begann er, „wir ſind jetzt zwanzig Jahre verheirathet —“

„Soll das etwa eine Neuigkeit ſein?“

„Das nicht. Aber ich habe nun bereits ſeit zwanzig Jahren eine ſchöne Frau!“

„Biſt du deshalb vielleicht zu beklagen?“

„Vielleicht! Denn meine Frau geht darauf aus, noch zwanzig Jahre jung und ſchön zu bleiben.“

„Ich läugne es nicht. Ninon de l'Enclos iſt mein Vorbild, welche ſich in ihrem achtzigſten Jahre noch ſo gut erhalten hatte, daß ihr Enkel ſich in ſie verliebte und weil ſie ihn nicht erhörte, ſich eine Kugel durch den Kopf jagte.

„Sei meinetwegen die zweite Ninon! Sorge nur auch für einen Enkel, der ſich dereinſtens für ſeine ſchöne achtzigjährige Großmutter todtſchießen kann. Dazu, liebe Frau, gehört vor allen Dingen, daß deine Tochter heirathet."

„Hindere ich ſie etwa?"

„Wer ſonſt? Du läßt das liebe Kind nicht aufkommen. Du allein willſt die reizende Salon-Fee ſein, dir allein ſoll aller Weihrauch gelten, und du willſt deinen Wolkenthron nicht einmal mit deiner einzigen Tochter theilen. Du allein willſt alle Männer erobern und läßt auch nicht einen einzigen übrig für das liebe gute Kind."

„Dieſe Gardinenpredigt fängt an mir ſchmeichelhaft zu werden."

Der Commerzienrath war jetzt im Zuge. „Natürlich!" rief er. „Was giebt es ſchmeichelhafteres für eine kokette Mutter, als ihre eigene Tochter auszuſtechen. Das Mädchen ſah aus wie ein Engel, ſang wie eine Sirene und tanzte wie eine Sylphide. Wie haſt du es nur angefangen, daß Alles wieder von ihr wich, um dir den Hof zu machen. Wahrhaftig! mir ſteht der Verſtand ſtille!"

Die Räthin lachte und der Commerzienrath fuhr fort: „Ida iſt ſchöner, ſanfter, liebenswürdiger und talentvoller als du jemals warſt. Das leuchtet dir ein und deshalb fürchteſt du ſie und ſuchſt ſie unſchädlich zu machen. Du lehrſt ſie mediſiren; übſt ſie im Spotten, reizeſt ihren Muthwillen und gewöhnſt ihr jenes heilloſe Gelächter an, vor dem kein Kronprinz ſicher iſt und die glänzendſten Notabilitäten erblaſſen. So iſt Ida dir nicht gefährlich. Man ſtellt Vergleichungen an, welche nur zu deinem Vortheile ausfallen. Du bleibſt die milde Fee Morgenroth, während ſie die boshafte Fanferluche iſt, und ſo iſt das liebe Kind in aller Unſchuld und Jugendſchönheit nur die Folie für den Glanz und Schimmer ihrer koketten Mutter.“

Die Räthin lachte immer fort und der Commerzienrath fragte empfindlich: „Warum lachen Sie Madame? Sie haben doch ſonſt für jedermann ein gütiges mildes Lächeln; warum bin ich der Einzige, den Sie ſo boshaft verlachen?“

„Berechnen Sie das, mein Herr! Sie können ja rechnen. Das Lächeln verhält ſich zum Lachen, wie ein Narr ſich verhält zu einem Ehemann. Oder, um mit Shakespeare zu reden, die Narren verhalten ſich zu den Ehemännern, wie die Sardellen zu den Heringen. Letztere ſind allemal größer. Shakespeare hat mir aus der Seele geſprochen, auch mein Mann iſt ein koloſſaler Hering.“

„Ja! denn er hat die koloſſale Thorheit begangen, Sie Madame zu heirathen.“

„O, mein Herr! das war keine Thorheit, ſondern ein ſehr gutes Geſchäft, was Ihnen vieles Geld einbrachte. Sehen Sie nur in Ihren Büchern nach.“

„Madame! Es iſt ein Unterſchied zwiſchen meinen Büchern und meinem Herzen.“

„Den habe ich ſtets gemacht, mein Herr. In Ihren Büchern ſtehen bedeutende Geſchäfte; in Ihrem Herzen höchſt unbedeutende, die nicht der Rede werth ſind. — Gute Nacht.“ —

Die Räthin ging und warf die Thür heftig zu. Der Commerzienrath ſeufzte:

„Vor zwanzig Jahren, als ſie noch lachte, war ſie ein Engel zu Hauſe und in Geſellſchaft. Seitdem ſie aber lächelt, lächelt ſie nur, wenn ſie Toilette gemacht hat, und iſt im Negligée nicht wieder zu erkennen.“

Der Commerzienrath hatte ſeine Morgentoilette vollendet. Er beſah ſich im Spiegel und unterwarf ſich der Muſterung ſeines zuverläſſigen Kammerdieners, der mit gewandter Bürſte die letzten Spuren der Fäſerchen und Stäubchen von ſeinem Morgenanzug tilgte und dann mit dienſtergebener Zuverſicht erklärte: »Herr Commerzienrath, Sie ſind nun fertig.«

»Johann!« gebot der Commerzienrath, »ſieh dich einmal im Zimmer um, ob alles hier in Ordnung iſt.«

»Alles in beſter Ordnung, Herr Commerzienrath.«

»Johann! ſieh dich noch einmal um. Vielleicht iſt doch noch Einiges nicht wie es ſein ſollte.«

»Das ich nicht wüßte, Herr Commerzienrath.«

»Nun ſo gehe und rufe meine Tochter.«

Der Commerzienrath wollte ernſthaft mit Ida reden. Vorſichtiger Weiſe hatte er daher ſein Cabinet ordnen und ſäubern laſſen, um ihrem Witz und ihrer Lachluſt keine Nahrung zu geben.

Bald ließ ſich ein friſches Silberſtimmchen vernehmen und trällerte leicht und ſauber eine glänzende Roulade aus der Undine hin. Geräuſchlos öffnete ſich die Thür und Ida, ſtrahlend von Jugendluſt und Friſche, ſtand mitten im Zimmer, blickte lächelnd umher und fragte:

»Giebt es Elfen hier im Hauſe, die Nachts alles putzen und klären? Väterchen! Wie rein und blank iſt es hier. Zerkauſt du keine Federn mehr, wenn du verwickelte Unternehmungen durchdenkſt? Laufen die kühnſten Combinationen dir jetzt ohne Tintenkleckſe ab? Wenn es ſo einladend ausſieht in dem geheimen

Cabinet eines Commerzienrathes, ſo könnte ich armes unwiſſendes Mädchen faſt auch auf den Gedanken gerathen, an dieſes ſauber gebohnte Pult zu treten, eine neugeſchnittene Feder zu ergreifen, um auf feines Velin eine glänzende Handelsſpeculation zu entwerfen! Darf ich, lieb' Väterchen?«

»Ida!« begann der Commerzienrath mit Würde. »Ich habe ernſthaft mit dir zu reden.«

Aber Ida deutete mit dem Elfenbeinfingerchen nach dem Bücherrepoſitorium, wo eine kleine Spinne ihr zerſtörtes Netz wieder herzuſtellen bemüht war und die Fäden an den Prachtband einer Foliobibel befeſtigte.

»Iſt das nun Inſtinct von der Spinne?« fragte ſie. »Fühlt ſie ſich am ſicherſten auf der Bibel meines Vaters? Oder ſchämt ſich die Bibel hier unter lauter Handelspolitik zu ſtehen und hat die gefällige Spinne gebeten, ihr einen Schleier umzuwerfen? -- Aber auswendig Spinngewebe und inwendig Moral, das gefällt mir nicht. Auswendig Moral und inwendig Spinngewebe, oder noch was Aergeres, ſo giebt es wenigſtens eine Kanzelrede. Lieb' Väterchen! Wenn eine fromme Fliege nach der Bibel geht, und die häßliche Spinne fängt ſie in ihrem Netze, umgarnt ſie und ſaugt ſie aus:

wäre das nicht eine fatale Anſpielung auf die Geiſtlichkeit.«

»Nicht übel!« meinte der Commerzienrath. »Dergleichen freiſinnige Bemerkungen ſollteſt du in den Salons machen.«

»Da giebt es weder Bibeln noch Spinngewebe.«

»Es wäre beſſer als mit hochſtehenden Perſonen dein Spiel zu treiben.«

»Lieb' Väterchen! Wie lange iſt es her, da ſpielte ich noch mit Puppen. Hochſtehende Perſonen ſind freilich keine Puppen. Allein ich bin nicht ſchwierig, ich nehme vorlieb mit dem, was ich finde.«

„Zur Sache endlich, ſetze dich."

Der Commerzienrath ließ ſich auf einen Armſtuhl nieder und Ida kniete vor ihn hin, ſtützte das Köpfchen mit beiden Ellenbogen auf ſeinen Schooß und ſchaute ihn mit ihren blauen Augen groß und klar an.

„Meine Tochter," begann er. „Ich mache eines der erſten Häuſer der Reſidenz. Alles Auserwählte und Auserleſene ſtellt ſich bei mir ein. Der Rittmeiſter, Graf von Roſenlaub, Seine Herrlichkeit, Lord Middelfort, der Doctor Zänker, der Paſtor Trautbold."

Ida ſperrte ihr Purpurmündchen auf, ſo weit ſie konnte, und zeigte ihrem Vater den roſenrothen Gaum, mit gleichgeformten Perlenzähnen eingefaßt, daß der Commerzienrath vor lauter Sympathie mitgähnen mußte. „U—ah, mein Püppchen!“ rief er, du biſt doch immer noch ſehr unartig. Du gähnſt deinem Vater ins Geſicht, und hälſt nicht einmal die Hand vor!“

„Lieb Väterchen! das kann einer verheiratheten Frau begegnen, die doch nur einen Mann hat, und ich armes Mädchen habe vier langweilige Anbeter.

„Findeſt du ſie ſo langweilig?“

„Als ich noch mit Puppen ſpielen durfte, mußten meine Puppen alle, in einer Viertelſtunde: ſich ankleiden, frühſtücken, zu Mittag ſpeiſen, Kaffee trinken, ausfahren, zu Abend eſſen, zu Bette gehen und wieder aufſtehen; und dazu braucht ein langweiliger Mann volle vierundzwanzig Stunden. Hätten meine Puppen ſich ſo viele Zeit gelaſſen, ich hätte geweint vor Verdruß und Langeweile. Und wie niedlich waren meine Puppen, welche allerliebſte Geſichterchen hatten ſie. Darauf hielt ich ſehr. Keine meiner Puppen durfte ſich unterſtehen, auszuſehen wie ein großes Talent, oder wie ein berühmter Gelehrter. Mißfiel mir ihr Geſicht, ſo riß ich es ihr ab und kaufte ihr ein neues. Aber die großen und berühmten Männer, die vornehmen und eleganten Herren gehen ihr ganzes Leben lang mit einem und demſelben unglücklichen Geſichte herum. — Iſt darin Sinn und Menſchenverſtand? — Meine Puppen tragen nicht alle Frack und Glacé-Handſchuhe; ich kleidete ſie in alle möglichen Farben, und erfand ihnen beſonders Moden mit Gold und Silber, Schmelz und Flitter, Buntheit, Pracht und Zierath —«

»Immer nur Puppen und Puppen. Du denkſt wohl an gar nichts Anderes?« unterbrach ſie der Commerzienrath.

»O ja! manchmal denke ich auch zu heirathen. Ja, einmal ſogar träumte mir: ich hätte einen Mann!«

»So! das iſt mir lieb! Und wer war dieſer Mann? Sei aufrichtig, entdecke mir Alles!“

„Es war ein wunderſchöner junger Prinz. Nein! ein blutjunger König. — Er gab die Parole, vertheilte die Orden, ließ Paraden und Manoeuvres machen; kurz, er war für das Nützliche und ich für das Angenehme; denn ich beſtellte die Feſte, Schauſpiele und Moden, und ſo lebten wir glücklich und machten unſer Land und unſere Unterthanen ebenfalls glücklich.«

„Kannſt du denn gar nicht ernſthaft ſein?“

„Ei freilich, lieb' Väterchen! Nicht wahr, du haſt nur mein Glück vor Augen und deshalb ſoll ich heirathen.«

»Gewiß, mein Engel, ich habe nur dein Glück vor Augen.“

»Allein ich bin glücklich; was brauche ich alſo zu heirathen? Indeſſen weiß ich nicht, was mir bevorſteht, und ſollte ich einmal ein Unglück haben, ſo bleibt mir immer noch das Heirathen übrig, um wieder glücklich zu ſein. Denn nicht wahr, lieb' Väterchen, wenn man heirathet, wird man glücklich.«

Der Commerzienrath ſeufzte: »Ja, mein Püppchen! Allein man muß ſehr vorſichtig zur Wahl ſchreiten!«

»Ob ich vorſichtig wählen werde, lieb' Väterchen. Ich habe mir Alles genau überlegt. Auf Reichthum ſehe ich gar nicht, denn, nicht wahr, Geld genug kann ich von dir bekommen?“

„Es wäre Undank wider mein Geſchick, wenn ich läugnen wollte, daß ich mit Glücksgütern reichlich geſegnet bin. Jedoch unermeßlicher Reichthum verbunden mit dem höchſten Adel, wie etwa Lord Middelfort; oder ein anſehnliches Vermögen, gepaart mit einem hochgefeierten Namen, wie etwa Doctor Zänker, ſind niemals ganz zu überſehen.“

»Lieb' Väterchen! Eigentlich wollte ich einen ſchönen jungen Mann.«

„Etwa wie Graf Roſenlaub?“

„Im Grunde aber wünſcht das jedes Mädchen, und ich muß was Apartes haben, darum will ich nicht auf das Aeußere ſehen, und verlange nur ein gutes Herz.“

„Brav, mein Töchterlein, komm’, dafür muß ich dich küſſen. — Was meinſt du alſo zu dem jungen Paſtor Trautholdʼ? Wer hätte wohl ein beſſeres Herz als dieſer gottgefällige Jüngling?“

„Wenn man das nur gewiß wüßte, lieb’ Väterchen. Denn wie erkennt man ein gutes Herz? Auf dem Probierſtein, durch die Loupe oder auf der Goldwage? Man kann doch nicht die Katze im Sacke kaufen?“

„Mädchen, du ſprichſt ja wie ein Buch.“

„Das habe ich auch aus Büchern. Jean Paul ſagt: Das beſte Herz kann am leichteſten verderben. Geſetzt nun, ich kaufe die Katze im Sacke und habe Glück: ich bekomme das beſte Herz. Was fange ich an, damit es mir nicht verdirbt? Lege ich es feucht oder trocken, kalt oder warm? Darüber habe ich in Büchern nichts gefunden und kann mich alſo auf ein gutes Herz auch nicht einlaſſen.“

„Es iſt dir alſo gleichgültig, ob dein Zukünftiger ſchön oder häßlich, jung oder alt, reich oder arm, guten oder böſen Herzens iſt?“

„Das iſt mir Alles eins, wenn er nur meinem Ideale entſpricht.“

„Alſo ein Ideal haſt du?“

„Ach, lieb' Väterchen, und was für eins! Als ich es es zum erſten Mal erblickte, war ich hin!“ —

„Und wo erblickteſt du es?“

„Im Schlafzimmer meiner Mutter.“

„Du ſprichſt wieder ſehr unüberlegt, mein Kind. Im Schlafzimmer deiner Mutter wirſt du keinen andern Mann erblicken als mich.“

„Wir reden ja nicht von Männern, ſondern von Idealen.“

„Iſt denn dein Ideal kein Mann?“

„Nein!“

„Was denn?“

„Ein Chineſe. Sein Name iſt Lin-Yang.“

„Ida, du machſt mich ungeduldig.“

„Er ſitzt mit gekreuzten Beinen auf der Conſole meiner Mutter mitten unter den Nippes und blanken Porcellan-Figuren, auf einem ſechseckigen, ſechsſtöckigen chineſiſchen Thurm mit ſechs Dächern über einander, die an allen ſechs mal ſechs Ecken Silberglöckchen haben, in denen leider keine Zunge iſt, daß ſie klingen können. Sein Haar iſt glatt in die Höhe geſtrichen und bildet mitten auf dem Schädel einen

Kopf von unbeſchreiblicher Kraft und Herrlichkeit. Die Augen ſtehen beträchtlich ſchräg, allein das iſt pikant, und er lacht mit breitem Munde, der nur deshalb nicht von einem Ohr zum andern reicht, weil die Ohren glücklicherweiſe ſehr hoch am Kopfe ſitzen. Stößt man ihn vor den Kopf, was eben auch nicht jedes Ideal ſich bieten läßt, ſo nickt und lacht er echt-chineſiſch-blank und heiter: Ja! ja! ja! ja! — Wären alle Männer wie er, ſo wären alle Frauen glücklich, und ſollte ich einmal ein Unglück haben, ſo nehme ich mir ſolch einen Mann."

„Geh nur, du Affe!" rief der Commerzienrath. „Mit Dir iſt doch nichts anzufangen." — Und Ida ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſie huſchte zur Thür hinaus. Kopfſchüttelnd lächelte der Commerzienrath. „Immer nur Puppen und Puppen. In ihrem Köpfchen wird die ganze Welt zu einem Marionetten-Theater."

Ida wollte in ihr Zimmer zurück, als Oskar, beide Hände voll Zeitungen und Briefe, über den Corridor kam.

„Oskar!" rief ſie, „ich gehe mit Mutter zum Morgenball. Willſt du mir ein Bouquet beſorgen?"

„Gott ſchütze dich!“ ſprach Oskar ernſt und feierlich, „und entferne von dir, was den Frieden deiner holden Seele trüben kann.“

„Was fehlt dir? du biſt ſo ernſt? – Das kleidet dich nicht. Gieb her die Papiere.“

„Um Gottes willen, das iſt die franzöſiſche Poſt.“

„Bitte, bitte, lieber Oskar, du ſollſt mir einen Gefallen thun.“

„In dieſem Augenblick? Unmöglich!“

Aber ſie ſchmeichelte und bat, bis er die Papiere ablegte. Dann gebot ſie: „Knie nieder!“

„Ida!“

„Bitte, bitte, lieber Oskar! Ich will dich zu meinem Ritter weihen.“ — Und ſie ließ nicht ab, bis er ſich von Neuem fügte.

„Auf beide Kniee!“ verlangte ſie, „und nun lache und ziehe den Mund ſo breit du kannſt.“

„Wie? Ich ſoll Geſichter ſchneiden?“

„Es gehört zu den Huldigungen, die ich von meinem Ritter fordere. – Jetzt berühre ich deine Stirne und frage dich: Willſt du mein Ritter ſein? Dann nickſt du ſo mit dem Kopfe: Ja! ja! ja! ja! wie Mama ihre Pagode. Sie heißt Lin-Yang. Dieſen Namen habe ich ihr gegeben.“

„Zur Pagode willſt du mich machen?“

„Bitte, bitte, lieber beſter Oskar! Alſo: Willſt du mein Ritter ſein?"

Oskar widerſtand nicht länger. Er nickte: „Ja! ja! ja!" — Sie lachte hell auf und ſchlug freudig die niedlichen Hände zuſammen.

In dieſem Augenblick erſchien die Räthin. Ida ward feuerroth, Oskar ſprang empor.

„Was ſind das für Narrenſtreiche!" rief jene entrüſtet. „Oskar, haben Sie nichts beſſeres zu thun, als mit dieſem erwachſenen Kinde Pagode zu ſpielen?"

„Die Schuld iſt mein," klagte Ida halb weinend halb lachend. „Ich wollte einmal ſehen, wie er ſich als Pagode ausnimmt!"

„Meine Zeitungen, meine Briefe!" rief Oskar beſtürzt. Ida gab ſie ihm zurück.

„Was ſind das für Zeitungen und Briefe?" fragte die Räthin.

„Die franzöſiſche Poſt."

„Gehören die hier her?"

„Nachrichten wie dieſe kommen immer zu früh," ſprach Oskar und ging.

„Kommen immer zu früh?" wiederholte die Räthin, welche dieſe Worte und die Eile, mit welcher er ſich entfernte, übel deutete. „Was will er damit ſagen?

So wagt er mich abzufertigen? — Ich will doch ſehen, ob man mir ſo begegnen darf!"

Zornig eilte ſie ihm nach.

Der Commerzienrath durchlief die Briefe einen nach dem andern, ward immer unruhiger und bläſſer und reichte ſie ſeinem Neffen.

Zeitungen und Briefe meldeten die erſten Unruhen in Paris.

Die Räthin verlor die Geduld. — „Werde ich endlich Gehör finden?"

„Liebes Kind, ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht."

„Aber ich habe nicht Luſt, mir die Ungezogenheiten deines Neffen gefallen zu laſſen!"

„Ungezogenheiten?" fragte Oskar. „Liebe Tante! Ich bin mir nicht bewußt irgend etwas gethan oder geſagt zu haben, was Sie beleidigen könnte."

„Wenn man Zeit hat mit meiner Tochter Pagode zu ſpielen, ſo braucht man nicht mit einer kurzen, ſchnöden Antwort mir den Rücken zu wenden."

„Laß meinen Neffen heute ungeſchoren, liebe Frau, denn ich brauche ihn."

„Aber ich will Genugthuung haben."

„Mein Schatz, dies iſt mein Cabinet und ich habe Geſchäfte.“

„Du weiſeſt mir die Thür?“

„Jeder thue das Seine. Laß mir meine Sorgen und Geſchäfte, und gehe du auf deinen Morgenball. Schmücke dich, belade dich mit all deinen Diamanten, ſei ſchöner und liebenswürdiger als je; verrücke allen Männern die Köpfe; mache alle Frauen berſten vor Neid und ſage Ida, ſie möge ausgelaſſen und muthwillig ſein, was das Zeug halten will, und aller Welt ins Angeſicht lachen. — Zeig, daß ſolider Reichthum den Zeitenſtürmen und Länderumwälzungen Trotz bietet! Eine fürchterliche Kriſe ſteht bevor.“

Eben dachte Ida: „Wie reizbar und übler Laune iſt Mama doch alle Morgen, und wenn ſie Toilette gemacht hat, iſt ſie die Liebe und Güte ſelbſt. Sonderbar! Sie iſt die zärtlichſte und beſte Mutter, ſo lange ſie im Putze iſt, und kaum hat ſie ſich ausgezogen, ſo fällt ſie in die alte böſe Laune zurück.“

Darüber mußte ſie ſchon wieder herzlich lachen, als die Räthin aus dem Cabinet ihres Mannes zurückkehrte, um an Ida ihren Zorn zu kühlen, den ſie an Oskar heute nicht auslaſſen durfte.

„Du lachſt ſchon wieder, dummes, albernes Geſchöpf. Ich muß dir wieder eine Gouvernante halten, damit du mir nicht ganz und gar verwilderſt. Komm! Folge mir in meine Zimmer. Ich werde dich nicht mehr aus den Augen laſſen.“

Ida mußte der zürnenden Mutter folgen und die Mäthin trat vor ihre Pſyche.

„Herr Gott!“ rief ſie. „Wie ſehe ich aus, und ich will zum Morgenball. Ich werde heute eine herrliche Figur ſpielen. Das ſind die Freuden, die mir meine einzige Tochter macht. Und mein ſauberer Herr Neffe — denkſt du, ich weiß nicht, wie ihr mit einander ſteht? Er taugt nicht mehr in dieſem Hauſe. Heute braucht ihn der Vater noch, morgen muß er fort.“

Ida fing an zu weinen: „Liebe Mutter, ich allein habe alle Schuld.“

„Sie weint ſchon wieder, die Närrin!“

„Ich werde Papa Alles ſagen.“

„Ich habe geſagt, morgen muß er fort. Ich habe es geſagt. Haſt du verſtanden?“

„O mein Gott,“ dachte Ida; „ſo ſchlimm war Mama noch niemals.“

Die Räthin hatte ſich an ihren Toilettentiſch geſetzt. „Wie ſehe ich aus," ſeufzte ſie. „Vor Aerger werde ich noch die Gelbſucht bekommen." Von neuem wandte ſie ſich wüthend zu ihrer Tochter. — „Setze dich mir gegenüber, und lache nicht, weine nicht, rühre kein Glied, verzieh keine Miene, oder — du kömmſt nicht mit auf den Ball. Du biſt zu ungezogen, du taugſt nicht für Geſellſchaften."

Ida gehorchte und ſchwieg, um ihre Mutter nicht noch mehr aufzubringen.

Die Räthin klingelte, die Kammerjungfer erſchien und die Toilette nahm ihren Anfang.

Wirklich war die Räthin Morgens ſtets übler Laune und ſah auffallend gelb und bleich aus. Das Alles ſchwand aber, ſo wie ſie die Toilette gemacht hatte, und wieder friſch und blühend war, wie ein junges Mädchen.

Zwar legte ſie weder weiß noch roth auf, und trug weder falſches Haar noch künſtliche Zähne. Zu ſolchen gemeinen Künſten brauchte die ſchöne Frau noch keine Zuflucht zu nehmen. Aber dennoch herrſchte ein Geheimniß in ihrer Toilette, ein tiefverſtecktes, unergründliches Geheimniß, dem ſelbſt Mariane, die vielerfahrene Kammerjungfer, nicht auf die Spur kommen konnte.

Doch heute wohnte Ida der Toilette bei. — Anfangs ſaß ſie ſtill ihrer Mutter gegenüber, hatte Thränen in den Augen und wagte nicht, ſie abzutrocknen. — „Gott wird nicht wollen,“ tröſtete ſie ſich, „daß Oskar ſeine Stelle verliert. Was ſollte aus ihm werden? und ich wäre Schuld an ſeinem Unglück. Aus reiner Gefälligkeit hat er Pagode mit mir geſpielt. Wer von meinen Anbetern hätte ſich dazu hergegeben? Etwa der langnaſige Rittmeiſter, oder der rothköpfige Mylord, oder der dickbäuchige Doctor Zänker, oder der ſchieläugige Paſtor Trautbold.“ — Und ihre ſtets rege Einbildungskraft zauberte ihr mit einem Male alle vier Anbeter vor Augen. Sie lagen auf beiden Knieen, hatten den Mund ſo breit wie möglich zum Lachen verzogen und nickten mit den Köpfen, was ſie konnten.

Ida mußte ſich geſtehen, daß Lord Middelfort und Doctor Zänker ihre Sache gar nicht übel machten, weit beſſer als Oskar, der für einen Chineſen viel zu ſchlank und edel geformt war. Der ſchöne Rittmeiſter hingegen leiſtete als Pagode ſo gut wie gar nichts. Sein Lachen hatte keine Art. Wie breit er auch den Mund zog, die Naſe blieb immer die

Hauptſache in ſeinem martialiſchen Geſichte, und wie eifrig er auch nickte, es ſchien doch nur, als wolle er ſeine Naſe hoch tragen, die aber zu ſchwer war und immer wieder herunterfiel. Der Paſtor endlich war als Pagode vollends abſcheulich. Je breiter er den Mund zog, deſto frecher ward ſein ſcheinheiliges Lächeln, und wenn er nickte, ſchienen ſeine frömmelnden Blicke dem Himmel zuzuwinken: „O du lieber grundgütiger Himmel, wir kennen uns ja längſt: du biſt der liebe Herrgott und ich bin der Paſtor Trautholb.“

Darüber vergaß ſich Ida und lachte hell auf. Die Räthin fragte in ſchneidendem Tone:

„Nicht einmal unter meinen Augen menagirſt du dich, und in Gegenwart meiner Kammerjungfer muß ich dir Verweiſe geben?“

Um nicht wieder in denſelben Fehler zu verfallen, beſchloß Ida, ihren Geiſt nur auf Außendinge zu richten. Auch nahm die Toilette ihrer Mutter bald eine Wendung, welche ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

Elegante Frauen parfümiren nicht nur ihre Kleider, ſondern auch ihre Haut, und wiſſen derſelben Glanz und Friſche zu verleihen, je nachdem ſie bei Tageslicht, bei Kerzenſchimmer oder Gasbeleuchtung ſich zeigen. Die Räthin wollte zum Morgenballe, das heißt, bei Tageslicht wollte ſie in feenhaftem Ballſtaate glänzen; und für eine Frau von vierzig Jahren iſt dies eine der ſchwierigſten Toiletten.

Auf ihrem Putztiſche ſtanden allerlei Flacons, Doſen, Käſtchen, Gefäße, Schächtelchen und Vaſen mit Waſſern, Eſſenzen, Pulvern, Säften, Teigen und Salben, deren Gebrauch, Kräfte, Anwendung und Nutzen nur diejenige kennt, welche ſich ihrer bedient. Denn was der Einen fruchtet, ſchadet der Anderen; eine Doſis, die hier ſchon alles thut, wirkt dort noch gar nichts, und was Dieſe gebraucht, Jene meidet; wie ſie es anwendet und wie es ihr bekömmt, verräth keine der Andern, denn wer möchte wohl ſein innerſtes Weſen, ſein heiliges Selbſt preis geben? Auch iſt die Kosmetik ja keine Wiſſenſchaft, ſondern eine Myſtik; ſie befördert keine Verſtandesklarheit, ſondern Gefühlsverwirrung, wo nicht gar leidenſchaftliche Verirrung.

Unter den vielen Gefäßen auf dem Putztiſche der Räthin würde wohl niemand ſo leicht auf eine unſcheinbare Phiole von blauem Glaſe geachtet haben, welche weiter nichts enthielt, als einen zähen, dunkelblauen Saft. Die Räthin bediente ſich dieſer Phiole, um von Zeit zu Zeit einen äußerſt kleinen Tropfen auf Zucker fallen zu laſſen und ihn zum Munde zu führen.

Auch das hat nichts Auffälliges. Elegante Frauen parfümiren nicht nur ihre Haut und ihre Kleider, ſondern auch ihren Athem.

Nur die Vorſicht, mit welcher die Räthin das äußerſt geringe Quantum auf Zucker abmaß, bewog Ida zu der Frage:

„Was iſt in dem Fläſchchen, Mama?“

Doch kaum waren ihr dieſe Worte entſchlüpft, als ſie auch ſchon mit Schrecken ſich erinnerte, daß ſie ja ſtillſitzen und ſchweigen ſolle. Zu ihrem Erſtaunen aber drohte die Räthin dieſes Mal nur mit dem Finger und ſprach faſt ſchon im Salonton:

„Liebes Kind! Eine Dame, welche dir erlaubt ihrer Toilette beizuwohnen, erweiſt dir großes Vertrauen. Aufmerkſamkeit zu verrathen, wäre ſchon unzart. Eine Frage aber: „Was iſt das? wozu dient es? wie gebrauchen Sie es?“ iſt vollends unpaſſend und unbeſcheiden. — Merke dir das ein für allemal.“

„O Himmel!“ dachte Ida. „Mama iſt ſchon wieder hold und gütig. Am Ende hat das Fläſchchen Schuld.“

Die Räthin ſprach der Phiole noch öfter und mit immer größerer Vorſicht zu, und mit ihrem Aeußeren begab ſich dieſelbe vortheilhafte Umwandlung. Sie verſchönte ſich mit jedem Augenblick. Mit jeder Locke, welche Mariane fallen ließ, gewann ſie einen neuen Reiz, mit jedem Schmuckſtück, welches ſie anlegte, erfriſchte ein hellerer Glanz ihre weiße Haut. Schon fingen ihre blauen Augen an in ſanftem Feuer zu ſchmachten, die Lippen wurden wieder feucht und brennend und nahmen das ſchmelzende, bezaubernde Lächeln an.

Staunend ſah Ida dieſer reizenden Verwandlung zu, wie ſie allmählich vor ihren Augen ſich begab, und die Räthin zürnte keineswegs über ihre kindliche Verwunderung. Dann und wann ſogar wandte ſie die blitzenden Augen von dem Spiegel und warf dem lieben Töchterlein freundliche und zufriedene Blicke zu.

Die Toilette war vollendet. Die Räthin erhob ſich, trat vor die Pſyche und triumphirte. Der Aerger hatte nicht geſchadet, nur aufgeregt hatte er. Sie war heute ſchöner als je.

„Mariane!“ gebot ſie. „Laß hier Alles ſtehen und liegen und hilf dem Fräulein. Nun, Mademoiſelle, machen Sie fort, ich gebe Ihnen höchſtens zehn Minuten Zeit.“

„Ach, Mama!“ ſeufzte Ida, ohne ſich vom Stuhl zu rühren. „Ich kann keine Verzeihung annehmen, wenn ein Unſchuldiger ſtatt meiner büßen ſoll. Was hat dir Oskar zu Leide gethan? Laß Alles vergeſſen und vergeben ſein und ich will nie wieder laut lachen, ſondern immer nur lächeln, ſo wie du; ich will nicht mehr alles ausplaudern, was mir in den Sinn kommt, ſondern Jedermann ſagen, was er hören will und gerne hört. Mit einem Worte, ich will comme il faut ſein, wie du, aber du darfſt Oskar nicht länger zürnen.“

„Wirſt du aber auch Wort halten?“

„Hier auf der Stelle.“

„Wie willſt du das anfangen?“

„Gerade ſo wie du es anfängſt.“

„Und wie fange ich es an?“

„So!“ ſprach Ida, ſprang vom Stuhle auf, eilte an den Putztiſch und leerte im Nu die blaue Phiole.

Die Räthin ſtieß einen Schrei aus. — „Unglückliches Kind! du haſt dich vergiftet!“ —

Zitternd eilte ſie zur Klingel und ſchellte aus Leibeskräften.

„Mariane — den Wagen! — Augenblicklich zum Doctor. — Tummle dich!“ —

In der blauen Phiole war Opium-Extract. — Elegante Frauen parfümiren nicht nur ihre Kleider, ihre Haut und ihren Athem. Sie parfümiren auch ihren Geiſt, ſie parfümiren ihr ganzes Nervenſyſtem.

Ida hatte ſchon die Beſinnung verloren. Mit geſchloſſenen Augen lag ſie auf dem Sopha, nur die Lippen waren noch geröthet und ein leiſes Lächeln ſpielte um den niedlichen Mund. Man konnte die jugendlich-zarte, regelmäßig-ſchöne Hülle nicht ohne Rührung betrachten. Es war, als könne ſelbſt der unerbittliche Tod das reizende Lächeln ihr nicht rauben.

Der Commerzienrath wehklagte und weinte laut, das Hausgeſinde umgab händeringend den Sopha und die Räthin kniete ſchuldbewußt mit verhülltem Antlitz zu den Füßen ihrer Tochter.

Endlich kam der Doctor. — Berühmte Aerzte ſind nicht höflich.

„Was iſt das für ein Lärm in einer Krankenſtube?“ rief er gleich bei ſeinem Eintritt. — „Ich bin jetzt da. Hinaus mit jedem, der nicht hierher gehört.“

Das Hausgeſinde mußte ſich entfernen.

Der Doctor nahte dem Sopha, ſtellte eine lange und genaue Prüfung an und ſagte dann:

»Dies iſt ein durch künſtliche Mittel erzeugter Sopor. Wie kommt Ihre Tochter zu Opium?«

»Zu Opium? fragte der Commerzienrath.

»Ja!« verſetzte der Arzt. »Ein Vergiftungs-Verſuch mittelſt Opium.«

»Meine Tochter vergiftet!« rief der Commerzienrath außer ſich.

»Das habe ich nicht geſagt. Man ſtirbt nicht gleich, wenn man an Opium riecht. Für dieſes Mal war die Doſis nicht ſtark genug. Doch könnte der Verſuch wiederholt werden und ſchlimmer ablaufen. Wer brachte Ihrer Tochter Opium?«

»Doctor! Sie bringen mich um den Verſtand.«

Aber die Räthin erhob ſich. Sie hatte vernommen, daß Rettung möglich ſei, und ihr Gewiſſen konnte mit ihrer Toilette verſöhnt werden. Sie hatte jetzt nur noch eine Sorge: um jeden Preis ihr Geheimniß zu ſchützen.

»Doctor!« ſprach ſie. »Denken wir für's Erſte nur an die Herſtellung unſerer Patientin. Alles andere iſt Nebenſache.«

»Für ihr Leben ſtehe ich ein! und böſen Folgen wollen wir vorbeugen.«

Eben war Oskar von der Börſe heimgekehrt, wo unglaubliche Aufregung und Beſtürzung herrſchte. Neue Nachrichten aus Paris meldeten den Wiederausbruch eines Bürgerkrieges, wilder und ſchrecklicher als je zuvor. Ganz Paris, hieß es, ſei dermaßen verbarricadirt, daß ein Heer von dreimalhunderttauſend Mann in einem achttägigen Kampfe auf Leben und Tod es nicht wieder einnehmen könne, und auf allen Barricaden wehe die rothe Fahne der Schreckenszeit. — Er eilte ins Zimmer, ſeinem Oheim Bericht abzuſtatten. Vor Ida's Krankenlager blieb er todtenbleich ſtehen und ſank bewußtlos zuſammen.

„Auch du, Oskar!“ klagte ſein Oheim. „Verläßt auch du mich in dieſer verhängnißvollen Zeit?“

Der Arzt fühlte ſeinen Puls und ſprach bedenklich:

„Dieſer Sopor und dieſe Status apoplesticus dürften einen geheimen ſympathiſchen Zuſammenhang haben.“

„Wohin denken Sie, Doctor!“ rief der Commerzienrath. „Sie iſt noch völlig Kind, was nur an Puppen denkt und übrigens iſt ſie unſere einzige Tochter.“

Zweites Buch.

Mädchen-Träume.

Die Augen feſt geſchloſſen, lag Ida auf dem Sopha, doch wußte ſie, wo ſie ſich befand. Im Schlafzimmer ihrer Mutter. Vor ihr ſtand die Conſole voller Nippes und bunter Porcellan-Figuren, welche Lin-Yang auf ſeiner ſechseckigen ſechsſtöckigen Pagode weit überragte. Alles prangte hell und heiter und glänzte wie neu. Zumal Lin-Yang lachte und nickte freundlicher als je, und in all den Glocken an den ſechs mal ſechs Ecken der Pagode waren heute Zungen und ſie klangen und machten ein allerliebſtes Glockenſpiel.

Mit einem Male erhob ſich Lin-Yang von ſeinem Polſter, richtete ſich gerade empor, ſprang von der Pagode, rannte zwiſchen die Nippes und Porcellan-

Figuren hindurch und kletterte an den Säulen der Conſole zu Boden nieder. Er war überaus luſtig und vergnügt, lachte und freute ſich, tanzte und ſtimmte trällernd in die Muſik der Silberglöckchen ein. Ida ſah mit Freuden ſeinen allerliebſten Sprüngen zu. — „Ach, Lin-Yang:“ rief ſie entzückt. „Wie glücklich mußt du dich fühlen, ſolch ein Wunderwerk von Kleinheit und Niedlichkeit zu ſein. Ach! wenn ich doch auch ſo klein und niedlich wäre wie du.“

„In der That!“ entgegnete Lin-Yang ſelbſtgefällig. „Die Menſchen ſind im Vergleich zur übrigen Schöpfung viel zu groß gerathen. Daher ihre Einbildungen und Anmaßungen, womit ſie ſich und andere lächerlich und unglücklich machen.“

„Es würde uns alle viel beſſer kleiden, wenn wir nicht größer wären als Puppen.“

„Man würde nicht immer Heldenthaten vollbringen und weltgeſchichtliche Tragödien aufführen wollen.“

„Wir würden uns mit Flitterſtaat begnügen und uns nicht mit Koſtbarkeiten überladen.“

„Man würde nicht Gewiſſen und Ehre daran wagen, ſeinem Nebenmenſchen zum Verdruß in Ueppigkeit und Ueberfluß zu ſchwelgen.“

„Jede Stadt, jedes Schloß, jedes Dorf nimmt ſich in der Ferne klein und zierlich aus.“

»Das iſt die Poeſie der Ferne. Treten Sie näher und alles iſt wieder alltäglich.«

»Ach, ich mögte einmal die ganze Welt von Ferne ſehen. Welch ein Vergnügen, die große weite Welt klein zierlich und allerliebſt zu finden.«

»Wenn Sie keine andere Wünſche hegen, Fräulein, ſo bin ich im Stande, Ihnen zu dienen.« — Er deutete auf das offene Fenſter. — »Befehlen Sie, daß ich einen Luftballon anſpanne? — Wir wollen hoch, recht hoch fahren, damit Sie die ganze Welt von Ferne ſehen!«

»Ach Lin-Yang! Wenn du das vermagſt, ſo will ich dir ewig dankbar ſein.«

Lin-Yang eilte an's Fenſter, erſtieg die Brüſtungen, welche voll Blumen und blühender Gewächſe ſtanden, erkletterte die Stämme und pflückte große Blätter, aus welche er einen prächtigbunten Luftballon bildete. Dann brach er Zweige ab und verflocht ſie zu einer zierlichen Gondel, erhaſchte zwei große herrlich ſchillernde Schmetterlinge, welche vor den Fenſtern im Sonnenſchein gaukelten und ſchirrte ſie mit Goldfäden davor.

Alles war fertig. Lin-Yang ergriff die Zügel und ſtieg auf. — »Nun Fräulein! Iſt's gefällig?«

„Ach Lin-Yang! wird mich dies zarte Geflechte auch tragen?“

„Warum nicht? Sie haben ja von dem braunen Safte genoſſen.“

„Macht der ſo leicht?“

„Unglaublich!“

Er half ihr einſteigen; die Schmetterlinge zogen an, und der Ballon ſchwebte zu den offenen Fenſtern hinaus. —

In der ſchwankenden Gondel, in der blauen Luft, in dem heiteren Sonnenſchein fühlte Ida ſich ſo wohl, daß ſie mit Thränen des Dankes ſprach: „Lin-Yang, ich habe dich ſtets lieb gehabt und von jeher hat mir geahnet, daß du mir einſt eine große Freude bereiten würdeſt.“ —

Der Ballon ſchwebte weit über die Dächer hinweg und Ida überſchaute die Stadt und die Umgebung bis zu den waldigen Bergeshöhen. Auf allen Straßen wogte es von bunten Spaziergängern, überall kreuzten ſich ſtattliche Wagen und glänzende Reiter und immer höher hob ſich der Ballon; der Horizont erweiterte ſich; hinter den Bergen tauchten neue Fluren auf mit prangenden Gärten und lieblichen Schlöſſern; die Flüſſe ſetzten ſich fort, und glitten liebäugelnd mit der Sonne, und die Ufer wiederſpiegelnd, unter zierlichen Brücken hindurch. Sie umſpülten herrlich grüne Inſeln und auf ihren blinkenden Wogen ſchaukelten ſie buntbewimpelte Kähne mit fröhlichen Geſellſchaften. Und die Luft war ſo blau, die Sonne ſchien ſo goldig und alles prangte, wimmelte und wogte immer bunter und luſtiger durcheinander.

„Wie herrlich iſt es hier oben!“ rief Ida. „Die Kirchen und Paläſte erſcheinen hier wie blanke Puppen- oder Kartenhäuſer, und die Menſchen, wie ſie luſtwandeln oder fahren, ſind nicht größer als Däumlinge. Welch eine Menge ſchöner Schlöſſer und Gärten giebt es doch auf Erden, und wie hübſch terraſſenförmig erhebt ſich dieſes Gemiſch von allen möglichen Bauarten, Stilen und Geſchmacken, bis in die blaue Luft.“

„O, ſchauen Sie nur hinauf in die blaue Luft!“ verſetzte Lin-Yang. „Da giebt es erſt recht viele ſeltſame und wunderbare Schlöſſer in ganz abſonderlichem Stil und Geſchmack.“

Ida ſchaute empor und jauchzte vor Luſt und Wonne. Der ganze Himmel war voll Zauberſchlöſſer und Feenpaläſte.

„Ja!“ meinte Lin-Yang. „Da oben wird weit mehr gebaut, als unten, und dieſe Bauart oder Bauſucht dort iſt erſt recht toll und närriſch.“

Ein Schlößchen war das herrlichſte von allen und Lin-Yang kutſchirte gerade darauf zu.

„Wem mag dies allerliebſte Schlößchen gehören?“ fragte Ida.

Lin-Yang fing herzlich an zu lachen. „Wie, Fräulein, das fragen Sie?“

„Es kommt mir ſo bekannt vor. Mir iſt, als hätte ich ſchon einmal von dieſem Schlößchen geträumt.“

Lin-Yang lachte noch lauter. — „Aber, Fräulein, kennen Sie denn Ihr eigenes Luftſchloß nicht, welches Sie ſelber aufgebaut haben?

„Wahrlich! wahrlich! mein eigenes Luftſchloß, woran ich ſo lange gebaut habe! Es wollte mir niemals ſo recht gerathen. Bald hatte ich dieſes, bald jenes daran zu ändern und was ich heute baute, riß ich morgen wieder ein. Nun! es iſt mir nur lieb, daß ich endlich damit zu Stande gekommen bin.“

Sie hielten vor dem Schloſſe und Lin-Yang betrachtete mit Verwunderung die herrliche Façade. — „Aber, Fräulein! Fräulein! Wie haben Sie gebaut, das iſt ja etwas Ungeheures. Wo fanden Sie nur Zeit, dieſen unerhörten Bau zu vollenden?“

„Spotte nicht, Lin-Yang. Sieh, wenn ich mit Mama in Geſellſchaft war, ſo drängte ſich Alles zu ihr, und mich ließ man ſtill im Winkel. Was ſollte ich nun anfangen? Ganz müßig bleiben konnte ich doch nicht; da habe ich mir denn dieſes Schloß aufgebaut. — Aber lache nicht, oder ich werde böſe.“

„Nein! ich lache nicht. Ein Luftſchloß iſt eine gar zu empfindliche Sache. Es trotzt zwar Stürmen und Ungewittern; ein herzliches Gelächter aber ſtößt es über den Haufen. Ei nun, meine kleine Lachgöttin, Ihnen wird das nicht ganz unbekannt ſein!“ —

„Ich kann aber auch nicht den geringſten Spott über mein Luftſchloß vertragen, nicht das leiſeſte Zeichen der Geringſchätzung, nicht einmal ein vornehmes Achſelzucken.“

„Ganz recht! So geht es Allen, die ſich hier anbauen! Genehmigen Sie daher, mein Fräulein, die Verſicherung meiner beſonderen Hochachtung; vorausgeſetzt, daß die innere Einrichtung dieſes Feenpalaſtes der edlen Pracht des Aeußern entſpricht.“ —

Sie erſtiegen die breiten Marmorſtufen, wo rechts und links in großen Vaſen und bunten Töpfen die auserleſenſten Blumen und Gewächſe prangten.

Das Veſtibul war eine Rotunde, die ihr Licht von Oben durch eine Glaskuppel empfing. Auf ſchlanken Poſtamenten ſtanden ringsumher in allen Niſchen herrliche Marmorbilder: reizende Nymphen und jugendliche Göttinnen; und ein großer Saal der Eingangsthür gegenüber hing voll Bilder in prächtigen goldenen Rahmen: Portraits ſchöner Mädchen und junger Frauen in modernem Putz, deren Licht- und Farbenſpiel mit den edlen weißen Alabaſterſtatuen im Vorſaal einen zauberiſchen Contraſt bildeten.

„In Wahrheit!“ ſprach Lin-Yang, „Fräulein haben der Mädchenſchönheit und weiblichen Jugend einen reizenden Tempel erbaut und nur ein ſo roſiges Feenkind wie Sie darf es wagen, unter dieſen Alabaſter-Idealen und jenen Wundern von Licht und Farbe ſich zu zeigen, um noch Figur zu machen.“

Ida antwortete vergnügt: „Es freut mich, Lin-Yang, daß es dir hier gefällt.“

Auch rechts und links vom Eingang führten zwei Flügelthüren in elegante prachtvoll meublirte Geſellſchafts-Zimmer.

„Ich ſehe hier nur große Räume,“ ſprach Lin-Yang. „Sollten Fräulein vielleicht vergeſſen haben, daß man bisweilen auch ſchläft, Toilette macht, oder ſingen, ſticken, leſen — kurz, einſam ſein will?“

Ida deutete empor nach einer Galerie, welche die Rotunde krönte. — „Meine Einſamkeit iſt da oben, vier kleine Gemächer, deren Fenſterthüren auf die Terraſſe ausgehen.“

„Und die Küche, die Bedienten-Zimmer, die Vorraths-Kammern?“

„Sind im Souterrain. Ich trenne meine Einſamkeit von der Geſellſchaft. Aber die Dienerſchaft und ihre Verrichtungen verſtecke ich.“

Da verbeugte ſich Lin-Yang mit Hochachtung und ſprach: „Der braune Saft thut Wunder. Sie ſind jetzt comme il faut, wie Ihre Mutter.“

„Nicht wahr, Lin-Yang?“ fragte Ida vergnügt, „ſo glänzend und heiter, wie ich, hat noch Niemand hier gebaut!“

„Das können wir bald erfahren. Sämmtliche hier anſäſſigen Schloß- und Grundherren werden es ſich zur Ehre ſchätzen, das Fräulein in ihren Schlöſſern willkommen zu heißen. Soll ich Sie begleiten? Ich weiß in der ganzen Luft Beſcheid. Dies iſt meine Heimath und hier bin ich geboren.“

Sie traten hinaus und Ida überſchaute die zahlloſe Menge ſtolzer Paläſte mit hoch über einander gethürmten Zinnen und Terraſſen und mit endloſen Colonnaden. Der Anblick, den ſie gewährten, war faſt ein ſchauerlicher. Es ſchien, als habe der Wahnſinn nicht Raum genug gefunden, mit ſeiner Unerſättlichkeit zu zahlen, und als habe die Thorheit all ihre Pracht und Glanz aufgeboten, um ihre Buntſcheckigkeit zur Schau zu ſtellen.

Lin-Dang deutete auf ein nahes Schloß und fragte:

„Wie gefällt Ihnen dieſes tragiſche Gebäude?“

„Das Aeußere verſpricht wenig.“

„Es iſt der hohe Stil der neuen Zeit.“

„Ich finde dieſen Stil leichtfertig und unſauber.“

„Journaliſtenarbeit. Der Erbauer iſt ein Held der Preſſe und der Bewegung. Letztere mag ihm ein wenig ſauer ankommen, denn er iſt ſehr wohlbeleibt und hat einen dicken, dicken Bauch, geſchmückt mit einer ſchweren, goldenen Uhrkette. Das wendet er ſchon auswendig an ſeinen Bauch, aber was wendet er erſt inwendig daran. Obſchon die Noth der arbeitenden Claſſe und die Kartoffelkrankheit ihm vielen Kummer macht, ſo ißt er doch mit einer Macht und Ausdauer, als wolle er eine Theurung erregen.“

„Lin-Dang! es iſt nicht ſchön von dir, den Doctor Zänker zu verſpotten. Er wirbt um meine Hand und ich könnte auf den Einfall kommen, ſie ihm zu reichen, denn er iſt ein Mann von echter Farbe und Geſinnung.“

„Von Geſinnung vielleicht. Denn heutigen Tages kann man ſeine Kenntniſſe und Fähigkeiten nicht gemeinnütziger und tugendſamer verbrauchen, als zur Geſinnung. Seine Farbe hingegen ſcheint mir faſt zu roſig. Nach allem Aerger, den ihm Fürſten, Jeſuiten, Cenſur und andere Behörden verurſachen, müßte er wenigſtens einen Anſatz von Gelbſucht haben.“

Ida lachte.

„Fräulein! wollen wir nicht lieber zu Hauſe bleiben?“

„Warum das?“

„Einem Kinde ſoll man nicht ſein Spielwerk, einem Greiſe nicht die Krücke rauben, einer Mutter nicht ihr Kind ſtehlen und einen Narren nicht in ſeinem Luftſchloß verlachen.“

„Mach dir keine Sorge, Lin-Yang. Ich habe von dem braunen Saft genoſſen und bin jetzt comme il faut, wie meine Mutter.“ — Nach dieſen Worten eilte ſie leichtfüßig die Treppe hinunter. Lin-Yang wollte ihr folgen, ſtreifte aber aus Ungeſchick an einen Lorbeerbaum und knickte ein Reis.

„Ei!“ rief er, indem er es vollends abbrach; „der Lorbeer weiß, daß es zum großen Doctor geht und bietet ſich von ſelbſt zum Kranze, womit die Königin ſeiner Gedanken das vielberühmte Haupt ihm ſchmücken wird. Nehmen Sie hin, Fräulein, und machen Sie ihn glücklich, den Unſterblichen.“

„Nein, Lin-Yang! Das hat ſeine Schwierigkeiten. Das werde ich ohne Lachen nicht vermögen.“

„Aber Sie ſind ja nunmehr comme il faut.“

„Alles mit Maßen, denn ich habe den großen Doctor ſchon einmal bekränzt. Es war am erſten Tage unſerer Bekanntſchaft, bei einem kalten Frühſtück. Er hatte mich zu Tiſche geführt und beſchäftigte ſich viel mit mir. Er unterhielt mich auf's Angelegentlichſte mit der Geſinnungsloſigkeit des Jahrhunderts, der deutſchen Trägheit, dem überhandnehmenden Pauperismus, und dem Verfall der Throne und Bühnen, daß er Eſſen und Trinken darüber vergaß. Das Mahl war faſt zu Ende, und er hatte noch keinen Biſſen genoſſen. Aber vor dem genialen Mann ſtand unangeſchnitten noch ein gefüllter Eberkopf mit einem Lorbeerkranz um die geſtutzten Ohren, und einer Roſe im Rüſſel. Mit einem Male war das geſinnungsloſe Jahrhundert, das träge Deutſchland, die verfallenen Bühnen und Throne, ſammt meiner Wenigkeit vergeſſen, und der große Doctor fing an das Verſäumte nachzuholen. Von dem gefüllten Eberkopf war bald nichts mehr übrig als der Lorbeerkranz, und das verdroß mich! Geht man ſo mit

Lorbeern um? Den Kopf verzehrt man und verſchmäht den Kranz? »War dir der Kopf nicht zu ſchlecht,« dachte ich, »magſt du den Kranz auch mitnehmen,« und ſetzte ihm den Kranz auf ſeinen breiten Schädel. — Die ganze Tiſchgeſellſchaft, der ſchon ſein Heißhunger aufgefallen war, brach in ein lautes Gelächter aus, und es waren lauter Leute comme il faut; ja ſelbſt meine Mutter lachte herzlich mit. — Seitdem muß ich immer wieder lachen, ſo oft der große Mann von ſeinen Lorbeern ſpricht, und jedesmal fällt mir dabei der gefüllte Eberkopf wieder ein.« —

»Das iſt freilich ein Anderes;« meinte Lin-Wang. Doch Ida riß ihm den Lorbeerzweig aus der Hand.

»Nein!« rief ſie, »du ſollſt ſehen, was aus mir geworden iſt. Du ſollſt dein blaues Wunder erleben!«

Sie betraten den Palaſt. — Ein König hielt dort glänzend Hof und bei Ida's Erſcheinen rief alles Geſinde: »Die Prinzeſſin!«

Ida erblickte ſich in einem großen Wandſpiegel und fand ſich mit Perlen und Edelſteinen herrlich geſchmückt.

»Ich bin eine Prinzeſſin!« flüſterte ſie vergnügt Lin-Wang zu.

F. M. L. Kohn

„Und ich der Page, der Ihrer Königlichen Hoheit Schleppe trägt.“ —

Der König und die Königin ſaßen unter dem Thronbaldachin; rechts und links von ihnen die Großwürdenträger und die Kammerherren, die ſchönen Hofdamen bildeten einen Halbkreis.

Dem Throne gegenüber, von Häſchern umgeben, ſtand Doctor Zänker in Ketten und mit bloßem Halſe, zum Zeichen, daß er hingerichtet werden ſollte.

Der König ſchaute Ida höchſt ungnädig an. — „Prinzeſſin! Ich weiß, was Sie herführt, und werde Ihnen kein Gehör ſchenken! Sehen Sie den Mann in Ketten dort? Wenn ich dem Genius zürne, darf Mädchenreiz und Jugendſchöne ſeiner Fürbitte ſich entreißen!“

„Nun, Prinzeßchen?“ flüſterte Lin-Pang, „habe ich es nicht geſagt? Dies iſt moderner, hoher Stil.“

Der König nahm wieder das Wort. — „Zu dir jetzt, Zänker. Du wiegelſt meine Völker auf und verleiteſt die Jugend zur Empörung. Du biſt ein Hochverräther, der den Tod verdient.“

„Mein König! Ich bin der Abgeſandte des Weltgeiſtes; den Schwur des Genius habe ich in ſeine Hände abgelegt. Wahrheit und Recht iſt mein

Beruf; mein Wort: meine Vollmacht; mein Ruhm: die Beglaubigung.«

»Allein die Zeit iſt noch nicht reif für deine Lehren, die Völker können noch nicht frei ſein!«

»Mein König! Recht und Freiheit ſind die Athemzüge des Weltgeiſtes. Mit Flammenhauch beſeelen ſie das All und regen ſich in jeder Menſchenbruſt!«

»Hör' an. Mich lüſtet nicht nach Deinem Blute. Der beſte Kopf in meinem Reiche ſoll nicht dem Henkerbeil verfallen. Ich geize nicht nach dem Ruhme eines Heroſtrates, ſondern nach dem Ruhme eines Herzogs von Sachſen-Weimar. Zänker, ſei mein Freund! Sei mir, was Goethe ſeinem Fürſten war! Zänker, ſei mein Goethe!«

»Verzeih, mein König! Der Genius kann nicht mehr Freund der Fürſten ſein. Die Weltgeſchichte hat eine tiefe Kluft gezogen zwiſchen uns. Jahrhunderte werden darüber hinſtreichen; Generationen darin verſinken; doch ausgefüllt wird ſie nicht.«

»Du verſchmähſt alſo meine Gnade?«

»Soll ich, beſtochen von eines irdiſchen Königs Gnade, abfallen von dem Geiſt des All's?«

»Wohlan! Erfülle deinen Beruf. Ich habe den Muth, dir das Todesurtheil zu ſprechen.«

Die Königin und alle Hofdamen hielten weinend ihre Schnupftücher vor den Augen. Die Miniſter und Kammerherren ließen ſeufzend die Köpfe hangen.

»Prinzeßchen!« flüſterte Lin-Dang, »Wollen Sie allein bei ſo viel Seelengröße ohne Schnupftuch vor den Augen daſitzen?«

»Aber ich will Alles ſehen.«

»Es könnte doch auffallen.«

Auch Ida verbarg ihr Antlitz in ihr Schnupftuch, und der König, der es gewahrte, fuhr fort: »Wie, Alles in Thränen? Auch Sie, Prinzeſſin, Sie, die ewig heitere Lächlerin? — O, gäbe es einen Schmuck, um Sie zu verſchönen, ſo ſind es dieſe Thränen, die ſeelenvolle Unſchuld dem ſterbenden Genius weint. Erheben Sie Ihr Antlitz und zeigen Sie Ihre Thränen dieſem eiſernen Manne.«

»Was fange ich an, Lin-Dang?« flüſterte Ida. »Ich habe keine Thränen im Auge.«

»Thut nichts! Sagen Sie etwas Paſſendes.«

»Aber mir fällt nichts ein!«

»Eine Prinzeſſin comme il faut muß Geiſtesgegenwart haben.«

»Gut, daß du mich daran erinnerſt. Du ſollſt dich wundern!« — Sie ließ die Hände mit dem Schnupftuch ſinken und zeigte ihr Antlitz.

»Jch weine nicht über dieſen Mann, den ich nur bewundern darf. Wohl aber weine ich über mich, weil ich eine Prinzeſſin bin, die in dem Genius ihren Feind, und in den Thaten der Hochherzigkeit und Freiheitsliebe, Aufruhr und Empörung erblicken muß.«

»Bravo!« ſagte Lin-Yang.

»Warte nur! Das Beſte kommt noch. — Allein was ſehe ich?« fuhr ſie fort und erhob den Lorbeerzweig. — »Wie kommt dies Reis in meine Hand? Ich frage? Und dort ſteht der Mann des Ruhmes?« — Sie flocht das Reis zum Kranze und erhob ſich:

»Wie geſchieht mir? — So groß, ſo hehr habe ich mich nie gefühlt. Iſt's dieſer Lorbeer, der mich erfüllt mit geiſterhaften Wonnen? Ich, die Prinzeſſin, nahe einem Hochverräther? — Ich muß. Es reißt mich fort! Ich bin nicht Ida mehr! — Eine Göttin der Unſterblichkeit, weihe ich dieſen Genius für den Nachruhm!«

Sie ſetzte ihm den Kranz auf und tiefe Stille feierte den erhabenen Moment.

»Braviſſimo!« flüſterte Lin-Yang. »Der braune Saft thut Wunder.«

Der König ſtieg vom Thron und ſprach voll Majeſtät:

»Zänker! Auch das Leben iſt ſchön, und ich weiß, du haſt ein Herz. Du liebſt dieſe unvergleichliche Prinzeſſin! — Wohlan! Ida ſei dein! Entſage deinen republikaniſchen Geſinnungen und werde mein Premier-Miniſter.«

Aber Zänker lächelte todesmuthig: »Zu ſpät, mein König. Sie hat mich anerkannt, hat mich dem Tode geweiht, hat mich als Opfer geſchmückt; ich muß vollenden!«

Da ergrimmte der König. — »Wohlan! Es bleibt dabei, du ſtirbſt! — Führt ihn zum Tode.«

Und die Schergen ſchleppten Zänker von dannen.

Ida ſprach zu Lin-Wang: »Ich habe nicht das Mindeſte gegen die Republik. Aber ich laſſe mir auch keine Zurückſetzung gefallen. Es war nicht galant von ihm, mich mit ſammt dem erſten Portefeuille auszuſchlagen, um für die Freiheit zu ſterben.«

»Prinzeſſin! auf Erden thut man viel für eine Stellung und eine gute Partie; doch in der Luft geht alles groß und nobel zu.«

Die Balconthüren wurden geöffnet. Der König, die Königin und die Prinzeſſin traten hinaus und nahmen ihre Plätze ein. Der Hofſtaat folgte und reihte ſich nach Rang und Würden hinter ſie. Der weite Marktplatz gewährte einen großartigen Anblick. Alle Fenſter der palaſtartigen Gebäude waren angefüllt mit ſchöngeſchmückten Frauen und Herren in Uniform und mit Ordensbändern, und die ganze dichtgedrängte Menge, von den Häuſern bis zum Schaffot, war ſchwarzgekleidet, mit feiner weißer Wäſche und hatte Kopf an Kopf lauter neue Hüte auf. In dem ganzen glänzendſchwarzen Meere von Hüten erblickte man auch nicht einen einzigen alten Filz. Es war ein gebildetes Volk, welches das Schaffot ſeines Helden umgab. Und die bleichen, von einem gelinden Weltſchmerz beſeelten Angeſichter bildeten einen ſchreienden Contraſt zu den blanken Waffen der Krieger, welche die Hinrichtung deckten.

Zänker in Ketten und mit dem Lorbeerkranz geſchmückt, ward von den Häſchern durch das Spalier der Wachen geführt. — Grabesſtille herrſchte auf dem menſchenvollen Platze. — Er erſtieg die Stufen, betrat das Schaffot und die bleiche dichtgedrängte Menge entblößte die Häupter. — Siehe! da flog eine friſche junge Roſe zu ſeinen Füßen nieder; ſo nett und ſauber hingeworfen, wie nur Ida's geſchicktes Händchen es vermochte. Er nahm ſie auf und zeigte ſie dem Volke.

„Mit dieſer Roſe von dem Buſen eines Engels gehe ich in die Ewigkeit. Mit dieſer Roſe im Munde lege ich das Haupt auf den Block und feſt ſie haltend mit dem Kinnbackenkrampf des Todes nehme ich ſie mit in's Grab.“

Er kniete nieder und die bleiche Menge zog ihre ſchneeweißen feinleinenen Schnupftücher, um ſie in das Blut des Märtyrers zu tauchen und Blut und Rache dereinſt ihren Nachkommen zu hinterlaſſen.

Noch einmal, ehe er den ſtolzen Nacken dem Henkerbeile preis gab, warf er der edelmüthigen Prinzeſſin einen Blick des zärtlichſten, innigſten Dankes zu, da — ſchon blitzte das Richtbeil und hob ſich zum verhängnißvollen Streiche, die dichtgedrängte Menge knirſchte vor Schmerz und Wuth; — da — mit einem Male — erklang, fein wie Silberſchellen, ein lieblich helles Mädchengelächter. — Und König, Hofſtaat, Volk, Schaffot und Marktplatz ſtob in alle Winde. — Nur Zänker ballte wüthend die zornigrothen Fäuſte.

„Ich gratulire, Fräulein!“ ſprach Lin-Yang. „Den großen Doctor ſind Sie los, er wird nicht ferner um Sie werben. Das Viergeſpann vor Ihrem Triumphwagen iſt ſchon unvollſtändig.“

„Ach!“ ſeufzte Ida. „Ich bin recht böſe auf mich. Ich war eine Prinzeſſin mit Perlen und Diamanten geſchmückt. Und war es nicht ſchön von mir, daß ich ihm die Roſe zuwarf? — Warum mußte er ſie auch gerade in den Mund ſtecken und mit dem Lorbeerkranz um die Ohren, ſo trübſelig mich anſehen, als ob er fragte: Ida, ſoll der gefüllte Schweinskopf ganz vergeſſen ſein? — Ach, ich habe ein freiſinniges Fortſchrittsvergnügen verſcherzt; eine weltgeſchichtliche Tendenz-Tragödie habe ich in die Winde gelacht. Ich ſterbe vor Neugier, was daraus geworden wäre.“

„Ei nun! Das iſt ſo ſchwer nicht zu errathen. Die Menge hätte ruhig ſich zerſtreut; ſich theils nach Hauſe begeben, um Nekrologe und Correſpondenz-Artikel für alle möglichen Journale anzufertigen; theils aber auch in Kaffeehäuſer und Schenkſtuben ſich niedergelaſſen, um bei Bier oder Wein die neue Tagesbegebenheit hinreichend zu beſprechen. Denn es war ein gebildetes Volk, welches ſeinen Helden ſterben ſah, und ein gebildetes Volk macht ſeinen Fortſchritt nur auf dem Wege der Ordnung, verläßt nie den Boden des Geſetzes und hat wider Unterdrückung und Gewalt nur Adreſſen und Proteſte, um die Freiheiten und Rechte ſeiner dereinſtigen Nachkommen ſicher zu ſtellen.“

„Dazu wäre ich zu ungeduldig; ſo lange könnte ich nicht warten.“

„Vertreiben Sie ſich einſtweilen die Zeit ſo gut Sie können. — Sehen Sie, wir nahen hier dem Schloſſe des Gerechten.“

„Wer hat es erbaut?“

„Ein ſehr erbauliches Schäfchen, welches ſo fromm und gottesfürchtig blökt, daß die größten Kirchen nicht Raum genug haben für ſeine Heerde, wie viel geduldige Schafe auch in einen engen Stall gehen.“

„Lin-Dang, ich habe dich ſchon einmal gebeten, über keinen meiner Anbeter zu ſpotten, denn ich denke heute nicht wie morgen und könnte übermorgen auf den Einfall gerathen, Herrn Paſtor Trauthold meine Hand zu reichen.“

„Fräulein! das wäre ſchnurſtracks gegen die Bibel, denn es ſteht geſchrieben: **Gebe Gott, was Gottes iſt, und dem König, was des Königs.** Paſtor Trauthold aber iſt ein Auserwählter des Herrn, und der König will ihn zu ſeinem Hofprediger machen.“

Ida lachte.

„Ei nun!“ meinte Lin-Yang. „Im Schloſſe des Gerechten können Sie lachen ſo viel Sie wollen.“

„Wie kömmt das?“

„Wiſſen Sie nicht, daß der Herr Paſtor das Lachen für eine Sünde hält?“

„Und doch iſt ſein Schloß lachfeſt?“

„Im Schloſſe des Gerechten iſt jeder Sünder willkommen, und je verſtockter er iſt, um ſo glorreicher fällt ſeine Bekehrung aus. Hüten Sie ſich nur ſeinen Beruf in Zweifel zu ziehen, oder Sie ſtürzen auch dieſes Schloß in Trümmer!“

„Fürchte nichts, Lin-Yang. Ich habe mich um ſeinen Beruf nie gekümmert. Komm nur, ich will mich hier einmal recht ſatt lachen, damit ich nachdem in anderen Schlöſſern wieder ehrbar ſein kann.“

Aber der Herr Paſtor war nicht zu Hauſe. Er ſtudirte gerade, und der Pförtner meinte: am ſicherſten ſei er Sonntag Nachmittags zu treffen.

„Das thut nichts,“ ſagte Ida. „Ich will nur das Schloß ſehen.“

Der Pförtner lud ſie ein, näher zu treten in die klöſterlich-einfache Vorhalle und öffnete eine Thür rechts. Ida erblickte einen Tanzſaal.

„Läßt der Herr Paſtor hier Sonntags tanzen?" fragte ſie.

Der Pförtner zuckte die Achſeln und öffnete die Mittelthür. Das Zimmer ſah aus wie eine Speiſewirthſchaft und Ida fragte:

„Iſt der Herr Paſtor denn ein Garkoch?"

Der Pförtner zuckte die Achſeln und öffnete die Thür links. Ida erblickte eine Synagoge.

„Pfui, eine Judenſchule!" rief ſie. „Schickt ſich das für einen chriſtlichen Prediger?"

Der Pförtner zuckte die Achſeln und wollte ſie die Treppe hinaufführen.

„Aber was bedeutet das Alles?" fragte Ida.

Der Pförtner zuckte abermals die Achſeln. — „Wenn der Herr Paſtor zu Hauſe iſt, ſo iſt hier Alles voll Luſt und Lärm. Aber er ſtudirt jetzt."

„Sagen Sie ihm," — rief Ida verdrießlich, — „daß er wohl zu Hauſe ſein könnte, wenn ich gerade da bin. Ich kann das Achſelzucken und die Geheimnißkrämerei nicht leiden. Adieu. Ich komme hier mein Leben nicht wieder.

Als ſie im Freien waren, ſprach Ida zu ihrem Begleiter:

„Lin-Yang, ich muß doch wieder hin. Ich muß durchaus wiſſen, was es dort für Luſt und Lärm giebt.“

„Tröſten Sie ſich. Es giebt hier noch Schlöſſer die Menge.“

„Die intereſſiren mich jetzt alle nicht, ich bin gerade auf dieſes Schloß neugierig.“

„Aber jenes Schloß mit den redenden Wappen über Thür und Fenſter? Das gezackte Blatt im roſenfarbenen Felde?“

„Graf Roſenlaub! ich finde ihn bedeutend unverſchämt und unverſchämt unbedeutend.“

„Unbedeutend?“ rief Lin-Yang. — „Zählt ſeine Naſe denn für gar nichts? Welch ein Diogenes, der ſolch eine Naſe findet, ſteckt noch die Laterne an, und ſucht ſich auch den Menſchen dazu. Es iſt eine Naſe voll erhabenen Selbſtgefühls und Bewußtſeins eigener Größe. Eine Naſe, die ſich über das Irdiſche erhebt, bis in die Wolken. Kurz, eine Naſe, von der man etwas lernen kann. — Welches iſt der vornehmſte Buchſtabe im Alphabet? Wiſſen Sie das, Fräulein?“

„Das „A“ etwa, weil es allen andern Buchſtaben vorangeht?“

„Nein, das „P“ iſt weit excluſiver. Ich habe es von dieſer Naſe gelernt. Denn wenn der ſchöne Rittmeiſter: Paris, Parade, Petersburg ſagt, oder wo ſein martialiſcher Discours ſonſt auf irgend ein „P“ ſtößt, gewinnt ſeine ariſtokratiſche Naſe, ſo kitzlich vornehme, ſo nieſend diſtinguirte Züge, daß man nicht umhin kann, ihr „Zur Geſundheit“ zu wünſchen.“

Ida lachte.

„Aber, Fräulein!“

„Fürchte nichts. Ich werde den ſchönen Rittmeiſter in ſeinem Schloſſe glücklich machen.“

Die Vorhalle war voll niedlicher junger Mädchen und ſchöner ſtolzer Frauen, welche ſeufzten und ſchmachteten und betrübt und troſtlos waren. Der ſchöne Rittmeiſter wollte ſich nicht ſprechen laſſen und Jean, ſein Burſche, ſtand vor der Thür des Salons und fluchte:

„Das iſt um die Schwerenoth zu kriegen. So gehen die Fliegen nach dem Streuzucker. Zwanzig jagt man weg und hundert kommen wieder!“

Aber Ida wollte ſich hier nicht abweiſen laſſen, wie im Schloſſe des Gerechten, und befahl ihm, ſie ſogleich zu melden.

„Oho!“ verſetzte Jean, „wer ſind Sie denn, Sie kleine bürgerliche Prinzeſſin? Noch ganz Andere als Sie müſſen hier wieder umkehren. Hier kommen Fürſtinnen und Comteſſen, werfen ſich uns zu Füßen und flehen um Gottes-Himmelswillen um unſere Gegenliebe. Allein was ſollen wir machen, wir ſind nur ein Einzelner und können nicht alle Frauen glücklich machen.“

Ida zog ihre Börſe.

„Laſſen Sie ſtecken, Mamſellchen! Ja! wenn ich Geld nehmen dürfte! — Wie manche reiche Wittwe hat mir ſchon zehn Louisd'or geboten, wenn ſie nur ein einziges Mal den Dolman des Herrn Rittmeiſters küſſen könnte. Wenn ich nur ſeine ausgerauchten Cigarrenſtummel, ſeine durchgebiſſenen Pfeifenſpitzen verkaufen dürfte, ſo würde ich mit Ihrem Herrn Vater nicht tauſchen. Dürfte ich nur die Schnitzel ſammeln, wenn er ſich das Haar ſchneiden läßt; ich könnte für jede Locke ein Rittergut bekommen. Aber der Herr Rittmeiſter ſind ſo eigen. Nichts, gar nichts laſſen Sie von ſich; nicht einmal einem Bettler reichen Sie ein Almoſen, weil es Ihnen begegnet iſt, daß eine hochſtehende Dame den Pfennig, den Sie einem Bettler ſchenkten, gegen ein Geldſtück eintauſchte, ein Loch hineinſchlug um ihn als Reliquie von dem himmliſchen Huſaren-Officier ewig an ihrem Buſen zu tragen. Gehen Sie nach Hauſe, Mamſellchen. Der Herr Rittmeiſter haben eben Toilette gemacht, Sie tragen heute Ihre Galla-Uniform. Das iſt zu verführeriſch für ein junges Mädchen; das können Sie nicht aushalten. Setzen Sie ſich der Gefahr nicht aus, thun Sie es Ihren Eltern nicht zu Leide, um ſeinetwillen den Verſtand zu verlieren.“

Aber eine ſchnarrende Stimme erhob ſich im Saale. — „Jean, du Rindvieh! Biſt du des Teufels! Was machſt du wieder für Eſelsſtreiche! Ich werde dich fuchteln, du Lümmel! Das iſt ja die kleine Millionärin, die ich auserſehen habe, ſie durch meine Hand zu beglücken.“

Jean war wie vom Donner gerührt. „Nehmen Sie es nur um Gotteswillen nicht übel,“ ſtammelte er und öffnete ihr demüthig die Thür.

Die niedlichen jungen Mädchen, die ſchönen ſtolzen Frauen betrachteten mit Erſtaunen, Neid und Eiferſucht die lächelnde Nebenbuhlerin, welche Allen den Rang abgewonnen hatte.

Der Rittmeiſter war nicht wieder zu erkennen. Nicht etwa weil er ſeine Galla-Uniform trug, ſondern weil er in ſeinem Luftſchloſſe ein ganz anderes Anſehen hatte. Er war nicht gelb und blatternnarbig, ſondern weiß wie gebleichtes Wachs, mit Wangen, roth wie Roſen. Seine Augen waren übertrieben groß und unnatürlich kornblau; ſein Mund unverhältnißmäßig klein und purpurfarbig. Sein hellblondes Haar war kraus wie Wolle und die wohlgekämmten Löckchen vollendeten ſeine Aehnlichkeit mit einer Weihnachtspuppe. Es ſchien, als habe der ſchöne Rittmeiſter alle ſeine Reize in einer Spielzeugbude zuſammengekauft.

Dieſes würde Ida ſchon gefallen haben, aber die großen Wandſpiegel, womit der Saal über und über geſchmückt war, gaben vielfältig ſein Bild gelb und blatternnarbig, wie er gewöhnlich ausſah, zurück. Er aber ſchien ſo verblendet von ſeinen eingebildeten Reizen, daß er allen Spiegeln Lügen ſtrafte, wie unaufhörlich er auch mit ihnen liebäugelte.

Rings um ihn her bildeten Künſtler aller Art einen Halbkreis: Maler vor ihren Staffeleien, Bildner, welche in Thon boſſirten, Steinzeichner, Kupferſtecher u. ſ. w. Alle waren bemüht, den ſchönen Huſaren-Officier en face, demiface oder en profil, je nach der Anſicht, welche er ihnen bot, zu portraitiren. — Er wandte ſich zu Ida:

„Eine ſchöne Figur zu haben iſt in heutiger Zeit eine Plage. Die Künſtler haben keine Phantaſie mehr und wollen Alles nach der Natur zeichnen. Da ſehen Sie nur, wie ich in Anſpruch genommen werde. Alle Welt will mein Portrait haben. Ich laſſe mich alle Tage malen, boſſiren, auf Stein zeichnen, in Kupfer oder Stahl ſtechen; allein was hilft das? Ich ſehe einen Tag bläſſer, den andern wohler aus. Ich ſtutze meinen Schnurrbart, ſchneide mir das Haar, gleich iſt mein Bild nicht ganz ähnlich mehr und es fehlt ihm das mir eigenthümliche „je ne sais quoi." Nun kommen die hohen Perſonen mit ihren Capricen und wollen mich bald in dieſem, bald in jenem Coſtüme beſitzen. Die Kunſthändler verlangen mich als Apoll, Endimion, Paris oder Bacchus. Und endlich muß man auch die Kunſt fördern und jungen Künſtlern Gelegenheit geben, das Edle und Vollkommene zu ſtudiren. — Machen Sie fort, meine Herren!"

Er ſetzte ſich, warf die Naſe empor und die Künſtler fingen wieder an fleißig zu arbeiten.

„Ich pflege dieſe Zeit zu benutzen," fuhr er fort, „um mir von meinem Secretair die Liebeserklärungen, Liebesſeufzer, Liebesklagen, die Drohungen eiferſüchtiger Ehemänner, und die Herausforderungen zurückgeſetzter Liebhaber vorleſen zu laſſen. Wenn Sie erlauben, ſetze ich dieſe Beſchäftigung fort. — Weiter Germain! Welch ein Brief iſt das?“

Der Secretair ſaß an einem Schreibtiſch voller Briefe und Papiere und berichtete:

„Ein neues Unglück. Ein troſtloſes Elternpaar betrauert den Verluſt einer einzigen Tochter, welche mit ihrer Hände Arbeit ſie ernährte und die Stütze und Freude ihres Alters war. Seit Kurzem war ſie ſtill und niedergeſchlagen. Doch arbeitete ſie Tag und Nacht und gönnte ſich kaum eine Erholung. Nur wenn Parade oder ein Manoeuver war, oder die Cavalerie exercirte, verließ ſie das Haus bei jeglicher Witterung, mochte es regnen oder ſtürmen. Vor vier Tagen, als die Huſaren mit den neuen carmoiſinrothen Mützen Parade machten, ſah man ſie in den erſten Reihen der Zuſchauer auf dem Schloßplatze. Sie kam nicht wieder nach Hauſe, und geſtern ſpülten die Wellen ihren entſeelten Leichnam an's Ufer. Die verwaiſten Eltern, die jetzt allem Mangel preis gegeben ſind, wenden ſich in dieſer unterthänigen Bittſchrift an den Herrn Rittmeiſter, der ja die ſchuldloſe Urſache dieſes Unglücks iſt, und flehen um eine geringe Unterſtützung.“

„Die Anzahl der hülflos hinterbleibenden Eltern, Geſchwiſtern und Waiſen mehrt ſich jetzt täglich. Ich darf dergleichen durch Unterſtützung nicht aufmuntern.“

„Aber, die Unglückliche ſah Sie in der ungariſchen Mütze mit dem Reiherbuſch,“ wandte Ida ein. „So etwas rechtfertigt einen Selbſtmord.“

„Mein Fräulein! Erſt geſtern entleibte ſich ſchon wieder eine Comteſſe, weil ich ſie in einer Cotillontour dreimal vexirt hatte. Nicht einmal das kann man überleben. — Germain, fahre fort!“

„Valentine, die hübſche Putzmacherin, meldet, daß ſie ein Ball-Leibchen erfunden, welches entſprechend den Bedürfniſſen der Zeit, nach paſſenden Coſtümen für Polka und ungariſche Tänze, durch Schnitt, Farbe und Beſatz auf die zarteſte Weiſe an die Gardehuſaren-Uniform erinnere. Die Erfinderin wünſcht, im Vertrauen auf ihren ſchönen Wuchs, ſich dem gnädigen Herrn in einem Leibchen à la Roſenlaub, vor Veröffentlichung dieſer neuen Mode vorſtellen zu dürfen.“

„Dieſe Mode wird unſtreitig Furore machen!“ meinte Ida.

„Schreibe ihr,“ ſchnarrte der Rittmeiſter, „daß mein Jean auch Gardehuſar iſt, und daß die Bittſtellerin ſich mit ſolchen Geſuchen an meinen Burſchen wenden möge. — Weiter!“

„Die Prinzeſſin Fianetta meldet ſehr kauderwelſch, daß ſie im Beſitz eines herrlichen carariſchen Marmorblockes iſt, den ſie von dem göttlichen Gepräge Ihres Bildes beſeelt zu haben wünſcht. Sie fragt hiemit an, ob der divino maestro Heuſchreck kommen darf, Ihre gräflichen Gnaden auszubauen.“

„Meinetwegen! Ich habe nichts dawider.“

Ida fügte hinzu: „Ihr Bild beſeelt ihr Herz, warum nicht auch ihren Block.“

Germain fuhr fort: „Conteſſe Elvira will nicht glauben, daß Sie gänzlich aufgehört haben ſie zu lieben. Sie hat Ihnen ihr Herz geweiht, welches keinen Raum mehr hat für einen anderen. Sie hofft immer noch durch ihre Treue Sie zu rühren und durch ihre Beharrlichkeit Sie wieder zu gewinnen.“

„Ach was! Ich habe ſie geliebt, das muß ihr genügen, und die Erinnerung der Augenblicke, wo ich zu ihren Füßen lag, muß ihr Zeitlebens zum Troſt gereichen, wenn ſie mich ſo liebt wie ich es verdiene. Ich kann nicht immer und ewig ein und dieſelbe lieben. Jetzt kommt eine andere an die Reihe. Sie, mein Fräulein, ich habe bereits um Ihre Hand angehalten.“

„Ich?“ fragte Ida mit Erſtaunen. — „Herr Graf! Haben ſie Mitleid mit meiner Jugend und Unerfahrenheit. Kann ich im Anſchauen eines Götterbildes an mich ſelbſt denken? Der Apoll von Belvedere iſt das freie Geſchenk göttlicher Begeiſterung an die ganze Menſchheit. Ich wage nicht ſo erhabene Vollkommenheit mit dem Wunſche zu betrachten, ſie als mein ausſchließliches Eigenthum zu beſitzen.“

„Ja!“ lächelte der Rittmeiſter ſelbſtgefällig. „So will ich geliebt ſein. Ohne Leidenſchaft, ohne Eiferſucht. So lieben nur Engel und ich kenne nur einen, der heißt Ida.“

„So werden nur Huſaren-Rittmeiſter geliebt,“ erwiderte Ida. „Ich kenne nur einen, er heißt Roſenlaub.“

„Mädchen!“ rief der Rittmeiſter und warf ſich ihr zu Füßen. — „Du biſt die Zierde deines Geſchlechts, ich bete dich an.“

„Was ſehe ich!“ rief Ida. „Der ſchöne Huſaren-Officier zu meinen Füßen? Zu Hülfe! Luft! Ich ſterbe! Die Freude tödtet mich!“

Sie ſpielte ihre Rolle ſo gut, daß der Rittmeiſter voller Beſorgniß aufſprang, um ſie in ſeine Arme aufzufangen, und in ſeiner Beſtürzung weiter nichts zu ſagen vermochte, als „Püppchen! Püppchen!

Püppchen! Püppchen!“ In dem Augenblick aber, wo er ſie zu umſchlingen gedachte, ſchlug ſie ein helles Gelächter auf, und das Schloß mit allen Spiegeln, Künſtlern, Mädchen und Frauen ſtob in alle Winde, der ſchöne Rittmeiſter ward wieder gelb und blatternnarbig, wie immer. Er griff wüthend nach ſeinem Säbel — aber ach, es war ſein Galla-Säbel und wollte nicht aus der Scheide.

„Ich gratulire, Fräulein!“ trat Lin-Yang zu Ida. „Auch den ſchönen Rittmeiſter ſind Sie los. Statt Ihres Viergeſpanns müſſen Sie in Zukunft mit zweien fahren.“

„Denk nur, Lin-Yang, viermal hinter einander ſagte er Püppchen und ſeine heroiſche Naſe ſtolperte alle Mal an dem Doppel-P und wollte nicht hinüber. — Mein böſes Schickſal legte ihm dieſes unglücklichſte aller Worte in den Mund. Ich ſoll einmal nicht comme il faut ſein. Meine beiden ergötzlichſten Anbeter ſind mir zu Waſſer geworden, und aus dem Paſtor und dem Lord mache ich mir ſo gar viel nicht. Jetzt aber muß ich ſie feſthalten, damit ich nicht in den Ruf eines Ungeheuers komme, mit dem kein Umgehen iſt. Ach, Lin-Yang, wie ſchön wäre es hier oben, wenn ich nur lachen dürfte. Doch ſchon auf Erden konnte ich das Lachen nicht laſſen; was ſoll nun erſt in der Luft aus mir werden?"

„Kehren wir zum Schloſſe des Gerechten zurück; vielleicht iſt der Herr Paſtor jetzt zu Hauſe und dort können Sie lachen ſo viel Sie wollen!"

Als ſie näher kamen, vernahmen ſie das lärmende Getöſe und das laute, ſummende Durcheinanderbeten und Schreien einer ganzen Judengemeinde.

„Horch!" rief Ida fröhlich, „der Herr Paſtor iſt zu Hauſe."

Der Pförtner riß die Thür weit auf. „Willkommen, Fräulein, willkommen! Der Herr Paſtor wird ſich ſehr freuen. Er iſt in der Synagoge."

„In der Synagoge? Was macht er da?"

„Er bekehrt die Juden."

„Wie fängt er das an?"

„Er beweiſt ihnen, daß Jeſus Chriſtus der wahre Meſſias ſei."

„Das wiſſen die Juden nicht?"

„Sie wiſſen es wohl, aber ſie glauben, er ſei nicht der rechte und warten immer noch auf einen anderen Meſſias."

„Das iſt abgeſchmackt von den Juden. Meſſias bleibt Meſſias. Man muß nehmen, was da iſt, ſo weiß man was man hat. Aber man kann nicht wiſſen, was kommen wird, und wenn unſer Meſſias den ausverſchämten Juden noch nicht gut genug iſt, dann wird ihrer erſt vollends nichts taugen.“

In der Synagoge erhob ſich plötzlich ein furchtbares Getöſe. Es war ein Krachen, Poltern und wildes Durcheinandertoben, als würde das Oberſte zu unterſt gekehrt.

Ida hielt ſich die Ohren zu und rief: „Das iſt nicht zum Aushalten.“

Der Pförtner ſprach: „Es iſt vollbracht. Die Juden ſind bekehrt. Sie zertrümmern jetzt Altar und Bundeslade, zerreißen ihr Geſetz- und Gebetbuch. — Ach, Fräulein, welch' ein Augenblick, wenn eine ganze Judengemeinde mit Vorſtehern und Rabbinen, Vorſängern und Küſtern, mit Prieſtern, Leviten und Iſraeliten ihre tauſendjährigen Irrthümer bereut und in ungeſtümer Zerknirſchung ſich zur Taufe drängt. O, gehen Sie hinein und ſchauen Sie!“

„Nein,“ verſetzte Ida unwillig, „ich mag in keine Judenſchule.“

„Wollen Sie einſtweilen in den Speiſeſaal treten?“ fragte der Pförtner und öffnete die Thür.

Hier ſaßen Handwerker und Tagelöhner mit ihren Frauen und Kindern im beſten Sonntagsſtaate um eine große, lange Tafel, aber ihre Teller und Gläſer waren leer und in Erwartung der Speiſen ſpielten ſie ungeduldig mit Meſſern und Gabeln.

Auf einem Seitentiſche dampften große Braten und Schüſſeln voll Gemüſe. Aber nur zwei Aufwärter zerlegten das Fleiſch und theilten die Portionen ein, und waren ſo ungeſchickt und träge, daß ſie nicht fertig werden konnten.

„Die armen Kindlein!“ dachte Ida, „wie lüſtern ſie nach den Speiſen ſchielen, und die Männer und Frauen, wie bleich und finſter ſchauen ſie drein! Verlangt ihnen ſo ſehr nach dieſen gewöhnlichen Gerichten, die ich verwöhntes Kind wohl ſtehen ließe? — Die Aermſten! Ich glaube, ſie ſind heißhungrig!“

Das Mitleid ſtimmte ſie trübe und die Männer an der Tafel, die ſie gewahrten, ſprachen unter einander:

„Sieh da! das liebe Mamſellchen, warum ſie wohl ſo traurig iſt? Wünſcht ſie etwa mit uns zu ſpeiſen? — Treten Sie näher, Mademoiſelle, wenn Ihnen unſer Mahl nicht zu ſchlecht iſt. Wir wollen ſchon zuſammenrücken, damit Sie auch noch Platz finden. An Speiſe und Trank fehlt es hier nicht. Aber Geduld muß man haben.“

»Ich bin nicht gekommen, Euer Mahl zu theilen,« entgegnete Ida, »ſondern um den Aufwärtern beizuſtehen, denn Ihr ſeid zahlreich und zwei Hände mehr werden nicht von Ueberfluß ſein.«

Sie trat an den Schenktiſch, zerlegte in aller Geſchwindigkeit einen Braten, reichte die Schüſſel dem Nächſten und ſprach: »Bedienen Sie ſich und geben Sie weiter.« Ebenſo machte ſie es mit den anderen Speiſen; die Gäſte griffen zu und bald waren alle Teller voll und alle Kinnladen in Arbeit. Auch die Flaſchen öffnete ſie und ſchenkte ringsum an der Tafel die Gläſer voll. Zu den Aufwärtern, die bei ihrem trägen Schlendrian blieben, ſprach ſie: »Rührt Euch, Ihr Tagediebe. Seht zu, wie ich es mache, damit Ihr etwas lernt.«

»Das glaube ich!« ſprachen die dankbaren Gäſte. »Was aus ſolchen niedlichen Händen kommt, muß ſchon ſchmecken.« Und einer derſelben fügte hinzu: »Mamſellchen! Sie geben ſich ſo viele Mühe! Thun Sie uns auch einmal Beſcheid. Wenn Sie unſeren Wein nur koſten, ſo ſchmeckt er gleich beſſer.«

»Du Tölpel!« verſetzte ein anderer. »Wie kannſt du einem ſo feinen Dämchen nur zumuthen, daß ſie von unſerm Weine trinke, da ſie ohne Zweifel eines Beſſeren gewohnt iſt?«

»Nein, meine Freunde!« rief Ida. »Ich trinke gern mit Euch ein Tröpfchen Wein: — Auf das Wohl unſeres edlen Gaſtgebers! Es iſt ein würdiger Diener Gottes.«

Das ließen ſich die Gäſte nicht zweimal ſagen, ſie erhoben ihre Gläſer und wiederholten: »Auf das Wohl unſeres edlen Gaſtgebers! Er iſt ein würdiger Diener Gottes.«

Da erhob ſich plötzlich eine geübte Kanzelſtimme: »Ja, ich bin ein edler Gaſtgeber; denn ich ſpende das Brot des Lebens. Ja, ich bin ein würdiger Diener Gottes, denn ich ſchenke den Wein des Herrn.« — Und der kleine Paſtor ſtand da, die blonden Haare glatt geſcheitelt, und die ſchielenden Augen fromm zum Himmel gehoben. Seiner Gewohnheit nach war er leiſe und unhörbar eingetreten.

»Geliebte Brüder und Schweſtern!« fuhr er fort. »Habt Ihr auch gebetet, ehe Ihr Euch zu Tiſche ſetztet? Erſt ſorgt man für die Seele, dann für den Leib. Denn die Seele iſt der Odem Gottes, aber der Leib iſt nur das Wohnhaus derſelben, welches ſtets blank und ſauber gehalten werden muß, damit der Hauch Gottes in ſeinem Palaſte ſich wohl fühle. Habt Ihr Eure Geſangbücher mitgebracht? Schlagt auf das hundertzwölfte Lied:

„Mich hungert nicht nach Erdenſpeiſe,
Mich dürſtet nicht nach Traubenblut.“

Die Gäſte hatten Meſſer und Gabel hingelegt, und begnügten ſich die Speiſen mit den Augen zu verſchlingen. Ida begann:

„Herr Paſtor! die guten Leute haben kaum ihr Mahl begonnen. Denn wenn man ſo viele Gäſte ladet, muß man auch mehr als zwei Aufwärter beſtellen, und Leute wählen, welche die Bedienung verſtehen. Die Ihrigen machen ihrer Herrſchaft keine Ehre und ich habe hier alles erſt einrichten müſſen. Sollen die Speiſen nun kalt werden? — Meine Lieben,“ wandte ſie ſich an die Tiſchgeſellſchaft, „wollt Ihr mir dankbar ſein, ſo greift zu und laßt es Euch ſchmecken.“

Die Tiſchgäſte griffen wieder nach Meſſer und Gabel. Aber der Paſtor rief mit lauter Stimme:

„Ihr Hungrigen, kommt zu mir, ich will Euch ſpeiſen! Ihr Durſtigen, kommt zu mir, ich will Euch laben!“ —

Augenblicklich legten Alle wieder Meſſer und Gabel hin und der Paſtor fuhr, zu Ida gewendet, fort:

„Siehe! Ich kann nicht ſo, wie du, mit Anmuth und Geſchick die vollen Schüſſeln herumreichen; ich kann nicht ſo, wie du, liebreich und geſchmeidig rings umher die Gläſer füllen. Doch wiſſe, Tochter des reichen Mannes, die Speiſe, die ich bringe, iſt köſtlicher, als alle Leckereien an der Tafel deines Vaters. Jetzt gehe zu dieſen hier und ſprich mit deinem ſchmelzenden Stimmchen: „Hungert Euch? Hier iſt Speiſe.“ Zeige ihnen dein feines Angeſicht und lächle: „Dürſtet Euch? Hier iſt Wein!“ Und ſtehe beſchämt, wenn dieſe Armen, welche Arbeit und Entbehrung kennen, im Angeſicht dampfender Schüſſeln, wonach ihnen der Mund wäſſert, das Wort des Herrn vorziehn jeder irdiſchen Speiſe.“

Ida verneigte ſich: „Das alſo iſt das Gaſtmahl, was ſie geben? Da freilich tauge ich nicht zur Bedienung und ihre Aufwärter ſind an ihrem Platze, die ungeſchickteſten, welche je eine Serviette unter dem Arm hatten.“ — Sie wandte ſich zur Thür. —

„Geh! Geh! Tochter des reichen Mannes!“ rief der Paſtor, „die du lüſtern an die reichbeſetzte Tafel deines Vaters trittſt und überſättigt, ohne Dankgebet ſie verläſſeſt. — Wiſſe aber, ehe du das Haus des Gerechten hinter dir haſt, harret deiner eine neue Prüfung, und in deiner ganzen Eitelkeit und Weltluſt ſollſt du dich kennen lernen.“ —

„Ich danke für die Warnung,“ lächelte Ida, „und werde auf meiner Hut ſein.“

Laut lachend wollte ſie aus dem Schloſſe. Im Tanzſaal aber ging es wild und luſtig zu, man jauchzte, muſicirte und tanzte und ſtampfte mit den Füßen den Tact dazu.

„Wäre das etwa die Prüfung, welche der Herr Paſtor mir angedroht?“ dachte Ida, „dann wäre am Beſten, ich ginge ſtill vorüber. Doch nein, das vermag ich nicht. Ich muß doch durchaus wiſſen, was drinnen los iſt.“

Der Tanzſaal war voll Bauern und Bäuerinnen, die nach ihrer Weiſe ſich im Kreiſe ſchwangen, jauchzten und mit den Tüchern wehten. Doch bei Ida's Erſcheinung ſtockte plötzlich der Tanz, die Burſche ließen ihre Mägde, eilten auf ſie zu, blieben mit offenem Munde vor ihr ſtehen und ſtaunten ſie groß an. Auch die Mägde drängten ſich herzu und ſchrien verwundert:

„Ach, wie das ſchimmert und flimmert! — Ach, wie das glänzt und funkelt! — Ach, wie das blitzt und leuchtet! — Und welche niedlichen Füßchen, und welche allerliebſte Schuhe!“

Und einſtimmig riefen zuletzt Burſche und Mägde: „Tanzen Sie! Tanzen Sie! — Platz! Platz!“

Der Kreis öffnete ſich, Alles trat auf die Seite und Ida, welche ſich in einem gegenüberhängenden

Spiegel erblickte, konnte ſich jetzt erſt die ſeltſame Verwunderung und das bäuriſche Erſtaunen, womit ſie empfangen worden war, erklären. — Sie trug das leichte luſtige Coſtüm der Undine, welches von Silberflittern glänzte und überall mit ſchimmerndem Schmelz geſäumt war. Das Orcheſter begann das Ritornell der erſten Arie mit Nixenreigen und übertraf ihre Erwartung. Sie beſann ſich nicht länger und ſprach zu ihren ſtilllauſchenden Zuſchauern:

„Meine Lieben! Seid Ihr ſchon einmal in der Oper geweſen? Undine iſt ein Waſſernixchen, welches bei Sturm und Ungewitter luſtig ſingt und tanzt. Hört Ihr die Muſik? Das bedeutet fernen Donnerhall: die Wellen ſchlagen, der Regen rauſcht. Undine fängt jetzt an.“

Sie begann mit einigen zierlichen Pas und blieb dann in einer anmuthigen Stellung, um einen kleinen Satz zu ſingen; dann hüpfte ſie weiter, ſchwang und drehte ſich, nahm wieder eine zierliche Stellung an und ſang von Neuem. Die Bauern jauchzten vor Freude und waren vor Erſtaunen außer ſich; die Variationen begannen, und Undine wollte eben alle Mittel ihres Geſanges entfalten und in den rauſchenden Ritornells ihre glänzenden Balletkünſte zeigen. Da ſtockte die Muſik und der kleine Paſtor ſtand mit einem Male wieder mitten im Saale, ohne daß jemand ſeinen Eintritt bemerkt hatte. Mit fromm gefalteten Händen blickte er Ida wehmüthig an und ſchüttelte mißbilligend den Kopf.

Die Burſche und Mädchen murrten, denn ihre Freude war geſtört. Allein der Paſtor erhob ſeine Stimme:

»O wendet Euer Auge von dieſem Blendwerk! Dies iſt kein Engel, ſondern ein gleißneriſches Trugbild. Auswendig glänzend, inwendig todt; auswendig heiter wie der Tag, inwendig finſter wie die Nacht. — Ja, ſie umgaukelt Euch mit leichtfertigen Tänzen! Ja, ſie trällert Euch verführeriſche Sirenenlieder vor! Aber fragt ſie, ob ſie beten kann, und ſie wird Euch antworten: »Lachen will ich mit Euch, ſo viel Ihr wollt.« Fragt ſie, ob ſie Pſalme ſingt, und ſie wird Euch antworten: »Ich bin nicht Kirchenſängerin, ſondern Concertſängerin.« Fragt ſie, ob ſie in die Kirche geht, und ſie wird Euch antworten: »Ich ſchmücke mich und fahre in Geſellſchaft.« Fragt ſie: »Iſt dieſe Welt ein Prüfungsort für bußfertige Sünder, und ſie wird Euch antworten: »Ein Puppenſpiel für muthwillige Kinder.« —

Die Burſchen und Mägde wichen mit Scheu und Grauen von ihr, als ginge Sünde und Verdammniß von ihr aus.

„Iſt das mein Dank?“ fragte Ida, „weil ich ſo hübſch geſungen und getanzt habe?“

Aber die Burſchen und Mägde wandten die Köpfe und hielten ſich die Ohren zu, und der Paſtor fuhr fort:

„Fragt ſie: Liebſt du deinen Nächſten? und ſie wird Euch antworten: „Ich lache über ihn.“ Fragt ſie: „Liebſt du deinen Vater? und ſie wird Euch antworten: „Er läßt ſich manchen Spaß gefallen.“ Fragt ſie: Liebſt du deine Mutter? und ſie wird Euch antworten: „Sie iſt zum Entzücken, wenn ſie Toilette gemacht hat.“ Fragt ſie: Liebſt du den Mann, der in keuſcher Zärtlichkeit für dich entbrannt iſt, der deinen verſtockten Sinn erleuchten, dein ſündiges Herz zerknirſchen mögte? und ſie wird Euch antworten“ — —

„Sie wird Euch antworten“ — nahm Ida ihm das Wort aus dem Munde — „religiöſer Wahnſinn iſt unheilbar und wer ſeine Einfalt vergöttert und ſeinen Blödſinn heiligt, dem helfen keine Sturzbäder, Blutigel und Drehſtühle mehr.“

So hatte ſie kaum geſprochen, als Tanzſaal, Burſchen und Mägde verſchwanden. Der Paſtor zitterte, wankte und fiel in Ohnmacht.

„Ich gratulire“ — ſprach Lin-Wang — „den Dritten ſind Sie auch los. Voll Neugier eilen Sie von Schloß zu Schloß, zürnen wenn man Sie nicht einläßt, und wo man Sie wohlmeinend aufnimmt, da lachen Sie Alles über den Hauſen. Sie wüthen hier ſchlimmer als ein Erdbeben und werden noch die ganze reich bebaute Luſt in eine Wüſte und Einöde verwandeln.“

„Ach, Lin-Wang! Von Vieren bleibt mir jetzt nur ein Einziger und obendrein der Läſtigſte von allen. Ein abgeſchmackter Thierfreund, der Hoſpitäler baut für ausgediente Pferde und nach Hunden und Katzen umherſpürt, um ihnen die ſelbſtgeprägte Medaille für langjährige Dienſttreue umzuhängen.“

„Die engländiſche Philantropie hat es weit gebracht. Mit den Negern, Heiden, Katholiken, Juden und Irländern ſind ſie fertig. Der britiſchen Hochherzigkeit bleibt jetzt nichts anderes, als Pferde, Hunde und Katzen zu emancipiren.“

„Ich werde mir keinen Zwang anthun in ſeinem Schloſſe. Ich weiß ſeinen britiſchen Gleichmuth zu erſchüttern. Er geräth außer ſich, wenn er von Thierquälereien hört. Eines Tages fand er mich in Thränen; mein Canarienvogel war verhungert. Ich hatte vergeſſen, ihm Futter zu geben. Statt mich zu tröſten, ſprach er: „Miß! Was hilft das Weinen? die Vögel ſind für Gottes freie Luft und nicht für den Käfig geſchaffen. Man ſollte Sie in einen Käfig ſperren und verhungern laſſen, damit Sie einſehen lernen, wie ſehr Sie ſich verſündigt haben.“

„Diejenigen, welche Thiere quälen, ſollen dieſelben Qualen wieder erleiden. Ei nun! Vielleicht liebt Mylord die Thiere minder, als die Grauſamkeit, welche Menſchen beſſer fühlen und fürchten können, als die vernunftloſen Thiere. Nachdem Seine Herrlichkeit Alles genoſſen hat und aller Genüſſe überdrüſſig geworden iſt, ſind ſie vielleicht auf dieſe aberwitzige Zerſtreuung verfallen.“ —

„Schau, Lin-Dang,“ — rief Ida plötzlich und deutete auf eine beſcheidene kleine Hütte, welche mitten unter den prahleriſchen von Zierath überladenen Paläſten ſtill und ſchmucklos dalag — „der reine Demant übertrifft an Werth oft alle Marmor- und Granitgebäude.“

„Und die ſchlichte, treue Wahrheit,“ fügte Lin-Dang hinzu, „beſchämt den hochfahrenden Irrthum und die verſchwenderiſche Lüge.“

Die Hütte war mit Schilf gedeckt und friſches Immergrün und junges Geisblatt umrankte die Wände von moſiger Baumrinde. Vor derſelben ſtand ein ernſter, bleicher Mann und fragte mit unbeweglichen Mienen:

„Wollen Sie den Leichenſtein ſehen?"

„Den Leichenſtein?" fragte Ida befremdet.

„Hoffnungsloſe Liebe hegt keinen anderen Wunſch," verſetzte der ernſte, bleiche Mann und öffnete die Hüttenthür.

Ida trat ein. Die Wände waren mit grünem Moos gefüttert, ein weicher Raſen bedeckte den Boden und ein würfelförmiger Stein in der Mitte trug die einfache Inſchrift: „Oskar."

„Oskar!" ſeufzte Ida.

„Ein Liebender aus dem neunzehnten Jahrhundert," fügte der ernſte Mann hinzu. „Ein Liebender aus jener Zeit des Eigennutzes und der Selbſtſucht. — Es klingt märchenhaft! Denn damals liebte man nur ſich und das Geld. — Es war eine wunderliche Zeit. — Alle Menſchen hatten Geſinnungen und Tendenzen und ſchienen ſich dabei ganz wohl zu fühlen. Sie gaben Feſte, ſetzten ſich an lange Tiſche, ſteckten viele Lichter an, und aßen für ihre Tendenzen, tranken für ihre Geſinnung, ließen die Freiheit und den Fortſchritt hoch leben und donnerten den Mißbrauch und die Unterdrückung zu Boden. Und einer dachte und fühlte wie der andere. Der

Adlige that als ſei er bürgerlich und der Bauer als ſei er Edelmann; der Geiſtliche als ſei er weltlich; der Kaufmann als ſei er Gelehrter; der Katholik als ſei er Proteſtant, der Jude als ſei er Chriſt. Kurz, alle Menſchen ſchienen ein Leib und eine Seele. — Aber dennoch gab es heimlich einen Unterſchied: — die „Nullen." — Fünf, wenigſtens vier Nullen mußte man haben, um zu den Bevorzugten zu gehören. Allein der arme Oskar hatte kaum eine Null und liebte ein Mädchen, die reiche Erbin von ſechs Nullen. Doch hatte er Talent und war ſeinem Oheim unentbehrlich. Er hoffte. — Aber Ida ſtak voller Launen und Grillen. Bald ſollte er mit ihr ſingen, bald auf dem Clavier ſie begleiten, bald ſpielen, wenn ſie tanzen wollte, bald ihr Bouquets holen, ihr Schmetterlinge haſchen und tauſend Poſſen mit ihr treiben, damit ſie nur lachen konnte. — Im Mittelalter galt es für einen Schimpf, Leib und Leben zu ſchonen. Im neunzehnten Jahrhundert aber war es ein Verbrechen, irgend wie ſeine Stellung zu compromittiren. Doch Oskar, der ritterliche Oskar, ſchonte weder ſich noch ſeine Stellung und war ſtets bereit alles zu opfern, um nur Ida's thörichten Grillen und Launen zu genügen. Zu ihrer Puppe, zu ihrer Pagode gab er ſich her, denn Ida wollte achen. — Darüber ward er verabſchiedet, verlor ſeine Stellung, ſein Glück und ſeine Hoffnungen und — Ida lachte!"

„Nein!" das that ſie nicht!" rief Ida. „Sie nahm ſich ſeinen Verluſt tief zu Herzen."

Der ernſte Mann fuhr unerbittlich fort: — „Sein Leben war verwüſtet, ſein Glück zerſtört; nichts blieb ihm übrig als dieſe kleine Hütte hier, die er ſeit lange ſchon ſich ſorgfältig erbaut und ausgeſchmückt hatte, um fern von dem Geräuſch der Welt und ihrem verworrenen Treiben in heimlicher Einſamkeit nur der Geliebten zu leben und alle ſeine Gedanken und Gefühle ihr zu weihen."

„Wo iſt er?" ſeufzte Ida.

„Er ruht hier unter dieſem Steine und kann nicht ſelig werden, denn zu abgöttiſch hat er ſeine Ida angebetet. Selbſt im Grabe noch ſtört ſie ſeine Ruhe. Um Mitternacht, beim zwölften Schlage der Glocke, ſteigt er aus dem Sarge und ruft das Bild der Heißgeliebten vor ſeine Seele, um im Mondenſchein, ein ſüßes zärtliches Geiſterſtelldichein mit ihr zu verleben. — „Horch!" rief der ernſte Mann und hob den Zeigefinger hoch, „die zwölfte Stunde ſchlägt, ich laſſe Sie allein mit ihm."

Von einem nahen Kirchthurm ſchlug es zwölf.

Langſam ſchritt der ernſte Mann zur Hütte hinaus und ließ die Thür weit offen.

Draußen war es mild und klar. Der volle Mond ſtand hell am wolkenloſen Himmel und ſchaute mitten durch die offene Thür recht freundlich in die Hütte. Er erfüllte ſie mit ſeinem Silberlicht, als ſei er recht begierig, was ſich hier begeben würde und wolle ſich nicht das Mindeſte entgehen laſſen.

Der letzte Glockenſchlag verhallte. Geräuſchlos wälzte ſich der Stein von der Gruft und Oskar erhob ſich, ſtieg aus dem Grabe und ſetzte ſich auf den Leichenſtein. Träumeriſch ſchaute er in den Mond, der ſeinen vollen Schein, wie Verklärungslicht, über die edlen Züge des Jünglings ergoß.

„Oskar!“ ſeufzte Ida.

„Da iſt ſie ſchon!“ flüſterte er lächelnd. „So war ihre Stimme, ſüß und ſilbern wie Mondenlicht.“

„Ich bin es, Oskar! Soll ich mich zu dir ſetzen auf den Leichenſtein?“

„Thue es, Geliebte!“

„Dein Leichenſtein, Oskar, iſt recht ſchmal. Nicht einmal ein zartes Pärchen, wie wir, kann im Mondenſchein bequem darauf ſitzen. Schlinge deinen Arm um mich.“

„So ſaßen wir oft ſtundenlang am Clavier.“

„Nein, Oskar, ſo hat mich dein Arm nie umſchlungen."

„Und ſangen wir Mozart's himmliſche Melodien, ſo war mir, als könne keine Kunſt der Erde uns erreichen."

„Nicht minder glücklich war dann Ida. Ach, Oskar! Du kennſt die Mädchen ſchlecht, wenn du glaubſt, daß diejenige, welche immer lacht, und immer muthwillig iſt, nicht auch ihre Leiden hat. Man iſt muthwillig, um nicht betrübt zu ſein, und mit dem Lachen läutet man nur die Dummheiten zu Grabe, an die man nicht weiter denken will. Warum bin ich ſchnöde, ausgelaſſen, vorlaut und mache meinen Eltern wenig Ehre? Ich könnte ja auch artig, liebenswürdig, zuvorkommend ſein! — Allein man ſoll mich nicht lieben; denn der meidet mich, von dem ich geliebt ſein möchte, und ich haſſe Jeden, der ſeine Liebe mir erklärt; weil derjenige ſchweigt, von dem ich einzig und allein das Geſtändniß hören will."

„Heute träume ich ſüß," ſeufzte Oskar, glückſelig lächelnd.

„Du träumſt nicht, Oskar! Ich bin deine Ida, der Du ſo manches ſchöne Sträußchen brachteſt."

»O, wie beneidete ich die Blumen, die an deinem Buſen welken durften!«

»Und wie liebte ich dieſe Blumen! Ich bewahre ſie alle in meinem Tagebuche, und habe dabei geſchrieben, wenn ich mich damit ſchmückte und wohin ich ſie mitnahm. Und fand man, daß ich gut ſänge und ſchön tanzte, ſo ſchrieb ich es auch dabei; denn ich gefiel und du ſahſt es nicht; ich ward gelobt und du hörteſt es nicht. Allein die Blumen hörten es und ſahen es ſtatt deiner, und dieſe Blumen, dachte ich, wie welk und grau ſie auch werden, ſollen einſt dir Alles wiederſagen, wie deine Ida gefiel, und wie ſie gelobt wurde.«

»O Mädchen, wie viel Glück und Wonne geht von dir aus!«

»Auch manchen ſchönen Schmetterling haſt du mir gefangen; die ſtecken alle inwendig in den Vorhängen meines Bettes. Dort geht zwar auch ihr Flügelglanz verloren und ſie werden welk und grau wie meine Blumen; allein was thut's? Sie bleiben mir und gaukeln nicht davon. Und erwache ich Morgens, ſo fällt mein erſter Blick auf die Schmetterlinge und ich denke: »Sind die noch da, ſo flattert er mir auch nicht fort.«

»So ſüß habe ich noch nie geträumt!«

„Oskar! du machſt mich böſe.“

„Zürnſt du mir?“

„Faſt ſollte ich es! Wenn wir das ſchöne Geſchlecht ſind, ſo ſeid ihr Männer das komiſche, und du kannſt von Glück ſagen, Oskar, daß du tiefblaue Augen und ſchwarze Locken haſt und Träumerei dich kleidet; ſonſt würde ich deinen Tugendſtolz dir nie vergeben. — Du weißt, daß ich dich liebe; ich zeige es dir täglich und ſtündlich — aber du willſt mich nicht verſtehen!“

„O könnte ich ewig ſo fortträumen!“

„Du träumſt nicht, Oskar! Bin ich ein Traumbild? Kann ein Traumbild weinen? Weint es ſolche Thränen? — Sieh! Ich denke nicht groß und fühle nicht tief, aber ich denke und fühle und die ſtolzen Thaten hochfahrender Leidenſchaft begehe ich aus Vorwitz und kindiſcher Einfalt. Oskar! weil man uns trennen wollte, habe ich Gift genommen und bin jetzt ein Geſpenſt wie du!“

Weinend ſank ſie an ſeine Bruſt. Da ſchlug von jenem unſichtbaren Kirchthurme die erſte Stunde und Oskar riß ſich aus ihren Armen.

„Ida!“ ſprach er feierlich: „Du biſt der Engel meines Lebens. Um deinetwillen glaube ich an Wahrheit, Tugend und Größe. Die Zeit wird kommen, wo redliche Geſchicklichkeit und guter Wille, Muth, Fähigkeit und Kraft, Vertrauen und Anerkennung finden. Dann ſollſt du mein Glück, das Ziel und der Preis meines Strebens ſein. Bis dahin ruhe ich im Grabe. Störe nicht meine Träume.“

Nach dieſen Worten kehrte er in die Gruft zurück, legte ſich in ſeinen Sarg zurecht und der Leichenſtein wälzte ſich darüber. — Ida hatte ſchweigend zugeſehen.

„Alſo doch nur ein Traumbild?“ fragte ſie. „Biſt du nicht beſſer als andere, die nicht Ida lieben, ſondern nur die Puppen ihrer Einbildung, die ſie mit ihrer Schellenkappe ſchmückten? Wohlan, ſo will ich nicht geliebt ſein. Ich will lachen, nichts als lachen. Fort mit Hütte und Leichenſtein in alle Winde!“

Hell und wild lachte ſie auf. Doch das Lachen verhallte, und in der Hütte blieb es ſtill und feierlich nach wie vor. Die volle Mondenſcheibe ſchaute hinein mild und heilig und umgoß das Grabmal mit Verklärungsglanz. Ida bangte. Schauer rieſelten durch ihre zarten Glieder.

„Vergieb, Oskar!“ flehte ſie. „Ich ehre deine Träume, ſie ſind treu und ſchön wie du! Dein

Traumbild iſt auch wohl ſchöner und edler als die arme Ida, die deiner Liebe nicht würdig iſt. Ich gehe, weil mich dein Stolz verſchmäht.“

Weinend verließ ſie die Hütte. Ihr war ſo bang, ihre Kräfte drohten zu ſchwinden. Sie rief Lin-Yang, doch der war nirgends zu hören und zu ſehen. —

Mit einem Male brauſte ein Wagen daher. Er hielt. Lord Middelford ſprang heraus.

„Miß! Ihr Groom meldet mir, daß Sie unterwegs nach meinem Schloſſe ſind und daſſelbe zu ſehen Belieben tragen. Alſo habe ich angeſpannt und bin gefahren raſch Ihnen entgegen.“

Mit ſtarkem Arm hob er ſie in den Wagen, ſetzte ſich neben ſie und ſchwang die Peitſche.

„Was fehlt Ihnen, Miß?“ fragte er, weil Ida weinte. „Sind Sie unglücklich?“

„Sehr, Mylord!“

„Das freut mich, Miß! Der Menſch iſt eine ſo verworfene, abgeſchmackte Creatur, daß er nichts Beſſeres thun kann, als ſich unglücklich fühlen. Sehen Sie die Pferde dagegen, welche ſaubere und nützliche Thiere, welche ſchwere Arbeit verrichten ſie, und mit welch geringem Futter begnügen ſie ſich. Aber der Menſch, dieſe undankbare Canaille, wie lohnt er das? Er peitſcht die Pferde, läßt ſie hungern, hetzt ſie zu Tode und bedient ſich, wenn er mit ihnen ſpricht, der pöbelhafteſten Ausdrücke. — Vorwärts Tauſendſacramenter! Ihr tauſendelementiſchen Himmelhunde!“ — Und unbarmherzig peitſchte er auf ſein Geſpann los.

Ida bemerkte jetzt erſt, daß er keine Pferde vor dem Wagen hatte, ſondern ſechs alte dürre Poſtillone in ihren Jacken mit dem Zeichen auf dem Arm.

„Um Gotteswillen, Mylord!“ rief ſie. „Es ſind Menſchen!“

„Aufzuwarten, Miß! Poſtillone, welche durch Trinkgelder beſtochen, ihre Pferde zu Tode jagten. Vorwärts, Canaillen, Ihr ſollt lernen, was es heißt, zu Tode gejagt zu werden.“

„Mylord! Die Unglücklichen werden ſtürzen!“

„Ich fürchte nein! Denn es iſt nicht allzuweit mehr. Vielleicht aber auf dem Rückwege. Nun! Es wird ſich finden. — Shakespeare, der zarteſte der britiſchen Dichter ſagt: Lohnt jedermann nach Verdienſt! und wer entgeht der Schläge? Finden Sie nicht, daß ich mich befleißige die Menſchen nach Verdienſt zu belohnen? Vorwärts Canaillen!“

„Mylord! Laſſen Sie das Peitſchen!“

„Das kann ich eben ſo wenig laſſen, wie Sie das Menſchenquälen. Sie züchtigen nicht mit der Peitſche, ſondern mit der Zunge. Sie peitſchen keine Poſtillone, ſondern nobility and gentry, wo ein ſcharfes Wort mehr thut, als der beſte Jagdhieb. Deshalb liebe ich Sie und habe Sie erſehen zu meiner Lady, in der Hoffnung, daß Sie mich ſo unglücklich machen werden, wie ein verworfenes zweibeiniges Geſchöpf ohne Federn es irgend zu ſein verdient. — „He! Hü!“

„Mylord, laſſen Sie das Peitſchen. Ich will es nicht länger mit anſehen!“

„Sie haben zu befehlen, Miß! Nicht, weil ich meinen Grundſätzen entſage, ſondern weil wir an Ort und Stelle ſind.“

Der Wagen hielt. Der Lord hob Ida hinaus und führte ſie in ſein Schloß.

„Miß!“ begann er hier, „ich habe hier vielerlei. Was wünſchen Sie zu ſehen? Ich habe Bärenführer, Hundedreſſirer, Flohbändiger und Affenkomödianten, die ich mittelſt Hunger, Durſt und Stockprügel zwinge, alle diejenigen Kunſtſtücke zu machen, mit denen ſie von ihren Thieren ernährt werden. Ich habe Henkersknechte, die ich wie tolle Hunde in einen Sack einfange; Maikäferbuben, denen ich einen Strick um's Bein binde, und ſie hinter mir herzerre; Vogelſteller, die ich bei den Beinen aufhänge und ſie zu Tode zappeln laſſe —“

„Nichts von Allem, Mylord! Ich liebe nicht dergleichen.“

„Ich habe auch Käfige für junge Mädchen, welche ihre Canarienvögel todthungern laſſen.“

„Ich ſage Ihnen, Mylord, daß ich dergleichen nicht mag. Ich will nach Hauſe!“

„Erſt muß ich Ihnen meine Sammlung von Inſectenquälern zeigen. Ich hoffe heute noch eine ſehr brilliante Acquiſition zu machen; eine Inſectenquälerin.“

Er faßte ſie bei der Hand und zog ſie in den Garten.

Der Garten war ſehr feucht und ſumpfig und wimmelte von Fröſchen, welche Ida über die Schuhe hüpften.

„Lieben Sie die Fröſche, Miß?“

„Mylord! Ich liebe alle Thiere.“

Die Baumgänge wurden dichter. Aber Alles war voller Raupen, welche Ida auf die Kleider und in die Haare fielen, ohne daß ſie wagte ſie abzuſtreifen.

„Lieben Sie die Raupen, Miß?“

„Leidenſchaftlich!“

„Es werden die ſchönſten Schmetterlinge daraus.“

„Ich bin ſchon für die Raupen ſehr eingenommen.“

„Sammeln Sie Schmetterlinge, Miß?“

„Nein!“

„Bewahren Sie nicht einige Wenige, die Ihnen geſchenkt wurden?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Und woher kommen denn die Schmetterlinge innerhalb der Vorhänge Ihres Bettes? Alſo lügen auch Sie, Miß! Auch Sie ſtehen tief unter den Thieren. Nur Thiere ſind aufrichtig. Nur Thiere ſind treu und redlich und unfähig die Wahrheit zu entſtellen.“

„Mylord! Sie ſind unausſtehlich in Ihrem Eifer für die Thiere.“

„Kommen Sie, Miß!“

„Wohin?“

„In eine Herrengeſellſchaft! Sie ſind doch ſonſt nicht ſo blöde.“

Er ſchleppte ſie in einen Gartenſaal, deſſen Inneres einen fürchterlichen Anblick darbot. Ringsum an allen Wänden waren ältere und jüngere Herren mit großen eiſernen Nägeln mitten durch die Bruſt an die Wände genagelt. Tafeln hingen darüber, welche die Namen und Lebensgeſchichte der alſo beſtraften Inſectenquäler meldeten.

Ida ſtieß einen Schrei aus und wollte fliehen. In ihrer Herzensangſt aber verfehlte ſie die Thür und blieb dicht an der Wand vor den Leichen dreier Naturforſcher ſtehen, die ſie ſinnlos anſtarrte.

„Das ſind Rößler, Rudolphi und Spalanzani,“ ſagte Mylord kaltblütig. „Fangen Sie doch hier von „A“ an. Alberti, Almquiſt, Boerhave, Brouſſais, Bourdach, Duputrain u. ſ. w. Alles iſt alphabetiſch in der beſten Ordnung und die Inſectenfrevel, für die ſie büßen, aus den beſten Journalen und Converſationslexiken vervollſtändigt. — Miß! Alle dieſe Männer haben zwar gefrevelt, allein im Namen der Wiſſenſchaft und hingeriſſen vom Erkenntnißdrang. Sie aber, ein junges, holdes Mädchen, durchbohrten Schmetterlinge, die Ihnen theuer waren, weil ſie von Ihrem Geliebten kamen. Süßlächelnd und mit verliebter Hand durchbohrten Sie Schmetterlinge, die ein zärtlicher Jüngling für Sie eingefangen hatte.

Das iſt himmelſchreiend, das empört die Geduld der Engel.«

Er nahm einen langen blanken eiſernen Nagel aus einer Ecke und bewaffnete ſich mit einem ſchweren Hammer. — »Sie werden jetzt empfinden, was es heißt, Schmetterlinge in ſeiner Sammlung aufzuſpießen. Miß Goldhardt, Sie gehören zwiſchen Fiorillo und Herrn von Humboldt.«

»Mylord!«

»Fordern Sie kein Mitleid! Auch Schmetterlinge ſind jung und ſchön und muthwillig. Auch Schmetterlinge glänzen, prangen und gaukeln wie Sie, und dennoch haben Sie ihnen einen qualvollen Tod bereitet. — An Ihren Platz, Miß Goldhardt!«

»Vollenden Sie, Mylord! Ich bitte nicht um Schonung. Ich haſſe das Leben, weil Derjenige, den ich liebe, ein ſtolzes Schweigen beobachtet, und weil ich es überdrüſſig bin, die Narren, die mich mit ihren Erklärungen verfolgen, zu verlachen.«

»Die Narren?« fragte Mylord.

»Meine Anbeter, Mylord! Der Eine iſt wahnſinnig vor Anmaßung, der Andere verrückt vor Eitelkeit, der Dritte toll vor Hochmuth und der Vierte — doch ich will Sie nicht noch heftiger wider mich aufbringen.«

»Miß! Sie kennen mich ſchlecht! — Wenn Haß und Todesangſt Ihnen irgend etwas eingeben, was mein Mißmuth und meine Selbſtverachtung mir nicht längſt ſchon geſagt haben, ſo will ich mich an dieſen Pfeiler dort erhenken.«

»Wohlan, Mylord! Wenn Sie es denn gerne wiſſen wollen, der Vierte hat den Spleen. — Jetzt tödten Sie mich!«

Sie kniete nieder und bedeckte die Augen mit ihren Händen. So, in Erwartung des Todesſtreiches, blieb ſie geraume Zeit auf ihren Knien.

Da erhob ſich eine tiefe Stimme: „Nur ſchwarzen Kaffee, ſtark und ohne Zucker, und wenn ſie auch das Mäulchen noch ſo ſehr verzieht."

Ida ließ die Hände ſinken und öffnete die Augen. Das ganze Schloß mit allen ſeinen Gräueln war verſchwunden, bis auf einen einzigen Pfeiler, an welchem Mylord, blau im ganzen Geſichte, die Zunge weit aus dem Halſe geſtreckt, einen ſcheußlichen Anblick gewährte. — Er hatte ſich erhenkt.

Mit einem lauten Schrei ſprang Ida auf und rannte fort, wie vom Sturm gejagt. Wohin ſie eilte, wußte ſie nicht, bis ſie endlich faſt athemlos vor einem Schloſſe ſtehen blieb, was ihr recht bekannt und alltäglich vorkam und gar nichts Ueberſpanntes und Ausſchweifendes hatte. Sie betrat es. Es glich vollkommen dem Hôtel ihres Vaters, und an dem Comptoir, links auf dem Flur, ſtand auch die Firma: »Hermann Joachim Goldhardt.“ Verwundert eilte ſie die Treppe hinauf; auch hier fand ſie Alles wie zu Hauſe. Sie öffnete das Wohnzimmer. Ein Herr ging in demſelben auf und nieder und eine Dame ſaß auf dem Sopha. — Es waren ihre Eltern.

„Liebe Frau,“ begann der Commerzienrath, »unſere Tochter iſt jetzt in dem Alter, wo wir uns nach einer Puppe für ſie umſehen müſſen.“

„Lieber Mann,“ antwortete die Räthin, „das hat ſeine Schwierigkeiten. Es iſt unſer einziges Kind und nicht jede Puppe wird ſich für ſie eignen; wo finden wir eine ſolche, die ihren Verhältniſſen angemeſſen iſt und ihren Neigungen und Wünſchen entſpricht.“

„Es iſt doch ſeltſam, daß ein Mädchen in ihrem Alter noch gar nichts von Puppen wiſſen will.“

„Eben deßwegen dürfen wir auch nichts übereilen. Welche Vorwürfe müßten wir uns machen, wenn wir eines Tages in den Thränen unſerer Tochter leſen müßten, daß ſie ſich mit ihrer Puppe nicht glücklich fühlt!“

»Das wäre entſetzlich! Nein, das darf nimmermehr geſchehen! Wir wollen ihre Neigung zu Rathe ziehen, wir wollen ihr Herz zu erforſchen ſuchen. — Ida!“ rief der Vater.

„Ida!“ „wiederholte die Mutter, und eben wollte Ida ihren Eltern in die Arme eilen, als plötzlich die Thür gegenüber ſich öffnete und eine zweite Ida lächelnd und niedlich geſchmückt eintrat, vor ihren Eltern zwei zierliche Knixe machte und ſchmeichelnd frägte: „Lieb' Väterchen, lieb' Mütterchen, was ſoll ich?« —

Der Commerzienrath begann mit Würde: »Meine Tochter! Wenn ich von Puppen rede, ſo weißt du, iſt es nur von ſolchen, die ſich vor allen anderen Puppen auszeichnen und daher die größte Hochachtung verdienen. Darum ſage mir aufrichtig deine Herzensmeinung: Wie gefällt dir eine Puppe wie Herr Doctor Zänker?“

»Lieb' Väterchen, ſein Bauch iſt mir zu dick.«

»Aber,“ fragte die Räthin, „was ſagſt du zu einer Puppe wie Graf Roſenlaub?«

»Lieb' Mütterchen, ſeine Naſe iſt mir viel zu lang.«

»Aber,« fuhr der Commerzienrath fort, »was ſagſt du zu einer Puppe wie Paſtor Trautbold?«

„Lieb' Väterchen, ich mag aber keine ſchielenden Augen."

„Aber," fügte die Räthin hinzu, „was ſagſt du zu einer Puppe wie Lord Middelfort?"

„Lieb' Mütterchen! ich mag kein rothes Haar."

Da hielt ſich Ida nicht länger. „Vater, Mutter," rief ſie, „hört nicht auf dieſe Zierpuppe. Ich bin Eure Ida! Ach, wenn ich ſo verwildert bin, daß Ihr mich nicht wiedererkennt, ſo wäre mir beſſer, Lord Middelfort hätte mich wie einen Schmetterling auf einen Nagel geſpießt."

Die Eltern blickten ſie befremdet an. „Kind, wer thut dir was zu Leide?"

„Die Zierpuppe da, die ſich für Eure Ida ausgiebt und mich verdrängen will."

„Welche Zierpuppe?"

„Die Ihr mit einer Puppe glücklich machen wollt und die an allen Puppen etwas auszuſetzen findet."

„Doctor," fragte der Commerzienrath, „was ſagen Sie dazu? Selbſt im Paroxismus ſpricht ſie immer nur von Puppen und Puppen."

Und dieſelbe tiefe Baßſtimme wiederholte: „Nur ſchwarzen Kaffee, ſtark und ohne Zucker und wenn ſie auch das Mäulchen noch ſo ſehr verzieht."

Da ſchlug Ida die Augen auf, ſah den Doctor groß an, lächelte und ſprach: „Ach, das iſt die Stimme vom Himmel, die mir Rettung verkündet.“

Und der grobe Arzt war ſo gerührt von der Artigkeit des ſchönen Mädchens, welche lächelnd aus dem Todesſchlaf erwachte, daß er ſich vergnügt die Hände rieb und tröſtend zu den bekümmerten Eltern ſprach: „Haben Sie keine Sorge! Die vergiftet ſich nicht wieder, denn ſie liebt das Leben.“

Drittes Buch.

Jünglings-Glück.

Was Ida träumte und Oſkar ahnte, ſollte draußen in wenig Tagen ſich erfüllen. Die Fata Morgana der Salonwelt zerſtob wie jene Luftſchlöſſer, welche Ida in die Winde lachte, und unter blutigen Gräueln und Bürgerkrieg erbaute ſich Völkerfreiheit einen Feenpalaſt in wilder meteoriſcher Schönheit.

Schon als Ida lächelnd die Augen aufſchlug, gab es keine »Löwen« mehr. In dem Erſtaunen über Völkerthaten und Länderſchickſale waren Einzelne mit ihren Sonder-Anſprüchen vergeſſen. Die Mode verlangte jetzt ein bekümmertes Geſicht und ein niedergeſchlagenes Weſen. Um vornehm zu ſein, mußte man unermeßliche Verluſte beklagen; um excluſiv zu bleiben, durfte man ſich nicht blicken laſſen; und wer lachte, ſich freute und muthig ſchien, war ein Plebejer.

Der Arzt hatte Ida heute außer Gefahr erklärt.

„Liebe Mutter!“ fragte ſie kläglich, „kümmert ſich Oskar gar nicht um mich? Fragt er nicht einmal, wie ich mich befinde?“

„Mein Kind! er liegt krank im Bette; der Schreck um dich hat ihn faſt der Sinne beraubt.“

„Iſt er gefährlich krank?“

„Tröſte dich, er wird geneſen, und ihr ſollt glücklich ſein!“

Ida erröthete und verbarg ihr Antlitz.

„Erſchrick nicht, weil ich dein Herz errathen habe. Du bedarfſt meines Beiſtandes und er ſoll dir werden. Befolge nur pünktlich meine Vorſchriften, denn der Vater, wie du weißt, hat andere Abſichten mit dir, von denen er ſo leicht nicht laſſen wird.“

„Ach, Mutter! Mutter!“

„Höre mich an, ich habe dir wichtige Dinge mitzutheilen, woran dein Lebensglück und meine wie deine Ehre hängt. Biſt du gefaßt, mich zu hören?“

„Vollkommen, liebe Mutter!“

„Vor allen Dingen muß die ganze Kette von Albernheiten, die dich in dieſen Zuſtand brachte, ein tiefes Geheimniß zwiſchen uns bleiben, oder wir werden zum Stadtgeſpräch, zum Märchen aller Kaffee- und Theetiſche.“

„Ich gelobe dir, liebe Mutter, nicht wieder daran zu denken.“

„Alſo von der blauen Phiole kommt nie ein Wort über deine Lippen?“

„Niemals!“

„Aber wenn du nicht aus Vorwitz und Albernheit Gift genommen haſt, ſo mußt du es aus einem anderen vernünftigen Grunde gethan haben. Der liebe Vater hegt darüber einige Muthmaßungen, die ich ihm beigebracht habe. Ich war auf Oskar böſe, drohte, ihn aus dem Hauſe zu entfernen, und du, — in deiner Verzweiflung — verſtehſt du mich?“

„Ach, liebe Mutter! So ganz unmöglich wäre es nicht geweſen.“

„Es bleibt noch die Frage, wie du zu dem Gifte gelangteſt? — Doch ich höre den Vater kommen. Bewahre du nur treulich mein Geheimniß und die Erfüllung deiner Wünſche ſoll meine Sorge ſein. Muth! Ich werde ſchon zur rechten Zeit dir zu Hülfe kommen.“ —

Der Commerzienrath hatte vom Arzte erfahren, daß ſeine Tochter hergeſtellt ſei, und mit bedächtigen Mienen trat er an ihr Lager.

„Wie geht es dir heute?“ begann er.

„Ganz wohl, lieber Vater.“

„Ich habe dir eben nichts Angenehmes zu ſagen.“

„Leider!“

„Bisher haſt du nur den gütigen Vater in mir kennen gelernt, heute muß ich dir den ſtrengen zeigen; denn ſtatt mir Freuden und Ehre zu machen, wie deine Schuldigkeit iſt, überhäufſt du mich mit Kummer, Gram und Schande. Du biſt eine Verbrecherin. Selbſtmord heißt die That, die du zu begehen dachteſt. — Du erſchrickſt? Du weinſt? Merk' dir, wohin thörichte Leidenſchaften führen können.“

„Ich habe aber doch nicht mit Vorſatz geſündigt,“ ſchluchzte Ida.

„Das thateſt du! Ich weiß Alles. Deine Mutter hat mir alles geſagt. — Haſt du deswegen eine ſo glänzende Erziehung erhalten, um die Frau eines Handlungsdieners zu werden? Darfſt du an ſeiner Seite in allen den Geſellſchaften dich blicken laſſen, in denen du zu leben gewohnt biſt? Auch deine Eltern würden ſich zum Geſpötte machen, wenn ſie in ſolch eine Verbindung ihrer einzigen Tochter willigten. Ja! ſelbſt Oskar, ſo weit ich ihn kenne, denkt viel zu ſtolz und edel, um als Glücksritter und Liebes-Abenteurer mein Schwiegerſohn zu werden.“

Ida, die ſich plötzlich wieder aller Hoffnung beraubt ſah, weinte ihre bitterſten Thränen und rang die Hände. Die Räthin glaubte ſich ihrer annehmen zu müſſen.

„Schone deine kaum geneſene Tochter,“ rief die Räthin, „du bringſt ſie zur Verzweiflung. Soll ſie etwa zum zweiten Male und vielleicht mit beſſerem Erfolge ihre That wiederholen?“

„Hat ſie denn noch immer Gift?“

„Das wird ſie uns nicht verrathen!“

„Und wer brachte ihr Gift?“

„Sie will lieber noch einmal Gift nehmen, als diejenige Perſon verrathen, die ſolch einen Dienſt ihr geleiſtet. Das hat ſie mir geantwortet. Sprich du mit ihr, wenn du denkſt, daß ſie aufrichtiger gegen dich ſein wird.“

„Ei ſieh, mein Schatz, heut nimmſt du die Partei deiner Tochter. Früher war es umgekehrt. Ich weiß aber auch, warum du es thuſt. Von jeher haſt du ſie unterdrückt, und heute gar willſt du ſie an einen einfachen armen Handelsdiener wegwerfen. Ich laſſe mir viel von dir gefallen, ich gebe dir immer nach; aber eines dulde ich nicht in meinem Hauſe: Keinen Scandal! — Ida! Biſt du mit deiner Mutter einverſtanden? Wärſt du fähig, ſolche abſcheußliche That zu wiederholen? — Nun wohl! Thu', was du verantworten kannſt; doch hör' mein letztes Wort: du haſt acht Tage Bedenkzeit, nach Verlauf derſelben wirſt du zwiſchen den vier würdigen Männern, welche ich für dich ausgeſucht habe, eine Wahl getroffen haben. Wo nicht, biſt du meine Tochter nicht mehr!"

So ſprach der Commerzienrath entſchloſſen und verließ das Gemach.

„Ach, Mutter!" klagte Ida, „jetzt iſt Alles verloren."

„Närrchen!" lachte die Räthin, „für's erſte haben wir acht Tage. Freilich eine kurze Friſt, um zwiſchen vier Männern zu wählen, doch reicht ſie hin, einen Hausvater dreißig Mal anderen Sinnes zu machen. Für's zweite ſcheinſt du mir mit allen deinen Freiern nicht eben auf dem beſten Fuße zu ſtehen; das könnte den Einen oder den Andern wohl bewegen, freiwillig zurückzutreten. Für's dritte eignet ſich die ſtürmiſche Gegenwart wenig zu Hochzeitsfeſten. Endlich haſt du — du weißt unter welcher Bedingung — mein Wort erhalten, und du wirſt ſchon erfahren haben, daß das, was ich mir einmal vorſetze, unter allen Umſtänden ausgeführt werden muß.

In der Stadt ward es von Tag zu Tag unruhiger. Handel und Gewerbe ſtockten, die Fabriken feierten und entließen ihre Arbeiter; niemand dachte an Erwerb. Die brodloſe Menge ſchien des Hungers gewohnt und verlangte nur Neuigkeiten. Daran fehlte es nicht. Zeitſchriften und Flugblätter wurden in allen Straßen feilgeboten und laut verleſen. Sie ſprachen von Straßen-Kämpfen, Barricaden-Schlachten und waffenloſen Siegen der Völker über wohlbewehrte Kriegesheere. Alle Fremde und Durchreiſende brachten Nachrichten von Volks-Aufſtänden, erbrochenen Zeughäuſern und geplünderten Waffen-Magazinen; ſelbſt die Landleute, die zu Markte kamen, erzählten von zerſtörten Zollhäuſern, mißhandelten Beamten und niedergebrannten Wachthäuſern, und es ſchien nur eines kleinen Anlaſſes zu bedürfen, ſo verwirklichte die Menge alle Vorſtellungen, womit ſie jetzt einzig und allein genährt wurde.

Schon im vorigen Jahre, während der Theuerung, hatte das Volk ſeine Kräfte verſucht und kennen gelernt; Haß und Erbitterung gegen Polizei und noch weniger die erlittenen Züchtigungen waren vergeſſen worden. Vorläufig wurden Abend für Abend die Straßen-Laternen zertrümmert, Polizeidiener oder Soldaten mißhandelt, oder mißliebigen Perſonen die

Fenſter eingeworfen. Starke Patrouillen durchzogen die Straßen, allein die Menge trotzte kühn dem Fußvolk und zerſtreute ſich, wenn Reiterei heranſprengte, in enge Nebengaſſen. Kaum aber wirbelte die Lärmtrommel, ſo verließen auch die Bürger ihre Club- und Kaffee-Häuſer, um Haus und Herd und Eigenthum zu wahren, und nicht ſelten fühlte dann die erbitterte Soldateska an den Heimkehrenden ihren Muth, und zahlreiche, mitunter tödtliche Verletzungen fielen vor. Die Bürger waren in Verzweiflung. In einer Zeit, wo man von jeder Stunde neue, weltgeſchichtliche Ereigniſſe erwartet, hält man es nicht lange zwiſchen ſeinen vier Pfählen aus und fühlt ſich nur in zahlreichen Kreiſen und großen Verſammlungen wohl. Aber faſt war es mit Lebensgefahr verbunden, Abends das Haus zu verlaſſen. Die Menge hingegen höhnte und frohlockte: „Mußten wir voriges Jahr die Schläge der Zuchtmeiſter uns gefallen laſſen, ſo mögen ſie dieſes Jahr Schwadronhiebe und Bajonetſtiche hinnehmen.“

Nichts wurde geſpart die aufrühreriſche Menge zu beſänftigen. Was voriges Jahr die Menſchenliebe verſäumt hatte, bemühte ſich Furcht und Beſorgniß dieſes Jahr nachzuholen. Haus-Collecten wurden veranſtaltet und Behörden ernannt, um Bauten und öffentliche

Arbeiten vorzunehmen. Mit einem Worte: Alles geſchah für's Volk. Auch die Narren ſogar, die in den langen Friedensjahren wie ausgeſtorben waren, die theils in ihren Häuſern ein anſtändiges Incognito behauptet oder in den Salons eine gebildete Anſpruchsloſigkeit gewonnen hatten — auch die Narren faßten wieder den alten Muth, nahmen die Schlafmützen ab und ſetzten ſich die Schellenkappen auf, um ſich buntſcheckig dem Volke zu zeigen.

Noch war von Ida's Bedenkzeit nicht der zweite Tag verſtrichen, als ſchon der junge Paſtor Trauthold ſich gemüßigt ſah, einen Hirtenbrief zu erlaſſen, um ſeine verirrten Schäfchen wieder an ſich zu locken und um ſich zu ſammeln. Denn weil man an Weltliches und Irdiſches nur dachte, blieben alle Kirchen leer, ſelbſt wenn der Auserwählte auf der Kanzel ſtand.

Dieſer Hirtenbrief prangte heute an allen Straßenecken und ſchilderte die franzöſiſche Republik als das Reich des leibhaftigen Antichriſtes. Schon im Jahre Siebzehnhundertzweiundneunzig, hieß es darin, habe dieſes Reich aus hölliſchem Trotz und Frevelmuth, und um die Geburt des Erlöſers zu läugnen, ſeine Zeitrechnung mit Anno I. begonnen und habe mit haarſträubender Frechheit den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde als einen „vormaligen Gott" abgeſetzt, um Revolutions-Altäre zu bauen und ein höchſtes Weſen zu verehren, welches höchſte Weſen aber niemand anders ſei, als der verfluchte Pſeudotheos, der mächtiglich regierte zur Zeit des Herrn und Heiland, und in den Kriegsknechten lebendig war, daß ſie das Lamm Gottes verhöhnten, verläſterten und verſpien, und den Juden innewohnte, daß ſie über den Sohn Gottes ausriefen: Kreuzige ihn! kreuzige ihn! Eben dieſer Pſeudotheos war es, welcher einſt zu Jeſum Chriſtum trat, um ihm alle Reiche der Welt darzubieten, wofern er ihn anbeten wolle, und eben dieſer Pſeudotheos erhöhe auch heute ſein hölliſches Haupt, um den Völkern Souverainetät anzubieten. Denn was iſt Volks-Souverainetät anders als eine aufrühreriſche Lockung dieſes ewig verfluchten Geiſtes, welche lautet: „O Völker, alle Reiche dieſer Welt ſollen Euer ſein, wofern Ihr mich anbetet," das heißt: laßt ab von dem ewigen Schöpfer des Himmels und der Erde, von Jeſu Chriſto und dem heiligen Geiſte, um ſtatt deſſen Revolutions-Altäre zu errichten. Wie aber Chriſtus ſprach: „Böſer Geiſt, weiche von hinnen, ich habe keinen Theil an dir," alſo ſei auch heutigen Tages unſere Rede: „Böſer Geiſt, weiche von hinnen! Und lüſtet nicht nach den Reichen dieſer Welt, denn nicht von dieſer Welt iſt das Reich Chriſti. Wir wollen glauben und gehorchen, wie es frommen Chriſten ziemt, und unſer Vaterland, unſere Heimath ſei das ewige Leben.«

Die Zeitung brachte eine Beantwortung dieſes Hirtenbriefes, überſchrieben: An einen gewiſſen Paſtor N. N. Sie lautete:

»Herr Paſtor! Wer in Ueberfluß und Freuden lebt, für den giebt es nichts bequemeres, als von der Kanzel herab unbedingtes Gottvertrauen und blinde Ergebung in das Geſchick zu verlangen. Aber wenn Sie an einen Gott glauben; wenn Ihre Religion Werth für Sie hat; ſo entäußern Sie ſich freiwillig des Glanzes und Wohllebens; zeigen Sie durch die That, daß es etwas Höheres giebt als Geldbeſitz und Sinnengenuß. Treten Sie zu uns über, begeben Sie ſich in freiwillige Armuth, nach dem Beiſpiele Jeſu Chriſti, der ſich ja auch erniedrigte, um die Menſchen zu ſich empor zu heben.« —

Dieſe Zeilen wurden unzählige Male aus allen Zeitungen geſchnitten und unter den Hirtenbrief an die Straßenecken angeſchlagen, oder in Brief-Couverts aller Art eingeſchloſſen und frankirt und unfrankirt dem Herrn Paſtor zugeſendet. Auch an die Kirchthüren und an ſein eigenes Haus wurden ſie angeklebt und immer wieder angeklebt, ſo oft er ſie abreißen ließ. Wie man allgemein ſagte, hatten ſeine Amtsbrüder, die ſeines Glückes und ſeiner Stellung halber auf ihn neidiſch waren, bei dieſem Frevel ihre Hände mit im Spiel.

Am ſelben Abend erklärte die Räthin ihrem Manne: Ida's Entſchluß ſei bereits dahin gediehen, daß ſie nimmermehr einem Manne angehören wolle, welcher öffentlich der Heuchelei und Scheinheiligkeit gezeiht worden ſei.

Der folgende Tag brachte eine eben ſo glückliche Neuigkeit. Lord Middelfort hatte mit echt britiſcher Naivetät mittelſt Anſchlag verkündet: daß es der weltgeprieſenen deutſchen Humanität zu keinem Ruhm gereiche, wenn Capital-Pferde im hohen Alter den Karren ziehen und Hunde und Katzen nach langjähriger Dienſttreue zum Schinder wandern müßten. Verſtändiger und menſchlicher ſei es, ſo nützliche und brave Thiere, bevor ſie der Altersſchwäche anheimfielen, zum ſanften Tode an die Schlachtbank zu führen und ihr reinliches Fleiſch den Armen zu ſchenken. Endlich ſogar erbot ſich Seine Lordſchaft, in dieſer Zeit des Mangels und der Nahrungsloſigkeit, Pferde, Hunde und Katzen aufkaufen, ſchlachten und in ſeiner Küche wohl zubereiten zu laſſen, um jedweden, der ſich über das herkömmliche Vorurtheil hinwegſetzen könne, täglich einen geſunden, wohlſchmeckenden Braten zu liefern.

Aber mit einbrechender Nacht zogen große Haufen vor Mylords Hôtel, brachten ihm eine Katzenmuſik und warfen ihm die Fenſter ein. Auch die Hausthür wollten ſie erbrechen und alles Küchengeſchirr kurz und klein ſchlagen. Glücklicherweiſe aber widerſtanden die wohlbeſchlagenen eichenen Flügelthüren, bis die Wache kam und Reiter heranſprengten, um das Volk zu verjagen. Doch wo ſich Mylord am folgenden Tage zeigte, erhob ſich Hundegebell, Katzengemaue und Pferdegewieher; daſſelbe geſchah, wenn ſeine Equipage oder auch nur ſeine Livrée ſich blicken ließ. Mylord fand dies unerträglich, doch was er auch dagegen unternahm, vermehrte nur den Unwillen des Volkes, welches ſich in ſeinen Vorurtheilen niemals ſtören läßt. Er ſah ſich endlich veranlaßt, die Reſidenz und den in Aufruhr begriffenen Continent zu verlaſſen, um nach ſeinem Inſellande zurückzukehren, wohin viele hohe Perſonen damals gleichfalls ihre Zuflucht genommen hatten. — Von Ida's Bedenkzeit war der fünfte Tag verſtrichen, als die Zeitungen Mylords Abſchied an Freunde und Bekannte und ſeinen Dank für genoſſene Gaſtfreundſchaft brachten.

„Ganz wohl — meinte der Commerzienrath — ſo hat ſie noch zwei Freier und drei Tage Bedenkzeit. — Wir wollen ſehen.“

Der Gefährlichſte von den beiden Uebriggebliebenen ſchien offenbar Graf Roſenlaub. Er blieb excluſiv; man hörte nichts von ihm; doch war nicht alle Hoffnung verloren. Das Militair ward gefürchtet und gehaßt, zumal die Huſaren, welche ſich die ſchlimmſten und grauſamſten Mißhandlungen hatten zu Schulden kommen laſſen.

Doctor Zänker hingegen hatte ſchon längſt nicht ertragen können, von den Tages-Begebenheiten, welche ehedem durch ſeine Hand gehen mußten, um Glanz und Bedeutung zu gewinnen, verdunkelt und verdrängt zu werden. In einer ſo wildbewegten Zeit hatte es freilich ſeine Schwierigkeiten, wieder an die Spitze der Ereigniſſe zu treten, denn mit der Studirſtubenfreiſinnigkeit und mit dem Muth am Schreibtiſch war nichts mehr gethan. Das Volk, welches in den glänzenden Salons lange genug mit Geringſchätzung überſehen worden war, gab jetzt den Ausſchlag und verlangte von ſeinen Helden Kühnheit und Thatkraft.

Schon hatte Zänker, um ſeinen alten Ruhm mit der neuen Zeit in Einklang zu bringen, den erſten Schritt abwärts gethan. Der vormalige excluſive Salonlöwe war jetzt der Held anſtändiger Clubs und Kaffeehäuſer geworden und ſeine Popularität und treffliche Rednergabe entzückte und ermuthigte jetzt Groß- und Klein-Bürger, welche er ermahnte, auf dem Wege der Eintracht und des geſetzlichen Fortſchritts die Freiheit zu erlangen, und die einheitliche Entwickelung des deutſchen Vaterlandes zu vollbringen. Mit weit geringerer Selbſtüberwindung entſchloß er ſich nunmehr auch zu dem zweiten Schritte abwärts. Um ſeine Größe und Unſterblichkeit ferner zu behaupten, blieb dem nunmehrigen Club- und Kaffeehaus-Redner nur noch übrig, ein Mann des Volkes zu ſein.

Er lud daher ſämmtliche Club-Mitglieder und Kaffeehaus-Gäſte zu einer General-Verſammlung ein, an welcher auch das Volk ſich betheiligen ſollte, um eine Adreſſe an die Regierung gelangen zu laſſen und die Wünſche des Volkes, welche bereits in allen deutſchen Ländern laut ſich kund gaben, derſelben vorzulegen.

Der Aufruf zu dieſer General-Verſammlung, damit nicht etwa die Cenſur ihn im Keime erſticke, wurde in zahlreichen Abſchriften vervielfältigt und noch in derſelben Nacht von den Heimkehrenden an alle Straßenecken angeſchlagen.

Ein ſchriftlicher Aufruf in ganz verſchiedenen Handſchriften war etwas Neues und Auffallendes. Die Kühnheit, mit welcher im Namen des Volkes: Conſtitution und freie Preſſe, Verſammlungs- und Vereinigungsrecht, Volksbewaffnung und Verminderung der Heere verlangt wurde, ſetzte die Menge in Erſtaunen. Schon mit dem früheſten Morgen war das Gewühl und Gedränge in den Vorſtädten lebhafter als je. Man verlas den Aufruf, deutete ihn, lärmte und ſtritt, aber ohne der Aufforderung Folge zu leiſten. Denn noch hielten die Stände ſich fern von einander. Mangel und Beſitz, Arbeit und Capital hatten ſich noch nicht vertrauen gelernt und der Proletarier in ſeiner Jacke oder Blouſe, wagte noch nicht, ſich unter wohlgekleideten Bürgern zu zeigen. Aber zwei Worte enthielt der Anſchlag, welche alles Mark durchfuhren und alles Blut in Wallung brachten: „Volksbewaffnung!“ — Ja, Waffen mußte man haben, um alle Thaten nachzuahmen, die man mit jauchzendem Entzücken täglich hörte und die einzig und allein die Vorſtellungskraft beherrſchen. — „Verminderung des Heeres!“ — Ja nun, die gedachte man auch nöthigenfalls aus eigner Kraft hervorzubringen! — Hie und da erhob ſich ſchon der Ruf: „Waffen her! Zu den Waffen!“ und endlich verbreitete ſich dieſes Geſchrei durch alle von der ärmeren Maſſe bewohnten Stadttheile.

Indeſſen hielt Zänker in einem geräumigen Garten der Vorſtadt vor einer zahlreichen und gewählteren Verſammlung ſeine in modernem pikantem Journaliſtenton abgefaßte Rede.

„Wir dürfen leben und geſund ſein“ — ſagte er unter anderm — „um vor unſeren Fürſten Parade und Manoeuvre zu machen. Wir dürfen arbeiten und erwerben, um ſteuerkräftig zu ſein. Wir dürfen zu Hauſe befehlen, um unſere Kinder rechtzeitig an ſklaviſchen Gehorſam zu gewöhnen. Aber zuſammenhalten dürfen wir nicht; nicht einmal Farben und äußere Abzeichen dürfen wir tragen, und unſer Denken und Reden, unſer Leſen und Schreiben iſt einem Maße unterworfen, und die Polizei überwacht es. Aber die Zeiten ſind ſtürmiſch geworden, und die Fürſten rufen die Völker jetzt auf, ſich um ſie zu ſchaaren und alle für einen zu ſtehen. — „Recht gern!“ wollen wir ſagen. — Aber dürfen wir auch? — Unſer allergnädigſter Landesvater ertheile uns Verſammlungs- und Vereinigungsrecht, ſo wollen wir uns um ihn ſchaaren. Unſer allergnädigſter Landesvater gewähre uns Volksbewaffnung, ſo wollen wir für ihn ſtreiten. Endlich gebe er uns auch Denk- und Preßfreiheit, damit, wenn der Feind wieder einmal in's Land rückt, wir nicht die Ausrede haben: »das iſt unſere Sache nicht, wir dürfen uns ja um Politik nicht kümmern.« Aber wir können ſingen und beten, um für unſeren geliebten Landesvater den Segen des Himmels hernieder zu flehen. Sollte das nicht genügen, ſollte unſer allergnädigſter Landesvater vielleicht wieder anderen Planes beſchließen und für dieſen Fall geruhen, uns eine Erweiterung unſerer Rechte zu verſprechen, ſo wollen wir uns einen Erlaubnißſchein vom Viertels-Commiſſariat beſorgen, damit wir unſerem allergnädigſten Landesvater auch glauben dürfen. Denn Allerhöchſt dero getreue Unterthanen ſind nicht nur gewohnt die geiſtliche Ruthe der Pfaffen zu küſſen, ſondern auch die weltliche der Polizei und es iſt noch nicht lange her, daß wir wegen eines Verſprechens unſeres allergnädigſten Landesvaters bei unſeren Viertels-Commiſſarien ſehr übel ankamen.« —

Ein wildes Gelächter, ein lang anhaltender Beifallsſturm erhob ſich. — Als er allmählich verhallte, hörte man in der Ferne die Trommeln wirbeln, die Signalhörner gellen und die Trompeten ſchmettern. Ein paniſcher Schreck ergriff die Verſammlung. Lautlos horchte man eine Weile, endlich erkletterte Jemand einen Tiſch und rief: »Meine Herren, eilen Sie, Ihre Wohnungen zu erreichen, ehe die Straßen geſperrt werden. Das Volk greift zu den Waffen, die ganze Stadt iſt in Aufruhr.«

Auf dieſe Kunde wandte Alles der Tribüne den Rücken und ſtürzte den Ausgängen zu. Die jungen Leute wiederholten den Ruf: »zu den Waffen!« jedoch Zänker erhob ſeine gewaltige Stimme: »Mitbürger! Vergießt kein Blut! Macht nicht gemeine Sache mit Aufrührern und Empörern. Bekämpft Euren Muth! Zeigt, daß Ihr Männer ſeid, indem Ihr Euch zu mäßigen wißt. Erhaltet Eure Kräfte dem Vaterlande; ſpart Euren Muth für die Zukunft. Die Zeiten werden kommen, wo Deutſchland Eurer bedarf!« — Aber Niemand hörte auf ihn, Jeder ſuchte das Freie zu gewinnen und die Gendarmen und Polizeidiener draußen, welche das Gedränge verhindern wollten, wurden über den Haufen gerannt. Indeſſen war die Verſammlung überwacht worden. Hier vermuthete man den Herd des Aufruhrs, den in anderen fernen Stadttheilen wüthete und die Querſtraßen waren ſchon mit Fußvolk geſperrt, welches mit Kolben und Bajonetſtößen die Heimeilenden in die Hauptſtraße zurückdrängte. Plötzlich ſchmetterte eine Trompete und Graf Reinland mit ſeiner Schwadron ſprengte mitten in die dichteſten Haufen der wehrloſen Bürger, und ließ Alles niederreiten und niederhauen. Ein grenzenloſes Jammergeſchrei erfüllte die Lüfte. An allen Fenſtern ſtanden händeringende Zuſchauer; viele Hausthüren öffneten ſich, um den grauſam überfallenen Mitbürgern eine Zuflucht zu gewähren. Aber ſo weit ging die rohe Wuth der Huſaren, daß ſie ihre Sattelpiſtolen in die offenen Häuſer hinein abfeuerten.

Mit Blitzesſchnelle verbreitete ſich die Unheilskunde in der Stadt und Alles gerieth in Aufruhr, Lebendiges, wie Todtes. Das Pflaſter wurde aufgeriſſen, Wagen umgeſtürzt, Säcke mit Sand gefüllt und Steine, Möbeln, Balken zu Barricaden aufgethürmt. Die Dächer wurden abgedeckt und die Ziegel am ſchwindelnden Rande als Wurfgeſchoſſe übereinander geſchichtet. Knaben trugen Körbe mit Pflaſterſteinen in die oberſten Etagen; Frauen machten Oel ſiedend; Beile, Aexte, Stangen, Miſtgabeln, Alles was einer Waffe ähnlich ſah, wurde vertheilt und die Schwert-

Jäger ſchworen gutwillig ihre Fahne, gaben ihre Gewehre preis und ſtellten ſich mit in die Reihen der Kämpfer.

Etwa hundert Schritt vom Hôtel des Commerzienrathes erhob ſich eine Rieſen-Barricade aus Steinen, Tonnen, Balken, Wollſäcken, kurz aus dem verſchiedenſten Material errichtet; ſelbſt aus der nahe gelegenen Dampfmühle hatte man die vollen Mehlſäcke herausgeholt und mit zu der Befeſtigung benutzt. Sie war von einer anſehnlichen Mannſchaft beſetzt, unter welcher ſich viele wohlgekleidete und mit Büchſen bewaffnete Bürgerſöhne befanden.

Eben langte noch ein neuer Trupp zerlumpter Proletarier an, welche alle die ſchönſten Büchſen und Hirſchfänger, ganz neu, aus einem Schwertfegerladen, führten und den Tſcherkeſſen glichen, deren einziger Stolz es iſt, ſchöne Waffen zu tragen, und die es für unter ihrer Würde halten, ein ganzes Kleidungsſtück zu beſitzen.

An ihrer Spitze ſtand ein rieſiger Schmiedegeſell, berühmt durch ſeine Stärke. Er hatte in Spanien und Afrika gefochten und führte den Oberbefehl in dieſem Stadttheile.

»Kameraden!« ſprach er zu der Mannſchaft in der Barricade, »dies iſt ein wichtiger Poſten, hier ſtehe ich mit meinen beſten Schützen. Wer ſeinen Mann nicht ſicher auf's Korn nehmen kann, der trete lieber zurück und helfe laden, und wem das Herz nicht auf dem rechten Flecke ſitzt, der gehe und thue ſeine Thaten anderwärts.« — Er wandte ſich an ſeine Leute. „Was Euch betrifft, meine Brüder und Nebengeſellen, ſo haben wir ſchon im vorigen Jahre gezeigt, daß wir uns aus dieſen Kaſernenhelden und Commißbrodfreſſern wenig machen. Denkt an die Prügel, die Euch aufgezählt wurden, weil Ihr Kartoffeln verlangtet, und jagt ihnen dafür heute blaue Bohnen, warm aus der Büchſe, in den Magen."

Ein wüthendes »Hurrah« erhob ſich.

Der Commerzienrath ſtand auf der Warte ſeines Hauſes. Er hörte das wilde Hurrahgeſchrei aus der Barricade, ſah Kanonen anfahren und Kanoniere mit brennenden Lunten ſich daneben aufpflanzen. Ihm ward nicht wohl dabei und er eilte die Treppe hinunter.

Eben hatte Ida ängſtlich ihre Mutter gefragt: »Was macht Oskar? Laß uns hinauf zu ihm. Das furchtbare Kriegsgetöſe wird ihn raſend machen.«

„Wohin denkſt du, Mädchen! Was würde der Vater dazu ſagen!“

»Er wird hinaus wollen in den Kampf und nicht zu halten ſein.“

»Welch ein Einfall, Mädchen! Das ganze Haus iſt verſchloſſen und verriegelt.“

In dieſem Augenblicke erhob ſich das jauchzende Hurrah in der Barricade.

„Ach, Mutter, Mutter! Und läge er im Grabe, dieſes Aufruhrgeſchrei würde ihn erwecken, wie ein Ruf der Vorſehung!«

»Beruhige dich doch nur, faſt haben wir ja ſchon geſiegt. Auch der Rittmeiſter und der Doctor haben ſich heute unmöglich gemacht. Der Vater kann ſchon gar nicht mehr ſeinen Willen durchſetzen. Aber wir dürfen ihn das nicht fühlen laſſen.«

»Ja, die alten Anſprüche fallen und vertilgen ſich einander ſelbſt. So erfüllt ſich, was er längſt prophezeit. »Die Zeit wird kommen, wo ererbter und erwucherter Reichthum, angeborene und erſchlichene Stellung nicht mehr Alles gelten; wo ſtatt Eigennutz, Wucher und Beſtechlichkeit: Gemeinſinn, Vaterlands- und Nächſtenliebe walten;« und dann wird auch er zu Anſprüchen berechtigt ſein. — Du ſiehſt, liebe

Mutter, er hat wahrgeſagt. Dieſe Zeit bricht jetzt wild und ſchrecklich an.“

Man hörte den Commerzienrath die Treppe herunter kommen. — „Schweig!“ warnte die Räthin, „und erwähne Oskar mit keiner Silbe, wenn du nicht ein neues Ungewitter heraufbeſchwören willſt.“

Der Commerzienrath trat ein. Er ſchien ſehr angegriffen. „Kanonen!“ ſeufzte er, „Kanonen in unſerer friedſamen Stadt; Kanonen im neunzehnten Jahrhundert. Ja, hätten wir gebaut wie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert: Mauern von ſechs bis zehn Fuß Dicke; bombenfeſte Gewölbe, die Scheiben klein und rund und in Blei gefaßt, die Straßen krumm und eng, voll Kanten, Winkeln, Erkern und Vorſprüngen. Aber wie haben wir gebaut! wie haben wir gebaut! — die Straßen gerade, die Häuſer himmelhoch, die Fenſter konnten wir nicht groß genug bekommen, die ganze Stadt iſt von Glas, Mauer und Balkenwerk ſind bloße Zuthaten. Schon beim Knall einer Kanone werden unſere Häuſer zertrümmern, ein Sturmwind reißt ſie um; wer eine gute Lunge hat kann ſie umlachen!“

Das Wort umlachen erinnerte Ida an ihren Traum und ſie lachte hell auf.

„Lachſt du ſchon wieder?“ fragte der Commerzienrath, „befindeſt du dich heute ſo wohl?“

In dieſem Augenblick krachte die erſte Kanone. Alle Scheiben im ganzen Hauſe klirrten und dröhnten.

Ida faltete die Hände und betete laut: „Barmherziger Gott, ſchütze Oskar. Umfange ſein Gehirn mit Nacht, ſchließe ſein Ohr mit Taubheit, damit er dieſen Donner nicht hört.“

Ein zweiter Kanonenſchuß. Klirrend und krachend hörte man den Kartätſchenhagel an die Steine prallen.

In den oberen Gemächern erhob ſich ein Gepolter und Oskars Stimme wurde laut.

„Gott hat ſeine Engel zu ſich gerufen, denn eine wilde, furchtbare Zeit bricht an. Mag die Welt zum blutigen Chaos werden, ich habe nichts mehr zu verlieren und Aufopferung iſt Wolluſt.“

Es ſtürzte Jemand die Treppe hinunter, Andere eilten ihm nach und ſchrien: „Haltet ihn, haltet ihn, er iſt raſend.“ — Eine neue Salve von Kartätſchen donnerte, klirrte und polterte gegen die Barricade und ein wüthendes Gelächter erhob ſich.

Die Kugeln hatten in die Mehlſäcke geſchlagen; in der ganzen Barricade war Alles über und über gepudert.

Im Muthe des Wahnſinns hatte Oskar ein Fenſter nach dem Garten zu zertrümmert, ſprang hinaus und ſchwang ſich über die Gartenmauer. Das rathloſe Geſinde erfüllte das Haus mit Wehklagen. Ida warf ſich in einer Ecke des Zimmers auf ihre Knie und betete laut:

„Allgütiger Gott! Deine Gnade hat mich erhalten, als ich aus Unverſtand und Vorwitz in den Gifttod mich ſtürzte. Du wirſt Oskar nicht verlaſſen, der aus Hochherzigkeit und Aufopferungsluſt, von reiner Vaterlandsliebe beſeelt, dem Kanonendonner entgegeneilt. — An mir war Alles ſtrafbar und doch haſt du mich gerettet; an ihm iſt Alles lobenswerth und edel. Gerechter Gott! Du wirſt ihn ſchützen in dieſer Schreckensnacht.“

„Gott wird ihn ſchützen!“ ſprach ihre Mutter mit Thränen in den Augen; dann wandte ſie ſich zu ihrem Manne: „Glaubſt du, ſie trennen zu können?“

Nur die beſten Schützen in der Barricade durften feuern, und der rieſige Schmied ermahnte ſtets: „Haltet auf die Officiere.“ — Die Uebrigen mußten die Gewehre laden und hinreichen. Sie knirſchten vor

Ungeduld mit den Zähnen. — Immer mehr ſtreitluſtige Mannſchaft langte an. Immer lauter ward das Geſchrei zum Angriff.

„Kinder!“ — rief der Schmied — „wer hat Luſt eine Kanone zu nehmen?“ ein grelles Jauchzen war die Antwort.

Er muſterte die Reihen der mit Hämmern, Beilen und Stangen Bewaffneten und blieb vor einem Jüngling ſtehen, der, baarfüßig und baarhäuptig, nur mit Hemd und Unterbeinkleidern verſehen, ſich in die vorderſte Reihe gedrängt hatte.

„Du willſt wohl deine feinen Kleider ſchonen, mein Junge?“ — fragte ihn der Schmied — „weil du nackt gehſt.“

„Ich bin nackt zur Welt gekommen, ich kann auch nackt aus der Welt gehen.“

„Brav geantwortet und dieſer Barricade würdig. Aber du haſt ja keine Waffen.“

„Ich will eine Kanone nehmen!“

„Du ſprichſt wie ein Spartaner. Aber du zitterſt ja, friert dich?“

„Ich war krank, wie die Zeit.“

„Mein Prinzchen!“ — lachte der Schmied — „deine Antworten ſind fein, wie deine Unterhoſen. So zeige was du vermagſt.“

Noch einmal donnerten und raſſelten die Kartätſchen gegen die zitternde Barricade; in dieſem Augenblick, wo Alles voller Pulverdampf war, commandirte der Schmied: „Sturm-Thor offen! Zum Einbruch, Lauftritt mit Hurrahgeſchrei, vorwärts Marſch!“

Wenige Minuten verſtrichen; nach Verlauf derſelben ward eine Kanone in die Barricade gebracht. Auf dem Rohre lag Oskar und hielt es feſt umſchlungen; er war verwundet und hatte geſchundene Fußſohlen. Der Vorderſte im Sturm, hatte er ſich auf's Rohr geworfen, eben da der Kanonier aufhauen wollte.

„Wer iſt der junge Held?“ fragte der Schmied, „wer kennt ihn?“

Die Bürgerſöhne kannten ihn und ſprachen: „Es iſt der Neffe des Banquier Goldhardt in dem großen Hauſe dort.“

„Bringt ihn dahin und verkündet ſeine Ehre und fügt hinzu, wir Alle werden gleich ihm unſere Schuldigkeit thun und uns von einem nackten Jüngling nicht beſchämen laſſen.“

Vier Bürgerſöhne trugen Oskar nach Hauſe; ſie mußten lange pochen ehe ihnen geöffnet wurde.

Ida ließ es ſich jetzt nicht nehmen, den Verwundeten zu verbinden und zu pflegen, und den

Commerzienrath widerſtand nicht länger; der ſiegreiche Wille der Liebe fand in dieſer gewaltigen Nacht keinen Widerſpruch mehr.

Oſkar lag in tiefem Schlafe. Die Erſchütterungen der Nacht hatten wohlthätig auf ihn gewirkt und der Blutverluſt und die Anſtrengung des Kampfes das Fieber aus ſeinen jungen Gliedern vertrieben.

Siegesjubel weckte ihn. - Alle Glocken läuteten, die ganze Stadt war erleuchtet und jauchzend zog die Menge mit erbeuteten Fahnen und Waffen durch die hellen Straßen.

Lächelnd beugte ſich Ida über ſein Lager: „Steh auf aus deinem Grabe, Oſkar! Die Zeit iſt da, wo redliche Geſchicklichkeit, guter Wille, Muth, Fähigkeit und Kraft, Vertrauen und Anerkennung finden.“

„Was ſoll das Alles heißen, holde Couſine?“

Und Ida erzählte ihm, bunt und wirr durcheinander, bald lachend und bald weinend, ihren Traum, wie ſie ſich mit allen ihren Anbetern entzweit und ihre Luftſchlöſſer über den Haufen gelacht habe, und wie dieſer Traum zur Wirklichkeit geworden war, wie die jüngſten gewaltigen Ereigniſſe eben ſo deſtructiv wie ihr Gelächter gegen alle Anmaßungen angewirkt, und ihre Anbeter ſich allgemein lächerlich und verhaßt gemacht hatten.

„Habe ich auch wahr geträumt, Oskar?“ fuhr ſie endlich fort: „Bin ich der Engel deines Lebens? Soll ich der Preis deiner Thaten ſein? Sieh', unſere Verbindung iſt jetzt auch in den Augen der Welt gerechtfertigt. Man ehrt dich als einen Freiheitskämpfer und zum Lohn für deinen Heldenmuth und deine Tapferkeit gewährt dir mein Vater meine Hand. — Nun, willſt du jetzt aus deinem Grabe auferſtehen?“

„Ja!“ rief Oskar, „ich erſtehe aus dem Grabe, und dieſe Auferſtehung feiere ich mit Völkern und Vaterland.“ —

Noch ein Luftſchloß.

Das Glaubens-Bekenntniß.

Der Freiherr Caſpar von Zechau auf Zechau war ein rieſiger handfeſter Krautjunker, der ſchon in dem zarten Alter von ſechzehn Jahren Kutſcher und Bediente durchprügelte, die beſten Racepferde zu Tode jagte, kein Mädchen in Ruhe ließ und jeden Bauerslümmel, der auf ſeine Kräfte pochte, zum Ringen aufrief und niederwarf. Sein Vater Hans von Zechau war geſtorben und hatte anſehnliche Beſitzungen und Barſchaften hinterlaſſen, nebſt einer kugelrunden Wittwe, die gern Backwerk aß und Malaga trank, den ganzen Tag über kreuzfidel war und über die Genieſtreiche ihres hoffnungsvollen Sohnes lachte, daß der Stuhl unter ihrem gewichtigen Körper knackte.

Nach vollendetem Trauerjahr wollte Caſpar ungeachtet ſeiner Jugend und obſchon er nur blutwenig wußte, auf Univerſitäten gehen. Aber ſeine Mutter konnte ſich nicht entſchließen, das liebe einzige Söhnchen von ſich zu laſſen. Auch gab es noch ländliche Vergnügungen, welche Caſpar bei Lebenszeiten ſeines Vaters nicht kennen gelernt hatte: Vogelſchießen, Jahrmärkte, Kirmſe u. ſ. w., auf welchen man tanzte, zechte, ſpielte, bisweilen ſich auch raufte und balgte; lauter Zerſtreuungen, welch eganz nach Caſpar's Geſchmack waren. Gewiſſenhaft beſuchte Frau von Zechau dieſe Feſte mit ihrem lieben Söhnlein, und allgemein fand man, daß ſie eine charmante Frau ſei, und der hochgewachſene kräftige Landjunker gefiel allen, die ihn kennen lernten. Die benachbarten jungen Edelleute und Gutsbeſitzer ſchloſſen Freundſchaft mit ihm und die reichen Bauern erwieſen ihm Ehre und Hochachtung.

So verſtrich die Zeit. Caſpar vollendete ſein vierundzwanzigſtes Jahr und ward mündig erklärt. Der junge Majoratsherr hatte nunmehr nichts eiliger zu thun, als ſich mit den nöthigen Papieren zu verſehen, ſeiner Mutter Lebewohl und alles Glück zu wünſchen, und während ſie ſchrie und die Hände rang, ſeinen Vollblut-Araber zu beſteigen und davon zu ſprengen.

Es läßt ſich ſchwer beſtimmen, welch eine Figur Caſpar unter den weit jüngeren, heutigen Tages nur all zu genialen Studenten ſpielte. So viel iſt gewiß, daß er nach drei Semeſtern ſchon von mehr als ſechs Univerſitätsorten das consilium abeundi erhalten hatte. Wohin er von nun an kam und ſich aufzuhalten gedachte, ward er gemeiniglich nach vierundzwanzig Stunden ſchon vor die Polizei gefordert, um die Weiſung zu erhalten, Stadt und Land ſofort zu meiden.

Er ſelbſt äußert ſich über ſein akademiſches Leben in einem Briefe an ſeinen Juſtitiar, den Advocaten Reichmann, folgendermaßen:

„Wenn ich auch erſt drei Semeſter ſtudirt habe, mein lieber väterlicher Freund, ſo habe ich doch faſt mehr ſchon gelernt, als einem reichen Cavalier zu wiſſen ziemt. In unſeren Tagen geht alles geſchwinder und auf Gründlichkeit kommt nichts mehr an.

Solche Narren giebt es nicht mehr, die die Weisheit lieben, weil ſie Weisheit iſt; und die, nachdem ſchon ſo viel entdeckt und erfunden worden iſt, noch einmal einſam ſich hinſetzen und forſchen, um neue Erfindungen und Entdeckungen zu machen, nach denen keine Chriſtenſeele verlangt und die keine Judenſeele bezahlt! Heutigen Tages ſoll alles praktiſchen Nutzen gewähren und man weiß warum man ſtudirt. — Nicht um was zu wiſſen, ſondern um ſich Kenntniſſe zu ſammeln, die etwas einbringen und woraus man Vortheil ziehen kann. Ein reicher Cavalier hat das nicht nöthig. Und was arme bürgerliche Studenten in ihren finſtren Hörſälen erlauſchen und gewiſſenhaft in ihre Collegienhefte eintragen, um ſich nachmals der Zeitbewegung und Volksaufklärung zu widmen, das alles lernt ein galanter Cavalier an öffentlichen Luſtorten, in Weinſtuben, Delikateſſen-Handlungen, an Gaſttiſchen, in Eiſenbahn-Reſtaurationen, auf Dampfſchiff-Verdecken, u. ſ. w.

Ich weiß, daß die Fürſten die Unterdrücker der Völker ſind; daß die Geiſtlichen darauf ausgehen, die Menſchheit zu verdummen; daß die alten Zuſtände nicht mehr paſſen und alle Einrichtungen einer Reform bedürfen, das ſind die Ideen des Jahrhunderts, welche alle Zeitungen, Bücher und Köpfe anfüllen und alles Andere gilt keinen Pfifferling mehr; Niemand giebt auch nur einen rothen Heller drauf.

Glauben Sie aber nicht, alter Freund, daß — weil ich doch einmal aus allen deutſchen Bundesſtaaten ausgewieſen werde — meine Sitten die eines Landſtreichers ſind und irgend etwas Rohes in meinem Weſen liege.

Nein! Dank ſei es meinem Namen, ich bin ſalonfähig, und Dank ſei es meinem Vermögen und meiner Figur: ich kann ein Löwe, ein Dandy, ein Faſhionable, ein jeune homme comme il faut ſein.

Wenn mir das Eſſen noch ſo gut ſchmeckt, kann ich thun, als ſei ich beſſerer Koſt gewohnt. Ich kann den feinſten Wein mit einer Miene trinken, als hätte ich dergleichen ſchon Oxhoftweis hinuntergegoſſen und das feinſte unſchuldigſte Dämchen kann ich lorgnettiren mit einer Frechheit, als wollte ich ſagen: „Hundert Ducaten für eine Nacht.“

Allein ich bin auch deutſcher Student, und als ſolcher, was gewiß in heutiger Zeit ſelten iſt, ein homo sui juris, ein Majorats- und Territorial-Herr ſogar. Alles das flößt mir ein mythiſches Selbſtbewußtſein ein, ein Bewußtſein, welches ſich nur in die Perſon eines ſo abſonderlichen deutſchen Studenten, wie ich bin, heutigen Tages noch verirren könnte und wovon die jetzt lebende Generation keine Ahnung mehr hat.

Dieſes mythiſche Selbſtbewußtſein muß allen meinen übermüthigen Studentenſtreichen zur Entſchuldigung dienen. Vielleicht hat auch Eitelkeit ihren Antheil daran. Ich weiß es nicht, allein ich muthmaße es, denn ich fühle, ich thue nichts Großes.

Ich will Ihnen ein Beiſpiel geben. Ich komme vor den Rector.

„Herr von Zechau! Sie haben ſchon wieder aufrühriſche Reden gehalten.“

„Magnificenz! Nicht daß ich wüßte.“

„Wollen Sie läugnen, was vor hunderten von Zeugen geſchehen iſt?“

„Magnificenz! Wie Sie ſehen, bin ich comme il faut. Ich habe nur den einzigen Fehler, daß ich mich dann und wann einmal ausſprechen muß, welches mir heute unglücklicher Weiſe auf offenem Markte begegnete. Ich hatte trefflich gefrühſtückt. Das iſt in einem civiliſirten Staate erlaubt; und wie ich mir Bewegung machen will, begegnet mir ein kräftig gebauter, ſchlechtgekleideter, bleicher und verhungerter Menſchenſtamm, der von karger Mittagskoſt herkommt, um ſich an die Arbeit zu begeben. Da lief mir die Galle über und das war ſehr wohlthätig für meine Verdauung, und weil es mir gut bekam, fuhr ich fort mich zu ärgern über die Zeit, in welcher nichts ſitzen und paſſen will; über die Trägheit, die nicht mit Fäuſten drein ſchlägt und über die Memmen, die nur mit der Feder fechten können; über den geduldigen Michel, der ſich trotz aller Caricaturen und Pasquille die Schlafmütze über die Ohren zieht, und über die deutſchen Schafe mit den Bärenknochen, die Sommers und Winters in aller Unterthänigkeit ſich ſcheren laſſen. Aber gerade wie ich mitten im beſten Eifern war, erſchien der Pedell mit der höflichen Bitte, mich zum Rector Magnificus zu verfügen. — Ich gehorchte."

„Sie haben einen Auflauf erregt."

„Magnificenz! Es war nicht meine Schuld. Die Ideen des Jahrhunderts ſind, wie Sie wiſſen werden, nicht breit genug zu treten. Ich habe einen Verſuch mit ihrer Dehnbarkeit unter Gottes freiem Himmel nur deshalb angeſtellt, weil man in ſeinem Zimmer — und ich bewohne die ganze Belle-Etage in dem Hauſe — keinen Platz dazu hat. Deshalb blieben die Leute auf der Straße ſtehen, denn dergleichen war ihnen hier zu Lande noch nicht vorgekommen."

„Herr von Zechau, es thut mir Leid! Aber nach dieſer Eröffnung bleibt mir nichts übrig, als Sie zu ermatrikuliren und der Polizei zu übergeben."

„Magnificenz werden thun, was Sie müſſen. Ich begreife das und wünſche nur, daß Magnificenz ebenfalls begreifen, daß ich auch nichts weiter that, als was ich thun mußte. Wir Menſchen alle gehorchen den Umſtänden und der Nothwendigkeit. Es fragt ſich nur, kommt dieſer Drang von innen aus uns ſelbſt, oder fügen wir uns in Gehorſam den äußeren und fremden Einflüſſen."

Wir können reden, was wir wollen und werden ſehr zuvorkommend behandelt, wenn wir ausgewieſen werden.

Ich erſcheine auf der Polizei, werde dem Aſſeſſor gemeldet, und brauche keine zwei Minuten zu warten.

„Herr von Zechau! Sie ſind geſtändig, auf freier Straße zum Volke geredet zu haben?“

„Herr Aſſeſſor, ich glaube beinahe.“

„In welcher Abſicht thaten Sie das?“

„In keiner. Es geſchah unwillkürlich. Ich hatte ſchon beim Kaffee meine Zeitungen und Journale geleſen, um meine liberalen Gefühle anzufriſchen und mir einen Vorrath deſtructiver Geſinnungen für den ganzen Tag zuzulegen. Ich ging zum Frühſtück, fand wieder Zeitungen und hörte nur von Politik reden. Ich beſuchte verſchiedene Wein- und Bierhäuſer, überall fand ich Zeitungen und hörte Politik. Dieſe politiſche Ueberfülle mußte ich in Folge meiner Unmäßigkeit wieder von mir geben und dies geſchah leider auf offner Straße. Das alles würde nicht geſchehen ſein, wenn wir ſchärfere Cenſur hätten und endlich auch das Sprechen über Politik an öffentlichen Orten verboten würde.“

„Herr von Zechau, ich ſehe mich leider genöthigt, Sie in Ihre Heimath zurück zu weiſen. Geben Sie mir aber Ihr Wort, binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlaſſen, ſo ſoll es auf Sie ankommen, wohin ich Ihren Paß viſire.“ —

Solche Scenen wiederholten ſich anfangs monatlich und ſpäter wöchentlich. Jetzt endlich brauche ich nur meinen Paß zu zeigen, ſo wird mir und der Polizei jede Weitläufigkeit erſpart. Man verſagt mir den Aufenthalt und ich muß wandern von Ort zu Ort, ruhelos, wie der ewige Jude.

Ich gehe nach Frankreich. Ich bin entſetzlich Deutſchland müde. Ich finde keine Jugend, kein Volk, keinen Geiſt mehr. Alles iſt faul und jeder treibt Schacher mit ſich ſelbſt. Der heutige Philoſoph ſagt, was iſt iſt vernünftig und beweiſt ſchulgerecht, daß alles was geſchieht, gerade ſo geſchehen muß, wie es geſchieht. Ich aber ſage: alles was iſt, iſt für Geld zu haben, und alles was geſchieht, geſchieht des Geldes halber.“

So ſchrieb Caſpar im October des Jahres Achtzehnhundertvierzig . . . Damals bildeten ſich zahlreiche Vereine, um — wie ein katholiſcher Prieſter ſich ausdrücken würde — den clericaliſchen Geiſt anzufriſchen; wie man aber in dem gemäßigteren proteſtantiſchen

Norddeutſchland ſagte: „um dem Unglauben und der überhand nehmenden religiöſen Gleichgültigkeit entgegen zu arbeiten.“

Dieſe Vereine waren gar ſeltſamer und verſchiedener Art. Es gab unter anderen Vereine zur Beförderung einer würdigen Sonntagsfeier; Evangeliſche Paſtoral-Geſellſchaften zur Vermehrung des Seelſorger-Perſonals; Vereine für gläubige Handwerker; Vereine für gottesfürchtige Jugend; und weil die Theologie ſtudirende Jugend am wenigſten zurückbleiben durfte, auch einen Chriſtusbund, zur Aufrechthaltung des hiſtoriſchen Chriſtus, wider die naturphiloſophiſchen und rationaliſtiſchen Lehren eines Paulus, Strauß (einigermaßen auch Schleiermacher) und vieler anderer.

Es braucht nicht geſagt zu werden, daß alle dieſe Vereine ſich eines allerhöchſten Schutzes erfreuten. Ihr Aufkommen, welches damals noch einer Sanction von Seiten der Regierung bedurfte, beweiſt dieſes hinreichend. Indeſſen fanden die Chriſtusbündler Schwierigkeiten.

Der akademiſche Senat nämlich verſagte anfangs einem Chriſtusbunde bei — aller Anerkennung ſeiner Löblichkeit — die Beſtätigung, weil derſelbe andere Verbindungen entgegengeſetzter Art hervorrufen könne, denen eine Beſtätigung alsdann eben ſo wenig zu verſagen ſei.

Die Chriſtusbündler aber, im Vertrauen auf den Schutz, den der Köhlerglaube von oben zu erwarten habe, wandten ſich an ein hohes Miniſterium, welches auf entgegengeſetzte Weiſe entſchied. Das Erkenntniß lautete:

„Daß einem Vereine, der ſich mit der Beſtimmung der evangeliſch-lutheriſchen Facultät in einem ſo weſentlichen Einklang befände, kein geſetzliches Hinderniß entgegenſtehen könne; während einem Vereine entgegengeſetzter Natur (an deſſen Aufkommen der Senat unmöglich im Ernſte gedacht haben würde) angenommen, daß ſich ein ſolcher bilden wolle, die Anerkennung des Chriſtusbundes ſchon als geſetzliches Hinderniß entgegenſtehen würde.“

Dieſes Erkenntniß empörte die Rationaliſten und Naturphiloſophen, und ihre Erbitterung kann als der Uranfang jener religiöſen Bewegungen angeſehen werden, welche in Ronge ihren Helden fanden, der ſie durch alle Schichten der Geſellſchaft verbreitete.

In Religionsſachen verſteht der Deutſche keinen Spaß. Deutſchland war der Herd der Reformation und dreißig Jahre lang das Schlachtfeld, auf welchem die Glaubensfreiheit erkämpft wurde. Um jene Zeit aber war die treue Bundesgenoſſin der Glaubensfreiheit, die deutſche Preſſe, gefeſſelt und ihr Widerſpruch war durch Cenſur-Maßregeln und Bücher-Verbote vollends zu unterdrücken.

Schon triumphirten die Chriſtusbündler und alle übrigen Vereine waren der ſtolzeſten Hoffnungen voll. Die Geiſtlichkeit aller Orte mit ihrem ganzen Anhange trat ihnen bei, und der alte Hochmuth erwachte wieder; ſchon dachte man daran, den alten Einfluß in Häuſern und Familien wieder geltend zu machen.

Und dennoch hatten ſämmtliche Vereine, bei dem kräftigſten Schutze von oben, und bei der völligen Wehrloſigkeit ihrer Gegner, nicht nur gar keinen Erfolg, ſie bewirkten ſogar das Gegentheil von von dem, was ſie ſollten, und zwar auf eine Schrecken erregende Weiſe.

Nach den Landes-Geſetzen war es jedermann freigeſtellt, nach Belieben ungehindert aus der Kirchen-Gemeinde auszutreten.

In aller Stille, oder vielmehr ganz von ſelbſt, bildeten ſich daher Austritts-Vereine, welche ſich auf die Landes-Geſetze beriefen und deren Schutz in Anſpruch nahmen:

»Um ſich öffentlich von allem Autoritäts-

Glauben loszuſagen; um nur der freien Erkenntniß Gehör zu geben; um allen kirchlichen und religiöſen Anſprüchen, dem Staate gegenüber zu entſagen und nichts von allem, was aus der Religion ſtammt, weder im Unterricht, noch im Leben, ſich aufdringen zu laſſen.“

Dieſes waren die freien Gemeinden. Wie ſehr ſie ſich in kurzer Zeit vermehrten, iſt bekannt. Die Regierung ſuchte freilich den Austritt aus dem Kirchen-Verbande, der urſprünglich koſtenfrei war, dadurch zu erſchweren, daß jede Perſon für Verhandlung, Gebühren und Schreibereien einige Thaler zu entrichten hatte. Dieſes minderte jedoch auf keine Weiſe das Austreten, welches dermaßen überhand nahm, daß an mehren Orten die Kirche ſchon lediglich auf ihre Gebäude und ihre Geiſtlichen reducirt war.

In Zechau war bisher alles beim Alten geblieben. Der alte Paſtor war vor Kurzem geſtorben und der vormalige Erzieher des jetzigen Gutsherrn an ſeine Stelle getreten. Er hatte nicht umhin gekonnt, ebenfalls Mitglied mehrerer Vereine zu werden. Allein er beſchränkte ſich wohlweislich darauf, die unbedeutende Beiſteuer zu entrichten. Auf der Kanzel eiferte er wohl hin und wieder einmal wider Tanz und Kartenſpiel am heiligen Sonntag, ohne ſich jedoch auf etwas Weiteres einzulaſſen. Denn in Zechau, waren noch nicht einmal die Edicte der Regierung: wegen Beſchränkung lärmender Vergnügungen und Schließung der Läden und Wirthshäuſer während des Gottesdienſtes zur Anwendung genommen.

Zechau iſt ein geſegnetes Dorf und liegt in einer fetten Marſchgegend; die Bauern dort ſind alle reich und ſehr dem Kartenſpiel ergeben. Schon Sonnabends gehen ſie in die Wirthshäuſer und ſpielen mit geringer Unterbrechung, um zu ſpeiſen und ein Stündchen zu ſchlafen, bis Dienſtags früh. Um die Kirche kümmern ſie ſich wenig.

Ganz anders iſt es mit den Frauen, den Töchtern, den unerwachſenen Söhnen und dem Geſinde.

Es gewährt in der That einen lieblichen Anblick, wenn beim Läuten der Kirchenglocken Sonntagsvormittags die Bauerfrauen und Mädchen, in ihrem bunten Putze, von den lachenden Filialdörfern kommen und durch die geſegneten Auen nach Zechau wandeln. In der einen Hand halten ſie das Geſangbuch und das ſchneeweiße Schnupftuch; in der anderen einen ungeheuren Blumenſtrauß. Etwa tauſend Schritte hinter ihnen folgen die Bauerknaben und Knechte, denn die Sitte duldet nicht, daß Burſchen und Mägde mit einander zur Kirche gehen oder neben einander in der Kirche-ſitzen.

Mit den Blumenſträußen hat es eine eigene Bewandtniß. Es wird eine Art Luxus damit getrieben, und die Jungfrauen halten viel auf ihre Sonntagsſträuße. Sie winden die ſchönſten und ſeltenſten Blumen hinein, und eine will es der anderen zuvorthun. Diejenige aber, welche den prächtigſten Strauß hat, rühmt ſich deſſen die ganze Woche hindurch. Auch diejenige, welche in ihrem Strauße nur eine einzige koſtbare Blume aufzeigen kann, hat ihren Theil Ehre acht Tage lang davon; denn es wird ſtrenges Gericht gehalten über die Sträuße und jede Blume ſorgfältig geprüft.

So wie nämlich die Geſänge vorüber ſind und die Predigt beginnt, gehen die Sträuße von Hand zu Hand. Jede einzelne Blume wird betrachtet und berochen und der Strauß weiter gegeben, um einen anderen dafür in Empfang zu nehmen, mit dem man es ebenſo treibt.

Was ſoll dieſe Sitte und woher rühret ſie?

Lieber Gott! Man will doch eben in der Kirche nicht ſchlafen und eine geſunde vollblütige Bäuerin, wenn ſie an heißen Sommertagen lange ſtill ſitzen, ſchweigen und zuhören ſoll, fängt leicht an einzunicken.

Der verſtorbene Prediger, welcher über dreißig Jahr in Amt und Würden geſtanden hatte und ein Geiſtlicher von alt-proteſtantiſchem Schrot und Korn war pflegte oft drei, vier Stunden lang zu predigen. Die redliche Andacht geſunder Landleute reicht für ſolche Dauer nicht hin. Mit dem jungen Paſtor war es freilich ein Anderes. Der Erzieher des Freiherrn Caspar von Zechau hatte, wie ſich erwarten ließ, nicht nur Talent, ſondern auch ſtrengwiſſenſchaftliche Studien. Allein das alles achtete er viel zu hoch um es den Bauern preis zu geben. Unvorbereitet betrat er ſtets die Kanzel und ſprach auf's Gerathewohl, was ihm in den Sinn kam. Auch bei ihm bedurfte man eines unſchuldigen Kirchen-Zeitvertreibs im Sommer während der Predigt und einen glücklicheren und zweckmäßigeren konnte es nicht geben, als das „Blumen beriechen und Strauße wandern laſſen.“

Freilich haben Blumen etwas Narkotiſches. Sie befördern den Schlaf mehr, als ſie ihn vertreiben; und gar manche gemüthliche Bauerjungfer ließ mitten im beſten Blumen-Beriechen das Köpfchen ſinken, ſo daß das friſche Antlitz in den Blumen verborgen, ruhte und ſchlief. Dann aber wurde ſie durch Kneipen, Nadelſtiche und andere zarte Bemühungen, wieder wach gerufen und fand Gelegenheit ihren Nachbarinnen, wenn der Schlummer dieſe überfiel dieſelben Dienſte chriſtlicher Liebe zu erweiſen.

Dies war der Jungfern-Zeitvertreib während der Predigt. — Allein die Bauerſöhne und Knechte, welche keine Sträuße mitbrachten, wie erwehrten ſie ſich des Schlafes?

Je nun! Das Schicklichkeits-Gefühl der Männer iſt minder zart, und Bauern geniren ſich ſelten. Sie thaten was ſie nicht laſſen konnten: ſie ſchliefen in der Kirche. — Nur wenn ſie laut zu ſchnarchen anfingen, wurden ſie von ihren Nachbaren durch Hackentritte vor das Schienbein und wohl angewendete Rippenſtöße, in's irdiſche Jammerthal zurückgerufen, und wenn ſie dann aufſchraken und ſchmerzlich das Geſicht verzogen erfolgte ein leiſes flüſterndes Gelächter. Auch ſolche Auftritte gehörten zu den Kirchen-Zeitvertreiben und zu den Geſprächen womit man ſich die ganze Woche unterhielt.

So war es ſeit Menſchengedenk in Zechau geweſen und ſo war es jetzt noch, und Nachmittags ging es zum Tanz mit Lärmen, Jauchzen, Trinken und Prügeleien und die Gendarmen waren zugegen und gaben müſſige Zuſchauer ab; denn es würde ihnen übel bekommen ſein, hätten ſie ſich hineingemiſcht.

Doch endlich ſollten die allgewaltigen Ideen dieſes Jahrhunderts auch über Zechau ihren unwiderſtehlichen Einfluß ausüben und der mächtige Flügelſchlag des Zeitgeiſtes ſollte über die üppigen Marſchgegenden rauſchen. Die Edicte der Regierung wegen Beſchränkung der Sonntags-Vergnügungen u. ſ. w. wurden verſchärft und der Paſtor von Zechau erhielt ſtrenge Weiſung vom Conſiſtorium, auf das ſittliche Benehmen ſeiner Gemeinde zu wachen und ſie zum fleißigen Kirchengehen anzuhalten.

Die Verſchärfung jener Regierungs-Edicte hatte keine weitere Folgen. Das Zechauer Territorial-Gericht war notoriſch das lüderlichſte im ganzen Lande, und wenn auch Naſen über Naſen einliefen, ſo war man dergleichen ſchon gewohnt; man ließ ſich alles mögliche ſagen und alles gehen wie es ging.

Der Paſtor von Zechau hingegen hatte mehrmals in nahe gelegenen Städtchen unter großem Zulauf und zur allgemeinen Erbauung gepredigt. Er hatte ſich ferner daſelbſt mit einer reichen frommen Wittwe verlobt, durch deren Einfluß ihm die an der Hauptſiche vacante einträgliche Predigerſtelle ſo gut wie gewiß war. Er mußte ſich jetzt bei dem Conſiſtorium beliebt zu machen ſuchen, und hatte nach ſeinem Gutsherrn und den Bauern nicht eben viel mehr zu fragen.

»Sehet hier!« ſprach er eines Sonntags auf der Kanzel indem er die Bibel zeigte. »Dieſes iſt das Wort des Herrn und ſo fern Ihr daran glaubet, ſollt Ihr ſelig werden und der böſe Geiſt, dieſer todte Löwe, dieſer durch Jeſum Chriſtum längſt überwundene Erbfeind, hat keinen Theil an Euch.

Ja! könnte er wie er wollte, längſt ſchon hätte er dieſes Buch vernichtet, und ginge es ſeinem Wunſche nach, längſt ſchon wäre keine Bibel in der ganzen Chriſtenheit mehr zu finden. Aber nicht einen Buchſtaben, nicht ein I-Tüpfelchen aus irgend einer von allen Bibeln, die es giebt, kann er hinweg ſtibitzen, und vor dem Namen des Herrn, vor dem heiligen Zeichen des Kreuzes und vor dem Evangelium, was ſein Sturz und ſeine Niederlage vollbrachte, muß er weit aus dem Wege weichen.

Allein ſeine hölliſche Tücke raſtet nimmer. Und damit nicht etwa die heilige Schrift, die Furcht vor dem Herrn und der ſelig machende Glaube ſein ganzes finſteres Reich entvölkere, hat auch er ein Buch erſunden, welches allen göttlichen Geboten und allen heiligen Lehren Hohn ſpricht, wodurch man himmliſche und irdiſche Wohlfahrt ihm preis giebt und dem Dienſte des Herrn entſagt um lediglich ihm anzugehören.

Dieſes Buch hat zweiundfunfzig Blätter, denn fünf und zwei macht ſieben, und ſieben der Todſünden giebt es zu allen denen dieſes Buch führt.

Dieſes Buch hat zwei Farben, roth und ſchwarz. Denn roth iſt die Gluth der Hölle und ſchwarz iſt der Teufel ſelbſt.

Dieſes Buch hat vier Zeichen. Das Kreuz; allein das Kreuz iſt ſchwarz, zum Zeichen, daß es zur Finſterniß führt und nicht zum Lichte. Die Raute, und die iſt roth, zum Zeichen, daß blutiger Mord denjenigen ergreift, welcher ſich mit dieſem Buche befaßt. Den Spaten und der iſt ſchwarz, zum Unterſchied des Spatens der Jeſu Chriſti Seite traf und ſich röthete vom Sühnungsblut des Opferlammes. Das Herz, und das iſt wiederum Roth vor glühender Scham, daß es Herzen giebt die an ſolch einem Buche hangen.

Kennt Ihr dieſes Buch? meine lieben Brüder und Schweſtern. Dieſes Buch iſt ein Spiel Karten. Die Karten ſind eine Erfindung des Teufels wider die Bibel, um die Herzen und Seelen der Chriſten abwendig zu machen von dem Herrn, damit ſie anbeten dem [illegible] der Finſterniß.

Habt Ihr ſchon jemals beten hören beim Kartenſpiel? Gewiß niemals! Aber Fluchen? das iſt allgemein, und das habt Ihr oftmals gehört!

Ihr Frauen und Jungfrauen, Ihr Männer und Burſchen! Die Ihr wie es guten Chriſten ziemt heut in der Kirche ſeid um das Evangelium zu hören, und Euer Andachtsopfer dem Herrn darzubringen! Sagt mir wo ſind Eure Männer, Eure Väter, Eure Herren?

Wo ſind ſie, denn es iſt Feſttag und es iſt uns geboten den Feſttag zu heiligen! Wo ſind ſie und wie heiligen ſie den Feſttag?

Wehe! wehe! Sie ſind nicht in der Kirche, ſondern ſie ſind in der Schenke. Sie hören nicht das Evangelium, ſondern ſie blättern im Buche der Sünde. Sie erweitern ihre Herzen nicht um den heiligen Geiſt zu empfangen, ſondern ſie verhärten und verſtocken ihre Herzen für die Finſterniß.

Verſetzt Euch einmal im Geiſte zu ihnen, denn Ihr wißt ja und habt es oftmals geſehen, wie ſie da ſitzen. Begebt Euch mit mir — das heißt im Geiſte — nach jenen Sonntagshöhlen der Finſterniß, wo ſie ihrem Moloch opfern! — Nicht wahr? — Eine Todtenſtille herrſcht. Bang und beklommen ſitzen ſie da. Ihr Athem ſtockt, ihre Herzen klopfen hörbar.

Welch eine Andacht iſt das? Auf welch ein Evangelium lauſchen ſie.

Das will ich Euch ſagen.

Horcht! Es rauſchen die Blätter der Sünde; die hölliſchen Zeichen decken ſie auf, der entſcheidende Augenblick tritt ein, wo der Teufel die baare Münze, dem Einen ab- und dem Anderen zuſtreicht.

Das iſt das Evangelium worauf ſie lauſchen! — Und welches iſt ihre Andacht?

Gott der Schöpfer hat ſie in ſeiner Allgüte mit Habe und Gut und Ueberfluß reichlich geſegnet. Allein ſie wollen ihren Reichthum nicht Gott dem Schöpfer verdanken. Sie werfen, was Gott ihnen beſchert hat mit vollen Händen gottesläſterlich von ſich, um es vom Teufel wieder zu erhalten. Damit ſie in Zukunft nicht nöthig haben Gott dem Herrn chriſtlich treu dafür Dank zu ſagen, ſondern ſich berühmen können: Für Hab und Gut und Ueberfluß und daß ich ſorglos und üppig leben kann, ſei der Teufel gedankt.

Das iſt ihre Andacht und deshalb ſind ſie nicht hier, und dieſe ihre Andacht verrichten ſie in der

Schenke. Denn die Schenke iſt die Kirche des Teufels.

O ſehet hin und hört wie jene fluchen und mit Fäuſten auf den Tiſch ſchlagen und dieſe hohnlachen und ſpotten, weil ſie blanken Gewinn einſtreichen!

Warum fluchen ſie — am Sonntag unter der Predigt! — Warum? — Weil der Fluch ein Stoßgebet iſt an den Teufel. Der Teufel ſoll ihnen gnädig ſein, damit ſie gewinnen. Und warum hohnlachen jene, die ſchadenfroh ihre Hände und Taſchen füllen? Weil der Teufel in Hohn und Schadenfreude verehrt ſein will.

Und nun ſagt mir, wer iſt beſſer daran, und wen möget Ihr beneiden: jene welche fluchen und aus Verzweiflung mit Fäuſten aufſchlagen, oder dieſe welche mit Freudegier einſtreichen, was ihnen der Teufel beſchert hat?

Um des Himmelswillen beneidet die Letzteren nicht, denn die Gewinnenden ſind die Verlorenen, die Verlierenden aber ſollen nicht verloren ſein.

Andächtige Zuhörer! Einige unter Euch hatten ehmals Haus und Hof, und waren mit Habe und Gut reichlich geſegnet. Die Blätter der Sünde haben ſie um all das Ihrige gebracht und ſie müſſen jetzt mit Frau und Kindern Taglöhner- und Knechtesdienſte leiſten, denjenigen mit denen ſie ehemals ſchwelgten und ſündigten.*) Sie haben verloren alles was ſie hatten, allein ſie ſind nicht verloren. Ihren Mammon hat der allbarmherzige Gott dem Böſen zuerkannt, ſie ſelbſt aber hat er für ſich behalten und ſie ſind mit Frauen und Kindern, heute in der Kirche; ſie ſind hier vor dem Herrn erſchienen und ihr Andachtsopfer iſt dem Herrn wohlgefällig.

»„Ihr aber, Ihr Mütter und Kinder derer, ſo heute nicht vor dem Herrn erſchienen ſind, ſondern die während des Gottesdienſtes in den Schenken ſitzen und ſpielen, trinken und fluchen. Glaubt Ihr, daß Eure Andacht dem Herrn gleichfalls wohlgefällig ſei? — O nein! da irrt Ihr ſehr! — beneidet dieſe Tagelöhner und Knechte, die vormals Eures Gleichen waren, denn Gott hat ſie aus den Schlingen der Hölle gerettet. Eure Männer und Väter hingegen überläßt er mit Haut und Haar der Gewalt des Satans. Er ſchenkt ihnen keinen Muth wieder zu ihm zu kommen und ſie ſcheuen ſich jetzt vor Kirche, Predigt, Orgel und Geſang, die ihnen Pein und Langeweile verurſachen, weil ſie verloren ſind.«

---

*) Bei reichen Bauern durchaus kein ſeltener Schickſalswechſel.
Anmerkung des Verfaſſers.

So hatte der Paſtor von Zechen noch niemals geſprochen und auch kein einziger von allen ſeinen andächtigen Zuhörern und Zuhörerinnen hatte heute geſchlafen. Nach vollendetem Gottesdienſte verließen die Weiber weinend die Kirche, und die Knechte und Burſchen ſahen furchtſam und bedenklich aus.

Das war heut ein verſtörter Sonntag. In allen Häuſern gab es Zank und Streit und in allen Schenken und Tanzſälen Prügeleien. Was die reichen Bauerweiber am meiſten verdroß, war, daß der Herr Paſtor ſie tief unter diejenigen geſtellt hatte, die jetzt nicht mehr ihres Gleichen waren. Die Männer aber ſagten „Kinderpoſſen, Narrethei. Ich ſoll mich wohl nach den Worten des Herrn Paſtors richten, nicht aber nach ſeinen Werken. Der Herr Paſtor ſelbſt hat mit uns Karten geſpielt auf dem Schloſſe, auf Hochzeiten und auf Kindtaufen, und er würde auch am Sonntag unter der Predigt mit uns Karten ſpielen, wenn er nur abkommen könnte, wenn er nicht eben predigen müßte, und das iſt's eben was ihn verdrießt.“

Im Ganzen läßt der reiche Bauer in ſeinem Hauſe ſich viel gefallen. Denn er ſelbſt thut nichts, höchſtens beaufſichtigt er einmal ſeine Felder. Doch ſeine Frau und Kinder müſſen arbeiten, und wenn Bauern arbeiten ſollen, ſo verlangen ſie auch, daß man ihnen aus dem Wege geht. Kurz, der reiche Bauer hat in ſeinem eigenen Hauſe, abgeſehen davon, daß er ſich pflegen kann, nur wenig zu ſagen. Doch eines kann er nicht leiden: wenn die Weiber weinen und die Dienſtboten mürriſch ſind. Im Laufe der Woche erſchienen mehrere Frauen vor Gericht um ihre Ehemänner zu verklagen, die ſie lebensgefährlich (denn das jus modice castigandi iſt auf dem Lande herkömmlich) gemißhandelt hatten.

Der Advocat Reichmann wurde ſofort berufen, und würde alles in Liebe und Güte geſchlichtet haben, allein der Paſtor wollte nicht nachgeben. Er berief ſich auf ſeine Weiſungen von Seiten des Conſiſtoriums und deutete auf den höheren Wirkungskreis hin, den er mit Nächſtem auszufüllen habe und den er bei allen Rückſichten der Dankbarkeit und Hochachtung gegen den Freiherrn von Zechau doch vor Augen behalten wollte.

Das war noch nicht alles. Die Predigt hatte auch einen transterritorialen Erfolg. Der Paſtor von Zechau hatte als einen Beweis ſeines clericaliſchen Eifers und Gehorſams ſein Concept dem Conſiſtorium eingeſandt, welcher dieſe Predigt ſo muſterhaft fand, daß er dieſelbe in zahlreichen Exemplaren drucken und im ganzen Lande vertheilen ließ. Einige Exemplare gelangten auch nach Zechau und unglücklicherweiſe waren Ort und Datum, wann und wo die Predigt gehalten worden, offen auf dem Titelblatte angegeben. Dieſe öffentliche Beſchimpfung empörte die Bauern vollends, und trotz der herkömmlichen Ehrfurcht vor dem geiſtlichen Ornate, drohten ſie mit Selbſthülfe und unterſagten Weibern, Kindern und Geſinde die Kirche von Zechau zu beſuchen, ſo lange dieſer Paſtor noch predige.

Der Advocat Reichmann wußte unter dieſen Umſtänden nichts weiter zu thun als ſofort nach Paris zu ſchreiben und ſeinen jungen Freund zu einer ſchleunigen Heimkehr einzuladen, bevor dieſe Unordnungen weitere Folgen haben könnten.

Victoria! (ſchrieb Caspar aus Paris) Ich habe die Freiheit gefunden. Die franzöſiſche Frau iſt frei. Vivat! das nenne ich Freiheit, das nenne ich Emancipation!

Ich will Ihnen das erklären beſter Freund!

Wenn eine Römerin einen ſchönen Kopf, Arm oder Bein hat, ſo geht ſie zu einem Künſtler und fragt: „Brauchen Sie ein Modell?“ Entweder ſagt der Künſtler: „Ja!“ und abcontrefeit ſie, oder er empfiehlt ſie einem ſeiner Freunde, der gerade ſolch einen Kopf, Arm und Bein zu einem Bildwerk nöthig hat und das Mädchen gewinnt durch ihre Normalſchönheit ihren Unterhalt, und nützt der Kunſt und dem Künſtler.

Allein wie armſelig iſt dieſes Detail-Geſchäft mit weiblichen Normal-Gliedmaßen, gegen den großen Pariſer Handel mit dem ganzen Geſchlechte in allen ſeinen geiſtigen und körperlichen Eigenſchaften, Gaben, Reizen, Vorzügen, Eigenthümlichkeiten, Schwächen, Grillen und Launen. Eine große Anzahl von Comptoirs macht dort die glänzendſten Geſchäfte damit.

In Paris heirathet man nicht. Man geht nach einem Heiraths-Comptoir (bureau de mariage) und beſtellt ſich eine Geliebte nach beliebigen Geiſtes- und Körpergaben. Der Millionär findet hier ſeine petite Maitresse, welche ſich contractmäßig ihre hunderttauſend Franken jährlich ausbedingt, und der Student oder der arme Künſtler ſeine Griſette, welche nur dreißig Franken monatlich verlangt.

Und welche Nachfrage iſt nach dieſem Artikel. Welchen Stolz, welches Selbſtgefühl hegt die Pariſer Frau; welche Anſprüche macht ſie, welche Rückſichten verlangt ſie, wie ſehr läßt ſie ſich ſuchen, und wie glücklich ſoll man ſich ſchätzen ſie gefunden zu haben.

Frankreich iſt noch immer das Land der Galanterie. Nur daß auch dieſe Galanterie ſich civiliſirt hat. Keine Romantik mehr, ſondern bare Zahlung; keine Abenteuer mehr, ſondern Geſchäfte; keine Ritter mehr, ſondern Banquiers und die Blancheflours und Iſolden, laſſen ſich nicht mehr von Tugend und Tapferkeit rühren, ſondern verkaufen ſich für Geld.

Mit einem Worte, der ſogenannte Zeitgeiſt iſt ein ſtreng merkantiliſcher. Tugend, Talent und edles Selbſtbewußtſein haben keinen Werth für ihn; er kümmert ſich nur um das was zu Markte kömmt, feil geboten wird und ſeine Taxe hat. Für ihn giebt es nur Frauen die ſich proſtituiren und Geiſter die ſich profaniren. Erſteres in Frankreich, letzteres in Deutſchland.. Beides iſt ein und daſſelbe und darauf eben wollte ich hinaus. Sie werden mir Recht geben müſſen.

Von den gegenwärtigen religiöſen Bewegungen habe ich etwas erwartet.

Die unterdrückte Glaubensfreiheit, im Kampfe mit dem vom Staate functionirten, und von allen Regierungen beſchützten Köhlerglauben, konnte die Reformation, die bisher nur Theologie war, in's Gebiet der Philoſophie hinübertragen und alle ſeitherigen Entdeckungen und Eroberungen der Wiſſenſchaft benutzen um einmal wieder den deutſchen Geiſt in ſeiner ganzen Größe und Herrlichkeit zu offenbaren.

Aber wehe! Die Philoſophie und die mit ihr vereinten, auf zahlreiche Siege ſtolzen Naturwiſſenſchaften verlaſſen den Boden der Weisheit und Wiſſenſchaft, verwechſeln Zweck und Mittel, Aeußerlichkeit mit Innerlichkeit und ſtatt ſich in eine allgemein faßliche, deutlich klare Form zu kleiden, erblicken ſie in Flachheit, Plattheit und Gemeinheit, ihr höchſtes Zeil, ihren letzten Zweck.

Daß es unter allen den jungen freiſinnigen Schriftſtellern jetzt keine einzige hervorragende Perſönlichkeit giebt, iſt nur zu beklagen.

Daß die Mittelmäßigkeit ſtolz thut auf ſich ſelbſt, daß ſie ſich brüſtet, weil ſie Mittelmäßigkeit iſt, kann ſchon bedenklich erſcheinen, denn von der Mittelmäßigkeit ſteht nichts zu hoffen.

Daß die Mittelmäßigkeit aber Geiſteskraft und Adel und alles geiſtig Hervorragende beſeitigen und als der Freiheit ſchädlich verbannen will, iſt geiſtige Fäulniß, Entartung, Ehrloſigkeit, das iſt der elendeſte, pöbelhafteſte Oſtracismus den es jemals in der Weltgeſchichte gab.

Folgende Phraſen gehören zu den beliebteſten und häufigſten.

„Beſſer ein gebildetes Volk ohne Helden und Genies, als einzelne Helden und Genies in einem rohen Volke. — Die Zeit iſt eine nivellirende. Die Vorrechte des Talents, die Vornehmheit des Beſſerwiſſens, der Stolz des Genies kann nicht mehr geduldet werden. — Seine Selbſtſtändigkeit und ſeine Anſprüche ſoll man aufgeben, um der Sache der Freiheit zu dienen u. ſ. w. u. ſ. w.;“ wie alle dieſe Redensarten heißen, womit der deutſche Geiſt heutigen Tages methodiſch ſich entwürdige, und ſyſtematiſch ſich entehre.

Die Zeit die zu den deutſchen Literaten ſpricht: „Ich dulde keinen Gelehrtenſtolz mehr;“ kann mit demſelben Rechte zu der Pariſer Frau ſagen: „Ich dulde auch keinen Tugendſtolz.“ Männer-Weisheit iſt eben ſo viel werth, wie Frauen-Tugend, und wenn die Stuben-Weisheit verpönt wird, ſo mag die häusliche Tugend mindeſtens auch zur Hölle fahren.

Die Zeit, die zu dem Künſtler ſpricht: „Ich dulde nicht mehr die Vornehmheit des Genies und die Ariſtokratie des Talentes;“ muß im ſelben Sinne zur Jungfrau ſagen: „Ich dulde nicht mehr das conſervative Weſen der Unſchuld und die Excluſivneß der Keuſchheit.“ Denn Mannes-Genie muß rein und unentweiht ſein, wie Mädchen-Unſchuld. — Hinaus mit allem in die Oeffentlichkeit, der Werth aller Dinge ſei der Preis den ſie auf dem Markte finden.

So ſteht denn deutſcher Geiſt und Pariſer Proſtitution auf einer und derſelben Stufe; mit dem Unterſchiede, daß der Franzoſe ſtets praktiſch iſt, und dabei glücklicher und beſſer fährt als der Deutſche mit ſeinen Theorien. „Hinweg mit allen Abſtractionen, wir haben es mit der Gegenwart und Wirklichkeit zu thun,“ rufen jetzt die deutſchen Literaten, indem ſie ihre Schriften als die allein ſeligmachenden anpreiſen, und mit ihrer Geſinnung und Freimüthigkeit prahlen, als hätte es dergleichen in früheren Zeiten niemals gegeben. — Allein was iſt deutſche Gegenwart und Wirklichkeit? — Die Pariſerin in ihrem kurzen Blüthenalter iſt eine Wirklichkeit und flüchtige Gegenwart; und ſie bewohnt ſtolze Paläſte, umgiebt ſich mit Pracht und Reichthum, und ihre reich gallonirte Dienerſchaar weiſet jeden ab für den ſie nicht ſichtbar ſein will. Die deutſche Literatur hingegen, die mit ihrer Geſinnung und ihrem Freiheitsmuthe jetzt für jedermann geworden iſt, ſteht lockend, winkend, einladend an allen Straßenecken, um Käufer für ihre Freiheit und Gemeinheit anzurufen. — Die Pariſer Courtiſane benutzt ihre kurze Blüthenzeit um ihre Liebhaber auszuplündern und das iſt herkömmlich. Wir hingegen haben neuerdings zahlreiche Beiſpiele, daß Literaten, die en vogue waren, ihren ephemeren Glanz wohlweislich benutzten, um, bevor ſie wieder untertauchten, eine reiche Partie zu thun. Auch hier ſtehen Proſtitution und Profanation nicht weit auseinander. Hier wird daſſelbe lucrative Spiel mit der Ehrbarkeit getrieben, wie dort mit dem Laſter. Paris iſt die Hauptſtadt der Civiliſation, der Herd der Geſelligkeit, und alles Ausgezeichnete, was Anſpruch machen will das heutige Leben zu kennen, muß eine zeitlang hier verweilt haben. Die Pariſer Courtiſane lockt dafür große Summen aus allen Ecken und Enden der Welt zuſammen und macht großen Aufwand, wodurch ſie dieſe wieder in Umlauf bringt. Sie nützt mithin dem geſelligen Verkehr. Der deutſche Literat hingegen mißbraucht gewöhnlich den Credit, den einfache, redliche Philiſter der Bildung dem Talente ſchenken, um zu ſchwindeln und Schulden zu machen und iſt mithin dem geſelligen Verkehr ſchädlich. Wenigſtens ich kann es den Staaten nicht verargen, daß ſie die Proſtitution ſchützen und die Literaten ausweiſen. Doch das iſt Nebenſache, ich komme jetzt zur Hauptfrage:

Was hat das deutſche Volk von dieſem Geiſt und dieſer Bildung zu erwarten? — Geſetzt, die Zeiten änderten ſich, das Volk erhöbe ſich in Maſſe und Volksthaten und Volksſiege wüchſen wie Pilze aus der Erde, ſo würde die kühnſte und gewaltigſte Erhebung, wenn man gewohnt iſt mit Freiheit, Recht und Wahrheit nur leichtfertig zu ſpielen, nichts weiter als Straßen-Cravalle hervorbringen können. Was will ein Volk, nachdem Fürſten und Pfaffen verjagt ſind anfangen, wenn es nichts weiter hat als ſeine Bildung und ſeine mittelmäßigen Perſönlichkeiten, keine Helden die ſeine Kräfte ſammeln und ſeine Thätigkeit lenken. Keine Genies, welche ſeine Angelegenheiten ordnen und feſtſtellen? Statt der Helden werden Abenteurer auf Staatsunkoſten eine kurze glänzende Rolle ſpielen und verſchwinden wenn ſie nicht weiter können; ſtatt der Genies werden mittelmäßige Literaten die Angelegenheiten ordnen und denſelben leichtfertigen Handel mit dem Vaterland treiben, wie jetzt mit ihrer Wiſſenſchaft und Weisheit. Zuletzt wird die in alle Gegenwart und Wirklichkeit füg- und ſchmiegſame Philoſophie nicht unempfänglich ſein für das Lächeln eines Vornehmen, für eine gnädige Einladung zum Thee, für die Ausſicht auf einen Orden und ein Jahrgehalt; und wenn alles wieder beim Alten iſt, wird die deutſche Literatur über die eigene Schande lachen und über die eigenen Ketten ſich beluſtigen, ſie wird öffentlich und im Groben treiben, was ſie heute nur verſteckt und heimlich treibt. Volkspoſſenreißerei, Eckenſteher-Humor, Bummelwitzelei.

Warum ſage ich Ihnen das alles, theurer väterlicher Freund? — Damit Sie fühlen, daß ich nach ſolchen Erkenntniſſen der Partei der Bewegung nicht mehr angehören kann; noch viel weniger aber mag ich mich jener Partei anſchließen, welche mich, vermöge meiner Geburt, willkommen heißen und mir eine glänzende Laufbahn eröffnen würde. Nein! Ich werde mich niemals verkaufen. Und wenn auch gar nichts aus mir werden ſollte, ſo will ich doch ſtets frei, muthig, geſund und kräftig ſein. Um das zu vermögen, muß ich allerdings (wozu ſich ein reicher junger Edelmann nur ſchwer entſchließen kann) der Welt entſagen, mich auf meine Güter zurückziehen und nur für mich leben. Um dieſen Vorſatz, der bei mir zum feſten Entſchuß geworden iſt, zur That zu machen: muß ich heirathen, daß heißt heirathen nach meinem Sinn. Nicht nur um meinem Stamm, ſondern auch um meine Geſinnungen fortzupflanzen.

Mit ſchwerem Herzen ſcheide ich von Paris. Es ſteckt doch eine geheime Weisheit in den Ideen dieſes Jahrhunderts, aber es iſt die herbe Unreifheit einer Knoſpe, und Pfuſcher-, Tagelöhner- und Gaunerhände können ſie nicht zu einem geſunden Tranke verbrauen. Eine Pariſer Civilehe führt unvergeßliche Erlebniſſe und wunderſame Erinnerungen mit ſich. Meine Hortenſe iſt nur eine Courtiſane, aber dennoch verſchmäht ſie die Hand eines deutſchen Freiherrn, denn ſie verabſcheut das Heirathen überhaupt. Sie liebt mich, ſie trägt das Pfand unſerer Liebe unter ihrem Herzen, ſie würde mir durch die Hölle folgen, nur nicht nach Deutſchland. Wir werden uns trennen müſſen, aber nicht vergeſſen können, ſondern ewig jung in unſerer Erinnerung fortleben. Gewährt die kirchliche Ehe auch ſolche Schätze des Gemüthes und der Erinnerung?

Sagen Sie meiner Mutter, daß ich heirathen will und von nun an mich nie wieder von ihr trennen, ſondern ewig auf Zechau bleiben werde. Sollte meine Hortenſe in Deutſchland nicht ihres Gleichen finden? Von der Mutter meiner zukünftigen Kinder verlange ich weder Reichthum noch Adel, noch ſonderliche Erziehung. Aber dreierlei Eigenſchaften muß ſie beſitzen: Sie muß hoch gewachſen, ſtolz und freiſinnig ſein.

Sagen Sie meinem Paſtor, er ſolle meinen Inſaſſen keine Erziehung geben. Er hat kein Glück damit. Unter anderen hat er mich erzogen und zwar in aller Freiſinnigkeit und Aufklärung. Dieſes Meiſterſtück ſeiner Erziehungskunſt kann ihm in ſeinem künftigen höheren Berufe nicht zum Ruhme gereichen.

Meinen Bauern aber ſagen Sie: Sie mögten um meinetwillen keinen Cravall anfangen, denn ich ſtehe ſchlecht genug bei allen Regierungen angeſchrieben, und ſollte etwas vorfallen, bevor ich heimgekehrt bin, (denn jedenfalls warte ich hier die Niederkunft meiner geliebten Hortenſe ab), ſo dürfte das von ſchlimmen Folgen für uns alle ſein. Bin ich aber erſt wieder zu Hauſe, ſo werde ich wiſſen was zu thun iſt, und meine Inſaſſen werden mir vertrauen. Ich habe mich ſtets als ihren Freund bewährt und ſie behandelt als wären ſie meines Gleichen.

Der Advocat Reichmann beeilte ſich, den erfreulichen Inhalt dieſes Schreibens der alten gnädigen Frau mitzutheilen, welche darüber ihre hellen Freudenthränen weinte und durchaus den Brief zu ſehen verlangte, um ſchwarz auf weiß von ihres eigenen Sohnes Hand das alles zu leſen.

Reichmann erwiederte, daß er ſolche Briefe die noch anderweitige Vorſchriften enthielten, nicht aus

Händen gebe um ſich gelegentlich darauf berufen zu können.

Die Alte weinte noch heftiger. „Was! Ich bin die Wittwe eines Majoratsherrn und die Mutter eines Majoratsherrn, und wenn mein Caspar ohne Erben vor mir ſtirbt, was bin ich dann? Ich erhalte ein Wittwengehalt und darf vielleicht nicht einmal auf Zechau bleiben und Sie wollen mir einen Brief vorenthalten, worin mein Sohn mir verſpricht zu heirathen?“ — „Der Brief iſt an mich gerichtet und nicht an Sie gnädige Frau. Ich will Ihnen denſelben nicht vorenthalten, wenn Sie mich einmal in der Stadt beſuchen aber hier heraus bringe ich die Briefe des Herrn von Zechau nicht. Er könnte mir das ſehr übel nehmen wenn er es erführe.“

Schon am folgenden Morgen war die alte gnädige Frau bei dem Advocaten und verlangte den Brief ihres Sohnes. Reichmann hatte eben mit mehreren Clienten zu reden und an ſich war der Brief unbedeutend; von der langen Hortenſe u. ſ. w. hatte Caspar ſelbſt alles ſchon ſeiner Mutter geſchrieben. Reichmann nahm daher keinen Anſtand ihr denſelben einzuhändigen und öffnete ihr ein Nebenzimmer wo ſie bequem ihn durchleſen konnte.

Aber die Alte fand in dem Briefe mehr als ſie erwartet. Caſpar hatte ſich eine Braut beſtellt, eine hochgewachſene, ſtolze und freiſinnige Jungfrau und nach dieſem Muſter wollte ſie ihrem Sohne eine ausſuchen. Ohne ſich bei dem Advocaten zu verabſchieden ging ſie an ihren Wagen und nahm den Brief in ihrem Nähbeutel mit.

Sie fuhr nicht nach Hauſe, ſondern machte erſt noch einen Beſuch bei einer würdigen Land-Edeldame. „Mein Caſpar hat geſchrieben,“ erzählte ſie, „er will heirathen und mich nie wieder verlaſſen, ſo lange ich die Augen offen habe. Gott ſegne ihn dafür! Jung gefreit, hat niemanden gereut. Wenn ich nur gleich eine Partie für ihn wüßte. Aber auch richtig geſagt, er wünſcht ſich eine Jungfrau, ganz von der Beſchaffenheit und mit den Eigenſchaften, wie Ihr liebes Malchen.“

„Meine gnädige Frau Nachbarin,“ erwiederte die Land-Edeldame, „eine Verbindung mit einer ſo noblen Familie wie die Ihrige würde nur ſehr wünſchenswerth und ehrenvoll erſcheinen. Aber der gnädige junge Herr kennt ja mein Malchen noch gar nicht. Sie zählte kaum zehn Jahre als er von hier reiſte und iſt ſeitdem ſo in die Höhe geſchoſſen, daß ſie ſich gar nicht mehr ähnlich ſieht.“

„Eben weil ſie in die Höhe geſchoſſen iſt. Mein Caſpar will eine hochgewachſene Braut.“

„Aber wie Sie wiſſen ſind unſere Einkünfte nicht ſo beträchtlich wie die Ihrigen, wir können unſere Tochter wohl ſtandesmäßig ausſtatten, aber was die Mitgift anbelangt, ſo würde ſie ſehr ſpärlich ausfallen.“

„Auf Reichthum ſieht mein Caſpar nicht.“

„Aber meine Tochter hat kaum ihr ſechzehntes Jahr vollendet, ſie hat noch nie an einen Mann gedacht und iſt noch ſo wild' und flüchtig.“

„Auf Bildung ſieht mein Caſpar auch nicht. Nur ſtolz ſoll ſeine Braut ſein und Ihr liebes Malchen trägt das Näschen doch wahrlich hoch genug. Auch freiſinnig ſoll ſeine Braut ſein, und wenn Ihr liebes Malchen, mit Erlaubniß zu ſagen, nicht das beſte Maulwerk hat auf zwanzig Meilen in der Runde, ſo will ich keine ehrliche Frau ſein. Da leſen Sie nur ſelbſt wie ſich mein Caſpar ſeine zukünftige beſtellt.“

Bei dieſen Worten eröffnete die glückliche Mutter ihren geräumigen Nähbeutel, nahm Brief und Brille heraus, quetſchte ſich dieſe auf die Naſe, entfaltete jenen und las:

„Sagen Sie meiner Mutter, daß ich heirathen will und von nun an mich nie wieder von ihr trennen, ſondern ewig auf Zechau bleiben werde.“ — Gott ſegne dich dafür, unterbrach ſie ſich mit Thränen in den Augen. — „Von der Mutter meiner zukünftigen Kinder verlange ich weder Reichthum noch Adel, noch ſonderliche Erziehung. Aber dreierlei Eigenſchaften muß ſie beſitzen. Sie muß hoch gewachſen, ſtolz und freiſinnig ſein.“ — Nun ſagen Sie ob das nicht ganz auf Ihr liebes Malchen paßt, als hätte mein Caspar ſie vor Augen gehabt. Da! Leſen Sie ſelbſt, hier ſteht es.

Die würdige Land-Edelfrau nahm den Brief, las die fragliche Stelle und las auch ein wenig mehr noch, ſo daß ſie einſah der Brief enthielt auch Dinge, welche einer zukünftigen Schwiegermutter nicht ſehr erfreulich ſein dürften. Beſcheidenerweiſe faltete ſie das Schreiben augenblicklich wieder zuſammen und gab es der Frau von Zechau zurück mit den Worten:

„Wie Gott will! Für das Mädchen wäre es ein Glück und für die Eltern eine Freude.“

Frau von Zechau that Brief und Brille wieder in ihren Nähbeutel und empfahl ſich, um einen zweiten Beſuch auf einem Schloſſe abzuſtatten, wo es ebenfalls eine lange Jungfrau gab und wo ſich dieſer

Auftritt, der hier ſtattgefunden, auf ziemlich ähnliche Weiſe wiederholte.

Die nächſten Tage brachte ſie damit zu ähnliche Beſuche zu machen. Hie und da zog ſie den Brief heraus, um ſich auf ihres Sohnes eigne Worte zu berufen. Ueberall wurde ſie gut aufgenommen und in dem reichen, unabhängigen jungen Freiherrn erblickte man überall einen willkommenen Freier.

Endlich aber mußte ſie ihre Beſuche einſtellen, denn in der ganzen Umgegend war kein ein einziges langgewachſenes, hochnäſiges und ſchnippiſches Mädchen mehr, welches nur einigermaßen Anſprüche hatte ihre Schwiegertochter zu werden. Ein Unglück kömmt ſelten allein und zu ihrem Leidweſen vermißte ſie auch den koſtbaren Brief, welches das Muſter enthielt wonach Caspar ſich ſeine Braut beſtellt hatte. Alles Nachſuchen war vergebens und die alte gnädige Frau war kurz von Gedächtniß. Sie konnte ſich nicht mehr beſinnen, wo ſie den Brief zuerſt und wo zuletzt gehabt. Der Kutſcher mußte aufſitzen und noch einmal die ganze Tour machen. Aber auch das Nachfragen half nichts. Niemand wollte von dem Briefe wiſſen und er war und blieb verſchwunden.

Indeß verbreitete ſich in der ganzen Umgegend die Kunde, daß der junge Freiherr von Zechau, welcher die Welt durchſtreift und weit und breit viel ſchöne Frauen geſehen habe, jetzt der Heimath den Vorzug ſchenken und einer hochgewachſenen, ſtolzen und freiſinnigen Jungfrau Herz und Hand ſchenken wolle. Man fand dieſes groß und erhaben. Alle Herzen ſchlugen dem herrlichen Jüngling entgegen und zumal alle Jungfrauen-Herzen. Jede wünſchte die Auserwählte zu ſein. Die Hochgewachſenen glaubten die erſten Anſprüche zu haben; und diejenigen, welche die bizarre Laune der Natur mehr zu einem horizontalen als perpendiculairen Ebenmaß beſtimmt hatte, ſuchten durch Stolz und Freiſinnigkeit zu erſetzen was ihnen an Länge abging. Ueberhaupt fingen der Landadel und die reichen Gutsbeſitzer an ſammt und ſonders freiſinnig zu werden. Caspar's ſchonendes Benehmen gegen die Dreiſtigkeiten ſeines Paſtors ward bewundert und geprieſen und weil man dieſem nichts anhaben konnte, mußten ſeine Amtsbrüder das Bad bezahlen. In allen Kirchen blieben von nun an Sonntags die herrſchaftlichen Logen leer und die Landpfarrer hatten in allen Familien, wo es mannbare Töchter gab, ihren Einfluß verloren.

Während die alte Frau von Zechau zum Empfang ihres Sohnes große Anſtalten traf, glaubte der Advocat Reichmann ſeinerſeits auch nicht müſſig bleiben zu dürfen. Auch er war darauf bedacht, ſeinem lieben Caspar eine Braut zuzuführen, aber eine reiche. Er rechnete ganz richtig, daß bei dem Douceur das von einem beiderſeitigen großen Vermögen für den Eheſtifter abfällt, dieſe Mühe ihm doppelt belohnt werden würde.

Etwa zehn Meilen von Zechau am äußerſten Ufer der Marſch lebte eine Bauerstochter, welche freilich einen ſehr proſaiſchen Namen führte. Sie hieß Geſche Fuhrmann. Allein ihr Vater hatte ein beträchtliches Vermögen hinterlaſſen, ihre Mutter hatte wieder geheirathet und war auf ein knappes Wittwengehalt beſchränkt, und das ganze weitläufige Gehöft mit allen Ländereien, mit Pferden, Kuh- und Schweine-Heerden gehörte dieſer zweiundzwanzigjährigen Jungfrau. Geſche Fuhrmann war eben ſo ſchön wie coloſſal. Sie war blond und blauäugig, von prangender Hautfarbe und wundervoll gewachſen. Und dieſe kraft- und ſaftvolle ſtolze reiche Jungfrau war unglücklich. Nach dem Tode ihres Vaters lebte ſie mit ihrer Mutter einige Jahre in der Reſidenz. Dort hatte ſie den Paſtor J— kennen gelernt, den

Lieblingsſchüler des berühmten Profeſſors und begeiſterten Kanzelredners S—, und hingeriſſen von ſeinen Predigten und Lehren hatte ſie ihm ihr Herz geweiht. Paſtor J— war zwar ein kräftiger Mann, der als Freiwilliger Achtzehnhundertdreizehn bis funfzehn' den ſogenannten Befreiungskrieg mitgemacht. Auch war er durchaus kein Kopfhänger. Allein Geſche Fuhrmann, ſo ſchön und reich ſie auch war, dünkte ihm dennoch zu junoniſch und coloſſal für eine chriſtliche Predigerfrau. Er zog ihr ein zierliches Reſidenzdämchen aus einer zwar armen aber noblen Bürgerfamilie vor, nur weil dieſe chriſtlicher gewachſen war. Geſche zürnte ihm deshalb nicht. Mit gebrochenem Herzen zog ſie ſich auf ihre Güter zurück, um in der Stille und in dem Gedanken an ihren geliebten Paſtor ihr junges Leben zu vertrauern. Sie wechſelte fleißig Briefe mit ihm und ließ ſich alle ſeine Predigten kommen, welche ſie Sonn- und Feſttags ihrem Geſinde vorlas. Das war der Gottesdienſt den ſie feierte. In die Kirche ging ſie nicht, denn Fuhrmanns-Hof war zu entlegen, und bei den ſchlechten Marſchwegen wäre dieſes auch mit zu großen Umſtänden verknüpft geweſen. Eben ſo wenig nahm ſie an ländlichen Vergnügungen Theil. Sie bewirthſchaftete ihre Güter und übte Wohlthaten, ſo viel ſie konnte, darin fand ſie ihre Beruhigung. Viele reiche Bauersſöhne und viele arme junge Cavaliere trachteten vergeblich nach dieſer reichen und ſchönen Gutsbeſitzerin. Selbſt Stabsuniformen ließen ſich häufig auf den Dämmen blicken und hauptſächlich zur Herbſtzeit kamen die jungen Officiere mit ihren Flinten und kauften geſchoſſenes Geflügel um als leidenſchaftliche Entenjäger auf Fuhrmanns-Hof einzuſprechen und der ſchönen Geſche die erſtandene Jagdbeute zu Füßen zu legen. Sie fanden gaſtfreie Aufnahme und konnten die Reize der junoniſchen Schwärmerin eine zeitlang in der Nähe bewundern. Das war Alles. Als Jäger ohne Beute waren ſie gekommen, als Jäger ohne Braut mußten ſie wieder abziehen.

Reichmann hatte viele Mühe dieſe ſtolze Einſiedlerin für ſeinen Antrag zu ſtimmen. Selbſt die Verwendung und Zuſprache ihrer Mutter und ihres Stiefvaters waren umſonſt. So leicht indeß giebt ein Advocat ein Unternehmen nicht auf, das ihm glänzenden Gewinn verſpricht. Reichmann wandte ſich an das Hinderniß ſelbſt, an den Paſtor J— in der Reſidenz und ſtellte ihm die Sache vor. J— war bereits von allem unterrichtet, denn Geſche eröffnete ihm getreulich ihre Seelen- und Gewiſſens-

Zuſtände und vertraute ihm ihre Geheimniſſe und Schickſale an.

J— ſchrieb zurück: Wenn ihre biſherige Abgeſchiedenheit von der Welt gerechtfertigt werden könne, ſo ſei es, weil die Vorſehung ihr einen Schmerz auferlegt, der bekämpft werden mußte. Nunmehr aber ſeien Jahre verfloſſen. Länger in Trauer und Betrübniß zu beharren beweiſe einen trotzigen Charakter, der ſich den Tröſtungen der Religion und den Linderungen, welche die Zeit gewährt widerſetzt. Die edelſte Leidenſchaft höre auf edel zu ſein wenn man ſie zur Aufgabe ſeines Lebens mache. Es ſei ihre Schuldigkeit das Glück, welches die Fügungen des Himmels ihr gegenwärtig darbieten, mit dem zu vergleichen, was ihr verſagt worden ſei. Dieſes möge aber nicht im Muthe der Leidenſchaft, ſondern im Glauben an einer Allgüte geſchehen. Falls der Briefwechſel etwa einer ſo verſtärkten Leidenſchaft Nahrung gäbe, wie ihm faſt bedünke, ſo müſſe er denſelben als einen ſündlichen betrachten und ihn aufgeben. Als Diener Gottes könne er wohl mit einer Freundin in Chriſto correſpondiren aber nicht mit einer Freundin die eine Leidenſchaft hege für ihn, den Mann einer anderen Frau.

Das wirkte ſo, daß Reichmann triumphirte und ſeinem geliebten Caspar meldete:

»Mein Junge!

Du haſt viel Verſtand aber noch mehr Glück. Du biſt geſund, lebensluſtig, kräftig, talentvoll, reich und adlig. Du haſt alles was man ſich nur wünſchen kann. Allein der Teufel plagt dich und du weißt ſelbſt nicht recht, was du willſt. Die ganze Welt iſt dir zu eng, und du willſt dich auf Zechau beſchränken? Du jagſt der Freiheit nach, und willſt dich verheirathen? — Ja nun! des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich und wie geſagt, du haſt Glück. Ich habe eine Braut für dich — Nein, ich ſage kein Wort. Komm und ſieh und falle vor Wonne in Ohnmacht.

Deiner Mutter habe ich, wie du mir aufgetragen, den ſie betreffenden Inhalt deines Briefes mitgetheilt. Ihr ſelbſt habe ich ihn nicht gegeben. Allein ſie kam zu mir und hat ihn mir — es thut mir Leid mich ſo auszudrücken zu müſſen — geſtohlen. Jetzt trifft ſie unerhörte Anſtalten zu deinem Empfang, geht mit deinem Brief hauſiren, und macht allen jungfräulichen Bohnenſtangen die Köpfe toll nach dir. Unter den jungen Mädchen graſſirt jetzt ein ſolcher Stolz und eine ſolche Freiſinnigkeit, als ſtände in der Marſch ein böhmiſcher Mägdekrieg bevor. Thu' mir zu gefallen und laſſe dich mit deiner Mutter auf nichts ein. Du kannſt nicht alle heirathen, welche ſie für dich anwirbt, ſondern nur eine, und die anderen mit ihrer ganzen Sippſchaft werden dir ewig Gram werden und dir in den Weg legen was ſie irgend können.

Folge meinem Rath.

Eh' du dich auf Zechau zeigſt, ſpreche in — (der Name jener Stadt in welcher Reichmann wohnte) bei mir vor und verweile hier eine kurze Zeit incognito. Melde mir genau Tag und Stunde deiner Ankunft, und das Mädchen, welches ich, mit großer Noth und Beſchwerde, für dich ausgeſucht habe, ſoll mit ihren Eltern hier ſein. Ich führe dich bei ihren Verwandten ein, du wirſt ſie ſehen und wenn die Geſellſchaft auch noch ſo zahlreich ſein ſollte, dermaßen zeichnet ſie ſich vor allen ihres Gleichen aus, daß du auf den erſten Blick dir ſagen wirſt, dieſe iſt's und keine andere. Aber auch du! rieſiger ſchmucker Cavalier! der direct aus Paris kömmt, zeichneſt dich unter der armſeligen heutigen Generation nicht minder aus. Kurz wenn Ihr Beiden Euch begegnet und Eure Herzen nicht auf den erſten Blick ſich zufliegen, ſo daß Ihr wie Tamino und Pamina ausruft: „Er iſt's — Sie iſt's!" ſo will ich als Rechtsgelehrter mir ſelbſt den Proceß machen und mich zum Galgen verurtheilen.

Seid Ihr einig geworden, ſo geht Ihr mitſammen nach Zechau. Du ſtellſt ſie deiner Mutter als Braut vor, und feierſt zugleich mit deiner Ankunft die Verlobung. Auf dieſe Weiſe iſt der Unfug den deine Mutter mit dem Briefe treibt unſchädlich gemacht. Sie will ihn mir nicht wiedergeben und behauptet ihn verloren zu haben. Allein du bringſt deine Braut gleich von der Reiſe mit, und ſo haſt du niemanden zurückgeſetzt. Du kennſt die jetzige Mädchen-Generation nicht. Was du kannteſt iſt verheirathet und die Kinder von damals ſind herangewachſen. Alſo haſt du niemand vor den Kopf geſtoßen und entgehſt auf dieſe Weiſe zahlreichen Feindſchaften.

Ich habe mir feſt vorgenommen mich auf deiner Hochzeit en canon zu betrinken, auf das Wohl der Nachkommenſchaft eines ſo herrlichen Paares, wie ich hier zuſammen führe."

Schon zwei Tage waren die Böller geladen und die Knechte mit brennender Lunte ſtanden dabei und lugten nach der Straße, ob die Kutſche mit vier Pferden, welche man dem jungen Freiherrn entgegengeſchickt hatte, ſich nicht zeigen wollte. Die Blumen an den Ehrenpforten fingen ſchon zu welken an und die Sonntagskleider der lieben Schuljugend waren nicht mehr ganz rein.

Auf dem Schloſſe wußte man vollends nicht woran man war. Der Diener mit dem Gepäcke des Freiherrn war angelangt, und hatte einen Brief von Caspar mitgebracht, in welchem er ſeiner Mutter flüchtig meldete, daß er noch einige Tage ausbleiben würde.

Heute endlich ſtand der ganze Schloßhof voll fremder Equipagen. Für die Pferde war in den Ställen nicht Raum genug und man mußte ſie bei den benachbarten Bauern unterbringen. Sämmtliche Honoratiores der Umgegend waren mit ihren Familien eingetroffen, in der Abſicht den jungen Freiherrn, deſſen Ankunft man ſchon für erfolgt hielt, die Bewillkommnungs-Aufwartung zu machen, und die Landfräulein in ihrem beſten Putze hatten ſich beeilt, von dem jungen Freiherrn zuerſt geſehen zu werden. Eine jede bildete ſich ein dadurch einen Vortheil über die Andern zu gewinnen.

Die alte gnädige Frau bewirthete ihre Gäſte mit Kaffee und Backwerk; ſodann mit Wein und edlen Früchten. Allein Caspar ſchien auch heute nicht zu kommen und man ſchickte ſich ſchon wieder zur Heimkehr an. Die Landfräulein rannten nach den Spiegeln um ſich ihre Hüte aufzuſetzen, während ihre Shawls und Mäntel ihnen von den Herren in den Saal gebracht wurden; als mit einem Male die alte Frau von Zechau ganz harmlos äußerte:

„Fräulein Malchen iſt für ihr Alter doch die Größte.“

Ihr ahnete nicht, daß dieſe unſchuldigen Worte eine Bewegung hervorbringen würde wie der Apfel der Eris, der einen ganzen trojaniſchen Krieg zur Folge hatte. Auf die Größe kam heut alles an, es war ſo zu ſagen die Tagesfrage mannbarer Jungfrauen.

„O nein!“ rief Fräulein Minchen. „Ich bin ein halbes Jahr jünger und doch ſchon eben ſo groß, aber man ſieht es mir nicht an, weil ich ſtärker bin.“

Fräulein Jettchen und Lieschen riefen einſtimmig: „Ich bin doch noch größer.“

Fräulein Julchen ſprach hierauf: „Erſt komme ich und dann kömmt Malchen.“

Fräulein Poldchen ſagte: „Nimm erſt deinen Hut ab, der etwas höher iſt als der meine, dann wollen wir uns meſſen, aber die Friſur gilt nicht mit.“

Auch andere machten ihre Anſprüche lebhaft geltend und bei dieſem Wetteifer forderten ſie die Zuſchauer zur Entſcheidung auf, und reihten ſich nach vielem mit Einſprüchen und Einwänden begleiteten Wettſtreit allmählich, wie die Orgelpfeifen.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür und der Advocat Reichmann begleitet von mehreren Herren und Damen trat ein. Eine Blondine aber mit großen blauen Augen und prangender Geſichtsfarbe überragte Herren und Damen wenigſtens um eine Kopfeslänge.

„Die Fuhrmann!“ murmelten die Orgelpfeifen und verloren plötzlich allen Muth. Ja! ſelbſt diejenigen, welche keine Anſprüche auf Größe machten und ſich in den Wettſtreit nicht gemiſcht hatten waren mißmuthig und verſtimmt, und meinten: „was will dieſe Rieſin hier? Was braucht dieſe Bauerdirne ſo weit herzukommen?“

Frau von Zechau trat näher um ihre Gäſte zu empfangen. Siehe! da ſchlüpfte eine zweite Rieſengeſtalt in elegantem Pariſer Anzug, welche ſich hinter der Gruppe der neuen Gäſte niedergeduckt hatte aus dieſem Verſtecke hervor, und mit einem gräßlichen

Schrei: „Caſpar, mein Caſpar!“ lag die alte wohlbeleibte gnädige Frau in den Armen ihres Sohnes.

Auch Caſpar weinte Thränen der Rührung. So rauh er ſchien, ſo weich war im Grunde ſein Herz; und die coloſſale Blondine, die wie im Traume zuſah, dachte bei ſich: »Wenn er mein Herz noch nicht beſäße, jetzt würde ich es ihm ſchenken.«

Nachdem die erſte Ueberraſchung vorüber war, folgte eine zweite, der rieſige Caſpar nahm die coloſſale Geſche bei der Hand, ſtellte ſie ſeiner Mutter vor und ſprach:

»Jetzt liebe Mutter deinen Segen für mich und meine Braut, deine künftige Tochter, Geſche Fuhrmann.«

Die Alte fing von Neuem laut zu ſchluchzen an. Sonſt herrſchte tiefe Stille. Man hatte das alles vom Anfang dieſes Auftritts an vorausgeſehen und befürchtet, nur noch ſo bald nicht erwartet. Im übrigen waren Caſpar, ſeine Braut und alle die mitgekommenen Herrſchaften auf's Feſtlichſte gekleidet. Caſpar's Abſicht, ſeiner Mutter eine doppelte Ueberraſchung zu bereiten und die Erfüllung des Verſprechens, was ſie ſo glücklich machte gleich mitzubringen, war nicht zu verkennen.

Plötzlich krachten draußen die Böller. Lautes Jauchzen erhob ſich und die Bauern ſchoſſen ihre

Flinten ab. Die Freudenkunde hatte ſich mit Blitzesſchnelle durch's Dorf verbreitet.

Im Saale ſchüttelte man die Köpfe, rümpfte die Naſen und flüſterte ſich in die Ohren: „Welch eine horrible Meſalliance!“

Allein was half das weiter? man mußte gratuliren.

Endlich war es Zeit ſich den ungeduldigen Inſaſſen zu zeigen. Der junge Freiherr bot ſeiner Braut den Arm. Der Advocat Reichmann führte die Mutter Geſche's, und die Frau von Zechau und die übrige Geſellſchaft folgte Paarweiſe. So zogen ſie durch's Dorf und wurden überall mit Jauchzen und ungeſtümen Freuden-Bezeigungen empfangen.

Sie kehrten im Gaſthofe und auf dem Schützenhauſe ein, wo ſich den Einkehrenden reizende Gärten und herrliche Ausſichten darboten. Und die lärmenden Freuden-Bezeigungen, welche der künftigen Gutsherrin mit galten und die auf flachem Lande ſo ſeltenen Naturſchönheiten rührten die ſtolze rieſige Jungfrau. Sie war wie im Traum und erröthete alle Augenblicke, bald in Zärtlichkeit, bald in Verſchämtheit. Allein ſie vergab ſich nichts gegen ihren kühnen Bräutigam und wies jede allzuvertrauliche Zärtlichkeit, die ſich Caſpar herausnehmen wollte, mit edlem Anſtand zurück.

Die Zeit verſtrich, man hatte weite Wege und rüſtete ſich endlich ernſthaft zur Heimkehr. Die alte gnädige Frau wollte Geſche und ihre Verwandten für heut nicht ziehen laſſen und war in ihren Bitten, bis zum anderen Morgen noch auf Zechau zu verweilen, mehr als zudringlich. Die ſpröde Marſchjungfrau aber konnte es mit ihrem Schicklichkeits-Gefühl nicht vereinen, als Braut auf dem Schloſſe ihres Bräutigams zu übernachten, und beſtand auf die Heimkehr. Es bedurfte ſogar eines großen Aufwandes von Bitten, Zureden, Mühe und Zeit, damit ſie ihrem Verlobten einen Abſchiedskuß geſtattete.

Caspar war entzückt von dieſer jungfräulichen Sprödigkeit, denn kräftige Männer wollen alles erobern, und verachten leicht was ſie wohlfeilen Kaufes erlangen. Für ſie hat der Pantoffel ſeine Süßigkeiten. Als er mit ſeiner Mutter allein war ſagte er:

„Die lange Hortenſe in Paris, die mich zum Raſendwerden liebte und mir durch die Hölle folgen wollte, aber nur nicht nach Deutſchland — die lange Hortenſe iſt nur ein Kind gegen dieſe Geſche und verdient nicht einmal die Kammerjungfer dieſer Königin zu ſein.“

Am nächſten Sonntag gingen Landadel und Honoratiores in die Kirche. Alle herrſchaftlichen Logen waren wieder beſetzt und die Landpfarrer wieder willkommene Gäſte in allen Familien. Mißbilligend erwähnte man, daß die Neuverlobten keine Anſtalten trafen, zum Abendmahle zu gehen, und finſtere Gerüchte waren im Umlauf von einem aufgefundenen Briefe des jungen Freiherrn an den Advocat Reichmann, welcher alle Räthſel dieſer unerhörten Mesalliance auf eine grauenhafte Weiſe aufkläre.

* * *

Das Vermählungsfeſt ſollte auf Fuhrmann's-Hof begangen werden, und auf Zechau nur eine Nachfeier ſtattfinden. Geſche wollte der Welt zeigen, daß ſie nicht aus Gnade und Barmherzigkeit eine gnädige Frau werde, ſondern ſich zu dieſer Verbindung aus freier Neigung entſchloſſen habe. Zugleich auch ſollte Caſpar erfahren, daß Luxus und Geſchmack, Pracht und Eleganz auch auf den Bauerhöfen an den Uferdämmen zu finden ſei. Sie verlangte daher vier Wochen Zeit um Fuhrmann's-Hof zu einem Feenpalaſt auszuſchmücken. Bis dahin durfte Caſpar ſie nicht beſuchen, denn wegen der großen Anſtalten die man traf, war aller Raum beengt, daß man keine Gäſte empfangen konnte. Und Hubermann's-Hof war einſam gelegen; es gab keine Gaſthöfe, ja kaum Häuſer in der Nähe.

Mit jeder Poſt und etwaigen Gelegenheit wechſelte man lange und zärtliche Briefe und darüber gingen vierzehn Tage hin. Nach Verlauf dieſer Zeit empfand Caſpar die bitterſte Langeweile, die ſich bis zum unerträglichen Mißmuth ſteigerte. Er ſchrieb an Geſche:

„Erhabene Jungfrau!

Vierzehn Tage lang habe ich dir die feurigſten Liebesbriefe geſchrieben, und meinen ganzen Vorrath von Schmeichelworten, Galanterien und Complimenten erſchöpft. Was ſoll ich dir noch ſagen was ich dir nicht ſchon geſagt hätte? Erſt in meinem letzten Schreiben nannte ich dich eine olympiſche Juno und nun kann ich nicht weiter. Soll ich dich eine Himmels-Königin, einen Seraph nennen? Das paßt nicht zu deinem Wuchſe. Juno iſt die heidniſche Himmels-Königin, welches beinahe mehr ſagen will als die katholiſche Jungfrau Maria; denn Juno hatte von dem heidniſchen Gottvater zwölf Götterkinder, und die katholiſche Himmels-Königin nur einen eingebornen Sohn. Sie lebte um ſo viel tauſend Jahre ſpäter und die religiöſe Phantaſie hatte Gelegenheit ſich abzukühlen und ſteriler zu werden. Meine Liebe aber, beſte Geſche! iſt nicht kalt und dürr, ſondern wahrhaft heidniſch bin ich in dich verliebt. Und ich liebe dich nicht in der Phantaſie, ſondern in der Wirklichkeit und Wahrheit. Eben deshalb kann ich deine Abweſenheit nicht vertragen. Wenn du nicht bei mir biſt, biſt du ſo gut wie gar nicht da für mich, und das kann ich nicht länger aushalten. Liebe Geſche! Ich gab dir mein Wort, dich auf Fuhrmann's-Hof nicht zu ſtören. Aber ich will dich ſehen, und nicht die Anſtalten die du triffſt um die Hochzeit glänzend zu feiern. Glaube nur, ich habe viel, ich habe alles Mögliche geſehen und nichts kann mich mehr überraſchen. Was du auch herſtellſt, ſei es was es wolle, iſt für mich Tand und Flitter, ſo lange es noch im Werden begriffen iſt und ich habe keine Augen dafür. Erſt nach ſeiner Vollendung und wenn es in Wirkung tritt hat es Werth für mich, denn der Sinn und Geiſt meiner Geſche wird ſich darin offenbaren. Wohlan gutes Mädchen! Ich habe dieſer Tage einen ſchleſiſchen Rappen gekauft, ein ſuperbes Thier, jung und noch ganz roh, für das Spottgeld von hundert Louisd'or. Aber ich laſſe ihn nicht und ſelbſt wenn König Richard mir ein Königreich dafür böte, denn beim ſchlechteſten Weg, Wind und Wetter, trägt er mich in mindeſtens zwölf Stunden nach Fuhrmann's-Hof. Mein Othello iſt unter den Gäulen was ich unter den Männern und du unter den Frauen biſt. Wir drei ſind allemal die Größten und Schönſten. Soll ich nicht einmal auf Fuhrmann's-Hof dir meinen Othello zeigen?

Dein Caspar.“

Eben wollte er zuſammenfalten und ſiegeln, als der bekannte Bote von Fuhrmann's-Hof mit einem ungewöhnlich dicken Brief anlangte. Caspar hieß ihn warten, ſein Pferd in den Stall ziehen und ſich in der Küche Wein und Frühſtück geben laſſen, um ſodann die Antwort gleich wieder mit nach Fuhrmann's-Hof zu nehmen.

Er erbrach den Brief, welcher noch eine ſehr beſchmutzte und abgegriffene Einlage enthielt. Dieſe Einlage war von ſeiner eigenen Hand. „Was hat das zu bedeuten?“ dachte er verwundert.

Er fand bei näherer Prüfung ſein vertrautes Schreiben aus Paris an ſeinen alten bewährten Freund Reichmann. Es war ſchon ſo zerleſen und befleckt, als wäre es durch tauſend ungewaſchene Hände gegangen, die alle ihre Spuren darauf zurückgelaſſen.

„O Mutter! Mutter!“ ſeufzte Caspar. „Zwar mache ich aus meinem Herzen keine Mördergrube.

Nur Geſche allein von allen Menſchen auf der Welt hätte dieſen Brief nicht leſen ſollen. Je nun —“

In ſehr geſpannter Stimmung nahm er Geſche's Brief und las:

„Hochwohlgeborner!
Geſtrenger Herr Freiherr!

Zahlreiche anonyme Briefe, warnenden Inhalts, ſind mir zugekommen. Doch haſſe ich im Dunkeln ſchleichende Verdächtigung, und verachte die feige Verleumdung die nicht Stirn gegen Stirn dem Angeklagten gegenüber tritt. Allein ehrenwerthe Männer, Geiſtliche in Amt und Würden, wiederholten mir ähnliche Warnungen und ich hörte nicht auf ſie, denn Menſchen haben nicht das Gericht über Menſchen, und keiner kann den anderen verurtheilen. Hier indeſſen iſt mehr als Gericht und Verurtheilung: Beweiſe, Ihre Handſchrift und mehr als Ihre Handſchrift: Ihr Stil, derſelbe Stil, den Sie ſich in Ihren Briefen an mich bedienen, nicht als wäre ich Ihre unbeſcholtene Braut, ſondern als hätte ich ſchon zehn Jahre in, Gott ſchütze mich vor ſolcher Ehe, mit Ihnen gelebt.

Herr von Zechau! Man hat mir geſagt, Sie ſeien ein Wüſtling, ein Demagoge der nichts achtet, weder Sitte noch Geſetz und der die unſinnigſten und frevelhafteſten Umſturz-Beſtrebungen noch mattherzig und ſpaßhaft findet. Ich verſtehe das nicht, ich habe kein Urtheil darüber und Geſinnungen ſind Geſinnungen. Jedweder habe die ſeinen und vertrete ſie.

Was ich Ihnen zum Vorwurf mache iſt nur, daß Sie Ihre Ideen nicht vertreten, ſondern ſie verhehlen und verläugnen. Sie ſagen den deutſchen Literaten nach, daß ſie nur Geſinnungen haben um ſie niederzuſchreiben und zu verkaufen. Verkaufen werden Sie Ihre Geſinnungen freilich nicht, denn Sie ſind reich aber Sie ſchreiben ſie auch nur nieder, ohne ſie zu vertreten und zu verwirklichen.

Wie ehrenwerth erſcheint mir der wahnſinnige Donquixote, wie erhaben in ſeiner Ritterlichkeit, die einer beſſeren Sache werth war. Und ich könnte in meiner jetzigen Stimmung: Pfui über Cervantes rufen, der einen ſo tragiſchen Spaß mit der Treue und Aufrichtigkeit trieb.

Sie Herr von Zechau ſind minder kühn und wahr. Wenn neuere Ideen Werth für Sie haben, ſo bewahrheiten Sie ſie. Sie rechtfertigen die Proſtitution; Sie billigen die Civil-Ehe. Bewähren Sie ſie durch Thaten, nicht mit Worten. Geben Sie das Beiſpiel; geben Sie es hier in der Marſch.

Deutſche Frauen und Jungfrauen haben freilich noch nicht gelernt ſich zu entehren wie die Pariſer Frauen und die deutſchen Literaten. Allein es giebt immer auch noch in Deutſchland Creaturen, welche ſich auf eine Civil-Ehe mit einem reichen Edelmann einlaſſen werden, und der Freiherr Caspar von Zechau wird ſie aufzuſuchen und zu finden wiſſen.

Ich ſende Ihnen hier Ihren Brief zurück, in welchem Sie ſich nach dem Vorbilde einer Pariſer Courtiſane, eine deutſche Hausfrau beſtellten. Ihre gnädige Frau Mutter ging mit dieſem Briefe von Schloß zu Schloß, von Gut zu Gut, um überall die wohlverdiente Abweiſung zu erhalten. Ihr Herr Juſtitiar war feiner und ſchlauer, und wandte ſich durch die dritte und vierte Hand, an ein unwiſſendes unerfahrenes Landmädchen, in der tiefſten Einöde der Marſch, wohin das Aufſehen, welches eine ſolche Art zu werben gab, nicht hindringen konnte.

Verzeihe Ihnen Gott, daß Sie ein ſo ſchnödes Spiel mit einer unbeſcholtenen ehrbaren Jungfrau getrieben haben. Ich verzeihe Ihnen aus vollem Herzen. Es ſollte mir leid thun, wenn ich im Aeußeren eine Aehnlichkeit mit jener Creatur beſitze, mit welcher Sie zu Paris in einem ſo „engen“ Verhältniß gelebt haben, und keineswegs kann ich die mir zugedachte

Ihre Freiherrin von Zechau zu werden annehmen, da ich Sie ja lediglich nur einer flüchtigen Aehnlichkeit mit ſolch einem Geſchöpfe verdanke. Auch dieſem Geſchöpfe haben Sie Ihre Hand angetragen und ſie hat ſie ausgeſchlagen. Ich mag ihr in keiner Hinſicht ähnlich ſein, allein noch weniger kann ich mich entſchließen anzunehmen was jene verſchmähte.

Nicht mehr die Ihrige
Geſche Fuhrmann,
auf Fuhrmann's-Hof.“

Caſpar's erſtes Gefühl nachdem er dieſen Brief geleſen war ein ſchmerzlich beklommnes. „Ich muß zu ihr,“ dachte er. „Solche Mißverſtändniſſe laſſen ſich nur Auge in Auge ſchlichten.“ Allein er durfte nicht. Er hatte ſein Wort verpfändet.

Er las den Brief zum zweiten Male, und ſeufzte ſchwer: „Das iſt zu arg. Gegen ſolche Vorurtheile werde ich mich ihr gegenüber nicht mäßigen können und vollends alles verderben. Ich will ſatteln laſſen. Reichmann ſoll dahin.“

Zum dritten Male las er den Brief und jetzt erſt empörte ſich ſein adliges Blut. Die leidenſchaftliche Erbitterung in der er geſchrieben war hatte ſich ſo glücklich hinter weiblichen Anſtand und Schicklichkeits-Gefühl verſteckt, daß er jetzt erſt merkte, wie ihm das

Gift tropfenweis zugemeſſen war, wie Hohn und Verachtung in jeder Zeile ſich ſteigerten und zuletzt in unverzeihliche Beleidigungen ausarteten. — Wie viel Kämpfe und Anſtrengungen es Geſche gekoſtet hatte ein ſolches Schreiben zu Stande zu bringen, ahnete er freilich eben ſo wenig, wie den Schmerz der ſchwärmeriſchen coloſſalen Jungfrau, die ihr liebesbedürftiges Herz zum zweiten Male gemißhandelt ſah.

„Nein!“ rief er. „Alles ſei aus zwiſchen uns. Ich kann kein ſchmachtender Liebhaber ſein. Ich kann um Frauengunſt nicht betteln.“

Ungefähr auch mit dieſen Worten fing ſein Antwortſchreiben an:

„Hochehrbare Jungfrau!

Ich bin zu rauh um zärtlich zu ſein und kann den ſchmachtenden Anbeter nicht ſpielen. Weil ich in der Welt nichts weiter fand als Selbſtſucht, Wolluſt und Eigennutz, wollte ich dem Thun und Treiben der Menſchen entfliehen, mich auf meine Güter zurückziehen und dort nur für mich und die Meinigen leben. In Ihnen erblickte ich das Weib von der ich das ſtille einfache Glück hatte, deſſen ich bedurfte. Wie ich glaube liebte ich Sie und vielleicht liebe ich Sie noch. So viel iſt gewiß: wären Sie mein geworden niemals hätte ich Ihnen untreu werden können. Denn in Ihnen hätte ich ein Weib ſonder Gleichen gehabt, neben der alle andern Frauen verſchwinden. Allein Ihr Tugendſtolz und die Anſprüche, welche Sie mit Ihrer Unſchuld und Unbeſcholtenheit machen, ſtellen Sie wieder auf das Niveau aller anderen Frauen und machen Sie ungerecht.

Ja! ungerecht! Denn Sie verurtheilen ohne zu hören.

Ich bin Ihr Bräutigam der Ihr Jawort hat. Ein deutſcher Edelmann, der nicht ſchön thut und heuchelt ſondern ſich giebt wie er iſt. Und Sie hören auf Splitterrichter und Neider, die mich anſchwärzen?

Wären Sie die ſtolze erhabene Jungfrau, die ich in Sie erblickte ſo hätten Sie einen Brief von meiner Hand, der nicht an Sie gerichtet war nicht leſen dürfen. Sie hätten edler ſein müſſen als jene ehrenwerthe Männer und Geiſtliche in Amt und Würden, die Sie dazu aufforderten und verführten. Sie hätten ſolchem Geſchmeiß gegenüber erwiedern müſſen: „dieſen Brief werde ich meinem Bräutigam zeigen und ihn darüber zur Rede ſtellen.“ Das wäre Ihrer und meiner würdig geweſen, und hätten Sie es gethan, ich würde einfach geantwortet haben:

„Geſche! Was in dieſem Briefe ſteht habe ich geſchrieben und es iſt alles wahr. Ich bin ſo wenig ein Gott, wie du eine Göttin. Ich bin ein Menſch der ſeine Fehler hat. Haſt du keine Fehler und biſt du eine Göttin, ſo magſt du mich verdammen, wo nicht aber ſo vergiß und vergieb was ich that eh ich dich kannte und Pflichten gegen dich hatte. Der ſchlechteſte Mann den du nehmen kannſt bin ich nicht. Denn von allen jenen Edel- und Gutfräulein, bei denen meine Mutter für mich warb hat auch nicht eine Einzige ſammt ihren Eltern und ſonſtigen Verwandten „Nein!“ geſagt. Verachte daher die Eheſtörer die dich gegen mich aufbringen, und die ich gerichtlich beſtrafen laſſen könnte wenn ich wollte.“

Sie haben mich aber nicht zur Rede geſtellt. Sie haben es vorgezogen Ihr Wort auf ſo beleidigende Weiſe zurückzunehmen, daß ich als Edelmann keinen Anſtand nehmen darf, es Ihnen zurückzugeben und Sie gingen noch weiter. Selbſt meine gute einfache Mutter haben Sie geſchmäht, weil ſie in ihrem Unverſtande Unſchicklichkeiten beging, die unmöglich etwas beleidigendes für Sie haben konnten.

Urtheilen Sie ſelbſt ob ein Sohn das verzeihen darf; und was nach ſolchen Ergebniſſen in einem kurzen Brautſtande aus einer Ehe werden würde, zwiſchen Naturen unſerer Art.

Glücklicherweiſe kennen wir uns erſt ſeit kurzer Zeit und haben uns noch nicht ſehr häufig geſehen. Unſere Verbindung läßt ſich alſo beiderſeits leicht und ſchmerzlos auflöſen. Im Uebrigen verdanke ich Ihnen eine hochwichtige Erkenntniß.

Das beſcheidene innige Glück der Ehe, iſt bei der Ueberreizung und Ueberbildung unſerer heutigen Zeit wohl ſchwerlich noch zu hoffen und zu finden. Wer Anſprüche zu haben vermeint, der heirathe ſeinen Knecht oder ſeine Magd. Wohin die edelſten Anſprüche, die begehrenswerthesten Eigenſchaften einer Frau führen, wenn der Mann auch ein wenig Mann ſein mögte habe ich jetzt erfahren.

Deshalb und weil ich nicht geſonnen bin eine Magd zu heirathen oder mit einer bevorzugten Frau unglücklich zu ſein, bin ich entſchloſſen, den mir von Ihnen ertheilten Rath zu befolgen und das Beiſpiel einer wilden Ehe hier auf dem Dorfe in der abgelegenen Marſch zu geben. Hony soit qui mal y pense.

Leben Sie wohl! Es freut mich daß Sie mir nicht zürnen. Ich kann nicht dafür, daß ich ein Mann bin wie alle andern und werde mich nie dazu verſtehen, die in heutiger Zeit ſehr undankbare

Rolle eines Tugendhelden und Sittenſpiegels zu übernehmen.

Der ich der Ihrige war

Caspar,

Freiherr von Zechau auf Zechau.“

Dieſer Brief wurde augenblicklich gefaltet und geſiegelt und ohne weiteres abgeſandt. Eine Weile labte ſich Caspar daran, ſein Müthchen gekühlt und eine Beleidigung, die ihm um ſo empfindlicher war, weil ein theures Weſen ſie ihm zugefügt hatte, mit noch größerem Stolze zurückgewieſen zu haben. Bald aber ſtellte ſich die frühere Unluſt und Langeweile wieder ein und diesmal fand ſein Mißmuth keinen Ausweg. Mit wem ſollte er ferner noch zürnen?

Er ſah ſeine Mutter in Thränen zerfließen, weil das ſchönſte Glück ihres Alters zerronnen war, und ſie nun keine Hoffnung hatte ihren Sohn vermählt zu ſehen. Auch der Advocat Reichmann kam auf die erſte Kunde von dieſem Zerwürfniß nach Zechau und war höchſt unwillig und aufgebracht.

„Habe ich nicht alles vorher geſehen?“ zürnte er: „Habe ich dir nicht vorausgeſagt du taugſt nicht zu einem Ehemann. Freilich war es eine grauſame Tücke des Zufalls — denn ſo laß es mich nennen, — daß jener Brief aus Paris in Geſche's Hände kam. Ich will dahin geſtellt ſein laſſen, welchen Antheil Leichtſinn, Unverſtand und Bosheit daran haben mögen. Denn was geſchehen iſt iſt geſchehen. Du aber mußt jetzt einſehen, daß dich der Teufel plagt. Du verlangteſt eine ſtolze freiſinnige Braut und eine ſolche habe ich dir zugeführt. — Jetzt aber, nicht wahr, iſt ſie dir zu ſtolz. Denn die niedriggeborne Landjungfrau wagt es ſich von dem hochadligen Freiherrn loszuſagen; und ſie iſt freiſinnig, denn ſie erklärt dir in dürren Worten, daß du ein liederlicher Suitier biſt! — Willſt du läugnen, daß ſie Recht hat? Du, der du deine burſchikoſe Ausgelaſſenheit mit einer Dreiſtigkeit ſchriftlich von dir giebſt, als ſeiſt du befugt alle Zucht und Sitte, wie ein herkömmliches Poſſenſpiel zu verlachen? — Nun ſpiele nur den weitgereiſten weltkundigen Cavalier um einer unerfahrenen Dorfunſchuld zu imponiren. Rühme dich, aus deinen lockeren Geſinnungen kein Hehl zu machen, die du doch in jeder guten Geſellſchaft verläugnen mußt. Wer von Euch beiden hat am meiſten verloren. Sie die ihre Ehre und Tugend deiner Leichtfertigkeit nicht aufopfern will, oder du der ihres Gleichen nirgend wieder findet?“

„Ich räume ein, daß ſie ihres Gleichen nicht hat, und weil ſie nicht mein wird, nehme ich auch keine andere Frau. Jetzt aber bin ich zur Ueberzeugung gelangt, daß diejenigen Publiciſten Recht haben, welche behaupten die Civilehe ſei ein Bedürfniß unſerer heutigen Geſittung. Freilich ſind wir hinter den Franzoſen noch weit zurück. Die Civilehe, die dort ſchon allgemein und völlig ausgebildet iſt. widerſpricht bei uns noch aller Herkömmlichkeit und Sitte. Aber auch die Zeit wird kommen, wo der Civilact mit dem kirchlichen ein und dieſelbe Kraft und Berechtigung erhält. Einer muß den Anfang machen und der will ich ſein. Der erſte Urheber einer Neuerung iſt gewöhnlich zwar der Märtyrer ſeines Wagniſſes. Allein was wage ich großes. Wenn eine freie Frau mit ihren Anſprüchen unerträglich wird, ſo kann man ſich mit leichter Mühe ihrer entledigen, und Kinder die ich adoptire und auf meinen Namen taufen laſſe ſind ſtillſchweigend legitimirt.“

„Was willſt du thun?“ fragte Reichmann. „Welch ein neuer Teufel plagt dich wieder, denn Verrückte deiner Art wenden ihren ganzen Scharfſinn auf, um ihren Aberwitz zu rechtfertigen. Erkläre dich alſo deutlich.“

„Ich werde thun was ich Geſche verſprochen habe, und den Rath befolgen den ſie mir ertheilt hat. Es giebt in der großen Welt ſtolze und glänzende Frauen, die mit Witz, Scharfſinn und Phantaſie die

Emancipation ihres Geſchlechtes vertheidigen und unterſtützt von glänzenden Eigenſchaften oder von einem großen Vermögen ſie vertreten. Ich will wieder auf Reiſen gehen und eine freie Frau mir ſuchen, um hier auf Zechau mit ihr zu leben, ſo lange es geht und ſo lange wir uns vertragen.“

„Herr Jemine!“ jammerte ſeine Mutter. „Er will wieder auf Reiſen gehen.“

„Er hat ſich noch lange nicht die tollen Hörner abgelaufen,“ fügte Reichmann hinzu, „und muß noch viele ſchmerzliche Erfahrungen machen bevor er klug wird.“

Ein altes ländliches Schloß hat ſelten eine vortheilhafte Außenſeite. Am meiſten aber iſt gewöhnlich der Schloßhof vernachläſſigt. Pfützen, Steinhaufen, Heuſchober finden ſich überall, wo der Zufall oder die Bequemlichkeit der Bewohner ſie entſtehen ließ. Werden ſie aber hinweggeräumt und der Schloßhof geebnet, das Gemäuer ausgebeſſert, Portal und Thorweg geweißt und die Gitter angeſtrichen, ſo bedeutet das einen bevorſtehenden vornehmen Beſuch.

Alle dieſe Anſtalten wurden noch im Spätjahr auf Zechau getroffen. Denn man erwartete den jungen

Gutsherrn zurück, nebſt ſeiner „neuen Braut“ wie man ſich auszudrücken beliebte.

Bald auch traf Caſpar wirklich ein um ſich zu überzeugen, ob alles nach ſeinem Wunſche ausgeführt und zum Empfang der „neuen Braut“ eingerichtet ſei. Doch Ehrenpforten, Aufzüge, Anreden, Kanonen- und Flintenſchüſſe, kurz alle öffentlichen Feierlichkeiten wurden auf's Strengſte verboten.

Eines Morgens ſah man ihn auf dem Othello davon ſprengen. Nachmittags langte eine mit vier Poſtpferden beſpannte Chaiſe in ſcharfem Trabe an, rollte über den Schloßhof und die Brücke und fuhr in den Thorweg hinein. Caſpar ſprang aus dem Wagen und hob eine allerliebſte Brünette, in einem zierlichen Reiſe-Negligé heraus. Die alte gnädige Frau eilte freudig die Treppe hinunter, bewillkommte, umarmte und küßte die ſchöne junge Fremde und erſtieg Arm in Arm mit ihr die breiten ſteinernen Stufen.

Der Poſtillon ſpannte aus und ritt mit ſeinen Pferden langſam heim. Der Wagen blieb im Thorweg, bis das Schloßgeſinde das hochaufgethürmte Gepäck abgeladen und der fremden Kammerjungfer übergeben hatte; dann wurde er wieder auf den Schloßhof hinaus geſchoben, und blieb dort eine Weile ſtehen, begafft von der neugierigen Dorfjugend, bis er endlich in die Remiſe gezogen ward.

Der Theil des Schloſſes den Caſpar mit ſeiner „neuen Braut“ bewohnte, war völlig getrennt von dem Flügel, welchen die alte gnädige Frau inne hatte. Hier war alles geblieben, wie es von jeher geweſen, dort waren alle Zimmer neu decorirt und ausmöblirt worden, und die fremde Kammerjungfer gereichte allem Schloßgeſinde zum Aergerniß. Sie war beſtändig im Vorzimmer, ließ ſelbſt die alte gnädige Frau nicht unangemeldet zu ihrer Herrſchaft und nahm der Dienerſchaft alles aus Händen um es ſelbſt hinein zu tragen. Auch war es nicht leicht ihr etwas recht zu machen, ſie wollte alles beſſer wiſſen und alles beſſer können, und wer ihr nicht folgen wollte oder konnte mußte darauf gefaßt ſein ſeines Dienſtes entlaſſen zu werden.

Im Anfang ſchien das junge Paar ganz ſich ſelbſtleben zu wollen und zeigte ſich nur hin und wieder bei gutem Weg und Wetter zu Pferde auf Ausflügen in der Umgegend. Die ſchöne Fremde ritt dann immer den großen frieſiſchen Rappen, den ſie mit Meiſterhand regierte. Wo ſie im Fluge vorüber brauſte, eilte alles mit den Köpfen an die Fenſter und was der Augenblick zu erſpähen geſtattete, war das herrliche Profil der kühnen jungen Reiterin, ihr geſchmeidiger Wuchs und ihre leichte anmuthige Haltung auf dem großen unbändigen Gaul.

Man wußte, daß ſie eine verwittwete Baronin von Winkelfeld ſei, daß der Freiherr von Zechau ſie Cordelia und ſie ihn Caspar nannte, daß ſie ſich duzten und auf dem vertraulichſten Fuße mit einander lebten. Für die Läſterzungen und Splitterrichter war das einſtweilen Stoff genug.

Ihr entſchiedenſter Widerſacher war und blieb jedoch der Juſtitiar, dem ſie ein einträgliches Geſchäft vereitelt hatte.

Reichmann hatte immer noch gehofft Caspar mit Geſche zu verſöhnen um als Eheſtifter von dem beiderſeitigen großen Vermögen das übliche anſehnliche Douceur zu erhalten. Daran aber war ſeit Cordeliens Anweſenheit nicht mehr zu denken und ein Juriſt iſt rachſüchtig und verzeiht nicht leicht demjenigen, um deſſentwillen er zu kurz kommt.

Caspar wunderte ſich, daß ſein Juſtitiar niemals der Baronin erwähnte und kein Wort zu ihrem Lobe ſagte. Eines Tages hatten ſie ihre Geſchäfte vollendet und tranken eine Flaſche alten Rheinwein.

„Wie gefällt Ihnen denn meine Cordelia?“ hub

Caspar an. „Sie hätten ſchon längſt einmal auf ihr Wohl mit mir anſtoßen müſſen!"

Reichmann erwiederte: „Ein deutſches Wort bei deutſchem Wein. Ich kann dir nicht nach dem Munde reden mein Junge, und meine Antwort wird dir ſehr mißfallen. Ich begreife nicht, welchen Erſatz dir ein ſo oberflächliches Geſchöpf für die herrliche Geſche gewähren kann."

„Sie nennen die Baronin ein oberflächliches Geſchöpf?"

„Kann dieſe Zierpuppe ſich vergleichen mit der hochgewachſenen Braut, die ich dir zuführte? Iſt dieſe Freiſinnigkeit zu Pferde mit der Cigarre im Munde dasjenige was du verlangteſt? Was willſt du hier auf dem Lande mit einer Perſon anfangen, die nur in Städten Aufſehen zu machen und in eleganten Salons die Augen auf ſich zu ziehen gewohnt iſt. Hier auf Zechau wird ſie ſich zu Tode langweilen."

„Lieber Reichmann, ſie legen einen ſehr kleinſtädtiſchen Maßſtab an eine in jeder Hinſicht ungewöhnliche Frau. Die Baronin iſt unter anderen eine berühmte geiſtreiche Schriftſtellerin."

„Haſt du was von ihr geleſen?"

„Nein, denn ich leſe keine Frauenſchriften, aber die Recenſionen darüber lauten ſehr vortheilhaft.“

„Wo haſt du ſie kennen lernen?“

„In einer Geſellſchaft bedeutender Künſtler, namhafter Journaliſten und mit Orden geſchmückter Stabs-Officiere. Den Künſtlern hatte ſie Modell geſtanden, die Journaliſten bezauberte ſie durch ihren Witz und die Officiere wußte ſie ſo fein zu verhöhnen, daß ſie es nicht merkten. Mich zeichnete ſie aus.“

„Bei welcher Gelegenheit war es?“

„Wir ſaßen nicht beim Wein ſondern bei Natives und engliſchem Porter. Meine Cordelia trug Mannskleider, war a la Polka friſirt und glich einer Aphrodite im Bloomercoſtüm.“

„Und wo war das?“

„In jenem Keller an der Ecke des Schloßplatzes und der Königſtraße wo —“

Reichmann brach in ein lautes Lachen aus.

„Lieber Reichmann! Dieſe rückſichtsloſe Luſtigkeit beleidigt mich.“

„Deine Geſchichte mein Junge geht raſend bergunter. Sie fing ſehr hochtrabend an und jetzt ſind wir im Keller.“

„In Chiapones Delicateſſen-Keller, dem königlichen

Schloſſe ſchräg gegenüber, einem der eleganteſten Locale der Reſidenz.“

„Gleichviel, eine Kneipen-Bekanntſchaft.“

„Ich bitte Sie! Laſſen Sie uns hier abbrechen.“

„Ich mögte nur noch etwas von ihrem früheren Leben und ſonſtigen Verhältniſſen wiſſen.“

„Alle freien Frauen haben dieſelben Schickſale gehabt und ihre Lebensgeſchichten gleichen ſich wie ein Ei dem anderen. Leſen Sie die Romane der Dudevant, der Aſton, der Biſſing und ähnlicher Blauſtrümpfe; überall erzeugen die Krankheits-Zuſtände der heutigen Geſellſchaft dieſelben Reſultate, nur die Ausſtaffirung iſt verſchieden.“

„Ich leſe keine Romane und deine Antwort iſt zu allgemein für mich.“

„Wohlan denn! Schöne talentvolle Töchter heirathen in ihrer Unſchuld und aus kindlichem Geherſam, in welchem ſie ſtreng erzogen ſind, einen einflußreichen hochgeſtellten Mann der um dieſen Preis das Glück der Eltern macht. In heutiger Zeit gilt jeder Vortheil, und eine reizende junge Frau, welche in den erſten Kreiſen der Reſidenz durch Schönheit und Talent ſich auszeichnet iſt ein Mittel die Gunſt einer fürſtlichen Perſon zu erlangen. Dawider ſträubt ſich Tugend und Unſchuld, und der zärtliche alte Eheherr fängt an ſich in einen Tyrannen zu verwandeln. Man duldet ſo lange es möglich iſt, endlich wendet man ſich an die Eltern. Die Antwort beſteht in allgemeinen Morallehren, die man ſchon als Kind auswendig gelernt hat. Man wird vom Eheherrn der Klatſcherei und Verleumdung beſchuldigt und noch härter behandelt. Während der vornehme Wollüſtling die ausgeſuchteſten Künſte und Mittel der Verführung anwendet die Wehrloſe zu überraſchen. Ihr Gemahl, ihre Eltern, ihre Geſchwiſter alles iſt gegen ſie verſchworen. Der redlichen jungen Seele wird das am Ende zu viel. Sie entflieht und der gekränkte Ehemann trägt ſeinen unverſchuldeten Schmerz zur Schau, ihre Eltern und Geſchwiſter verläugnen und verſtoßen ſie. Sie iſt verurtheilt und ihr Ruf vernichtet. Ihre Schmuckſachen und was ſie ſonſt an Werth beſitzt, wandert in die Gerichte um wenn auch nicht ihre Ehre zu retten doch ihre Scheidung zu bewirken. Sie erlangt ſie endlich, weil eine vornehme Perſon in dem Proceß verwickelt iſt, die nicht compromittirt werden ſoll. Ohne Vermögen, Verwandte, Freunde und Beſchützer iſt ſie, um ihr Leben zu friſten, nur auf ihre Talente angewieſen. Gelegenheiten bieten ſich dar ſich wieder zu verheirathen. Doch erblickt ſie in der Ehe ein verderbliches Inſtitut für Tugend, Unſchuld und Willensfreiheit. Sie fängt an ihr liebendes Herz nach Wohlgefallen zu verſchenken —“

„Wirft es auch manchmal wie eine Wurſt nach einem Schinken?“ unterbrach ihn der Juſtitiar.

„Kein Wort weiter, wenn ich bitten darf;“ verſetzte Caspar. „Ich bin dieſem Frauenzimmer einmal gut und kann nicht dulden, daß man eine Miene über ſie zieht.“

Der Winter war vor der Thür wo die Landedelleute und Gutsbeſitzer in den benachbarten Städten oder gar in der Reſidenz ihrem Vergnügen nachgehen. Die Spannung mit der Nachbarſchaft, welche durch Geſche Fuhrmann hervorgerufen war, fand demnach hinlängliche Zeit in Vergeſſenheit zu gerathen, und als es endlich wieder Frühling ward, hatte man ſich viel neues zu erzählen und fühlte endlich auch ein Verlangen, die ſchöne Baronin von Winkelfeld kennen zu lernen.

Die erſten Beſuche auf Zechau fanden eine Aufnahme, welche alle Erwartungen übertraf. Die Salons waren im neueſten Geſchmacke decorirt. Journale, Novitäten, lithographiſche Albums und Hefte waren zur Anſicht ausgelegt. Der Gartenſaal war mit

Orangerien geſchmückt und in den Treibhäuſern blühten und prangten die ſeltenſten ausländiſchen Pflanzen und Gewächſe. Küche und Keller waren ausgeſucht und Cordelia machte mit ſo liebenswürdiger Zuvorkommenheit die Honneurs, und ihre Munterkeit, ihre heitere Laune belebte jederzeit das Geſpräch, daß ſich die Männer geſtehen mußten, nie eine reizendere Frau geſehen zu haben. Bei ihrer Heimkehr machten ſie ihre Frauen und Töchter oder ihre Mütter und Schweſtern ebenfalls neugierig auf dieſen weiblichen Phönix, und im Grunde genommen hatte man ja keine Urſache mehr länger zu grollen. Geſche Fuhrmann war nur die Tochter eines Bauern und Cordelia eine gnädige Frau Baronin. Mit jener wollte ſich Caspar ehelich verbinden, mit dieſer lebte er nur. Der reiche ſchöne junge Freiherr war alſo immer noch zu haben und man durfte ſich länger nicht fern halten. Man ſtößt ſich nicht an lockere Sitten, die ſich vornehm und koſtbar halten. Nur das wohlfeile und armſelige Laſter muß das Tageslicht ſcheuen. Endlich lebt man auf dem Lande ja weit ungezwungener und macht viel weniger Unterſchiede als in Städten. Beſuche und Gegenbeſuche wurden alſo abgeſtattet. Caspar und Cordelia fanden überall die herzlichſte Aufnahme. Man wetteiferte ſie koſtbar zu bewirthen obſchon man hinter dem vornehmen Luxus der auf Zechau herrſchte, da es an Geſchmack und Geld fehlte, weit zurück bleiben mußte. Cordelia aber wußte alles zu würdigen und mit bewußter Ueberlegenheit anzuerkennen. Das auch gefiel und imponirte ſie in gleichem Grade und was ſie that und ſagte, und wie ſie ſich kleidete und benahm fing an für muſterhaft zu gelten.

Bald war ſie das Orakel der Umgegend und man trachtete ſich nach ihr zu bilden. Ihre Gefälligkeit wurde ſo häufig und vielfach in Anſpruch genommen, daß ſie allein, bei all ihrer Unermüdlichkeit, nicht alles was man von ihr verlangte erfüllen konnte. Sie gab daher ihr Factotum preis, ihre Kammerjungfer, welche nicht nur friſiren, ſchneidern und Putz machen konnte, ſondern auch eine gelernte Köchin war. Dieſe mußte mit ihren Muſtern und Recepten von Schloß zu Schloß, von Gut zu Gut wandern um überall Lehre und Unterweiſung zu ertheilen. Es war eine ſehr häßliche aber äußerſt gutmüthige Perſon, die ihrer ſchönen Herrin mit Leib und Seele ergeben war. Aber auch ihre Talente fanden Anerkennung und reichlichen Lohn und auch ſie gelangte — zum bitterſten Aerger des Zechauer Schloßgeſindes — zu Anſehen und Bedeutung.

Bald auch fing dieſe und jene Dame an im

Reithabit mit Schleier und Federhut zu Pferde ſich zu zeigen. Andere folgten dieſem Beiſpiele und endlich fing man an einzuſehen, daß es nicht räthlich ſei den Männern allein alle Freiheiten und Vergnügungen zu überlaſſen. Landfräuleins können in der Regel reiten ohne es ſchulgerecht erlernt zu haben. Sollte man auch ferner noch das Haus zu hüten genöthigt ſein, wenn Unwetter die Wege verdorben hatte und mit einem Wagen nicht durchzukommen war. In ſolchen Fällen wenigſtens machte man ſeine Beſuche zu Pferde.

Wenn Cordelia bei weichem Boden einen Marſchklepper ritt, vertrieb ſie ſich die Langeweile unterwegs mit Cigarrenrauchen. Auch das fand man kleidſam. Eine oder die andere Dame hatte wohl hin und wieder ſchon zu Hauſe ganz in der Stille ihr Pfeifchen geraucht und fing nun mehr an öffentlich Cigarren zu rauchen. Kurz die Frauen-Emancipation fing an auf der Marſch um ſich zu greifen und man emancipirte ſich gleichſam von ſelbſt indem man nach Cordelia's Beiſpiel lernte mit Anſtand öffentlich zu thun was man bisher zu Hauſe nur ganz in der Stille ſich erlaubt hatte.

Im Grunde paßt die Gleichſtellung beider Geſchlechter weit mehr für das Land als für die Stadt. Die kräftigere und geſundere Landbewohnerin iſt zu den

Herren-Vergnügungen weit tauglicher und aufgelegter als die verzärtelte Städterin, und unter den Städtern wiederum giebt es ſo weibiſche Männer, daß ſie ihre Kleidungen und Verrichtungen ſich nicht ſtreitig machen laſſen dürfen als Kennzeichen um ferner noch für Männer zu gelten. Bei der arbeitenden Claſſe auf dem Lande endlich macht das Wetter und die Jahreszeit hinſichtlich der Tracht und der Verrichtungen weit mehr Unterſchied als das Geſchlecht. Bei rauher Witterung tragen Weiber Mannshüte, Mäntel und Stiefel und Winters ſpinnen und ſtricken die Knechte mit den Mägden um die Wette.“ Eine Magd aber die Knechtesarbeit zu verrichten im Stande iſt nimmt dafür auch Knechtes Lohn.

Der Winter kam mit Froſt und tiefem Schnee. Die Luſtbarkeiten mehrten ſich und gewannen neuen Reiz, weil man ſie der rauhen Jahreszeit abtrotzen mußte. Zechau ward nicht leer von Beſuchen. Man ſprach vor um wenigſtens zu erfahren, was es Neues gäbe oder die Journale und Novitäten einzuſehen. Auch Jagdpartien und Schlittenfahrten wurden veranſtaltet oder man lief Schlittſchuh längs den Deichen, kehrte hie und da ein, zechte, tanzte, ſpielte Pfänder, oder was ſonſt die Gelegenheit mit ſich brachte und

Cordelia erwies ſich unerſchöpflich in Erfindung und Anordnung neuer Vergnügungen. Unter anderen auch ließ ſie in ihrem Gartenſaal ein kleines Theater aufſchlagen und die Schauſpieler aus der nahen Stadt holen um kleine Vorſtellungen zu geben. Dieſen Winter fiel es niemand ein Ausflüge und Reiſen nach den benachbarten Städtchen zu machen. Es gab Vergnügen genug auf dem Lande und ſogar die benachbarten Kleinſtädter kamen nach Zechau um dort an den ländlichen Winter-Luſtbarkeiten Theil zu nehmen. Caspar mußte ſich geſtehen, daß er jetzt alles habe, was von dem Leben irgend zu fordern ſei und ſeine Mutter war wie im Himmel. Sie mußte alles mitmachen und überall ihr Wörtchen drein reden, auf die Gefahr hin ausgelacht zu werden. Einer alten gutmüthigen Frau iſt jede Rolle recht die ſie in heiterer Geſellſchaft ſpielt, wenn es nur eine Rolle iſt.

Reichmann griesgramte jedoch noch immerwährend.

»Mein Junge, du gebrauchſt jetzt verdammt viel Geld.«

»Ich verzehre meine Einkünfte, das heißt nicht verſchwenden.«

»Von Verſchwenden iſt keine Rede. Aber dein weiblicher Phönix, obſchon du ihren ganzen Aufwand beſtreiteſt, hat wieder extra tauſend Thaler erhalten, das kann ſo nicht fortgehen.«

»Meine arme Cordella hat Schulden, die getilgt werden müſſen, eh ihre Creditoren ſie bis hieher verfolgen.«

»Wie viel iſt ſie ſchuldig und wer ſind ihre Schuldner?«.

»Das weiß ich nicht und ich kümmere mich auch nicht darum. Ihre Schulden gehören einer Vergangenheit an, nach der ich nicht forſchen ſoll und mag.“

»Wahrlich! wahrlich! Caſpar! das heißt die Delicateſſe zu weit treiben.«

»Liebende müſſen ſich ein wenig ferne bleiben und wohin es führt wenn man ſich ſeine Geheimniſſe nicht verſchweigen kann haben wir an Geſche Fuhrmann erlebt.«

»Das iſt etwas anderes, du biſt ein Mann und in deinem Leben giebt es allerdings Geheimniſſe die für eine Geliebte nicht taugen.«

»In dem Leben einer freien Frau giebt es Geheimniſſe ganz ähnlicher Art.«

»Die für einen Mann nicht taugen?«

»Die eine Trennung zur Folge haben würden, ſo bald ich ſie erführe.“

„Aus ſolch einem Verhältniß kann ich nicht klug werden, es iſt mir zu modern. Nur ſo viel ſehe ich ein, daß bei der ſogenannten Gleichberechtigung beider Geſchlechter, die Vortheile auf Seiten der Frau ſind und der Mann leer ausgeht. Sie verſchweigt dir ihre Geheimniſſe, aber ich wette darauf du entdeckſt ihr die deinigen. Du bezahlſt ihre Schulden und haſt am Ende nicht einmal einen Dank dafür.“

Um dieſe Zeit erſchien ein Werk, Glaubensbekenntniß einer freien Jungfrau, und machte gewaltiges Aufſehen.

Seinem Titel nach war es ein Buch wie alle andern. Die ganze damalige Literatur beſtand aus Glaubensbekenntniſſen. Alle Bücher, Journale und Brochüren brachten Glaubensbekenntniſſe. Jeder öffentliche Charakter, jeder Philoſoph, jeder Literat, ja ſelbſt Buchhändler und Buchhändler-Gehülfen ließen ihr Glaubensbekenntniß drucken in welchem ſie eigentlich nur bekannten was ſie nicht glaubten, oder vielmehr, daß ſie glaubten nichts zu glauben.

Die freie Jungfrau hingegen ſprach ſich entſchieden aus über das was ſie glaubte und geglaubt haben wolle und das was ſie nicht glaubte und nicht geglaubt werden könne und müſſe.

Was ſie behauptete war dem Inhalte nach etwa Folgendes:

„Die Weisheit Chriſti iſt verſtümmelt und entſtellt nur auf uns gekommen. Indeß enthalten die kleinen unter dem Namen der Bergpredigt bekannten Bruchſtücke oder Auszüge wenigſtens einen Umriß ſeiner Lehre, einen Umriß verſchiedener Seelen-Zuſtände (Seligkeiten) von der niedrigſten Stufe an bis zur höchſten. Von der geiſtigen Einfachheit (Armuth) an bis zur menſchenmöglichen Gottähnlichkeit, (auf daß ihr vollkommen ſeid, wie euer Vater im Himmel.)

Nur Chriſtus ſelbſt vermogte dieſe Lehre zu üben und durch ſein Beiſpiel zu bewahrheiten. Die zwölf Apoſtel hatten ſie nur unvollkommen inne und wenigſtens Judas Iſchariot iſt kein Beweis für ihre Befolgbarkeit. Viel zu früh bevor ſich dieſe Weisheit wiſſenſchaftlich feſtſtellen, eine Schule gründen oder eine Secte ſtiften konnte, deren Anhänger durch eine ſtrengvorgeſchriebene Lebensweiſe, ihre Befolgung zu ermöglichen verpflichtet waren — viel zu früh mußte die heilige Lehre in's profane Leben hinaus um eine politiſche Rolle zu ſpielen, ja, um eine Weltreligion zu werden.

Die Weltreligion ſollte nicht aus dem Gehirn des Einzelnen entſprungen ſein. Das Chriſtenthum mußte ſich einen Stützpunkt in der Vergangenheit ſuchen und ſich dem Judenthum wieder aufpropfen dem es urſprünglich entgegen getreten war und ſich von ihm losgeſagt hatte. Ferner mußte es ſich bei ſeiner unerhört ſchnellen Verbreitung auch den allgemeinen Anforderungen fügen, welche man damals an eine Religion machte. Es mußte Wunder, Weiſſagungen, Symbole und Legenden zu Hülfe nehmen, um für jedermann zu ſein. Und Jahrhunderte lang drehte ſich die Menſchheit in einem krampfhaften Entzückungstaumel, lallte Zungen, peinigte den Leib und ſtürzte ſich mit Wolluſt in den offnen Tod, bis man endlich anfing zu ſäubern und feſtzuſtellen.

Dieſes Säubern und Feſtſtellen iſt der chriſtlichen Kirche jedoch noch immer nicht gelungen und während das Judenthum Jahrtauſende hindurch in unerſchütterlicher Starrheit verharrt, iſt die chriſtliche Kirche in ſteter Bewegung begriffen, ſchweift von einem Extrem zum anderen, nimmt bald dieſe, bald jene Form an, zerſpaltet, bekämpft und verfolgt ſich, und im Namen des Entdeckers des ſittlichen Geſetzes wurden die wahnſinnigſten Gräuelthaten begangen, im Namen des Erfinders der Seligkeitslehre wird der plumpſte Betrug, die erbärmlichſte Heuchelei ausgeübt, und die höchſte und heiligſte Erſcheinung in der Weltgeſchichte wird nur in der Hoſtie genoſſen, nicht aber im Geiſte und der Wahrheit.

Dennoch aber hat Chriſtus ſelbſt Nicht-Chriſten verpflichtet, an ihn zu glauben um ſelig zu werden. Denn ohne Waſſer kann man nicht ſchwimmen, ohne Pferd nicht reiten lernen, und wer die Vorſchriften der Sittenlehre nicht befolgen will, kann auch nicht ſelig werden. Der Glaube iſt weiter nichts, als der Wille, dieſe Vorſchriften zu befolgen und wer in dem Chriſtenthum nicht eine einleuchtende, durch Ueberzeugung beſeligende Weisheit erblickt, wer es nicht für das göttliche Seelen-Naturgeſetz hält, ſondern für ein von der Allmacht octroyirtes Wort, welches den Glauben an Dogmen, Wunder, Weiſſagungen und Symbole vorſchreibt, der iſt (in den Augen der freien Jungfrau) ein Unchriſt, der nicht ſelig werden kann.“

Dieſes Buch verrieth in jeder Zeile eine gründliche Gelehrſamkeit, umfaſſende Kenntniſſe, fleißige Studien, eine unerhörte Beleſenheit und eine vollkommene Beherrſchung des Stoffes. Unmöglich konnte es das Product einer weiblichen Feder, noch weniger einer jungfräulichen ſein. Und weshalb trat die Verfaſſerin (vorausgeſetzt, daß es eine ſolche war und kein Verfaſſer) als freie Jungfrau auf? Wollte ſie in religiöſer Beziehung die proteſtantiſche heilige Jungfrau ſein? oder in politiſcher Hinſicht eine literariſche Jeanne d'Arc, oder die von St. Simon prophezeite freie Frau? Gleichviel, dieſe ſchlaue Prätenſion machte

Glück und die freie Jungfrau gewann alle freiſinnigen Parteien für ſich.

Dennoch aber enthielt das Glaubens-Bekenntniß Stellen, welche nur auf Rechnung einer Jungfrau kommen konnten, einer religiös entzückten, deren Einbildungskraft für die Körperſchönheit des Heilands erglühte und die die höchſte Mannesidee in ihm erblickte.

Es ſchien nicht ſehr annehmbar, daß dieſe ſchwärmeriſche Chriſtusliebe auch nur Maske ſei, um das Buch vor einem Verbot zu ſchützen, dem es in Folge ſeiner muthwilligen Polemik und ſeines unerbittlichen Scharfſinns ausgeſetzt war. Eben ſo wenig aber auch ließ ſich denken, daß die Chriſtusliebe neuerdings ein Wunder in der Seele einer Frau und zwar ein ſo gelehrtes zu Wege gebracht haben könne.

Ihre Schwärmerei iſt indeſſen jedenfalls einer näheren Erwägung hier werth, denn ſie hatte der „freien Jungfrau“ ganz neue Anſichten eingegeben, auf welche bisher noch kein Bibel-Commentator gekommen war.

So zum Beiſpiel verhöhnte ſie diejenigen Theologen, welche gelegentlich nur aus der Garderobe des Heilands auf deſſen Körperſchönheit ſchloſſen.

Nämlich der heilige Rock, eben das Urbild jener unglücklichen Reliquie zu Trier, die kürzlich ſchon wieder ein eben ſo trauriges Aufſehen gemacht hatte, wie zu Zeiten Luther's. — Dieſer ungenähte Rock des Heilands gab den Theologen zu der Behauptung Anlaß, daß „des Menſchen Sohn,“ deſſen Sabbathmahl mitunter aus zermalmten Kornähren beſtand, etwas mehr Sorgfalt und Auswahl auf ſein Aeußeres verwendete, als auf ſeinen Magen. Denn wären ſeine Gewänder nicht koſtbarer geweſen, als ſeine Nahrung, ſo würden die Kriegsknechte es nicht für der Mühe lohnend erachtet haben, ſo eifrig darum zu würfeln. Chriſtus alſo kleidete ſich koſtbar, folglich legte er Werth auf ſein Aeußeres und hatte demnach auch Urſache dazu.

Die freie Jungfrau aber wollte von ſolch einer Eitelkeit des Heilands nichts wiſſen, ſondern gab den Moment des „Ecce homo“ als denjenigen an, welcher die Idealität ſeiner Erſcheinung bekundete.

Er war in dieſem Augenblicke nicht koſtbar gekleidet. Ein ausgepeitſchter angeſpieener Prätendent, ſtand er da, die Dornenkrone in den blutigen Locken; den zerriſſenen Königsmantel um die wunden Schultern; das Rohr-Scepter in den geknebelten Händen.

Was bewog den Repräſentanten römiſcher Weltmacht in Judäa, dieſes gemißhandelte Menſchenleben in Schutz zu nehmen? Warum bot er der aufrühriſchen Menge gegenüber ſein ganzes Anſehen auf und legte endlich ſogar den ſymboliſchen Proteſt, des „Händewaſchens in Unſchuld“ ein?

Sein Ecce homo war keine Apellation an das Mitleid der Juden, wie von unſeren Kanzeln herab gelehrt wird. Pontius Pilatus war kein kleinſtädtiſcher Bürgermeiſter, der das Erbarmen ſeiner Spießbürger für ein Jammerbild in Anſpruch nimmt.

Ein Römer fühlte kein Erbarmen mit Schmach und Erniedrigung. Die Römer hatten Gladiatorenſpiele und Thierkämpfe, wo die veſtaliſchen Jungfrauen in den erſten Rängen ſaßen und jede Schwachheit zum Tode verurtheilten. Für Schmach und Erniedrigung aber gab es ein unfehlbares römiſches Mittel: den Selbſtmord, welcher damals ſo Gang und Gäbe war, daß Kaiſer Octavianus ſich gemüßigt ſah, bei Strafe des Unbeſtattetbleibens und der Teſtaments-Unfähigkeit, den Selbſtmord zu verbieten, es ſei denn, man habe durch Angabe ſeiner Beweggründe kaiſerliche Genehmigung dazu erlangt.

Pontius Pilatus war ein vornehmer Römer, auferzogen in claſſiſchem Geſchmacke, eingelebt in jenem wahnſinnigen römiſchen Luxus, womit Menſchlichkeit jemals Abgötterei trieb mit ſich ſelbſt. Seine Begriffe von Göttlichkeit und Gottheiten beſchränkten ſich auf die menſchliche Geſtalt, und er erkannte die Majeſtät divina in der Perſon Chriſti; eine Majeſtät divina, wie ſie noch kein Römer geſchaut, eine rührende Majeſtät, eine Heiligkeit in Schmach und Erniedrigung. Das Ecce homo bedeutet alſo: Siehe Menſch! Schaudre und erſchrick vor dir ſelbſt und verſündige dich nicht.

Die bildende Kunſt hat mit Glück ſich dieſes Moments bemächtigt und ihn wiedergegeben. Ein zweiter gleich bedeutender Moment iſt aber lediglich der chriſtlichen Malerkunſt erreichbar, denn die Antike wußte nicht mit Farben umzugehen, und die Licht-Effecte ſind erſt in ganz neueſter Zeit vervollkommnet.

Es iſt der Moment, wo Chriſtus im prächtigen Tempel Zion vor den weltberühmten hundertarmigen von Koſtbarkeiten und Lichtern ſtrahlenden Pfingſtleuchter eintritt und ſpricht: Ich bin das Licht der Welt. Das hätte der weiſe Jeſus nimmermehr gewagt, wäre ſeine menſchliche Schönheit nicht blendender geweſen, als der berühmte von Lichtern und Koſtbarkeiten ſtrahlende Pfingſtleuchter.

Endlich gab die Verfaſſerin noch einen dritten Moment an, der, für keine Kunſt zugänglich, nur der Philoſophie angehörte. Chriſti erſtes Wort am Kreuz: „Herr! vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun.“

Dieſer Moment bewahrheitet die menſchenmögliche Gottähnlichkeit, welche die Bergpredigt lehrt: „Betet für die, die euch verfolgen, damit ihr vollkommen ſeid, wie euer Vater im Himmel.“ Dieſer Schrei des erſten friſchen Todesſchmerzes iſt der höchſte Grad menſchenmöglicher Seligkeit in vollendeter Virtuoſität.

Weil aber die freie Jungfrau niemals unterließ, der Kirche ſcharfe Seitenhiebe zu ertheilen, fügte ſie noch hinzu:

In der katholiſchen Kirche aber wird am Charfreitag ein Miſerere für alle Sünden gebetet. Nur wenn es heißt: „Herr, vergieb den Juden, die den Heiland an's Kreuz geſchlagen,“ ſo erfolgt ein langes ſchauerliches Schweigen und niemand ſagt Miſerere. — Wenn die katholiſche Kirche eine Sünden vergebende Gewalt hat, ſo kann ſie nur von Chriſtus ſtammen; ſollen ihre Fürbitten etwas fruchten, ſo muß eine Fürbitte von Chriſtus ſelbſt auch ihren Werth haben, und ſoll endlich das Blut Chriſti die Sünden der Welt tilgen können, ſo datirt ſich die Sühne von dem Augenblick her, wo Chriſti Blut anfing vergoſſen zu werden. Seine erſte Verzeihung, ſeine erſte Fürbitte in dem Augenblicke, wo ſein Blut zu fließen anfing, galt den Juden. Allein die katholiſche Kirche nimmt das Wort Gottes ſo ſtrenge eben nicht. — Sie vergönnt dem Heiland nicht, über ſein eigenes Blut zu diſponiren. Es ſoll ein für alle Mal ihre Sache ſein.

So viel vorläufig von dem Inhalte dieſes wunderlichen Werkes. Seine erſten Erfolge verdankte es den Chriſtusbündlern, welche ſich veranlaßt ſahen, eine ſolche, den hiſtoriſchen Chriſtus entſchieden verläugnende, die Autorität der Apoſtel in Zweifel ziehende, und ſogar den Glauben an das Wort Gottes für unchriſtlich erklärende Schrift in einer ihrer Verſammlungen feierlich zu verbrennen. Die freie Jungfrau aber hatte den Ertrag ihres Werkes zu wohlthätigen Zwecken beſtimmt und außerdem auch die Druckkoſten bei einer bedeutenden Auflage aus eigenen Mitteln beſtritten. In Folge des Auto-da-fe's der Chriſtusbündler erwuchs den Armen ein Vortheil von 1 Thaler 8 gGr., ſo viel koſtete ein Exemplar, und in ſämmtlichen freiſinnigen Journalen erſchien eine »Aufforderung an gleichgeſinnte Leſer, Bücher, welche für ſie nicht geſchrieben wären, zum Beſten der Armen zu verbrennen.«

Dieſes war der Anfang zu einem erbitterten Federkrieg, der von Seiten der freiſinnigen Partei mit großer Geſchicklichkeit geführt wurde, um, der Cenſurſtriche ungeachtet, beweiſen zu können, daß das Glaubens-Bekenntniß wiſſenſchaftlichen Werth habe und mitunter neue Anſichten ausſpräche. So gewann das Buch einen Namen, erlebte binnen Kurzem die zweite Auflage, die öffentlichen Dankſagungen für die eingeſandten Summen, von Seiten des Armen-Vorſtandes, erinnerten ſtets wieder an das Glaubens-Bekenntniß der freien Jungfrau und machten alle ferneren Buchhändler-Anzeigen überflüſſig.

Man forſchte nach dem Verfaſſer oder der Verfaſſerin und brachte bald heraus, daß es niemand anders ſein könne, als die ſchöne Winkelfeld, welche ſchon einen literariſchen Namen hatte und auf deren Rechnung bereits andere minder glänzende Genieſtreiche kamen.

Die Journaliſtik will nicht nur allwiſſend ſein, ſie hat auch ſtets die glänzendſten Farben zur Verherrlichung ihrer Parteihelden in Bereitſchaft. Die Journale brachten jetzt mit einem Male eine höchſt romantiſche Biographie der „freien Jungfrau,“ welche zugleich das Ideal einer Repräſentantin der Frauen-Berechtigung ſein ſollte. In ihrem achtzehnten Jahre hatte ſie gezwungenerweiſe die Hand und den Namen eines achtzigjährigen Greiſes annehmen müſſen, welcher ſchon am Hochzeitstage erkrankte und nach Verlauf eines Jahres ſtarb und ſie als jungfräuliche Wittwe ohne Vermögen hinterließ. Cordelia ſah ſich, um ihren Lebensunterhalt zu finden, auf ihre Talente angewieſen, deren ſie genug beſaß, um eine glänzende Rolle zu ſpielen. Niemals hatte eine Frau allen Gefahren und allen Schlingen der Verführung mit ſtolzerem Tugendmuthe getrotzt; niemals die Unſchuld ſiegreicher ſo ſeltene Abenteuer beſtanden, wie ſie. Es wurde auch nicht geläugnet, daß ſie zu mehren bekannten Statuen den Bildnern als Modell gedient hatte, was aber den Charakter einer freien Jungfrau durchaus nicht benachtheiligen konnte, denn kein Mann hatte ſich irgend einer Auszeichnung von ihr zu rühmen. Endlich wurde auch noch hinzugefügt, daß ſie ſich gegenwärtig in der Marſch auf den Gütern des als eifrigen Demokraten bekannten Freiherrn von Zechau befände, und ihr Verhältniß mit demſelben als eine rein platoniſche Wahlverwandtſchaft geſchildert.

So gelangte denn auch Caspar zu einer ſecundären Notorietät, welches zur Folge hatte, daß gewiſſe literariſche Autoritäten und Weltſpaziergänger Ausflüge nach der Marſch unternahmen und auf Zechau ſich vorſtellten, um der glänzenden Löwin daſelbſt ihre Huldigungen perſönlich darzubringen.

Es braucht nicht geſagt zu werden, daß Beſuche dieſer Art auf Zechau eine glänzende Aufnahme fanden und alles Mögliche geſchah, um ihre Anweſenheit denkwürdig zu feiern. Ebenſo wenig wie daß derartige Gäſte nachmals in der Oeffentlichkeit ſich nach Kräften dankbar dafür erwieſen und Schloß Zechau in ihren Correſpondenz-Berichten und Genrebildern als das Aſyl und die Reſidenz der Freiſinnigkeit in der damaligen rationaliſtiſch aufgeregten Zeit ſchilderten.

Zugleich auch meldeten dieſe derartigen Reiſebilder, daß die bequemen und üppigen Bewohner dieſes geſegneten Bodens gleichfalls in zwei Parteien ſich ſchroff gegenüber ſtänden. Bei dem ungebildeten Theile der Bevölkerung, welcher mit Mühe nur ſeinen Namen ſchrieb und wohl leſen, aber das Geleſene weder verſtehen noch behalten konnte, behaupte die Kanzel noch ihren alten Einfluß, um alle Lebensfreuden und Genüſſe als ſündlich zu verdammen, und an der Spitze dieſer Partei ſtände die Land-Geiſtlichkeit ſo weit es die Abhängigkeit des Einzelnen von dem Territorialherrn geſtatte.

Die freiſinnige Partei hingegen beſtände aus dem Kern der Bewohnerſchaft, aus der lebensluſtigen jungen Männerwelt und aus den aufgeweckten Töchtern begüterter Eltern. Hier habe die Preſſe ſchon ihr Aufklärungswerk begonnen und an der Spitze dieſer Partei ſtehe die freie Jungfrau ohne Furcht und Tadel.

Obſchon Caspar wenig von Frauenſchriften hielt, hatte er doch das Glaubens-Bekenntniß geleſen und fühlte ſich von demſelben wunderbar angeregt und gleichſam aus einem Sinnentaumel wachgerüttelt.

Ja! wunderſam hatte das Buch ihn angeregt, denn es ſchien ihn auf die Löſung eines großen Räthſels zu bringen und die harmoniſchen Uebergänge zu ſuchen, um die Pflichten gegen Gott, Nebenmenſchen und ſich ſelbſt in einem reinen Dreiklang aufzulöſen. Es ſchien die Bewegungen der Zeit aus der Unſtätigkeit der chriſtlichen Kirche zu rechtfertigen und den materiellen und rationaliſtiſchen Tendenzen der Gegenwart eine ſittliche Zukunft zu verſprechen. Freilich ſchien dieſe Weisheit nur im Keime zu ſchlummern und ihre Blüthen erſt in fernen Jahrhunderten entfalten zu können. Wie aber konnte aus einer weiblichen Feder ſolche Weltweisheits-Blüthe hervor wetterleuchten? und wie kam eine jungfräuliche

Seele zu dieſer Clairvoyance, während männliche Genialität von Eitelkeit und Wolluſt verblendet ſo charakterlos und leichtfertig abirrte?

Nein, unmöglich hatte eine Frau dieſes Buch geſchrieben und am wenigſten Cordelia! — Er hatte dies anfangs geglaubt und deswegen ſich alle ihre Schriften kommen laſſen, was er in dieſen fand war immer und immer wieder Cordelia, wie ſie leibte und lebte, die freie Frau, die ſich für das höchſte Product der modernen Civiliſation angeſehen haben will. Die faſhionable Salon-Schriftſtellerin, die es für unſchicklich hält tiefe Gefühle zu haben und wahre Empfindungen zu verrathen. Die mit geſchwätzigem Aplomb ſich ſtets in den Schranken zarter Etikette hält, mit excluſivem Weſen jede bürgerliche Aufwallung und jede pedantiſche Gründlichkeit vermeidet und mit eleganter Selbſtgenügſamkeit von Gedanken zu Gedanken flattert, ihn fallen läßt, wieder aufnimmt und nochmals fallen läßt und ſelbſt fremde Gedanken als eigene gelegentliche gute Einfälle preis giebt.

Was Caspar am meiſten quälte und verdroß, war, daß Cordelia ſo oft er ſie zur Rede ſtellte, ſelbſt in den zärtlichſten und vertraulichſten Stunden, ihm trotz aller Bitten und Beſchwörungen ihre Autorſchaft an dieſem Buche weder ausdrücklich eingeſtand noch irgendwie abläugnete; ſondern es nur dahingeſtellt ſein ließ ob er ſie dafür halten wollte oder nicht, obſchon ſie alle ihr deshalb dargebrachten Lobſprüche und Huldigungen als wohlverdiente Anerkennung hinnahm; ſogar auch das Buch bis auf's Iota vertheidigte und nicht den geringſten Widerſpruch gegen eine darin ausgeſprochene Anſicht duldete.

Heut war Caspar früh aufgeſtanden und las das Glaubens-Bekenntniß zum dreißigſten Male. Aber auch Cordelia war ſchon bei der Hand, denn mit der gewiſſenhafteſten Zärtlichkeit ſorgte ſie ſtets für ſeine Bedürfniſſe und Gewohnheiten. Sie hatte kaum fünf Minuten im Bade zugebracht um ihm den Kaffee zu bereiten, weil ſie wußte wie lieb ihm die erſte Taſſe war.

Im weißen Morgen-Anzug, von Wohlgerüchen duftend, friſch und lächelnd wie die Morgenröthe reichte ſie ihm die Taſſe.

„Cordelia!“ fragte er zärtlich, „iſt dieſes Buch wirklich von dir? Es wird mir theurer ſo oft ich es leſe.“

„Ich wehre dir nicht es zu glauben.“

„Mögteſt du allgemein für die Verfaſſerin gelten, wenn du es nicht biſt?

„Denke darüber was du willſt.“

„Cordelia! Dies iſt ein Werk der Einſamkeit. Wann hatteſt du Gelegenheit die nöthigen Studien zu machen und das Material zu ſammeln, da du im Strudel der Zeitungs-Nachrichten und Tages-Neuigkeiten lebſt?“

„Denk immerhin, ich habe es nicht geſchrieben.“

„Ich fordere aber eine Antwort auf Ja und Nein!“

„Du weißt ja ſchon, daß ich ſie nicht gebe.“

„Sieh' Cordelia! Ich läugne nicht, daß ich dir viele Freuden und Zerſtreuungen verdanke. Allein ich habe auch Geſinnungen und Ideen für die ich gleichfalls leben mögte. Glaube nur, mitten in der heiterſten Geſellſchaft, beim wilden Parforceritt, bei Spiel und Tanz, fällt es mir nun plötzlich manchmal ſchwer auf's Herz, daß ich nichts Ernſtes und Tüchtiges beſchaffe. Habe ich mich von der Welt zurückgezogen um das luxuriöſe Leben, welches ich in Paris führte, hier auf meinen Gütern fortzuſetzen? Standen mir dort nicht höhere Kreiſe offen? Fand ich dort nicht einen gewählteren Umgang, eine meinen Fähigkeiten, Eigenſchaften und Erfahrungen angemeſſenere Geſellſchaft, als dieſe ärmliche Umgebung die hier ſich um mich ſammelt?“

„Mein Himmel! eine Gardinen-Predigt am frühen Morgen. Wenn ich nur wüßte, in wie fern ſie mich angeht.“

„Ich mache dir keine Vorwürfe. Ich allein habe alles das gewollt. Es war mein Vorſatz, eh ich dich kannte die Ideen zu verwirklichen für die du ſchwärmteſt; ein Bedürfniß der heutigen Geſittung zu erproben und eine vielgeprieſene Neuerung hier auf Zechau in's Werk zu richten. — Aber welches iſt das Reſultat dieſes unſeren geſelligen Experiments. Wir wollen offen ſein. Wir müſſen uns ſchämen alle beide. — Zuerſt ich. — Wäre ich ein Fürſt und überdrüſſig der prachtentfaltenden Hoffeſte womit ich ein gnadenlüſternes Geſinde abſpeiſe, ſo hätte ich einen Grund ländliche Zerſtreuungen zu ſuchen, oder wäre ich ein Staatsmann, ein Banquier, ſo dürfte ich aus dem Strudel der Geſchäfte mich nach einer wollüſtigen Einſamkeit ſehnen um in Bequemlichkeit etwas Gutes zu verſchmauſen. Oder wäre ich ein weltdurchreiſender Virtuos, ſo hätte ich Recht den reichlichen Ertrag meiner mühſelig erlangten Kunſtfertigkeit einmal im ſchwelgeriſchen Taumel des Augenblicks zu verpraſſen. Allein ich bin ein ſchlichter deutſcher Landedelmann. — Welch ein Recht, welch einen Grund, welch einen ſchicklichen Vorwand kann ich finden um hier auf meinen Gütern ohne Ziel und Zweck von modernem Sauß und Brauß Profeſſion zu machen?“

„Welchen überflüſſigen Aufwand, welche Verſchwendung laſſe ich mir zu ſchulden kommen?“

„Davon iſt keine Rede. Ich habe nur geſagt, weshalb ich mich ſchämen muß. Ich lebe nicht für meine Ideen und Geſinnungen, ſondern für meine Gutsnachbaren, welche ich bewirthe und unterhalte und mit denen ich meine Lebenszeit in Jedermanns-Zerſtreuungen verſchwende. Und jetzt biſt du an der Reihe. — Cordelia! Auch du haſt dich zu ſchämen. Du haſt es mir erlaubt dich für die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes zu halten, und vor deiner Erlaubniß verſtummen meine Zweifel. Du haſt in dieſem Buche geſagt: Jahrtauſende vergehen, bevor die begeiſternde Idee aus dem Gehirn des Einzelnen ihren Verweltlichungs-Proceß vollbringt und allgemein nutzbares Menſchen-Eigenthum wird. Wohlan! Wir haben Ideen! Für dieſe und für uns wollen wir leben, nicht aber für unſere ländlichen Gutsnachbaren. Was haben wir höherſtehenden, kosmiſcher geſtimmten Seelen mit dieſen Alltagsmenſchen zu ſchaffen? Hier iſt eine Heimath, hier ein uns angehöriger Grund

und Boden! Streuen wir hier unſere geiſtige Saat für eine ferne Zukunft aus. Cordelia ich weiß nicht wer du biſt und woher du ſtammſt, und deine Vergangenheit mag geweſen ſein welche ſie wolle es ſoll mir gleich gelten. Der freien jungfräulichen Glaubens-Bekennerin, die ich in dir erblicke, biete ich meine Hand und es ſoll ihr nur ihr Jawort koſten um Freifrau von Zechau zu ſein. Jetzt gieb einen ſchlichten deutſchen Beſcheid, auf den ſchlichten deutſchen Antrag."

„Die freie Jungfrau fühlt ſich durch ihn hoch geehrt, imgleichen auch die freie Frau, nur widerſpricht es den Geſinnungen und Grundſätzen letzterer, durch ihr Beiſpiel ein ſolches, Glück und Freiheit ertödtendes Verhältniß zu beſtätigen."

„Auf dieſe Antwort bin ich nicht ganz unvorbereitet. Die freie jungfräuliche Glaubens-Bekennerin zieht es alſo vor in ihrer nächſten Umgebung und vor der Welt nur das Kebsweib eines ſchlichten Landedelmannes zu bleiben?"

„Weil dein Heiraths-Antrag das gewünſchte Geſtändniß mir nicht entlocken konnte willſt du dich wohl durch Ungezogenheiten an einer Dame meines Ranges rächen."

„Nein! Auf keine Weiſe! Rechtfertige unſer Verhältniß wenn du kannſt durch einen beſſeren Namen."

„Nenne es eine Wahlverwandtſchaft.“

„Das geht nicht. Zu einer Wahlverwandtſchaft gehören Vier und wir ſind nur Zwei. Die Zeiten ſind vorüber wo Goethe's dickleibiger zwillingsbändiger Roman Glück machte. Heute verſteht man dergleichen nicht mehr. — Wenn man ſich verheirathet, *er*, in der Meinung ſie ſei diejenige, welche ihn und *ſie* in der Meinung er ſei derjenige, welche ſie glücklich machen wird und man hat ſich beiderſeits getäuſcht, ſo iſt das vorläufig ein zweiſchläfriges Malheur. Wenn er aber nachmals diejenige findet, welche ihn, und ſie denjenigen findet, welcher ſie glücklich gemacht haben würde, hätte man ſich früher gekannt, ſo iſt das ein vierſchläfriges Malheur, welches damals eben ſo faſhionable war, wie heute die Frauen-Emancipation. Die ganze gebildete Welt war damals en quatre verliebt und ſelbſt alte vertrocknete Jungfern grämten ſich nicht darüber, daß ſie keinen einen Mann gefunden hatten ſondern darüber, daß ſie einem zweiten Geliebten keinen Pflichtenſtolz und tugendhafte Entſagung entgegen zu ſtellen hatten. — Jetzt iſt man nicht mehr ſentimental ſondern verſtändig. Die Wahlverwandtſchaft iſt ein natürliches Geſetz und heut braucht man ſociale Ideen, die Loſung heißt: faites votre jeu! und das Feldgeſchrei tout va! — Du haſt vor mir ſchon ſo manchen Liebhaber gehabt, und ich meinerſeits habe auch ſo ziemlich die ganze weibliche Generation durchexperimentirt. Endlich müſſen wir zu einem Reſultat gekommen ſein, und wollen wir nicht hartnäckiger ſein, als die ungläubigen Juden, die immer noch auf einen Meſſias hoffen der längſt ſchon dageweſen iſt, ſo müſſen wir endlich bei einander ſtehen bleiben. Alſo wer biſt du? In meinen Augen kannſt du die freie Jungfrau ohne Furcht und Tadel nicht ſein und die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes willſt du nicht ſein. Mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?“

„Mit einer Frau die unter allen Umſtänden die ihrem Geſchlechte gebührenden Rückſichten fordert, in welchen ſie die einzige Berechtigung zu einem freien Urtheil erblickt. Wenn ich es wage fremde Anſprüche der Geſellſchaft des Staates oder der Kirche in Zweifel zu ziehen, ſo vermag ich das nur in der Vorausſetzung, daß die Anſprüche, welche eine Frau machen muß, dem edlen und gebildeten Manne heilig und unverletzlich ſind; wenn ich meiner Ueberzeugung nach die herkömmlichen Schranken überſchreite, ſo gebe ich dadurch niemanden ein Recht mir die Achtung und Höflichkeit zu verſagen, die meinem Geſchlechte gebührt. Dem Himmel ſei Dank, du biſt mein Eheherr nicht, der ſich Dreiſtigkeiten gegen mich herausnehmen darf. — Hältſt du dich vielleicht für berufen, die Nemeſis zu ſein, welche mich heimſucht, weil ich nicht bin wie alle andern Frauen? Wo nicht, ſo ſage mir wo haſt du deine Studien über den Umgang mit Frauen gemacht? Kurz und gut, du haſt mich jetzt dahin gebracht dir gegenüber meine Selbſtſtändigkeit behaupten zu müſſen und dir zu beweiſen, daß ich frei bin. Ich werde daher heute noch Zechau verlaſſen. Ich ſcheide ohne Groll von dir. Dein Andenken ſoll ſtets mir theuer bleiben und ich hoffe auch bei dir nur freundliche Erinnerungen zurück zu laſſen.“

„Was ſoll das heißen?“ fragte Caspar im höchſten Grade betroffen.

Sie verneigte ſich tief und feierlich und verließ das Zimmer, eh er noch wußte wie ihm geſchehen war.

Er eilte ihr nach, ſie aber hatte ſich eingeſchloſſen und ihre Kammerjungfer ſtand vor der Thür und weinte bittere Thränen.

Er war noch ganz aufgebracht und verſtört als Reichmann anlangte.

„Glück auf, mein Junge! Was gilt eine gute Nachricht die ich dir bringe. Wie ich ſehe haben finſtre Wolken ſich auf deine Stirn und fingerdicker Verdruß auf dein Antlitz gelagert. Können viertauſend Thaler deinen Kummer aufwiegen?

Eine von deinen Staats-Obligationen iſt in der vorgeſtrigen Ziehung mit viertauſend Thalern herausgekommen. Ich wünſche dir Glück dazu. Es iſt ein artiger Zuſchuß für dieſen Sommer der manche Lücke deckt.“

„Wann iſt das Geld zu haben?“

„Jeden Augenblick.“

„So halten Sie es zu meiner Verfügung bereit. Ich brauche dieſe Summe noch heute.“

„Iſt mir wohl erlaubt zu fragen wozu?“

„Nein!“

„Aber wenn ich es nun erriethe?“

„So bitte ich Sie es zu verſchweigen. Sie ſehen ja wie verſtimmt ich bin.“

„Caſpar, willſt du mir heut nicht vertrauen wie du es bisher gethan? Habe ich dir jemals einen Spaß verdorben? War ich nicht ſtets auf's gewiſſenhafteſte für deinen Nutzen beſorgt, und haſt du die goldene Lehre vergeſſen die ich dir als Knaben ſchon einſchärfte.“

„Welch eine Lehre?“

„Sprich zum Pfaffen, ich bin ein Sünder; zum

Arzte, ich bin ſiech und elend; zu deinen Eltern und Erziehern, ich bin ein Schlingel und zu deinem Advocaten ich bin ein Galgenſtrick, ſo kann dir geholfen werden.“

„Bin ich ein Galgenſtrick?“

„Nicht von Perſon aber von Sinnesart. Du folgſt nur den Eingebungen deines Temperamentes. Thuſt was die Leute verdrießt, trotzeſt mit paradoxem Muthwillen aller Herkömmlichkeit und ſtößeſt mit unverſchämter Genialität alle Behörden vor den Kopf. Leichtſinnig verwickelſt du dich in tauſend verfängliche Schlingen, aus denen ich nur mit Mühe und Noth dich herausziehen kann. Ja wäre ich *nur* dein Anwalt, ich könnte mir keinen liebenswürdigeren Clienten wünſchen. Denn deine originellen Streiche veranlaſſen die intereſſanteſten und einträglichſten Proceſſe, welche meine ganze Gelehrſamkeit, Geſchicklichkeit und Erfahrung in Anſpruch nehmen, als hätte ich nur für dich ſtudirt und müßte dir meine ganze Praxis weihen. Indeß bin ich auch dein Freund trotz aller Ungleichheit der Jahre und als ſolcher erlaube ich mir dir Ermahnungen und Warnungen zu geben. Das vermag ich nicht, wenn du nicht offenherzig gegen mich ſein willſt. Kurz und gut, alſo wozu brauchſt du Galgenſtrick! heimlicherweiſe viertauſend Thaler, welche das Glücksrad dir unvermutheterweiſe beſchert hat, was ich doch wahrſcheinlich deiner Mutter nicht verrathen darf. Hat die Frau Baronin von Winkelfeld etwa wieder Schulden, und könnte deine arme Cordelia hier auf Zechau ſchon wieder von ihren Creditoren incommodirt werden? Oder was will ſie ſonſt mit dem Gelde anfangen, denn für ſie allein erhebſt du dieſe Summe.“

„Ja! Wenn Sie es durchaus wiſſen wollen. Nur für ſie. Denn noch heut verläßt ſie Zechau und ſoll nicht mit leeren Händen von hier ſcheiden. Wenigſtens für die erſten Jahre ſoll ſie ſorgenfrei leben können.“

„Was höre' ich? Jetzt wird die Sache intereſſant. Sie will gehen oder biſt du es der ſie — entläßt?“

„Es iſt ihr feſter Entſchluß, den ſie mir erklärt hat und ich kann keine gute Worte geben, ich werde ſie nicht bitten zu bleiben!“

„O weh! Denn wenn ſie bliebe wäre es dir auch recht?“

„Unter einer Bedingung.“

Caspar ſah ſich genöthigt ſeinem rechtskundigen Freund den eben ſtattgefundenen Auftritt mitzutheilen und Reichmann ſchüttelte den Kopf.

„Das iſt weiter nichts wie ein verliebter Zank.

Warum ſoll ſie die Verfaſſerin des Buches nicht ſein, da ſie in der Oeffentlichkeit dafür gilt? Deine Zweifel ſind keine moraliſche Ueberzeugungen!“

„Gewiß das ſind ſie. Ich bin moraliſch feſt überzeugt, daß ſie das Buch nicht geſchrieben haben kann.“

„Moraliſche Ueberzeugungen ſind keine juriſtiſche Beweiſe und was muß ſie ſagen um zu bleiben, ja oder nein!“

„Die Wahrheit, welche nein lauten muß.“

„Für viertauſend Thaler läßt ſich viel bejahen aber noch mehr läßt ſich verneinen um die Geliebte des Freiherrn von Zechau zu ſein. Soll ich ihr das Geld anweiſen wofern ſie Zechau verläßt? Gieb ihr zweitauſend Thaler, tauſend Thaler wäre ſchon übergroßmüthig.“

„Nein ich will nicht knauſern mit einem unverhofften Gewinn und zumal es die letzte Gabe iſt die ſie von mir empfängt, will ich mich als Edelmann zeigen.“

„Es ſei. Ihr Abſchied iſt viertauſend Thaler werth. Ich fürchte nur ſie nimmt die Summe, bleibt und ſpricht nicht einmal das erwünſchte nein.“

Dieſe Befürchtung erfüllte ſich wirklich. In Güte war von Caspar alles, durch Trotz gar nichts zu erlangen. Cordelia wollte nun einmal fort, und wie ungern er ſie auch ſcheiden ſah, war es ihm doch unmöglich mit einem einzigen freundlichen Wörtchen ſie zurückzuhalten. Weil ſie ihn nicht ſehen wollte meldete er ihr ſchriftlich in aller Kürze:

„Liebe Cordelia!

Einliegende Anweiſung laſſe dir von meinem Juſtitiar, dem Advocaten Reichmann in —— auszahlen. Um dir nicht im Wege zu ſein laſſe ich ſatteln und reite aus und werde, da du es vermeiden willſt mich zu ſehen, nicht eher wieder heimkehren als bis deine Abreiſe erfolgt iſt. Lebe wohl und reiſe glücklich.“

Dieſen lakoniſchen Abſchied übergab er verſiegelt einem Diener, der ihn der Kammerjungfer der Frau von Winkelfeld einhändigen ſollte.

Sein Araber ward vorgeführt und er griff nach Hut und Peitſche. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür und Cordelia nachläſſig gekleidet, ihr rabenſchwarzes Haar nur in einen Knoten gewunden und mit einem Kamm feſtgeſteckt, eilte an ſeine Bruſt und umſchlang ihn zärtlich.

Caspar fühlte ihre Thränen ſeine Wangen benetzen und weinend reichte ſie ihm die Anweiſung zurück.

Caspar war viel zu nobel ein einmal gegebenes Geſchenk zurückzunehmen.

„Wie weit willſt du deinen Eigenſinn denn treiben?" fragte ſie. „Wenn ich mein Wort zurücknehme dich zu verlaſſen, wirſt du doch auch dieſes beſchämende Papier zurücknehmen?"

„Cordelia! Wer trägt die Schuld von unſerer heutigen Morgen-Scene?"

„Soll ich etwa die Schuldige ſein?"

„Wer anders? Bin ich nicht noch immer in der Ungewißheit ob du die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes biſt?"

Mit Würde antwortet ſie: „Dieſes Buch iſt ein Werk der Einſamkeit. Allein Bücher haben Schickſale und das Schickſal dieſes Buches war ein glänzendes, das keine Weltdame es zu verſchmähen braucht. Meine Einſamkeit aber bleibt mein unbeſtrittenes Eigenthum und ich will ſie nicht preis geben. Ich wollte anonym bleiben. Welch ein Recht haſt du mir meine Maske abzureißen?"

„Cordelia! Wir ſind hier nicht auf Maskerade, daß du mir antworten kannſt Masken-Freiheit!"

„Allerdings! Masken-Freiheit! Die freie Frau hat keinen männlichen Beſchützer. Ihr Schutz und ihre Sicherheit ſind lediglich die Richtungen und Formen des heutigen Lebens und das ſind Maſken. Dieſe Maſken aber muß ſie für heilig und unverletzlich erklären, wenn ſie beſtehen will. Erkennt ſie heimlich und in der Stille etwas Höheres und Heiligeres an, als das Thun und Treiben der modernen Welt, ſo darf ſie das Niemanden verrathen. Ich verzeihe deine burſchikoſen Dreiſtigkeiten. Du haſt mich jetzt gedemüthigt, demüthige mich nun nicht ferner. Fordere nicht, daß ich meinen Charakter als freie Frau, wofür die Oeffentlichkeit mich anerkannt, aufgebe um deine Frau zu werden. Beſtehe wenigſtens nicht auf mein Jawort vor dem Altare mit eben der Zudringlichkeit womit du mir das Jawort abgedrungen, daß ich die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes bin."

Caspar wußte jetzt vollends nicht, was er davon denken ſollte. Allein ſie weinte und er konnte keine Thränen ſehen.

Als Reichmann vernahm, daß die feſtbeſchloſſene Trennung ganz den von ihm geweiſſagten Rückgang genommen hatte, ſprach er ſehr bedenklich:

„Caspar, Caspar! Hier ſteht mehr als Geld auf dem Spiele. Deine Ehre! Du kannſt dich lächerlich machen. Du lebſt hier auf deinen Gütern mit einer Frau die zwar von Stande, aber ohne Vermögen iſt, die zwar als Tages-Schriftſtellerin einen Anhang, aber auch einen zweideutigen Ruf hat. Ihre Anweſenheit hieſelbſt hat nicht nur die öffentliche Aufmerkſamkeit auf dich gelenkt, ſondern auch deinen vormaligen akademiſchen Ruf wieder in Erinnerung gebracht; ohnehin ſtehen wir mit der Regierung nicht zum beſten. Das kann einen Scandal geben der dich und dein Territorium blamirt. Thu was deines Amtes iſt. Lebe hier auf Zechau für dein Territorium und überlaſſe es den Literaten auf ihrem Territorium — den Zeitungen und Journalen — für die Geſinnung und die Bewegung zu ſorgen."

Caspar erwiederte: „Wenn ſie die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes iſt, was ich aber immer ſtark bezweifle, ſo gebe ich ihr eine Heimath auf meinem Grund und Boden und ſchütze ſie gegen alle Verfolgungen die ſie irgend heimſuchen können. Iſt ſie es aber nicht und hat ſie mich getäuſcht, was ich bald erfahren werde, ſo überlaſſe ich ſie ihrem Schickſale."

Noch am ſelben Tage ſchickte er ein Schreiben an die Verlagshandlung in der Reſidenz ab, welches eine Einlage enthielt: „An die freie Jungfrau, Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes.“ Es enthielt die Bitte an dieſelbe, ſich vor ihm zu demaskiren. Er rechtfertigte die Dreiſtigkeit ſeines Geſuches dadurch, daß ſein Name in der Oeffentlichkeit ſo häufig mit jenem Buche genannt würde und verbürgte endlich mit ſeinem Worte als Edelmann die Unverletzlichkeit eines jeglichen ihm anvertrauten Geheimniſſes.

Wenige Tage darauf langte ein Brief auf Zechau an, der mit einem Kelch und Kreuz von einer Sonne umgeben geſiegelt war. Auch das I. H. S. fehlte nicht. Cordelia reichte Caspar dieſen Brief und fragte lächelnd: „Stehſt du mit Miſſions-Anſtalten in Verbindung?“

Caspar erbrach das Schreiben; es enthielt die wenigen Worte:

„Ihnen allein wird ſich die freie Jungfrau nennen und ihr Wort eines Edelmannes wird ſie für unverletzlich wie das Beichtſiegel halten. Haben Sie nur die Gnade, die Gründe, welche Sie zu dieſer Anfrage bewogen deutlich anzugeben, indem kein Zweifel obwalten kann, daß ſelbige zwingend ſind.“

Dieſe Zeilen waren von dem berühmten Kanzelredner, dem Paſtor J— in der Reſidenz unterzeichnet.

Caspar's Züge hatten ſich in beträchtliche Falten gelegt. Er ſchaute Cordelia zweifelhaft an.

„Kennſt du Herrn Paſtor J— in der Reſidenz?“

„Wer kennt ihn nicht?“

„Alſo nur flüchtig.“

„Wie du willſt. Ich habe nur flüchtige Anwandlungen von Frömmigkeit.“

„Correſpondirſt du mit ihm?“

„Ja und nein! wie du willſt. Oder vielmehr wie ich will. Lieber Caspar! du geräthſt wieder in die Laune, daß ich dir erklären muß: Ich bin frei!“

Caspar ging verſtört, um dieſes Schreiben ſogleich zu beantworten um endlich ein Reſultat zu erlangen. Er ſchrieb:

„Von jeher war ich ein Verächter des zweiten Geſchlechts. Ich hielt die Frau durchaus für untergeordnet. Ja, ich bekenne ſogar, daß weibliche Reize mir mehr gegolten haben, als weibliche Tugend. Hat aber eine Frau ſolch ein Buch geſchrieben, wie das Glaubens-Bekenntniß, ſo geſtehe ich tief beſchämt meinen Irrthum ein, erkenne die Frau nicht nur in ihrer Gleichberechtigung mit dem Manne an, ſondern erblicke in ihrer häuslichen Einſamkeit etwas viel edleres und höherſtehendes als das öffentliche der ſocialen Schätzung und einem Marktpreiſe unterworfene Leben. Vorausgeſetzt, die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes ſei alt, häßlich, verwachſen, von Gebrechen, Muttermälern und Warzen entſtellt dermaßen, daß kein Mann zur Mutter ſeiner Kinder ſie erwählen dürfe, ſo würde ich ſie dennoch lieben, hochſchätzen und ſie ſtets um mich zu haben wünſchen, um mich der Leitung einer milderen und gerechteren Natur als ich bin, ganz und gar zu unterwerfen. Indeß nennt die öffentliche Meinung eine Verfaſſerin, die, weit entfernt davon abſchreckend zu ſein, mit einer körperlichen Anmuth geſchmückt iſt, welche eben ſo verführeriſch wie ihre geiſtige Erhabenheit gebieteriſch bekanntermaßen auf mich einwirkt. Und ich glaube ſie nicht nur zu kennen, ſondern auch zu lieben. Sollte ich mich jedoch täuſchen, ſollte auch die Welt getäuſcht ſein, dann hochwürdiger Herr, wenn ſie es für gut befinden die Welt ihrem mundus vult decipi zu überlaſſen, mich von den quälenden Zweifeln zu befreien; mich aus der grauſamen Täuſchung zu retten. Empfangen Sie hiermit mein Cavalier-Wort. Es iſt unverletzlich wie das Beichtſiegel."

Dieſer Brief wurde ſogleich einem ſicheren Boten anvertraut.

Allein die Antwort darauf blieb aus.

Caſpar harrte ihrer ſchmerzlich von Tage zu Tage, endlich verlor er die Geduld und ſein Verhältniß mit Cordelia würde ihm unerträglich geworden ſein, hätte nicht ein neues Abenteuer ſie wieder intereſſant für ihn gemacht.

Unter Cordelia's Behandlung war Othello ein non-plus-ultra geworden. Er hielt einen Wettlauf aus mit Nelſon, dem Vollblut-Araber, den Caſpar gewöhnlich ritt, und übertraf ihn bei weitem im Ueberſetzen. Keine Barriere war ihm zu hoch, kein Graben zu breit, das Voltigiren war ſeine Luſt und nur Cordelia durfte ihn reiten, die ihm allerlei Schmeichelworte in's Ohr flüſterte und ſeine Künſte mit großen Stücken Zucker belohnte.

An einem heiteren Sonntag-Nachmittag hatte Caſpar ſie eben in den Sattel gehoben. Während Othello, um die gewohnte zarte Laſt aufzunehmen, noch geſtreckt daſtand, hatten plötzlich alle Schweine ihre Stallthür aufgewühlt und kamen auf den Schloßhof heraus. Die harmloſen Ferkelchen liefen dem mächtigen Frieſen in ihrer Unſchuld zwiſchen die Beine hindurch. Schreiend eilten die Knechte herbei, um die Gitterpforten zu ſchließen, und das Gewimmel und Getümmel erzürnte den ſonſt ſo gelehrigen und lammfrommen Othello. Mit zwei Sätzen war er vom Hofe, ſchlug aus und bäumte ſich. Vergebens bemühte ſich die ſchöne Amazone ihn wieder zur Vernunft zu bringen. Caspar, der ihrer Sicherheit und Kunſtfertigkeit vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ, achtete für nöthig, ihr zu Hülfe zu kommen. Zwar warnte ſie und verbat ſich den unberufenen Beiſtand ausdrücklich. Dennoch aber nahte er ſchmeichelnd und beſchwichtigend dem Rappen. Dieſer ſah mit rollenden Augen ſcheu ihn an, ſpitzte die Ohren, öffnete die Nüſtern, that plötzlich einen Seitenſprung, ſchüttelte wild die Mähne und ſtob hierauf in geſtrecktem Galopp davon.

„Barmherziger Gott!“ rief Caspar, „der Frieſe hat die Stange zwiſchen die Zähne genommen, er geht mit ihr durch.“

Bevor er ſich auf ſeinen Vollblut-Araber ſchwang, der auch ſchon courbettirte und tanzte, war ſie ihm aus den Augen.

Am Morgen deſſelben Tages hatte die Frau Paſtorin von Zinsdorf zu ihrem Manne geſagt:

„Mir hat vergangene Nacht ſchon wieder von einer Elſter geträumt, die auf einem Grabſtein ſaß und während du beteteſt, ſich in eine weiße Taube verwandelte und davon flog. Du weißt, was das zu bedeuten hat.“

Der Paſtor von Zinsdorf war ein achtzigjähriger Greis und ſeine zahlreichen Kinder waren alle verheirathet. Die Söhne, lauter Theologen, lebten hie und da auf ihren Pfarren. Seine Töchter alle hatten Paſtoren oder Schulmeiſter, fern von ihm, geheirathet. Alle hatten wiederum zahlreiche Kinder. Er aber war mit ſeiner Frau allein und lebte nur für das Haus und die Bibel.

Mit ſonntäglicher Salbung erwiederte er:

„Ich ſollte denken, daß eine Elſter auf einem Grabſtein, die durch meine Fürbitte als reine Taube gen Himmel fliegt, eine in Sünden begriffene Seele ſei, die zerknirſcht durch meine fromme Salbung in aufrichtiger Reue, den heiligen Geiſt in ſich aufgenommen hat und dadurch dem Himmel wiedergewonnen iſt.“

„Nein,“ widerſprach die Paſtorin, „meine Träume ſind meine Träume und ich allein weiß ſie auszulegen. So oft ich dieſen Traum habe, erkrankt lebensgefährlich eine Perſon in unſerer Gemeinde und läßt in der Kirche für ſich beten. Ein Rabe bedeutet einen Mann und eine Elſter eine Frau. Wenn die Elſter auf einem Grabſtein ſitzt und fliegt als Taube über die Felder, ſo erfolgt Geneſung. Liegt aber tiefer Schnee und die Elſter frißt ſo lange Schnee, bis ſie zur weißen Taube geworden iſt und gen Himmel fliegt, ſo bedeutet das ein ſeliges Ende. Dieſe Träume treffen allemal zu, ſo oft ich ſie träume.“

Mit geiſtlich hausväterlichem Anſtand ſprach der Paſtor: „Den Seinen giebt es der Herr im Schlafe und du träumſt ſehr metaphoriſch.“

Nachmittags war Kaffee-Geſellſchaft von Paſtoren- und Schulmeiſter-Frauen und deren Töchtern. Der Traum der Frau Paſtorin war ein erwünſchter Stoff für die Geſchwätzigkeit und man erging ſich in Muthmaßungen, wen das Loos ſchwer zu erkranken und eines öffentlichen Fürgebets auf der Kanzel zu bedürfen wohl irgend treffen könne. Eine Frau mußte es ſein, denn das bedeutete die Elſter, und jede Frau, auf die das Geſpräch eben fiel, wurde in Betreff ihres Alters, ihrer Geſundheit, ihrer Lebensweiſe und ihrer Frömmigkeit genau in Betracht gezogen und begutachtet und jede Wahrſcheinlichkeit abgewogen, ob ſie durchkommen könne oder unterliegen müſſe.

Die jungen Mädchen, welche inzwiſchen am Fenſter ſaßen, neckten ſich, ſchäkerten und kicherten. Mit einem Male ſchrien mehre auf.

„Herr Jeſus! Herr Jeſus! Sie wird den Hals brechen.“

Auch die Mütter eilten an's Fenſter und ſagten: „Das iſt die wilde Fremde auf Zechau. Ein Mann, der ſeine fünf Sinne hat, wird nicht ſo reiten wie dieſes tolle M . . ſch.“

„Gott ſteh' mir bei!“ rief die würdige Frau Paſtorin von Zinsdorf. „Sie ſtampft meinen ſchönen Winterkohl in Grund und Boden. Herr von Zechau ſoll mir alles bei Heller und Pfennig erſetzen.“

In der That gewahrte man die tollkühne Cordelia auf dem rieſigen ſchaumbedeckten Rappen. Er hatte den Pfad verloren und das Ackerland behagte ihm nicht, er durchkreuzte es mit ungeberdigen Sprüngen, ſetzte über einen zehn Fuß breiten Mühlbach, erreichte das jenſeitige aufgedämmte Ufer und mit mächtiger Hufe tief ſich eingrabend erklomm er die Anhöhe.

Die wilde Reiterin war verſchwunden und man nahm die verlaſſenen Plätze wieder ein. Tiefes Schweigen herrſchte, das eben Geſehene mußte zuförderſt in Ruhe und Beſonnenheit beherzigt werden und der Paſtor ſprach:

„Meine Lieben! dieſe Reiterin, ſo ihr eben vorüber draußen ſahet, ſetzt nicht aus Tollheit und Unverſtand dermaßen ihre Glieder auf's Spiel, ſondern hat die Herrſchaft verloren über ihr gewaltiges Roß und wird von ihm auf und davon getragen. Ihr Leben iſt in Gefahr! wir wollen für ſie beten.“

„Ach, mein guter Mann!“ ſeufzte die Paſtorin. „Haſt du wohl beachtet, daß ſie ein ſchwarzes Reitkleid mit weißem Chemiſett und Manchetten trägt?“

„Ja! das habe ich beachtet und ſo oft ſie hier vorbeiritt, habe ich ſie nie in einem anderen Anzuge geſehen!“

„Ach! Ich muß immer unwillkürlich an die Elſter denken, die ich im Traume geſehen, und am Ende iſt ſie die Elſter, von der ich dieſe Nacht geträumt habe. Kann ein Frauenzimmer gefährlicher krank ſein, als ſie? Nicht nur ihr Leben ſchwebt in Gefahr, auch ihrer Seele droht ſicheres Verderben. Ach, lieber Mann, bete für ſie, eh' ſie in ihren Sünden dahinfährt; bete für ſie, wenn ſie auch kein Gebet beſtellt hat; bete für ſie und rette ihren Leib und ihre Seele, denn dein Gebet wird die ſündige Elſter in eine weiße Taube verwandeln, die gerettet und wohlerhalten über die Felder fliegt.“

Auf entlegenen Bauerdörfern iſt der Pfarrer eine heilige Perſon, der ſeiner Würde nichts vergeben darf und von einer profanen Perſon keinen Rath annehmen wird. Allein der Paſtor iſt allemal auch der Mann ſeiner Frau, welcher thut was ſie will und erfüllt was Gott ihr im Traume eingegeben hat. Der würdige Greis faltete daher ſeine Hände und tiefe Stille trat ein. Er ſprach eines der bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Gebete, nur daß er dem Himmel nichts von den Gutthaten der Gefährdeten erzählte, ſondern ſich auf deſſen Langmuth berief um ſeine Gnade für die Sünderin in Anſpruch zu nehmen. Ihre Rettung war ja von der Vorſehung beſchloſſen, das hatte ſeine chriſtliche Ehefrau im Traume geſehen und die Engel freuten ſich mehr über die Rückkehr eines verirrten Lämmchens zur Heerde als über die Treue von hundert nicht wankender Schafe.

Und o Wunder! Dieſes Gebet ging augenblicklich in Erfüllung.

Cordelia kam mit einem Male wieder zum Vorſchein auf ihrem gewaltigen Rappen, der keuchend und hinfällig mit dampfenden Nüſtern und fliegenden Seiten ſich endlich ausgetobt hatte, und wieder lammfromm geworden war. Sie hielt vor den hellen Fenſtern des Pfarrhauſes und rief den vielen Frauen und Mädchen, die hinausſchauten, zu:

„Wo iſt der Gaſthof hier?“

„Die Weiſſagung meines Traumes hat ſich wörtlich erfüllt!“ rief die Paſterin voll ſtolzen Selbſtgefühls.

„Mein Gebet iſt erhört!“ fügte der Paſtor hinzu. „Gerettet habe ich ihren Leib vor dem gefährlichen Sturze auf den Erdboden. Jetzt will ich mich waffnen mit Glaube und Salbung um auch ihre Seele zu warnen, vor dem gefährlicheren Sturz in den Abgrund.“

Cordelia wiederholte ungeduldig ihre Frage und der Pfarrer trat vor die Thür.

„Dieſes Haus,“ ſagte er, „iſt zwar kein Gaſthof, ſondern die friedliche Hütte eines gottesfürchtigen Geiſtlichen. Allein gaſtfrei ſteht dieſe Thür jedweden offen, weß Glaubens er ſei, mag er geiſtlicher oder leiblicher Erquickung bedürfen.“

„Sie ſind ſehr freundlich!“ meinte Cordelia. „Allein ich muß für meinen armen Gaul mehr ſorgen als für mich. Sehen Sie nur wie er dampft und keucht. In dieſem Zuſtande kann jeder Verzug tödtlich für ihn werden.“

„Auch für den Gaul ſoll geſorgt werden,“ ſprach der Pfarrer voll Würde und rief ſeinen Knecht.

Cordelia faßte die Zipfel ihres Reitrocks und glitt vom Sattel hernieder. Sie verlangte wollene Decken und half dem Knechte, wie ermüdet ſie auch war, ſie überzulegen. Sie folgte ihrem Rappen in den Stall, ordnete alles ſelbſt mit an und verhieß dem Knechte ein anſehnliches Trinkgeld, wenn er ſich pünktlich an ihre Vorſchriften hielte.

Darüber verging eine gute Viertelſtunde, endlich folgte ſie dem Paſtor in's Haus und in's Geſellſchafts-Zimmer.

Sie grüßte anmuthig, doch von den Frauen und Mädchen dankte keine, keine erhob ſich von ihrem Stuhl und mit gefalteten Händen und niedergeſchlagenen Augen blieben alle ſtill und unbeweglich ſitzen wie in der Kirche.

Cordelia als Dame von Welt verwunderte ſich über nichts und ließ ſich durch nichts ſtören. Sie hielt dies Betragen für bäuriſche Einfalt und verlangte der Frau Paſtorin vorgeſtellt zu werden. Der Ehren-Paſtor deutete auf ſie und ſprach: „Meine Frau.“

Die Paſtorin erhob ſich, machte einen leichten Knix und ſagte mit Geringſchätzung: „Madame! Mademoiſelle! Ich weiß nicht, wie ich Sie anreden ſoll.“

„Ich bin die verwittwete Baronin von Winkelfeld. Ach! ich bin zum ohnmächtigwerden angegriffen. Erlauben Sie, daß ich mich ſetze.“

Aber kaum machte ſie Miene ſich auf dem Sopha niederzulaſſen, als die beiden älteſten Paſtoren-Frauen, die ihn inne hatten, ſich augenblicklich erhoben und ſich auf Stühle ſetzten.

„O meine Damen!“ bat Cordelia, welche hierin auch nur eine übertriebene Höflichkeit erblickte. „Sie ſind zu freundlich. Der Sopha iſt breit genug für uns drei und ich will mich ſchon in Acht nehmen, ihnen mit meinem ſtaubigen Reitkleide zu nahe zu kommen. Entſchuldigen Sie mich, meine Beine tragen mich nicht länger.“ Hiermit ließ ſie ſich in eine Ecke des Sophas fallen und wurde leichenblaß.

„Wünſchen Sie eine Erquickung?“ fragte der Paſtor. „Eine Taſſe Kaffee etwa?“

„Wenn Sie ein Glas Wein haben, Herr Paſtor. Bedenken Sie, welch einen unfreiwilligen Ritt ich machte. Wie weit iſt von hier bis Zechau?“

„Zwei ſtarke Stunden.“

„Vier ſtarke Stunden die Kreuz und Quer hat mein unermüdlicher Rappe mich ventre a terre getragen. Ein ſo ſchweres gewaltiges Thier hält das ſonſt kaum eine Viertelſtunde weit aus. Dieſer Othello iſt ein Monſtrum. Er nimmt es mit einem Renner auf.“

Der Paſtor beſtellte Communionwein, der auf dem Lande, wo reiche Bauern communiciren, gar nicht übel ſein darf.

Die Paſtorin brachte Wein, war aber nicht zu bewegen ihn der Erſchöpften zu präſentiren. Der Paſtor mußte die Honneurs machen und auch darin erblickte Cordelia weiter nichts als linkiſche Blödigkeit. Vor allen Dingen that ihr eine Erquickung Noth und mit wahrem Heißhunger griff ſie nach dem Kaffeekuchen und tauchte ihn in den Wein.

Bald rötheten ſich ihre Wangen und blitzten ihre Augen wieder und lächelnd wandte ſie ſich an den Paſtor:

„Wie Sie ſehen, nehme ich mit herzlichem Danke an, was mir hier ſo freundlich geboten wird und bitte nur, mich nicht für unbeſcheiden zu halten, weil ich ſo dreiſt zugreife. Ganz ungewöhnliche Umſtände haben mich in dieſes gaſtliche Haus geführt und dieſe werden mich entſchuldigen. Es iſt nicht zum erſten Male, daß ein Pferd mit mir durchgeht, aber ſo viel wie Othello hat mir noch kein anderes Thier zu ſchaffen gemacht.“

„Gnädige Frau!“ begann der Paſtor feierlich. „Ohne Gottes Willen fällt kein Sperling vom Dache und ſchießt kein Hälmchen aus dem Boden. Daß Ihr Pferd heute mit Ihnen durchging, daß es Sie hierher brachte in das ſtille Haus eines ſchlichten alten Geiſtlichen, geſchah auch nur durch Gottes Willen und iſt ein Werk der Vorſehung, die Ihrer gedenkt und ſich Ihrer erbarmet hat.“

Jetzt erſt ſtutzte Cordelia, ſie ſchaute ſich im Zimmer um und gewahrte nur niedergeſchlagene Augen und gefaltene Hände. Alles war ſtill und unbeweglich wie in der Kirche. Der Paſtor fuhr fort:

„Sehr vergleichbar einem mächtigen Rappen gleich dem Ihrigen — ſehr vergleichbar ſolch einem ſchwarzen Ungethüm iſt der böſe Feind, der ſchon im Paradieſe als Schlange auftrat und in heutiger Zeit mehr denn je als brüllender Löwe umhergeht. O, wer ſich vorwitziger Weiſe gelüſten läßt, dieſen Höllengaul zu beſteigen, in der Meinung, er würde ſich leicht zügeln und bändigen laſſen: der iſt ein verlorner Reiter. Denn die Natur des Menſchen iſt ſündig und verderbt und ſitzt nicht allzufeſt im Sattel, und Gottesfurcht und Frömmigkeit, dieſe einzigen Zäume und Zügel, um den finſteren Hengſt zu bändigen, ſind nicht bei jedermann von tüchtigem und haltbaren Lederwerk, ſondern meiſtentheils morſches verpfuſchtes Riemenzeug. Es reißt wie man es anſtrafft und dann iſt der Reiter nicht mehr Herr ſeines Gaules, ſondern der Gaul Herr ſeines Reiters. Er trägt ihn nicht dahin wohin er gelangen möchte: in den Himmel. Nein! Trotz alles Sträubens und Zappelns trägt jener finſtere Gaul den Reiter dahin wohin er nicht gelangen will — in ſeinen Stall: in die Hölle.

Nach dieſer Einleitung machte der Paſtor eine Pauſe und Cordelia nahm das Wort:

„Herr Paſtor! Ich verſtehe Sie nicht. Mich dünkt, Sie ſchmähen meinen Othello. Er iſt kein teufliſches, ſondern ein göttliches Thier und findet ſeines Gleichen nicht in der ganzen Welt. Es iſt wahr, er hat geſündigt, er iſt mit mir durchgegangen, aber wir haben alle unſere Fehler.“

„Mißverſtehen Sie mich nicht, geliebte Tochter, oder vielmehr mißdeuten Sie nicht abſichtlich ein Gleichniß, deſſen ich mich bediene, um Ihnen einleuchtend zu machen, daß die Vorſehung ſich Ihrer erbarmt und Ihre Rettung beſchloſſen hat. Ich rede zu Ihnen im Namen des Herrn, welcher mir eingegeben hat, bei Ihrem Herzen anzupochen und Ihr Gewiſſen wach zu rufen. Den Pfad des Heiles will ich Ihnen zeigen, armes verirrtes Weltkind.“ — Um dieſe Behauptung zu unterſtützen, berief er ſich auf den Traum ſeiner Frau und daß er auf den erſten Blick in der auf Leben und Tod daherſprengenden Reiterin diejenige Perſon erkannt habe, die er durch ſeine Fürbitte am

Leben erhalten und durch ſeine geiſtliche Zuſprache für den Himmel gewonnen werden ſollte. „Ein Theil dieſes Traumes iſt bereits in Erfüllung gegangen,“ fuhr er fort. „Ich hatte kaum mein Gebet vollendet, als die Erhörung ihm auf dem Fuße folgte und der verwilderte ungeſtüme Rappe, gleichſam durch ein Wunder gebändigt und zu Gehorſam gebracht, mit ſeiner erſchöpften Reiterin zurückkehrte.“

Cordelia verlor nicht leicht ihren Gleichmuth. Nur von Pferden durfte niemand zu ihr reden, der kein Reiter war.

„Herr Paſtor!“ rief ſie. „Ein Pferd, was ich reite, iſt mein Werkzeug und ich weiß ihm die Luſt zu vertreiben ein Werk der Vorſehung abgeben zu wollen. Wenn ſie ohne Kappzaum, Candare und Peitſche durch Ihr Gebet Pferde bändigen können, Mort Dieu! ſo werden Sie Ober-Stallmeiſter, das iſt einträglicher als eine Dorfpfarre.“

Dieſe Worte und beſonders der franzöſiſche Fluch brachten mit einem Male Leben und Bewegung in die ſonntäglich ſtille Kaffee-Geſellſchaft. Die Frauen ſprangen von den Stühlen auf und rangen die Hände und die jungen Mädchen weinten.

„Ach, die arme unglückliche Dame,“ rief die

Eine. „Möge Gott doch ihrer ſich erbarmen und ihr Glauben ſchenken.“

„Schickt doch die jungen Mädchen fort aus dem Zimmer!“ ermahnten die Anderen. „Sie dürfen dergleichen nicht hören. Solch ein Beiſpiel iſt anſteckend.“

Indeſſen hatte Cordelia ihre Uebereilung ſchon eingeſehen und es verdroß ſie, ſich in Gegenwart ſo einfacher Paſtoren-Frauen vergeſſen zu haben. Vornehm und mit verbindlichem Lächeln wandte ſie ſich zu dem Pfarrer:

„Verzeihung, Wohlehrwürden. Ich habe Urſache Ihnen dankbar zu ſein, denn Sie haben mich gaſtlich aufgenommen und dafür bleibe ich Ihre Schuldnerin. Wenn auch Ihre frommen Reden mir nicht einleuchten, ſo weiß ich doch, ſie ſind gut gemeint. Ich bin ſo gottlos nicht, dies Werkzeug der Vorſehung in Ihnen zu verkennen, bei dem ich und mein Othello eine Zuflucht fand. Mein Othello aber iſt ein Capital-Pferd. Herr von Zechau läßt ihn nicht für tauſend Ducaten und Othello's nächſte Vorſehung bin ich, denn auf Ihren Knecht kann ich mich nicht verlaſſen. Jeder hat ſeinen Beruf. Behüten Sie Ihre Schafe, ich ſorge für meinen Gaul. Ich bitte allerſeits um Entſchuldigung.“

Hiermit erhob ſie ſich und ging in den Stall.

„Die iſt noch nicht verloren,“ meinten die alten Prediger-Frauen. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die fromme Zuſprache unſeres Herrn Paſtors ſie retten wird.“

„Nein!“ erwiederte der Greis. „Sie iſt mehr Teufel als ihr Gaul, denn Hofart und Weltluſt reden aus ihr mit einer ſolchen Leichtfertigkeit und Spitzfindigkeit, daß ſie mich aus dem Concept bringt.“

Aber die Paſtorin berief ſich auf ihren Traum, der erſt halb in Erfüllung gegangen war. Denn die Elſter konnte zwar ſchon wieder über die Felder fliegen, allein ſie war noch lange nicht zur weißen Taube geworden. Auch die übrigen Frauen legten ihre Fürbitten ein und ein Landgeiſtlicher iſt gewohnt nachzugeben. Eben wollte der Greis verſprechen noch einmal ſein Beſtes zu verſuchen, als der Knecht eintrat und noch um ein Tröpfchen Wein für die gnädige Frau Baronin bat.

Der Paſtor ſchenkte ein und ſchickte ſeinen Knecht mit dem Präſentirteller fort. Allein es befrembete ihn doch, daß die Frau Baronin ihren Wein in den Stall trinken wollte. Er folgte ſeinem Knechte und der Anblick, der ſich ihm im Stalle darbot, betrübte ihn auf’s tiefſte.

Othello hatte den Kopf ſeitwärts gebogen und ſchaute mit den klugen Augen ſeine Herrin ſo fromm und demüthig an, als wollte er ihr alle ſeine Ungezogenheiten abbitten. Mit aufgekrämpten Lefzen und hervorgeſtreckter Zunge bettelte er um einen Trunk Waſſer. Das aber durfte er nicht haben und Cordelia tauchte ihre Finger in den Wein und benetzte damit ſeine Lefzen und wenn er ſeine Zunge ausſtreckte, goß ſie ihm einige Tropfen darauf, die er gierig einſog.

Niedergeſchlagen und mit bedenklichem Kopfſchütteln kehrte der Paſtor in's Zimmer zurück.

„Nein! das iſt zu arg," ſeufzte er. „Es iſt zwar eine friſche Flaſche. Der Wein iſt noch nicht geweiht, um Blut des Herrn für fromme Chriſten zu ſein. Aber ein Frevel bleibt es dennoch und an ihr iſt Hopfen und Malz verloren."

„Was iſt der Frevel?" fragte die Paſtorin.

„Sie läßt ihren Gaul Communion-Wein ſaufen."

Die Frauen ſprangen von ihren Stühlen auf, ſchauten händeringend gen Himmel und ſeufzten: „Communion-Wein einem Gaul!"

„Mag ſie im Stalle bleiben," ſagte der Pfarrer, „ich hole ſie nicht wieder hierher."

Aber draußen erhob ſich eine Staubwolke und ein ganzer Trupp Reiter ſprengte auf das Pfarrhaus zu.

Es war Caſpar an der Spitze mehrer jungen Cavaliere, reicher Bauerſöhne, und überall wo er Erkundigungen nach ihr einzog hatte er die lebhafteſte Theilnahme für Cordelia. Man ließ es ſich nicht nehmen gleichfalls auf ſeinem beſten Pferde ihm ſuchen zu helfen um nöthigenfalls auch der kühnen Reiterin in jeder Gefahr Beiſtand leiſten zu können.

Endlich fand man ihre Spur und hatte die gewiſſeſte Kunde, daß Roß und Reiterin wohlerhalten auf dem Pfarrhof zu Zinsdorf angelangt ſeien. Hier aber blieb alles ſtill und weder Cordelia noch ihr Rappe gaben das mindeſte Zeichen ihres Vorhandenſeins von ſich.

Caſpar ſchaute durch die großen hellen Fenſter des Pfarrhauſes. Er ſah die gottesfürchtige Kaffee-Geſellſchaft in müſſig-feierlicher Sabbathruhe daſitzen.

„Barmherziger Gott!“ rief er. „Ein Unglück iſt geſchehen. Dieſe andächtige Stille bedeutet Trauer und niemand kömmt mir entgegen, weil man den Muth nicht hat mir die Unheilskunde zu überbringen!“

Er ſchwang ſich vom Roſſe und ſtürmte in's Zimmer. Er grüßte nicht und auch die Anweſenden blieben unbeweglich und feierlich ſitzen.

„Um Gotteswillen! Wo iſt Frau von Winkelfeld?“ fragte er beklommen. „Welch ein Unglück iſt geſchehen? Sagen ſie mir alles ich bin auf alles gefaßt!"

Der Paſtor nahm das Wort. „Wie es um die Seele der gnädigen Frau Baronin ſteht, will ich nicht ſagen. Allein —"

„Alſo todt! todt!" ſchrie Caspar.

„Nein!" verſetzte ſalbungsvoll der Greis; „vielmehr befindet ſie ſich munter und wohlauf, bei ihrem Rappen in dem Stalle."

„Aber wo iſt ſie? wo iſt der Stall, wo iſt der Rappe?"

In dieſem Augenblicke ſtießen die jungen Cavaliere und Bauern draußen ein Freudengeſchrei aus und ſchwangen ſich von ihren Roſſen.

Cordelia war erſchienen, ſie eilte in's Zimmer und rief: „Hier bin ich!"

Caspar ſchloß ſie freudig gerührt in ſeine Arme und herzte und küßte ſie zum Entſetzen und Aergerniß der Paſtoren- und Schulmeiſter-Frauen, die ihre Augen und noch weniger ihre Töchter zu laſſen wußten um einen ſolchen Scandal nicht mit anzuſehen.

Endlich hatten die jungen Herren draußen ihre Pferde angebunden und traten einer nach dem anderen in das helle reinliche Zimmer um Cordelia zu begrüßen und zu becomplimentiren.

„Gemach meine Herren!" ſprach ſie. „Stören wir hier nicht. Es iſt Sonntag und wir ſind in einem geiſtlichen Hauſe. Dieſer ehrwürdige Herr hat mich gaſtlich aufgenommen und gepflegt und für mich und mein Pferd gebetet.“

„Für Ihr Pferd? gnädige Frau!“ — wandte mißbilligend der Pfarrer ein.

„Für ihr Pferd!“ ſeufzten die Frauen und hoben Hände und Augen gen Himmel!

„Ich bitte meine Worte nicht allzugenau zu nehmen und noch weniger ſie übel zu deuten. Dieſe Herren werden mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Nicht wahr meine Herren, ich bin kein Kind, das ſich vorwitzig in Gefahr begiebt, ich kann reiten. Meine Rettung iſt daher kein Wunder. Aber ein mächtiges, feuriges junges Thier wie Othello, konnte von ſolchem Ritt den Tod auf der Stelle haben. Den Himmel ſei Dank, er iſt gerettet.“

Othello wurde in dieſem Augenblicke vorgeführt und Cordelia deutete mit der Gerte aus dem Fenſter.

„Da ſehen ſie nur, er iſt unverwüſtlich! — Leben Sie wohl Herr Paſtor. Sie tragen den Prieſterrock und ich das Amazonenkleid, und verſchiedener noch wie unſere Gewänder ſind unſere Grundſätze und Geſinnungen. Ich weiß jedoch, daß alles was Sie mir geſagt haben gut gemeint war und bitte, daſſelbe auch von mir zu denken. Laſſen Sie ſich recht bald einmal auf Zechau ſehen. — Leben ſie wohl meine Damen. Meine Herren! Aufgeſeſſen! wenn's beliebt.“

„Wie, Cordelia!“ rief Caspar, „du willſt ſchon wieder zu Pferde?“

„Sacre Dieu! Eh' Othello ſich erkältet!“

Mit dieſem Fluche verließ ſie das Pfarrhaus und die Paſtorinnen und Schulmeiſterinnen ſahen aus dem Fenſter wie ſie ſich mit dem linken Fuße auf Caspar's flache Hand ſich ſtellte um ſich in den Sattel heben zu laſſen.

„Welch ein Scandal!“ ſeufzten ſie.

Cordelia trabte voran und Othello griff wieder ſo feurig aus, daß die Herren nur im Galopp folgen konnten.

Der Knecht trat in's Zimmer zu dem Paſtor und ſagte ſchmunzelnd: „Ein Capital-Pferd! eine liebe gnädige Frau! Sie hat mir einen Louisd'or Sattelgeld gegeben.“

Aber die Paſtorin hieß ihn ſchweigen und hinausgehen und die Frauen erſchöpften ſich in Schmähungen wider die gottloſe Amazone. Sie behaupteten ſteif und feſt, der prächtige Othello ſei eine Art Dämon, dem ſie alle kirchliche Wohlthaten weihen müſſe, die man ihr aus chriſtlicher Barmherzigkeit anböte. Deshalb habe ſie, weil der Herr Paſtor für ſie gebetet, gegen ihn behauptet, er habe für ihr Pferd gebetet, deshalb ſei ſie, weil der Herr Paſtor ihr Communion-Wein eingeſchenkt, damit nach dem Stalle gegangen um ihren Gaul communiciren zu laſſen. Deshalb habe ſie, wie der Herr Paſtor von der Vorſehung ſprach, ihm geantwortet: „Behüten Sie ihre Schafe, ich behüte meinen Gaul. Deshalb habe ſie, weil der Herr Paſtor ſeine geiſtliche Würde geltend machte, ihm geantwortet: Werden Sie Stallmeiſter, es iſt einträglicher als Dorfpfarrer zu ſein. Mit einem Fluch ſei ſie eingetreten in das heilige Pfarrhaus und mit einem Fluche habe ſie es verlaſſen wobei ſie dem Herrn Paſtor jedesmal mit der Peitſche gedroht.

So erfand man denn eine abſcheuliche Hexen-Geſchichte, welche vor Zeiten hingereicht haben würde jemand auf den Scheiterhaufen zu bringen. Denn um geringeres ſchon wurde man damals gefoltert und verbrannt. Auch hier genügte ein unbedeutender Vorfall die unangenehmſten Folgen herbeizuführen und friedfertige einfache Bauern zu Haß und Zwietracht aufzureizen.

Ein Dorfgeiſtlicher hält auf Wunder. Es iſt gleichſam kirchliche Ehrenſache, daß hin und wieder dergleichen geſchehen. Der ehrwürdige Paſtor von Zinsdorf ließ es ſich durchaus nicht nehmen, daß lediglich ſeinem Gebete Cordelia ihre heilen Glieder verdanke, und bei ſolcher Gelegenheit ſtehen ſich Geiſtliche bei. Jeder verbreitet nach Kräften was die Gottesfurcht zu befördern und den Glauben zu ſtärken dient. Mit wahrhaft fanatiſchem Eifer ging daher jene abſcheuliche Geſchichte von Munde zu Munde.

Cordelia ward darin als ein Ungeheuer von Gottloſigkeit und Frevelhaftigkeit geſchildert und ohnedies war ſie eine Ausländerin, welche mit einem ſtolzen jungen Gutsherrn in einem verbotenen Verhältniß lebte. Grund genug ſie nicht zu ſchonen und einen Stein des Anſtoßes und Aergerniſſes in ihr zu erblicken. Wo ſie ſich zeigte erhoben ſich Flüche, Scheltworte, Drohungen, hie und da flog auch ein Stein nach ihr und wenn auch Caspar dieſen Unfug auf's ſchärfſte verfolgen ließ und ſeine Gutsnachbaren ihm trefflichen Beiſtand darin leiſteten, ſo konnte man immer doch nur einzelne Frevler entdecken und zur Strafe ziehen, was den Volkshaß nur vermehrte.

Auch die Dorfgeiſtlichen verſuchten jetzt aus allen Kräften dem Unfug zu ſteuern, den ſie ſelbſt hervorgerufen hatten. Umſonſt. Man glaubte einmal die gräuliche Hexen-Geſchichte und wollte ſie ſich nicht wieder ausreden laſſen.

Daß ſich endlich auch die Journale darin miſchten um Partei für die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes zu nehmen, verſteht ſich von ſelbſt und der alte Paſtor von Zinsdorf, der durch ſein Gebet Roſſe zu bändigen behauptete, mußte in ſeinem achtzigſten Jahre noch den freiſinnigen Spöttereien als Zielſcheibe dienen.

Cordelia fing endlich ſelbſt an ſich aus einer Gegend fort zu ſehnen, in welcher ſie unverſchuldeter Weiſe ſo mißliebig geworden war. Auch die Behörden fingen an aufmerkſam auf ſie zu werden und eine Landes-Verweiſung ſchien ihr bevor zu ſtehen, zugleich liefen auch einige Nachrichten über ihr früheres Leben ein, welche nicht eben ſehr vortheilhaft lauteten. Sie war nicht von vornehmen Eltern ſondern vielmehr ein Findelkind; ein Kunſtreiter adoptirte ſie und bis zu ihrem ſechzehnten Jahre war ſie die Zierde der Manegen in allen europäiſchen Hauptſtädten. In ihrem ſechzehnten Jahre heirathete ſie einen adligen Taugenichts, und machte in den Salons Figur bis die vornehmen Gaunereien ihres Eheherrn eclatirten. Ob ſie mit ihm einverſtanden war oder nicht, blieb unermittelt, denn in höheren Kreiſen kömmt dergleichen nicht zur Unterſuchung, noch weniger zur öffentlichen Kunde. Was für ſie ſprach war, daß ſie ſich von ihrem Manne ſcheiden ließ, der, nachdem er aus den Salons verwieſen war, in Bädern öffentlich Bank hielt, und wegen falſchen Spiels zu Baden-Baden von einem Polen an der Bank erſtochen wurde.

Alle dieſe Nachrichten machten aber nicht den geringſten Eindruck auf Caspar und um keinen Preis wollte er ſie jetzt von ſich laſſen. Es war ſeinem Stolze und ſeinem Starrſinn völlig entgegen ſich von einer Regierung oder von dem Volke eine Geliebte abzwingen zu laſſen. Eben jetzt war ſie ihm lieber als je.

Darüber kam der Winter heran, der Schnee lag hoch und der Boden war feſt gefroren. Caspar hatte eine große Treibjagd veranſtaltet wozu Herren und Frauen aus der Umgegend weit und breit herbeikamen. Beſonders viele Damen fanden ſich ein denen dieſes Vergnügen noch neu war.

Paarweiſe zogen die Schützen aus. Jeder führte eine Dame. Cordelia hatte Reichmann's Arm genommen.

„Das wird mich ſchützen,“ ſagte ſie zu ihm. „Und man wird nicht wagen mich zu inſultiren wenn ich am Arme des Gerichts-Directors gehe.“

Als ſie aber durch's Dorf zogen, erhoben ſich aus dieſem und jenem Gehöft doch einzelne Stimmen von Knaben oder Weibern, welche ein häßliches Scheltwort gegen Cordelia ausſließen und als man um eine Ecke bog, flog ſogar ein Stein nach ihr und traf den Hut des Gerichts-Directors. Der Thäter war natürlicherweiſe auf ſchleunige Flucht bedacht geweſen.

Es war ein Glück. Denn Caspar hatte ſchon die Flinte gehoben um ihm eine Ladung Schrot in die Beine zu jagen. Er rief den Gerichtsdiener und machte ihn verantwortlich für das Geringſte was noch vorfallen ſollte, wofern er den Schuldigen nicht zur Stelle ſchaffte.

Dann wandte er ſich an die reichen Bauern welche mitzogen. — „Euer Gutsherr iſt auf ſeinem eigenen Grund und Boden mit ſeinen Gäſten vor Beſchimpfungen nicht ſicher? Schämt ihr euch nicht, eure Brut und Geſinde nicht im Zaum zu halten. Ich ſchäme mich eurer, ihr ſeid keine Menſchen mit denen ein Mann von Stande ſich abgeben kann.“

„Wenn ich ihn jetzt zu beſänftigen ſuche,“ ſagte Cordelia zu Reichmann, „ſo vermehre ich nur ſein zorniges Sich-gehen-laſſen. Er duldet einmal keinen fremden Einſpruch, ſei er auch noch ſo gut gemeint. Ich nehme Sie zum Zeugen jetzt Herr Reichmann, und wie wir auch mit einander ſtehen mögen, werden Sie mir Recht geben, daß ich als die unverſchuldete Urſache ſolcher Auftritte, hier nicht länger weilen darf.“

Die Schützenlinie hatte ſich ebenfalls in einer bunten Reihe gebildet. Cordelia hatte ihren Stand zwiſchen Caspar und Reichmann genommen. Beide ſchoſſen nicht ſonderlich; überhaupt ward das Wild auf dieſer luſtigen Jagd nicht allzuſehr mitgenommen. Die Frauen wandten ſtets den Kopf wenn ihre Flinte losging und den Knall begleitete ein luſtiges Aufkreiſchen und Gelächter. Cordelia aber ſchoß ihren Haſen ſo gut wie einer und ließ das Wild immer erſt ſchußrecht kommen. „Schlecht, nachgeſchoſſen,“ rief ſie laut, wenn nach ihrem Schuß ein zweiter unwirkſamer fiel und ſie lachte und ſpottete herzlich, wenn die Schüſſe wie Peloton-Feuer ſich folgten und die Haſen dennoch bei den Treibern durchbrachen.

Nach der Jagd ging man zu Tiſche. Und Cordelia die, wie immer anmuthig die Honneurs machte hatte Reichmann den Ehrenplatz bei der alten Frau von Zechau angewieſen. Rechts von ſeiner Mutter ſaß Caspar.

„Weißt du auch mein Junge,“ begann Reichmann zu ihm, „daß ich mich mit deiner Baronin völlig auszuſöhnen anfange?“

„Das iſt mir lieb!“ ſagte Caspar.

„Solch ein Frauenzimmer giebt es nur einmal auf der Welt. So viel Geiſt und Geſchicklichkeiten, ſo dreiſten Humor mit Artigkeit, ſo ausgelaſſenen Muthwillen mit vornehmer Liebenswürdigkeit findet ſich ſo leicht nicht wieder beiſammen. Schade, daß ſie nicht an ihrem Platze ſteht.“

„Sie iſt hier an ihrem Platze und ſoll es bleiben,“ meinte Caspar. „Die Bauern ſollen mir den Unfug theuer bezahlen.“

Er rief einige derſelben beim Namen auf. — „Wißt ihr was Neues? Leute! Ich will mich nicht länger der Einführung der Regierungs-Edicte widerſetzen, wegen Beſchränkung der Sonntags-Vergnügungen und Schließung der Läden und Schenken während des Gottesdienſtes. Die Wirthſchaft hier iſt zu arg, ihr ſollt einmal erfahren was es heißt der Strenge von Beamten und Gendarmen unterworfen zu ſein, und bei jeder Gelegenheit Strafe zu zahlen. Nach dem was heute vorgefallen iſt, wird euch das nicht ſchaden.“

Ein tiefes langes Schweigen erfolgte, endlich nahm Cordelia das Wort: „Auf dieſe Weiſe leidet der Unſchuldige ſtatt des Schuldigen. Es hätte allerdings mehr geſchehen können den Unfug zu unterdrücken, veranlaßt aber haben ihn für nichts und wieder nichts die Dorfgeiſtlichen.“

„Es iſt mein feſter Wille,“ fuhr Caspar fort, „und ich bin es meiner Ehre ſchuldig, den Uebermuth meiner Inſaſſen, der ſelbſt mich nicht verſchont, länger nicht in Schutz zu nehmen. Und was auf Zechau geſchieht wird auf anderen Gebieten nachgeahmt.“

„Durch dieſe Maßregel aber geſchieht dem kirchlichen Uebermuthe Vorſchub und es giebt ein anderes Mittel um der Geiſtlichkeit zu beweiſen, daß ihre Denkungsart mit unſerer heutigen fortgeſchrittenen Bildung nicht mehr übereinſtimmt.“

„Welch ein Mittel wäre das?“

„Man tritt aus dem Kirchen-Verbande, wie es die Landesgeſetze jeglichem freiſtellen. Ich habe mir hier einige Stellen aus dem Glaubens-Bekenntniß der freien Jungfrau geſammelt, umgeſchrieben und in Verbindung miteinander gebracht, welche einen ſolchen Austritt nach den herrſchenden Tages-Anſichten rechtfertigen.“

Sie ließ ſich ein Portefeuille reichen nahm ein ſauberbeſchriebenes Papier heraus und begann:

„Ich glaube an den Gott, den Newton glaubte. Newton, welcher die Geſetze beſtimmte, nach welcher die Himmelskörper ſich bewegen und der von ſeinem Studier-Zimmer aus ihre Bahnen und ihren Umſchwung je nach ihrer Größe, Form und Sonnenferne berechnete und in deutlichen Zahlen-Verhältniſſen feſtſtellte. Dieſer Gott iſt nicht der abſolute des alten Teſtaments, welcher uns ſein Wort octroyirt hat, wozu wir den Glauben als unverdiente Gnade vom Himmel erflehen müſſen. Es iſt auch nicht der communiſtiſche Gott des neuen Teſtaments, der mir den zweiten Rock zum beſten der Armen abſpricht und mir befiehlt, den, der mir den einen Backen ſchlägt nicht injuriarum zu verklagen, ſondern auch den anderen Backen zur beliebigen Verfügung zu ſtellen. Der Gott den ich glaube — und ich habe keinen anderen neben ihm — der Gott iſt ein rein conſtitutioneller Gott, welcher nach Geſetzen herrſcht die in der ganzen Unermeßlichkeit all überall dieſelben ſind, und der ſeinem Weltall eine unabänderliche Verfaſſung für die Ewigkeit gegeben hat. Auch die geſelligen Zuſtände ſind ein Werk der Allmacht und die Rechte des Einzelnen — welche das Chriſtenthum läugnet — müſſen mit den Pflichten gegen Gott und Nebenmenſchen in einen geſetzlichen oder wiſſenſchaftlichen Einklang zu bringen ſein. Dieſes ſociale Geſetz zu entdecken iſt das Streben der Geſammt-Menſchheit, mögen es Fürſten und Machthaber fördern und unterſtützen, mögen ſie in unabänderlichen Geſetzen, in unwiderruflicher Verfaſſung uns dieſen „Himmel auf Erden“ gewähren. Dies ſei unſer Morgen- und Abendgebet.“

„Das unterſchreibe ich,“ ſagte Caspar. „Dieſen Gott glaube ich auch.“

„Wie jeder gebildete Mann,“ fügte jemand aus der Geſellſchaft hinzu.

Cordelia fuhr fort: „Ich glaube an die Unſterblichkeit, welche Leibnitz lehrte; an die Fortdauer der Monade, welche die milde Hand der allernährenden Natur zu einer höheren Beſtimmung fördert. So wenig aber der Knabe die Liebesſehnſucht in der Bruſt des Jünglings ahnen darf, ſo wenig wie die Jugend die Weisheit und Erfahrung des Greiſenalters begreift, ſo wenig dürfen wir, ſo lange wir leben, das Weſen dieſer Fortdauer ahnen und ſo wenig können wir uns einen Begriff von einem zweiten Leben machen. Keine Zukunft läßt ſich berechnen, am wenigſten die ewige erforſchen. Ahnung träumt, die Phantaſie ſpielt nur und Verheißungen ſind Betrug.

Der Phantaſie-Himmel und die Phantaſie-Hölle ſtammen aus dem Orient, der Heimath der Märchen von tauſend und einer Nacht. In jenem milden Clima, wo die Luft von gewürzreichen erhitzenden

Düften geſchwängert iſt, läßt ſich herrlich von einem offenen Himmel träumen den man mit Engeln und Heiligen bevölkert und weil Contraſte reizen und der Feinſchmecker ſich ſeinen Teller mit asa foetida abreibt um die Leckereien die er genießt noch beſſer zu würdigen — ſo würzt man ſich auch die Wonnen der Seligkeit und die Entzückungen des Paradieſes mit den Schreckniſſen und Qualen der Verdammniß und mit den aberwitzigen Zerrbildern und grauenhaften Fratzen von Teufeln, Geſpenſtern und Hexen.

Dieſe Phantaſien, welche für Religion und Glaube ſich ausgaben, dieſes Bibel-Chriſtenthum, welches das Eigenthum ſo wie das Daſeinsrecht des Einzelnen in Abrede ſtellt, inſofern es die Sorge für ſeine Seele als einzige hienieden zu löſende Aufgabe anerkennt; — dieſe Phantaſien gaben Anlaß zu den unerhörteſten Betrügereien womit jemals der Name des Herrn gemißbraucht wurde. Sie gaben Anlaß zum Reliquien- und Ablaß-Handel und was mehr noch ſagen will zu privilegirten geiſtlichen Erbſchleichereien, die man ſich obendrein für Tugenden und himmliſches Verdienſt anrechnet. Keine communiſtiſche Lehre kann dem Privat- und öffentlichen Eigenthum ſo gefährlich werden wie dieſe Unſterblichkeits-Lehre. Ingleichen ergiebt ſich aus einem flüchtigen Ueberblick der vergangenen Jahrhunderte, daß der Glaube an Gott und Teufel anhaltendere und ſchlimmere Folgen hatte, als irgend welche Anarchie. Wir verdanken ihm Inquiſitionen, Bartholomäus-Nächte. Dreißigjährige- und Bürger-Kriege. Vater-, Bruder- und Fürſten-Morde. Kurz, dieſer Glaube verwandelte die friedfertige Menſchheit in ein mordluſtiges, blutdürſtiges Geſchlecht von Räubern und Henkern. Es giebt alſo nichts dem Leben und Eigenthum gefährlicheres als dieſer Glaube an Gott und Unſterblichkeit.

Die Fürſten wiſſen ſtaatsgefährliche Ideen unſchädlich zu machen, indem ſie ſie von der Cenſur ſtreichen laſſen. Hiermit ſind ſie keineswegs in Nichts aufgelöſt und ihre Wahrheit geläugnet, ſondern nur aus dem öffentlichen Verkehr verwieſen und als untaugliche Münze außer Cours geſetzt.

Wohlan! Der Autoritäts-Gott und dieſe Unſterblichkeits-Lehre haben ſich in der Geſchichte als gefährlich für Leben und Eigenthum erwieſen. Als Menſch will ich dieſe menſchheitsgefährlichen Ideen unſchädlich machen. Das heißt: Ich mache meinen Cenſurſtrich über Gott und Unſterblichkeit.

Aber ich bin und bleibe ein guter Staatsbürger. Mein Fürſt ſoll einen königlichen Palaſt bewohnen wie es dem Lande Ehre macht. Aber Gottes Tempel iſt die Unermeßlichkeit und kein irdiſcher Baumeiſter kann ihm einen Palaſt herſtellen, vergleichbar demjenigen, worin er in majeſtätiſcher Allmacht thront. Mein Fürſt muß einen reichen Hofſtaat haben und ſich große Schaaren goldbetreßter Diener halten um die Ehre der Nation glänzend zu vertreten. Das iſt aber für einen Staatsbürger ſchon Laſt genug. Soll ich ohnmächtiger und hülfsbedürftiger Menſch der ich alles für mich und meinen Fürſten brauche auch noch Gottesdiener halten? (denn ſo nennen ſich die Geiſtlichen). Gott iſt allmächtig, folglich kann er alles ſelbſt und braucht keine Diener. Ich ſage mich daher nicht von dem allmächtigen Gotte los und bleibe ſein getreueſter Diener; wohl aber von den Gotteshäuſern und den Gottesdienern."

Beſonders der humoriſtiſche Schluß erregte lauten Beifall. „Gieb her den Bogen, ich unterzeichne um aus dem Kirchen-Verband zu treten," rief Caſpar.

Er unterzeichnete und fragte, wer will noch.

Zunächſt unterzeichneten die Bauern um möglicherweiſe der angedrohten Einführung der Edicte zu entgehen. Aber auch Reichmann unterzeichnete und endlich alle Herren Städter wie Landbewohner. Zuletzt auch noch einige Damen.

„Heute bin ich ſtolz auf dich,“ ſagte Caspar zu Cordelia. „Endlich kann ich dich für die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes anerkennen; denn keine Andere hätte vermogt das Einſame ſo in's Weltliche, das Abſtracte ſo in's Populäre zu überſetzen und das Innerliche ſo ſalonmäßig wieder zu geben.“

„Wirklich!“ fragte ſie ironiſch, „bin ich endlich erkannt?“

„Geh Schelm du willſt mich doch nur necken.“

Die Geſellſchaft blieb bis ſpät Abends zuſammen. Reichmann übernachtete auf Zechau.

Als Caspar am folgenden Morgen mit Reichmann Kaffee trank, fragte er: „Wo iſt die Baronin, ſchläft ſie noch?“

„Nein!“ ſagte der Bediente, „ſie iſt ſpazieren geritten und hat dem gnädigen Herrn einen Brief hinterlaſſen.“

In großer Beſtürzung erbrach Caspar den Brief. Er lautete:

„Zärtlich Geliebter!

Es iſt hohe Zeit mich von dir zu trennen, bevor ich dich Unannehmlichkeiten von Seiten der Regierung ausſetze; da ich leider mit den Bewohnern deines Grund und Bodens hinreichend ſchon entzweit bin. Meinen Dank für alles Glück was du mir gewährteſt will ich hiermit nicht ausſprechen. Er bleibe ſtets ein Heiligthum meines Herzens, welches immer noch für dich ſchlägt. Drei Sünden habe ich gegen dich begangen und dreierlei mußt du mir vergeben, was aber nicht erheblich iſt. Zuerſt habe ich dir geſagt: Ja! Ich bin die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes, denn ich wollte mich, weil ich dich liebe, eines Glanzes in deinen Augen nicht berauben, den die öffentliche Meinung mir ein für allemal zuerkannte, ohne daß ich ſelbſt ſagen kann was ſie dazu bewog. Zweitens habe ich dir den einliegenden Brief vorenthalten (aber nicht erbrochen oder unterſchlagen). Aus dem Siegel errathe ich, daß dieſer Brief dir die wahre Glaubens-Bekennerin nennen wird. Sollte ich als Lügnerin beſchämt vor deinen Augen daſtehen? Drittens habe ich den Othello mitgenommen. Lieber großmüthiger Caſpar! Laß mir, weil ich von dir doch ſcheiden muß, das ſuperbe Thier. Nächſt dir, das einzige diſtinguirte Geſchöpf auf Zechau. (Grüße Reichmann). Darf ich von der Reſidenz aus an dich ſchreiben?

Vergieb mir Caspar! Ich habe dir auch ſtets alles vergeben. Ich fliehe dich, weil wir doch nicht mehr mit einander leben können.“

„Gemeines Weib!“ lächelte Caspar ingrimmig, warf Reichmann den Brief hin und ſprach: „Leſen Sie!“

Die Einlage war aus der Reſidenz, geſiegelt mit Kelch und Kreuz, umgeben von einer Sonne.

„Gnädiger Herr!“ hatte Paſtor Z— ſchon vor längerer Zeit geſchrieben. „Sie irren ſich, weil Sie wie es ſcheint eine Abenteurerin, welche bekannt dafür iſt, daß ſie ihre Liebhaber trefflich auszuplündern weiß, für die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes einer freien Jungfrau halten. Das Wort „freie Jungfrau,“ welches ein ſo unerhörtes Mißverſtändniß wie es nur in einer ſo leichtfertigen Publicität wie die heutige möglich iſt, veranlaßte, bedeutet weiter nichts als eine unvermählte Jungfrau die ihr Herz Jeſu Chriſto geweiht hat. Ja! Meine Freundin und Schülerin, Ihre Landsmännin Geſche Fuhrmann, nachdem ſie ihr reines Herz zweimal fehlgeſchenkt hatte, will es keinem dritten Manne weihen; zumal ſie von Ihnen ſehr gekränkt, ich möchte beinahe ſagen gemißhandelt worden iſt. Sie will jetzt ewig frei, ewig Jungfrau bleiben. Und aus übertriebener Zartheit um Ihrer Geliebten nicht zu ſchaden, hält ſie ihre Autorſchaft auf's gewiſſenhafteſte geheim. Ich ſoll Sie aus einer grauſamen Täuſchung retten und von quälenden Zweifeln befreien. Wohlan ich thue es und bin auch noch zu anderen Dienſten bereit. Wie Ihr Juſtitiar Herr Reichmann Ihnen vielleicht ſchon geſagt hat, habe ich zu Ihrer Verlobung mit meiner Freundin und Schülerin das meiſte gethan. Ich erbiete mich auch heute noch, eine Verſöhnung, wenn ſie möglich iſt, zu vermitteln. Und warum ſollte ſie unmöglich ſein? Gesche ſchwärmt für Jeſus Chriſtus, Sie für ſociale Ideen. Gottesliebe und Liebe zu ſeinen Nebenmenſchen iſt nicht weit auseinander. Die Frau erfülle ihre Pflichten im Namen Gottes, der Mann die Seinigen für ſeine Nebenmenſchen, das kann keine unglückliche Ehe geben. Dieſe Eröffnung erhalten ſie unter dem unverletzlichen Siegel Ihres Wortes als Edelmann."

Mit Thränen in den Augen reichte Caspar Reichmann den Brief.

Dieſer las ihn und fragte: „Nun mein Junge, was biſt du zu thun entſchloſſen?"

„Sie fragen? wenn ich Ihnen einen Brief zeige, für deſſen Geheimhaltung mein Ehrenwort bürgt?"

„Victoria! Ich halte mein Verſprechen, auf eurer Hochzeit betrinke ich mich auf's Wohl eurer Nachkommenſchaft."

„Es iſt doch gut," meinte Caspar, „daß ich erſt heute dieſen Brief zu Händen bekommen. Hätte ich ihn ſeiner Zeit erhalten, ſo hätte er mir ſchlimme Stunden verurſacht.

Im Frühjahr feierten Caspar und Geſche ihre Hochzeit auf Fuhrmann's-Hof. Der Geiſtliche der ſie vereinte wurde nach der Trauung nach Hauſe gefahren und wurde nicht gebeten am Hochzeitmahl Theil zu nehmen.

Das junge Paar lebte Winters in der Reſidenz und Sommers auf Fuhrmann's-Hof. Zechau war Caspar zuwider geworden und er konnte ſich mit ſeinen Inſaſſen nicht wieder verſöhnen.

Die gefürchteten Regierungs-Edicte wurden eingeführt, und beförderten nur den Austritt aus dem Kirchen-Verbande. Cordelia's Auszug aus dem

Glaubens-Bekenntniſſe wird noch immer in zahlreichen Abſchriften aufbewahrt und Edelleute und Bauern, Knechte und Mägde reden noch häufig von der luſtigen Zeit wo Cordelia auf Zechau weilte.

Helden des dreißigjährigen Friedens.

Aus den Papieren eines Ungeheuers.

Napoleon's Kanonendonner war verhallt. In der Welt war es ſtill geworden. Die Zeit der Männer und Helden war vorüber, die Weltgeſchichte hatte ſich in Rieſen-Geburten erſchöpft, verfiel in Schwäche und förderte eine ganze Zeitlang nur Frühgeburten zu Tage. Dies war die Zeit der Wunderkinder. Es gab deren von jeglicher Art. Die einen muſicirten vom Blatte weg, was man ihnen vorlegte, die anderen ſprachen alle todten und lebenden Sprachen; wieder andere waren zu zwölf Jahren Doctoren und noch andere zu dreizehn Jahren akademiſche Profeſſoren. Mit einem Worte, Künſte und Wiſſenſchaften hatten nicht Werth noch Reiz mehr, wenn nicht Kinder ſie übten und lehrten. Und dieſe Frühreife ward ſo epidemiſch, die Wunderkinder entſtanden aller Orten ſo zahlreich, daß es faſt in jeder Familie ein Wunderkind gab und die Menſchen beteten: „O Herr, bewahre uns vor Wunderkindern."

Ich war kein Wunderkind, aber ich blies Flöte, tanzte und ſprach franzöſiſch und war von Kindesbeinen an verliebt in meine niedliche kleine Couſine, welche zwei Jahre jünger und eben ſo talentvoll war wie ich. Wir muſicirten und laſen zuſammen, und unſeren Eltern ſtanden die Freudenthränen in den Augen, weil wir ſo überaus artig, geſchickt und liebenswürdig waren. Selbſt unſere Lehrer beſchäftigten ſich gern mit uns und gaben uns zwei Stunden für eine, wie ſie eben Zeit hatten.

Nicht minder beliebt waren wir bei Freunden und Nachbarn. Wo es ein Kinderfeſt gab, wurden wir eingeladen und ich war der Held, ſie die Königin deſſelben. Auf Bällen tanzten wir gewöhnlich nur mit einander und bisweilen geſchah es dann, wenn eben niemand auf uns achtete, — denn wir wurden ſehr ſtrenge gehalten und befanden uns fortwährend unter Aufſicht — daß wir uns ewige Liebe ſchwuren und uns diesſeits und jenſeits des Grabes einander anzugehören verſprachen. Die Zeit brachte das ſo mit ſich. Die Romantik ſtand in ihrer höchſten Blüthe. Liebe galt für die höchſte Aufgabe des Lebens und man liebelte gewiſſenhaft. Nach der Juli-Revolution ward es anders. Die Freiheit ward als Religion proclamirt und Geſinnung für den vernünftigen Daſeinszweck gehalten. Um jene Zeit zählte ich vierzehn und meine Couſine zwölf Jahre, wären wir nach der Juli-

Revolution eben ſo jung geweſen, wir hätten nicht uns, ſondern der guten Sache Treue geſchworen und hätten uns nicht aus Zärtlichkeit, ſondern aus Freiſinnigkeit geküßt.

Wir waren nach dem damaligen Zeitgeſchmack nur artige, aber keine Wunderkinder: der epidemiſchen Frühreife waren wir glücklich entgangen, aber eine neue gefährlichere Epidemie fing an zu wüthen.

Henriette Sontag trat auf und erfüllte die Welt mit ihren Colloraturen und Cadenzen und die dankbare franzöſiſche Hauptſtadt ertheilte der trillernden Völker-Beglückerin die Bürgerkrone. Dies geſchah im Jahre 1829. Louis Philipp erhielt ſeine Bürger-Königskrone eben daſelbſt erſt im folgenden Jahre. Hiermit aber ſtanden wir erſt am Vorabende großer Ereigniſſe.

Paganini erſchien und erſchreckte die Welt mit Geigentönen. Sein Pizzicato flößte Geſpenſterfurcht ein, ſein Colarco zerknirſchte, ſeine Arpeggio's berauſchten, ſeine Doppelgriffe verſteinerten und ſein Flageolet curirte von Zahnſchmerzen. In Paris nannte man ihn l'homme dieu, den Heiland der Violine, und behauptete, dergleichen könne er nur auf der Galeere erlernt haben. Ihm folgten Bratſchen-Heilande und Cello-Erlöſer und Contrabaß-Gott-

Menſchen; auch die Blas-Inſtrumente fanden ihre Meſſiaſſe und Henriette Sontag ihre Nebenbuhlerinnen und Nachfolgerinnen, und endlich überſtrahlten Tänzerinnen, wie die Taglioni, die beiden Elsler, die neuerfundenen glänzendſten Bühnen-Beleuchtungen. Die ganze Menſchheit ward reizbar wie ein nervenſchwaches bruſtkrankes Mädchen. Man verzückte ſich in Concertſälen, hatte himmliſche Viſionen und Wonneträume in Opernhäuſern und wußte ſich vor Gefühlen und Ideen nicht zu laſſen. Aus der Cadenz eines Clavierſpielers entwickelte man philoſophiſche Syſteme, wenn eine Tänzerin das Bein aufhob, ſo entdeckte man einen Schatz von Gemüthlichkeit an ihr, und weil die politiſchen Zeitungen nichts erhebliches meldeten, entſtanden eine Menge muſikaliſcher Zeitungen, welche das Leben und die Schickſale, die Leiden und Freuden von do, re, mi, fa, sol, la und si durch alle Ouvertüren, Concertſtücke, Opern und Harmonieſätze gewiſſenhaft verfolgten und bald als Völkerſchlachten oder arabiſche Wüſten, bald als Seeſtücke oder Weltſpaziergänge, bald als Tugendtriumphe oder Höllenfahrten u. ſ. w. mit den glänzendſten Farben zu ſchildern bemüht waren.

Meine Couſine ſpielte die Harfe und übte in dieſer gefährlichen Zeit Tag und Nacht, ſo daß ich ſchon zu fürchten anfing, eine Künſtler-Carriere könne ſie mir entreißen. Allein dieſe Beſorgniß war unnütz. Denn die Harfe iſt glücklicher Weiſe kein beliebtes Inſtrument mehr. Und welchen Grad von Virtuoſität auch meine Couſine erreichte: Harfe bleibt Harfe. Unverſtändige Männer verlieren darum den Verſtand nicht, nervenſchwache Frauen fallen darüber nicht in Ohnmacht, und das civiliſirte Europa bekömmt darüber keine Applaudirwuth und Bravoſchreiſucht.

Bald auch gewann wieder eine andere Seuche die Oberhand über die muſikaliſche Epidemie. Die aſiatiſche Cholera trat ihre Kunſtreiſe durch Europa an, hielt ſich in allen größeren Städten längere Zeit auf und ein großer Berliner Philoſoph, welcher Abend für Abend bei Wilhelm Beer ſeine Partie Boſton machte, bekannte ſich zu ihr. Man ſagt, aus Furcht vor der Cholera ſoll er an ihr geſtorben ſein. — Die Erkenntniß iſt activ, das paſſive Geheimniß kann ihr nicht widerſtehen, ſondern muß ſich ihr erſchließen. Es giebt aber auch Geheimniſſe, welche der dreiſteſten Erkenntniß furchtbar ſind und den ſtarken Geiſt in ein paſſives Geheimniß auflöſen. Im Uebrigen aber hat dieſe Seuche weit minder gewüthet und war viel gelinder und gefahrloſer als die Muſik- und Theaterwuth.

Mit einem Male aber trat Strauß auf und ſchlug mit unverſchämten Rhythmen und großprahlenden Blech-Inſtrumenten alle Opern- und Concert-Muſik todt. Eigentlich vollendete er nur, was die Roſs- und Spont-ini's, die Au- und Meyer-beer's begonnen hatten. Er machte die Muſik vollends populär und reducirte ſie auf Walzer und Gallopaden und die glücklichen civiliſirten Völkerſchaften faßten ſich unter die Arme und fingen an zu walzen und zu rutſchen. Ganz Europa bekam einen luſtigen St. Veitstanz mit Pauken und Trompeten.

Dieſe Epidemie herrſchte allgemein und niemand blieb ganz frei davon. Auch meine Couſine und ich hatten unſere periodiſchen Anfälle; weil wir aber, wie ich ſchon oben bemerkt, größtentheils nur mit einander tanzten, that auch dieſe Zeitkrankheit unſerem Seelenbündniß keinen Schaden.

Schon wähnte ich mich jeglicher Gefahr entronnen und glaubte endlich ungeſtört den ſchönen Jugendtraum der erſten einzigen Liebe in ſtiller Behaglichkeit austräumen zu können, als mit einem Male von allen Himmelsgegenden zugleich eine neue Epidemie über die civiliſirte Welt hereinbrach, welche alles mit ſich fortriß und gar kein Ende nehmen wollte.

Das Menſchliche, Natürliche, Einfache hatte keinen Reiz mehr und man nahm ſeine Zuflucht zum Rohen und Barbariſchen, zu Mißgeburten und Ungeheuern. Was ehedem in Meß- und Jahrmarkts-Buden ſich ſehen ließ, fand nunmehr, vornehm zugeſtutzt und elegant aufgeputzt, Zutritt in den Salons und was Furcht, Entſetzen, Widerwillen erregen ſollte, wurde bewundert, gefeiert und geprieſen. In London gab es Thierkämpfe und der Löwe Nero trat in der Zauberflöte auf, zog einen Wagen, auf welchen ſiebzig Perſonen ſaßen und überbrüllte den Saraſtro. In der Porte St. Martin ſpielte ein Elephant Komödie, ſetzte einen Thron-Uſurpator ab und krönte einen legitimen Prinzen. Im Cirque Olympique tanzte ein Kameel auf dem Seil und ſelbſt auf deutſchen Bühnen wurden Menſchen-Darſteller von Thier-Darſtellern verdunkelt. Dreſſirte Affen ſpielten Komödie und beförderten häusliche Freuden und Familienglück, während Menſchen im Affencoſtüm Handlungen der Tugend und des Edelmuth's vollbrachten, ſich kratzten und flöhten und alles beſchnopperten, beäugelten und beleckten. Giraffen, Kameelleoparde, Bären und Zebras zeigten ſich in öffentlichen Gärten mitten unter den wohlgeputzten Zuſchauern, Rieſen und Zwerge in koſtbaren Equipagen fuhren mit der vornehmen Welt ſpazieren. Hindoſtaniſche Tänzerinnen, afrikaniſche Gaukler, Huronen-Häuptlinge und Caraiben wurden von Königen zur Tafel und von Königinnen zum Thee geladen. Prinzeſſinnen und Miniſter unterhielten ſich mit den ſiameſiſchen Brüdern und anderen Mißgeburten, befühlten, umarmten, beſchenkten ſie und die Ungeheure brauchten kurze Zeit, um ihr Glück zu machen und mit Schätzen beladen ſich auf ihre Landgüter zurückzuziehen.

Wer damals kein Ungeheuer war, durfte nicht hoffen in der großen Welt gelitten zu werden. Man putzte ſich übermäßig heraus, lebte übertrieben elegant und nannte ſich einen Löwen. Auch die Frauen nannten ſich Löwinnen, emancipirten ſich, zogen ſich blaue Strümpfe an, ritten wilde Pferde und übten ſich im Piſtolenſchießen.

Ich glaubte keine Anlage zu einem Ungeheuer zu haben, um mich den Gefahren der großen Welt preis zu geben und ihre Freuden und Reichthümer einſammeln zu können. Ich ſtudirte fleißig, um dereinſt die Apotheke meines Vaters zu übernehmen und ein ſtilles häusliches Glück in Gemeinſchaft mit meiner Couſine zu genießen. Aber wer kann für ſein Geſchick. Kein Menſch iſt vor einem weltgeſchichtlichen Berufe ſicher, und jeder Weltbürger iſt nicht nur der Sohn ſeiner Zeit, ſondern auch das Werkzeug des Zeitgeiſtes, ſobald es ihm beliebt, daſſelbe in die Hand zu nehmen.

Wahrlich! wahrlich! Ich verſpürte in mir keinen Ungeheuer-Beruf. Meine Couſine hingegen fing von Neuem an mir Beſorgniſſe einzuflößen. Sie ward mit jedem Tage reizender. Alles an ihr war verführeriſch, ihr ganzes Weſen Anmuth. Sie verſprach ein Ungeheuer von Schönheit zu werden.

Dieſe Sorge quälte mich Tag und Nacht. Heute war ſie noch eine vater- und mutterloſe Waiſe und ich, der einzige Sohn eines bemittelten Apothekers, durfte heute noch ein ſtilles beſcheidenes Loos ihr anbieten, aber morgen ſchon konnte irgend ein Maler oder Bildhauer kommen und ſie als Modell berühmt machen, und ſie en vogue bringen, daß man ſie auf Armbänder- und Bruſtnadel-Medaillons, Schnupftabaksdoſen-Deckeln und Cigarrentaſchen, Schreibbücher- und Bonbon-Umſchlägen, Porte-Monnaies und C . . k feilbot, kaufte und ſtets bei ſich trug.

Ich ſtellte meinen Eltern vor, daß es hohe Zeit ſei uns zu verloben. Aber mein Vater gab mir eine Ohrfeige und nannte mich einen dummen Jungen. — Wie geſagt, ich wurde ſtreng erzogen. Doch das war zeitgemäß. Gewiß gab es niemals eine gefährlichere Zeit für die Jugend, als die damalige, wo man unter allen möglichen Zeitkrankheiten und Tagesmanieren gleichſam nur die Wahl hatte. Denn man glaube nur nicht, daß eine neue Epidemie die alte verdrängte. O nein, die alten Uebel vertrugen ſich mit den neuen auf's Beſte, hielten Friede und Freundſchaft und vermiſchten und vermählten ſich mit einander. Weder die muſikaliſche Hypervirtuoſität, noch die Tanzwuth, noch die Wunderkinderkrankheit hatte aufgehört, ſondern alles nahm nur den Ungeheuer-Charakter an. Liszt bekam damals ſeinen Ehrenſäbel und die Berliner Frauen ſpannten ihm die Pferde vom Wagen, um ihn nach dem Concertſaale zu ziehen. Beriot, der den Nachlaß der Malibran verauctionirte, erhielt ſiebzehntauſend Franken für ihren ſilbernen Pot de chambre und die Cholera blieb die Cholera.

Die Ohrfeige aber machte mich noch keineswegs zu Etwas. Ich war kein Cid, der einer Ohrfeige halber, die er nicht einmal ſelbſt erhielt, ſondern quaſi von ſeinem Vater erbte, zum Helden wird. Bei mir mußte es beſſer kommen.

Noch ein Wunderkind zeigte ſich damals. Ein Spätling zwar, aber ein non-plus-ultra.

Patroklus Heckſcher zählte angeblich neun Jahr, war moſaiſchen Glaubens und ſprach funfzehn Sprachen, lebende und todte. Auch wußte er die claſſiſchen Schriftſteller aller Literaturen auswendig, kannte alle Ausgaben und man brauchte nur ein beliebiges Buch aufzuſchlagen und ihm die Seitenzahl zu nennen, ſo ſagte er, was darauf zu leſen war, wie man es verlangte, vor- oder rückwärts her. Beſonders das Rückwärts-Auſſagen machte Furore, denn es klang wie Unſinn, den man in allen möglichen Sprachen trieb und nur wer das Buch in der Hand hatte, konnte ſich überzeugen, daß das Wunderkind richtig auſſage. Aber eben weil das Publicum das nicht begreifen konnte, weil überhaupt die wenigſten Menſchen fremde und todte Sprachen verſtehen, machte Patroklus Heckſcher Furore.

Er gab keine öffentliche Vorſtellungen, aber die erſten Familien der Stadt ließen ihn holen und beſchenkten ihn reichlich. Auch wenn hohe Perſonen aus fernen Ländern kamen und in einem großen Gaſthofe abſtiegen, ließen ſie das Wunderkind holen, um ſich mit ihm in ihrer Landesſprache zu unterhalten. Oft langten mehre angeſehene Fremde aus den verſchiedenſten Himmelsſtrichen in einem und demſelben Hôtel an und der angeblich neunjährige Knabe redete dann mit ihnen in einem Athem die verſchiedenſten Zungen.

Auch zu ſeinen reichen Glaubensgenoſſen wurde Patroklus häufig geholt, welche ihn als nacheiferungswürdiges Beiſpiel ihren Kindern vorſtellten und ſie mit Thränen in den Augen aufforderten, ihm gleich zu werden.

Meine Couſine und ich lernten Patroklus Heckſcher bei einem reichen iſraelitiſchen Nachbar kennen, welcher ſich viel darauf zu Gute that, daß es in ſeinem Volke ſolche Wunderkinder gab und ihn ſeinen Kindern mit folgenden Worten empfahl:

„Seht hier ein Kind, welches ſeine Eltern glücklich macht. Die Eltern müſſen für ihre Kinder ſorgen, aber dieſes Kind ernährt ſeine Eltern. Ich verlange nicht von euch, daß ihr mich ernährt! Geprieſen ſei der Name des Herrn, der mich mit Habe und Gut geſegnet hat. Aber Freude ſollt ihr mir machen. Ich laſſe euch in die Schule gehen, ich halte euch Privatlehrer. Ich kaufe euch Bücher, Hefte und Landkarten. Aber was lernt ihr? was könnt ihr? welche Sprachen ſprecht ihr? Dieſes Kind hat arme Eltern. Sie können es nicht in die Schule ſchicken, ſie können ihm keine Lehrer halten, ſie können ihm keine Bücher, Hefte und Landkarten halten, und dieſes Kind weiß alles, kann alles, ſpricht alle Sprachen und braucht keine Bücher, denn es hat ſie alle im Kopfe. Geprieſen ſei der Name des Herrn, welcher in ſolchen Kindern die Eltern ſegnet.“

Dergleichen Lobſprüche nahm Patroklus Heckſcher wie ſchuldigen Tribut auf und blickte die beſchämten Kinder mit höhniſchem Stolze an, als wollte er ſagen: Gehorcht einmal euren Eltern. Verſucht einmal mir nachzuahmen und meines Gleichen zu ſein.

Abgeſehen von ſeiner Gelehrſamkeit, gehörte er keineswegs zu den angenehmen Kindern. Er war blatternnarbig, plattnäſig, dickköpfig, breitmäulig, hatte ſtruppiges Haar und krumme Beine; kurz, zu neun Jahren konnte man nicht häßlicher ſein. Auch lag in ſeinem Weſen etwas Altkluges und ſein Benehmen war frech und ungezogen, ſo daß er mehr einem dummdreiſten mißgeſchaffenen Zwerge als einem Kinde glich. Aber die ſchönſten und angeſehenſten Frauen liebkoſ'ten und verzogen ihn, lachten über ſeine Ungezogenheiten und ließen ſich von ihm Wahrheiten ſagen, die ſie unmöglich gerne hören konnten.

Auch meine Couſine nahm ihn auf den Schooß, herzte und küßte ihn, und gegen ſie war er ausnahmsweiſe artig und galant.

„Wie alt biſt du?“ fragte er ſie.

„Siebzehn Jahr.“

„Und ſchon ſo groß und ſo ſchön. Du biſt die Jüngſte hier und zugleich die Reizendſte und ſicher auch haſt du mancherlei Talente. Sprich: was kannſt du?“

Meine Couſine läugnete zwar, irgend ein Talent zu beſitzen. Allein Patroklus ließ nicht nach in ſie zu dringen, bis ſie endlich geſtand, daß ſie die Harfe ſpiele.

Jetzt wollte er ſie durchaus ſpielen hören. Er bat, ſchmeichelte, flehte, erboßte ſich und fing endlich laut zu weinen an. Um ihn zu beruhigen mußte (wir wohnten nicht weit davon) die Harfe geholt werden und meine arme Couſine mußte ſpielen ſo gut ſie konnte.

Niemand achtete auf ſie. Allein Patroklus that als habe er nie ſo himmliſche Melodien und Sphärenharmonie gehört und wollte immer mehr aufgeſpielt haben.

Den ganzen Abend ging er nicht von ihrer Seite und beim Nachhauſegehen bat er ſich die Erlaubniß aus, ſie beſuchen zu dürfen.

Mich verdroß dieſe Zudringlichkeit, aber meine Couſine lachte und meinte, dieſer garſtige frühreife Knabe verurſache ihr Kurzweil und ſie wiſſe jetzt woher es vornehmen Frauen Vergnügen mache, ſich mißgeſchaffene Zwerge zu halten.

Aber Patroklus kam täglich und trieb tauſend Poſſen, um ſie zu beluſtigen. Wenn ſie Harfe ſpielte, kletterte er auf den Tiſch und tanzte dazu. Wenn er mich kommen hörte, kroch er in eine Pappſchachtel, in eine Commoden-Schieblade, unter einen Stuhl, denn der geringſte Raum genügte ſeiner Figur zu einem Verſteck.

Wenn ich nach ihm fragte und nicht glauben wollte, daß er ſchon fortgegangen ſei, ſo mußte ich nach ihm ſuchen und dann ſprang er lachend aus irgend einem Schlupfwinkel hervor, wo ich ihn am allerwenigſten vermuthet hatte.

Das ward mir zu arg und eines Tages machte ich meiner Couſine bittere Vorwürfe.

Anfangs lachte ſie, hierauf weinte ſie und endlich fing ſie laut zu ſchluchzen an, als gerade der Ueberläſtige eintrat, ohne anzupochen. — Ich eilte in's Nebenzimmer blieb aber an der Thüre ſtehen und lauſchte.

Patroklus nahte ihr, riß ihr ohne Umſtände das Tuch von den Augen und fragte: „Was weinſt du?"

„Laß mich!" ſeufzte ſie.

„Biſt du unglücklich?"

„Du ſiehſt, daß ich verſtimmt bin."

„Trockne deine ſchönen Augen, ich will dich glücklich machen."

Sie lachte ſchon wieder. — „Du?"

„Ja! Ich will dir ein beneidenswerthes Loos bereiten, wie du es verdienſt."

Elender Prahler! dachte ich. — Das Ungeheuer fuhr fort.

„Du biſt nicht geſchaffen um in enger Häuslichkeit ungekannt und unbewundert zu verblühen. Du mußt die Welt, und die Welt mußt dich ſehen.“

Ich knirſchte vor Aerger und zum erſten Male kam mir die Stimme des Wunderkindes verdächtig vor. Das Ungethüm mußte älter als neun Jahr ſein und die Stimme ſchon gewechſelt haben. Die Höhe und Heiſerkeit war erkünſtelt.

„Möchteſt du reich ſein?“ fuhr er fort.

„Warum nicht?“

„Ich will dir einen Weg zeigen in kurzer Zeit auf die vergnüglichſte Weiſe dahin zu gelangen.“

„Laß hören!“

„Erſt muß ich auf deinem Schooß ſitzen.“

Sie nahm ihn auf den Schooß.

„Du biſt wohl recht neugierig darauf?“

„O nein! Ich weiß du treibſt nur Poſſen.“

„Dieſes Mal iſt es mein heiliger Ernſt. Ein ſchönes Mädchen kann in heutiger Zeit geſchwinde ihr Glück machen.“

„Wie das?“

„Sie muß ſich zeigen.“

„Ich verſteh dich nicht.“

„Wie heißeſt du?“

„Du weißt, daß ich Mariane heiße.“

„Und dieſer Name Mariane ſagt er dir nicht alles? verlangſt du noch eine andere Antwort?“

„Ich habe es vorher geſehen, daß du Poſſen treiben würdeſt.“

„So weißt du nicht was dein eigener Name bedeutet, und ich muß ihn dir erklären. Denk an die ſchöne Mariane von Eimsbüttel, welche Achtzehnhundertachtundzwanzig ſo großes Glück machte. Biſt du nicht eine viel ſchönere Mariane als ſie jemals war?“

„Was ſoll mir das helfen?“

„Die ſchöne Mariane war anfangs nur eine Wäſcherin oder Plättjungfer. Später wurde ſie Ladenjungfer in einer Conditorei zu Ottenſen, wo ſie die ganze Hamburger und Altonaer Welt hinauszog. Sie nahm doppelte und dreifache Preiſe, und man gab ihr gerne was ſie verlangte, denn mit einem ſchönen Mädchen handelt man nicht. Bald darauf etablirte ſie ſich auf eigene Hand in Eimsbüttel und machte Furore. Wer nach Hamburg kam mußte die ſchöne Mariane beſuchen, um nicht in Rom geweſen zu ſein ohne den Papſt geſehen zu haben. Ihr Garten war zu klein für alle die Gäſte, welche zu Pferde und zu Fuße in eigener Equipage und in

Fuhrwerken aller Art ſich bei ihr einfanden. Auch war eine einzige Mariane für die Bevölkerung einer Weltſtadt wie Hamburg viel zu wenig. Bald gab es eine zweite Mariane in Frühlingshude, eine dritte in Harveſtehude, eine vierte in Winterhude und weil es kein Sommerhude gab etablirte ſich, um die Jahreszeiten vollſtändig zu machen, auch eine Sommer-Mariane auf dem Hamburger Berge. Mit der ſchönen Mariane, den Frühling-, Sommer-, Herbſt- und Winter-Marianen konnte Hamburg immer noch nicht auskommen. Es mußte noch mehr Marianen geben, und es etablirte ſich eine Kaffee-Mariane, eine Thee-Mariane, eine Punſch-Mariane, eine Chocolaten-Mariane, kurz jedes Getränk fand ſeine Mariane und von Hamburg aus verbreitete ſich dieſe Mode durch ganz Deutſchland. Schöne Mädchen mußten die Gäſte bedienen und von Kellnern und Marqueurs wollte niemand mehr etwas wiſſen. Ich ſelbſt gab damals eine kleine Schrift heraus: „Nieder mit den Marqueurs! Die Marianen hoch!“ Und dieſe Schrift, welche ſich über die Bedürfniſſe der Zeit und Geſittung der Gegenwart unumwunden erklärte, fand allgemeinen Anklang.“

„Wie alt warſt du denn im Jahre Achtzehnhundertachtundzwanzig?“

„Laß mich ausreden. Die Eimsbüttler Mariane war die Wohlthäterin ihres Geſchlechts. Sie hat einen neuen Stand, gleichſam einen weiblichen Orden geſtiftet: den Orden der Ladenjungfern, welche ewige Keuſchheit ſchwören aber hiervon, ſo wie auch anderweitig, häufig entbunden werden. Sie ſind bisweilen ſchnippiſch und überfordern die Gäſte. Aber ſie ſind auch gebildet und ſpielen Guitarre. Dergleichen war vor der Eimsbüttler Mariane in Deutſchland noch nicht dageweſen. Wären wir griechiſche oder römiſche Heiden, wir würden die ſchöne Mariane unter die Götter verſetzen und ihr einen Tempel bauen. Wären wir gläubige Katholiken ſo würden wir ſie heilig ſprechen und ſie würde die Schutzpatronin aller Ladenjungfern und Schenkmamſellen ſein, welche in ihren Nöthen ſie anzurufen hätten. Allein wir ſind aufgeklärte und gebildete Proteſtanten und als ſolche erblicken wir in dieſer Mariane eine von den Bedürfniſſen der Geſellſchaft bedingte Zeiterſcheinung, der wir unſere Hochachtung zollen müſſen und unſere Anerkennung nicht verſagen dürfen.“

„Alſo eine Ladenjungfer ſoll ich werden?“ fragte meine Couſine lachend.

„Laß mich ausreden! Lange vor der ſchönen Mariane gab es ſchon in Paris Ladenjungfern, aber ſie hießen nicht Ladenjungfern ſondern Limonadiéres und waren eigentlich ſogenannte Comtoir-Damen. Nämlich in Paris, dem Focus der Civiliſation, giebt es in allen Localen, welche von Herren beſucht werden, ſchöne Mädchen, welche ihnen die Rechnungen machen, und in allen Putz- und Modeladen und anderen Frauenartikel-Geſchäften findet man ſchöne Commis, welche die Waaren anpreiſen und die Damen zum Kaufen einladen. Ohne ſchöne Jungen und Mädchen kann dort kein Detail-Geſchäft in Flor kommen. Du Mariane ſollſt mehr als eine Ladenjungfer und mehr als eine Comtoir-Dame ſein. Das Loos welches ich dir zugedacht habe iſt ein glänzenderes. Ich will dich in mein Geſchäft nehmen. — Du ſollſt meine Mutter ſein.“

„Deine Mutter?“

„Ja! Denn mein Vater thut kein gut mehr, ich muß ihn abſchaffen.“

„Du willſt deinen Vater abſchaffen?“

„Ich meine nicht meinen wirklichen Vater, denn der iſt in Detmold, ſondern den Vater, den ich mit auf Reiſen nehme und den ich mir gemiethet habe, ſo daß ich ihn jeden Augenblick abſchaffen kann. Der Schurke hat es gut bei mir. Was hat er weiter zu thun als mir meine Bücher nachzutragen aus welchen ich mich examiniren laſſe, denn die Claſſiker werden ſelten und finden ſich faſt in keiner Familie mehr. Und meine Bücher werden täglich gebraucht, die Stellen, welche ich am Beſten vor- und rückwärts aufzuſagen weiß, ſchlagen ſich ſo gut wie von ſelbſt auf. Und es gehört keine große Geſchicklichkeit dazu mich nicht in Verlegenheit zu bringen. Uebrigens weiß ich zu imponiren, und wenn ich Unrecht habe, werde ich erſt recht dreiſt. Ich verlaſſe mich auf meinen Ruf und auf die große Majorität des Publicums."

Mir verging Hören und Sehen. Das Wunderkind alſo war ein Betrüger. — Aber ich ſollte noch weit merkwürdigere Geſtändniſſe vernehmen. Der Wechſelbalg fuhr fort:

„Auf meinen Vater kann ich mich nicht mehr verlaſſen. Der Taugenichts hat ſich dem Trunke ergeben und könnte mich bei einer oder der anderen Gelegenheit compromittiren. Ich will ihn daher abſchaffen und mich nach einer Mutter umſehen. Die ſchönſte und reizendſte die es giebt, glaube ich gefunden zu haben und das biſt du Mariane. Sprich! Willſt du meine Mutter ſein?"

„Ich bin ja noch viel zu jung."

„Du giebſt dich für einige Jahre älter aus. Was iſt das weiter? Ich wollte mich gern dir zu Liebe um einige Jahre jünger machen, aber es wird mir ſchon ſchwierig genug neun Jahr alt zu ſein.“

„Wie alt biſt du denn in der That?“

„In Detmold bei meinen Eltern würde ich vierzehn Jahre alt ſein.“

Ich knirſchte vor Wuth. Vierzehn Jahr war das Alter wo ich die erſten zärtlichen Regungen für meine Couſine fühlte und dieſes Ungeheuer von vierzehn Jahren ſaß heute auf ihrem Schooße. Ich hätte den Wechſelbalg erwürgen können.

„O Mariane!“ fuhr er fort. „Entſchließe dich die ſchöne Mutter des berühmten Wunderkindes zu ſein. Ich habe die Mittel mein Geſchäft im Großen zu betreiben. Ich will alle europäiſchen Hauptſtädte, alle berühmten Univerſitäten beſuchen.“

„Du biſt auch älter noch als vierzehn Jahre! ſage mir die Wahrheit.“

„Ich gehe in mein funfzehntes.“

„Auch das kann ich dir noch nicht glauben. Du ſprichſt heute ganz anders wie ſonſt. Deine Züge ſind ernſter, deine Stimme tiefer und was du ſagſt ſcheint mir ſehr weltklug.“

„Wohlan! Ich bin in deinem Alter.“

„Zum letzten Male ſage mir die Wahrheit oder ich laſſe mich auf nichts mehr ein.“

„Nun denn Mariane bewundere meine große Verſtellungskunſt. Ich, der ich mit einer Kinderſtimme ſprechen und ſpielen, ungezogen ſein und weinen und ſchreien kann wie ein neunjähriges Kind; ich gehe in mein zweiundzwanzigſtes Jahr. Gott hat mich zu einem Wunderkinde berufen oder vielmehr meine enorme früherworbene Gelehrſamkeit hat zu Gunſten meines Genies, den Wachsthum meines Körpers unterdrückt. Ich will ein Wunderkind bleiben ſo lange ich kann. Geht es nicht mehr, ſo bin ich immer ein Zwerg von niegeſehener Kleinheit. Ich bin ferner ein ſehr gebildeter Zwerg, denn wie du ſiehſt kann ich eine ſehr gewählte und geiſtreiche Converſation führen und zwar in funfzehn Sprachen. Endlich auch bin ich ein ſehr gelehrter Zwerg. Kurz, es hat meines Gleichen noch nie gegeben. Eben ſo wenig aber auch findet deine Schönheit ihres Gleichen. Laß uns daher ein Bündniß ſchließen. Sei meine Mutter ſo lange ich noch ein Wunderkind bin und werde meine Frau, wenn ich nachdem als Zwerg auftrete. Welch ein glänzenderes Piedeſtal giebt es für meine Zwerghaftigkeit als der Mann ſolch einer ſchönen Frau zu ſein? und welch eine wirkſamere Folie giebt es für deine junoniſche Schönheit, als ſolch einen häßlichen Zwerg zum Manne zu haben. Wir werden nicht nur alle europäiſchen Höfe bereiſen, auch jenſeits des Oceans, in allen Welttheilen, unter Türken, Heiden und Caraiben werden wir Furore machen. Könige und Fürſten, Großmogule und Sultane werden uns mit Geſchenken überhäufen. Und während mein Genie bei meiner Zwerghaftigkeit Staunen erregt, wird deine Schönheit in Perlen, Edelſteinen und Diamanten-Schmuck wie die Sonne ſtrahlen!"

Länger hielt ich mich nicht. Perlen, Edelſteine, Diamant-Schmuck. — Dem konnte meine Couſine nicht widerſtehen. — „Mariane!" rief ich und ſtürzte in's Zimmer. „Wähle zwiſchen einem wohlgebildeten redlichen Apothekerſohn und dieſem mißgeſchaffenen betrügeriſchen Zwerge!"

Es war zu ſpät. Meine Couſine erhob ſich, den garſtigen Zwerg auf dem Arme, und, eine reizende Madonne mit einem ſchauderhaften Chriſtusknaben daſtehend, ſprach ſie mit Stolz:

„Meine Wahl iſt getroffen!"

Wie ein Verzweifelter ſtürzte ich hinunter in die Apotheke, öffnete den Mittelſchrank mit den Todtenköpfen und leerte alle Giftbüchſen und Giftflaſchen aus. Dann ging ich zu Bette um mein Ende geruhig abzuwarten.

Aber vergebens rief ich den Tod. Er kam nicht. Denn in meiner Verzweiflung hatte ich die verſchiedenartigſten Gifte zu mir genommen, wovon eines das andere neutraliſirte. Da lag ich nun und konnte im ſtrengſten Sinne des Wortes nicht leben und ſterben. Denn wie ein Gift mich tödten wollte, war gleich ein anderes bei der Hand um als Gegengift zu wirken und mich am Leben zu erhalten.

Die Kunde davon verbreitete ſich in der Stadt. Es kamen Aerzte, darauf Apotheker, darauf Profeſſoren, darauf Studenten, darauf Gelehrte aller Facultäten, darauf Journaliſten, darauf Barbiergeſellen und zuletzt die ganze Welt. Mein Krankenzimmer ward zu einem Hörſaal der Toxikologie und während ich am heftigſten Bauchgrimmen litt, wurden die gelehrteſten toxikologiſchen Disputationen an meinem Bette gehalten. Alle kamen dahin überein, daß noch keine lebendige Creatur ſo viel Gift im Leibe gehabt haben könne wie ich, und am erſten Tage wurden zehn gegen eins gewettet, daß ich nicht leben bleiben könne. Am folgenden Tage waren die Wetten gegen mein Leben fünf gegen eins. Am dritten zwei gegen eins und pari. Am vierten eins gegen zwei, und ſo ging das fort, bis meine Geneſung außer Zweifel ſtand. Da, nachdem ſich eine wohlthätige Kriſe eingeſtellt hatte, verlor ſich der

Zudrang um mein Lager. Ich blieb allein mit meinem Arzte und ſeit ich kein Gift mehr im Leibe hatte, war ich keine Merkwürdigkeit mehr, ſondern ein reconvaleſcirendes alltägliches Apothekerſubject, welches der öffentlichen Beachtung ferner nicht mehr würdig erſchien.

Dennoch hatte die Kriſis ein höchſt überraſchendes Reſultat zur Folge und der Kampf der Gifte und Gegengifte, welcher bei der gewaltigen Transſpiration fortdauerte, hinterließ auf der Epidermis die ſtaunenswürdigſten Spuren. Ich bekam ſchwarze Streifen über den ganzen Leib. Vom Rücken an, wo ſie am dichteſten waren, zogen ſie ſich allmählich abnehmend nach Bruſt und Bauch hin. Um Bruſt, Wange, Stirn und Naſenſpitze ſchlangen ſie ſich in mehr und mehr ſich verjüngenden Kreiſen, welche ſauber wie mit dem Pinſel gezogen waren. Und als Wunder aller Wunder bekam ich mitten auf der Stirn, dicht unter dem Haarwuchs ein elfenbeinweißes ſpitzes Hörnchen, ſechs Zoll lang, welches im Laufe der Zeit noch länger zu werden verſprach.

Ich war eine Merkwürdigkeit ohne Gleichen. Eine Sehenswürdigkeit, wie ſie noch nie und nirgends gezeigt worden war. Ich war mehr als ein Naturwunder. Ich war ein Fabelthier. Ich berichtigte eine alte verjährte Streitfrage: „Ob es Einhörner gäbe oder nicht.“ Die Reiſenden, welche behaupteten, im Innern von Afrika gäbe es Zebras mit einem Horn mitten auf der Stirn, hatten weder gelogen noch ſich getäuſcht. Es gab Zebra-Einhörner und ich war ſogar ein menſchliches Zebra-Einhorn.

Welch Aufſehen mußte ich hervorbringen, welch eine Berühmtheit erlangen, welch eine glänzende Carriere ſtand mir bevor?

Mein Entzücken, als ich mich zum erſten Mal im Spiegel ſah, war ohne Grenzen. Am meiſten freute mich mein Horn. Ich war außer mir vor Wonne und rannte im erſten Taumel meines Glücksrauſches mit meinem Horn gegen alle Thüren und Wände, ſtieß alles kurz und klein, bis ich mich endlich in einem Wandſchrank feſtgerannt hatte und mich nicht wieder herauszappeln konnte.

Das war mein Glück, denn bis der Tiſchler kam, um mich wieder herauszuſägen, wobei ich Todesangſt ausſtand, daß er mein Horn verletzen möchte, hatte ich Zeit wieder zu mir ſelbſt zu kommen, ſonſt wäre ich ſicherlich vor Freuden geſtorben.

Wie bald ſich Schickſale ändern! Wie raſch ſich doch das Glücksrad dreht. Meine Couſine, die einen Zwerg mir vorgezogen hatte: was war ſie jetzt als

Mutter eines Wunderkindes gegen mich, das Zebra-Einhorn?

Ich liebte ſie noch immer. Ich war ſehr geneigt ihr alles zu vergeben. Aber nein! Wenn ich ſie heirathe, dachte ich, ſo ſetzt ſie mir noch ein Horn auf und dann bin ich kein Fabelthier und Naturwunder mehr. Ich will um jeden Preis ein Einhorn bleiben. Ich bleibe alſo ledig!

Der Arzt beſuchte mich und meinte ich ſei als menſchliches Zebra ſchon Ungeheuer genug. Er bot mir für das Horn auf meiner Stirn, wenn ich mich operiren laſſen wollte, tauſend Thaler.

Ich wieß dem Unverſchämten die Thür.

Er kam wieder und geſtand, daß er im Auftrag eines engliſchen Lords mir tauſend Pfund Sterling bieten ſollte.

Ich warf den Grobian die Treppe hinunter.

Er kam dennoch wieder und verſicherte, es ſei ihm mit den tauſend Pfund nur Scherz geweſen. Er habe mir zehntauſend zu bieten.

Ich ſchwieg.

Er bot zwanzigtauſend.

Ich ſchwieg.

„Dreißigtauſend.“

Ich ſchwieg immer noch.

„Vierzigtauſend.“

Je länger ich ſchwieg, deſto höher bot er.

„Hunderttauſend Pfund Sterling!“ rief er endlich. Und nunmehr ſchwieg er auch, er hatte keinen Auftrag weiter zu gehen.

Sehr höflich verſicherte ich ihm, daß, hätte ich zwei Hörner, ich ihm aus Freundſchaft eines davon zu dieſem Preiſe ablaſſen würde. Mein eines Horn aber ſei um keinen Preis mir feil.

Ich ging auf Reiſen und welch Aufſehen ich machte, welche Triumphe ich erlebte und wie ſehr man ſich um mich riß iſt aus allen Zeitungen hinreichend bekannt. Man begnügte ſich nicht mich zu ſehen, man wollte ſich auch mit mir unterhalten und fand alles was ich ſagte gewählt und geiſtreich, während ich als Apotheker doch immer nur für ziemlich einfach und unbedeutend gegolten hatte. Als geiſtreiches Ungeheuer ſtieg mein Ruf erſt recht in's Ungeheure. Die berühmteſten Männer des Jahrhunderts, die vornehmſten und ausgezeichnetſten Frauen ſuchten meine Bekanntſchaft. Meine Schreibtiſche lagen alle Morgen voll Albums und Stammbücher, in die ich mich einzeichnen mußte und jeder Spruch, jeder Vers, den ich einſchrieb, wurde himmelhoch geprieſen und weiter getragen. Auch die Buchhändler beſtürmten mich mit Anträgen und überboten ſich in glänzenden Honoraren.

Jedermann wird noch in gutem Andenken haben, welche Epoche meine „Denkwürdigkeiten eines Waldeſels“ machten.

Ich hatte mich ſchlechthin einen Waldeſel genannt, um ein gewiſſes vornehmes Incognito zu behaupten, welches leicht zu durchſchauen war, etwa wie die des Fürſten Pückler, welcher ſich der Verſtorbene nennt. Als Zebra-Einhorn nämlich wollte ich durchaus Naturwunder bleiben, und um ein Literaturwunder abzugeben, fand ich den Namen Waldeſel genügend und ſogar romantiſch klingend.

Die auffallende Genialität meines Werkes wurde in Frankreich mehr meiner merkwürdigen Haut zugeſchrieben, und in England mehr auf mein Wunderhorn bezogen, was aus dem Charakter beider Nationen leicht zu erklären iſt. Der Franzoſe ſieht mehr auf das Aeußere, der Engländer mehr auf das Eigenthümliche. Der Deutſche allein iſt gründlich. Die Franzoſen entzückte ich als Zebra, die Engländer ſetzte ich durch mein Horn in Erſtaunen. Dem deutſchen Tiefſinn aber gelang es als Ungeheuer mich in meinem innerſten Weſen zu erfaſſen.

Die franzöſiſchen Blätter ſagten unter anderen:

„Nur eine krankhaft überbildete Zeit, wie die heutige, kann den Eſel dumm und träge ſchelten, weil er das loyale Bild unerſchütterlichen Gehorſams und felſenfeſter Treue iſt. Jede Zeit, die an Weſen und Zerwürfniſſen leidet, hat ihre Eſel, welche die erſchütterten Grundlagen der Geſellſchaft wieder herzuſtellen bemüht ſind, unſere überſpannte übermüthige Zeit aber braucht einen Waldeſel, um wieder an die einfachen Naturzuſtände und Urwahrheiten erinnert zu werden. Denn das Heil kommt von den Eſeln, bisweilen auch von den Eſelinnen. War nicht Bileam's Eſelin unter andern eine begeiſterte Seherin? — Bei den unverdorbenen Völkern des Orients, welche nur einen Willen kennen, der ſie beherrſcht, iſt der Eſel ein königliches Thier, und als Attribut ſeiner unumſchränkten Macht reitet der orientaliſche Herrſcher einen Eſel. Aber auch ein heiliges Thier iſt der Eſel. Denn es ſteht geſchrieben: „Er wird auf einem Eſel kommen.“ Als Chriſtus am Palmſonntag auf einem Eſel ritt, wurde er als Meſſias ausgerufen und die Juden, welche nicht an ihm glauben, erwarten immer noch einen anderen Eſel, der ihnen ihren Meſſias bringen werde.“

In den engliſchen Blättern hingegen hieß es: „Von jeher ſtand das Horn bei den verſchiedenartigſten

Völkern in hohem Anſehen. Und nur das barbariſche Mittelalter vermochte es durch rohe Späße zu entwürdigen. Bei den amerikaniſchen Urbewohnern war das Horn der Hauptſchmuck des Kriegers; während der Kreuzzüge waren die ehernen Hörner zu beiden Seiten des Helms die Abzeichen der Heerführer; die gebildeten Völker Griechenlands erhoben das Horn zum Symbol des Ueberfluſſes und die kriegeriſchen Skandinavier begeiſterten ſich zu Luſt und Tod aus einem Horn, welches mit dem Lieblingstrank, dem berauſchenden Meth, gefüllt war. Auch eine übermenſchliche Bedeutung hat das Horn, und Moſes, ſeit er die Geſetztafeln vom Berge Sinai geholt hatte, trug Hörner am Haupte. Der Waldeſel, der hier ſeine Denkwürdigkeiten ſchildert, erwähnt zwar nicht ſeines Hornes, verläugnet es aber auch keineswegs. Der Stil iſt der Menſch, der Stil des Waldeſels aber iſt das Horn, womit er Irrthümer und Vorurtheile tapfer zu Boden rennt.“

Die deutſchen Zeitungen aber ſagten unter andern: „Wir kennen dieſen Waldeſel. Mit Stolz begrüßen wir in ihm einen Landsmann. Wir ehren ſein Incognito. — In ſo fern er ſich dieſes Mal rein geiſtig offenbaren wollte, fand er nicht für gut mit ſeiner Perſönlichkeit zu prahlen. Erwähnen müſſen wir aber, daß jede große Natur- oder Welterſcheinung ihre Propheten hat, welche lange zuvor ihre Ankunft ahnen, und weiſſagend, mit geheimnißvollen Worten darauf vorbereiten. Auch das Zebra-Einhorn hatte ſeine Vorgänger und Verkünder. Gleichfalls ein Horn, aber nicht Ein-Horn, ſondern Franz-Horn lehrte: „Um einen Autor zu verſtehen, müſſe man zwiſchen den Zeilen leſen." Zeilen ſind Streifen. Welch eine anmuthige Anſpielung auf das Zebrafell? Wir müſſen zwiſchen den Zeilen leſen, das heißt: wir ſollen die noch von keinem Menſchenhauche entweihte Atmoſphäre afrikaniſcher Urwälder, welche uns das Zebra-Einhorn zuführt, einathmen. Es kommt nicht auf die gedruckte Zeile an, ſondern auf dasjenige, was der Buchdrucker weiß gelaſſen hat und was er Durchſchuß nennt. Das muß geleſen werden, denn der Durchſchuß macht den Schriftſteller. Mehr als die Streifen iſt das Fell, auf welchem die Streifen ein ſymmetriſches Ganzes bilden. In dem Felle aber ſteckt der Eſel ſelbſt, das iſt der Kern des Geheimniſſes, der Eſel iſt es, der verſtanden ſein will.

Minder bekannt als mein Schriftſteller-Ruhm dürfte vielleicht mein Glück bei dem ſchönen Geſchlechte ſein. In der That, ich muß lachen, wenn ich einen Antinous von ſeinen Liebſchaften prahlen höre.

Solcher Antinouſſe gab es jeder Zeit die Menge. Ich aber war das Ungeheuer einzig in ſeiner Art. Frauen ſind lüſtern. Anfangs liebte dieſe und jene mich als eine pikante Seltenheit. Doch ich bewahrte auch in der Liebe meinen Ruf als Naturwunder und man riß ſich um mich, ſchwärmte für mich, vergötterte mich und betete mich an. So ward ich Mode. Künſtlerinnen, Touriſtinnen, emancipirte Blauſtrümpfe u. ſ. w. mußten mich eine Zeitlang geliebt haben, um behaupten zu können en vogue zu ſein und dieſe waren es beſonders, die meinen Ruhm verbreiteten.

Von allen Celebritäten, Helden, Charakteren, Wundern und Größen der Zeit war aber nur ein Einziger, der einigermaßen ſich mit mir meſſen durfte. Es war der General Thomas Däumling (Tom Pouce). Ich lernte ihn in den Tuilerien kennen, wo wir an einem und demſelben Abend die Ehre hatten, der königlichen Familie vorgeſtellt zu werden. Der franzöſiſche von Luſtbarkeiten überſättigte Hof fand dieſe Soirén faſt zu merkwürdig. General Däumling war der gebildetſte und liebenswürdigſte Zwerg, den es jemals gegeben. Er war ſo klein, daß er faſt ohne ſich zu bücken unter einem Stuhle durchſchlüpfte. Auch war er zierlich und proportionirt gebaut und tanzte allerliebſt. Eben bezauberte er die erhabenen

Zuhörer mit einer Radawatſchka, als ich einem Muſiker die Flöte aus der Hand nahm und dieſe Radawatſchka weiter blies.

General Däumling tanzte und das Zebra-Einhorn ſpielte die Flöte dazu. Das Entzücken fand keine Grenzen und wir ſelbſt fühlten uns von dieſem denkwürdigen Augenblick ſo ergriffen, daß wir uns, ohne uns zuvor je geſehen und gekannt zu haben, ſtillſchweigend eine ewige Freundſchaft ſchwuren. Sr. Majeſtät Louis Philippe hatte die Gnade mir für meinen glücklichen Einfall einen Demantring, an Werth zweitauſend Franken, zu ſchenken. Sr. Majeſtät waren immer ziemlich geizig.

Seitdem beſuchte mich der General Däumling alle Tage. Seinen kleinen Tiſch, Stuhl und Thee-ſervice ließ er ſich nachtragen. Dieſes alles wurde auf einen größeren Tiſch geſtellt, voll koſtbarer Taſſen und echten meißener Porcellan-Figuren. General Däumling ward hinaufgehoben und nahm ſich unter ihnen in ſeiner Generals-Uniform ebenfalls wie eine Puppe aus. An eben dem Tiſch ließ ich meinen Thee ſerviren, und ſo tranken, rauchten und ſchwatzten wir.

„Haben Sie ſchon an Long-Champ gedacht?“ fragte er mich eines Tages.

Ich geſtand ihm, daß meine zahlreichen Correſpondenzen und Liebſchaften mich noch nicht dazu kommen ließen.

„Meine kleine Equipage hat voriges Jahr daſelbſt großes Aufſehen gemacht. Das Gedränge um mich war ſo groß, daß meine ſechs Ponis, welche nicht kleiner geſehen werden können, meine Demi-Chaiſe, welche einem eleganten Kinder-Spielzeug glich, mit ſammt meinem Zwerg-Kutſcher und Zwerg-Kammerdiener faſt unter die Hufen der National-Gardiſten-Pferde gekommen waren.“

„In der That, mein General, ich weiß dies aus den Zeitungen. Ihre Equipage in Long-Champ war die große Merkwürdigkeit des Jahres Achtzehnhundertdreiundvierzig und ward in geheimen Hof-Relationen wie in öffentlichen Blättern dieſſeits und jenſeits des Oceans ausführlich beſprochen.“

„Wohlan! dieſes Jahr iſt die Reihe an Ihnen. Sein Sie das Ereigniß von Long-Champ. Equipage und Livreen müſſen Zebraartig geſtreift ſein und jeder Knopf, jeder Beſchlag, jede Cocarde muß auf Ihr Horn anſpielen. Ihr Geſpann muß aus ſechs zahmen Zebras beſtehen (in Paris iſt alles zu haben) mit ſilbernen Hörnern auf den Kreuzriemen vor der Stirn.“

Ich bewunderte den Edelmuth dieſes Zwerges ohne Gleichen. Wir waren Nebenbuhler und ich der Glücklichere. Dennoch gab er mir Anweiſung, Ereigniſſe zu machen. Einer ſolchen erhabenen Aufopferung iſt nur die innigſte und großmüthigſte Freundſchaft fähig. Ich ermangelte nicht den mir gegebenen guten Rath zu befolgen und die Zebra-Einhorn-Equipage ſtach dieſes Jahr in Long-Champ alles aus.

Lange ſuchte ich nach einer Gelegenheit mich dankbar zu erweiſen, als eines Tages mein kleiner edelmüthiger Freund mich anredete:

„Ich hätte Sie wohl um einen Dienſt zu bitten."

„Mein General! Sie kommen allen meinen Wünſchen zuvor. Sie haben mich mit Artigkeit dermaßen überhäuft, daß die Laſt der Dankbarkeit ſehr drückend geworden iſt."

„Ihre Höflichkeit iſt zu groß!" lächelte der General. „Laſſen Sie uns von Kleinigkeiten reden, wie es meine Perſon mit ſich bringt. Wie Sie ſehen, laſſe ich mich nur von Zwergen bedienen. Es hat ſeine Schwierigkeit, ſich neben mir als Zwerg zu behaupten. Meine Zwerge müſſen daher die bündigſten Anſprüche auf Zwerghaftigkeit haben, dermaßen, daß ſie das non-plus-ultra ſein würden, wenn ich nicht wäre.“

„Freilich, mein General!“

„Ich brauche einen Secretair, der höchſtens drei Fuß iſt und ſieben bis acht Sprachen ſpricht. Nun hat ſich ein ſolcher aus Deutſchland gemeldet, welcher behauptet funfzehn Sprachen zu ſprechen. Aber niemand hier kennt ihn und er beklagt ſich, nicht in den glänzendſten Verhältniſſen zu leben. Das macht mich mißtrauiſch. Wie kann man bei drei Fuß und mit funfzehn Sprachen unbekannt und in gedrückter Lage ſein? — Iſt das in Deutſchland möglich? Mein Himmel, welch ein Land muß das ſein? Aber Sie ſind ein Deutſcher, Sie werden das wiſſen und haben vielleicht auch ſchon von dem gelehrten Zwerg gehört. Er nennt ſich Patroklus Heckſcher.“

Bei dieſem Namen zitterte ich und wechſelte die Farbe. Der ganze Schmerz meines Lebens erwachte mit einem Male wieder.

„Was iſt Ihnen,“ rief der General. „Was habe ich geſagt, das Sie ſo tief erſchüttern kann?“

Ich ſammelte mich und ſprach: „Mein General! Es hat mich nie im Leben jemand tödtlicher beleidigt als dieſer Patroklus Heckſcher, und meine Seele lechzet nach Rache. Weit heißer aber noch ſehne ich mich

Ihnen nützlich zu ſein. Ich unterdrücke daher Haß und Rache und gebe der Wahrheit die Ehre. Patroklus Heckſcher mißt drei Fuß und ſpricht funfzehn Sprachen. Sie können keinen beſſeren Secretair finden. Er hat mir ein Herz geſtohlen, worin ich mein ganzes Lebensglück erblickte. Er hat mich unglücklich gemacht, doch von dem Augenblick an, wo er Ihnen dienen will, ſei alles vergeſſen und vergeben. Er ſoll glücklich ſein.“

General Däumling reichte mir ſeine kleine Hand, welche ich zärtlich ergriff und drückte. Mit der Linken trocknete ich meine Augen.

Doch, wer glaubt, den General Däumling zu verpflichten, ohne ſiebenfach Lohn dafür zu erhalten, der kennt das größte aller Herzen dieſes kleinſten aller Zwerge nicht.

Patroklus Heckſcher langte an und hatte das Glück dem General zu gefallen. Ich achtete nicht weiter auf ihn, denn in ſeiner untergeordneten Stellung als Secretair eines meiner Freunde konnte er mich wenig intereſſiren.

Doch eines Tages erhielt ich folgenden merkwürdigen Brief.

„Theuerſter Freund!

Ich weiß alles. Sie lieben Ihre Couſine noch immer und alle Frauen, die mit Leib und Seele Ihnen huldigen, vermögen dieſe Einzige nicht aus Ihrem Herzen zu drängen. Es iſt ganz natürlich. Nichts vergißt ſich leichter als Liebes und Gutes was man empfangen hat, ſelbſt die Erinnerung daran iſt uns läſtig. Allein Ihre Couſine hat Sie gekränkt, verhöhnt, verworfen. Das können Sie nicht vergeſſen und folglich denken Sie ewig an Ihre Couſine.

Unſtreitig wünſchen Sie zu wiſſen, was aus ihr geworden iſt, ſeit ſie in Folge jenes ſcandalöſen Auftritts das Haus Ihrer Eltern verlaſſen mußte. Errathen Sie es nicht?

O mein Freund, wer kann ſeiner Beſtimmung entgehen? Der Zeitgeiſt iſt allmächtig. Er befiehlt und der Menſch gehorcht. Ihre Couſine iſt ſchön gebildet und ſpielt Harfe, folglich ward ſie Ladenjungfer und gewann bald ſo viel, daß ſie auf eigene Hand eine Wirthſchaft anfangen konnte. In ihrem Stande gefällt ſie ſich dermaßen, daß ſie die größten Partien ausſchlägt. Der berühmte Taſchenſpieler, Profeſſor und Hofkünſtler D....r, welcher um ihre Hand anhielt, bekam einen Korb und heirathete eine andere

Schenkmamſell, die ſchöne Eliſe vom Schulterblatte, mit der er jetzt in London iſt und Aufſehen macht. Auch ein Feuerkönig und ein Bauchredner, beides ebenfalls Hofkünſtler, boten ihr Herz und Hand, ohne daß es ihnen beſſer ging. Kurz, Ihre Couſine iſt dermaßen mit ihrem Looſe zufrieden, daß ſie kein beſſeres ſich wünſcht. — Das ſind gerade die Frauen, die man nicht vergeſſen kann, die man ewig lieben und wo möglich heirathen muß. — Sie haben mir einen Secretair empfohlen, mit dem ich ſehr zufrieden bin. Ich möchte dankbar ſein. Wie wär's, wenn ich Ihnen — was meinen Sie? — Sie verſtehen mich doch? — Viel Glück.

Thomas Däumling,
General Ihrer Majeſtät der Königin Victoria.“

Auf der Stelle ſchrieb ich folgende Antwort:

„Mein General!

Seine Majeſtät Louis Philippe heißt der Napoleon des Friedens. Womit aber iſt der Friede verbürgt, wenn Seine Majeſtät dereinſt heimgehen zu ihren Vätern? Mit weit größerem Rechte könnten Sie der Napoleon des Friedens heißen, denn die einzige und wahre Bürgſchaft eines ewigen Friedens wäre, wenn alle Generale Ihnen glichen. Es muß dahin kommen oder dieſes Jahrhundert weiß nicht was es will. Es fing mit dem großen General Bonaparte an und ſteht jetzt bei dem kleinen General Däumling. Die alte rohe Zeit der Kriege iſt vorüber. Die neue Zeit der Cultur und des Friedens iſt da. Dafür bürgen Sie, der Verkünder dieſer neuen Zeit. Es hat Generale gegeben, welche größer waren als der General Bonaparte, aber Generale kleiner als der General Däumling gab es niemals. Sie ſind der Heros einer Friedenszukunft. Die Weltgeſchichte ſchließt die alten Bücher, die Acten ſind zum Spruche reif. Das Weltgericht entſcheidet. In der einen Schale der General Bonaparte, in der anderen der General Däumling und der große General wird zu leicht befunden, der kleine General hat das Uebergewicht und macht ſeine Schale ſinken. Die Letzten ſollen die Erſten ſein, ex tenui spes seculorum. Der große General hat die Welt geknechtet, der kleine General hat die Welt beluſtigt. Das Urtheil iſt geſprochen und vollzogen, der General Bonaparte iſt beſtraft, der General Däumling wird belohnt und immer reichlicher belohnt. Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.

Zebra-Einhorn,
Naturwunder aus Deutſchland."

Doch auch nicht einmal ſchriftliche Artigkeiten nahm der General Däumling an, ohne ſie durch ausgeſuchte Ueberraſchungen zu vergelten. Er couvertirte meinen Brief und überſandte ihn der Redaction des Conſtitutionel, welche ihn als Probe meines glänzenden Witzes mit vielen hinzugefügten mir ſehr ſchmeichelhaften Bemerkungen in's Feuilleton aufnahm.

Ich reiſte heim, ging geradeswegs zu meiner Couſine und beſtellte mir ſchnurſtracks ein Glas Limonade. Sie hatte mich als Zebra-Einhorn noch niemals geſehen und erkannte mich nur wieder in Folge meines Rufes. Meine Anweſenheit verſetzte ſie in eine ſolche Beſtürzung, daß, als ich ſie fragte, was ich ſchuldig ſei, ſie ihre ganze Seelenkraft und Geiſtesgegenwart vergebens aufbot, um irgend zu einem Entſchluſſe zu kommen, wie [illegible] für ein Glas Limonade abzunehmen ſei. Ich munterte ſie auf zu fordern was ſie wolle, ich ſei reich genug, alles zu bezahlen. Ich zählte ihr meine Beſitzungen her.

Bei dem erſten Rittergute mit drei Dorfſchaften geſtand ſie, daß ſie nie aufgehört habe mich zu lieben. Bei dem zweiten Rittergute mit ſechs Dorfſchaften ſchilderte ſie mir ihre ſchmerzliche Reue über ihren jugendlichen Leichtſinn. Bei dem dritten Rittergute mit neun Dorfſchaften ſank ſie mir zu Füßen und flehte ich möge als Zebra-Einhorn ihr nicht entgelten laſſen, was ſie an dem Apothekerſubject verbrochen habe. Bei dem vierten Rittergute mit zwölf Dorfſchaften hielt ſie ſich nicht länger, ſie flog in meine Arme und wir erneuten unſer Bündniß für die Ewigkeit.

Jetzt leben wir auf unſeren Gütern und fordern Hand in Hand mit einander das Jahrhundert in die Schranken. Denn aus uns iſt ſchon etwas geworden, aus dem Jahrhundert aber noch gar nichts.

F.M.J. Rohm
München

Schnellpreſſendruck von Pauli & von Döhren.

Die
Waiſe von Tamaris.

Die
Waiſe von Tamaris.

Eine
Tanznovelle

vom

Verfaſſer des „Schief-Levinche“ und der
„Luftſchlöſſer.“

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1855.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Aud.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Vor dem Hôtel de Paris hielt ein Wagen. Der rieſige reichbetreßte Jäger mit flatterndem Federbuſche ſprang zu Boden und öffnete den Schlag. Die dienſtfertigen Aufwärter riſſen beide Flügel der Glasthüre auf und blieben rechts und links auf der Haustreppe ſtehen, um die Ankommenden in das hellerleuchtete, nach Leckereien duftende Innere zu geleiten.

Es war elf Uhr und die Oper eben zu Ende. Ein ziemlich ältlicher Herr ſtieg aus und reichte ſeinen Arm einer reizenden Dame, mit der er ſtolz den erſten Saal durchſchritt, links in den zweiten einbog und endlich den länglich runden dritten betrat, der mit Bildſäulen, großen Wandſpiegeln und vergoldeter Stuccatur geſchmückt war. Hier pflegten ſich nur die Auserwählten zu verſammeln, deren Daſein ausſchließlich dem Aufwand und der Verſchwendung gilt.

Ein Tiſch mit ſechs Gedecken ſtand bereit und vier elegante Herren eilten dienſtfertig der ſchönen Dame entgegen. Sie wurden von ihr, je nach ihrem Rang und Charakter, mit einem Lächeln, einem ausdrucksvollen Blick oder einem Kopfnicken beglückt, während ſie ihren roſa und himmelblau gefütterten Atlasmantel abſtreifte, etwa wie ein glänzender Schmetterling, der ſeiner Puppe ſich entwindet. Der ältliche Herr nahm die koſtbare Hülle in Empfang, faltete ſie ſorgfältig zuſammen und legte ſie auf einen Stuhl. Die Holde hatte inzwiſchen auf einem Seſſel vor dem Tiſche Platz genommen. Er kehrte wieder und kniete vor ſie hin, um ihr die Galoſchen von Kaſhmirwolle von den niedlichen Atlasſchuhen zu ziehen und ſtellte ſie unter denſelben Stuhl, auf welchem ihr Atlasmantel lag.

„Baron!“ rief die Dame, „hier iſt mein Taſchentuch!“

Und der ältliche Herr nahm den feinen mit engliſchen Spitzen beſetzten Batiſt, um ihn zierlich in die Atlastaſche zu ſtecken.

— „Baron! hier iſt mein Flacon!“

Und der ältliche Herr ſteckte das Flacon eben ſo zierlich ein.

— „Baron! wo iſt mein Fächer?“

Und der ältliche Herr langte nicht minder zierlich den ſchimmernden Fächer aus der Bruſttaſche.

— „Ach Baron! meine Boa, mein Shawl, mein Bouquet, meine Bonbons, mein Charlot.“

Und der ältliche Herr drehte ſich auf den Fußſpitzen um und eilte nach dem Wagen.

„Ein vortrefflicher Menſch, dieſer Baron!“ ſprach einer der Herren und zupfte ſich ſeine weiße Piquéweſte vor dem Spiegel glatt. Es war der Director der großen Oper in eigner Perſon.

„Ein Cavaliere servente comme il faut," meinte der Andere und wiegte ſich mit gebogenen Knieen auf den Fußſpitzen. Es war Tagliafico, der Balletmeiſter.

„Ein Edelmann von echtem Schrot und Korn!" bemerkte der Dritte. Er war nur Hauptcaſſirer der großen Oper. Doch weil er auf die Gagen Vorſchüſſe leiſtete, zog man ihn mit zu ſolchen Feſten.

Der Vierte, der junge Graf Candor, warf leichtfertig hin: „In Betracht ſeines Alters läßt ſich von unſerem Marcheſe Baron de Fuenza kaum mehr erwarten."

Die ſchöne Dame zog eine unwillige Miene.

„War ich ſo unglücklich, Ihnen zu mißfallen?" fragte der junge Graf.

„Was ſoll das Alter des Herrn Baron Hyppolito Marcheſe de Fuenza? Soll ich etwa für ſeine Tochter, oder er für meinen Sohn gelten?"

— „Ich meine nur, daß der Herr Baron als Ihr Page eine würdige Rolle ſpielt und an ſeinem Alter finde ich nichts auszuſetzen."

— „Lieber Graf! Sie wollen boshaft ſein. Allein es wird Ihnen nicht gelingen, mich zu erzürnen. Ich bin heut bei nachſichtiger Laune."

„Dann laſſen Sie uns geſchwind Friede machen!“ rief der junge Graf und küßte ihre Hand.

In dieſem Augenblicke kehrte der Baron wieder, in der einen Hand einen ungeheuren Blumenſtrauß, in der andern eine eben ſo coloſſale Dûte mit Bonbons, unter dem einen Arm einen umfangreichen Strickbeutel, unter dem andern einen breiten indiſchen Shawl, um den Hals eine echte Zobelboa und zwiſchen der Weſte und dem Vorhemde ein niedliches Bologneſerhündchen. Dermaßen bepackt mit den unentbehrlichſten Habſeligkeiten ſeiner Huldin, konnte er nichts aus den Händen legen, ohne die ganze Laſt zu Boden fallen zu laſſen.

Die Anweſenden brachen in ein helles Gelächter aus.

„Wer hat Sie ſo bepackt, lieber Baron?“ fragte die ſchöne Dame.

— „Ihr rieſiger Jäger, Mademoiſelle!“

„Erlauben Sie mir Ihnen etwas abzunehmen;“ ſprach Lehmichel der Hauptcaſſirer.

„Ich werde Sie des lieben kleinen Charlot entledigen;“ ſagte der ſchlanke Tagliafico.

„Blumen und Süßigkeiten überreiche ich der ſüßen Blume meines Ballets,“ verſetzte der Director der großen Oper.

Und der junge Graf fragte vornehm und verdroſſen: „Wie wär's, wenn wir zu Tiſche gingen?“

Der ältliche Herr, ſeines Gepäckes entledigt, rief: Kellner! — Aufgetragen! —

Dicht vor den geöffneten Thüren des länglich runden Gemaches ſaßen noch zwei Herren. Der eine von rieſiger Statur mit einem ſchwarzen Bart, der ſein ganzes Untergeſicht bedeckte. Der andere war blond, zart geformt und höchſt elegant gekleidet.

„Donnerwetter!“ begann der Herculiſche. „Ich habe ſchon vor einer Viertelſtunde ein Beefſteak beſtellt und bekomme immer noch nichts. Was iſt das für eine Bedienung, die Aufwärter ſorgen nur für den Saal nebenan.“

„Freilich!“ verſetzte der Höchſtelegante. „Eine Operntänzerin, ein junger Graf, ein Operndirector, ein Caſſirer, ein Balletmeiſter und endlich ein alter lederner Marcheſe: das iſt eine auserleſene Geſellſchaft, vor der wir zurückſtehen müſſen.“

„Wer giebt jenes Feſt?“ fragte der Schwarzbärtige.

— „Das iſt zweifelhaft.“

— „Einer muß es doch bezahlen.“

— „Wenn eine Tänzerin mit fünf Herren ſpeiſt, ſo muß das allerdings bezahlt werden. Wenn aber Demoiſelle Argina dieſe Tänzerin iſt, ſo läßt ſich nicht leicht beſtimmen, wer die Koſten trägt. Indeß iſt Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß der Herr Marcheſe morgen die Rechnung erhalten wird. Denn die heroiſche

Geduld, womit dieſer alte Diplomat ſich von ſeiner Dulcinea ausplündern läßt, iſt eben ſo rührend wie ſein Jugendmuth erſtaunlich iſt.“

— „Halten Sie ihn für einen Diplomaten?“

— „Können Sie zweifeln bei dieſem Schwung ſeiner Toilette? — Grüner Frack mit blanken Knöpfen, weiße Weſte, gelb oder blau punktirt, graue, gelegentlich auch nußbraune Beinkleider, durch unerläßliche Stege ſtraff angeſpannt, dienſtmäßige weißſeidene Strümpfe, Schuhe mit Schnällchen. Dieſe Toilette hat die Diplomatie als herkömmlich und unwandelbar ſeit Jahrhunderten feſtgeſtellt. Endlich: ſchneeweiße anbetungswürdig-geſteifte Cravatte, zugeſteckt mit einem blitzenden Solitär. Das zarte Jabot links geſchoben und ebenfalls mit einer Demantnadel befeſtigt; und zuletzt das Hauptkennzeichen: goldene Broche links am oberſten Knopfloch, woran neun bis zehn Kreuzchen baumeln, rother Adler-, St. Annen-, Wladimir-, weißer Falken-, goldener Sporn-, Guelfen- und andere Orden. Iſt bei ſo unverſchämt untrüglichen Kennzeichen das Muſter eines alten ausgedorrten Diplomaten zu verkennen? — Der Baron Hypolito Marcheſe de Fuenza war in ſeinem Blüthenalter auf drei Congreſſen, zu Wien in Angelegenheiten der Fürſten von **, zu Laibach für einen Hospodaren der Wallachei und zu Verona für den Herzog von Borgheſe.“

— „Sie ſcheinen ſehr bekannt mit der Geſellſchaft da drinnen. Dürfte ich Sie fragen, wer der ſchlanke junge Mann mit dem vornehmen Anſtande iſt, ich ſehe ihn alle Abend im Theater erſten Rang."

„Ein Graf," erwiederte der Höchſtelegante, „mit dem es ſich aber ziemlich ausgegraſt hat. Denn an dieſer tanzenden Houri hat er ſein großes ariſtokratiſches Vermögen verſchwendet."

— „Ein großes ariſtokratiſches Vermögen verſchwendet an eine Tänzerin?"

— „Das wundert Sie?"

„Ein vornehmer Herr hat gar viele Gelegenheit und wenn er auch noch ſo reich iſt, ſich zu Grunde zu richten. Es giebt der nobeln Paſſionen viele und ein Verhältniß mit einer Tänzerin iſt, wie mich dünkt, ein ſo gefährlicher Luxus eben nicht."

— „Ich ſehe, mein Herr, daß Sie Mademoiſelle Argina nicht kennen. Wer Geld hat, kann ſich auf zweierlei Art zu Grunde richten. Leichtfertig und obenhin wie ein Dilettant und gründlich und ſyſtematiſch wie ein Kenner, oder wie ein ſelbſtbewußter Meiſter."

— „Wie ſoll ich das verſtehen?"

— „Die Sache iſt ſehr einfach. Sie werfen Ihr Geld zum Fenſter hinaus und es geht ein ehrlicher Mann vorüber, ſo ſchleppt er es Ihnen wieder die Treppe hinauf und ſpricht: „Mein Herr, Sie haben hunderttauſend Ducaten aus dem Fenſter fallen laſſen.

Sie ſpielen und werden nicht immer verlieren, ſondern dann und wann auch gewinnen. Sie kaufen Pferde für tauſend Louisd'or, die nach vier Wochen keine funfzig mehr werth ſind, ſo ſind funfzig Louisd'or immer noch Geld. Sie borgen jedwedem ſo viel er verlangt, und einer davon iſt gewiſſenhaft und erſtattet Ihnen ſein Darlehn. Das alles führt nur auf Umwegen, oder einigermaßen zufällig nur an den Bettelſtab. Das iſt purer Dilettantismus, zumal bei einem Vermögen, wie das des Grafen Candor. Um ſich aber bei einem Vermögen von jeder beliebigen Unverwüſtbarkeit unfehlbar und ſyſtematiſch zu Grunde zu richten, giebt es nur ein Mittel: Eine Operntänzerin. Was die einmal in Händen hat, iſt für ewige Zeiten verloren, und an ihr können Sie alles los werden. Alles und zwar in der kürzeſten Zeit von der Welt. Mit der größten Gefälligkeit nimmt ſie Ihnen alles ab und läßt Ihnen weiter nichts übrig, als ihr Selbſt; das iſt das Einzige, wonach ihr nicht verlangt, wovon ſie keinen Gebrauch machen kann.“

Der Schwarzbart lachte und der Höchſtelegante fuhr mit gedämpfter Stimme fort:

„Auch ich, der ich die Ehre habe jetzt mit Ihnen zu reden, war lange Zeit verſtrickt in den Zauberſchlingen dieſer Armida oder Argina.“

— „Auch Sie?“

— „Was iſt das weiter? Sie müſſen dieſe Houri kennen lernen, welche wie eine Sylphide tanzt und wie ein Dragoner plündert. Sie müſſen ſich mit dieſer perſonificirten Verſuchung, Verführung und Verderbniß bekannt machen; nur der pſychologiſchen Merkwürdigkeit halber. Sie iſt ein Ideal weiblicher Anmuth und Falſchheit, ein Ausbund von Witz und Eigennutz und eine Muſterkarte ausgelernter Laſterhaftigkeit. Ihre Reize halten ihrer Standhaftigkeit vollkommen die Wage. Sie lieben und ſich zu Grunde richten iſt eines und daſſelbe, denn wer nicht alt und zähe und ein Millionär iſt wie der lederne Marcheſe Hyppolito, der iſt in wenig Monden an Leib und Seele und Geldbeutel banquerott. — Daß ſie mir noch etwas übrig ließ, verdanke ich dem Grafen Candor. Mit ſeinen beträchtlichen hochgräflichen Beſitzthümern verdunkelte er gerade zur rechten Zeit noch mein kleinbürgerliches Vermögensreſtchen. Es geſchah auf einem Opernball. Argina, bevor ſie ihn kennen lernte, hing mit zärtlicher Hingebung an meinem Arm und ließ mich die ganze Laſt ihres ſüßen Leibes fühlen. Graf Candor aber iſt Majoratsherr auf ich weiß nicht wie vielen Schlöſſern, Flecken und Dorfſchaften und Argina ward immer leichter und leichter, zuletzt ließ ſie mich ganz los. Im Grunde hat ſie mich großmüthig behandelt, denn dieſen jungen Grafen hat ſie rein ausgeplündert. Seine Güter ſtehen unter Sequeſtration und bis ſie wieder frei ſind, hat ſie ihn dem Marcheſe aufgeopfert."

„Mein Herr!" begann der Coloſſale. „Ich war mir nicht vermuthend, dieſen Abend in ſo angenehmer Geſellſchaft zu ſein, darf ich ſo dreiſt ſein, Sie um Ihren Namen zu bitten?"

„Warum nicht, mein Herr, nur muß ich bevorworten, daß mein Vor- und mein Familienname in einem ausgemachten Widerſpruch ſtehen. Mein Vorname, denken Sie! iſt ein glorreich kaiſerlicher. Mit Vornamen heiße ich Napoleon. Soll ich Ihnen nun auch meinen Familiennamen nennen, ſo muß ich um Entſchuldigung bitten, daß ich nicht Bonaparte heiße. Mein Familiennamen iſt ſo zu ſagen nur ein achtbarer, indem er einer alten wohlgelittenen und auf Comptoiren und an Börſen wohlbekannten Handelsfirma angehört. Es kann abgeſchmackte Menſchen, abgeſchmackte Einfälle und abgeſchmackte Urtheile geben, doch abgeſchmackte Namen giebt es nicht und darf es nicht geben. Erſt nachdem Sie mir das eingeräumt haben, kann ich den Muth faſſen, Sie zu bitten, den großen Kaiſernamen Napoleon dermaßen mit der achtbaren Firma Lämmlein et Compagnie in Verbindung zu bringen, daß ich ſo dreiſt ſein darf, mich in Ihrer Gegenwart Napoleon Lämmlein zu nennen."

— „Wie?" fragte jener lebhaft, „Sie ſind Herr Napoleon Lämmlein, Redacteur des Modejournals?"

„Zu dienen, mein Herr! Man nennt mich auch den Modekaiſer, oder das Modelämmlein. Und nun, nachdem ich ſo aufrichtig war, hoffe ich, daß Sie mir die Frage geſtatten, mit wem ich zu reden die Ehre habe?“

„Leider habe ich Ihnen keinen berühmten Namen zu nennen. Ich bin erſt ſeit drei Wochen in der Reſidenz, ſtudire die Rechte und nenne mich Da Potter.“

„Wie, mein Herr, ich habe die Ehre den fürchterlichen Da Potter vor mir zu ſehen, den Helden der Demokratie und das Schrecken der Polizei, der auf eine ſo geſchickte Weiſe freiſinnig ſein kann, daß weder Gerichte noch Behörden, denen er um keinen Finger breit weicht, ihm etwas anhaben können?“

„Ich fürchte, daß der liebenswürdige und elegante Redacteur der ſo wohl accreditirten Modezeitung, der in Paris, Algier, Conſtantinopel und Newyork für den Geſetzgeber des guten Geſchmacks gilt, ſich einer Bekanntſchaft nicht freuen wird, die vielleicht zu den berüchtigten gehört.“

„Mein Herr, Sie ſind ein Löwe! Und das iſt die Aufgabe der heutigen Zeit, wenn man ſich auszeichnen will. Man muß grimmig ſein, in welchem Fache, bleibt ſich gleich. Man thut mir die Ehre an, mich für den grimmigſten Elegant auszugeben. Sie aber, mein Herr, ſind grimmig in der Grimmigkeit. Ehre dem Ehre gebührt. Sie ſind der Löwe kat exochen.

„Sie machen aus Ihrer Freiſinnigkeit Löwengebrüll. Sie ſind noch ſehr jung, aber Sie werden es weit bringen.“

— „Herr Lämmlein! Ihre Freundlichkeit beſchämt mich. —“

— „Sehen Sie nur, da kömmt noch ein Grimmiger her. Können Sie errathen, in welchem Fache der ſich grimmig macht?“

In dieſem Augenblicke ſchritt ein neuer Gaſt durch den Saal. Ein ſchmucker junger Mann, mit freundlich lächelnden Zügen. Sein von einem braunen Bart ſauber eingefaßtes Antlitz war friſch und roſig. Er ſchien von einem Bahnhof zu kommen, denn Reiſefrack und Paletot und Mütze hatte er noch unter dem Arm, und als er das ovale Gemach betrat, wo Argina mit ihren Anbetern thronte, bewirkte ſein Erſcheinen eine freudige Ueberraſchung.

„Guten Abend, Leonhardi!“ wiederholten alle hochachtungsvoll und vergnügt.

„Allervortrefflichſter!“ ſprach der Director, „erlauben Sie mir, Sie mit einem vollen Glaſe zu bewillkommnen.“

„Noch ein Couvert!“ rief der Marcheſe und während Leonhardi Mütze und Paletot auf den erſten beſten Stuhl warf, um ſich Argina gegenüber zu ſetzen, flötete ſie mit dem zärtlichſten Tone ihrer Stimme:

„Mein beſter theuerſter Freund, wie ſchön iſt es von Ihnen, daß Sie wieder hier ſind.“

Napoleon Lämmlein wandte ſich wieder an den Schwarzbärtigen. „Finden Sie nicht, daß dieſes blanke zierliche Männchen, deſſen Ankunft ſo viele Freude bereitet, ausſieht, als ob er kein Waſſer trüben könne? Dieſe roſig lächelnde, freundlich einnehmende Geſtalt beherbergt aber den ſchlaueſten, feinſten Verſtand eines — wie ſoll ich ſagen, Seelenverkäufers? — Nein, die große Oper braucht keine Seelen. Sie werden mich alſo verſtehen, wenn ich ihn einen Talentmakler nenne. Unter Talent für die große Oper iſt wiederum auch nicht eine einfachmenſchliche Fähigkeit zu verſtehen, ſondern eine etwas über- oder unmenſchliche. Die große Oper iſt gleichſam eine Menagerie von menſchlichen Ungeheuern und als Ungeheuer-Lieferant, als Lieferant von un- und übermenſchlichen Kehl- und Fußcapacitäten ſucht dieſer Leonhardi ſeines Gleichen. Er iſt zugleich Jäger und Treiber und Spür-, Fang- und Hetzhund. Keine Kehl- oder Fußfertigkeit kann ſeinen Schlingen entgehen. Unſere berühmte große Oper würde ohne ihn verderben, verſchmachten, dahinwelken. Künſtler und Directoren, Generalintendanten und Miniſter, alle vertrauen blindlings dem unfehlbaren Leonhardi. Er kommt jetzt von der Reiſe. Unſtreitig hat er allen europäiſchen Bühnen-Celebritäten an den Puls gefühlt nach ihren Leiſtungen, wie nach ihren Wagen. Was der Mühe werth iſt, zappelt ſchon in ſeinem Garn, ungerechnet die vielen unreifen Talente, die, im Keime ſchlummernd, von ihm aufgefunden und entdeckt worden ſind, und denen er Ruf und Glanz verleiht, damit es ſich der Mühe lohnt, ſie auszubeuten. Bei einer Reiſe von drei bis vierhundert Meilen bringt er unſtreitig einen Wagen voll leckeren Wildprets mit. Sehen Sie, mit welcher Neugier die Geſellſchaft drinnen nach dem Erfolg ſeiner Reiſe fragt. Anfangs wird er ſich ein wenig bitten laſſen, aber wenn er erſt warm wird, ſo tiſcht er zweifelsohne ein halbes Dutzend Sängerkehlen von unerhörtem Glanz und Umfang, und mindeſtens ſechs bis acht Paar der anbetungswürdigſten Tänzerinnenbeinchen auf; wenn auch die reizende Argina, welche durchaus keine Nebenbuhlerinnen duldet, vor Neid und Galle gelbſüchtig wird.“

In der That wurde Leonhardi im Nebenzimmer nach dem Erfolg ſeiner Reiſe ausgeforſcht. Er kam geradewegs von Neapel, wohin er auf allerhöchſten Befehl, in Angelegenheit der großen Oper, geſendet worden, und brachte Grüße, Complimente und Neuigkeiten aller Art die Hülle und die Fülle mit. Indeſſen genügte das ſeinen Zuhörern nicht, welche auf ſeine Eroberungen begierig waren. —

In der That ſchien es, als wollte Leonhardi nicht gern mit der Sprache heraus.

„Ein Tenor und ein Paar Sängerinnen von gutem Schrot und Korn" meinte der Director, „wird doch nicht alles ſein, was Sie für mich engagirt haben? Haben Sie durchaus nicht an das Ballet gedacht?"

Argina warf dem Director einen niederſchmetternden Blick zu.

— „Liebe Argina! Ihr Talent und der Zauber, den Ihr Name übt, ſind weltkundig. Nur aus Rückſicht auf Ihre theure Perſon und ihre koſtbare Geſundheit möchte ich noch eine zweite Hauptſolotänzerin engagiren."

Mit einem bitterhöhniſchen Lächeln verſetzte Argina: „Wie väterlich beſorgt Sie um meine Geſundheit ſind."

„Nach meiner Meinung," ſprach der Marcheſe, „ſteht ſich die Oper bei dieſer einen Hauptſolotänzerin ſehr gut!"

„Bei zwei Hauptſolotänzerinnen wird ſie um ſo weniger in's Schwanken gerathen" meinte der Director. „Heraus damit, Leonhardi! Ich ſeh' es Ihnen an, Sie haben eine außerordentliche Neuigkeit!" —

Leonhardi lächelte geheimnißvoll.

„Vielleicht einen Tenor mit glänzendem Bruſt-C?" fragte Graf Sandor.

„Oder ein Sopran mit dreigeſtrichnem g ſilberreines Flageolet?" meinte der Caſſirer.

„Oder einen Tänzer?" meinte Tagliafico.

„Zum Teufel mit Ihren Tänzern" zürnte der

Director. „Ich habe ſie dutzendweiſe von jeglichem Alter, von achtzehn Frühlingen an bis zu ſechzig Wintern.“

„Alſo eine Tänzerin!“ ſprach Argina, das Näschen rümpfend. „Vielleicht eine Bauerdirne, welche auf ihrem Kohlfelde von jungen Häschen ſpringen lernte?“

Zu ihrem Verdruſſe entgegnete Leonhardi: „Reizende Argina! Sie haben es getroffen.“

„Erzählen Sie“ bat der Director, und Leonhardi lehnte ſich auf den Stuhl zurück, ſchob die rechte Hand zwiſchen Jabot und Weſte und legte die Linke auf den Tiſch.

— „Meine Rückreiſe ging über Marſeille, und ich hielt mich einige Zeit in Arles auf, welche Stadt durch die Schönheit und Anmuth ihrer Bewohnerinnen berühmt iſt. Die Rhone, die bei ihrer Mündung ein Delta bildet, umſpült hier das reichſte und geſegnetſte Land!“

„Wird das ein geographiſcher Vortrag?“ fragte Argina.

— „Wir trieben auf dem Segelkahn längs den lachenden Ufern hin, und landeten nach einer Fahrt von einer Stunde. Die Inſel breitete ihre reichen Fluren vor uns aus. Klare Bäche durchſchnitten das Wieſenland; Seen waren mit Schilf und Waſſerblumen bedeckt und Weiden und Tamariſken ſäumten die Ufer. Hie und da ſahen wir wild weidend eine Anzahl Pferde. Aechte Berberrace, die keinen Stall kennt. Feueraugige Stiere zeigten uns brüllend ihre ſpitzen gebogenen Hörner. Ein Fußſteig führte uns endlich nach einem Pachthof, einem niedrigen aber geräumigen Gebäude. Wir ſchritten über den mit zahlreichem Federvieh bevölkerten Hof und betraten die reinliche Küche, voll blankgeſcheuerten Kupfergeſchirrs."

„Jetzt wird die Vorleſung mehr landwirthſchaftlich," bemerkte Argina.

— „Wir gaben uns für reiſende Naturforſcher aus und wurden gaſtfrei aufgenommen. Die Töchter des Hauſes waren ſchön, ſchlank und reizend gekleidet."

„Und was hatten Sie auf dem Pachthof zu thun?" fragte Sander.

— „Gleich werden Sie hören. — Plötzlich vernahmen wir den Hufſchlag eines galopirenden Pferdes. Wir eilten vor die Thür und erblickten" —

„Einen Reiter?" unterbrach ihn Argina. „Ihre Erzählung iſt voll unerhörter Wunder."

„Nein, Mademoiſelle! eine Reiterin, und wir erſtaunten beim Anblick des jungen Mädchens, deren Schönheit weit und breit in der Gegend berühmt war. Ohne Sattel und Zaum ſprengte ſie auf einem wilden afrikaniſchen Hengſt daher und lenkte das Thier nur mit einer Haſelgerte. Im Hofe ſchwang ſie ſich zur Erde, klatſchte in die Hände und das unbändige Thier machte einen fürchterlichen Satz über die Hecke und rannte ungeberdig und wiehernd zu ſeinen Gefährten in die Wildniß."

„Wie, Herr Opernregiſſeur!" unterbrach ihn Argina. „Engagiren Sie Kunſtreiterinnen?! Reiſen Sie auch für den Circus?"

— „Reizende Argina! Sie ſind in Ihrer Spottluſt anbetungswürdig. Aber laſſen Sie mich enden. Das junge Mädchen zählte kaum achtzehn Jahr und ihre Schönheit kann man anders nicht als blendend nennen. Welche Majeſtät bei ſo viel Jugend, welch ein ſchwebender Gang, welche Anmuth in jeder Bewegung, welche entzückende Harmonie in ihrem ganzen Weſen!"

„Hat ſie blaue oder ſchwarze Augen?" fragte Argina.

— „Fromme vergißmeinnichtblaue Augen, von langen blonden Wimpern verſchleiert."

— „Und dabei eine braune Südländerin?" lachte Argina.

„Sie iſt weiß wie der Schnee Albions, das eben macht ſie zu dem Wunder ihrer Heimath, wo alles eine mittägliche Färbung hat. Sie vereinigt ſüdliche Anmuth und Geſchmeidigkeit mit nordiſchem Glanz und Schimmer. Wir wünſchten dem Pächter Glück zu dieſer wunderbaren Tochter. Er aber ſagte uns, daß

Sylvanie ſeine Tochter nicht ſei und er ſie nur als Pflegekind auferzogen habe."

„Sylvanie! der Name verſpricht etwas!" verſetzte Sandor.

— „Darf man nicht wiſſen, wer ihre Eltern ſind?"

— „Das iſt ein Geheimniß für die ganze Gegend. Niemand weiß darum und der Pächter ſchweigt gewiſſenhaft.

„Ohne Zweifel," ſagte die boshafte Argina, „iſt ſie eine hindoſtaniſche Prinzeſſin."

— „Dann würde ſie gelb wie Bernſtein ſein, und nicht perlenweiß, wie es nur die Töchter Albions ſind."

— „War ihre Mutter vielleicht eine verführte engliſche Gouvernante?"

„Schöne Dame!" ſagte Leonhardi, „ich weiß nicht, wozu Sie alle dieſe Bemerkungen machen. Meine Pflicht iſt, die Intereſſen unſerer Kunſtanſtalt und unſeres wackeren Herrn Directors wahrzunehmen und, wie ich denke, iſt das die Ihrige auch. Die Theatergeſetze verbieten uns, den Mitgliedern unſerer Bühne Böſes nachzuſagen und Demoiſelle Sylvanie iſt bereits engagirt. — Herr Director! Ich durfte mir dieſe Acquiſition nicht entgehen laſſen. Das heutige Publicum verlangt viel. Aber laſſen Sie Sylvanie nur ein einziges Mal über die Bühne gehen, laſſen

Sie ſie nur ein einziges Mal ſich verneigen, oder das Publicum anlächeln, und der Eindruck wird ein fabelhafter ſein. Werfen Sie hunderttauſend Thaler ihrethalben zum Fenſter hinaus und dreimal ſo viel kömmt Ihnen wieder zur Thüre herein."

Argina, im Aeußeren völlig gelaſſen, erhob ſich und verlangte Boa, Socken, Mantel, Shawl u. ſ. w.; der Marcheſe ließ es ſich nicht nehmen, ihr ſeine gewöhnlichen Kammerherrendienſte zu leiſten. Er vergaß auch nicht den Blumenſtrauß, die Bonbons und den kleinen Charlot. Und endlich reichte er ihr ſeinen Arm.

Ohne Gruß gingen Beide und Argina ſchritt ſtolz und langſam am Arme des Marcheſe durch die leeren Säle, bis zur letzten Glasthüre, welche der rieſige Jäger weit aufriß, um den Wagen vorfahren zu laſſen. —

Nachdem Argina ſich entfernt, ſchien die Geſellſchaft auch für Sandor keinen Reiz mehr zu haben. Auch er empfahl ſich und die Uebrigen folgten ihm. Lämmlein und Da Potter hatten ſich ſchon früher zurückgezogen. Nur der Director und Leonhardi blieben, um über die wichtige Neuigkeit ſich ausführlich zu beſprechen.

„Alſo wirklich, lieber Leonhardi," begann der Director; „dieſe Sylvia, Selene, Sylveſtra, Sylphida — wie heißt ſie doch?"

— „Sylvanie!“

— „Dieſe Sylvanie iſt etwas Unerhörtes?“

— „Wir ſind jetzt unter uns, Herr Director, und alles was ich ſchon geſagt habe, iſt noch viel zu wenig, man muß ſie ſehen, und ſehen was ſie leiſtet, um ſich einen Begriff davon zu machen! Haben Sie ſchon jemals von einer Groteſk-Tänzerin gehört?“

— „Von einer Groteſk-Tänzerin?“ fragte der Director, die letzte Silbe ſtark betonend.

— „Wiſſen Sie auch, daß man, um Effecte hervorzubringen, mit Apparaten tanzt?“

— „Man tanzt mit Apparaten?“

— „Ich kann Ihnen noch mehr ſagen, aber Sie dürfen nicht erſchrecken. Sylvanie iſt auch Seiltänzerin, Luftſpringerin, Aequilibriſtin und Jongleuſe und das alles wendet ſie beim Tanzen geſchmackvoll, überraſchend, zum Entzücken an.“

— „Das geht über meinen Horizont. Alſo eine Groteſk-Tänzerin, eine Androgyne, eine Herculiſka, breitſchultrig und ſtarkknochig. Das thut nichts! Es iſt etwas Picantes und noch nicht Dageweſenes.“

— „Im Gegentheil! Ich ſage Ihnen ja: eine claſſiſche Schönheit. Ihr Wuchs iſt zart und vollkommen nymphenartig. Ein Bild von carrariſchem Marmor. Die Statue, welche Pygmalions inbrünſtiges Gebet zu den Göttern beſeelte: zartes Geſichtsoval; Raphaeliſche Stirn; ſtreng antik geformter kleiner Mund;

die Unterlippe eine kleine Doppelkirſche, oder Doppelbeere, und wenn ſie die Augen auf- oder niederſchlägt, oder wenn ſie hell und klar Sie anſchaut, ſo fühlen Sie ſich angegriffen und gerührt von der Heiligkeit und Unſchuld dieſer Schönheit.“

— „Leonhardi, Sie reden wie ein Dichter!“

„Man nennt mich den Unfehlbaren und Sie wiſſen, daß man ſich auf mein Wort verlaſſen kann. Ich will Ihnen dieſe wunderbare Erſcheinung erklären, aber ſie müſſen Geduld haben, denn allerdings werde ich ein wenig pedantiſch ſein müſſen. Sylvanie kann, wie geſagt, auf dem Seile tanzen, voltigiren, äquilibriren und jongliren. Alle dieſe niederen Künſte mußten in früheren Zeiten die Tänzer ſich aneignen. Nicht um Gebrauch davon zu machen; ſondern nur als Studien und Hülfsmittel, um Grazie und Aplomb zu gewinnen. Bekanntlich war der große Schröder auch ein Seiltänzer und ſein Lieblingskunſtſtück beſtand darin, in einer Balletpoſſe mit einem Entrechat à travers einen Korb mit Birnen ſechs Fuß hoch von einem Baume herunterzuſchlagen, daß die Birnen weit über die Bühne hinrollten. In einer noch älteren Zeit, wo die ſceniſchen Künſte nur Bretterbuden hatten und Sänger, Schauſpieler und Tänzer in einem Range mit Luftſpringern und Gauklern ſtanden, lebte der ſerieuſe Tanz im innigſten Verein mit dem Grotesk-Tanze. Als jedoch Oper und Schauſpiel zu Ehren kamen, trennte ſich das Edle und Komiſche, vielleicht zu pedantiſch, von einander, und auch im Ballet wurde der ſerieuſe Tanz auf's ſtrengſte von dem Groteſk-Tanz geſondert. Der ſerieuſe Tanz blieb ſeitdem der bevorzugte, und beſchränkte ſich mehr und mehr auf anſtändige hofbühnengerechte Pas und Salon-Künſte. Der Groteſk-Tanz aber ward ſeitdem als etwas Untergeordnetes betrachtet und iſt noch immer nicht wieder ganz faſhionable geworden.

Sylvanie hat zu Marſeille die Schule des berühmten alten Spalazzani gehabt, deſſen Jugend noch in die Zeiten der Veſtris und Vigano fällt. Ihre Originalität beſteht darin, daß ſie alle Mittel, die nur im Groteſk-Tanz und bei Zauberballets gebräuchlich ſind, auch im ſerieuſen Tanz anwendet. Bei ihrer lichten Geſtalt und ihrem feinen Aplomb macht ſich alles was ſie thut, edel und poetiſch und mit ihren mechaniſchen Hülfen leiſtet ſie Erſtaunliches und bringt gewaltige Effecte hervor. Uebrigens macht ſie einen ſtrengen Unterſchied zwiſchen beiden Gattungen des Tanzes. Alle Bravour- und Parforceſprünge ſollen lediglich nur dem Groteſk-Tanz angehören, während der ſerieuſe Tanz durchaus leicht und elegant bleibt und alles Anſtrengende, Halsbrechende und Beängſtigende völlig ausſchließt. Ihr Apparat beſteht aus Dingen, die heute Niemand mehr kennt und zu benutzen weiß. Sie ſtammen meiſtens aus einer guten älteren Zeit her, doch hat auch Spalazzani viel Neues erſunden und viel Vormaliges verbeſſert. Außerdem beſitzt ſie noch eine Sammlung von Tanzcurioſitäten, ſeltene Bücher, Manuſcripte, Partituren, Maſchinerie-Zeichnungen, Kupferſtiche u. ſ. w., alles Geſchenke von Spalazzani. Sie bringt drei große Kiſten voll mit. — So viel über den Kunſtwerth dieſer reizenden Erſcheinung. Wollte ich Ihnen das Zuſammentreffen glücklicher Umſtände ſchildern, dem ich eine ſo unbezahlbare Acquiſition verdanke, ſo müßte ich befürchten, für heute Ihre Geduld zu ermüden."

„Bitte, ſagen Sie mir alles, was Sie wiſſen."

„Es iſt ein kleiner Roman."

„Thut nichts, erzählen Sie nur."

„Es iſt ſchon zu ſpät."

„Ich kann nicht eher ſchlafen, als bis mir die Möglichkeit einleuchtet von allem dem, was ich Ihnen auf's Wort glauben muß."

Der Unfehlbare hub an:

„In ihrer früheſten Jugend war Sylvanie kein liebenswürdiges Kind und machte ihren Pflegeeltern viel Kummer und Sorgen. Sie lernte früher klettern als gehen, und kein Baum war ihr zu hoch, den ſie nicht erklomm, um ſich in ſeinem Wipfel lebensgefährlich zu ſchaukeln. Mit ſtaunenswürdiger Behendigkeit lief ſie über die ſchmalſten Kanten der Planken oder Mauern dahin und ſprang wie eine Katze von einem

Dachgiebel zum andern. Weder Hunger noch Schläge beſſerten dieſen Wildfang ſonder Gleichen und oftmals entſchlüpfte ſie, ehe man ſich's verſah, dem Hauſe ihrer Pflegeeltern und blieb tagelang fort, bis man endlich nach mühſeligem Suchen und Forſchen ſie wieder fand und heimbrachte.

Eines Tages aber blieb ſie ſpurlos verſchwunden. Vergebens blieb alles Forſchen und Fragen. Man mußte ſie verloren geben und meinte, ſie ſei bei einem ihrer alltäglichen Wageſtücke verunglückt, oder weil man die kleine Leiche nicht auffinden konnte, von einem reißenden Gewäſſer dahingerafft und verſchlungen worden.

Damals hatte ſich eine Seiltänzergeſellſchaft zu Arles aufgehalten und ihre Kunſtſtücke gezeigt und dieſe hatte ſich der kleinen kaum fünfjährigen Sylvanie bemächtigt. Dieſe war jetzt in ihrem Elemente, denn wofür ſie auf Tamaris ausgeſcholten und beſtraft worden war, zog ihr jetzt Lobeserhebungen und Liebkoſungen zu.

Zwei Jahre ſpäter machte die blonde Tochter Albions zu Marſeille Aufſehen durch ihre liebliche Geſtalt und große Geſchicklichkeit auf dem Seile. Der Patron der Geſellſchaft pflegte bei ſeiner großen Thurmaſcenſion das ſchöne Kind in einem zierlichen Kärrchen hinauf und hinunter zu ſchieben, während ſie Blumen und Bonbons auf die Zuſchauer niederwarf. Eines Tages aber glitt bei dieſem Kunſtſtücke das Karrenrad mit der Fuge vom Seile. Der Athlet wollte die Karre mit dem Fuße wieder einheben, verlor aber das Gleichgewicht, glitt aus und ſtürzte. Mit der Karre lag er zerſchmettert am Boden, während Sylvanie mit einem ihrer kleinen Händchen das Seil ergriffen hatte; eine Weile daran hängen blieb und dann ſich hinaufſchwang und emporrichtete. Herzergreifend und bewunderungswürdig zugleich ſoll es geweſen ſein, wie ſie nunmehr weinend und ſchreiend das große Seil hinunterlief, um ſich in Verzweiflung auf den zerſchellten Leichnam des Athleten zu werfen, indem ſie ſich als ſeine Mörderin anklagte. Denn wäre ſie ſtill und ruhig in ihrem Kärrchen geblieben, ſo hätte jener nicht das Gleichgewicht verloren. Die ganze Bevölkerung von Marſeille konnte nicht umhin, der ſchönen kleinen Unglücklichen Theilnahme zu ſchenken und der alte Balletmeiſter Spalazzani nahm ſich ihrer öffentlich an. Er kaufte ſie um 1200 Franken von der Geſellſchaft los.

In Marſeille gab es eine Töchtererziehungsanſtalt, eigentlich nur für Mädchen aus guter Familie, welche in allen Künſten und Wiſſenſchaften, die ihrem Geſchlechte geziemten, unterrichtet wurden. Die Vornehmen und Reichen ſollten dereinſt im Stande ſein, durch ihre Talente und Fähigkeiten die Zierden der Salons abzugeben, die Aermeren und Geburtloſen als Erzieherinnen oder Künſtlerinnen ſich in der Welt forthelfen.

Die arme kleine Seiltänzerin gehörte freilich nicht in dieſes Inſtitut, allein ſie hatte ſich der öffentlichen Theilnahme empfohlen und Spalazzani hatte ein Werk der Barmherzigkeit an ihr gethan. Man machte daher eine Ausnahme.

Mit Sylvanie hatte ſich eine auffallende Veränderung begeben. Seit jener unglücklichen Kataſtrophe auf dem Seil hatte ſich ihre bisherige Wildheit bis auf die letzte Spur verloren. Sie war mit einem Male ein furchtſames, ſchüchternes, artiges, gehorſames, dienſtfertiges Kind geworden. Bis auf Muſik und Tanzen profitirte ſie aber auch nicht das Mindeſte. Wenn ihre Lehrer und Lehrerinnen ſie beſonders vernahmen, um ihr von Sprachen, Wiſſenſchaften, weiblichen Handarbeiten u. ſ. w. nur das Unentbehrlichſte beizubringen, ſo war ſie wohl willfährig und gab ſich die größte Mühe. Doch nach der erſten Viertelſtunde wurde ſie bleich und fing krampfhaft an zu gähnen. Man gab ſie endlich auf, weil man ſie für roh und blödſinnig hielt.

Spalazzani indeſſen ſchwärmte für ſie. Sie war unter ſeiner Direction Ballet-Elevin geworden und ſchon in ihrem zehnten Jahre trat ſie unter dem Namen: „die kleine Demoiſelle Angeline,“ den ſie ſchon als Seiltänzerin geführt hatte, in der Oper zu Marſeille als Solotänzerin auf. Sie glich damals noch immer einem fünf- bis ſechsjährigen Kinde, überhaupt drohte ihr Wuchs zwerghaft zu bleiben; vielleicht in Folge ihrer gewaltigen Muſkelkraft und der anſtrengenden körperlichen Uebungen, in welchen ſie unermüdlich war.

Spalazzani hatte für ſie ein kleines Ballet arrangirt: „In den Wolken", in welchem ſie ihre Seiltänzer- und Jongleur-Künſte anbringen konnte. Hiermit und einigen anderen pas seuls machte ſie Furore und beherrſchte das Repertoir der großen Oper. Was dieſes Däumlingchen von einer Tänzerin leiſtete, grenzte an Zauberei, und Tänzer und Tänzerinnen erſten Ranges erſtaunten über ſolche Bravour und wagten nicht, ihr nachzueifern.

Mit ihrem zwölften Jahre aber fing ſie plötzlich an gewaltig in die Höhe zu ſchießen. Ihre Natur ſchien mit einem Male der Kräfte und Pflichten, ſich auszubilden, welche ſie bisher verzögert hatte, ſich bewußt worden zu ſein und Spalazzani iſt ein ſchlauer Italiäner. Er ſah ein, daß mit dieſem Kinde noch etwas ganz Anderes anzufangen ſei, weil es kein Kind mehr blieb. Er nahm ſie daher von der Bühne, um ihr die höhere Ausbildung zu geben: die einfache Grazie der Natur; um ſie in die Schule der Veſtris, Vigano, La Camargo u. ſ. w. einzuweihen. Dieſe Schule aus Spalazzani's Jugendzeit iſt heutigen Tages eine vergeſſene Tradition. Allein Sylvanie iſt der Phönix, der verjüngt aus ihrer Aſche emporſteigt."

„Was Sie ſagen!" rief der Director. „Einem Anderen werde ich das unmöglich glauben."

— „Hören Sie weiter. Sylvanie mußte wieder einſam ſtudiren und alle Uebungen vermeiden, welche kindlichen Gliedern Kraft und Geſchmeidigkeit geben. Sie durfte nicht mehr voltigiren und auf dem Seile tanzen, ſondern mußte diejenigen mäßigen Jonglir- und Aequilibrir-Künſte vornehmen, die in Stellung Anſtand und Geberden an antike Vorbilder erinnern, wie ſie der Entwickelung jungfräulicher Formen zuträglich ſind. Den Tact dazu mußte ſie ſelbſt ſprechend oder ſingend angeben, um der Lunge Spannkraft und Erweiterung zu verſchaffen: eine Aufgabe, die unſere heutige Tanzſchule völlig vernachläſſigt. Unſere Tänzerinnen ſind daher immer nur bis zu ihrer Wespentaille kräftig gebaut. Ihr Oberleib iſt im Verhältniß zu den Hüften, Schenkeln und Beinen immer zu klein, während Sylvanie eine vollkommene Nymphengeſtalt hat. Und dabei weiß ſie nichts von Athemloſigkeit und übermäßigem Transſpiriren, woran alle unſere heutigen Tänzerinnen leiden."

„Wie iſt ihre Figur, groß? voll?"

„Im Gegentheil! Klein und zierlich. Eine allerliebſte Soubrettenfigur, wenn ſie brünett wäre. Aber ſie iſt claſſiſch blond, hellfarbig und blauäugig. Ein lebendiges Marmorbild, ebenſo impoſant wie einſchmeichelnd."

„Ich bin höchſt begierig, ſie zu ſehen."

„Sie müſſen ſie ſehen, um ſie zu würdigen. Ein vierjähriges mit unermüdlichem Eifer und gehorſamem Fleiße fortgeſetztes Studium machte Sylvanie endlich für die letzte und höchſte Weihe empfänglich. Nachdem ihr Wuchs die weibliche Vollendung erlangt, durfte ſie die Kraft- und Geſchmeidigkeits-Uebungen wieder vornehmen und aus dem unzähmbaren Wildfang von Tamaris und dem bleichen hageren Balletdäumling von Marſeille ward im Laufe der Zeit ein leibhaftiger Engel.

Damals nöthigte ein Gelübde die würdige Frau Magdalis, Sylvanies Pflegemutter, des braven Carmichelli, Pachters auf Tamaris ehrſame Hausfrau, welche von einer ſchweren Krankheit geneſen war, ihrer Dorfkirche ein Altarblatt zu verehren.

Auf dem Altarblatte einer katholiſchen Dorfkirche iſt gewöhnlich eine Scene aus dem Leben des Schutzheiligen abgebildet, dem die Kirche geweiht iſt. Jene Dorfkirche heißt die Gabrielenkirche und iſt dem Erzengel Gabriel geweiht. Auf Tamaris herrſcht Ueberfluß und in den eiſernen Truhen werden volle Geldſäcke aufbewahrt. Es galt der Kirche ein Geſchenk zu machen und bei einem öffentlichen Beiſpiel von Frömmigkeit zu jedermanns Erbauung darf nichts geſpart werden. Ein wohlberühmter Maler zu Marſeille bekam daher den Auftrag, einen Erzengel Gabriel, ſo koſtbar wie möglich, für die Dorfkirche in der Camargue, wozu Tamaris gehört, herzuſtellen.

Das Bild langte an. Es ſtellte den Erzengel dar, in dem Augenblicke, wo er den Sturz der böſen Geiſter in den Abgrund vollendet. Und der ſiegreiche Erzengel mit feurigem Schwerte war ſo blond, ſo ſchimmernd weiß und blauäugig, daß er an die kleine vor Jahren verſchwundene und verloren gegebene Sylvanie erinnerte. Die Aehnlichkeit war in der That ſo auffallend, daß man ſich gemüßigt ſah, Nachfragen anzuſtellen und es ergab ſich, daß der Maler aus Bequemlichkeit oder aus Mangel an Phantaſie, oder weil er von ihren Reizen befangen war, die ſchöne Demoiſelle Angelina von der großen Oper zu Marſeille als Erzengel Gabriel abconterfeit hatte. Bei näherer Prüfung fand ſich, daß die ſchöne Demoiſelle Angelina, die vormalige Seiltänzerin, mit der kleinen Sylvanie von Tamaris ein und dieſelbe Perſon war, und bei den Begriffen, welche eine Landgeiſtlichkeit und das Landvolk von der Bühne und einer Tänzerin hat, Begriffe, die den Jahrmärkten, den Weinleſen und andern Dorffeſten angehören, wo Quackſalber und Zigeuner ihr Weſen treiben, war es in der That compromittirend für den Erzengel, dem die Kirche gehörte, daß der verſchwundene unzähmbare Wildfang von Tamaris ſtatt ſeiner auf dem Altare prangen und Weihrauch und Andachtsopfer in Empfang nehmen ſollte.

Carmichelli ſelbſt reiſte nach Marſeille. Er hatte den ungezogenen kleinen Wildfang ſchon zärtlich geliebt und nun er Sylvanie ſo ſchön und blond und liebreich wiederfand, wollte er vollends ſie nicht wieder von ſich laſſen. Sie ſchilderte ihm, welche Ernte von Ruhm und Glanz und Reichthum in aller Welt ihr bevorſtand und verſprach ihn, Frau Magdalis und ihre beiden Pflegeſchweſtern von dem Erwerb ihrer Kunſt glücklich zu machen. Carmichelli aber ſagte:

„Du gehörſt mir an und nicht den Brettern. Weder ich noch die Meinigen bedürfen deiner Wohlthaten und ich kann alle diejenigen, die ſich deiner angenommen haben, reichlich entſchädigen. Du wirſt künftighin als züchtige und ſittſame Jungfrau mir Freude machen, was beſſer und ehrenvoller iſt, wie als Gauklerin jedwedem, der ſein Eintrittsgeld bezahlt hat, zur Kurzweil zu gereichen.“

Sylvanie weinte. Spalazzani proteſtirte, aber Carmichelli behauptete ſein Recht. Er hatte ſich ihrer unglücklichen Mutter angenommen und die blonde Tochter, die ſie gebar, unter ſeinem Namen taufen laſſen. Einſtweilen durfte Sylvanie nicht wieder auftreten und daß die ganze Bevölkerung von Marſeille ſich ſeinen Liebling nicht rauben laſſen wollte und daß der Volkswitz ſeine rohe Schmähſucht aufbot, um die Tyrannei eines Pflegevaters zu verhöhnen und als gehäſſig darzuſtellen, ſchmeichelte nur der bäuriſchen

Hartnäckigkeit und dem Geldſtolz Carmichelli's. Er blieb dabei. „Ich kann bezahlen, was an baarem Gelde für dieſes Mädchen ausgelegt iſt und was Koſt, Erziehung und jedwede andere Auslage beträgt. Ich bin kein Seiltänzer, der geſtohlene Kinder verkauft. Sie iſt meine Adoptivtochter und nie in ihrem Leben ſoll ſie wieder auf dem Seil, noch auf den Brettern tanzen.“

Es kam zum Proceſſe. Alle Zeitungen behandelten ihn ausführlich. Sylvanie ſoll geſagt haben: „Ich beuge meine Knie vor der gebenedeiten Jungfrau und vor allen Heiligen und Heerſchaaren des Himmels. Aber Menſchen dürfen mich nicht zwingen, weil ich tanzen will.“ Allein es ward ihr der Beſcheid, daß ſie auf Tamaris tanzen könnte ſo viel ſie Luſt habe, um aber auf der Bühne zu tanzen, bedürfe ſie der beſonderen Erlaubniß ihrer Pflegeeltern. Spalazzani bot eine anſehnliche Summe, wenn Carmichelli ihm ſeine Rechte als Adoptivvater abtreten wollte. Carmichelli bot die gleiche Summe für Koſt, Erziehung und ſonſtige Auslagen. Beide Parteien ſchlugen jegliche Summe aus. Sie ſtritten ſich nicht um das Geld, ſondern um das Mädchen. Der Ausgang war vorherzuſehen, Carmichelli bekam ſein Recht, auf welches er mit bäuriſchplumper Hartnäckigkeit beſtand und nahm Sylvanie mit ſich nach Hauſe, wohin ihm der

Haß, die Verwünſchungen und Flüche des Publicums folgten, dem er den Liebling geraubt hatte.

Spalazzani iſt ein liſtiger und verſchmitzter Italiäner und ſehr angeſehen bei allen Bühnen. Es gelang ihm, Sylvanie, obſchon ſie von Pflegeeltern und Schweſtern, von der Geiſtlichkeit und dem Landvolk mit Argusaugen bewacht wurde, von Tamaris zu entführen und er engagirte ſie bei der großen Akademie zu Paris. Schon war ſie im Begriff, ihr Debut als erſte Solotänzerin unter dem Namen Mademoiſelle Seraphine zu machen, als Carmichelli wieder zur rechten Zeit erſchien, um Einſpruch gegen den Contract zu erheben. Die Geiſtlichkeit des Kirchſpiels hatte der Entflohenen nachſpüren laſſen und ſie ihrem Pflegevater verrathen. Sie mußte wieder nach Tamaris zurück. Mir gelang es endlich, ſie nach Recht und Geſetz zu entführen. Nachdem ſie ihr achtzehntes Jahr vollendet, konnte ſie ſich, um die Bühne zu betreten, mündig ſprechen laſſen und die Pflegeeltern hatten alsdann keine Macht mehr über ſie. Der hartnäckige Carmichelli will aber ſeine Rechte über ſie immer noch nicht aufgeben. So mag er denn hierher kommen und bei hieſigen Gerichten ſein Glück verſuchen.“

„Und ihren Apparat? die drei großen Kiſten? gelang es Ihnen dieſe ebenfalls zu entführen?“

„Ihre Apparate und Curioſitäten befanden ſich noch in Paris und Marſeille, wo ich ſie herverſchrieb die drei großen Kiſten bringe ich mit, um ihr eine Wohnung einzurichten. Sie ſelbſt mit ihrer Begleiterin Mademoiſelle Brünette d'Albert wird morgen mit dem vorletzten oder letzten Bahnzug eintreffen. Ich ließ ſie in Mannheim. Es iſt kein Spaß, Eltern und Heimath zu verlaſſen und in ein fremdes Land zu flüchten. Sie war ſehr angegriffen und mußte ſich einen Ruhetag gönnen."

„Wer iſt dieſe Mademoiſelle d'Albert oder Brünette? Sagten Sie nicht ſo?"

„Ein Mädchen von guter Familie, welche Kenntniſſe, Bildung und Lebensart hat. Auch radebrecht ſie ein wenig deutſch, wovon Sylvanie kein Sterbenswörtchen verſteht, und auch Franzöſiſch ſpricht ſie mit ſcharfem ſüdlichen Dialect. Mademoiſelle d'Albert ward in eben der Penſion erzogen, welche auch Sylvanie beſuchte, iſt einige Jahre älter und viel feiner und umgänglicher als unſere Tänzerin. Sylvanie hat vielen Geiſt und einen glänzenden Witz. Sie iſt ſehr bewandert in allen Künſten, in allem Uebrigen aber iſt ſie unwiſſend und unerfahren. Selbſt die Formen des geſelligen Lebens machen ihr Schwierigkeiten, und Lehren und Vorſchriften ſchlagen bei ihr nicht an, ſie verlangt lebendige Beiſpiele und Vorbilder. Um nicht beim erſten Auftreten die Luftſpringerin zu verrathen, copirt ſie ihre Begleiterin in Gang und Manieren mit faſt lächerlicher Gewiſſenhaftigkeit. Ihr Umgang mit

Mademoiſelle d'Albert hat hingereicht, ſie in wenigen Tagen zu einer vollkommenen Dame zu machen. Sie koſtet uns viel, allein wir werden unſere Rechnung finden, wenn wir vorſichtig zu Werke gehen."

„Welche Vorſicht meinen Sie, daß wir anzuwenden hätten?"

„Sylvanie darf ſich nicht als Luftſpringerin verrathen. Ihr Groteſk-Tanz iſt frappant, erſtaunlich, zauberhaft. Allein wer weiß, ob das Ungewöhnliche, das Niegeſehene Glück macht? Ein deutſches Publicum hat ſeinen eigenen herkömmlichen Geſchmack, und Sylvanie iſt immer nur eine Anfängerin ohne Ruf, das Jongliren und Aequilibriren ſind keine faſhionablen Künſte. Es läßt ſich nicht erwarten, daß Sylvanie ihnen Credit verſchafft. Die Ariſtokratie könnte ſich daran ſtoßen, eine böswillige Kritik könnte das für Ch[illegible]anerie erklären und von der Bühne verweiſen."

„So mag ſie nicht groteſk, ſondern ſerieuſe tanzen."

„Als ſerieuſe Tänzerin hat ſie die Vortheile ihrer idealiſchen Schönheit und der claſſiſchen Schule. Sie tanzt nicht wie jede Andere. Kein übertriebenes Beinausſtrecken, keine Bewegung, welche die Grenze der natürlichen Anmuth überſchreitet. Ihr ſerieuſer Tanz iſt der eines unſchuldigen Kindes und ſie tanzt als Fortuna auf einer rollenden Kugel; ſie tanzt, indem ſie mit zwei großen Fahnen ſpielt; ſie tanzt, indem ſie mit Kränzen oder Bällen jonglirt.“

„Das iſt ja ganz erſtaunlich.“

„Aber dieſe Künſte ſind ungewöhnlich und verpönt. Auch haben wir eine erſte Solotänzerin. Argina iſt hier beliebt und eingebürgert und man findet Geſchmack an ihren Leiſtungen. Sylvanie darf nicht mit ihr concurriren.“

„Aber als was wollen wir ſie gebrauchen, wenn ſie weder eine Groteſk- noch eine ſerieuſe Tänzerin ſein ſoll?“

„Der Name thut hier viel zur Sache. Ihre großen Künſte darf ſie für den Anfang nicht zeigen. Auch im Ballet darf ſie nicht auftreten, ſo lange Argina noch im Engagement iſt. Sie muß für die erſte Zeit lediglich auf ihre pas seuls beſchränkt bleiben.“

„Wenn ſie ſich das gefallen läßt.“

„Sie muß zu Anfang ſehr beſcheiden auftreten, denn das Publicum läßt ſich keinen Geſchmack vorſchreiben. Auch habe ich ſie weder als Groteſk- noch als ſerieuſe Tänzerin engagirt, ſondern als provencaliſche Nationaltänzerin. Mag ſie dann nach und nach ihre äquilibriſtiſchen, Jongleur- und Luftſpringer-Künſte zeigen, der Nationaltanz rechtfertigt alles. Die Camara, Pepita und Nemeth was ſind ſie anders als Straßentänzerinnen, und Sylvanie iſt ſchön genug, ihre Virtuoſität iſt eine ſo wunderbare, daß wir ſie trotz ihren Künſten als Nationalſängerin vor Publicum, Ariſtokratie und Kritik durchzubringen im Stande ſind.“

„Leonhardi!“ rief der Director mit Erſtaunen: „Leonhardi! Sie ſind ein großer Mann.“

— „Wollen Sie nicht auch hinzufügen: Oder ein blindes Schwein hat eine Eichel gefunden, wie Schweizer zu Spiegelberg ſagt?“

Brünette d'Alibert war eine echte Provencalin mit ſammetſchwarzen Augen und langen Wimpern, wie eine Circaſſierin. Ihr Haar war rabenſchwarz und ihre Geſichtsfarbe die einer Pfirſich, gereift in ſüdlicher Sonne. Obſchon ſie eine Städterin war, hatte ſie auf den Wunſch Leonhardi's eben ſo gut wie Sylvanie die Tracht provencaliſcher Landmädchen angelegt: knappanliegendes Mieder mit langer Taille und Spitzen, kurzes Röckchen bis zur Hälfte der Waden, Strümpfe mit geſtickten Zwickeln und weitausgeſchnittenen Schuhen. Sie hatte ſich um ſo williger dieſem Verlangen gefügt, weil ihre ſüdlichen Reize durch dieſes Coſtume beſonders gehoben wurden. Sie liebte die grellen bunten Farben, während die blonde vergißmeinnichtäugige Sylvanie immer nur matte duftig zarte Farben zu ihrem Anzug wählte. So bildete die üppig prangende Brünette gleichſam einen romantiſchen Contraſt zu Sylvanies antik-edlen Formen und als dieſe beiden ſchönen Mädchen ſich zum erſten Male auf der Probe zeigten, hielt man Brünette allgemein für die Nationaltänzerin. Sylvanie copirte ihren Gang, Anſtand und Benehmen ſo vollkommen, daß niemand die Künſtlerin in ihr vermuthete, bis ſie endlich vor's Orcheſter trat, um ihre Probe zu beginnen.

Sie markirte nur, denn es galt, ſich mit dem Orcheſter zu verſtändigen; doch konnte man ihr, wie es ſchien, nichts zu Danke machen. Bald ſollte ein sforzando kräftiger eingeſetzt, bald ein ralentando ſanfter gehalten, bald ein piu presto accurater ausgeführt werden. Unglücklicherweiſe verſtand der Muſikdirector kein Wort franzöſiſch und Brünette mußte ſo gut ſie konnte mit ihrer faſt männlichen Stimme (denn auch darin offenbarte ſich der Gegenſatz der braunen und blonden Natur) in's Deutſche überſetzen, was Sylvanie mit ihrer hellen Mädchenſtimme verlangte.

Es hatten ſich viele Neugierige, denen man ihres Anſehns oder Einfluſſes halber den Zutritt nicht verſagen konnte, zu dieſer Probe eingefunden. Dieſe fingen an ungeduldig zu werden, denn es ſchien, als quäle Sylvanie die Muſiker unnöthigerweiſe. Sie ließ immer wieder von vorn anfangen und diejenigen Stellen mit Blei- oder Rothſtift bezeichnen, wo man auf ſie Acht geben ſollte. Jetzt machte ſie endlich eine Pauſe, ohne daß man noch etwas von ihr geſehen hatte.

Der Director trat zu Leonhardi. „Was ſoll daraus werden?“ fragte er.

„Haben Sie keine Sorge!“ erwiederte Leonhardi. „Sie weiß, was ſie thut.“

Von mehreren ihrer Anbeter umgeben, ſtand Argina in der erſten Couliſſe. Sie hatte ſchon mit Fingern auf Sylvanie gedeutet und in's Schnupftuch gekichert, ohne nach Brünettens zürnenden und ſtrafenden Blicken zu fragen, welche ihr dieſe Dreiſtigkeiten hinreichend verwieſen.

Bei der Pauſe, die jetzt ſtatt fand, trat Argina vor Sylvanie hin mit der Frage:

„Mademoiſelle! war das ſchon Nationaltanz oder immer noch gar nichts?“

Die Zuſchauer lachten.

„Mademoiſelle Argina!“ rief der Director, „was haben Sie hier zu thun?“

Aufgemuntert durch das Gelächter, verſetzte Argina: „Durch Fragen wird man klug. Ich frage nach dem Nationaltanz.“

„Was wünſcht Mademoiſelle?“ wandte ſich Sylvanie an die zornige Brünette.

Beide Provencalinnen kauderwälſchten mit ſüdlicher Lebhaftigkeit ihr Patois, welches niemand verſtehen konnte. Endlich wandte ſich Brünette zu Argina und ſprach artig:

„Demoiſelle Sylvanie thun demüthig bitten: zu ſtudir bei ſich, zu repetir für der Orcheſter, invetir der ganze Welt zukomm', zu ſeh' der Repreſentation.“

Dieſes barbariſche Deutſch erregte noch größere Heiterkeit und Leonhardi rannte wüthend auf die Bühne.

„Mademoiſelle Argina! Ich nehme Sie in Strafe Artikel II Paragraph 9 und 10 der Theatergeſetze. Sie haben hier nichts zu thun!“

Argina eilte geſchwinde hinter die Couliſſen.

„Liebe Sylvanie!“ fuhr Leonhardi fort, „es wäre gut, wenn Sie jetzt etwas zeigten. Ich mache Ihnen keine Vorſchriften. Im' Gegentheil, Ihre Zurückhaltung iſt löblich und wird Ihnen Nutzen bringen. Doch ſind Männer von Einfluß und Geſchmack zugegen, deren Urtheil etwas gilt und die eine gute Meinung von Ihnen mitnehmen müſſen.

„Ich bin im Begriff anzufangen,“ erwiederte Sylvanie. „Jetzt muß mich das Orcheſter verſtanden haben. Sagen Sie dem Herrn Dirigenten nur: er ſoll die Septimen-Fermate der Introduction gehörig anhalten und ſo wie ich auf der Bühne ſtehe, den Tuſch accurat einſetzen. Auch ſoll er bei den bezeichneten Stellen mir ſtets nachgeben.

„Ich werde es beſtellen,“ ſagte Leonhardi. Sylvanie ließ ſich ihren künſtlichen Lorbeerkranz reichen und begab ſich damit hinter die Couliſſen.

Die Muſik fing an. Während der erſten Fermale flog der Lorbeerkranz hoch in die Luft und erhielt ſich einige Secunden wirbelnd in derſelben. In einem Nu, mittelſt eines Laufes oder Sprunges, oder mittelſt beidem, die Schnelligkeit ihrer Bewegungen entging dem Auge, befand ſich Sylvanie mitten auf der Bühne, nahm eine knieende Stellung an, die niedlichen Hände fromm gefaltet. So ließ ſie den wirbelnden Lorbeerkranz auf ihr blondes Haupt fallen, der nunmehr ſo zierlich in ihren Locken ſaß, als habe eine Künſtlerhand ihn aufgeſetzt. — Erſtaunen und Bewunderung gab ſich in Ausrufungen kund. — Den rechten Fuß rückwärts gebogen, erhob ſie ſich allmählich, indem ſie langſam den Kranz abnahm und emporhielt, auf der linken Fußſpitze. Sie verweilte in dieſer Stellung ſo lange, daß die Zuſchauer: „Genug! genug!“ riefen. Eben ſo allmählich ſank ſie wieder auf das rechte Knie, ſenkte den Kranz wieder auf das Haupt, um von neuem dieſelben Bewegungen auf der rechten Fußſpitze auszuführen. Sie nahm noch verſchiedene Stellungen an, verharrte Minutenlang mit ſteinerner Unbeweglichkeit in ſchwebenden Stellungen, voll ſprechenden Ausdrucks; oder ſie drehte ſich langſam auf einer Fußſpitze um.

„Ja! das iſt Schule,“ ſagte der Director.

„Geben Sie nur Acht,“ meinte Leonhardi. „Jetzt kommen ihre Künſte.“

Mit dem Allegro belebte ſich das alabaſterne

Nymphenbild zu Luſt und Lachen und tanzte mit kindlicher Heiterkeit und reizender Laune, wobei auch der Kranz beſtändig in kreiſender Bewegung dem Tacte der Muſik folgte. Mit zierlichen Bewegungen ließ ſie ihn bald rechts, bald links über und unter ihre Händchen und Arme dahinrollen, bald ſchwebte er in horizontaler, bald in perpendiculairer Richtung über ihrem Haupte. Ihre Bewegungen blieben, ohne alle Uebertreibung, ſtets kindlich leicht und elegant und wenn ſie auf beiden Fußſpitzen hier- und dahin trippelte, oder auf dem Ballen und Hacken eines Fußes hier- und dahin ſchwebte, konnten die Blicke ihre raſchen Bewegungen kaum erkennen. Dann erſtarrte ſie plötzlich wieder in lapidariſche Unbeweglichkeit und ihre antike anmuthige Stellung, die überraſchende Wahrheit ihrer Mienen ſchien an gewiſſe Statuen zu erinnern, die man ſchon irgendwo geſehen zu haben glaubte. Endlich zertheilte ſich der Kranz, es wurden erſt zwei, dann drei daraus und mit allen dreien zugleich jonglirend, ſchwebte ſie erſt auf der Bühne im Kreiſe herum, dann zog ſie ſich in den Hintergrund zurück, ließ ſich auf beide Kniee nieder, warf alle drei Kränze empor, faltete wieder die Hände, blickte gen Himmel und alle drei Kränze ſenkten ſich, einer nach dem anderen auf ihr liebliches Haupt.

Ein wilder Bravolärm und Beifallklatſchen erhob ſich.

Man wünſchte dem Director Glück zu dieſer Acquiſition, Leonhardi wurde mit Complimenten überhäuft und Brünette war auf die Bühne geeilt um ihre Freundin zu umarmen. Indeſſen hatte Sylvanie ſich an Brünettens vollen Buſen geworfen und weinte.

„Was fehlt ihr?“ wurde theilnehmend gefragt.

„Sie fürchtet,“ ſagte der Director, „daß es mit dem Orcheſter noch nicht gehen wird.“

„Nein!“ ſagte Brünette, „ſie fürchtet, daß ihr Pflegevater Zeit gewinnt ſie zu verfolgen und wieder abzuholen, wie es ihr ſchon in Paris und Marſeille ergangen iſt.“

Als der Muſikdirector hörte, daß Sylvanie mit der Präciſion des Orcheſters nicht zufrieden ſei, trat er zu ihr, trocknete ſich den Schweiß von der Stirn und ließ ihr ſagen: „Er habe es ſich ſauer werden laſſen. Allein die Muſici hätten nicht auf ihre Noten, ſondern auf die wunderbare Tänzerin geſehen. Morgen ſolle und müſſe es ſo accurat gehen, wie ſie es nur irgend wünſchen könne.“

Donnernder Beifall erhob ſich und das Haus wiederhallte von dem Rufe: „Sylvanie! Sylvanie!“

Aus ſeiner Proſceniumsloge eilte der Director vergnügt ſich die Hände reibend, auf die Bühne. Theaterfreunde, Kenner, Journaliſten, alle umringten ihn, um ihm zu dieſer koſtbaren Debutantin Glück zu wünſchen.

In ſeiner Freude über den glänzenden Erfolg der Nationaltänzerin war keine Lobeserhebung ihm genügend. „So tanzt Terpſichore ſelbſt!“ rief er. „Sie iſt eine Gottheit, ein Engel. Sie allein kann tanzen und alle andern Tänzerinnen ſpringen neben ihr.“

„Sylvanie allein kann tanzen,“ wiederholte Lämmlein; „und alle andern Tänzerinnen neben ihr ſpringen. Sie haben hier, ohne es zu wiſſen, einen Calembourg gemacht. Springen heißt geſtürzt werden.“

— „Sehr ſchön, Herr Lämmlein! Ich erwarte dieſen Calembourg in Ihrer Modezeitung zu leſen.“

„Wiſſen Sie, Herr Director, woher übermorgen eine Mondfinſterniß ſein wird?“

— „Sein Sie ſo freundlich, es mir zu ſagen.“

— „Der Mond iſt auf die Lampen Ihrer Bühne eiferſüchtig, in deren Lichte Sylvanie tanzen wird; darum entzieht er das Seinige dieſer Gegend.“

— „Allerliebſt, Herr Lämmlein, iſt das auch für die Modezeitung?“

— „Werden dieſes Jahr Erbſen, Bohnen und der Wein gerathen, Herr Director?“

— „Ich weiß nicht, wie ich das beantworten ſoll.“

— „Auch Epheu, Geißblatt und andere Schlingpflanzen werden Stämme, Stangen und Spaliere verſchmähen, denn Sylvanie allein iſt umſchlingenswerth.“

— „Herr Lämmlein, Sie übertreffen heute ſich ſelbſt."

— „Und die weißen Roſen werden vor Neid erbleichen, weil ſie nicht weiß wie Sylvanie ſind. Die rothen Roſen vor Scham erröthen Roſen zu heißen, weil es eine Sylvanie giebt."

In dieſem Augenblick zeigte ſich Sylvanie in den Couliſſen.

— „Aber Mademoiſelle! Eine Künſtlerin erſten Ranges zwiſchen den Couliſſen? Nehmen Sie ſich doch vor den Arbeitern in Acht. Sie meinen es nicht böſe, allein ſie ſind plump und unvorſichtig."

— „Ich werde gerufen, ſoll ich nicht vortreten?" fragte Sylvanie.

— „Laſſen Sie die Leute nur immer noch ein wenig toben. Man darf nicht allzuzuvorkommend ſein. Erlauben Sie, daß ich Sie nach dem Foyer führe? Wünſchen Sie Bavaroiſe, Orgeade, Limonade? Es iſt alles bei der Hand. Erholen Sie ſich."

„Ich bin durchaus nicht angegriffen," lächelte Sylvanie.

— „Aber Ihr Shawl, Ihr Mantel? Wo iſt Mademoiſelle Brünette? Warum thut ſie ihre Schuldigkeit nicht?"

— „Ich danke, ich bin nicht echauffirt."

— „Einen Stuhl für Mademoiſelle Sylvanie!"

Vier Herren ſchleppten vier ſchwere Lehnſtühle herbei.

— „Nehmen Sie Platz! Erholen Sie ſich.“

— „Ich danke, ich bin nicht müde.“

— „Ich bitte, ſetzen Sie ſich und nehmen Sie etwas um. Sie müſſen erſchöpft ſein nach ſolcher Bravour. Ich mag es nicht mit anſehen, daß man ſo auf ſeine Geſundheit losſtürmt. Sie werden ſich erkälten.“

„Eine Tänzerin,“ lächelte Sylvanie, „darf eben ſo wenig ſich erkälten, wie eine Sängerin heiſer werden darf, wenn nämlich beide Schule haben.“

— „Still von der Schule!“ flüſterte ihr der Director zu. „Wir ſind Nationaltänzerin; wir haben alles aus uns ſelbſt. — Haben Mademoiſelle denn Nerven von Stahl und Eiſen? In ihren jungfräulichen Gliedern ſteckt, wie mir ſcheint, eine Körperkraft von drei Männern.“

— „In der That!“ verſetzte der Doctor Krauſe, Redacteur einer politiſchen Zeitung; „Mademoiſelle ſcheint bei ihrer zarten Jugend und Geſtalt rieſenſtark zu ſein.“

„Dieſer pas iſt mein Schwächſtes!“ erwiederte Sylvanie. „Ich gebrauche meine volle Kraft nur im Grotesk-Tanze. Schon in meinem pas au manteau mache ich ganz andere tours de force.“

— „Mademoiſelle iſt von einer verzweifelten Auſrichtigkeit," rief der Director. „Wollen Sie nicht gleich Ihr ganzes Repertoir herzählen? Erſt tanzen wir dreißig, hundert Mal den pas à la couronne, ehe wir an den Manteltanz denken."

— „Wie, dreißig Mal ſoll ich eines und daſſelbe tanzen?"

— „Bedenken Sie, Mademoiſelle, was Sie mich koſten. Das Publicum muß es mir wieder bezahlen!"

— „Gereut es Sie, mich engagirt zu haben?"

— „Wie dürfen Sie das fragen? Hören Sie die Leute ſtürmen? Thun Sie nicht mehr, als was man von Ihnen verlangt. Dieſer pas à la couronne macht mir noch zwei Monate lang volle Häuſer. Es iſt Zeit, daß Sie hervortreten. Wollen Sie nicht Ihren Shawl umnehmen? Thun Sie wenigſtens erſchöpft; das Publicum darf nicht wiſſen, daß ſolche Bravour keine Anſtrengung koſtet."

„Herr Leonhardi! Wo iſt Herr Leonhardi?"

Der Oberregiſſeur eilte herbei.

— „Sie werden die Gefälligkeit haben, Mademoiſelle zu führen. Ihnen gebührt dieſe Ehre, denn die große Oper verdankt Ihnen dieſe glänzende Acquiſition. Mia cara Sylvania! Sylvanella! Sylvanina! Sylvinetta! Sylvanioletta. Nehmen Sie den Arm des Herrn Leonhardi. Sie werden Blumen und Kränze erhalten. Es ſoll an Ihrem Triumphe nichts fehlen, ich habe alles im Voraus bedacht." —

In der Probe hatte Sylvanie ſich in ihrer Landestracht gezeigt, die ſchon vollkommen balletmäßig war. Bis auf die Farben glich ihr heutiger Anzug derſelben völlig. Ein weißſeidenes Mieder umſchmiegte glatt bis an die Hüften ihren nymphenhaften Wuchs und das weiße Gazeröckchen reichte bis zur Hälfte der Waden, darunter trug ſie fleiſchfarbige Tricots und Sandalen.

In dieſem lapidariſchen Coſtume ließ ſie ſich von dem ſalonmäßig gekleideten Leonhardi vor den Vorhang führen, erhielt Kränze und Blumen, verneigte ſich ernſt und feierlich und überließ es ihrem Begleiter, ihre Kunſttrophäen einzuſammeln. — Sie hatte jetzt aufgehört eine Tänzerin zu ſein und war wieder eine Dame. Dieſe Schule hatte ſie von Brünette. —

Sylvanie verlangte ihren Wagen, um nach Hauſe zu fahren, als der Director ſie hinderte und bat, ihm dieſen Abend zu ſchenken.

— „Den Abend?“ fragte ſie. „Es iſt Nacht.“

— „Meine Abendgeſellſchaften währen bis zwei Uhr Morgens.“

— „Ich bin ein Landmädchen und gewohnt, mit der Sonne aufzuſtehen und mit der Sonne mich zur Ruhe zu begeben.“

— „Sie ſind eine Gottheit!“ rief der Director und deutete auf ihr Coſtume.

— „Ich werde mich umkleiden.“

— „Ihr Coſtume gehört dazu. Wir wollen ihr erſtes Debüt feiern. Bedenken Sie, was heut aus Ihnen geworden iſt. Sie gehören der Bühne an und niemand hat mehr Gewalt über Sie."

„Mein Herr!" verſetzte Brünette nachdrücklich. „Sie kennen Mademoiſelle nicht! Sylvanie läßt ſich lieber erwürgen, als daß ſie in fleiſchfarbigen Tricots ſich in Geſellſchaften zeigt."

— „Ich beſtehe nicht auf dem Coſtume. Mag Mademoiſelle ſich umkleiden. Ich erwarte beide Damen."

— „Was meinſt du, Brünette, gehen wir?".

— „Warum nicht? Die Einſamkeit iſt dir ſchädlich. Lerne die Welt und die Menſchen kennen, ſammle die Erfahrungen!"

— „Soll ich morgen mit dem Mantel tanzen?"

— „Welche Effecte haben Sie darin?"

— „Das werden Sie in den Proben ſehen."

— „Und die Muſik?"

— „Ein Andante und dann Furioſo."

„Nichts von Furioſo, Tigerfell, Becken und Tambourin und wie ihre barbariſchen Künſte weiter heißen. Sie thun ſich ſelbſt den größten Schaden damit. Das Publicum wird leicht des Beſten ſatt und wer alle Tage außerordentlich ſein will, macht das Außerordentliche alltäglich. Ich geize mit Ihnen. Ich meſſe Sie dem Publicum knapp zu. Es will langſam ausgebeutet ſein. Es verlangt es nun einmal und ſo iſt der

Lauf der Welt. So lange der pas mit dem Kranze zieht, dürfen Sie nichts anderes tanzen."

— „Sie denken alſo, ich werde dreißig und hundert Mal hintereinander ein und daſſelbe tanzen?"

— „Allerdings!"

— „Sie irren. Entweder tanze ich morgen mit dem Mantel, oder ich tanze gar nicht. Wo ſoll ich die Laune hernehmen, dreißig und hundert Mal ein und daſſelbe zu tanzen?"

— „Mademoiſelle ſind eine Anfängerin und drohen ſchon mit Launen?"

— „Ich bin eine Novize. Deshalb muß man Nachſicht mit mir haben und mich aufzumuntern ſtreben, aber mich nicht wie ein Automat behandeln, das man aufzieht, damit es ſeine Künſte mache. Es iſt ein Unterſchied, ob ich vor dem Spiegel ſtudiere, oder vor dem Publicum tanze. Auf meinen Spiegel kann ich mich verlaſſen. Aber die Phantaſie iſt unzuverläſſig und trügeriſch. Wenn ich immerfort ein und daſſelbe wiederholen ſoll, ſo verliere ich die Sicherheit und Leichtigkeit."

— „Liebe Sylvanie, mein Grundſatz iſt, dasjenige, was gefällt, ſo lange wie es zieht, wiederholen zu laſſen. Ohne das könnte ich nicht beſtehen. Leben und leben laſſen. Concurriren Sie nicht mit ſich ſelbſt, das Neue macht das Alte todt. So wie Sie mit dem Mantel tanzen, zieht Ihr pas mit dem Kranze ſchon minder, oder umgekehrt, der Manteltanz gefällt minder als der pas mit dem Kranze. Sorgen Sie dafür, ſich in der Gunſt des Publicums zu befeſtigen."

— „Gelten denn die Grundſätze meiner Schule gar nichts? Soll ich mich verderben, und ſteif und hölzern werden? Meine Schule unterſagt mir, zwei Mal hintereinander daſſelbe zu tanzen. Und nun gar dreißig und hundert Mal? Niemals! Nimmermehr!"

— „Sie reden ſehr entſchieden, Mademoiſelle. Es iſt dieſen Abend mit einem Male ſehr viel aus Ihnen geworden. Liebe Mademoiſelle Brünette, kommen Sie mit Ihrem Einfluß mir zu Hülfe, um dieſen ſchönen Dämon dienſtbar zu machen."

— „Das ſind Dinge, Herr Director, in die ich mich nicht miſchen darf. Mademoiſelle iſt die Künſtlerin und ſpricht, wie mich dünkt, ſehr gelehrt und überzeugend. Auch irren Sie ſich, wenn Sie glauben, ſie ſei dieſen Abend eine andere geworden. Schon als Kind war ſie ſehr duldſam, aber auch außerordentlich hartnäckig. Sehen Sie ſich vor mit ihr, denn ſtille Waſſer ſind tief."

„Wenn ich nun ja ſage," fragte der Director, „und Sie mit dem Kranze und dem Mantel abwechſeln laſſe?"

— „So tanze ich morgen und finde mich dieſen Abend in Ihrer Geſellſchaft ein."

— „Wohlan! ſo ſei es. Nur damit Sie mir den heutigen Abend nicht verderben.“

Die Abendgeſellſchaft bei dem Director beſtand aus den vornehmſten Journaliſten und Theaterfreunden. Jene waren wie immer heiter und geſprächig; dieſe zeichneten ſich durch ſorgfältige Friſuren, blendende Wäſche und neue Glacéſchuhe aus. Endlich erſchienen die beiden Provençalinnen, aber nicht in Landestracht. Sie hatten Damentoilette gemacht. Brünette trug ein rothes Kaſchmirkleid und in den Haaren einen Kranz von rothen Roſen. Sylvanie ein weißes Atlaskleid und einen Kranz von Silber. Sie war ſehr ſchüchtern und betreten, denn es war ihre erſte Geſellſchaft. Auch wich ſie nicht von Brünettens Seite, welche ſie ſtets entſchuldigte und oftmals für ſie antwortete.

Als bei Tiſche die Champagnerpfropfen knallten und man die Nationaltänzerin hoch leben ließ, fing Sylvanie zu jedermanns Befremden laut zu weinen an.

„Was fehlt dir, meine Liebe? Warum biſt du traurig?“ fragte ſie Brünette zärtlich im provençaliſchen Jargon, den niemand verſtand.

„Warum zwingt man mich, meinem würdigen alten Lehrer die Ehre zu rauben, die ich als ſeine Schülerin ihm erwerben ſoll? Es iſt undankbar gegen ihn, mich eine Nationaltänzerin zu nennen. Bin ich nicht ſchon undankbar genug gegen meine Pflegeeltern geweſen und gegen alle, die ſich meiner annahmen? Darf man lügen und falſches Zeugniß reden? Ich beſchwöre die Strafen des Himmels über mein unglückliches Haupt."

— „Das gehört in den Beichtſtuhl und nicht hierher. Wenn du das deinem Seelſorger ſagſt, ſo wird er dir helfen. Ich ſage dir ſo viel, daß es undankbar von dir gegen die Vorſehung iſt, dich unglücklich zu nennen. Du biſt jetzt eine Künſtlerin und eine große Dame. Wer hätte damals in Marſeille gedacht, daß das aus dir werden würde, damals, als du noch die kleine dürre abgeblaßte Balletfinke warſt?"

Noch einmal entſchuldigte Brünette ihre Freundin.

— „Das arme Mädchen. Ohne Freunde und Verwandte befindet ſie ſich in einem fremden Lande, deſſen Sprache ſie nicht verſteht und grämt ſich, weil ſie ihre Pflegeeltern erzürnt hat, die ſie nicht zur Bühne laſſen wollten. Geduld, liebe Sylvanie! du wirſt auch noch Deutſch lernen und deine Eltern werden nicht unverſöhnlich ſein."

Durch dieſe klugen Worte hatte Brünette ihrer Freundin in den Augen der Geſellſchaft einen neuen Reiz gegeben und man bewunderte das holde junge Kraftgenie, das ſich eine eigene neue Tanzkunſt geſchaffen hatte und im näheren Umgang doch ſo zärtlich und empfindſam erfunden ward.

Folgenden Brief empfing der engliſche Geſandte von ſeinem Jugendfreunde Lord Cavendiſh Ogle.

Lieber Charles!

Sollen die Frauen nur Modepuppen ſein? Haben Sie nur Talent, uns die Langeweile in den Salons zu vertreiben? Können ſie ihren Geiſt zu nichts Beſſerem gebrauchen, als im Hauſe die Honneurs zu machen?

Zwar die Blauſtrümpfe, die Emancipirten, die Löwinnen der Politik und des high life ſind mir zuwider. Componiſtinnen, Bildhauerinnen und Baukünſtlerinnen giebt es nicht. Die Malerinnen ſind ſchwach, die dramatiſchen Dichterinnen ordinair.

Doch im Geſang iſt das Weib bevorzugt, die Schauſpielkunſt iſt ihnen angeboren und der Tanz iſt für ſie geſchaffen, ſie haben ihn erfunden; er gehört ihnen. Ein Tänzer hat für mich etwas Lächerliches, wenn er kein Grotesk-Tänzer iſt.

Warum ſage ich dir das alles? Laß mich aufrichtig ſein. Ich muß dir ein Geheimniß anvertrauen, was ſelten über meine Lippen kömmt. Es koſtet mich peinliche Ueberwindung, davon zu reden.

Mein Leben iſt jetzt dem Ehrgeiz und der Thätigkeit geweiht. Man preiſet mich glücklich und beneidet mich. Ob ich es in der That bin, weiß ich nicht. Nur ſo viel weiß ich, daß ich einſt glücklich war, als ich liebte, und zwar eine Tänzerin.

Denke dir eine weibliche Geſtalt voll Liebreiz, Ebenmaß und Geſchmeidigkeit. Ton und Tact der Muſik iſt ihr Element. In Blick, Stellung und Bewegung giebt ſie dir jeden melodiſchen Ausdruck und Charakter wieder. Und nun das ſchimmernde Bühnenlicht, die Toilette, die Begeiſterung der dichtgedrängten Menge! Welcher Entzückungen muß man in ſich fähig ſein, um ſo viel Entzücken einflößen zu können! So war meine Diana. Außer der Bühne war ſie ſtets heiter, edel, einfach, wie die Natur, die ihr den Beruf einer Tänzerin gab. Auf der Bühne tanzte ſie ſtets ſich ſelbſt ohne je dem Zeitgeſchmack oder den Mode-Erforderniſſen ſich zu fügen.

Welch ein Unterſchied zwiſchen ihren Abendgeſellſchaften, wo jedermann ſeine Freude mitbrachte, wo ſinnreiche Geſpräche, Witz, Geiſt und gute Laune das Mahl würzten; und den hochariſtokratiſchen Zirkeln im Hauſe meiner Mutter, wo Rang und Reichthum das Wort führten, und Denk- und Ausdrucksweiſe vorſchrieben? Hier langweilte ich mich zu Tode; dort lernte ich einſehen, wie heiter, bunt und reich die Gotteswelt iſt.

Laß mich kurz ſein. Die Erinnerung ergreift mich zu tief.

Meine Mutter wünſchte mich vermählt zu ſehen und ſchlug mir die wünſchenswertheſten und untadelhafteſten Partien vor. Allein ich liebte nur Diana und all mein Glück und meine Wünſche beſchränkten ſich auf ſie. Meine Mutter entdeckte endlich den Grund meines Widerſtrebens und es erfolgten Auftritte, an die ich noch mit Schauder denke. Alle Pietät wurde verläugnet, alle Bande der Natur verhöhnt. Als meine Mutter endlich ſah, daß mit Gewalt nichts auszurichten ſei, ſchlug ſie den Weg der Güte ein. Die Lady begab ſich zur Tänzerin, um ihren Sohn von ihr zurück zu erlangen, wofür ſie ihr halbes Vermögen bot. Allein die Tänzerin verſchmähte das Geld, ſie gab der Mutter ihren Sohn unentgeltlich zurück und verſchwand aus London. Ich ſah ſie niemals wieder.

Nach wenigen Monden deckte der Kirchhofraſen zu Arles ihr Gebein. Dorthin hatte ſie ſich geflüchtet, um unerkannt, ohne ihren hochgefeierten Namen preiszugeben, das Pfand unſerer Liebe in die Welt zu ſetzen. Ein Kind, welches ſeinen Vater niemals kennen lernen darf. Alles dieſes erfuhr ich erſt nach dem Tode meiner Mutter.

Ein braver Landmann hatte ſich der Wöchnerin erbarmt und war geſonnen, das neugeborne Töchterlein an Kindesſtatt anzunehmen. Geld und Gut wurde ihm in reichem Maße angeboten. Er verſchmähte jedoch alles. Nur das zarte blonde Kind rührte ihn, es ſollte ſein eigen ſein und ihm ganz und gar angehören. Deſto beſſer! dachte meine Mutter. Die Liebe meines Sohnes iſt begraben, mögen auch die Folgen derſelben getilgt ſein, damit er künftig nur ſeiner Mutter angehöre und deren Wünſche und Abſichten einzig und allein zu erfüllen trachte. So wurde denn die kleine Sylvanie unter dem Namen des Bauergutsbeſitzers auf Tamaris Carmichelli getauft, und für mich war ſie verloren.

Meine Stellung, mein Rang, die Rückſichten, die ich meiner Frau und meinen Töchtern ſchuldig bin, hindern mich, der liebenswürdigen Sylvanie mich öffentlich anzunehmen. Sie darf ihren Vater niemals kennen lernen. Viel weniger aber bin ich geſonnen, die Tochter derjenigen, die mir die Theuerſte auf Erden war, blindlings ihrem Schickſale zu überlaſſen.

Sie iſt jetzt in deiner Nähe, ſie tanzt vor deinen Augen. Nimm dich des holden Mädchens auf jede Weiſe an und vor allen Dingen ſpare kein Geld!

Ich wünſche, daß ein zuverläſſiger und rechtſchaffner Mann ihr zum Curator geſetzt werde, damit er ihre Intereſſen wahrnehme. Sylvanie iſt viel werth und darf nicht die Beute habgieriger und gewinnſüchtiger Menſchen werden. Auch ſoll ſie in Ueberfluß leben, damit ſie nicht in die Geſinnungen der Armſeligkeit und Gemeinheit verfalle, die bei ihren Standesgenoſſen heimiſch ſind.

Was ihre Sitten anbetrifft, ſo bin ich völlig darüber beruhigt. Mein Blut fließt in ihren Adern und ſie wird die Gebeine ihrer Mutter nicht im Grabe beſchimpfen. Ihre Geiſtesbeſchaffenheit und ihr Gemüthszuſtand machen mir aber Sorge. Sie ſoll wild und roh ſein, wie eine Seiltänzerin. Bei all ihrer Schönheit und Genialität ſoll ſie nicht einmal ihren Namen ſchreiben können. Ferner ſoll der Tod des Athleten, der ſie mit der Karre aufs Seil zu ſchieben pflegte und der bei dieſer Gelegenheit einmal den Hals brach, während ſie ſich rettete, einen tiefen Eindruck auf ihre junge Seele gemacht haben. Sie ſoll Hang zur Melancholie haben, ſoll katholiſche Fanatikerin ſein. Ja ſelbſt ihre Tanzluſt ſoll eine krankhafte ſein, eine Art Monomanie, ſo daß ſie nichts weiter kann, als tanzen und für nichts Anderes Sinn hat.

Ich wünſche deshalb, daß ein gelehrter und geiſtreicher Mann — in Deutſchland iſt ja für Geld alles zu haben — beauftragt werde, ſie in ihrem Privatleben und ihrer Häuslichkeit zu beobachten, um mir darüber zu berichten.

Verſtehe mich aber wohl! Ueber alles dieſes will ich im Klaren ſein, während ich ſelbſt völlig unſichtbar bleibe. Auch du, lieber Freund, darfſt dich perſönlich nicht zu ſehr ausſetzen, denn da unſere enge Verbindung bekannt iſt, könnte das zu Muthmaßungen führen.

Ich verlaſſe mich auf deine Freundſchaft und Vorſicht.

Der engliſche Geſandte antwortete hierauf:

Lieber alter Freund!

Die Gewußte iſt hier und macht ein ſolches Furore, daß, völlig abgeſehen von anderen Rückſichten meine Pflicht es mir vorſchreibt, über ſie an meinen Hof zu berichten. Auch habe ich Lumley bereits auf dieſes Balletphänomen aufmerkſam zu machen mir Gelegenheit genommen. Wenn ſie nach London kommt, wird ſie die Leute raſend machen. Man wird Bonbons in Banknoten einwickeln und ſie ihr auf die Bühne werfen, wie es vor Jahren bei der La Camargo geſchah und ſpäter bei einer gewiſſen Diana Lambeth.

Einen Curator hat ſie bereits. Den zuverläſſigſten und geſchickteſten Rechtsmann, den es giebt, den Notarius Ambroſius Hildebrand Bernien. Die Direction hat ihr denſelben beſtellt, weil ihre Pflegeeltern ſie verfolgen laſſen. Du ſiehſt alſo, daß man Werth auf ſie legt. Ein Proceß iſt gegen ſie bereits anhängig gemacht, aber ohne Ausſicht auf Erfolg. Der erſte Advocat iſt ſchon zurückgetreten, denn abgeſehen von der Unmöglichkeit, etwas auszurichten, will man ſich nicht mißliebig machen, indem man darauf ausgeht, dem Publicum ein ſolches Kleinod zu rauben.

Du meinſt in Deutſchland ſei für Geld alles zu haben. Nur keine gelehrte und gebildete Männer, denen man ſich anvertrauen und auf die man ſich verlaſſen kann. Ich wüßte keinen anderen, als den Notarius

Ambroſius Hildebrand Vernien. Willſt du in directe Verbindung mit ihm treten, oder ſoll ich dieſe Angelegenheit betreiben?

Was die Bewußte leiſtet, iſt erſtaunlich. Jedermann ſagt, ſo iſt noch niemals getanzt worden. Alles an ihr tanzt, jedes Haar, jede Fingerſpitze, jede Falte ihres Gewandes. Geſtern ſah ich zum zweiten Male ihren Manteltanz. Der Mantel iſt in ihren Händen bald ein Schleier, bald ein Gewand, bald eine Fahne. Bald wirft ſie ihn von ſich, daß er viereckig in den Lüften ſchwebt, ſpringt mit einer doppelten Pirouette ihm nach und wickelt ſich hinein, macht eine zweite Doppelpirouette links um, und ſchält ſich wieder heraus. Doch das iſt noch immer nicht alles. Lumley muß herüberkommen, damit er ſie fürs Theater der Königin in Anſpruch nimmt, ſowie ihre Urlaubszeit angeht.

Zweites Buch.

„Wollen Sie etwas Neues hören,“ begann der Secretair zum Director, der in ſein Büreau trat.

— „Nun?“

— „Demoiſelle Sylvanie hat die koſtbaren Ohringe —“

— „Ich weiß ſchon! Sie hat von Sr. Majeſtät ein Paar Demant-Ohrringe zum Präſent erhalten.“

— „Und ſie wieder zurückgeſchickt mit dem unterthänigen Schreiben: Sire! Ächte Steine ſind zu koſtbar für die Bühne, der ich angehöre. Ew. Maj. iſt allzugnädig, indem Sie Ihrer unſchätzbaren Huld Koſtbarkeiten hinzufügt, die im Vergleich damit auf keinen Werth Anſpruch haben.“

— „Das Mädchen iſt toll, ſo benimmt man ſich nicht gegen einen König. Aber Sie und Mademoiſelle Brünette, ſtatt ihr die Thorheiten auszureden, beſtärken ſie in allen ihren Grillen und Launen. Wer hat ihr das Schreiben aufgeſetzt? Doch nicht etwa Sie?“

— „Nein. Mademoiſelle Brünette ſchreibt wie in Kupfer geſtochen.“

— „Sie ſollten ihr wenigſtens mit Lehre und

Warnung zur Hand gehen, da ſie etwas auf Sie zu geben ſcheint.“

— „Sie wiſſen, Herr Director, daß Mademoiſelle Sylvanie ſich nicht rathen noch warnen läßt.“

— „Billigen Sie das von einem jungen Mädchen?“

— „Herr Director! Alle Genies ſind eigenſinnig.“

Indem ward leiſe an die Thür gepocht.

„Herein!“ rief der Director.

Und die Schöne, von der man ſo eben ſprach, trat näher. Die blonde Sylvanie, in ihrer Landestracht, die einem Balletcoſtume ſehr nahe kam, ſtand da in dem unordentlichen düſteren Directionszimmer, als käme ſie eben aus allem Schimmer und Flitter des Lampenlichts und ſei jeden Augenblick bereit, in ihre Sphäre zurückzukehren.

Aus dem Antlitz des Directors war plötzlich aller Mißmuth geſchwunden. Sehr höflich präſentirte er der Solotänzerin einen Stuhl. Dieſen verweigerte Sylvanie mit einer ſtolzen Geberde. Dankbar lächelnd hingegen ließ ſie ſich auf den Stuhl nieder, den der Secretair ihr gereicht hatte.

„Was führt Sie zu mir, mein Engel? Welch einem Umſtande verdanke ich das Glück, die reizende Sylvanie ſo früh ſchon zu ſehen? Oder darf ich von Glück nicht reden? War ich ſo unglücklich, Ihr Mißfallen zu erregen? Ihre allerliebſten Mienen ſcheinen mir einen kleinen Unwillen auszudrücken. Ihr holdes Geſichtchen dünkt mich heut nicht ganz geheuer.“

— „So iſt es auch, Herr Director. Ich leſe das Repertoir und finde die Sylphide angeſetzt. Demoiſelle Argina ſoll alſo mit Flügeln tanzen?“

— „Meinen Sie etwa, ſie ſoll die Sylphide ohne Flügel tanzen?“

— „Man kann ſich Flügel umbinden. Aber mit Flügeln tanzen iſt ein Anderes. Das kann ſelbſt die große Taglioni nicht, für die das Ballet geſchrieben iſt und die alles à la Sylphide tanzt. Ich habe ſie zu Marſeille darin ausgelacht.“

— „Die arme Argina. Wie werden Sie die erſt auslachen!“

— „Mademoiſelle Argina kann tanzen, das müſſen ihre Feinde ihr laſſen, und ich gönne ihr jegliche Partie. Doch mit Flügeln tanzen können nur Spalazzani's Schüler und ich war von Kindheit an ſein Liebling. Ich bin es meinem würdigen alten Lehrer ſchuldig, bei ſolchen Gelegenheiten meinen Charakter zu behaupten und fühle mich über dieſe Zurückſetzung ſehr gekränkt.“

— „Argina hat dieſe Partie ſtets gehabt. Soll ich ſie ihr jetzt nehmen?“

— „Das fordere ich nicht. Ich will nur bei der Sylphide nicht übergangen ſein und bin zufrieden, wenn ich einen Pas der Sylphide als Einlage bekomme.“

— „Ich will das in Ueberlegung ziehen, Mademoiſelle, und mein Möglichſtes thun.“

— „Nein, Herr Director! Dieſes Mal begnüge ich mich nicht mit einem unſicheren Verſprechen. Für Mademoiſelle Argina werden Ballets und Balletopern mit neuen Decorationen und Coſtümen reich ausgeſtattet und einſtudiert und ich habe ſeit zwei Monaten immer nur zwei unbedeutende pas seuls getanzt und auch nicht eine einzige Balletpartie erhalten, um mich einmal in der Pantomime zu verſuchen. Geſtehen Sie, daß das zu arg iſt!"

— „Fehlt es Ihnen an Beifall, Kränzen und Huldigungen jeglicher Art? Wie ich höre, ſind Mademoiſelle ſogar im Stande, allerhöchſte Huldbeweiſe und Gnadengeſchenke auszuſchlagen. Ward dergleichen jemals einer Anfängerin geboten?"

— „Vergeſſen Sie nicht, mein Herr, daß ich Eltern und Heimath verließ und meine ganze Exiſtenz compromittirte, um zur Bühne zu gehen. Ich habe das nicht aus Leichtfertigkeit und Eigennutz gethan, ſondern weil ich den Beruf einer Künſtlerin in mir zu fühlen glaube. Hier bin ich nun in einem fremden Lande, deſſen Sprache ich nicht verſtehe und werde wie eine Gauklerin behandelt, die nur eingelernte Kunſtſtücke wiederholt, ohne eine Zukunft vor Augen zu haben; ohne den gewagten Schritt, zu dem ich mich entſchloß, vor Gott und Menſchen rechtfertigen zu können."

— „Wer zweifelt an Ihrem Kunſtberuf, Mademoiſelle? Sie ſind als Anfängerin ſchon eine Künſtlerin ſonder Gleichen. Sie brauchen keine koſtſpieligen Ballets und Balletopern, Coſtüme, Decorationen u. ſ. w. Sie tanzen ein pas seul und ich habe ein volles Haus. Es koſtet viel Geld, die Sylphide in Scene zu bringen, doch wird ſie ihre vollen Häuſer machen, ohne daß ich Sie darin auftreten laſſe. Nun wollen Sie eine Einlage in der Sylphide tanzen. Sehen Sie nicht ein, daß das völlig meinem Intereſſe entgegen iſt?“

— „Und ſolcher niedern Intereſſen halber wollen Sie mich zurückſetzen?“

— „Soll ich mich etwa mit ihrer hochfliegenden Tanzluſt ruiniren?“

— „Wenn Sie meine Tanzluſt hochfliegend finden, ſo geben Sie mir auch Partien mit Flügeln.“

— „Liebes gutes Mädchen! Haben Sie doch nur Geduld. Es iſt ja der erſte Winter. Noch iſt Argina im Engagement. Zwei erſte Solotänzerinnen für eine Bühne, die nur zur Hälfte eine Hofbühne iſt, will ſchon etwas ſagen. Außerdem habe ich noch Gäſte verſchrieben und Sie ſind auf fünf Jahre engagirt. Iſt das nicht Zeit genug, allmählich dem hieſigen Publicum darzuthun, was Sie leiſten können? Sie haben ja auch Ihre Urlaubszeit. Tanzen Sie auswärts jede beliebige Gaſtrolle.“

— „Bis zu meiner Urlaubszeit ſind noch ſechs Monate hin und bis dahin möchte ich mich noch ſehr vervollkommnen.“

— „Das iſt nicht meine Sache, Mademoiſelle!" rief der Director, die Geduld verlierend. „Ueberhaupt laſſe ich mir von Mitgliedern, die bei mir in Gage ſtehen, keine Vorſchriften machen."

— „Ich bin bereit, mein Herr, augenblicklich aus dem Engagement zu geben!"

— „Das iſt keine Sache für den Augenblick, das verlangt Ueberlegung."

Das ſchöne Mädchen erhob ſich und ſprach mit edler Entſchloſſenheit: „Auch die Nachgiebigkeit hat ihre Grenzen und allzuviel iſt vom Uebel. Als Schülerin des trefflichen Spalazzani verlange ich, daß die Sylphide auf einer Bühne, bei der ich engagirt bin, ohne meine Mitwirkung nicht gegeben werde, denn die Flügelpartien habe ich mir ausbedungen, Es iſt eine Ehrenſache für mich." —

Sie verneigte ſich hierauf und ging. Der Director begleitete ſie bis zur Treppe und verſicherte, daß er ſein Möglichſtes thun werde. Dann kehrte er lachend in's Bureau zurück und meinte:

„Diesmal muß ich ihr wirklich eine Gefälligkeit erweiſen, denn ſie ſcheint die Sache ernſt zu nehmen. Was meinen Sie, Doctor?"

— „Herr Director, Sie ſind ja doch ſonſt ſo mitleidig und gut. Fühlen Sie nicht, wie hart Sie dieſes ſchöne Geſchöpf behandeln?"

— „Worüber hätte ſie zu klagen?"

— „Sie will tanzen! Nur tanzen. Deshalb hat ſie mit ihren Eltern ſchon die härteſten Kämpfe zu beſtehen gehabt, bis ſie ſich von ihnen losſagte. Hier in einem fremden Lande, deſſen Sprache ſie nicht verſteht, ſieht ſie ſich von neuem unterdrückt. Sie ſoll ihre Leiſtungen maskiren, ihre Virtuoſität verheimlichen, ihre Kräfte verläugnen? Das iſt zu viel verlangt von einem jungen Mädchen, welches nur für die Kunſt lebt, ſich kein Vergnügen erlaubt, in keine Geſellſchaften geht, niemand bei ſich ſieht und das Haus nur verläßt, um in die Probe oder in die Meſſe zu gehen."

— „Es iſt wahr, bei allem Eigenſinn und aller Hartnäckigkeit iſt ſie ein Muſter von Keuſchheit und Tugend. Für die Bühne iſt ſie mit keinem Gelde zu bezahlen. Sie wird es ſehr weit bringen."

— „Bei uns nicht. Sie glauben ſie mit Verſprechungen vertröſten zu können. Verlaſſen Sie ſich darauf, wenn ſie erſt merkt, daß ſie nur getäuſcht wird, ſo könnte ſie es hier wie zu Hauſe machen und eines ſchönen Tages auf und davon ſein."

— „Sachte! ſachte! ich habe meinen Contract mit ihr und ſtehe im Cartel mit allen Bühnen."

— „Noth bricht Eiſen, warum nicht auch Contracte? Hat ein Director mehr Rechte über ſeine Mitglieder, als ein Vater über ſeine Tochter? Jedenfalls würde es zu einem ärgerlichen Proceſſe kommen, das heißt ärgerlich für Sie. Denn Sylvanie iſt die beliebte Künſtlerin und die franzöſiſchen Journale würden ſich der genialen Tänzerin, die eine Franzöſin iſt, annehmen. Lumley hat ihr bereits Anträge gemacht; wenn ſie zu London in Partien auftritt, welche ſie hier platterdings nicht tanzen ſollte, wie wollen Sie ſich dann rechtfertigen? Wie wollen Sie in der öffentlichen Meinung beſtehen?"

„In der That!" meinte der Director. „Man muß die Sache wohl erwägen."

Indem trat Leonhardi in das Bureau und der Director ſäumte nicht, ihm die kritiſche Angelegenheit mitzutheilen und ſeinen Rath zu verlangen.

— „Das iſt allerdings unangenehm," meinte der Unfehlbare. „Wir hätten das überlegen ſollen, ehe wir dieſes alte Ballet wieder auffriſchten!"

— „Meinen Sie, daß ich ihr die verlangte Einlage geſtatte?"

— „Bei Leibe nicht! Das iſt ihre Force. Wenn ſie mit Flügeln tanzt, ſo macht ſie das ganze Ballet mit allen Maſchinerien todt."

— „Alſo wäre es beſſer, man fände ſich durch irgend eine Balletpartie mit ihr ab?"

— „Das wäre noch ſchlimmer! Sie hat die ruhige italiäniſche Pantomimik, wo Ausdruck und Geberde alles iſt. Das verſteht man vielleicht in Deutſchland nicht, oder man iſt es hier nicht mehr gewohnt. Unſere Balletttänzer müſſen mit Händen und Füßen zappeln, als hätten ſie den St. Veitstanz. Wenn Demoiſelle Sylvanie im Ballet auftritt, könnte ſie kalt laſſen, die Zuſchauer könnten irre werden und der Glaube an ihre Außerordentlichkeit einen harten Stoß erleiden."

— „Aber lieber Herr Leonhardi, was iſt zu thun? Ich ſehe keinen Ausweg."

„Herr Doctor Fröhlich wird ſich in's Mittel legen!" wandte ſich der Unfehlbare zu dem Secretair. „Wenn ſie auf irgend jemand hört, ſo ſind Sie es."

— „Auf unſeren Doctor können wir uns dieſes Mal wohl ſchwerlich verlaſſen," wandte der Director ein, „denn er nimmt Partei für ſeine Angebetete!"

„Ich geſtehe," ſagte Fröhlich, „daß ich jeden anderen Auftrag lieber übernehme!"

„Ich bin feſt überzeugt," verſetzte der Unfehlbare mit Nachdruck: „daß unſer Doctor nicht die Partei der Mitglieder gegen die Direction nehmen wird. Wir müſſen alle unſere Pflicht thun und haben uns contractlich anheiſchig gemacht, wo es irgend möglich iſt, das Beſte der Direction zu befördern."

— „Ich kann nicht gegen meine Ueberzeugung reden. Ich glaube, man würde wohl thun, Sylvanie mehr Willen zu laſſen!"

— „In wie fern, lieber Doctor? Sie iſt eine Schwärmerin, und Schwärmerei hat auf der breiten Baſis unſerer deutſchen Bühne niemals ihr Fortkommen gefunden. Sylvanie kann ſich zufrieden geben, es ſo weit gebracht zu haben. Sie hat eine glänzende Gage, ausgelaſſenen Beifall und wird mit Kränzen und Bouquets überſchüttet. Was will eine Anfängerin mehr?"

„Fügen Sie noch hinzu," ſagte der Director, „daß ihr auch Koſtbarkeiten geſpendet werden. Denken Sie ſich, Herr Leonbardi! Sie hat die Kühnheit gehabt, Sr. Majeſtät die Ohrringe zurückzuſenden."

— „Da haben Sie es, lieber Doctor. So iſt ſie. Eine Franzöſin thut, was ihr einfällt. Wir ſind aber Deutſche. Was wir einmal gern ſehen und lieb gewonnen haben, dabei bleiben wir jahrelang und wollen nicht ſtets überraſcht und hingeriſſen ſein, wie die Franzoſen. Wir gehen in's Theater, weil es ſich der Mühe und Koſten lohnt, dieſes oder jenes einmal anzuſehen. Der ſtillſchweigende Contract, den wir an der Caſſe eingehen, iſt, daß dasjenige, was uns als ſehenswerth empfohlen iſt, auch vorgeſtellt werde. Sagen Sie mir aber, tanzt Sylvanie einen pas seul einmal wie das andere? — Mit ihren Abänderungen, Verbeſſerungen und Einſchaltungen peinigt ſie das Orcheſter bis auf's Blut. Das nimmt ſich eine Anfängerin heraus. Sie erlaubt ſich mehr als die anerkannteſte und erfahrenſte Künſtlerin und doch iſt ſie immer noch nicht zufrieden! Nein! Lieber Doctor, dienen Sie ihr und uns, indem Sie den Einfluß, den Sie durch Ihre ſoliden Kenntniſſe und Ihr geſetztes Weſen über ſie gewonnen haben, dazu benutzen, ein Arrangement herbeizuführen."

Der Unfehlbare hatte geſprochen und was Fröhlich irgend hätte einwenden können, wäre vergebens geweſen.

Böcke ſtanden umher und Bretter und Lattenwerk lagen auf der Bühne; vom Boden hingen lange Seile hernieder. Die Muſiker waren ſchon im Orcheſter und das Balletchor verweilte nur noch im Foyer, bis die Arbeitsleute mit dem Aufſchlagen der Gerüſte zu Ende wären.

Mit einem Male erſchien Sylvanie mit Tagliafico auf der Bühne.

„Geben Sie Acht!" rief ſie. „Es iſt kinderleicht!" — Sie ergriff ein Seil, erklomm damit einen vierzehn Fuß hohen Bock, ſchwang ſich auf einen anderen und wieder zurück und die kreuz und quer über die ganze Bühne.

„Was ſoll das?" fragte Tagliafico.

— „Ich wollte Ihnen nur zeigen, wie ich es im erſten Acte mache, wenn die Bauern die Sylphide verfolgen. Ich bleibe nicht auf ebenem Boden, ſondern fliege ihnen über die Köpfe hinweg. Ich ſchwinge mich auf Schränke, Verſchläge, Balken, Fenſterbretter, auf alles, was die Decoration mit ſich bringt. Aber freilich! die Hanfſeile gehören für Harlequins, Scapins und Pantalons, um ſich aus einem Fenſter einer Straßencouliſſe in ein anderes gegenüber zu ſchwingen. Für das ſerieuſe Ballet iſt der fil d'acier (Drathſeil) da. Er thut dieſelben Dienſte und iſt im Schimmer der Bühnenlichter völlig unſichtbar.“ — Hiermit fing ſie von neuem an, ſich zu ſchwingen, von den größten nach den kleinſten Böcken, hinauf und hinunter und behauptete ſtets die ſchwebende Attitüde, indem ſie auf den ſchärfſten Kanten mit der größten Accurateſſe ſtehen blieb.

„Ich brauche aber nicht einmal das Seil,“ fuhr ſie fort und ließ es fahren. Hierauf ſprang ſie bald par force bald legèrement, aber ſtets mit dem niedlichſten Aplomb von einem Bock zum anderen und lief mit einer Schnelligkeit, daß man ihre Füßchen kaum ſah über die ſchmalſten Latten dahin. Eine derſelben war ſo dünn, daß ſie unter dem Gewicht ihres Körpers brach. Sie ſank auf die Fußſpitzen zu Boden und machte eine Tänzergeberde dazu.

Die Muſiker im Orcheſter lachten vor Bewunderung und Tagliafico fragte mit Erſtaunen: „Wo haben Sie das gelernt?“

— „In Marſeille bei Spalazzani!“

— „Und Sie ſind nicht außer Athem, nicht einmal echauffirt?“

— „Ich konnte das ſchon als Kind und beim ſerieuſen Tanz darf man ſich nicht echauffiren.“

— „Aber bei einem Bravourſolo mit Pauken und Trompeten.“

— „Die Pauken und Trompeten arbeiten für mich, aber ich nicht für die Pauken und Trompeten.“

— „Aber bei vierundſechzig Tacten Entrechats huit?"

— „Dergleichen werden Sie von mir nicht ſehen!" — —

Das Balletperſonal fand ſich auf der Bühne ein. Der Theatermeiſter machte ſeine Bemerkungen über die zerbrochene Latte, allein Sylvanie verſtand kein Deutſch, und Tagliafico gebot ihm Schweigen.

Argina erſchien und verlangte, ehe die Decoration herabgelaſſen würde, die Schwebewinde zu probiren.

Das vierzehn Fuß hohe Gerüſt, für das Fenſter, in welchem die Sylphide erſcheint, war aufgeſchlagen, Tagliafico half der Tänzerin empor und ſie hackte ſich die Laufwinde in den Gürtel. Aber kaum hing ſie daran, als die Maſchine nicht aus der Stelle wollte.

Argina fing zu ſchelten an. „Ich habe das vorhergeſagt. Eh' ich mich lächerlich mache, trete ich lieber gar nicht auf!"

Das Kammrad iſt gequollen, entſchuldigte ſich der Theatermeiſter. Hiermit eilte er nach dem Theaterboden hinauf.

Argina fuhr fort, ihrer üblen Laune freien Lauf zu laſſen, und Sylvanie fragte Tagliafico: „Wozu denn eine Maſchine zu ſolch einer Lançade?"

— „Es ſind vierzehn Fuß, Mademoiſelle."

— „Von dreißig Fuß Höhe, auf eine ſchräg gelegte Strohmatratze, iſt die academiſche Lançade, die ich ſchon als zehnjähriges Kind machte. Vierzehn Fuß iſt Kleinigkeit."

„Ich bin begierig, das zu ſehen."

Er wandte ſich an Argina: „Demoiſelle Sylvanie ſagt, ſie wolle ohne Maſchine aus dem Fenſter auf die Bühne fliegen."

„Fliegen?" fragte Argina. „Springen vielleicht."

„Nix ſpring!" rief Sylvanie. „Je me lance, dites lui ça."

— „Mademoiſelle ſagt: ſie wirft, ſie ſchwingt ſich herunter."

„Ich weiß nicht, wie das zu verſtehen iſt," erwiederte Argina.

— „Zeigen Sie es uns einmal."

Er wollte ſie das Gerüſte hinanhelfen. Sie weigerte ſich lächelnd:

„Setzen Sie ſich auf den Lehnſtuhl als Schläfer, wie es Ihre Partie mit ſich bringt," ſagte ſie und erklomm im Nu das Gerüſte.

Tagliafico lehnte ſich wie ſchlafend in den Seſſel zurück und ſie rief vom Gerüſte herunter: „Legen Sie ſich ganz rechts, damit ein Gleichgewicht da iſt, denn wie Sie allez ſagen, ſtehe ich links auf der Lehne."

„Allez!" ſagte Tagliafico, worauf ſie vom Gerüſte mehr hinunter trat als ſprang, in unglaublicher Geſchwindigkeit noch zwei gewaltige Schritte that und ſodann mit einem leichten Sprung auf der Kante der

Lehne in einer ſchwebenden Stellung auf einem Fuße balancirte.

Das Balletperſonal hatte im Proscenium dieſem Kunſtſtück zugeſehen und gab ſeinen Beifall in einem heiteren Gelächter kund.

Sylvanie begnügte ſich damit nicht. Sie hieß Tagliafico ſtille liegen, glitt zu Boden, ſtemmte die Hände auf die Lehne, hob ſich auf die Fußſpitzen und dann beide Füße vom Boden auf und ſo auf den Unterarm geſtützt, erhielt ſie ſich eine gute Weile horizontal ſchwebend.

„Wenn ich bewegliche Flügel habe," fügte ſie hinzu, „ſo macht das noch einen ganz anderen Effect."

„Sie können alles, was Sie wollen," meinte Tagliafico. „Sie haben mehr Kraft in ihrem Arm, als andere in ihren Schenkeln. Woher können Sie das alles?"

„So habe ich in Marſeille es gelernt."

Es war wohl nur zum Scherz, daß Tagliafico fragte: „Können Sie eben ſo gut auch hinauf ſpringen, wie Sie herunter geſprungen ſind?"

„Warum nicht?" lächelte ſie. „Aber mit einem Springſtock."

„Einen Springſtock, einen Springſtock!" rief Tagliafico und daſſelbe wiederholte das übrige Perſonal. Doch fand man keinen von gehöriger Länge und das Latten- und Leiſtenwerk war nicht ſolide genug. Der

Inſpector brachte ihr endlich eine geſchnitzte und vergoldete Zeltſtange von etwa zwanzig Fuß Länge. Sie zögerte, ein ſo gutes Requiſit anzunehmen, aber Tagliaſico drängte: „Geſchwinde, geſchwinde, ehe der Regiſſeur kömmt!“

Es wurde Raum gegeben. Sie nahm einen Anlauf, ſtemmte die Stange ein und ſchnellte ſich empor. Es war, als ſchwebe ſie einige Secunden oben an der Stangenſpitze, ehe ſie ſich gemächlich auf die Bretter ſtellte und die Stange auf die Schulter nahm.

„Bravo!“ Bravo!“ riefen die Zuſchauer. Indem aber kreiſchte eine zornige Stimme: „Was geht hier vor?“

Es war der Director, alles wich ſcheu zur Seite. — „Was machen Sie da oben, Mademoiſelle? Wie kommen Sie zu der Zeltſtange?“

„Platz! Platz!“ rief Sylvanie und ſtatt aller Antwort ſetzte ſie noch einmal die Stange auf und gab ſich einen ſo mächtigen Schwung, daß ſie über die ganze Bühne hin auf den Souffleurkaſten flog und die Stange wieder auf die Schulter nahm.

Dieſer offenbare Trotz verdroß den kleinen ſanguiniſchen Director. „Herr Fröhlich!“ rief er, „Doctor Fröhlich, kommen Sie einmal herunter!“

Sylvanie trat zu Boden, reichte dem Inſpector die Zeltſtange und that, als ſei nichts vorgefallen.

Fröhlich erſchien.

— „Herr Doctor! notiren Sie gefälligſt Demoiſelle Sylvanie für's Strafbuch. Mademoiſelle! Sie haben ſich, wie alle anderen Mitglieder, den Theatergeſetzen unterworfen."

— „Ohne Zweifel!"

— „Leſen Sie Paragraph II. Artikel 9 der Theatergeſetze. Jeder Unfug auf der Bühne, vor, während oder nach einer Vorſtellung oder Probe, gleichviel ob abſichtslos oder aus Muthwillen, wird, nach Beſchaffenheit der Umſtände, mit einem halbmonatlichen bis dreimonatlichen Gageverluſt beſtraft. Art. 10. Unfug iſt alles, was nicht zur Vorſtellung oder Probe gehört und damit nothwendig zuſammenhängt."

Sylvanie wechſelte ein wenig die Farbe, der Spaß konnte ihr 208$^{1}/_{3}$ bis 1250 Thaler koſten. Bald jedoch überwand ihr Stolz dieſe Bedenklichkeiten und ſie ſprach lächelnd: „Wohlan! Ich bin ſchuldig. Was iſt das weiter? Wie viel habe ich zu entrichten?"

— „Wer hat Ihnen die Zeltſtange gereicht?"

— „Niemand! Ich habe ſie mir genommen."

— „Was machen Sie hier auf der Probe? Weshalb ſind Sie hier?"

— „Schlimm genug, daß die Sylphide gegeben wird und ich nicht hierher gehöre. Fragen Sie mich nichts mehr. Ich will bezahlen. Herr Doctor, haben Sie mich notirt, wie der Herr Director es verlangte?"

Fröhlich las: „Notirt für's Strafbuch Dem. Sylvanie wegen Verzehens gegen Art. 9 u. 10 der Theatergeſetze."

— „Fügen Sie hinzu," verſetzte der Director, „daß, weil Mlle. ſich ohne Widerſpruch für ſchuldig erklärt, ingleichen weil ſie noch nicht lange bei der Bühne iſt, mithin Nachſicht und Schonung verdient, ihr die Strafe für dieſes Mal erlaſſen ſein ſoll."

— „Mon cher Monsieur! Ich muß mir jede Nachſicht und Schonung verbitten."

— „Mia cara Sylvinella! Ich rathe Ihnen, laſſen Sie es dabei bewenden."

— „Mein Herr! Ich kann nicht hundert Mal wiederholen, daß ich bezahlen will, was ich verwirkt habe."

— „Mademoiſelle! Ich muß wiſſen, was ich als Director zu thun habe."

— „Als Director haben Sie Ihre Theatergeſetze aufrecht zu erhalten."

— „Ich erlaſſe Ihnen die Strafe, dazu bin ich befugt."

— „Ich laſſe mir nichts ſchenken, mein Herr! dazu bin ich befugt."

— „Machen Sie ſich deshalb keine Sorgen. Ich ſchenke jedem meiner Mitglieder die zum erſten Male verwirkte Strafe und was einem recht iſt, iſt dem anderen billig."

— „Was ihre Mitglieder thun und laſſen, kann kein Maßſtab für mich ſein."

— „Liebe Sylvanie! Dieſer ſtolze Sinn paßt nicht für die Bühne. Fügen Sie ſich dem, was hier zu Lande Brauch und Sitte iſt."

— „Indem ich zur Bühne ging, habe ich dem Ehrgefühl nicht entſagt und werde ſtets nur meinen Grundſätzen folgen."

— „Aber Sie gehen zu weit. Mag die Sache hier zu Ende ſein. Betrachten wir andererſeits das Geſchehene als nicht geſchehen. Doctor! ſtreichen Sie gefälligſt die Note aus. Sparen Sie Ihr Geld, Mademoiſelle."

— „Herr Doctor, ſtreichen Sie nichts aus Mein Herr, ich glaube, Sie ſcherzen?"

— „Nun ſteht mir der Verſtand ſtill," rief der Director beſtürzt. „Was wollen Sie eigentlich, Mademoiſelle?"

— „Ich will Strafe bezahlen und im Strafbuch angemerkt werden, weil ich mich gegen Paragraph II. Art. 9 und 10 vergangen habe."

— „Iſt das alles, was Sie wünſchen, Mademoiſelle? Kömmt nicht noch irgend ein Nachſatz mit Pferdefuß und Hörnern nachgehinkt?"

— „Gegen dieſen Paragraph II. Art. 9 und 10 habe ich mich nemlich abſichtlich vergangen."

— „Abſichtlich? Ei wie allerliebſt!"

— „Ich mußte wohl. Denn die Sylphide ſollte probirt werden und ich hatte in der Probe nichts zu thun. Das war gegen meine Ehre, alſo lieber Strafe bezahlt, als eine Sylphide ohne mich."

— „Liebe Sylvanie! Ich nehme Gott und alle Sachverſtändigen zu Zeugen, daß ich ganz in Ihrem Intereſſe handle, wenn ich Ihnen noch keine Balletparthieen gebe. Das Publicum könnte dies mißverſtehen. Sie könnten die große Meinung, die man von Ihnen hegt, zu Grunde richten."

— „Der liebe Gott iſt mir zu heilig, um ihn bei profanen Theaterangelegenheiten anzurufen. Allein Herr Tagliaſico und ſämmtliche Anweſenden können mir bezeugen, daß ich die Sylphide tanzen kann."

Tagliaſico ſagte: „Gern wollte ich meine ganze Jahresgage dafür geben, könnte ich machen, was ich von Mademoiſelle geſehen habe und wofür ſie geſtraft ſein will!"

Sylvanie fuhr fort: „Ich bin als erſte Solotänzerin engagirt, warum werde ich für eine Nationaltänzerin ausgegeben? Was iſt eine Nationaltänzerin? Ich weiß es nicht. Warum ſoll ich meinen würdigen Lehrer und die Schule, die ich ihm verdanke, verleugnen? und endlich warum ſoll ich nicht mit Flügeln tanzen, was man mir ſo feſt verſprochen?"

— „Doctor Fröhlich, ich habe Sie gebeten, Mademoiſelle zu erklären, in wie fern dieſes alles Vorſichtsmaaßregeln waren, um den Eigenſinn, womit ſie an ihrer Schule hängt, zu bemänteln."

— „Was vermag ich auszurichten," antwortete Fröhlich, „wenn Mademoiſelle mir befiehlt: Schweigen Sie! Ich will nichts hören?"

— „Ich werde meine Strafe bezahlen und Sie, Herr Director, werden großmüthig ſein und da ich einmal als Solotänzerin auf dieſer Bühne nicht tanzen ſoll, mich aus meinem Engagement entlaſſen!"

— „Nein, Mademoiſelle. Nun und nimmermehr!"

— „Ich ertrage das vielleicht höchſtens noch ſechs Monate. Aber wenn meine Urlaubszeit beginnt?"

— „Nun? Mademoiſelle drohen doch nicht etwa mit einem Contraktbruch?"

„Glauben Sie, daß, wenn ich erſt in London bin, ich wieder zu Ihnen zurückkehren werde?"

— „Das wollen wir einmal ſehen, Mademoiſelle. Es giebt noch Recht und Gerechtigkeit im Lande. Wir haben gerichtliche Behörden. Ich kann Sie durch die Polizei zwingen laſſen, Ihre Schuldigkeit zu thun."

„Lieber Herr! Drohen Sie Ihren deutſchen Dienſtmägden mit Ihrer Polizei und Ihren Behörden, aber keiner franzöſiſchen Künſtlerin, die ſich augenblicklich unter den Schutz des Ambaſſadeurs von Frankreich ſtellen kann. Noch iſt es niemand gelungen, meinen Willen zu beugen. Aber verſuchen Sie Ihr Glück nehmen Sie Ihre Behörde, Ihre Polizei zu Hülfe, ob Sie mich zum Tanzen zwingen können. Ich gehe, und ſetze keinen Fuß mehr auf Ihre ſervile Bühne."

Stolz wie eine Königin ſchritt ſie fort und der Director, der nicht mehr aus noch ein wußte, rief: „Wo iſt Leonhardi! Wo iſt Leonhardi!"

Leonhardi hatte eine Conferenz mit dem Hofmarſchall und dem Generalintendanten und konnte nicht ab.

Das Spaßhafteſte bei dieſem Auftritt war, daß die Wenigſten der Anweſenden Franzöſiſch verſtanden. Man ſah wohl, wie ſehr der kleine Director ſich ereiferte, während Sylvanie mit lächelnder Selbſtgefälligkeit ihn verhöhnte; was aber verhandelt wurde, blieb den Meiſten ein Räthſel.

„Warum wird nicht probirt?" rief der Director.

— „Die Maſchinerie iſt nicht in Ordnung."

— „Zum Henker mit der Maſchinerie und der ganzen Sylphide. Hätte ich dieſes alte verlegene Ballet doch nur in der Polterkammer gelaſſen. Aber freilich, Demoiſelle Argina hat vor Jahren darin geglänzt und ihre Triumphe kommen mir immer theuer genug zu ſtehen."

— „Ich weiß nicht," begann Argina, „womit ich dieſen Vorwurf verdiene."

„Vier Wochen lang haben Sie mir mit der Sylphide in den Ohren gelegen. Ich bin ein gerechter Mann. Alle meine Mitglieder ſind mir gleich lieb, ob ſie etwas leiſten oder nicht, gilt mir ganz gleich. Ich überlaſſe die Entſcheidung dem Publicum und zahle meine Gagen pünktlich. Sie, Mademoiſelle, ſind hier eingebürgert. Sie haben Ihre Maſſe Freunde und Verehrer und ich halte Sie oben auf. Warum aber hetzen Sie mir dieſen franzöſiſchen Satan auf den Hals, der keine Freunde und Verehrer haben will, der ſich von aller Welt abſchließt, und was ihm zu nahe kommt, vor den Kopf ſtößt!“

— „Kümmere ich mich um ſie? Ich ſage ihr weder guten Tag noch Adieu.“

— „Aber in der Sylphide concurriren Sie mit ihr. Und das können Sie nicht, Mademoiſelle. Sylvanie iſt ein Genie. Sie braucht nur auf die Bühne hinzuſpucken, ſo habe ich ſchon ein volles Haus. Und nun will ſie aus dem Engagement, weil ich Sie, Mademoiſelle, oben auf halte. Wenn ich doch einmal die Wahl zwiſchen beiden habe, ſo wollte ich lieber Sie gingen aus dem Engagement.“

Ueber dieſe rohe Begegnung fing Argina an zu weinen.

„Aergern Sie ſich nicht, Mademoiſelle!“ nahm die alte Sabine das Wort. Geſchöpfe, wie Argina, haben ſtets eine alte Perſon bei ſich, von denen man nicht recht weiß, ob ſie Mutter, Ammen, Kupplerinnen oder Mägde ſind. Sie zeichnen ſich durch Anhänglichkeit an ihre Herrſchaft aus und treten für dieſelbe ein, wenn es gilt, ſackgrob zu werden, was ſich mit dem Charakter einer Künſtlerin nicht verträgt.

— „Aergern Sie ſich nicht, Mademoiſelle. Sie ſehen ja, der Herr Director legt es nur darauf an, Sie krank zu machen. Oder fühlen Sie ſich ſchon unwohl? Können Sie nicht probiren? Wollen Sie Hut und Shawl und Mantel haben und ſoll ich zum Theaterarzt laufen? Ach, was iſt das jetzt für eine Wirthſchaft hier, ſeitdem wir die fremde Mamſell parlez-vous français haben!“

Indem verkündete der Theatermeiſter, daß alles in Ordnung ſei.

Der Director klatſchte in die Hände: „Allons! angefangen!“

Aber Argina konnte ſich nicht zufrieden geben und weinte und ſchluchzte, während die alte Sabine ſtets wiederholte: „Wollen Sie ein Pülverchen? Wollen Sie Aethertropfen? Wollen Sie flüchtiges Salz oder ſoll ich zum Doctor laufen?“

„Mademoiſelle!“ rief der Director, „wenn Sie ſich unwohl fühlen, ſo wird Sylvanie gern die Sylphide übernehmen. Darüber kömmt ja der ganze Streit her!“

Das wirkte. Argina beruhigte ſich, nur die alte Sabine fuhr fort zu wehklagen. „Barmherzigkeit, Herr Director! martern Sie meine Mamſell nicht langſam zu Tode. Ach, ſie iſt ſo zart, ſo gefühlvoll! Drehen Sie ihr lieber den Hals um; ſtoßen Sie ihr lieber ein Meſſer in's Herz, damit ſie gleich hin iſt, bevor Sie von fünf zu fünf Minuten bald mit einem groben, bald mit einem ſpitzen Worte ſie langſam hinopfern."

Als die Probe im Gange war, ſprach der Director zu Fröhlich:

„Gehen Sie zu Sylvanie und ſuchen Sie ſie zu beſänftigen."

— „Und wenn ſie mich nicht hören will?"

— „Nehmen Sie Brünette zu Hülfe."

— „Das iſt eine ſtolze Dame; ſie iſt Sylvanies Freundin, aber in Theaterangelegenheiten will ſie ſich nicht miſchen."

— „Hören Sie wenigſtens, was ſie verlangt und ſchlimmſten Falles ſoll ſie ihre Einlage tanzen." —

Aber auch Fröhlich richtete dieſes Mal bei Sylvanie nichts aus und was ihn tief betrübte, war, daß ſie ihm geradezu ſagte:

„Ich will Sie nicht hören. Denn Sie reden im Intereſſe der Direction gegen das meine. Es wäre bis dahin niemals gekommen und ich hätte mich ſo lange gar nicht hinhalten laſſen, ohne die Vorſtellungen, die Sie mir machten. Ich bin nunmehr ſo oft getäuſcht worden, daß ich kein Vertrauen mehr habe."

„Auch zu mir nicht?" fragte er und Sylvanie, welche ſah, daß ihm die Thränen in den Augen ſtanden, antwortete freundlich: „Ich will glauben, daß man, um mich zu täuſchen, auch Sie täuſchen mußte.

Das aber ändert nichts an der Sache und ich thue wohl, Sie nicht anzuhören.“

Tief gekränkt ging Fröhlich nach Hauſe. Ganz unrecht hat ſie nicht, mußte er ſich ſagen. Allein ich will ihr zeigen, daß ich es dennoch redlich mit ihr meine und will etwas für ſie thun, was meinen Dienſtverhältniſſen nicht ganz angemeſſen iſt.

Er ſchrieb an Bernien:

„Hochgeehrter Herr!

Zwar erlaubt mir meine Stellung bei der hieſigen Bühne nicht, irgend einem Mitgliede Anleitungen zu geben, wie es ſich gegen die Direction zu ſtellen habe. Allein meine Kenntniſſe und Erfahrungen ſind mein freies Eigenthum und ich habe ſie eben ſo wenig vermiethet, wie meine Grundſätze und mein Gewiſſen. Ich nehme daher keinen Anſtand, einem Manne vom ſo anerkannt rechtſchaffenem Charakter, wie Sie, meine Anſichten vorzulegen und ſie ſeiner Prüfung zu unterwerfen.

Aus folgender Scene, welche ſich heute auf unſerer Bühne ereignete, werden Sie erſehen, daß die Lage der Mademoiſelle Sylvanie de Tamaris anfängt eine kritiſche zu werden und die Dazwiſchenkunft eines Mannes von Ihrem Anſehen und Einfluß mehr als wünſchenswerth ſein dürfte.“

(Nachdem er den ſtattgehabten Auftritt von Wort zu Wort beſchrieben hatte, fuhr er fort):

„Das Genie gehört einer höheren Sphäre, einer größeren Ordnung an, als diejenige Bühne iſt, von der es zufällig die äußeren Mittel zu ſeiner Wirkſamkeit und Exiſtenz bezieht. Zumal unſere heutigen Bühnen ſind ſehr beſchränkte Syſteme, die nur materiell und temporär proſperiren wollen und alle ideellen Intereſſen für überflüſſig und unſtatthaft erachten.

Schon der junge Künſtler wird vom erſten Augenblicke ſeines Wirkens an dahin gewieſen, mit allen ſeinen Kräften und Fähigkeiten dem Geſchmack der Menge zu huldigen und den Anforderungen des Zeitgeſchmacks ſich zu unterwerfen. Hervorragende Routiniers, welche ihre bizarren Albernheiten als Genialitäten in Cours zu ſetzen wiſſen, ſind die Muſterbilder, die man ihm als nacheiferungswürdig vorhält und ſeine Zukunft, ſeinen Ruhm, ſeine Kränze ſoll er von den öffentlichen Anmaßungen halbgebildeter Kunſtrichter erwarten, vielleicht auch — erkaufen.

Wenn nun das junge Talent in ſeiner Unſchuld und Begeiſterung erhabenen Vorbildern nachſtrebt und die Vorſchriften und ewigen Grundſätze älterer Weisheit befolgt, um ſeine Eigenthümlichkeiten zu entwickeln, ſeine Selbſtſtändigkeit zu erhalten und ſich zur Meiſterſchaft zu erheben, ſo gilt das für leere Schwärmerei, Thorheit und Aberwitz, welche für das heutige Leben und die heutige Geſellſchaft keine Wahrheit mehr hat.

Demoiſelle Sylvanie iſt eine glänzende Erſcheinung, wie ſie die Bühne mindeſtens ſeit hundert Jahren oder vielleicht noch niemals aufzuweiſen hatte. Körperſchönheit, Jugendreiz, Anmuth, Virtuoſität, Phantaſie und Genialität, alles findet ſich in bewunderungswürdiger Vollkommenheit bei ihr vereint und ſie iſt aufgewachſen und auferzogen in einer ſtreng-claſſiſchen Schule, welche in einfach-frommer Naturgrazie alles Outrirte und Frivole von ſich weiſt. Dieſe Schule iſt aber keine moderne und die heutige Zeit und Geſellſchaft will nur auf ſich ſelbſt hören. Auch ihre Jongleurfertigkeit, ihre äquilibriſtiſchen und acrobatiſchen Künſte haben für unſer heutiges Publicum etwas Anſtößiges. Zudem iſt Mademoiſelle erſt zwei Monate bei der Bühne und zu Anfang kann man nicht gleich eine Revolution machen.

Mit ſchlauer Vorſicht bewog man Mademoiſelle Sylvanie daher, ihre volle Virtuoſität, ihre erſtaunlichen Künſte, ihre eigentlichen Zaubereien zu verheimlichen, nennt ſie eine Nationaltänzerin und läßt ſie nebſt ihrer Geſellſchafterin in ländlicher Tracht einhergehen, um den Anſichten und Kunſtbegriffen eines Publicums auf keine Weiſe entgegen zu treten und deſſen Competenz in erſter und letzter Inſtanz nicht in Zweifel zu ziehen, bis es mit der Zeit vielleicht einmal zu einer anderen Erkenntniß gelangt ſein wird.

Mademoiſelle de Tamaris fügte ſich allem, was man von ihr verlangte. Sie wollte nur auf die Bühne; ſie wollte nur tanzen. Sie hat ſich ſogar in ihrem Contracte verpflichtet, ſich allen Vorſchriften der Direction zu fügen, nur die Balletpartieen mit Flügeln hat ſie ſich ausſchließlich vorbehalten und heute ward die Sylphide probirt und Mademoiſelle Argina ſoll mit Flügeln tanzen.

Das aber iſt noch aller Grund des Haders nicht. Mademoiſelle Sylvanie iſt ſehr nachgiebig und gefällig und denkt zu groß von ſich als Künſtlerin, um einer Collegin irgend eine Partie ſtreitig zu machen. Allein die Direction läßt ihr zu wenig Freiheit und thut ihr mit ihren Vorſchriften vollkommenen Zwang an.

Schon ſeit zwei Monaten läßt ſie ſie abwechſelnd nur zwei pas seuls wiederholen.

Demoiſelle Sylvanie ſagt: Ich kann das nicht länger aushalten. Ich werde ſteif, ich verliere Sinn und Gedanken, on m'embête avec ces deux pas seuls. Man macht mich zum Automaten.

Es fragt ſich, hat die Direction ein Recht dazu, ſie ſo zu beſchränken?

Ich glaube nein, vermöge folgender Diſtinction.

Wenn ich als engagirtes Mitglied eine Balletpartie erhalte, und das Ballet wird hundert Mal wiederholt, ſo muß ich hundert Mal meine Partie tanzen. Denn die Direction hat vom Libretto, Dichter und Componiſten das Recht erſtanden, dieſe Compoſtion aufführen zu laſſen, ſo oft ſie will und jedes Mitglied ſoll für ſeine Gage arbeiten.

Die pas seuls aber, welche Demoiſelle Sylvanie tanzt, ſind kein von der Direction zur Benutzung erworbenes Eigenthum. Sie hat weder Autorgebühren noch Tantieme dafür zu entrichten. Dieſe pas seuls gehören der Demoiſelle Sylvanie eigenthümlich, ihr Lehrer hat ſie für ſie arrangirt, ſie ihr einſtudirt und ſie ihr als Eigenthum geſchenkt. Welche Verfügung alſo hat die Direction darüber? Welch ein Recht der Benutzung, welches Demoiſelle Sylvanie nicht gutwillig ihr eingeräumt, hat ſie zu beanſpruchen?

Von analogiſcher Wichtigkeit dürfte auch noch Folgendes ſein:

Ein Virtuos, der Concert giebt, beſtimmt ſelbſt die Piece, die er vorträgt. Vorſchreiben kann man ſie ihm nicht, er muß ſie ſich eingeübt haben und das iſt Sache der Laune und des Fleißes eines Künſtlers.

Kunſtreiter und Seiltänzer wiederholen tagtäglich ein und daſſelbe Kunſtſtück. Aber ſie müſſen wohl, denn ſie haben nichts anderes. Demoiſelle Sylvanie hat ein reiches Repertoir, ein reicheres vielleicht als irgend eine Künſtlerin. Warum behandelt man ſie denn als Gauklerin, die alle Abende ein und dieſelben Kunſtſtücke wiederholen muß, da ſie doch in keiner Hinſicht verrathen ſoll, daß ſie Gauklerkünſte verſteht, um nicht ihrem Ruf als Tänzerin zu ſchaden?

Alles Unrecht, alle Unbill, welche Demoiſelle Sylvanie zu erleiden hat, könnte nach meiner Meinung leicht beſeitigt werden, wenn ein Mann von Ihrem Anſehen und Charakter ſich dieſer reizenden jungen Künſtlerin annehmen wollte, die jeglicher Theilnahme in ſo hohem Grade würdig iſt.

Ich ſchmeichle mir, mein Herr, daß Sie dieſe einfache und getreue Schilderung der Lage Ihrer Clientin günſtig aufnehmen und die Gründe nicht verkennen werden, welche mich bewogen, mich geradewegs an Sie zu wenden. Ich muß es ganz Ihrem Gutachten anheimſtellen, hierbei einzuſchreiten oder nicht. Nur füge ich ſchließlich noch die Bitte hinzu, das Vorhandenſein dieſes Schreibens vor jedermann und ſelbſt vor Mademoiſelle Sylvanie geheim zu halten."

Noch am ſelben Tage, bevor es dunkelte, hielt ein Wagen vor dem Hôtel, welches Sylvanie bewohnte, und Vernien ward angemeldet.

Sie eilte ihm bis zur Treppe entgegen und führte ihn in's Zimmer.

— „Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie ſich zu mir bemühen, denn in der That, ich war Willens, morgen früh zu Ihnen zu kommen."

„Auch für mich iſt Ihre Ankunft troſtreich!" verſicherte Brünette. „Denn wie mich dünkt, hat meine arme Sylvanie wieder ihre ganze Exiſtenz auf's Spiel geſetzt."

„Aengſtige Dich nicht, meine Liebe!" lachte Sylvanie, indem ſie dem alten Herrn einen Rollſeſſel hinſchob. „Ich war von Kindheit an bei der Bühne, wo man ohne Zank nicht leben kann, und wenn es einmal ſein muß, bin auch ich nicht beſſer wie jede Andere."

Sie kauerte auf ein Tabouret neben Vernien nieder und kindlich lächelnd ihn anſchauend, ſprach ſie: „Ich habe meinem Director eine Scene gemacht."

— „O, das weiß die ganze Stadt ſchon und ich daher auch. Ich komme, Ihnen zu ſagen, wie weit Sie im Rechte und wo Sie im Unrecht ſind."

— „Ich im Unrecht?"

— „Man kann ſein Recht ſo benutzen, daß es zum Unrecht wird."

Sylvanie ließ es ſich jedoch nicht nehmen, ihm den ganzen Auftritt noch einmal zu wiederholen und Vernien nahm zu ſeiner Zufriedenheit wahr, daß ihre Erzählung und Fröhlich's Bericht auf's genaueſte übereinſtimmten.

„Was gedenken Sie nun zu thun?" fragte er.

— „Ich gehe ab."

— „Sie haben Contract."

— „N'importe."

— „Mademoiſelle! So dürfen Sie nicht zu einem Rechtsmanne reden."

— „Wer hat den Contract gebrochen, ich oder die Direction?"

— „Es war eine Rückſichtsloſigkeit, vielleicht auch nur eine Nachläſſigkeit von Seiten der Direction, Sie bei der Sylphide zu übergehen und Sie durften weiter nichts thun, als Ihr Recht auf die Partie der Sylphide geltend machen."

— „Wie? Ich ſollte Argina eine Partie ſtreitig machen? Schlimm genug, daß man mit ſolchen Geſchöpfen bei einer und derſelben Bühne iſt, allein ich werde auf keine Weiſe mit ihr concurriren."

— „Wenn Sie nicht darauf beſtehen, daß die Partie der Sylphide Ihnen zukömmt, ſo kann von einem Contractbruch Seitens der Direction nicht die Rede ſein."

— „Das kann ich nicht, es widerſpricht meiner Denkungsart."

— „Daß Sie ſich auf der heutigen Probe mit dem, was nach den Theatergeſetzen Unfug heißt, befaßten, verbeſſert Ihre Sache nicht."

— „Was meinen Sie alſo, was ich zu thun habe?"

— „Nachdem Sie einmal erklärt haben, keinen Fuß wieder auf die Bühne zu ſetzen, können Sie ſelbſt nichts weiter thun, ſondern müſſen es mir überlaſſen, das Verhältniß zu redreſſiren."

— „Und wenn die Direction morgen ſchickt?"

— „So ſagen Sie, man ſoll ſich an mich wenden, Königsplatz Nr. 10."

— „So viel Zeit und Mühe wollen Sie mir opfern?"

— „Meine Bemühungen, Mademoiſelle, ſind nicht umſonſt, ich bringe Ihnen alles in Rechnung."

— „Werden meine Mittel hinreichen, einen ſolchen Anwalt zu honoriren?"

— „Fürchten Sie nichts, ich werde Sie nicht plündern."

„Vergiß auch nicht, meine Liebe," wandte Brünette ein, „daß der Herr Notar eine enorme Praxis hat und um Clienten nicht verlegen iſt."

„Ich habe das nicht geſagt," rief Sylvanie.

— „Zur Sache, wenn's beliebt. Man hat Ihnen mit einer Strafe gedroht, die man Ihnen ſpäter erlaſſen wollte, was Sie jedoch lebhaft abwieſen, indem Sie ſich ausdrücklich jede Nachſicht und Schonung verbaten. Iſt das Ihr Wille jetzt noch, oder haben Sie ſich anders beſonnen?"

— „Ich nehme nie ein Wort zurück. Ich weiß jederzeit, was ich ſage."

— „Wir wollen ſehen, ob Sie es auch dieſes Mal wußten; die Strafe ſchwankt zwiſchen einem halb-

und einem dreimonatlichen Gageverluſt, alſo zwiſchen $208^{1}/_{3}$ und 1250 Thalern."

— „Ich glaube genug zu thun, wenn ich eine halbmonatliche Gage opfere."

— „Nein, Mademoiſelle, das genügt nicht, Sie müſſen die volle Strafe zahlen!"

— „Ich kann doch unmöglich 1250 Thaler verwirkt haben?"

— „Sie haben gar nichts verwirkt. Sie wollten ſich nur keine Strafe ſchenken laſſen."

— „Ich will wenigſtens nachfragen laſſen, wie hoch mein Vergehen anzuſchlagen iſt?"

— „Man wird Ihnen antworten: auf gar nichts. Man will Ihr Geld nicht. — Verſtehen Sie mich recht. Es liegt in den Befugniſſen der Direction, die Strafe für ein Vergehen in den geſetzlich angegebenen Grenzen zu ſchärfen, zu mildern oder auch ganz zu erlaſſen. Ihnen hat ſie die Strafe erlaſſen und dagegen proteſtiren Sie und wollen gelinde beſtraft ſein? — Was denken Sie ſich dabei? — Ich will Ihnen ein Beiſpiel geben. — Sextus iſt zum Tode verurtheilt, weil er den Kaiſer ermorden wollte. Aber Titus (Sie kennen ja wohl die Oper?) ſpricht: Sextus ſei frei. Nun kann Sextus allerdings ſagen, ich verſchmähe Deine Gnade, ich will ſterben. Kann er aber ſagen, ich will beſtraft werden, nur nicht mit dem Tode, ſondern mit Exil, mit Gefängniß u. ſ. w.?" —

— „Darf ich mir einen Einwand erlauben, Herr Vernien?" fragte Brünette. „Ich wünſche ſehr, Sie ganz zu verſtehen."

— „Reden Sie, Mademoiſelle."

— „Sextus iſt zum Tode verurtheilt und der Spruch iſt gefallen. Meiner Freundin iſt aber keine beſtimmte Strafe zuerkannt. Aendert das nichts an der Sache?"

„Sehr ſcharfſinnig bemerkt, Mademoiſelle. Hier iſt die Sache die, daß die Direction ein Recht hat, eine Strafe zu erlaſſen. Mademoiſelle Sylvanie aber hat kein Recht, die Direction zu zwingen, ſie in Strafe zu nehmen. Sie kann nur, indem ſie gegen Nachſicht und Schonung proteſtirt, freiwillig ſich ſelbſt beſtrafen. Eben deßhalb muß ſie ſich zur vollen Strafe entſchließen. Mademoiſelle verlangte für's Strafbuch notirt zu werden, geſtand, abſichtlichen Unfug in der Probe getrieben zu haben, um zu zeigen, daß ſie eine Solo- und keine Nationaltänzerin ſei. Und um dieſe Anſprüche geltend zu machen, verurtheilt ſie ſich ſelbſt jetzt zu der allerleichteſten Strafe! Finden Sie das paſſend und conſequent?"

— „Ich fürchte, Herr Vernien hat Recht!" ſeufzte Sylvanie.

— „Du weißt alſo doch nicht jederzeit, was du ſagſt!" bemerkte Brünette.

— „Alſo was iſt zu thun?"

Bayerische Staatsbibliothek München

— „Das iſt ſehr einfach. Ich gehe auf's Bureau der Theatercaſſe und entrichte in Ihrem Namen 1350 Thaler. Man wird Einwände machen. Ich aber kleide dieſe Handlung als eine Schenkung an den Theaterpenſionsfond ein, welchem die Strafgelder zufallen und führe als Grund dieſer Schenkung an: daß Mademoiſelle Sylvanie, unbeſchadet dem Rechte der Direction, eine Strafe zu mildern oder ganz zu erlaſſen, ſich dennoch jede Nachſicht und Schonung ausdrücklich verbittet. Dieſe Clauſel muß ſowohl in das Strafbuch eingetragen, wie auf der Quittung, die ich erhalte, bemerkt werden und hiermit gewinnt das Benehmen Mademoiſelles Abſicht und Conſequenz."

— „Ach, mein Herr! Wenn Sie wüßten, wie ſehr dieſer Rath nach meinem Geſchmacke iſt und meinem Stolze und meinem Ehrgeiz ſchmeichelt! Doch bin ich erſt zwei Monate bei der Bühne und kann keine dreimonatliche Gage verſchenken!"

— „Ich habe Ihnen geſagt, daß ich das Geld für Sie auslegen werde."

— „Dieſe Großmuth, mein Herr, wage ich nicht anzunehmen."

— „Das ſteht in Ihrem Willen. Auch können Sie der Note im Strafbuche hinzufügen laſſen: Bei kälterem Blute und nach reiflicherer Ueberlegung hat Mademoiſelle Sylvanie ſich entſchloſſen, Nachſicht und Schonung dankbar anzunehmen."

— „Unmöglich! dazu verſtehe ich mich niemals.“

Brünette rief: „Meine Liebe! Du mußt einen Entſchluß faſſen. Soll Herr Vernien Zeit und Mühe umſonſt an dich verſchwenden?“

— „Dieſes Mal macht ein Entſchluß mir Schwierigkeiten.“

— „Bringen wir die Sache zu Ende. Ich zahle morgen 1250 Thaler für Sie.“

— „Welch eine Sicherheit erwarten Sie von mir?“

— „Ihre Perſon gewähret mir hinreichende Bürgſchaft!“

— „Ich bin eine Waiſe, ohne Vermögen!“

— „Ihre Stellung iſt mehr als Vermögen. Eine junge Künſtlerin, einzig in ihrer Art, die bei einem ſo reichen Einkommen ſo eingezogen lebt, iſt mir gut für die zehnfache Summe.“

— „Und wenn ich krank werde und ſterbe?“

—„ Das iſt meine Sache. Eine abſolute Sicherheit giebt es nicht. Wer nichts wagt, kann nichts gewinnen, und das Geld darf nicht im Kaſten ruhen, ſondern muß arbeiten. Ich leihe Ihnen dieſe Summe nicht umſonſt, ſondern rechne Ihnen fünf Procent Jahreszinſen dafür an. Alſo ſeien Sie unbekümmert um mich. Ich ſorge ſchon für meinen Vortheil. Indeſſen haben Sie Ihren freien Willen. Wollen Sie das Vertrauen eines Mannes, wie ich bin, ſich gefallen laſſen, um ſich aus Ihrer jetzigen Lage zu befreien, oder ziehen Sie es vor, ferner abhängig von einer Direction zu ſein, die Ihnen Befehle und Vorſchriften giebt, wie einer Magd und die wie eine Gauklerin Sie behandelt, um Sie nach eigennütziger Willkür oder nach ihrem bornirten Gutdünken auszubeuten?“

Sylvanies blaue Augen füllten ſich mit Thränen. „Daß ich eine ſolche Behandlung öffentlich erleide, das iſt es, was mich kränkt.“

— „Eben darum muß es enden.“

— „Ach, Herr Bernien! ich bin nicht ſo glücklich, wie ich ſcheine. Zwei Monate habe ich gearbeitet und drei Monate bin ich zurück. O ich bin weit von meinem Ziele verſchlagen, meine ſchönen Hoffnungen und Träume liegen wieder im fernen Nebel der Zukunft!“

— „Entdecken Sie mir alles.“

— „Ich brauche Geld, viel Geld!“

— „Viel Geld kann Millionen ſein, unter Umſtänden aber auch nur etwa hundert Thaler.“

— „Ich habe meine Eltern beleidigt und muß ſie um jeden Preis verſöhnen, damit ſie mir nicht fluchen.“

— „Hoffen Sie ihre Verzeihung durch Geld zu erlangen?“

„Sie ſind viel zu ſtolz, um auch nur eine Pfirſiche oder Weinbeere von mir anzunehmen. Auch haſſen ſie mich nicht, vielmehr betrüben ſie ſich, daß ich nicht bei ihnen bin. Aber die Geiſtlichen, das Landvolk, welche Begriffe haben ſie dort von der Bühne? Unter einer Tänzerin denken ſie ſich ein ausgelaſſenes verwildertes Geſchöpf, etwa wie Argina.“

— „Wie, Mademoiſelle! Dieſe rohen Begriffe plumper Landleute könnten Ihren Künſtlerfrieden ſtören?“

„Sie wiſſen noch nicht alles. Ich bin auch als Engel Gabriel abgebildet auf dem Altarblatt unſerer Gabrielenkirche und wenn ich tanze, meint der Herr Pfarrer daſelbſt, entehre ich den Altar, entweihe ich die Kirche und beleidige ich den Schutzheiligen. Das alles müſſen meine Eltern entgelten. Sie haben mich als hülfloſes Waiſenkind aufgenommen und ich lohne Ihnen mit Kummer und Schande. Deshalb gebrauche ich Geld, für meine Kirche und für die Armen meines Sprengels. 1250 Thaler hätten ſchon eine artige Spende und ein gutes Almoſen gegeben. St. Crispin ſtahl das Leder, um den Armen Schuhe daraus zu machen und ſtehlen iſt ſchlimmer als tanzen. St. Crispin iſt aber dennoch ein Heiliger. Ich habe die 1250 Thaler mir ertanzt und nicht geſtohlen und ſie würden den Herrn Pfarrer ſchon dahin gebracht haben, glimpflicher von mir zu reden.“

Bernien konnte ein kleines Lächeln nicht unterdrücken. Sie merkte es und fuhr fort:

„Sie lachen und ich verzeihe Ihnen das, denn Sie gehören meiner Kirche nicht an. Vernehmen Sie aber: bevor ich mich entſchloß, heimlich meine Eltern zu verlaſſen, ging ich zuvörderſt in die Kirche, und nahm den Leib des Herrn auf das ſtille Gelübde: weil ich doch einmal tanzen muß: ohne Eigennutz und Ehrgeiz zu tanzen, und meine Erſparniſſe der Gabrielenkirche und den Armen meines Sprengels zu weihen. Und endlich auch will ich die Schulden meiner Gemeinde tilgen, welche nicht ganz unbeträchtlich ſind. Sie ſtammen von der Invaſion her. Erſt dann, wenn man mich achtet und ehrt, und meine Eltern meinethalben nichts mehr zu leiden haben, kann ich mein Gewiſſen beruhigen und mich glücklich fühlen."

Vernien fühlte ſich von dieſen Worten des ſchönen Mädchens, die ſie mit ſo frommen traurigen Blicken begleitete, tief gerührt.

„Mademoiſelle!" ſagte er. „Ich ließ Sie ausreden, um nunmehr, da ich weiß, wie Ihnen zu helfen iſt, Ihnen meine feſte Verſicherung zu geben, daß die beſcheidenen Wünſche, welche Sie ſo eben geäußert haben, von heute an binnen Jahresfriſt in Erfüllung gehen ſollen. Schon Ihre Gaſtvorſtellungen in London während Ihrer diesjährigen Urlaubszeit kann ich Ihnen gut und gern mit zweitauſend Pfund Sterling garantiren. Lumley ſelbſt wird im Laufe dieſer Zeit herkommen, um Sie tanzen zu ſehen. Freilich dürfen

Sie bis dahin nicht immer nur mit dem Kranz und dem Mantel tanzen, ſondern auch Ihre höheren Leiſtungen zeigen. Jedermann will Ihnen wohl, Sie werden von allen Seiten empfohlen und bis dahin wird man ſich um Ihre Gaſtrollen noch reißen."

Sylvanie faltete ihre niedlichen Hände und betrachtete Vernien mit Blicken des Erſtaunens.

— „Reden Sie im Ernſte, mein Herr?"

— „Sie wiſſen, wer ich bin und ich habe Ihnen mein Wort verpfändet."

— „O, mein Herr, ich habe mich ſtets vor den Rechtsmännern gefürchtet. Man hat mir geſagt, ſie wären habſüchtig und grauſam, verfolgten die Tugend und Unſchuld und plünderten Wittwen und Waiſen. Aber Sie, mein Herr, ſind ein Ritter von der Tafelrunde."

— „Ich mache darauf keinen Anſpruch. Doch wünſche ich jetzt um ſo mehr Ihnen zu dienen, weil es das Beſte Ihrer Kirche, Ihrer Armen und Ihrer verſchuldeten Gemeinde gilt. In dieſem Sinne werden Sie alſo mein Anerbieten ſich gefallen laſſen."

Sylvanie ſchlug die Augen nieder und ſprach fromm und feierlich: „Ich bin eine gute katholiſche Chriſtin und wer irgend, wes Glaubens er ſei, der Kirche und den Armen Gutes zu thun gedenkt, den darf ich in ſeinen frommen Vorſätzen nicht ſtören, ſondern muß ihn darin zu beſtärken ſuchen. Das Größte wie das Kleinſte, was mir zu ſolchen Zwecken geboten wird, nehme ich ohne Rückſicht auf die Perſon des Gebers dankbar an."

Dem alten Herrn ward dieſer ſchönen Schwärmerin gegenüber gar ſonderbar zu Muthe. „Wir ſind alſo einig;" ſagte er. — „Ich habe mein Leben lang nur meinen Vortheil im Auge gehabt und meinen Fleiß und meine Fähigkeit benützt, Geld zu erwerben. Es wird mir zur Beruhigung und Genugthuung dienen, Ihre wohlthätigen Abſichten zu unterſtützen und einen Antheil an Ihrer bonne conscience zu gewinnen. Alſo aſſociiren wir uns Gutes zu thun und Gutes bleibt Gutes, mag es im geiſtlichen oder weltlichen Sinn geſchehen. Gleich morgen fangen wir an. Wir machen dem Theaterpenſionsfond eine Schenkung, deren ſegensreiche Folgen ſich bald herausſtellen werden."

— „In Deutſchland," ſagte Sylvanie, „iſt alles anders, als in Frankreich. Hier machen die Advocaten ihre Clienten glücklich!"

— „Gutes unſchuldiges Mädchen!" dachte Bernien. „Wenn du wüßteſt, weshalb ich mich dir allein von dieſer Seite zeige. Bei meiner großen Praxis wäre es zu viel verlangt, wenn ich alle meine Clienten glücklich machen ſollte."

Er empfahl ſich und konnte auf dem ganzen Heimweg die ſchöne Schwärmerin nicht vergeſſen, die ihn mit ihren blauen Augen ſo durchdringend angeſehen und in jeder Haar- und Fingerſpitze voll künſtleriſcher Anmuth war. „Nein!“ ſagte er, „dieſe Balletpantomimiſtinnen ſind nichts für einen Geſchäftsmann. Wer mit ſo viel Reiz und Schönheit auskommen will, muß ſelbſt Künſtler ſein und ſich in die Idealität eingelebt haben. Ich lobe mir meine gute brave Hausfrau, die eine Wirthſchaftsrechnung durchſehen kann und meine ſittſame häusliche Tochter.“

— „Liebe Sylvanie!“ hub Brünette an, nachdem Vernien ſich entfernt hatte. „Endlich wirſt du eingeſtehen, daß du mehr Glück als Verſtand haſt. Dieſes Mal haſt du die Sache doch wohl ganz beim unrechten Ende angefaßt. In der That, ich fing an beſorgt zu werden. Zuerſt wirfſt du das Geld weg und dann willſt du aus dem Engagement und haſt kein neues. Was ſollte daraus werden? Mit einem Male aber kömmt ein Rechtsgelehrter mit ſeiner Weisheit und ſeinem Gelde dir zu Hülfe, bringt in deine Uebereilungen Plan und Zuſammenhang und erhebt dich auf den Gipfel deiner Wünſche.“

— „Er wird doch Wort halten? Er wird mir doch den Kopf nicht mit glänzenden Ausſichten anfüllen, um meiner zu ſpotten? Nein! dazu ſcheint er mir viel zu weiſe und geſetzt.“

„Du ſcheinſt mir heute bei ſehr mißtrauiſcher Laune zu ſein. Dieſen Morgen ſchon haſt du den Doctor Fröhlich ſehr gekränkt, jetzt ziehſt du die wohlgemeinten Anerbietungen eines Mannes in Zweifel, deſſen Worte ſo weiſe und deſſen Weſen ſo ehrwürdig iſt. Komme ich nicht etwa auch bald an die Reihe?“ — „Ehrwürdig finde ich ſein Weſen nicht, aber ſehr rechtmäßig und geſetzlich.“

Das Caſſenbureau iſt das innerſte Heiligthum eines Kunſttempels. Hier thront die Direction in ihrer ganzen Macht und Oberherrlichkeit. Hier tritt man ein mit Ehrfurcht und ſcheidet dankſagend. Hier gilt nicht Rang noch Größe. Alles beugt ſich vor dem blanken Segen und vor dem Caſſirer ſind alle Künſtler gleich.

Betritt jedoch dies Heiligthum eine ſo anerkannte und ausgemachte Solidität, wie der Notarius Bernien, ein ſo berühmter Rechtsmann, der ſich im Laufe der Jahre und Geſchäfte ein ſo geſetzliches Benehmen, einen ſo obrigkeitlichen Anſtand angeeignet hat; ſo entfliehen mit einem Male alle phantaſtiſchen Zauber, die der Klang des Silbers und des Goldes hervorruft und die Directions-Gottheit verwandelt ſich in eine verlegene rathloſe Creatur.

So geſchah es, als Bernien am folgenden Morgen im Theatercaſſen-Bureau erſchien. Der Director ſtockte plötzlich im Fluſſe von Verweiſen und Befehlen und auf ſeinem Antlitz lag die bedenkliche Frage:

„Was mag der Herr Notar hier wollen?“ In ſeinen Mienen war deutlich zu leſen: „Vor dieſem Manne werde ich zu kurz kommen.“

Bernien legte ein Päckchen Caſſenſcheine auf den Zähltiſch und ſprach: „1250 Thaler von Demoiſelle Sylvanie für den Theaterpenſionsfond. Bitte die Acte zu prüfen, die Quittung zu unterzeichnen und die vorgeſchriebene Clauſel in's Strafbuch einzutragen.“

Der Director hatte die Acte durchleſen. — „Herr Notar! Wäre es nicht beſſer, wir betrachteten die ganze Sache als ungeſchehen und begrüben ſie in Vergeſſenheit?“

— „Sie haben keine Dispoſition über den Theaterpenſionsfond, folglich können Sie keine Schenkung zu Gunſten deſſelben zurückweiſen.“

Einer der Secretaire hatte die Acte durchlaufen und meinte: „die Strafe, die Mademoiſelle irgend verwirkt haben kann, wie als Zweck der Schenkung angegeben iſt, kann ſich unmöglich ſo hoch belaufen.“

— „Ich muß bitten,“ ſagte Bernien, „daß nur competente Perſonen mitreden!“

„Ich habe das Recht, eine Strafe zu erlaſſen!“ rief der Director.

— „Und Mademoiſelle hat das Recht, eine Schenkung zu machen. Ihre Rechte ſind in dieſer Acte ſalvirt.“

— „Lieber Herr Notar! Befaſſen Sie ſich doch nicht mit Theaterangelegenheiten."

— „Theaterangelegenheiten gehören allerdings nicht in meine Praxis. Dagegen iſt es eine Ehrenſache für mich, wohlthätige Zwecke jeglicher Art gratis zu fördern."

— „Der Theaterpenſionsfond iſt allerdings eine wohlthätige Anſtalt. Soll ich aber zugeben, daß junge angehende Künſtlerinnen zu Gunſten ausgedienter Mitglieder ſich ruiniren?"

— „Da ich der Curator der Demoiſelle Sylvanie bin, iſt es meine Sache, zu ſorgen, daß ſie ſich nicht ruinirt!"

— „Ach! Ich verſtehe. Demoiſelle Sylvanie verſchenkt 1250 Thaler, welche mir das Zehnfache koſten werden, ſchreibe 12,500 Thaler. Ich proteſtire gegen eine Schenkung, die offenbar in der Abſicht gemacht wird, mich zu chikaniren und zu präjudiciren."

— „Mäßigen Sie ſich, wenn ich bitten darf!"

— „Herr Notar! Sie kennen dieſes Mädchen nicht, ſonſt würden Sie ihre Sache nicht führen. Wenn ſie tanzt, iſt ſie ein Engel. Ich kenne ſie aber, wenn ſie nicht tanzt, und dann iſt ſie ein eingefleiſchter Teufel. Sie hätten ſie nur geſtern in der Probe ſehen ſollen."

— „Demoiſelle Sylvanie iſt eine gute katholiſche Chriſtin, welche ihren Beruf zur Bühne mit ihrem

Gewiſſen in Einklang bringen will. Ihre Erſparniſſe, die bei ihrer eingezogenen Lebensweiſe dereinſt ſehr beträchtlich werden können, ſollen ihrer Kirche zu Gute kommen; Umſtände und äußere Veranlaſſungen haben es jedoch gefügt, daß ihr erſter Erwerb dem Theaterpenſionsfond anheim fällt, und ſie iſt keine Frömmlerin, ſie läßt das Weltliche einmal dem Geiſtlichen vorangehen und gönnt dieſes Mal der Bühne den Vortritt vor der Kirche."

— „Wo iſt Leonhardi? rufen Sie Leonhardi!" gebot der Director haſtig.

— „Herr Director, meine Zeit iſt ſehr koſtbar, ich habe keine zu verlieren."

— „Nur einen Augenblick! Herr Leonhardi wird alles abmachen. Seine Unterſchrift iſt ſo gut wie die meine."

Leonhardi kam. Der Director gab ihm die Acte, die er durchlas.

— „Herr Notar! Sie werden nicht läugnen, daß dieſe Schenkung eine Beſchämung für die Direction iſt."

— „Soll das für einen Einwandsgrund ſeitens der Direction gelten? Wenigſtens neu ſind ſolche Einwände und die Gerichte werden ſich darüber freuen!"

— „Auch iſt zu muthmaßen, daß Mademoiſelle ihre Abſichten bei dieſer Schenkung hat und Anſprüche darauf begründen will, welche ihr die Direction nicht geſtatten kann."

— „Ich danke Ihnen für dieſes Compliment. Sie weiſen alſo die Schenkung zurück unter dem Vorwande, daß ſie in doloſer Abſicht geſchieht?"

— „Das behaupte ich nicht."

— „Welch einen Sinn können Ihre Worte ſonſt haben? — Sie werden Ihre Muthmaßungen vor Gericht zu rechtfertigen ſuchen. Ich bin mit der Antwort zufrieden."

— „Gönnen Sie uns wenigſtens einen Tag Bedenkzeit!"

— „Auch keine Minute länger. Ich habe ſchon viel zu viel Zeit hier verloren." Bei dieſen Worten ſteckte Bernien Geld und Acte zu ſich und griff nach ſeinem Hute.

— „Nur einen Augenblick noch!" rief Leonhardi, forderte die Acte zurück, durchlas ſie noch einmal und ſprach: „Gegen dieſe Schenkung iſt kein gegründeter Einwand zu erheben."

— „Wenn Sie das ſagen," verſetzte der Director, „ſo bin auch ich damit einverſtanden."

Bernien legte das Geld wieder auf den Tiſch und ſagte: — „Wahrlich! die Herren machen es mir ſehr ſauer, ein gutes Werk zu befördern. Ich verſäume darüber wichtige und einträgliche Geſchäfte."

Die Quittung wurde unterſchrieben und die Schriften gewechſelt. Bernien nahm Hut und Stock, doch wandte er ſich noch einmal um.

„Steht Ihnen noch etwas zu Dienſten?“ fragte der Director.

— „Faſt hätte ich es vergeſſen. Für Demoiſelle Sylvanie eine Loge im erſten Rang für alle Vorſtellungen.“

„Iſt Mademoiſelle Sylvanie denn über Nacht eine Prinzeſſin geworden?“ rief der Director hitzig.

„Mein Herr! dieſe Frage iſt unſchicklich. So ſpricht man nicht von einer achtbaren jungen Dame.“

„Unſtreitig iſt Mademoiſelle Sylvanie eine ſehr achtbare junge Dame,“ verſetzte Leonhardi, „und wenn ſie das Theater beſuchen will, ſtehen ihr, wie jeder anderen Künſtlerin von ihrem Range, convenable Plätze zu. Eine ganze Loge geben wir ihr nicht.“

— „Ich denke, Sie verkaufen Ihre Plätze an jeden ohne Ausnahme, wenn er nur bezahlt?“

— „Wohl wahr, doch ſchickt es ſich nicht, daß Künſtlerinnen ſich dem ariſtokratiſchen Publicum der Reſidenz gleichſtellen und ihre eigenen Logen haben, auch können wir das nicht zugeben.“

— „So nehme ich die Loge für mich.“

— „Das iſt ein Anderes.“

Vernien bezahlte die Loge auf ein Vierteljahr und erhielt die gedruckte Quittung.

— „Ich habe nichts dawider,“ ſagte der Director, „daß ſich Mademoiſelle in Ihrer Loge ſehen läßt, wohl aber muß ich bemerken, daß nach altem

Theaterbrauch und Geſetz eine Künſtlerin an Abenden, wo ſie auftritt, ſich nicht im Publicum zeigen darf.“

— „Was Sie für unnütze Bedenklichkeiten haben! Mademoiſelle Sylvanie wird keine Unſchicklichkeit begehen, und doch wird ſie ſich alle Abende in meiner Loge zeigen, weil ſie Ihre Bühne nicht mehr betritt, wie Sie ſeit geſtern wiſſen werden.“

— „Da habe ich doch wohl auch ein Wort drein zu reden!“ rief der Director. „Ich habe Contract mit ihr.“

— „Sie haben bereits geſtern mit Polizei und Gerichten gedroht, Mademoiſelle läßt es darauf ankommen!“

— „Meine erſte Bedenklichkeit war doch wohl mehr gegründet als beleidigend;“ nahm Leonhardi das Wort. „Mademoiſelles Schenkung an den Theaterpenſionsfond und ihr abſichtlicher Unfug geſtern auf der Probe verrathen allzudeutlich, daß ſie die Aufführung der Sylphide ohne ihre Mitwirkung hintertreiben will, denn dies iſt das einzige Contractwidrige, worüber ſie ſich beklagen könnte.“

— „Da haben wir's!“ ſchrie der Director. „Ich habe prachtvolle neue Decorationen und Coſtume machen laſſen. Sagte ich es nicht, ihre 1250 Thaler werden mir 12,500 koſten? Es ſei. Mademoiſelle Sylvanie ſoll die Sylphide tanzen und nicht Mademoiſelle Argina. Sie hat ſich dieſe Partie theuer genug erkauft."

„Wohin denken Sie, mein Herr?" verſetzte Vernien. „Mademoiſelle Sylvanie will niemandem im Wege ſein und wird keine Partie übernehmen, die bereits einer anderen gehört."

— „Alſo nur eine Einlage will ſie tanzen und dafür giebt ſie 1250 Thaler?"

— „Sie ereifern ſich ganz umſonſt. Mademoiſelle Sylvanie hat andere ſehr gerechte Beſchwerden; ſo daß ich, der ich von heute an ihre Angelegenheiten betreibe, ſowohl was Gaſtrollen wie Engagements betrifft, nicht ferner zugeben darf, daß ſie unter Verhältniſſen, wie die bisherigen, Mitglied dieſer Bühne bleibt. Doch ſoll Ihnen kein Unrecht geſchehen. Wollen Sie ſich auf Grundlage des vorhandenen Contracts mit mir verſtändigen, ſo bin ich von heute an jeden Nachmittag zwiſchen vier und ſieben Uhr für Sie zu ſprechen. Wo nicht, ſo nehmen Sie Behörden und Polizei in Anſpruch."

Er ging und der Director ſprach: „Mir ſteht der Verſtand ſtill! Der vornehmſte und theuerſte Notar der Reſidenz iſt bevollmächtigt, Contracte für ſie abzuſchließen. Dahinter ſteckt etwas. Leonhardi, das iſt eine Angelegenheit für Sie, denn außer Ihnen kann niemand mit dieſem welſchen Teufel auskommen, zumal ihr jetzt Vernien beiſteht."

Bernien ſchrieb nach London:

„Endlich iſt der Mann gefunden, von dem zuverläſſige Berichte über die Perſon, den Charakter und die Gemüthsbeſchaffenheit der Bewußten zu haben ſind. Ein deutſcher Privatgelehrter, nicht ſehr jung mehr, von gründlichen Kenntniſſen und gediegener Bildung, kurz ein zuverläſſiger und tüchtiger Mann. Solche Eigenſchaften weiß man in unſerer heutigen frivolen Zeit nicht mehr zu ſchätzen und deshalb muß Herr Doctor Fröhlich als Theaterſecretair bei der großen Oper mit einem mäßigen Einkommen vorlieb nehmen.

Für die Bewußte wird auf's Beſte geſorgt. Geſtern war ich ſelbſt bei ihr. Ich habe mich überzeugt, daß beiliegender Bericht (ich ſende Ihnen die Copie, um das Original zu Acten zu behalten) treu und treffend abgefaßt iſt. — Er enthält nur Erfreuliches, — milder Balſam für ein wundes Vaterherz. —

Sehr befriedigt kehrte Leonhardi von Bernien zurück.

— „Das iſt ein ſehr nobler und gerechter Mann!“ ſagte er. „Es iſt eine Freude, mit ihm zu unterhandeln, er hört auf alles und hat Recht, mit und in jedem Worte.“

— „Alſo haben wir ſie wieder?“

— „Sylvanie bleibt. Sie verlangt keine Balletpartien, ſie begnügt ſich mit pas seuls und die ganze Differenz war kaum der Rede werth.“

— „Worin beſtand ſie denn eigentlich?“

— „Sie will ſich nicht mehr vorſchreiben laſſen, was ſie tanzen ſoll, ſondern es ſelbſt beſtimmen!“

— „Sie will alſo mit ihren großen Künſten hervortreten?“

— „Wohl möglich. Allein die Extrakoſten, welche die Ausſtattung ihrer pas seuls verurſachen könnten, übernimmt ſie und Bernien hat ſie garantirt.“

— „So ſoll ich mich wohl jedesmal ihren überſpannten Launen fügen?“

— „Koſtet es Sie etwas? Ich denke, Sie können zufrieden ſein.“

— „Keineswegs bin ich zufrieden. Ja zum Frühjahr oder Sommer, wo ich noch nichts verſchrieben habe, mag ſie ganz allein das Repertoir beherrſchen. Aber jetzt bei allen Gäſten und Novitäten ſoll ich mir von ihr den Kopf toll machen laſſen? Sie will alles gar zu koſtbar und accurat haben.“

— „Man kann nicht alles ſo durchführen, wie man möchte.“

— „Sie haben es doch nicht zugeſtanden?“

— „Allerdings! Sie hat ein Recht es zu fordern. Ihre pas seuls ſind ihr geiſtiges Eigenthum und ſie verlangt weder Honorar noch Tantieme dafür.“

— „Soll ich einer Tänzerin, die ich mit 5000

Thalern und zwei Louisd'or Spielhonorar engagirt habe, für ihre pas seuls auch noch Honorar und Tantieme geben?"

— „Es wäre gut, man könnte das! So würde ſie nach dem Wortlaut des Contracts ſich auch ferner allen Vorſchriften der Direction fügen müſſen. So aber beſagt der Contract nichts davon und ſie will ihr Eigenthum für ſich behalten."

— „Und Sie, der Unfehlbare, haben den Contract abgeſchloſſen?"

— „Schließen Sie doch ein andermal Ihre Contracte ſelber ab, mein Herr, wenn ich es Ihnen nicht zu Dank mache."

— „Haben Sie das von Sylvanie profitirt, Herr Leonhardi, daß Sie mir auch gleich den Stuhl vor die Thür ſetzen? Soll ich gar nichts mehr zu ſagen haben? Was ſoll aus einer Kunſtanſtalt werden, wenn die von mir engagirten Mitglieder mir vorſchreiben, was zu thun iſt?"

— „Bitte, machen Sie das mit ſich ſelbſt ab. Es thut mir leid, mich darein gemiſcht zu haben und überhaupt hätte ich Mademoiſelle Sylvanie gar nicht hierher bringen ſollen!"

Hiermit wandte er ſeinen Rücken dem Director, welcher ſo erhitzt war, daß er nach der Theaterconditorei ging, um ein Glas Limonade zu trinken.

Außer Lämmlein war niemand in dem Local.

— „Herr Lämmlein!“ begann der Director; „haben Sie heute ſchon jemand vom Theaterperſonal geſprochen?“

— „Nein, noch niemand.“

— „So wiſſen Sie alſo die große Tagesneuigkeit noch nicht?“

— „Welche?“

— „Sylvanie iſt über Nacht eine Prinzeſſin geworden!“

— „Eine Prinzeſſin?“

— „Sie hat dem Penſionsfond 1250 Thaler geſchenkt!“

— „1250 Thaler?“ Er zog ſein Notizbuch hervor, um ſich die Summe anzumerken. „Nicht wahr! 1250 Thaler?“

„1250 Thaler. Eine dreifache Monatsgage.“

— „Sie ſcheint ſehr beſorgt für ihre Zukunft. Wenn ſie dreißig bis vierzig Jahr fortfährt, alle zwei Monat eine dreimonatliche Gage zu verſchenken, wird der Penſionsfond in einem Zuſtande ſein, daß ſie in ihrem Alter nicht Hunger zu leiden braucht.“

— „Außerdem hat ſie ſich eine erſte Rangloge für alle Abende genommen.“

— „Noch beſſer! — Man ſagt in der Stadt, wer Sylvanie nicht tanzen ſieht, der iſt kein Menſch.

Alſo will ſie ſich ſelbſt tanzen ſehen, um ſich zu humaniſiren?"

— „Sie könnten einige boshafte Bemerkungen darüber machen, daß eine hier engagirte Tänzerin ſo anmaßend iſt, ſich eine Loge im erſten Rang zu nehmen. Bei einer Gage von 5000 Thalern kann man das wohl. Allein es ſchickt ſich nicht. — Wir ſind noch nicht fertig. Bernien, der vornehmſte und theuerſte Anwalt der Reſidenz, hat ihre Angelegenheiten unter Händen, ſie bekümmert ſich um gar nichts. Damit auch ihre pas seuls recht brillant ausgeſtattet werden, übernimmt ſie die Koſten davon."

— „Aber-Herr Director, iſt das Spaß oder Ernſt?"

— „Ich ſage es Ihnen, folglich iſt es factiſch."

— „Was iſt denn geſchehen mit ihr?"

— „Ja wenn man das wüßte!"

— „Hat eine hohe Perſon ſich in ſie verliebt?"

— „Wohl möglich!"

— „Warten Sie!" — Lämmlein ſchrieb, indem er laut herſagte: „Dem Vernehmen nach hat eine hohe Perſon unſerer ſchönen Sylvanie Herz und Hand angetragen. Die Hand wird ſie annehmen. Ihr Herz bleibt der Bühne, ſie wird weiter tanzen."

„Bravo!" ſagte der Director.

Lämmlein fuhr fort: „Ihre pas seuls können ihren zukünftigen Rang nicht compromittiren, denn ſie hält ſich damit in vornehmer Entfernung von den übrigen Bühnenmitgliedern. Auch wird ſie die Ausſtattung derſelben aus eigenen Mitteln beſtreiten und alles mit fürſtlicher Pracht herſtellen.“

— „Lämmlein! Sie ſind ein einziger Menſch. — Aber nein! das geht nicht.“

— „Warum nicht?“

— „Ich habe vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß ſie den Gewinn ihrer Kunſt und alle ihre Erſparniſſe ihrer Kirche beſtimmt hat. Sie iſt hochkatholiſch.“

— „Freilich! das giebt der Sache ein anderes Anſehen. Aber Ente bleibt Ente und zwei Enten ſind beſſer als eine. — Einem anderen Gerüchte zufolge“ — ſchrieb Lämmlein, „ſtecken die Jeſuiten dahinter! — Was meinen Sie zu den Jeſuiten, Herr Director? Sie ſind die modernen Sündenböcke. Man ſchiebt alles auf die Jeſuiten. Sie mögen Sylvanie auch noch auf ſich nehmen. — Zu machen iſt was mit ihr: bildſchöne Figur, unnachahmliche Grazie und große Schule. Sie kann ihr Leben lang viel zuſammen tanzen und die Kirche kann alles gebrauchen. Man knauſert nicht, wenn eine reiche Zukunft unausbleiblich iſt. Man wirft die goldene Saat handvoll aus, um den tauſendfältigen Ertrag einzuerndten. Die bisherige provencaliſche Nationaltänzerin wird in Zukunft eine katholiſche Kirchentänzerin ſein. An Buß- und Bettagen, in der Charwoche und am Weihnachtsheiligen-Abend wird man Ballets geben. Vor allen Thüren des

Opernhauſes werden Opferbecken ſtehen und im Hauſe ſoll, während ſie tanzt, der Klingbeutel herumgehen."

— „Recht ſo, Herr Lämmlein! Demüthigen Sie ſie und machen Sie ihre vornehmen und hochkatholiſchen Anmaßungen lächerlich. Zum Henker mit der Tanzpietiſterei, der Couliſſenfrömmigkeit und dem Tricotkatholicismus. Die Jeſuiten verdummen nur die Menſchheit, aber die Balletjeſuitinnen verdummen die Directionen. Ich lobe mir die Tänzerinnen wie ſie ſind, wie ſie von jeher waren und für immer bleiben werden. — Wollen Sie ein Glas Champagner mit mir trinken?"

Fröhlich war zu Bernien beſchieden worden.

— „Herr Doctor! Sie haben mir einen großen Dienſt geleiſtet und ich bin deswegen in Ihrer Schuld."

— „Ich fühle mich hinreichend belohnt durch die glücklichen Folgen, welche mein Schreiben für meine ſchöne Freundin hatte. Dank ſei es Ihrer wirkſamen Dazwiſchenkunft für Mademoiſelle Sylvanie."

— „Kann ich auf fernere Berichte eben der Art zählen?"

— „Ich werde mein Möglichſtes thun."

Bernien öffnete eine Schublade und nahm eine Geldrolle heraus.

— „Ich erlaube mir, Ihnen für den erſten Bericht dieſes zu überreichen."

— „Wenn Sie mir meine ferneren Berichte durchaus honoriren wollen, ſo werde ich Sie bitten, es nach dem Maßſtabe zu thun, den Zeitſchriften für ſolche Artikel eingeführt haben. Dieſes ſcheint mir mehr zu ſein."

— „Es ſind funfzig Louisd'or."

— „Das wage ich nicht anzunehmen."

— „Ohne Umſtände. Ich habe den Auftrag, Ihnen dieſe Summe einzuhändigen und Sie um fernere Berichte zu bitten, ſobald Stoff dazu vorhanden iſt. Demoiſelle Sylvanie hat vornehme Gönner, denen Sie ſich auf's Beſte dadurch empfehlen können."

— „Ich habe davon gehört."

— „Wovon?"

— „Daß Demoiſelle Sylvanie hohe Gönner hat."

„Iſt's möglich?" fragte Vernien betroffen.

— „Vage Gerüchte, denen ich keinen Glauben ſchenken kann."

— „Erzählen Sie doch. Welche?"

— „Man ſpricht von einer hohen Perſon, welche unſerer reizenden Tänzerin Herz und Hand angetragen."

Vernien lachte. „Iſt das alles?"

— „Die Modezeitung berichtet auf eine ſehr abgeſchmackte Art, daß Demoiſelle Sylvanie ſich des Schutzes der katholiſchen Geiſtlichkeit erfreue, da ſie den Ertrag ihrer Kunſt ihrer Kirche zugeſichert habe.“

— „Das iſt abſcheulich, das könnte dem lieben Mädchen ſchaden. — So weit, lieber Doctor, unſere geheimen Geſchäfte. Was ich Ihnen jetzt ſage, bitte ich Sie, nicht zu verſchweigen, denn ich wünſche, daß meine Handlungen der Welt offen daliegen. Haben Sie wohl bemerkt, wie zahlreich das diplomatiſche Corps das Theater beſucht, wenn Sylvanie auftritt?“

— „Selbſt wenn ſie probirt, wimmelt es von Attachées und Secretären.“

— „Ja! ſie iſt der Diplomatie wichtig; man berichtet über dieſes glänzende Phänomen an alle Höfe. Sagen Sie das all und jedem und fügen Sie hinzu: Sie hätten es aus meinem Munde vernommen. Ich befaſſe mich mit ihren Angelegenheiten, einmal, weil ſie in der That der Art ſind, daß man ſie nicht jeder Direction anvertrauen kann; und dann, weil ſie ihren Erwerb unter anderen auch ihrer heimathlichen Kirche, hauptſächlich aber zu wohlthätigen Zwecken beſtimmt hat, wie etwa die Schenkung an den Penſionsfond. Verbreiten Sie das ſo viel wie möglich. Es iſt die Wahrheit und Sie thun mir einen Gefallen damit.“

— „Wer verbreitet nicht gern ſo intereſſante und factiſche Neuigkeiten? Ich werde mich zum Helden des Tages dadurch machen.“

— „Berichten Sie mir auch, welchen Eindruck es machte.“

— „Ich werde nicht ermangeln.“

— „Noch eins! Erlaubt es Ihre Zeit, dieſen Abend nach dem Theater mit einer Taſſe Thee bei mir vorlieb zu nehmen?“

— „Eine große Ehre für mich!“

— „Meine Frau und meine Tochter wünſchen Mesdemoiſelles Sylvanie und Brünette kennen zu lernen und der geeignetſte Mann, dieſe beiden Damen ihnen vorzuſtellen, ſind Sie.“

— „O, mein Herr! Sie überhäufen mich mit —“

— „Alſo ich ſehe Sie dieſen Abend, damit Sie mit meiner Frau und Tochter Abrede nehmen können.“

Hiermit erhob ſich Vernien.

Fröhlich verbeugte ſich ehrerbietig und ging.

Der Marcheſe war wüthend. — „Dieſes nüchterne, fade, weißblütige Geſchöpf!“ ſchimpfte er. „Dieſes abgeblaßte Wachsgeſicht! der Gypsengel!“

„Von wem reden Sie?“ fragte Candor.

— „Da ſitzt ſie in der erſten Rangloge vorn an, neben Madame Vernien. Und Mademoiſelle Vernien ſitzt hinter ihr bei der Geſellſchaftsdame. Die arme Argina! Sie wird den Tod davon haben. Allein das Unmögliche kann ich nicht möglich machen.“

— „Was iſt unmöglich?“

— „Die arme Argina! Sie will nun auch eine Loge im erſten Rang haben und weil das unmöglich iſt, grämt ſie ſich. Ich fürchte, ſie wird krank, noch ehe ſie als Sylphide auftritt.“

— „Was iſt denn daran Unmögliches, daß Argina ſich auch ihre Loge im erſten Rang nimmt?“

— „Lieber Graf, ich bitte Sie! Die Damen nebenan würden ja augenblicklich aufſtehen und davon gehen. Und welcher Herr würde neben ihr ſitzen wollen?“

— „Ich!“

— „Unmöglich! Ich gehe zu ihr auf die Bühne, ich fahre ſpazieren mit ihr, ich ſoupire mit ihr. Aber im erſten Range neben ihr von der ganzen Welt geſehen werden! — Nein! das iſt zu ſtark für mich.“

— „Was einem recht iſt, iſt dem anderen billig. Wohin Sylvanie gehört, dahin gehört auch Argina und ich nehme keinen Anſtand, mich mit Argina dichtan neben der Loge Verniens hinzuſetzen. Wenn ich nicht zu befürchten habe, Ihnen dadurch mißfällig zu werden, ſo bin ich jederzeit dazu erbötig.“

— „Ein köſtlicher Einfall,“ meinte der Marcheſe. „Soll es eine Wette gelten? Hundert Flaſchen Champagner, Sie thun es nicht!“

— „Topp! Hier iſt Lämmlein! Er ſei Zeuge!“

Dieſes Geſpräch fand in der Conditorei Statt. Es war Actſchluß und alles drängte ſich um's Büffet.

Als Lämmlein hörte, welch eine Wette abgeſchloſſen ſei, zuckte er gewaltig mit den Achſeln.

— „Herr Graf! Sie haben verloren. Bezahlen Sie hundert Flaſchen Champagner! Es iſt beſſer, als ſolch einen Scandal zu erregen. In dieſem Augenblick befinden ſich der engliſche und der franzöſiſche Geſandte in der Loge des Herrn Vernien. Graf La Roche Duhamel hat unſere Tänzerin dem Lord Ogle vorgeſtellt und ihr Benehmen war allerliebſt. Sie that ſo demüthig und ſchüchtern, als ſei ſie ganz ecraſirt von ſolcher Ehre. Das ganze Haus blickt nach jener Loge hin.“

„Es iſt unerhört, was dieſe Creatur für Glück hat!“ rief Candor. „Marcheſe! Wir wollen Argina nicht fallen laſſen.“

„Auf keine Weiſe!“ ſagte der Marcheſe.

„Bei der Sylphide haben wir Gelegenheit, ihr einen Triumph zu verſchaffen!“ fügte Lämmlein hinzu.

„Er muß unerhört glänzend werden!“ verſetzte der Marcheſe.

„Ich beſorge die Claque!“ ſagte Candor.

„Die ganze Phalanx!“ meinte der Marcheſe.

„Ich beſorge die Blumen, Kränze und Sträuße!“ fügte Candor hinzu.

„Und ich!" ſagte Lämmlein, „die Gedichte und laſſe ſie auf bunte Atlasbänder drucken."

— „Und die Gedichte müſſen laut verleſen werden."

— „Unter donnerndem Beifallsgetöſe."

„Und ich," ſprach der Marcheſe, „gebe ein Recenſenten-Souper."

— „Vor allen andern muß Leonhardi dazu gebeten werden."

— „Und der Muſikdirector und die erſten Orcheſter-Mitglieder."

„Die ſchönen Choriſtinnen nicht zu vergeſſen!" ermahnte Candor. „O! Wir ſind immer noch eine Macht. Ich zahle meine hundert Flaſchen Champagner, aber die Waiſe von Tamaris ſoll ſie dereinſt auf ihrer Rechnung finden."

Drittes Buch.

„Ich weiß nicht,“ — ſchrieb Fröhlich an Bernien — „wem dieſe Blätter zu Händen kommen ſollen und wer es der Mühe werth achtet, Einſicht von ihnen zu nehmen. Möglicherweiſe dürften ſie indeſſen dem Druck einſt übergeben werden, und dann könnten ſie Werth für die Kunſtgeſchichte haben. Bis jetzt iſt es noch niemandem gelungen, Sylvanie in ihrer Häuslichkeit zu beobachten und kennen zu lernen. Ich bin der Einzige hier, der ſich ihres völligen Vertrauens rühmen darf! Vielleicht geſellt ſich in Zukunft einmal das Andenken des Verfaſſers dem Nachruhm dieſer glänzenden Bühnenerſcheinung bei. Dieſer Gedanke hat etwas ſo Erhebendes und Hinreißendes für mich, daß ich faſt zaghaft hier zu Werke gehe.

Bei allem, was heut zu erzählen mir obliegt, waren Sie zugegen und haben es mit angeſehen und angehört, und niemand wird beſſer als Sie zu beurtheilen wiſſen, ob ich das Wahrgenommene treu und wahrhaft wiedergebe.

Sylvanies nächſte Leiſtung ſchon wird darthun, welch einer Vollkommenheit der Illuſion das Ballet fähig iſt, und daß die Sauberkeit und Accurateſſe, auf welche ſie beſteht, durch aufmerkſame und unabläßliche Uebungen wohl zu erreichen iſt. Bis dahin mag man denken, ihre Begriffe ſeien überſpannt und ihre Phantaſie überflügele die Möglichkeit. Wer nur das Gewöhnliche vor Augen hat, kann ihren Kennerblicken nicht folgen. Ich gebe hier Sylvanies eigne Worte wieder und bedaure nur, daß der Reiz, den es hat, ſolche gediegene Tanzweisheit aus dem friſchen Munde eines ſchönen Mädchens zu vernehmen, nicht mit zu Papier gebracht werden kann. —

Ein lobenswerther Wetteifer beſeelt das ganze Balletperſonal und in dem Zuſammenſpiel und Ineinandergreifen von Tanz, Muſik und Maſchinerien herrſcht eine Präciſion, wie wir ſie früher noch nicht kannten. Das ganze Ballet will ſich von der einen Mademoiſelle Sylvanie doch auch nicht völlig verdunkeln laſſen. Ueberhaupt macht ſich dieſer Winter glänzender als je; und auch die Sylphide hat gefallen. Decorationen und Coſtume ſind übertrieben prachtvoll und wer nicht Demoiſelle Sylvanie iſt, wird von einem Ballet nicht mehr verlangen.

Sie war heut nicht zu bewegen, einen Vorderplatz einzunehmen. „Ich werde Grimaſſen machen müſſen,“ ſagte ſie „und die will ich dem Publicum nicht zeigen.“

So hatte ich denn die Ehre, ihr zur Rechten zu ſitzen, ſo daß ſie mit mir reden konnte, ohne ſich von der Bühne abzuwenden; zu ihrer Linken ſaß Brünette.

Beim erſten Erſcheinen der Sylphide im vierzehn Fuß hohen Fenſter erhob ſich ein wüthender Applaus. Sylvanie konnte nicht länger an ſich halten, die 1250 Thaler ſind zwar verſchmerzt, aber nicht vergeſſen. Sie berührte mich mit dem Fächer und ſagte:

„Faites-Attention! — Sehen Sie, welche Umſtände ſie macht, ehe ſie ſich hinunterläßt. Und welche Flügel ſie hat, ſie paſſen eher zum Schleifenbeſatz an der Haube einer alten Frau. Können dieſe Flügel ſolch eine ſchwere Figur tragen? Muß man ſich mit ſolchen Flügeln auf dem Rücken als erſte Solotänzerin nicht vor jedem Decorationsmalerburſchen ſchämen? Als Spalazzani für mich den pas dans les nuages arrangirte, war ich kaum zehn Jahr alt und ſo klein und ſo mager, daß ich für ein Kind von ſechs Jahren gelten konnte. Allein ich hatte ganz andere Flügel, Flügel, an die jedermann glauben mußte, und womit ich aus der letzten Soffite bis auf den Souffleurkaſten flog.“

— „Sie flogen damit?“

— „Auf der Bühne lebt die Illuſion. Ich bilde mir ein zu fliegen und der Zuſchauer glaubt es. Bemerken Sie das Doppelſeil zwiſchen ihren Schultern? und das dritte, woran ſie ſich hält, um beim Hinuntergleiten auf den Beinen ſtehen zu bleiben? Recht ſo, Mademoiſelle! ſchauen Sie erſt hinunter, ob es auch nicht halsbrechend iſt! — Endlich! Willkommen auf ebenem Boden! — Recht ſo! Heben Sie ſich die Laufwinde aus den Flügeln, damit Sie vorwärts können. — Wenn man das ſchon für eine Sylphide hinnimmt, ſo wird man meinen pas dans les nuages unmöglich finden.“

Der pas de deux begann und Argina machte einen Bravourſprung, daß das Podium wiederhallte.

„Ah!“ ſeufzte Sylvanie und fuhr mit der Hand nach dem Ohr. „Haben Sie gehört, wie die Sylphide aufſtampft?“

„Läßt ſich das vermeiden?“ fragte ich.

— „Sie hat den vollen Tact verſäumt, wo das Orcheſter den Rhythmus markirt, und den Schall verſchluckt haben würde. Wer ſich bei Spalazzani dergleichen zu Schulden kommen läßt, der wahre ſeine Glieder.“

— „Iſt er ſo ſtrenge?“

— „Das muß ſein, wenn man was lernen ſoll. Ich war ſeine Lieblingsſchülerin, ich durfte am wenigſten fehlen, oder er ſchleuderte mich kleines mageres Ding in eine Ecke, daß ich ohnmächtig dalag.“

— „Wie, Mademoiſelle! Er hat es gewagt, die Hand gegen Sie aufzuheben?“

— „Nein, mein Herr! die Hand niemals. Beim Ballet bekömmt man nur Fußtritte, aber ich ſage Ihnen, es ſind academiſche.“

— „Das iſt aber barbariſch!“

— „Das verſtehen Sie nicht, mein Herr! Ohne Lehrgeld zu geben, kann man nichts lernen.“

In dieſem Augenblick wandte ſich Argina mit einer Attitüde nach dem Hintergrund und machte ein Elevé, ſo daß ſie ihre Fußſohle dem Publicum zeigte, welche von dem Staub und Unrath des Podiums ziemlich geſchwärzt war.

— „Auch das noch!“ ſeufzte Sylvanie. „Nicht einmal reinlich iſt die Sylphide. Sie hat Flügel und tritt doch in den Koth.“

— „Läßt ſich das vermeiden?“

— „Wenn ich dans les nuages tanze, ſo legt mir die Direction Teppiche. Auch tragen Sylphiden keine weißen Atlasſchuhe. Ueberhaupt giebt es keine Damenſchuhmacher im Feenreich. Die claſſiſche Sandale iſt dort Mode und wer trägt weiße Schuhſohlen, giebt es keine Farben, die weniger ſchmutzen?“

— „In der That, Mademoiſelle kritiſiren mit einer Schärfe, die mir gefährlich ſcheint.“

„Mein Engel!“ ermahnte Brünette. „Du ſprichſt dieſen Abend ſehr viel und biſt ſo lebhaft, daß du auffällſt. Auch könnteſt du wieder in Strafe genommen werden, denn nach den Theatergeſetzen darfſt du weder über die Direction noch über die Bühnenglieder dich irgendwie mißfällig äußern.“

— „Die Theatergeſetze,“ wandte ich ein, „gelten nicht in einer Loge, die Mademoiſelle Sylvanie gehört.“

— „Verzeihen Sie, mein Herr!“ erwiederte Brünette. „Wer zum Theater gehört, trägt ſeine Geſetze überall mit ſich herum und kann ſich am wenigſten im Theater ſelbſt davon frei machen.“

Indeſſen hatte Sylvanies verſtändige Kritik uns alle dermaßen angeſprochen, daß auch wir anfingen, unſere Meinungen zu äußern und unſer Urtheil abzugeben. Es waren zum größten Theil unſere erſten kritiſchen Verſuche, und Rom iſt nicht in einem Tage gebaut. Aber Mademoiſelle Sylvanie hat nicht die mindeſte Nachſicht mit jungen Anfängern. In ihren ausdrucksvollen Blicken, in ihrem zarten mimiſch-durchſichtigen Geſichtchen war deutliche Verachtung, entſchieden vornehmes Befremden zu leſen. Alle Verſuche, ſie wieder zum Reden zu bringen, außer in den Zwiſchenacten, blieben fruchtlos, und erſt im letzten Enſemble, wo das ganze Sylphidenchor an Doppelſeilen heranſchwebt, ward ſie wieder lebendig.

Sie machte mit ihren Blicken auf eine ungewöhnlich corpulente Choriſtin aufmerkſam, welche höchſt gemüthlich am Himmel hing und eine ſehr gleichgültige Miene dazu machte.

„Giebt es hier zu Lande Sylphiden von ſolchem Kaliber?“ fragte ſie. Gehört eine ſolche Groſſelette in die Luft? Ich bekomme Alpdrücken, indem ich ſie anſehe!“ —

Sie müſſen nämlich wiſſen, daß dieſe Groſſelette wegen ihres Embonpoints ſchon in den Proben Anſtoß erregte. Doch iſt ſie die Maitreſſe Leonhardi's, des Unfehlbaren, und deshalb darf man ſie nicht zurückſetzen. Bei der letzten Generalprobe im Coſtume und bei Beleuchtung, wo viele Herren vom Hofe und vornehme Kunſtfreunde zugegen waren, verfiel Tagliafico ihrethalben in Strafe. Er lief von der Scene und kam mit einem aufgeſpannten Regenſchirm zurück, womit er ſich unter die dicke Sylphide hinſtellte, indem er ſagte: „Es hängen ſchwere Wolken in der Luft. Ich fürchte, es giebt Regen.“

Sie erſehen hieraus, welch ein Ton auf unſerer Bühne herrſcht. Sylvanie iſt glücklich zu preiſen, daß ſie kein Deutſch verſteht und keine Balletpartien bekommt. So kann eine Bühnentänzerin auf den Brettern rein an Leib und Seele bleiben.

Argina wurde am Schluſſe lärmend gerufen und erhielt Blumen; Kränze, Bonbons und Gedichte. Letztere wurden auf ſtürmiſches Verlangen laut verleſen und mit jauchzendem Beifall begleitet.

Sylvanie war ganz beſtürzt darüber.

„Ich werde in Deutſchland irre an mir ſelbſt,“ verſicherte ſie. „Ich verſtehe Ihre Nation nicht. Iſt das Spaß oder Ernſt? Soll Argina gefeiert oder verhöhnt werden?“

„Ein Volk, meine Liebe!“ wandte Brünette ein,

„kann auch ohne Ballet leben. Das Ballet trägt nichts zum Glücke des Volkes bei.“

— „Das Ballet iſt eine Luxusſache und wer Luxus machen will, muß Geſchmack haben, oder er iſt ein Vieh und macht ſein Geld erröthen, weil es ihm angehört, um von ihm gemißbraucht zu werden!“

„Mademoiſelle!“ wandte ich ein. „Der Tanz iſt bei uns nichts Nationales und unſer Ballet nur eine verfehlte Nachahmung fremder Moden und Sitten. Es dient unſern Großen und Reichen zur Zerſtreuung.“

„Nein, mein Herr!“ erwiederte ſie faſt zornig. „Der erſte Rang bleibt ruhig und ſchaut lächelnd zu, das Publicum iſt es, welches ſtürmt und tobt. Mag man meine Nation leichtfertig und ungerecht nennen, aber die öffentliche Meinung entehrt ſich in Frankreich nicht. Der Deutſche hingegen wirft ſeine Lorbeerkränze auf die Straße. Midas war ein König. Ein Volk hat kein Recht, Eſelsohren zu haben. Ich bitte, ſchweigen Sie, oder ich werde Ihnen böſe. Ich werde eine Menſchenfeindin.“

Für dieſen Abend war nichts mehr mit ihr anzufangen und welche Vorwürfe und Ermahnungen ihr auch Brünette gab, ſie blieb einſilbig und verſtimmt.

Nachſchrift. Zum Geburtstag des Königs wird Sylvanie einen pas de fète aufführen, unter Mitwirkung des Opernperſonals und des ganzen Balletcorps. Ich bin ihr als Dolmetſcher beigegeben, um ihre Vorſchriften dem Perſonal verſtändlich zu machen. Das nimmt mir viel Zeit weg.

Es werden hohe Gäſte erwartet und große Feierlichkeiten veranſtaltet. Die große Oper darf daher auch nicht zurückbleiben. Auf die Anfrage des Herrn Vernien, welche Zuſchüſſe man verlange, um allen Wünſchen der Demoiſelle Sylvanie zu genügen, lautete die Antwort: „Bei dieſer Gelegenheit ließe man es ſich nicht nehmen, alle Koſten ſelbſt zu tragen. Mademoiſelle möge nur fordern und beſtellen. Nichts ſei zu theuer und koſtbar.“

Vernien fügte dieſem Bericht noch einige Zeilen bei.

„Erſehen Sie hieraus, Mylord, daß die Bewußte das heiterſte, glücklichſte Geſchöpf auf Erden iſt und alle Gerüchte von Melancholie, unheimlicher Tanzſucht und geiſtiger Störung, die aus ihrer Heimath ſtammen, aus Unverſtand oder Böswilligkeit entſpringen.“

Fröhlich's nächſter Bericht lautete:

„Was kann aus dem Ballet werden, wenn man es einigermaßen mit Kunſtſinn und Verſtand behandelt! Alle Märchen der tauſend und einen Nacht, alle Wonneträume des Opiumrauſches, alle Schreckbilder

der Melancholie und des böſen Gewiſſens kann die Bühne verwirklichen, denn ſie hat alle Mittel zur Vergegenwärtigung der Erzeugniſſe menſchlicher Einbildungskraft: lebendige Bewegung und Maſchinerie, Mimik und Coſtume, Decoration und Beleuchtung, Tanz und Muſik. Alle dieſe rohen Elemente muß aber Poeſie beſeelen. Sie iſt die weiſe Geſetzgeberin im Gebiete der Illuſion und muß die alleinige Beherrſcherin deſſelben bleiben. Das Licht iſt ihre kluge, treue Sclavin, welche alle Zauber, die ſie hervorruft, unterſtützt und vollendet. Auf deutſcher Bühne fehlt eine zweckmäßige wohlgeordnete Beleuchtung noch faſt gänzlich. Wenigſtens Sylvanie behauptet es. „Wie der Taſchenſpieler," ſagt ſie, „ſich nicht allein auf ſeine künſtliche Geſchwindigkeit und auf ſeinen, auf Verblendung eingerichteten Apparat verläßt; um ſeine natürlichen Zauber zu vollbringen; ſondern auch die vielen Lichter, die ſeinen Schauplatz erhellen, bald ſo ordnet, daß ſie blenden, und bald ſo, daß ſie Schatten erzeugen, — damit der Zuſchauer nur das klar ſehe, was ihn in der Täuſchung beſtärkt: — ſo auch ſoll das Bühnenlicht bald im Vor-, bald im Mittel- oder Hintergrund, bald rechts oder links, bald oben oder unten geſteigert oder gemildert werden können, damit ich durch zu viel oder zu wenig Licht den Zuſchauer blende oder täuſche. Indem ich einen Mittelgrund ſchwächer oder ſtärker beleuchte, ändere ich die Luſtperſpective und bringe ihn nach Gefallen näher oder ferner.

Die Helle oder das deutliche Licht muß hauptſächlich das lebendig Bewegliche unterſtützen: denn das iſt das koſtbarſte Wirkungsmittel der Bühne und das Wichtigſte der Kunſt. Das Todte und Unbewegliche kann ſich mit halbem Lichte begnügen, damit es zu leben und ſich zu bewegen ſcheint.

Das blendende Licht wird meiſtens nur als Schlußeffect angewendet. Es dient dazu, die Buntheit und den Reichthum eines Tableaux ſcheinbar bis in's Unendliche zu vervielfältigen. Nur darf es nicht vom Hintergrund ausgehen. Alsdann fällt es auf die Rückſeite der Gegenſtände und ſchwärzt alles, was dem Zuſchauer zugewendet iſt. Es ſchärft die Linien der Couliſſenwände, die ohnehin ſchon zu ſcharf ſind, es tödtet alle Farben und iſt überhaupt gegen alle Perſpective. Alles ſcharfe Licht muß vom Portale und den Proſceniums-Lampen ausgehen.

Nach dieſem Syſteme wird ein ganz neuer Beleuchtungsapparat angefertigt. Einige nach Pariſer Muſtern im Kleinen angeſtellte Verſuche haben ſchon ganz neue Luftperſpective, Lichteffecte und Durchſichten zu Wege gebracht. Unſere lebhaften jungen Decorationsmaler bemächtigen ſich mit Freuden dieſer Neuerung.

Die Rückſichten auf den Geburtstag des Königs und Sylvanies gelaſſene Drohung: „Was Sie nicht machen laſſen, laſſe ich machen,“ thun dieſes Mal Wunder. Wir gehen einem Ballet entgegen, wo nicht nur das Perſonal, ſondern auch das Licht und alle Decorationen in ſteter Bewegung nach dem Tacte der Muſik begriffen ſind.

Die Decoration iſt im Vorgrund ein Felsgipfel, deſſen höchſte Spitze ein runder Raſenhügel iſt. Dahinter ſind zwei durchbrochene Wolkengründe, die ſich ſchließen und wieder aufthun können. Sie ſind in ſteter Bewegung begriffen und öffnen bald dieſe bald jene Durchſicht. Der Hintergrund iſt reiner Aether, erſt ſternenklar, dann mondhell, zuletzt morgenroth. Wenn die Balletchoriſten im erſten und die kleinen Balleteleven im zweiten Mittelgrund erſcheinen und hier grelle, dort matte Farben, hier ſchärferes, dort matteres Licht iſt, ſo macht dieſe richtig beobachtete Licht-, Luft- und Linienperſpective einen wunderbaren Eindruck.

Vorläufig iſt der Chorproben-Saal Sylvanie zur Verfügung geſtellt, damit ſie ihre Gerüſte aufſchlagen und ihre Seile aufſpannen laſſen kann, ohne daß alles dieſes jedesmal wieder abgebrochen und hinweggenommen zu werden braucht.

Der Tanz in den Wolken iſt nämlich kein Tanz auf horizontalem Boden, ſondern mehr in perpendiculärer Richtung. In der Mitte zwiſchen der erſten und zweiten Couliſſe iſt eine Erhöhung von aufgehäuften Kiſſen, auf die Sylvanie hinſpringen kann, ohne daß die Schwere ihres Körpers auf dem hohlen Podium ein Geräuſch hervorbringt. Das erſte Gerüſt iſt ſieben, das zweite zwölf Fuß hoch. Hinter dem erſten und zweiten Gerüſte ſind Strammſeile in gleicher Höhe mit dieſen, und ſo accurat und auf ſo ſoliden Böcken aufgeſpannt, daß ſie nicht im mindeſten knarren. Rechts und links hoch in den Wolken ſind ebenfalls Gerüſte verſteckt, auf denen ſich Engelsgruppen zeigen, oder auf die ſie ſelbſt hinſpringt, um plötzlich mitten in den Wolken zu ſchweben. — Alle Gerüſte ſind mit Teppichen belegt, die jedes Geräuſch, indem ſie beſchritten werden, verſchlucken. Außerdem hängt zwiſchen der erſten und zweiten Couliſſe aus den Soffiten ein Schlappſeil von Drath hernieder, welches im Bühnenlichte völlig unſichtbar iſt und wohinein ſie ſich mit einem leichten Sprunge ſetzen kann, um plötzlich in den Lüften hin und her zu ſchweben.

In den älteren Ballets bediente man ſich, um ſich in die Höhe zu ſchnellen, der Springbretter und ganze Springergeſellſchaften kamen mit einem Saltomortale aus allen Couliſſen zugleich auf die Bühne. Sylvanie aber will von Springbrettern nichts wiſſen, weil ſie Geräuſch verurſachen. Und in der That die Lautloſigkeit, womit ſie ſich mittelſt der Strammſeile auf und nieder, hier und dahin, vor- und rückwärts ſchnellt, erregte ſchon in den erſten Muſikproben Staunen und Bewunderung. Die Muſiker mußten ermahnt werden auf ihre Noten zu ſehen und die Arbeitsleute ſagten mit großer Heiterkeit: „Sie hüpft im Saale herum wie ein junger Vogel in ſeinem Käfig.“

Mit dieſer Aeußerung, die ich ihr überſetzte, war ſie ſehr zufrieden. „Vom Vogel muß man fliegen lernen,“ ſagte ſie. „Wer zum Aufſprung anſetzt, macht es wie der Vogel, der ſich aufſchwingen will. Er ſchließt die Beine, biegt die Kniee, beugt den Oberleib vor und dehnt den Hals.“

Uebrigens ſind ihre Lançaden (denn Sprünge darf man nicht ſagen, das nimmt ſie übel) keineswegs groß und gefährlich, die Gerüſte ſind ſchmal und nehmen mit den Seilen nur den Zwiſchenraum von der zweiten bis zur vierten Couliſſe ein. Erſt die Wolkendecoration und die wohlberechnete Bühnenperſpective dehnen alles in's Ungewiſſe und Unglaubliche aus. — So viel von den nackten Gerüſten, dem Gerippe dieſes zauberiſchen Tanzes.

Ihr Coſtume iſt von weißer Gaze, lang und weit, daß es ſtets ſich bauſcht und flattert. Es iſt mit Flittern geſtickt und alle Säume ſind mit Zinnbrillanten beſetzt, wodurch die gehörige Schwere zum Drapiren und Faltenwurf erzeugt wird. Ein Stirnband von Zinnbrillanten, um ihre blonden Locken feſtzuhalten, iſt ihr ganzer Kopfſchmuck. Unter dieſem ſtrahlenden Gewande hat ſie nur noch ihre fleiſchfarbigen Tricots. Ihre Pſycheflügel ſind von weißem Atlas gleichfalls mit Flittern beſäet und mit großen Zinnbrillanten eingefaßt. Der Mechanismus, der dieſen Apparat in Bewegung ſetzt, gleicht dem eines Muſiktactmeſſers und wird ebenſo aufgezogen. Die Flügel ſpannen ſich fächerartig aus, fächeln leiſe und leicht, oder ſchlagen ſchwerfällig die Lüfte, ſie fallen halb oder ganz zuſammen und ſinken am Rücken nieder, je nachdem die Tänzerin gewiſſe Federn, mit einem leichten Druck des Ellenbogens in die Hüften, berührt. Sylvanie behandelt dieſen Apparat mit einer Virtuoſität, die Wunder thut. In der geſtrigen Generalprobe en costume und mit Beleuchtung waren einige Herren vom Hofe auf der Bühne, um ſie in dieſem Coſtume zu bewundern. Doch ihre Flügel ließ ſie ungern in der Nähe beſehen, auch giebt ſie niemandem erklärende Auskunft darüber. Das ſind einmal ihre Geheimniſſe. Dennoch ließ ſie ſich endlich bewegen ihre Flügel, die zuſammengefaltet auf dem Rücken lagen, plötzlich hochauszuſpannen, wobei ſie ſich auf den Fußſpitzen erhob. Sie war in dieſem Augenblick eine höchſt impoſante Erſcheinung. — Das iſt alles was ſie braucht, um fliegend zu tanzen und tanzend zu fliegen. Sonſt bedient ſie ſich keiner weiteren mechaniſchen Beihülfe. Denn nach Spalazzanis Grundſatz iſt Maſchinerie nur für das Todte und Unbewegliche. Was lebt, muß ſich ſelbſt bewegen und die Maſchinenbewegung macht es todt und komiſch.

Der Inhalt des Ballets in aller Kürze iſt folgender:

Keine Ouvertüre. Tuſch, wenn der Hof erſcheint, um das Volkshurrah zu begleiten. Iſt auch ganz richtig, was ſoll Inſtrumentalmuſik, nachdem man ſich die Ohren vollgeſchrien? Der Vorhang fliegt auf. Bewaldeter Felsgipfel. In der Mitte ein weicher Raſenhügel. Auf demſelben ein Poſtament mit einem lebensgroßen Crucifix. Dahinter zwei durchbrochene Wolkengründe. Im Hintergrunde Sternhimmel, — ſternhelle Nacht.

Rechts und links im Vorgrunde Prieſter mit flammenden Altären und Weihrauchfäſſern. Gebet: ein vierſtimmiger Männerchor.

Sylvanie verſchmäht keinen Effect und am wenigſten einen muſikaliſchen. Geiſterhafte Harfentöne und die nervenangreiſenden Klänge der Glasglockenharmonika bereiten auf ihre glänzende Erſcheinung vor und begleiten ſie. Sie zeigt ſich und verſchwindet wieder, lauſcht noch einmal hervor, flattert auf und nieder, wohin ſie ſich wendet folgt ihr eine Helle, wie Schimmer, der von ihr ausgeht. Mit dem Beginn der zweiten Strophe des Männerchors fliegt ſie hoch oben auf das Kreuz hin, läßt ſich droben auf ein Knie nieder, faltet kindlich fromm die Hände und blickt flehend zum Himmel auf. Der Männerchor ſchweigt. Von neuem Harfenklänge und Glasglockenharmonikatöne. Sie flattert auf dieſen, dann auf jenen Arm des Kreuzes. Plötzlich, ſo wie der Männerchor wieder beginnt, ſinkt ſie auf den Raſenhügel nieder tief auf beide Knien und blickt, die Hände im Schooße gefaltet, ſchwärmeriſch zum Kreuze empor. Dieſe lebenden Engelsbilder aus bekannten Gemälden oder nach Gypsfiguren und Lithographien, die man Gott weiß an welchem Kunſtladenfenſter geſehen hat, ſind ihre Force, und ſie hat ein ſo glückliches mimiſches Talent, daß ſie jede jugendlich weibliche Statue oder Figur augenblicklich auf's correcteſte copirt.

Die Prieſter bemerken den Engel und theilen ſich ſtill ihr Erſtaunen mit. Sie gewahrt, daß ſie bemerkt wird, ſpringt empor, ſperrt die Fittige aus und fliegt hoch in die Wolken hinein. Die Funken regnenden Brillantſäume ihrer Gewänder bezeichnen dieſen raſchen Flug mit einer farbigen Lichtſpur.

Jetzt heben die Prieſter das Crucifix vom Poſtament und ſtellen ein verhülltes Bruſtbild hinauf, unter Geſängen enthüllen ſie es, während der Engel wieder kreuz und quer näher fliegt. Es iſt die koloſſale Büſte des Königs und der Engel iſt in den Vordergrund geeilt und hat ſich dort in einer ſchalkhaft kindlichen Stellung niedergekauert, um neugierig das Königsbild zu betrachten. Die Prieſter haben den

Schutz des Himmels über das Königsbild erfleht. Der Engel zeigt ſich ihnen in den Wolken. Er ſtreckt die Hand aus und hat eine Palme darin. — Solche Requiſite läßt Sylvanie ſich von hinten zuwerfen, es geſchieht nach dem Tacte der Muſik, und muß gehörig Maß genommen werden, was viele Proben koſtet. Sie fängt alles auf ohne hinzuſehen. Auch einen großen Lorbeerkranz zeigt ſie ihnen, und fliegt mit beidem in ihr Drahtſeil, indem ſie hin- und herſchwebend ausdrückt, daß ſie über dieſes Bild wachen werde. Wenn das Seil zu ſchwanken aufhört, läßt ſie den Lorbeerkranz ſo geſchickt auf die Stirn der Büſte fallen, daß keine Künſtlerhand ihn accurater aufſetzen kann. Dieſes Kunſtſtück iſt ihr in allen Proben durchweg, einmal wie das anderemal gelungen. Wenn die Prieſter weggegangen ſind, gleitet ſie aus dem hohen Drathſeil auf den Raſenhügel ſchnurgrade nieder und bleibt feſtſtehen, die Palme hocherhaben, wie ein himmliſcher Wächter, vor dem Königsbild.

Unter wilder, unheimlicher Muſik erſcheint jetzt nächtliches Geſindel. Hexen, Gnomen, Kobolde mit Götzenbildern, Hexenaltären und Zauberkeſſeln, die Flammen auf den Altären und unter den Keſſeln erleuchten die Scene. Die Mittelgründe ſchließen ſich. Das Geſindel will den Engel verjagen und verfolgt ihn mit Beſen, Ofengabeln und Geſchoß. Sylvanie entflieht hierhin, iſt aber gleich wieder dort. Sie fliegt von einem Baum zum andern, aus einer Couliſſe in die andere, und ehe man ſich's verſieht, ſteht ſie immer wieder auf ihrem Poſten. Endlich wird ſie in einer Schlinge gefangen und hoch aus der Luft niedergeriſſen. Sie überſchlägt ſich, indem ſie auf den Hügel ſtürzt. Die Feuer auf den Altären und unter den Keſſeln werden angeſchürt. Der gefangene Engel ſoll gemartert werden. Hexentänze. Beſchwörungen. Mit einem Male Donner und Blitz. Die Wolkengründe öffnen ſich wieder. Eine klare Vollmondsnacht. Der Himmel iſt voll Engel mit Flammenſchwertern, was zu dem ſchwarzen, von mächtigen Feuern erleuchteten Vorgrund einen prächtigen Contraſt bildet.

Das finſtre Geſindel entflieht. Der Engel iſt befreit. Elfen erſcheinen bei zarter Muſik und ſchlingen ihre Reigen. Die Reigen wiederholen ſich hier und da in den Wolken. Sylvanie erſcheint und tanzt abwechſelnd in beiden Wolkengründen, indem ſie mit Sternen jonglirt. Dieſe Sterne ſind Bälle von Zinnbrillanten. Fliegend und tanzend ſcheinen ihre Flügel und Gewänder von farbigen Funken zu triefen, während die Zinnbälle Farben ſprühen und Feuerkreiſe ziehen. Die Elfen im Vorgrund tanzen hierauf mit Guirlanden. Die Guirlandentänze wiederholen ſich in den Wolken. Sylvanie erſcheint im Vordergrund und jonglirt hier mit ihren Zinnbällen, ſie ſcheinen ſich unter ihren Händen zu vervielfältigen, ſie bleiben in den Lüften ſchweben und bilden eine Sternenglorie um die Königsbüſte. Die Elfen bekränzen Büſte und Poſtament mit ihren Guirlanden.

Der Morgen graut. Die Muſik drückt Hahnenſchrei aus. Die Elfen enteilen. Die Wolkengründe ſchließen ſich wie vom Morgennebel. Plötzlich Trommelwirbel und Freudenſchüſſe. Kriegeriſche Muſik. Geharniſchte Männer mit Schwertern und Fahnen führen einen Fahnentanz aus. Sylvanie tanzt ein Solo und ſpielt mit Fahnen. Die Ritter mit ihren Fahnen bilden zwei Reihen zu beiden Seiten den Hügel hinan. Männerchor. Die Prieſter mit Altären erſcheinen wieder und nehmen das Proſcenium ein. Nach ihrem Chor öffnen ſich unter einem gewaltigen Tuſche die Wolkengründe wieder. Ein glänzender Wolkenpalaſt, den ein beweglicher Sonnentransparent ſchließt. Shawltanz der Engel mit Gruppen. Fahnenſpiel der Ritter im Vorgrund. Geſang der Prieſter. Sylvanie hochfliegend ſpielt mit zwei Rieſenfahnen. Bravourtanz auf zwei unſichtbaren Seilen von ungleicher Höhe. Bei der letzten Gruppe befeſtigen die kleinen Engel die Enden aller Shawle an ihren Gewändern, ſie fliegt mit den Fahnen in das hohe Drathſeil und während die Shawls ausgebreitet werden und über die Büſte des Königs einen regenbogenfarbigen Triumphbogen bilden, den Engel tragen und geharniſchte Ritter ſtützen und während das Orcheſter mit Pauken und Trompeten: Heil unſerm König, Heil! anſtimmt, fährt ſie fort, hoch in der Luft ſchwebend, mit den beiden großen Fahnen zu ſpielen. Der Vorhang fällt.

Denken Sie nicht, indem ich den Inhalt melde, daß ich Ihnen eine Ueberraſchung oder eine Zuſchauerfreude verderbe. Im Gegentheil. Ich thue wohl Ihnen anzudeuten, wohin Sie Ihre Aufmerkſamkeit zu richten haben, wenn Sie am Geburtstag des Königs dieſen Feſtpas ſehen. Denn Sylvanie geht mit ihren großen Künſten ſehr ſparſam um und weiß mit ihrer Bravour ſchonend Haus zu halten. Nur ihre lebenden Engelsbilder ſind Momente der Ruhe, wo ſie den Zuſchauer zur Beſinnung kommen läßt. Ihre Soli ſind ſehr kurz und ehe man ſo recht weiß, was man geſehen hat, ſind ſie vorüber und die Enſembles gehen weiter.

Das alles iſt tiefe Abſichtlichkeit und weiſe Schonung des Effects. Der friſchen Schauluſt muthet ſie alles zu und bietet ihr religiöſe Effecte, Altäre, Weihrauch und Crucifixe. Für den ermüdeten und geſättigten Zuſchauer hat ſie Gelegenheitsknalleffecte aufgeſpart. Sie beginnt mit einem Choral von Männerſtimmen und ſchließt mit voller Janitſcharenmuſik. Zu Anfang iſt ſie ein Engel in Perſon, am Schluſſe ſetzt ſie ſich als Decorationsſchmuck auf einen Triumphbogen.

Hinter den Couliſſen fragt man ſich jetzt ganz ernſthaft', ob das eine Nationaltänzerin iſt, welche die Bühne mit neuen Licht- und Decorationseffecten bereichert, und dem Ballet neue Mittel erwirbt, indem ſie mit bisher verachteten Künſten erhabene Wirkungen und Zauber hervorbringt.

Meine Inſtruction lautet, alles Wichtige unverzüglich zu melden. Ich muß daher noch hinzufügen: Wichtig für Demoiſelle Sylvanie dürfte allerdings ſein, daß der Hofmarſchall, der Generalintendant und verſchiedene andere Herren vom Hofe am Schluſſe der Probe dem Director und Leonhardi ihr Compliment zu dieſem Feſttanz machten, mit der Bemerkung: der Geburtstag eines Souverains ließe ſich nicht glänzender und ſinnreicher feiern. —

Der Director machte dazu ein Geſicht, als habe er die große goldene Verdienſtmedaille ſchon im Knopfloch und die goldenen Doſen der erhabenen Gäſte ſchon in der Taſche.

Weil man ſich allgemein verwunderte, daß die bisherige junge Anfängerin mit einem Male eine ſo außergewöhnliche Künſtlerin ſei, verſicherte Leonhardi, der Unfehlbare: „Man habe abſichtlich ihre höheren Leiſtungen für den Geburtstag des Königs aufgeſpart. Es habe viele Mühe gekoſtet, ſie zu maskiren und vielen Zank mit ihr gegeben. Sie ſei ſchon auf dem Punkte geweſen, Knall und Fall von hier zu gehen." —

Sylvanie hatte endlich Coſtume und Apparat abgelegt und ſorgfältig verwahrt. Als ſie in ihren Hauskleidern aus der Garderobe trat, fragte ſie der Generalintendant, ob ſie mit der Vorſtellung jetzt zufrieden ſei, oder ob ſie noch irgend etwas vermiſſe?

Sie zuckte ſchweigend die Achſeln.

— „Sagen Sie, wo es irgend noch fehlt. Es gilt, ſeiner Majeſtät dem Könige eine Ueberraſchung zu bereiten und den hohen Fremden eine vortheilhafte Meinung von unſerer Oper beizubringen.“

„Etwas,“ meinte ſie, „wird immer fehlen, und beſonders das, was nicht zu haben iſt. Erlauben Sie mir die Frage, ob Sie zufrieden ſind, aber ohne Complimente. Finden Sie nichts auszuſetzen an dem pas de fête? Ganz und gar nichts?“

— „Mademoiſelle, wenn man jemanden den kleinen Finger giebt, ſo verlangt er die ganze Hand. Ich finde Ihre Soli zu kurz. Kaum fangen ſie an, ſo ſind ſie auch ſchon zu Ende. Sie geben uns nur eine Probe von dem, was Sie leiſten können, aber nicht die Leiſtung ſelbſt.“

„Das muß ſo ſein;“ erwiederte ſie. „Meine Partie iſt faſt ſchon zu angreifend. Wer einen Engel tanzen will, der darf es ſich dabei nicht ſauer werden laſſen, und wenn ich zu viel fliege, glaubt endlich niemand mehr an meine Flügel.“

Bernien ſchrieb nach London:

„Heute ergreife ich ſelbſt die Feder. Fröhlich's letzter Bericht ſagt viel zu wenig und ſein heutiger iſt unvollſtändig. Er konnte nicht überall ſein.

Mylord! ich wünſche Glück. Auch in der Bewußten ſind Sie geſegnet.

Meine Ergänzung liegt dem Berichte bei, da er nicht in unſere Correſpondenz gehört.

Welch einen Eindruck der Tanz in den Wolken macht, läßt ſich mit Worten nicht ſagen. Wenn der Männerchor verhallt, wenn die Harfenklänge rauſchen und die Glasglockenharmonika-Töne beben und Sylvanie im weißen Flügelkleide erſcheint, ſo glänzend und heilig-ſchön wie ein Engel und gar wenn ſie zu fliegen anfängt, dann jauchzen und ſchluchzen die Damen vor Rührung und Entzücken. Meine ganze Loge war voll Damen und ſelbſt mir ſtanden die Thränen in den Augen. Ihre erſten lebenden Engelsbilder ſind für mich das Reizendſte und Rührendſte. Dann bin ich geſättigt, weiter kann ich ihr nicht folgen. Was ich ferner ſehe, erfreut und beſchäftigt mich zwar, ohne mich aber dermaßen hinzureißen. Meine Damen haben eine dehnbarere Faſſungskraft und dauerhaftere Nerven. Mit offenem Munde und großen feuchten Augen lauſchten ſie bis zum Schluſſe, warfen ſich Blicke des Staunens zu, ſeufzten ſchwer auf und drückten ſich die Hände. Der ganze Feſttanz dauert kaum eine gute

Stunde. Die Bühne iſt alle Augenblicke voll und wieder leer. Ich finde mich beſſer durch einen Stoß verworrener Acten, als durch ein verwickeltes Schauſpiel. Zweimal hintereinander habe ich dieſen Tanz in den Wolken geſehen und beide Male war mir, als hätte ich nur geträumt.

Als der Vorhang fiel, erhob ſich wüthender Beifall und die Menge ſchrie wie raſend: Sylvanie, Königsengel! Dieſes ehrende Epitheton improviſirte die Dankbarkeit des Augenblicks. Alle meine Damen weinten und ach, welche große Thränen! In der That! es war auch ein eigenes Gefühl. Sylvanie hat ſich ſehr an uns attachirt und gehört gleichſam mit zu meiner Familie. Wir ſind gewohnt, daß ſie das Publicum in tobſüchtige Begeiſterung und Beifallsraſerei verſetzt. Wer aber hätte dem ſchönen frommen Kinde zugetraut, daß ſie ſolche niegeſehene, ja überirdiſche Effecte hervorbringen könnte? Die fernere Vorſtellung hatte keinen Reiz mehr für uns. Wir konnten nur an Sylvanie denken, nur mit ihr uns beſchäftigen. Gern hätten wir ſie bei uns gehabt und daß ſie nicht in unſere Loge durfte, fanden wir drückend und gräuſam, obſchon kein Platz mehr darin war, ich hätte denn hinausgehen müſſen. Wir kamen daher auf den Gedanken, nach Hauſe zu fahren und dort den Geburtstag aus dem Stegreif weiter zu feiern.

Ich wurde auf die Bühne geſchickt, um Sylvanie um jeden Preis zu kapern und mitzubringen.

Zum erſten Male in meinem Leben war ich hinter den Couliſſen, in jenem Chaos, wo Licht und Finſterniß noch nicht geſchieden iſt und alle Elemente roh durcheinander ſchwimmen. Ein brauner bärtiger Kerl, der ein ungeheures Brett fortſchleppte, kam mir entgegen und ſchrie: Platz! Wer ſind Sie? Gehören Sie hierher? Wer ich war, wußte ich ſelbſt nicht mehr. Nur ſo viel ſagte mir mein Bewußtſein, daß ein Notar nicht auf die Bühne gehört. Ich hatte die Geiſtesgegenwart, nach Herrn Doctor Fröhlich zu fragen, der augenblicklich herbei kam und nicht minder als ich ſelbſt verwundert war, mich dort zu finden. Ich band ihm auf die Seele, Sylvanie und Brünette, es koſte, was es wolle, für dieſen Abend uns zu ſchaffen und eilte hierauf, was ich konnte, zurück in das Licht und die Atmoſphäre der Bürgerwelt, in der ich heimiſch bin.“

Fröhlich berichtete:

„Der Hof war nicht im Theater. Der König hatte die Geſchichte mit den Ohrringen nicht vergeſſen und nahm es ſehr ungnädig auf, daß man ihm Geburtstagsüberraſchungen bereiten ließ von einer Sängerin, welche es gewagt hatte, ein Präſent von allerhöchſter Hand zurückzuweiſen. Der Hofmarſchall bekam eine Naſe, der Generalintendant wußte nicht, wo ihm der Kopf ſtand und der Director, der ſich in enorme Koſten geſtürzt hatte, ohne jetzt auf eine Medaille und goldene Doſen hoffen zu können, wußte nicht, ob er ſeinen Zorn an Sylvanie auslaſſen ſollte, da ſie beim Könige in Ungnade gefallen war, oder ob er ſie ſchonen müſſe, weil ſie die Protection aller Geſandtſchaften habe.

Während des Feſtſpiels wurde wenig applaudirt, außer wenn es der Büſte des Königs galt, wozu auch Ruhepunkte und Tableaux die Zuſchauer aufforderten. Erſt am Schluſſe erhob ſich ein wahnſinniger Beifallsſturm und Sylvanie oder Königsengel wurde tobend gerufen.

Indeß ſaß Sylvanie im Converſationszimmer auf einer Stuhllehne, die Füße auf den Polſtern und ihre Flügel hoch aufgeſchlagen, um ihre Spannkraft zu ſchonen. So einer leibhaftigen Pſyche gleich, wartete ſie den Augenblick ab, ſich dem Publicum wieder zu zeigen. Das Opernperſonal, ſchon in Maske, umgab ſie, um ihr zum Theil pantomimiſche Glückwünſche darzubringen, bekrittelte laut ihr Coſtume und ihre Manieren und machte unanſtändige Anſpielungen auf ihre jugendlichen Formen. Sie verſteht ja kein Deutſch. — So war ſie auch in dieſer unharmoniſchen Umgebung noch eine überirdiſche Erſcheinung, unberührt und rein von der Gemeinheit des Couliſſenhumors, der ſich in Plattheiten rings um ſie erſchöpfte. Sie bat nur, man möge ihre Flügel nicht berühren und nicht auf ihre Teppiche treten, welche bis an ihre Garderobe lagen. Und wenn ſie fragte: „Ob es noch nicht Zeit ſei, ſich dem Publicum zu zeigen?“ ſo antwortete man ihr: „Seien Sie nicht allzugefällig, wenn Sie nicht ſechsmal gerufen werden wollen!“

Erſt ſollten ihre Gerüſte und Seile bei Seite geſchafft werden. Der Director ſagte nicht mit Unrecht: „Beſſer das Publicum amüſirt ſich auf eigne Hand mit Beifallklatſchen und Hervorrufen, als daß es, wenn der Zwiſchenact zu lange dauert, ungeduldig pocht und pfeift.“

Allein der Sturm im Hauſe fing an drohend zu werden. Es war die höchſte Zeit, dem Publicum zu willfahren, wenn es nicht zu Exceſſen kommen ſollte. Sylvanie zog die Flügel ein und hüpfte vom Stuhl. Der Director führte ſie hinaus und entſchuldigte die Verzögerung mit den Worten:

„Mademoiſelle Sylvanie hat nicht gewagt, einen Beifall auf ſich zu beziehen, der nur der feſtlichen Gelegenheit gelten kann.“

Als ſie zurück kam, verlangte ſie vom Director zwei Louisd'or.

— „Was wollen Sie damit?“

— „Ich will zwei Louisd'or haben!“

— „Sie können hundert bekommen, ſagen Sie nur wozu.“

Einige Cavaliere, die ſich hinter den Couliſſen eingefunden hatten, zogen ſchon ihre Börſen, was ſie aber verbat. Der Director ſah ſich genöthigt ihr den Willen zu thun und reichte ihr einen doppelten Louisd'or.

Sie ſprang damit auf die Bühne und winkte ihre Arbeitsleute herbei. Sie deutete auf die Büſte des Königs und indem ſie die Geberde des Trinkens machte, reichte ſie ihnen das Goldſtück. Es war eine kleine Balletpantomime und die armen Leute, höchlich überraſcht von dieſer hinter den Couliſſen ſeltenen Freigebigkeit, gaben ihren Dank und ihre Freude ebenfalls durch Zeichen zu erkennen.

Jetzt, nachdem ſie ihr Spielhonorar am Geburtstag des Königs den Arbeitsleuten geſchenkt hatte, welche mit ihren Gerüſten und Seilen viel zu thun gehabt, war ſie endlich fertig und wollte in ihre Garderobe, als Brünette und ich ſie auffingen, um ihr zu ſagen, daß Herr Bernien ſie dieſen Abend noch im Kreiſe ſeiner Familie erwarte.

Anfangs machte ſie Schwierigkeiten. „Ich bin viel zu aufgeregt,“ ſagte ſie. „Ich habe keine Faſſung mehr für eine Geſellſchaft.“

„Meine Liebe,“ ermahnte Brünette. „Du befolgſt jeden Rath, den Herr Bernien dir giebt, du mußt dich auch ſeinen Bitten fügen. Haſt du den Muth ihm eine Gefälligkeit zu verweigern, da er dich mit Artigkeiten überhäuft?“

— „Sie müſſen, liebe Sylvanie, oder Sie verderben einer ganzen Geſellſchaft den Abend. Ich habe in Ihrem Namen verſprochen, daß Sie erſcheinen würden.“

— „Ich will, weil ich einmal muß, aber ich werde ſehr zerſtreut ſein.“

Bis Coſtume und Flügel abgelegt und wohlverwahrt waren, verging viel Zeit. Hierauf fuhren wir nach Sylvanies Wohnung, wo beide Damen Toilette machten.

Als wir endlich zu Herren Bernien kamen, erwartete man uns ſchon nicht mehr und war im Begriff zu Tiſche zu gehen. — —

Der erſte Toaſt galt dem König, der zweite dem Königsengel.

„Liebe Sylvanie!“ hub Herr Bernien an. „Denn Sie ſind jetzt wieder unſere Sylvanie und nicht mehr Königsengel. Können und wollen Sie mir eine Frage beantworten? Wir wiſſen, daß ihre ſchimmernden und ſtrahlenden Gewänder und Fittige nur Balletflitterſtaat waren; wir wiſſen, daß die ätheriſchen Spiele eines Engels in den Lüften nur Täuſchung iſt, welche Sie mittelſt der Kraft und Gewandtheit ihrer reizenden, jungen Glieder hervorbringen. Und doch iſt alles dieſes mehr als Schein und Blendwerk. Denn wie könnte es ſonſt dieſen rührenden, hinreißenden Eindruck hervorbringen? Wie könnte ſonſt die Erinnerung daran einen ſo ſüßen Nachgenuß gewähren? Können und wollen Sie uns ſagen, was Sie eigentlich antreibt uns Viſionen, überirdiſche Erſcheinungen vorzuzaubern? Iſt das nur Laune und Willkür Ihrer Phantaſie? Oder ſchweben Ihnen heilige und geheimnißvolle Ahnungen vor? Oder gehorchen Sie blindlings einem Triebe Ihrer Seele, den Sie ſelbſt nicht kennen? Welches iſt die Löſung dieſes holden Räthſels? Welche Wahrheit lebt in dieſem wunderbaren Schein? Das möchte ich aus Ihrem Munde hören."

„O mein Herr!" wandte Brünette mit der Suffiſance einer Franzöſin ein, „Sie ſind ein Mann von großer Weisheit und Gelehrſamkeit und legen meiner lieben Sylvanie Fragen vor, auf die Sie ſelbſt keine Antwort wiſſen? Was ſoll ſie Ihnen erwiedern, zumal ſie jetzt von ihrer Arbeit kömmt, welche dieſen Abend keine geringe war. Sie hat nicht nur getanzt, ſie hat auch Perſonal, Orcheſter, Maſchinerie und lebendige Hülſen zuſammengehalten. Wenn Sie das alles gethan hätten, wären Sie da noch aufgelegt ſolche Räthſel aufzulöſen?"

„Ich würde ſchon das Erſtere nicht vermocht haben," lächelte Bernien.

Sylvanie indeſſen meinte: „Dieſe Frage iſt ſo ſchwierig gar nicht. Ich habe die Engel nicht erfunden. Bei mir zu Hauſe glaubt jedermann an Engel. Die Kirche, in der ich getauft und confirmirt bin, iſt zum Beiſpiel dem Engel Gabriel geweiht, der auch auf dem Altarblatte abgebildet ſteht. Allein die Engel zeigen ſich nicht, ſo daß man ſie abmalen kann. Faute de mieux muß man vorlieb nehmen mit dem, was zu haben iſt und ſo hat man mich armes Mädchen denn ſtatt des Engels Gabriel auf das Altarblatt gemalt. In Deutſchland hat man einen anderen Glauben und ich weiß nicht ob Ihre Kirche von den Engeln etwas hält oder nicht. Wenn Sie daher auf Ihrer Bühne einmal einen Engel finden, ſo nehmen Sie einſtweilen vorlieb damit, bis Ihnen ein wirklicher erſcheint. Was ſich eine Kirche gefallen läßt und wenn es auch nur die kleinſte Dorfkirche iſt, muß auch ein Opernhaus vertragen können und wenn es das größte von der Welt iſt."

Dieſe kindlich witzige Antwort erregte ein beifälliges Gelächter und Brünette ſagte: „Très bien! meine Liebe, du haſt dich gut aus der Affaire gezogen."

„Liebe Sylvanie!" rief Herr Bernien. „Sie ſind mehr als Königsengel, Kirchenengel und Balletengel. Sie ſind ein leibhaftiger Engel! Und weil Sie mein Haus mit Ihrer Gegenwart beehren, weil

Sie mit Ihrer Liebenswürdigkeit dieſen Kreis beſeelen und meine Gäſte erfreuen und erheitern, erlaube ich mir einen neuen Toaſt auszubringen. Es lebe Sylvanie, mein Hausengel!“

Madame Vernien erhob ihr Glas: „Mademoiſelle! ich rede als Hausfrau und Mutter einer erwachſenen Tochter. Inmitten der lockeren Bühnenwelt, ohne weiteren Schutz, als Ihre Grundſätze und Ihre Religion, haben Sie kein Auge für den falſchen Glanz der Welt und ihre Verlockungen; kein Ohr für Schmeicheleien, keinen Sinn für leichtfertige Genüſſe, ſondern leben einzig und allein Ihrer Kunſt und den Pflichten Ihres Berufes. So kann man auch als Tänzerin ſelbſt ein Muſterbild für junge Mädchen ſein. In dieſem Sinne weihe ich Ihnen mein Glas mit dem Spruche: Es lebe Mademoiſelle Sylvanie, die Engelreine.“

Mademoiſelle Vernien erhob ihr Glas: „Daß Sie wie ein Engel tanzen, Sylvanie, das weiß die ganze Reſidenz. Ich aber weiß, daß Sie auch wie ein Engel handeln. Ihr Leben und Wirken iſt einzig und allein der Ehre Gottes und dem Wohle der Armen geweiht; und deshalb leben Sie als Engel mehr in meinem Herzen, wie Sie als Engel mir vor Augen ſtehen, und mehr noch, als ich Sie bewundere, muß ich Sie lieben. Mein Spruch, womit ich Ihnen dieſes Glas weihe, lautet: Es lebe Sylvanie, mein

Engel, meine Freundin, und wenn Sie will, meine Schweſter!"

„Assez! Assez!" rief Sylvanie, indem ſich ihr Geſichtchen weinerlich verzog.

Als aber Marie aufſtand und auch die übrigen jungen Mädchen ſich nahten, um mit ihr anzuklingen, brach ſie in helle Thränen aus und klagte mit lauter Stimme:

„Verſchwenden Sie Ihre Theilnahme nicht an eine ungerathene Tochter, welche allen denen, die ſich väterlich ihrer annehmen, nur mit Undank und Verderben lohnt. Weihen Sie Ihre Zärtlichkeit und Liebe Ihren Eltern und Freunden. Nicht aber einer Unglücklichen, deren Freundſchaft unheilbringend iſt."

Dieſe plötzliche Troſtloſigkeit befremdete die Anweſenden. Mir und Brünette waren ſolche Anwandlungen nichts Neues. Sie entſpringen mehr aus abergläubiſcher Bigotterie, als aus Melancholie und künſtleriſcher Ueberſpannung und franzöſiſcher Pathos machen ſie um ſo auffallender.

„Sylvanie!" ermahnte Brünette. „Thuſt du wohl daran, diejenigen, die dir Liebe und Theilnahme erweiſen, durch deine Thränen zu ängſtigen? Dein Beruf hat dir ſchmerzliche Opfer gekoſtet, du haſt ſie muthig gebracht und dieſen Beruf haſt du glänzend gerechtfertigt, alſo was haſt du zu bereuen? Und geſetzt, du hegteſt dennoch heimliche Gewiſſensſcrupel;

gehören dieſe hierher oder in den Beichtſtuhl? Wozu haſt du einen Seelſorger, wenn du uns beichten willſt? Wir können dich doch nicht abſolviren.'

„Liebe Sylvanie!“ ſagte ich. „Die Kirche iſt die Mutter der Bühne; die erſten ſceniſchen Verſtellungen, heidniſche wie chriſtliche, waren Kirchenfeierlichkeiten. Spuren davon finden ſich noch hier und da, in Gebirgen und entlegenen Wald- und Steppen-Gegenden. Aber die Bühne wurde mündig und emancipirte ſich, und ſeitdem ſind beide ausgemachte Widerſacher. Der Reiz Ihrer Erſcheinung beſteht nun eben darin, daß ſie mit Beiden noch in Frieden leben. Die Kirche iſt herrſchſüchtig, die Bühne gefallſüchtig; die Kirche hochfahrend, die Bühne bettelſtolz; die Kirche bekehrungsluſtig, die Bühne verführeriſch. Von beider Untugenden haben Sie keine einzige. Sie geben der Kirche, was die Kirche gebrauchen kann: Ihre Gage, und weihen der Bühne, was dieſer zu Nutze kömmt: Ihr Talent. — Beobachten Sie ferner dieſe großmüthige Neutralität; kümmern Sie ſich nicht um beider Zank; erhalten Sie ſich mit künſtleriſcher Unparteilichkeit in dieſer gerechten Mitte, ohne weder rechts noch links abzuweichen; ſo werden Sie ſtets der Engel bleiben, der Sie heute ſind. Gott hat Ihnen die Gabe verliehen im Bühnenlicht einen Engel auf's täuſchendſte darzuſtellen, und Sie bringen damit wahrhaft zauberiſche Illuſionen hervor, was Ihnen viel näher angeht, als wenn Ihr Contrefei auf dem Altar in der Gabrielen-Kirche Gefühle der Andacht einflößt, was jedes andere Bild ja auch vermögen würde. — Woher ſind Ihre betenden Engelsbilder auf und neben dem Kreuze, das Rührendſte und Reizendſte, wie jedermann ſagt? — Weil Ihre Frömmigkeit und Andacht eben ſo aufrichtig und wahrhaft iſt, wie Ihre künſtleriſche Begeiſterung. In jedem Sichtbaren lebt ein Unſichtbares, und daher können Sie, was Sie an geweihter Stätte fühlen, auf profanem Schauplatz rein und treulich wiedergeben. So lange Sie nun dieſen Frieden zwiſchen Kirche und Bühne in ſich bewahren, werden Sie einen Engel tanzen können. So wie aber dieſes Gleichgewicht geſtört wird; ſo wie ſich Kirche und Bühne in Ihnen zu zanken anfangen (gleichviel auf weſſen Seite das Recht iſt) ſo wird Ihrer Phantaſie die Reinheit und der Schmelz der Unſchuld abgehen, und Sie laufen Gefahr in abergläubiſche Melancholie und Selbſtpeinigung zu verſinken, ſo daß Sie nicht mehr im Stande ſind überirdiſche Zauber hervorzubringen. Leider! liebe Sylvanie, iſt dieſes Gleichgewicht ein wenig ſchon geſtört. Sie neigen ſich ſchon ein wenig rechts der Kirche zu. — Ueberlaſſen Sie es doch Herrn Paſtor Ferrand ganz allein für Ihre Seele zu ſorgen. Das iſt ſein Fach, das hat er ſtudirt, aber Sie nicht. Als deutſcher Privatgelehrter bin ich der weltlichen Dinge kundig und wenn Sie mich für eben ſo competent in irdiſchen Angelegenheiten anſehen wollen, wie Herrn Paſtor Ferrand in Sachen des Himmels, ſo überlaſſen Sie mir, eben ſo gläubig die Leitung Ihres irdiſchen Berufes und die Vorſchriften zur Ausführung Ihrer Lebensaufgabe, wie ihm die Sorge für Ihre Seele. Die Vorſehung, welche Ihnen eingab Ihre Eltern zu verlaſſen und nach Deutſchland zu uns zu kommen, hat vielleicht ganz beſondere Abſichten mit Ihnen."

„Ueberzeugen Sie mich," rief Sylvanie lebhaft, „daß es eine Eingebung der Vorſehung war, welche mich meiner Heimath entführte, und ich will Ihnen denſelben Gehorſam weihen, den ich Herrn Paſtor Ferrand erweiſe. Er iſt nicht ſchlimm, er läßt mir Gehorſam genug übrig, um einem weltlichen Beichtvater zu genügen."

— „Iſt nicht auch das Ballet ein Werk der Allmacht? Kann es der Vorſehung, in deren Hand wir alle nur Werkzeuge ſind, nicht einmal auch gefallen, ſich im Ballet zu offenbaren?"

„Unſtreitig!" erwiederte ſie. „Können wir bei unſeren Geiſteskräften der Allmacht und den Fügungen des Himmels Schranken ſtellen?"

— „In Zeiten, die von allem Guten und Gerechten weit abgewichen ſind, während blutiger Kriegsgräuel und fanatiſcher Glaubenskämpfe, beruft die Vorſehung weibliche Charaktere, Heroinen und Märtyrinnen, um den entarteten und verwilderten Generationen darzuthun, wie weit ſie ſich verirrt haben von allem Wahren und Gerechten. In unſerer vornehmblaſirten, oberflächlich-gebildeten Zeit giebt es nicht einmal Heroen und unſere Heroinen haben ſich als Blauſtrümpfe unmöglich gemacht. Unſere Märtyrer ſind politiſche Flüchtlinge, Schwindler, ja Sträflinge ſogar; und Märtyrinnen giebt's nicht mehr, ſeit ſich die Frauen emancipiren. Hervorragende weibliche Erſcheinungen finden wir nur noch im Ballet, ſonſt nirgends. Weltgeſchichte und Kirche haben aufgehört zu begeiſtern, und wo ſie noch Aufſehen machen, compromittiren ſie ſich. Die Poeſie befaßt ſich nur mit faſhionablen Alltäglichkeiten und Albernheiten, die Muſik beſchränkt ſich auf practiſche Tänze und Militairmärſche und die bildende Kunſt auf Genrebildnerei, Nippſachen und Kladderadatſchpoliſſonerien; während eine ſehr verbreitete Philoſophenſchule längſt ſchon die Phantaſie zum Weltall hinausgewieſen hat, um den ſchulphiloſophiſch-gebildeten Mann als Gott darin aufzuſtellen."

— „Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie recht haben!" lächelte Sylvanie. „Wenn ich Sie nur verſtände!"

— „Meine Liebe!" ermahnte Brünette. „Deine Aufrichtigkeit iſt gefährlich. Auch ich verſtehe den Herrn Doctor nicht; doch ſage ich das nicht laut."

— „Mademoiſelle, ich will gleich deutlicher ſein. In einer gemeindenkenden, armſeliggeſtimmten Zeit, wie die unſrige, kann es nur hervorragende Tänzerinnen geben. Nur das Ballet darf ſich noch in's Feenreich und an das Ueberirdiſche wagen, und Mademoiſelle hat es ihrer Figur zu danken, daß man ihr den Engel glaubt. Ohne dieſelbe, und wäre es möglich, ihre Virtuoſität noch auf's Zehnfache zu ſteigern, wäre ſie damit nicht durchgekommen. Ihre Phantaſie, Mademoiſelle, genügt nicht, dem Zuſchauer der Jetztzeit überirdiſche Ahnungen zu verbildlichen, wird ſie nicht von einer Perſönlichkeit, wie die Ihrige, unterſtützt. Verlangen Sie mehr, um ſich Ihres Berufes bewußt zu werden? Seien Sie die Balletheroine, welche im Lampenlicht die Philoſophie, im Flitterſtaat den Zeitgeiſt, mit Decorationspracht die Zeitrichtungen, und endlich mit einer ſo glänzenden Virtuoſität, wie die Ihrige, die Zeitkräfte beſchämt. Im Ballet vereinigen ſich viele Künſte und Sie können mehr als tanzen. Sie ſind ſehr muſikaliſch. Sie haben nach Bildwerken und Kupfern ſtudiert, und vermögen mit dem Crayon und mit Ihrer Perſon, was man Ihnen aufgiebt, zu copiren. Das ſind noch nicht alle Ihre Mittel. Gedenken wir Ihres edlen greiſen Meiſters. Er hat Sie reich ausgeſtattet. Sie beſitzen eine koſtbare Sammlung alter Balletlibretti, Partituren, Abbildungen und Pläne. Ferner: noch nicht bekannte mechaniſche Hülfsmittel und andere Geheimniſſe. Mit einem Worte, neben Ihrer unerhörten Kunſtfertigkeit ſind Sie auch im Beſitz ſeltener Kunſtſchätze und Kunſtkenntniſſe. Und ſchon dieſen Abend haben Sie mit Ihrem Glück „in den Wolken“ den Ruhm Ihres Meiſters in die Wolken gehoben.“

Sylvanie erhob ihr Glas, blickte gen Himmel, nippte daran und ſetzte es nieder.

— „Wollen Sie nicht auf Spalazzani's Wohl mit mir anſtoßen?“

— „Woher wiſſen Sie, daß ich an ihn dachte?“

— „Ihre ſprechenden Blicke, Ihre durchſichtig ausdrucksvollen Mienen verrathen Alles.“

— „Schweigen Sie. Sie beſchäftigen ſich nur mit mir und es ſind auch noch andere zugegen.“

Doch alle Gläſer wurden erhoben und geleert auf das Wohl Spalazzani's und die glückliche Zukunft ſeiner Lieblingsſchülerin.

— „Soll ich ſtatt deiner Dank ſagen?“ fragte Brünette.

— „Thue es, meine Liebe! aber recht innig!“

Brünette ſprach: „Um das Glück meiner lieben Sylvanie zu feiern, muß ich es zuvörderſt bei ſeinem wahren Namen nennen. — Wem verdanken wir alle dieſen heiteren Abend? — Der liebenswürdigen Familie Bernien. Wer hat meine liebe Sylvanie in den Rang einer Künſtlerin erhoben und ſie zu einer

Dame gemacht, die ſogar ihre Loge in der Oper hat? — Herr Bernien! — Wer iſt der großmüthige Gönner, die mütterliche Beſchützerin, die holde Schweſter, die meiner Sylvanie Eltern, Geſchwiſter und Heimath hier erſetzen? — Herr Bernien, Madame Bernien und Mademoiſelle Bernien. — Wo ſpart man nicht Mühe noch Aufwand, um den erſten Erfolg meiner Sylvanie glänzend zu feiern und ihr eine große glückliche Zukunft zu prophezeihen? — Im Hôtel Bernien. — Sylvanie's Glücksſtern heißt Bernien! — Heil dieſem Dreigeſtirn. Hellſtrahlend ſei es immerdar. Wohlthätigkeit iſt ſein Glanz und Glück die Atmoſphäre, die es ausſtrahlt. Lange lebe Herr, Madame und Mademoiſelle Bernien! Heil Ihnen und Ihrem Hauſe!“

So ſprach Brünette. Da donnerten die erſten Kanonenſchläge, welche den Anfang des Feuerwerks verkündeten.

„Meine Damen und Herren!“ rief Herr Bernien. „Nehmen Sie Ihre Mäntel, Ihre Hüte, verwahren Sie ſich gut, denn die Luft iſt rauh. Wir gehen auf die Plateform des Daches, wo wir über die Nachbarhäuſer hinwegſehen können, und den Anblick des Feuerwerks faſt wie vom Schloſſe aus haben.“

Von dem Bal in den Wolken erzählte man ſich Wunderdinge. Der Geburtstag des Königs war wohl mit Feſtreden, Feſtſpielen, Gelegenheitsopern und Schauſtücken bisher gefeiert worden, doch ſo eine himmliſch-theatraliſche frappante ballet-pantomimiſtiſche Huldigung war etwas noch nicht Dageweſenes und auf wiederholtes Zureden ließ ſich Se. Majeſtät endlich bewegen, der Geſchichte mit den Ohrringen nicht weiter zu gedenken, um Allerhöchſt ſich ſelbſt und ſeinen erhabenen Gäſten das Schauſpiel des Tanzes in den Wolken zu gewähren. Die ganze Vorſtellung wurde am folgenden Abend wiederholt, das Haus war zum Erdrücken voll und der Hof nahm die ganze Hälfte des erſten Ranges ein. Allerhöchſte und hohe Perſonen gaben unumwunden ihren Beifall zu erkennen. Das Publicum jauchzte und tobte.

Eben begann die Ouvertüre zur Oper, als ein Hoflakei zu Bernien in die Loge trat, um ihm zu melden, daß der Kammerherr Graf Galdern im Foyer ihn erwarte, um ihm eine Mittheilung zu machen.

Bernien begab ſich dahin.

„Sehr verbunden, Herr Notar, für die Freundlichkeit, ſich hier einzufinden,“ ſprach der Kammerherr. „Meine Schuldigkeit wäre geweſen, Sie in Ihrem Hauſe aufzuſuchen. — Die Sache iſt die — Mademoiſelle Sylvanie — das heißt: Alle Achtung! — große Ballettänzerin! — unvergleichlich! — Nur, ihr Benehmen! — Große Oper giebt zum Geburtstag Se. Maj. einen von ihr arrangirten Feſttanz. — Allerliebſter Feſttanz! — Tanz ſuperbe! — Allerhöchſter und höchſter Seits geruht man, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. — Wie geſagt: Süperbe! Man vermerkt jedoch ſehr ungnädig, daß man nicht weiß, woran man iſt mit Mademoiſelle, welche Allerhöchſte Aufmunterungen zurückweiſet. — Kurz und gut. Man will ſich nicht umſonſt fetiren und becomplimentiren laſſen und deßhalb erlaube ich mir an Sie die Frage, als an den Anwalt und Beſchützer von Mademoiſelle: Wie iſt ſelbige zu erfreuen?"

„In Folge eines Gelübdes," erwiederte Bernien, „iſt Mademoiſelle Sylvanie verpflichtet, Geſchenke, die ihrer Perſon zugedacht ſind, zurückzuweiſen, ohne Betracht der Perſon des Gebers. Allein jegliche Gabe, die man ihrer Kirche zudenkt, das Größte wie das Kleinſte, nimmt ſie mit freudigem Danke und den Geber ſegnend an und auch ich bin dazu von ihr bevollmächtigt."

Bei dieſen Worten nickte der Kammerherr ſehr befriedigt mit dem Kopfe. „Alles was man von dieſem Mädchen hört," ſagte er, „ſpricht nur zu ihrem Vortheil." — —

Nach dem erſten Acte wurde die Thür zu Bernien's Loge noch einmal geöffnet. Es war wieder der Kammerherr, der dieſes Mal ſelbſt kam und Bernien auf dem Corridor erwartete.

„Verzeihen Sie, daß ich noch einmal ſtöre, es handele ſich nur um eine kleine Notiz. Welcher Art iſt die Kirche, für die Mademoiſelle Sylvanie ſammeſt? Wird ſie etwa renovirt, iſt ſie neu erbaut, iſt ſie groß oder klein, arm oder reich? — Unter uns geſagt: Man iſt ſehr geneigt, dieſe Kirche reichlich zu beſchenken und wünſcht nur die Gaben convenable einzurichten."

— „So viel ich weiß iſt es nur eine armſelige, kleine Dorfkirche."

— „Armſelig! klein! Dorfkirche! Charmant. Hohe Herrſchaften können nach Phantaſie und Wohlgefallen ſpendiren."

— „In dieſer Kirche hat Mademoiſelle Taufe und Firmelung erhalten und außerdem iſt ſie als Engel Gabriel, der Schutzheilige, dem die Kirche geweiht iſt, auf dem Altarblatt abconterfeit. Das iſt es, was ihr die Bühne in Frankreich unzugänglich machte und woher wir ſo glücklich ſind, ſie zu beſitzen. Eine fromm-bornirte Dorfgeiſtlichkeit und die ſchlichten Landleute nahmen ein Aergerniß daran, daß das Urbild ihres Kirchenſchutzheiligen, dem ſie Andacht, Weihrauch und Kerzen ſpenden, bei Lampenlicht ſeine Pirouetten macht, um applaudirt zu werden. Mademoiſelle Sylvanie iſt hochorthodox-katholiſch und fürchtet ebenfalls den Erzengel Gabriel in ihrer Perſon zu compromittiren. Um die ihm gebührende Andacht nicht zu profaniren, tanzt ſie daher zum Beſten ihrer Kirche und der Armen ihres Sprengels und was ſie gewinnt und bei ihrem höchſt eingezogenen Leben erübrigt, gehört dem Erzengel Gabriel.“

Mit der Miene eines Feinſchmeckers verſetzte der Kammerherr: „Das kömmt immer beſſer und ſchöner, das wird hohe Herrſchaften höchlich amüſiren. Vielen Dank für Ihre intereſſanten Mittheilungen, Herr Vernien.“

Als Vernien wieder in die Loge trat, fragte ſeine Frau: „Was wollte der Kammerherr?“

— „Kannſt du es nicht errathen?“

— „War es wegen Sylvanie?“

— „Sie wird hoch zu Gnaden kommen. Bei hohen Herrſchaften kann man ſich beſſer nicht empfehlen, als durch erhobene Einfalt. So habe ich ſie empfohlen, indem ich gewiſſenhaft die Wahrheit ſagte. Schau nur nach der königlichen Loge, der Kammerherr berichtet. Die hohen Herrſchaften lachen. Der ganze Hof wird aufmerkſam. Sie blicken nach unſerer Loge her und lachen. Sylvanies Glück blüht. Sieh nicht ſo ſcharf nach der königlichen Loge hin, es möchte auffallen.“

Am folgenden Morgen probirte Sylvanie einen Grotesk-Pas: le petit bon homme de bois.

Mit einem Male erſchien der Director und rief ſehr geſchäftig: „Mademoiſelle, ſtellen Sie die Probe ein. Auf Befehl wird heute dans les nuages wiederholt."

— „Nein! Ich tanze meinen hölzernen Mann! Stören Sie meine Probe nicht, Herr Director."

— „Mademoiſelle haben mich wahrſcheinlich nicht verſtanden? Auf Befehl des Königs wird heute dans les nuages wiederholt."

— „Wie es ſcheint, Herr Director, verſtehen Sie mich nicht. Soll ich dieſen Abend tanzen, ſo tanze ich den hölzernen Mann."

— „Liebe Sylvanie, wiſſen Sie, was „auf Befehl des Königs" zu bedeuten hat?"

— „Auf Befehl des Königs kann ich meine tours d'adresse wiederholen. Doch ſoll man ſeine Künſte nicht zweimal hintereinander machen. Dreimal hintereinander iſt vollkommen ſchulwidrig."

— „Liebe Sylvanie, Sie werden ſich doch einem Befehl des Königs nicht widerſetzen?"

— „Mein Herr! Ich bin hier den hölzernen Mann zu probiren, und Sie ſtören. Paragraph II. Art. 9 und 10 der Theatergeſetze!"

— „Mademoiſelle weigern ſich entſchieden dieſen Abend in den Wolken zu tanzen!"

— „Sie wiſſen, mein Herr, wie unſere Uebereinkunft lautet: ich tanze, was ich will. Dans les nuages tanze ich vor dem Publicum vor künftiges Jahr nicht wieder."

— „Mademoiſelle! die Ausſtattung dieſes Pas war eine ſehr koſtſpielige!"

— „Ich habe Ihnen angeboten die Koſten zu tragen, warum ließen Sie ſich das nicht gefallen?"

— „Liebe Sylvanie, ſetzen Sie mich nicht in ſolche Verlegenheit. Setzen Sie Ihren Kopf nicht auf gegen Seine Majeſtät den König."

— „Herr Director, zum letzten Mal, ſtören Sie mich nicht, ich will probiren."

— „Liebe Sylvanie! Ich werde Sie krank melden, wenn Sie doch einmal heute Abend nicht tanzen wollen."

— „Wenn ich heute Abend nicht tanze, ſo ſitze ich in meiner Loge."

— „Mademoiſelle werden mir das Dementie vor Sr. Maj. und dem ganzen Hofe nicht geben wollen!"

— „Mein Gott! was ſind Sie für ein ängſtlicher Mann. Seine Majeſtät befehlen; allein ich gehe zu Ihr, um Ihr zu ſagen, daß wenn ich Vormittags den hölzernen Mann probirt habe, ich Abends nicht in den Wolken tanzen kann. Das iſt unmöglich und Sie, mein Herr, verſtehen das nicht! Stören Sie mich nicht ferner. Allons messieurs recommençons."

Der Director ging zu Leonhardi, zu Fröhlich, zu Tagliaſico und anderen Herren.

— „Was ſagen Sie dazu? Sie widerſetzt ſich dem Willen Sr. Maj. des Königs. Der Hof kömmt in's Theater, um dans les nuages zu ſehen und ſie will den hölzernen Mann tanzen. Ich unterſtehe mich nicht, das dem Publicum zu annonciren.“

Nach der Probe ließ ſich Sylvanie von Brünette folgendes Schreiben aufſetzen:

„Majeſtät befiehlt mir, heut zu wiederholen, was ich geſtern zur Nachfeier Allerhöchſten Geburtstags tanzte. Gern möchte ich gehorchen. Nur iſt ein Tag nicht wie der andere. Mit dem ſo ſchönen und wichtigen Feſte verſtreicht auch die Inſpiration. Man kehrt zur Alltäglichkeit zurück und verliert den Muth ſich Eurer Majeſtät als Engel zu präſentiren. Die Befürchtung, Ew. Maj. heute minder als geſtern zu gefallen, macht mich vollends zaghaft. Geruhen Ew. Maj. mir zu geſtatten, dieſen Abend einen weit ſchwierigeren Tanz auszuführen, zu dem ich mehr Muth und Zuverſicht habe.“

Nachdem Brünette dieſe Zeilen kalligraphiſch auf das feinſte Velin gezeichnet hatte, ſprach ſie:

„Ich habe dir deinen Willen gethan, du wunderliches, eigenſinniges Ding. Bevor ich aber dieſes Schreiben aus Händen gebe, muß ich die Einwilligung des Herrn Vernien dazu erlangt haben; ohne ſeine Zuſtimmung darfſt du dergleichen nicht wagen.“

Beide Mädchen fuhren zu Vernien, welcher keineswegs Sylvanies Eigenſinn billigte.

„Keine Thorheiten, liebes Mädchen!“ ſagte er. „Widerſetzen Sie ſich nicht dem allerhöchſten Willen hier zu Lande. Auf der Bühne gehört man dem Moment an und der Virtuoſe muß geübt ſein ſeine Kräfte und Fertigkeiten, in dem Augenblick, wo man ſie ihm abverlangt, in Bereitſchaft zu haben.“

— „Bin ich Argina, welche die Sylphide, die Bajadere, die Räuberbraut und das ſchlechtbewachte Landmädchen über einen Leiſten ſchlägt? Sie fertigt das Ballet mit Entrechats, Elevins und Pirouetten ab. Ich bin geſtern Abend mit dem bon homme de bois ſchlafen gegangen, bin heute Morgen mit ihm aufgeſtanden, habe ihn dieſen Vormittag probirt; ich kann heute keinen Engel tanzen.“

— „Verſcherzen Sie nicht zum zweiten Male die Gnade Sr. Maj. Sie thun Ihrer Kirche Schaden. Ich will Ihnen etwas verrathen, was ich als Ueberraſchung Ihnen aufzuſparen gedachte. Allerhöchſte und hohe Perſonen ſind geſonnen Ihre Kirche reichlich zu beſchenken.“

— „Das iſt ein Anderes!“ rief Sylvanie. „Dann — Nein! dans les nuages kann ich heut nicht tanzen. Ich will mich krank melden, obſchon es eine Lüge iſt, allein es kömmt auf das Gewiſſen des Herrn Directors. Er will ſich damit aus dem Handel ziehen.“

„Herr Vernien!“ ſprach Brünette. „Ueberlaſſen Sie dieſes wunderliche Mädchen ihren Eingebungen. Es iſt ſonſt nichts mit ihr anzufangen. Tanzen muß ſie dieſen Abend, da Se. Maj. der König es verlangt. Es iſt beſſer, ſie tanzt den hölzernen Mann, als gar nicht.“

— „Ich glaube Sie haben Recht, Mademoiſelle. Sie kennen Ihre Freundin, und wiſſen Sie richtig zu behandeln. Wohlan! Sylvanie, fahren Sie zum König, und verſuchen Sie Ihr Glück.“

Sylvanie fuhr zum König. In den Vorzimmern wurde ſie erkannt. Die Hoflakeien ſagten es den Pagen, die Pagen den Kammerjunkern und die Kammerjunker den Kammerherren.

Der Kammerherr, Graf von Saldern, der noch von geſtern her ihr ſehr gewogen war, trat zu ihr, in der Hoffnung neue intereſſante Mittheilungen von ihr zu erlangen.

— „Mademoiſelle Sylvanie!“ fragte er gnädig lächelnd. „Was ſteht zu Ihrer Verfügung?“

— Sie reichte ihm die ſauber kalligraphirte Bitte.

— „Soll das der König haben?"

— „Ja, mein Herr! Aber augenblicklich! Es handelt ſich um die Vorſtellung dieſen Abend."

„Für den Augenblick iſt es unmöglich. Aber ich will die gelegene Zeit abwarten, um es Sr. Majeſtät einzuhändigen." Er durchlas die Schrift und ſagte: „Das hat keine Schwierigkeit. Seien Sie unbeſorgt. In wenig Stunden erhalten Sie den erwünſchten Beſcheid in Ihre Wohnung."

Fröhlich's Bericht an Bernien lautete:

„Eben hatte ſich der Director zu Tiſche geſetzt, als freudeſtrahlend Demoiſelle Sylvanie erſchien, mit einem eigenhändigen Schreiben vom Kammerherrn, Grafen Saldern, welches lautete: „Mademoiſelle! Se. Maj. der König geruht, Ihnen melden zu laſſen, daß Allerhöchſt ſein Befehl nicht bis in die Wolken reichen ſoll, um Engeln Vorſchriften zu machen. Tanzen Sie was Sie wollen, nur etwas ganz Beſonderes, oder Sie machen mich zum Lügner."

„Dein Wille, o Sylvanie!" rief der Director, „geſchehe in den Soffiten und alſo auch auf dem Podium!"

Der hölzerne Mann iſt ein halbſerieuſer, halb komiſcher Tanz. Bravourpas und par force Sprünge wechſeln unaufhörlich mit einander. Auch die Muſik iſt bald edel und bald luſtig. Ebenſo iſt das Coſtume ein doppeltes, je nachdem Sylvanie dem Publicum ihr Angeſicht oder den Rücken zuwendet. Vorn iſt ſie ein niedliches Flittermännchen. Wams und Beinkleider ſind roſa, mit goldenen Flittern und Litzen reich beſetzt. Die Bauſchen reichen bis zum Ellenbogen und bis über das Knie und ſind blaugrau mit ſilbernen Flittern und Litzen geſtickt. Die Schuhe ſind gekerbt mit großen bunten Roſen; ihr Hütchen iſt rings mit großen roth und blauen Federn beſetzt. Wenn ſie rücklings tanzt, iſt ſie ein barbariſcher Hampelmann mit großem Kopfe, der tief in den Schultern ſteckt, großen blauen Augen, breiter Naſe, ſchwarzem Knebelbart und Mund und Zähnen wie ein Nußknacker. Das Kleid iſt ſchwarz und grün, ſchnurgrade geſtreift und ebenſo ſchnurgrade mit ſilbernen und goldenen Treſſen beſetzt. Sein Kopf ſitzt feſt an ihrem Hinterkopf, ſie kann ihn rechts und links neigen. Der Rumpf iſt an ihrem Rücken befeſtigt. Die Oberarme und Schenkel ſind eben ſo lang und breit wie die Puffen. Die Unterarme bleiben dieſelben und die Füße ſetzt ſie ſo auswärts, daß man nicht weiß was vor, was rücklings iſt. Dieſer Hampelmann iſt von dünner Gutta Percha, er giebt allen Beugungen nach, wie ſteif er auch immer erſcheint und wie ſie ſich umdreht, iſt der ſchwarzgrüngeſtreifte, ſteif betreßte Hampelmann da; wie ſie wieder Kehrt macht, iſt ſie wieder das niedliche Flittermännchen.

Die Einleitung iſt ein graciöſes Andante. Das Flittermännchen macht Attituden, Elevées und Pliés, wie jede andere Tänzerin. Sie pirouettirt ſogar, und man ſieht keinen hölzernen Mann; weil der Hampelmann eine glatte Fläche iſt, verſchwindet er aus dem Augenpunkt des Zuſchauers im ſelben Augenblick wieder, wo er hineingetreten iſt. Auch verwirrt das Lampenlicht den Augenmerk und Sylvanie iſt behender als der Gedanke. Welche Effecte ſie bei dieſer doppelten Geſtalt macht, läßt ſich nicht beſchreiben und man muß es ſehen, um ſich einen Begriff davon zu machen.

Nach der Introduction folgt ein Maeſtoſo mit Pauken und Trompeten. Ein Bravourſolo mit Entrechats a Travers, vor denen Tagliafico Reſpect zu haben erklärt. Hier und da bei ſolch einem Rieſen-Entrechat zeigt ſich der grimmige Hampelmann, iſt aber wieder fort, eh man weiß, was man geſehen hat. Bei einem kleinen Rallentando zeigt er ſich deutlicher; dieſe Metamorphoſe tritt aber nicht etwa mit dem vollen Tacte ein oder am Schluſſe eines Rhythmus, oder bei einer Fermate, ſondern mitten im Tacte, oder vielmehr mitten in einer Note, um auch wieder zu verſchwinden, nachdem die Aufmerkſamkeit und das Gelächter erregt worden. Bei einem gewaltigen Sforzando mit großer und türkiſcher Trommel, Becken und Triangelſchlag erklärt der Hampelmann ſich endlich in Permanenz. Steif und hölzern, ſchwerfällig und eckig fängt er ſich zu regen an, wie am Drath gezogen, immer lebhafter, bis er endlich tanzt. Die Muſik hat eben ſo kurze Noten mit Trommel- und Triangelſchlag, wie ſeine Bewegungen hart und hölzern ſind.

Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen giebt es nur einen Schritt. Vom Serieuſen zum Grotesken hat Sylvanie nur eine halbe Wendung. Mitten in einer Note iſt ſie Flittermännchen, was auf einer Fußſpitze ſteht, und wieder Hampelmann, der auf beiden Hacken tanzt. Dort macht ſie zierlichlächelnd ihre Pliés; da hebt ſie die Beine über den Kopf empor; dort macht ſie ſchlanke Elevés; hier zieht ſie ſchildkrötenartig die Extremitäten ein und ſteht mit dem Rumpf auf den Händen. Ihre Pirouetten endlich ſind bei ihrer Doppelgeſtalt das Mannigfachſte, was man ſehen kann. Wie den Hampelmann kann ſie auch das Flittermännchen verſchwinden machen. Das Flittermännchen wirbelt; der Hampelmann zuckt ſtoßweiſe, oder beide wechſeln ſo accurat, daß ſie zu einer Figur verſchmelzen. Und endlich die ſchrägen oder horizontalen Pirouetten! Beide Figuren ſcheinen übereinander hinwegzuſpringen. Kurz es iſt gleichſam ein pas de deux, was ſie mit ſich ſelbſt tanzt, bald ſerieux, bald grotesk, und der Spaß iſt, daß der Hampelmann ſtets das Flittermännchen parodirt. Stets hat er dieſelben Figuren, nur ahmt er ſie auf ſeine Weiſe nach: eckig, ſteif und komiſch. Der hölzerne Mann iſt ein polemiſcher Tanz, um die modernen Balletkünſte zu verhöhnen; das erſte Product dieſer Art, was ſie aus genialem Muthwillen erfunden, ohne die unverkennbare Tendenz deſſelben zu ahnen. Dieſe unbewußte Polemik und der geniale Muthwille treten zum Schluſſe am ſchärfſten hervor. Die muſikaliſchen Figuren werden kürzer. Forte und piano wechſeln erſt mit vier Tacten, dann mit zweien, zuletzt folgen Septimen- und Octaven-Accorde dicht aufeinander. Eben ſo raſch und immer raſcher wechſeln Hampelmann und Flittermännchen und bei der Schlußfermate ſpringt ſie pirouettirend in die Couliſſen, mit einer Geſchicklichkeit, daß beide Geſtalten in einem Wirbel verſchwimmen.

Sie wiſſen, welch einen Jubel und ausgelaſſenen Beifall dieſer Grotesk-Pas erregte und haben in das herzliche Gelächter, welches das Haus durchgellte, wahrſcheinlich eingeſtimmt. Aber dieſes Mal war Sylvanie gehörig echauffirt, ja auf eine beängſtigende Weiſe athemlos. Sie hatte ſich auf einen Sopha geworfen und der Theaterarzt trat zu ihr:

„Mademoiſelle!“ ſagte er. „Wenn Sie das wieder thun, ſtehe ich für nichts. Sie können ſich das Netz, die Achillesflexe, die Milz, den Magen, die große Herzſchlagader, das Herz ſelbſt ſprengen. Sie können hier auf der Stelle des Todes ſein."

„Dafür iſt es ein Groteſk-Pas," antwortete ſie mit dem erſten Athem, den ſie wieder gewonnen hatte.

„Aber von Ihrer eignen Compoſition, Mademoiſelle," verſetzte Tagliaſico, „und Sie können nicht Maß halten. Während das Publicum lacht und jauchzt, ſchwitzt unſer einer, der es verſteht, Blut und Waſſer. Schämen Sie ſich, auf Ihr junges Leben ſo loszuſtürmen. Vous ètes folle!" —

Der Director trat zu ihr. „Sie werden Ihren hölzernen Mann ſehr moderiren, wenn Sie ihn wieder tanzen wollen. Oder ich ſtreiche ihn vom Repertoir. Thun Sie was Sie wollen. Das ſind gefährliche Uebertreibungen und ich dulde ſie nicht."

Sylvanie wird ihren hölzernen Mann nicht wieder in dem Maßſtabe tanzen, ſie muß ihn moderiren.

Hinter den Couliſſen glaubt man allgemein, daß ſie mit dem Flittermännchen Argina copirt habe. Sie hatte ſich das Haar mittelſt Pomade dunkler gemacht, die Brauen geſchwärzt und ſtark Roth aufgelegt, was ſie nie zuvor gethan. Doch will ſie das Abendmahl darauf nehmen, daß ſie an Argina nicht gedacht. — „Für ſolchen Flitterſtaat und Kopfputz," ſagt ſie, „ſind meine Züge nicht markirt genug. In einem Groteſktanz wird keine Mimik verlangt, alſo wollte ich meinem Geſichte nachhelfen, um nicht gar zu nüchtern auszuſehen.“

Nachſchrift: Sylvanie iſt ſehr betrübt. Der Tod ihres zweiundachtzigjährigen Lehrers koſtet ihr viele Thränen und ſie betet fleißig für ſeine Seele. — „Jetzt giebt es niemand mehr,“ ſagt ſie, „der mir rathen kann. Dieſer Verluſt iſt unerſetzlich. Ich bin mit meiner Schule verwaiſt.“

Der alte Spalazzani iſt im ſtrengſten Sinne des Wortes vor Freuden geſtorben. Vor Freuden über ſeine geniale Schülerin. Allerdings iſt das traurig. Es hat jedoch ſein Komiſches. Wegen des Tanzes in den Wolken wurde fleißig mit ihm correſpondirt. Alle neuen Ideen und die Veränderungen, welche Sylvanie mit dieſem Pas vornahm, den ſie als Kind ſchon tanzen ſollte, wurden durch Brünettes Feder nach Marſeille berichtet und Spalazzani antwortete darauf mit Bedenklichkeiten. Er rieth von dem Wageſtück ab: Sylvanie wäre nicht heimiſch genug auf der Bühne geworden und manches, was ſie in dieſem Pas leiſtet, hielte er für gänzlich unausführbar. Seit ſie ſich aber in Deutſchland befindet, iſt etwas aus ihr geworden, was er ihr nicht zutraute und als er erfuhr, daß ihr Tanz in den Wolken über alle Erwartung durchweg gelungen war, rief er aus: „Sie iſt die erſte Tänzerin, die es jemals gegeben und eh ich ſterbe, will ich ſie noch einmal tanzen ſehen.“ Er wollte auch flehenden Fußes hierherreiſen, aber der Tod ließ ihm keine Zeit dazu. Er überfiel ihn, während er ſeinen Mantelſack packen ließ und indem er eine franzöſiſche Zeitung las, in welche ein Artikel über Sylvanies Leiſtung am Geburtstag des Königs aus einem unſerer hieſigen Journale übergegangen war.

„Die erhabenen Gäſte haben uns verlaſſen,“ ſchrieb Bernien nach London, „und Sylvanie iſt auf dem Gipfel des Glücks. Allerhöchſter und Höchſterſeits ſcheint man Luſt und Spaß daran gefunden zu haben, ſie auf ſinnreiche Weiſe zu erfreuen. Wer hat ſo etwas geahnet! — Ein ganzer Kirchenſchatz iſt beiſammen. Altarleuchter, Kelche, Communionſchüſſeln, Monſtranzen, Rauchfäſſer, Weihbecken u. ſ. w. Ein vier Fuß hohes Crucifix, maſſiv von Silber mit vergoldeter Figur, von Ihrer Majeſtät der Königin, von Seiner Majeſtät dem Könige ein ſilbernes Opferbecken, das Geſtell von Filigranarbeit, das Becken vergoldet. Vermuthlich gab dieſes Geſchenk Anlaß, den freigebigen Scherz noch weiter zu treiben, das Opferbecken iſt angefüllt mit ſilbernen und goldenen Münzen. Keine Seltenheiten. Thaler und Zweithalerſtücke, aus aller deutſchen Herren Länder; einfache und doppelte Ducaten und Louisd'or, alles neu aus der Münze, goldene Pfennige, Groſchen und Kreuzer. Eine ſechszehn Bogen ſtarke

Liſte giebt alles mit der minutiöſeſten Ausführlichkeit an. Ich würde eine Copie beilegen, wenn ich nicht befürchten müßte, mit zu großer Genauigkeit Ihnen läſtig zu fallen.“

„Ich ließ ein Zimmer leeren und einen Tiſch decken und altarmäßig aufſchmücken. Ich bat Herrn Paſtor Ferrand alles nach kirchlichem Ritus zu ordnen und Sylvanie wurde zum Frühſtück geladen.“

„Doctor Fröhlich, der mit im Geheimniß war, mußte ſie gleich nach der Probe herbringen.“

In dem kapellenartig ausgeſchmückten Zimmer ſtand rechts vom Tiſche der Paſtor Ferrand im Chorrock und links der Kammerherr, Graf Saldern, in Hoftracht, hinter demſelben der Hofrath Profeſſor Fiſcher und ein Secretair, beide in ſchwarzem Frack und Escarpins, hinter dieſen zwei Lakeien in Hoflivrée.“

„Als wir Sylvanie in's Zimmer führten, ſah ſie uns fragend an und wußte nicht woran ſie war, denn in Kirchenſachen weiß ſie Beſcheid und merkt augenblicklich, was heilig oder profan iſt.“

Paſtor Ferrand nahm das Wort: „Meine Tochter! Wenn Sie ſich auch hier nicht an geweihter Stätte befinden, ſo müſſen Sie ſich jederzeit doch demüthigen vor dem allgegenwärtigen Gotte.“ Er deutete auf das Crucifix und ſie beugte ihr Knie, faltete die Hände, ſenkte das Haupt und betete ſtill.

Nachdem ſie vollendet, führte ſie der Kammerherr zum Tiſche und der Profeſſor verlas die Liſte der Geſchenke mit den hinzugefügten Namen der erhabenen Geber. Der Kammerherr deutete ihr allemal an, wovon die Rede war nnd gab ihr auch die meiſten Gegenſtände in Händen. Sie behauptete eine ſehr ruhige Faſſung, ſchenkte dem Kammerherrn ſtille Aufmerkſamkeit und war nur außerordentlich bleich.

Als das Opferbecken geöffnet wurde, fand ſich in demſelben auch ein Papier, worüber ich allein Auskunft geben konnte, und der Kammerherr fragte: „Woher kommt das?“

Eine Anweiſung auf ein Handlungshaus in Marſeille von 35,000 Franken, um die Schulden der Gemeinde zu tilgen, in welcher Demoiſelle Sylvanie geboren iſt. Der Geber wünſcht unbekannt zu bleiben und Mademoiſelle hat ſich durch ein Gelübde verpflichtet, das Größte wie das Kleinſte, ohne Anſehung der Perſon, für ihre Kirche, ihre Gemeinde, oder ihre Armen anzunehmen.

Da fing ſie an zu weinen, und eh ich's mir verſah, hatte ſie meine Hand geküßt. Ich konnte es nicht hindern, da ſie eine ganz ungewöhnliche Muskelkraft und Gewandtheit beſitzt.

— „Welche Anwandlung, Mademoiſelle!“

— „Sie ſind der Geber.“

— „Nein!“

— „Sie allein wiſſen, daß ich auch dieſen Wunſch noch hegte. Ihnen habe ich das anvertraut.“

— „Ich habe vielleicht dieſe Gabe veranlaßt; denn in dieſem Sinne habe ich mich mit Ihnen zur Wohlthätigkeit aſſociirt. Wie Sie ſehen habe ich gut für Sie gearbeitet, und Sie ſind am Ziele, bevor Sie es vermuthen konnten. Der Geber jedoch bin ich nicht, das ſchwöre ich Ihnen, — ich will nicht ſagen: „als guter Chriſt,“ — denn weil ich nicht katholiſch bin, würden Sie ſich darauf nicht einlaſſen wollen, ſondern „auf Ehre!“ mein Ehrenwort werden Sie achten!“

Sie nahm meine Hand und die meiner Frau, mit der Linken ergriff ſie die meiner Tochter und ſo führte ſie uns zum Crucifix. In ihren durchſichtigen Zügen, aus denen allemal ihre Seele ſchaut, glaubte ich ungefähr zu leſen:

„Herr Gott! ſie ſind zwar noch nicht dein, aber um meinetwillen thun ſie der Kirche Gutes. Erleuchte du ſie daher auch um meinetwillen.“

Wir gingen zum Frühſtück. Doch Sylvanie blieb ſtill und feierlich und genoß ſo gut wie gar nichts.

Ich wollte ſie ermahnen heiter zu ſein und ihr Glück mit uns, die wir ſo herzlichen Theil daran nähmen, recht ausgelaſſen zu feiern.

„Verleiten Sie mich nicht dazu!“ antwortet ſie. „Es wäre Sünde.“

Beim Abſchied ſagte ſie: „Geben Sie Acht, ich werde etwas thun, mich des heutigen Tages würdig zu machen. Was? weiß ich ſelbſt noch nicht, aber ich werde ſchon auf Etwas kommen!“

Nur keine eigenen Compoſitionen! Sie ſind damit zu überſchwenglich. Schon der hölzerne Mann mußte ſehr gemildert werden, damit Sie ſich nicht zu Tode tanzen.

„Nein! nein!“ verſicherte ſie, „etwas Großes. Etwas Erhabenes. Es wird mir etwas der Art ſchon einfallen.“

Viertes Buch.

Graf de la Roche Duhamel — lautete ein neuer Bericht Fröhlich's — empfängt alle Donnerſtag, und Künſtler und Gelehrte von Ruf ſind ihm ſtets willkommen. Auch Sylvanie ſieht gern Messieurs les artistes et hommes des lettres; nur Franzöſiſch müſſen ſie ſprechen, und vom Tanzen etwas verſtehen, wenn ſie nicht ignorirt ſein wollen. Heute war ſie in all ihrer Beſcheidenheit und Unſchuld die Königin des Salons und die unumſchränkte Beherrſcherin des Geſpräches.

Der Director der Academie, Profeſſor Hartmann, brachte das Geſpräch auf Mignon's Eiertanz in Goethe's Wilhelm Meiſter.

„Mignon,“ ſagte er, „iſt eine Lieblingsfigur unſeres größten Dichters, aus ſeinem beſten Roman; ein Gebilde, welches ſich in deutſcher Phantaſie feſt eingebürgert hat. Wilhelm Meiſter läßt dieſen Eiertanz in einem Feſtſpiel — welches freilich kein Tanz in den Wolken iſt — auf der Bühne vorkommen. Bei Ihrer Figur und ihren Fähigkeiten, Mademoiſelle, wird es Ihnen ein Leichtes ſein, dieſe Dichterphantaſie zu verwirklichen. Sie würden ſich dadurch bei jedem Deutſchen zu einer nothwendigen Sehenswürdigkeit machen, wie das Ballet noch keine aufzuweiſen hat. Sie würden ſich mit einem unſerer populärſten Ideale identificiren, Sie würden in der Kunſtgeſchichte und in dem Ballet eben ſo viel bedeuten, wie was man in Ihrer Kirche, wenn Sie mir den ketzeriſchen Vergleich nicht übel nehmen wollen, eine Heilige erſten Ranges nennt.“

„Das wäre eine der wünſchenswertheſten Aufgaben für mich,“ antwortete Sylvanie; „und wenn Sie mir Anleitung und Vorſchrift geben, dergleichen auszuführen, werde ich Ihnen ewig dankbar ſein.“

Unſtreitig giebt es nichts Wünſchenswertheres für eine junge Künſtlerin, als das Ideal eines großen Dichters leibhaftig zu verbildlichen. Nur giebt es einen Unterſchied zwiſchen Erſonnenem und Erlebtem, und was an ſich kein Ideal iſt, läßt ſich auch nicht leicht idealiſch verkörpern. Dies machte uns Sylvanie deutlich.

Weil ſie den Director gleich beim Worte nahm, und durchaus von nichts anderem hören wollte, als von Mignon's Eiertanz, wurden ſämmtliche vier Bände des Wilhelm Meiſter aus einer nahen Leihbibliothek herbeigeholt. Ich überſetzte ihr ſämmtliche darauf bezügliche Stellen; ſie aber zuckte die Achſeln, rümpfte das Näschen und ſchüttelte ihr Köpfchen.

„Dieſer Tanz,“ ſagte ſie, als ich zu Ende war, „iſt nicht erfunden. Dieſer Herr hat nur beſchrieben, was er auf einem Dorfjahrmarkt geſehen, und eine Ballettänzerin kann ſich auf der Bühne nicht mit ſolchen Zigeunerkunſtſtücken befaſſen.“

Man fand allgemein dieſes Urtheil ſchroff und befangen. Nur ich kannte Sylvanie beſſer und glaubte, ihr zu Hülfe kommen zu müſſen.

„Wer Goethe's Styl und Eigenthümlichkeit kennt,“ ſagte ich, „wird wiſſen, wie gern er Selbſterlebtes und unmittelbar Erſchautes beſchreibt, und mit eigenen Erfindungen nicht eben ſehr freigebig iſt. Goethe war ein redlicher deutſcher freireichsſtädtiſcher Bürgermeiſtersſohn und kein Ballettänzer und Librettodichter. Es kann Mademoiſelles Abſicht nicht ſein, unſeren großen Autor irgendwie zu verkleinern, und bei der Schule und dem guten Unterricht, den ſie genoſſen hat, wird ſie im Stande ſein uns zu erklären, was ſie in Mignon Unedles und zur künſtleriſchen Nachahmung Unangemeſſenes findet.“

„War Mignon eine Balletelevin?“ fragte Sylvanie. „Nein. Eine Jahrmarktskünſtlerin. Läßt ſich aus ihrem Tanze alſo eine Aufgabe für eine Ballettänzerin machen?“

— „Warum nicht?“

— „Auf der Bühne lebt die Illuſion. Die Architecturen, die Bäume, die Könige, die Helden ſind keine wirkliche Architecturen, Bäume, Könige und Helden; brauche ich alſo wirkliche Eier um ſolch einen Tanz auszuführen? Eier von Holz oder Stein, oder ich laſſe ſie hart kochen, damit ich ſie nicht zertrete, würden dieſelben Dienſte thun, und wo bliebe das Kunſtſtück?“

— „Aber müſſen Sie denn immer das Aeußerſte und Höchſte leiſten,“ wandte man ihr ein. „Bei Ihrer Grazie und Ihrem Aplomb wird man auch mit etwas Geringerem vorlieb nehmen.“

— „Wo ſoll aber die Grazie herkommen, wenn man ſich die Augen verbindet? Wenn ich tanze, gebrauche ich meine Augen nicht zum Sehen, ſondern zum Geſichtsausdruck. Ich ſehe mich ſelbſt, wie ich mich vor dem Spiegel einſtudirt habe und wie der Zuſchauer mich ſehen ſoll. Den bon homme de bois tanze ich rücklings und weiß doch, was der Zuſchauer ſieht, was mir gelingt, und was mir nicht gelingt, und wenn ich die Somnambule tanze, verſchwinden meine Augäpfel, während ich auf dreißig Fuß hohe Dächer ſchreite und auf ſchwankende Zweige, und bröckelndes Mauerwerk trete.“

Während ſie dieſes raſch herplauderte, verſchwanden plötzlich ihre Augäpfel unter den Oberlidern und nur das Weiße in den Augen war ſichtbar. Sie hatte ſich aus dem Stegreif in eine Somnambule verwandelt. Eine liebliche Erſcheinung, welche dennoch zugleich Schauer einflößte. Dieſe Mimik iſt eine völlig ungekünſtelte und unwillkürliche. Ihre Lebhaftigkeit reißt ſie hin.

Man fand, was ſie ſagte, erſtaunlich und faſt undenkbar, indem man ihr jedoch zugeſtand, daß ſie ſelbſt Unmögliches leiſten könne.

— „Blickt der Klavierſpieler auf die Taſten, die er anſchlägt, und wenn er die ſchwierigſten Paſſagen ausführt?“ fragte ſie. „Eine Tänzerin iſt die Hand eines Klavierſpielers.“

Weil man dieſe Bemerkung treffend fand und vielfach als bon mot wiederholte, rief ſie:

„Meine Herren und Damen! Das iſt nicht die Weisheit eines kaum neunzehnjährigen Mädchens, ſondern die einer alten, ja veralteten Schule aus dem vorigen Jahrhundert.“

Indeß blieb der Director bei ſeiner Meinung und wiederholte: „Es würde großes Aufſehen durch ganz Deutſchland machen, wenn der Comödienzettel einmal brächte: „Wilhelm Meiſter, nach einer Epiſode aus Goethe's gleichnamigem Roman. Mademoiſelle Sylvanie wird als Mignon den Eiertanz nach

Vorſchrift des Dichters mit verbundenen Augen auf wirklichen Eiern ausführen!“

Sylvanie lachte: „Wird es einem Theaterpublicum jemals einfallen zu unterſuchen, ob meine Augen zum Schein oder wirklich verbunden ſind, und ob ich zwiſchen friſchen oder hartgekochten Eiern herumtanze? — Doch in Jahrmarktbuden wird der Zuſchauer aufgefordert ſich thatſächlich zu überzeugen, ob das, was die Anſchlagzettel verſprechen, auch wirklich geleiſtet werde, denn dort kömmt es nicht auf Illuſion, ſondern auf das Kunſtſtück an.“

„Ich glaube Mademoiſelle zu verſtehen,“ ſagte ich. „Auf der Bühne lebt die Illuſion. Die Bravour und das Studium des Künſtlers iſt alſo nicht das Höchſte und Letzte; ſondern es handelt ſich darum, wie er ſeine Mittel beherrſcht und welche Wirkungen er damit hervorbringt. In Gauklerbuden hingegen gilt einzig und allein die Sicherheit, Fertigkeit und Bravour des Künſtlers. Hier iſt das Kunſtſtück der letzte Zweck, dort ſoll die Kunſt das Höchſte ſein. Die Bühne will auf die Phantaſie wirken, der Gaukler muß das Nachdenken auffordern.“

„Mademoiſelle hat mich geſchlagen,“ verſetzte der Director. „Ich darf es eingeſtehen, denn ein wenig bekömmt Goethe mit ab.“

Profeſſor Williſen, welcher Aeſthetik lieſt, nahm das Wort: — „Ich kann nicht leugnen, Mademoiſelle, daß ich einmal das Glück haben möchte in der Oper neben Ihnen zu ſitzen, um Ihr Urtheil über ein Ballet im Augenblick der Darſtellung zu vernehmen. Meine Ideen über Tanzkunſt würden dadurch unſtreitig ſehr bereichert werden.“

— „Ich bitte um Verzeihung, mein Herr. In meiner Loge bin ich ſtumm. Ueber unſere Oper und deren Mitglieder iſt mein Mund contractlich geſchloſſen und ich kann ihn nur auf Gefahr meiner Gage öffnen.“

— „Das iſt ſehr Schade, Mademoiſelle. Aber ſagen Sie mir doch, wie kommt es, daß alle Balletlibretti, der Tanz in den Wolken ausgenommen, gewöhnlich Albernheiten und Abgeſchmacktheiten ſonder Gleichen ſind.“

— „Das räume ich nicht ein, mein Herr!“

— „Wo ſollen die guten Libretti herkommen? Wer ſoll ſie ſchreiben? Zum Ballet gehört gar zu vielerlei Kunſt und Wiſſenſchaft und eine Tänzerin, die wie Sie Mademoiſelle, mit allen Künſten, die ſich im Ballet vereinen, vertraut iſt, bleibt immer eine höchſt ſeltene Erſcheinung. Wir können ſehr zufrieden ſein, wenn wir bei unſeren Dichtern gelehrte Studien finden, und wir wollen es ihnen gerne nachſehen, wenn ſie von der bildenden und Tonkunſt wenig wiſſen. Wenn unſere Muſiker und Maler nur Poeten ſind, ſo ſoll uns das auch ſchon genügen, und wie wollen keine Gelehrſamkeit von ihnen verlangen, vom Tanze aber verſteht keiner etwas und niemand befaßt ſich mit dem Ballet. Warum? Das Ballet in heutiger Zeit iſt nicht der Art und Beſchaffenheit, daß Künſtler und Gelehrte es beachten können. Wem alſo bleibt es überlaſſen Ballets zu arrangiren und Libretti zu ſchreiben? Den Balletmeiſtern, die weiter nichts können und lernen wollen, als tanzen, und weder künſtleriſche noch wiſſenſchaftliche Bildung haben."

— „Der Herr Balletmeiſter Spalazzani hat gewiß künſtleriſche, wie wiſſenſchaftliche Bildung gehabt."

— „Eine Ausnahme iſt keine Regel."

— „So will ich Ihnen einen deutſchen Balletmeiſter nennen, der in Paris beim — nein! in London für das Theater der Königin, ein Libretto comme il faut gedichtet hat. Ich fand es unter dem Nachlaß von Spalazzani, der mir von Marſeille aus zugeſchickt wurde. Er hat es für mich beſonders arrangirt und mit Bemerkungen verſehen.

— „Und wer iſt dieſer deutſche Balletmeiſter?"

Der Name, den Sylvanie nannte, klang nach ihrer Ausſprache wie Anriähn.

„Anriähn," wandte man ihr ein, „iſt kein deutſcher Name."

— „Er iſt ein Deutſcher, ein Gelehrter und Doctor. Meine liebe Brünette, erkläre doch dieſen Herren, wer Anriähn iſt."

— „Vielleicht ein ſehr obſcurer Menſch. Ich kenne ihn nicht.“

— „Im Gegentheil. Ich habe gehört, er ſoll in Deutſchland ſehr berühmt ſein! Doch das wirſt du beſſer wiſſen.“

— „In Betreff des Tanzes, mein Engel, biſt du die Gelehrte. Geben Sie ſich die Mühe, meine Herren, ſie wohl zu verſtehen. Spalazzani hat ſie ſterbend für die größte Balletkünſtlerin erklärt und in Betreff ihrer Kunſt iſt ſie infallibel.“

— „Wie iſt das Libretto betitelt?“ fragte der Aeſthetiker.

„Le docteur Faust!“ ſprach Sylvanie mit ſehr ſüdlichem Dialecte.

„Doctor Fauſt?“ fragte überraſcht der Aeſthetiker. „Ein Ballet Doctor Fauſt, das iſt intereſſant. Ich leſe jetzt grade über die Fauſtſage. Daß es auch ein Ballet giebt „Doctor Fauſt,“ habe ich nicht gewußt. Wie heißt der Verfaſſer? bitte, Mademoiſelle!“

Sylvanie blieb bei Anriähn. Als ſie aber zu hart gedrängt wurde, bat ſie um meine Schreibtafel und kritzelte hinein: Henri Heine.

Ein lautes Gelächter erhob ſich. „Heinrich Heine! Der alte Heinrich Heine.“

— „Er ſoll in Deutſchland ſehr berühmt ſein?“

— „Das iſt wahr, nur nicht als Balletmeiſter. Der arme kranke, an allen Gliedern gelähmte Mann!“

— „Aber er hat doch den „Doctôr Fohſt“ gedichtet?“

— „Ja! auf dem Krankenbette, dem Tode nah.“

Sylvanie ward über die allzurückſichtsloſe Heiterkeit empfindlich. — „Wenigſtens hat er ſein Libretto ein Tanzgedicht genannt und die Herren Doctoren und Profeſſoren werden einräumen, daß Tanzgedichte dem Ballet erſprießlicher ſind, als die berühmteſten Eiertänze deutſcher Dichter!“

„Liebe Freundin,“ ermahnte Brünette. „Du erzürnſt dich ohne Grund, laß dir doch erzählen, wer der Mann iſt.“

Man erklärte ihr, wer Heinrich Heine ſei und daß er nie einen Fuß zum Tanzen angeſetzt, ſondern höchſtens auf Tanzſälen ſich herumgetrieben habe. Sie lachte nunmehr ſelbſt darüber.

„Ein Ballet Doctor Fauſt iſt ein kühner Gedanke!“ verſetzte der Aeſthetiker. „Jedenfalls muß ich in meinen Vorleſungen Notiz davon nehmen. Wie kann man dieſes Tanzgedichts habhaft werden?“

— „Es iſt erſt kürzlich erſchienen und liegt in allen Buchhandlungen auf.“

„Ich beſitze es,“ ſagte Doctor Krauſe, Redacteur der „— - Zeitung“ „und werde mir ein Vergnügen daraus machen, es Ihnen vorzulegen. Heine hat ſeine Aufgabe nach Möglichkeit gelöſt. Sein Ballet hat ſtrenge Form, hält ſich ſtreng an die alte Sage, iſt bald edel, bald bizarr, bald luſtig, bald gräßlich, kurz, es hat alle Vorzüge bis auf einen. Es iſt nicht aufführbar.“

„Ich bitte um Verzeihung!“ rief Sylvanie. „Es iſt ſehr aufführbar. Die hieſige Oper iſt freilich keine pariſer grande Academie und hat nicht den Raum und die Maſchinerien. Auch die Zeit in Deutſchland iſt beſchränkt, das Publicum hält bei einem Ballet nicht von 7 Uhr Abends bis 2 Uhr in der Nacht aus. Doctor Fauſt kann hier nicht in einem Abende gegeben werden. Aber der erſte und zweite Act und dann wieder jeder folgende Act iſt ein wohl eingerahmtes Ganzes, mit abgerundeter Handlung, voll Mannigfaltigkeit und Feerei. Geben Sie den Fauſt in zwei Abenden. Zuerſt die erſten drei, darnach die letzten beiden Acte. Wo nicht entweder zwei Acte den Abend, oder einen Act nebſt einer unbedeutenden Operette. Wo bleiben dann die Schwierigkeiten?“

„In der That,“ ſagte Doctor Krauſe. „Auf dieſe Weiſe wären alle Schwierigkeiten gehoben. — Man kann aus dieſem Fauſt fünf Theile machen. Heine iſt kein reicher Dichter. Er giebt immer nur wenig und Kleines. Aber in dieſem Ballet war er verſchwenderiſch, wie es die grande Academie nur irgend wünſchen kann. Erſter Theil. Bündniß mit dem Teufel. Zweiter. Erſte Ausflucht in die Welt. Dritter. Auf dem Blocksberg. Vierter. In Griechenland. Fünfter. In den Niederlanden oder Tod des Doctors Fauſt. — Mademoiſelle! Ihre Freundin hat Recht. Sie ſind eine Autorität und untrüglich. Jetzt ſind Sie in Deutſchland engagirt. Wohlan! Fauſt iſt eine deutſche Volksſage; Heine ein deutſcher Autor. Herr Director Hartmann hat Sie aufgefordert ſich um unſere Nation verdient zu machen, indem Sie Mignons Eiertanz auf die Bühne bringen.“ —

„Und iſt bedeutend damit durchgefallen!“ unterbrach ihn der Director.

— „Gleichviel! Idee iſt Idee. Ich fordere Sie hiermit auf: Heine's Fauſt zur Darſtellung zu bringen. Schaffen Sie als Tanzkünſtlerin einem Tanzgedichte und ſeinem Dichter die ihm bis jetzt verſagte Anerkennung!“

„Ach! wenn das möglich wäre!“ rief Sylvanie begeiſtert.

„O! meine Herren, unterſtützen Sie meine Freundin mit der Autorität, die Sie als Künſtler und Gelehrte haben,“ ſagte Brünette. „In Wahrheit! ſie verdient es!“

„Sie würden die Mephiſtopheline tanzen?“ fragte Director Krauſe.

— „Niemals! Dieſe Partie gehört einer erſten Solotänzerin, die weder Bravour- noch Charaktertänzerin iſt. In dieſem Ballet ſind die Epiſoden größer als die Partien. Was ich mir ausſuchen würde, wenn ich die Wahl hätte, wäre im erſten Acte: „der

Affe als Tänzer," pas comique. Im zweiten: „König David vor der Bundeslade," jüdiſcher Grotesk-Pas. Im vierten eine Bachantin, pas serieux und im fünften: „der bucklige Zwerg als Fahnenſpieler."

„Prächtig! zum Entzücken," rief der Journaliſt. „Aber, Mademoiſelle, machen Sie uns den Mund nicht wäſſerig; führen Sie das aus!"

— „Ich wollte gern. Aber Spalazzani iſt nicht mehr. Wer giebt mir Zeichnungen, Ideen, Muſter, Stellungen, Vorbilder? Das alles kann ich aus mir ſelbſt nicht ſchöpfen."

„Mademoiſelle!" hub der Director an. „Sie ſind eine bildende Künſtlerin in Leben und Bewegung. Sie gehören zu uns. Ihre Zwecke ſind die unſrigen, und wir werden ſie nach beſten Kräften fördern helfen. Ich meine wir Profeſſoren und unſere Eleven werden es Ihnen an Entwürfen, Riſſen, Skizzen, Coſtümen, Scenen, Gruppen, Momenten nicht fehlen laſſen. Es iſt eine Ehrenſache einmal einem Ballete einen künſtleriſch edlen, wiſſenſchaftlich gerechten Anſtrich zu geben. Der Erfolg kann nicht zweifelhaft ſein, Sie tanzen darin, und wir werden wetteifern Ihnen nützlich zu ſein, denn Ihr Geſchmack iſt edel und grandios; Sie verderben keine Ideen, Sie verſchönen ſie."

— „Brünette! haſt du zugehört? O! wenn ich mich darauf einlaſſen dürfte!"

— „Was ſteht dir im Wege, ma mignonne?"

— „Es gibt ſehr eigenwillige Directionen, die in alten Vorurtheilen befangen, mit großer Aengſtlichkeit am Herkömmlichen haften. Ich will nicht ſagen, daß auch unſere Direction zu dieſen gehört, denn damit könnte ich mir Schaden thun. Aber ſie ſind ſehr häufig.“

„Oho!“ rief Doctor Krauſe. „Dafür laſſen Sie uns Journaliſten ſorgen. Gegen Regierungen können wir nicht an, aber für Theaterdirectionen haben wir noch Fortſchrittszwangsmaßregeln. — Wir wollen nicht conſpiriren, Mademoiſelle. Erhalten Sie ſich als loyale Tänzerin bei beſchränktem Kunſtverſtande in ſubmiſſer Directionsabhängigkeit. Ich werde aus eigner Schriftſtellermachtvollkommenheit und aus gutem Zeitungsſchreiberplaiſir nächſter Tage eine Aufforderung an Sie erlaſſen und geben Sie Acht, Sie werden ſich überzeugen, daß die deutſche Preſſe noch nicht aller Macht baar und ledig iſt.“

„Und ich, Mademoiſelle!“ nahm der Aeſthetiker das Wort: „werde, da ich Ihnen für die charmante Notiz über das Fauſtballet ſehr dankbar bin, in meinen Vorleſungen über die Fauſtſage Ihren Namen erwähnen und mein Auditorium auf die bevorſtehende Aufführung dieſes Tanzgedichts aufmerkſam machen, welches von Ihnen als comme il faut empfohlen worden iſt. Eine Empfehlung von Ihnen hat viel zu bedeuten und meine Studenten ſind Ihre entſchiebenſten Verehrer. Der Katheder und die ſtudirende Jugend ſind für Sie und für den Fortſchritt des Ballets."

„Alſo die Conſpiration iſt fertig," lächelte Graf Duhamel. „Kunſt, Wiſſenſchaft und öffentliche Meinung erklären ſich für unſere ſchöne Terpſichore! Der Beitritt eines Diplomaten wird nicht vom Ueberfluſſe ſein. Ich weiß wie unſer Königsengel bei Hofe angeſchrieben ſteht, und werde zur allerhöchſten Kurzweil berichten, welch eine Balletrevolution dieſen Abend in meinem Salon verabredet worden iſt."

Mit ihren frommen blauen Augen ſchaute Sylvanie jeden, wie er das Wort nahm, groß und kindlich an, und Hoffnung, Glück und Freude ſteigerte ſich in ihren klaren Zügen und erhöhte die Röthe ihrer Wangen. Als Graf Duhamel geſprochen, athmete ſie wie triumphirend auf und ihre freudeſtrahlenden Blicke trafen mich.

„Vous voilà prophète," rief ſie. „Sie haben mir geweiſſagt, daß es eine Eingebung der Vorſehung war, die mich nach Deutſchland führte. Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Ich habe Vertrauen zu allen dieſen Herrn. Sie werden mir meinen vortrefflichen Spalazzani erſetzen, daß ich als Tänzerin nicht mehr verwaiſet bin." — —

Es war eine mondhelle, grimmig kalte Nacht und hatte furchtbar geglatteiſt. Allein Sylvanie ſchickte dem

Wagen fort. Sie wollte zu Fuß nach Hauſe. Ich führte Brünette. Sylvanie ſchritt leicht und ſicher über die blankgefrorne Straße, während wir faſt bei jedem Schritte ausglitten. Darüber wollte ſie ſich todtlachen. Ich hätte ſie einer ſolchen Luſtigkeit auf mitternächtiger Straße kaum fähig gehalten.

Zwei Tage ſpäter brachte die vom Doctor Krauſe redigirte „—‑Zeitung“ folgenden Feuilleton-Artikel:

In einem der erſten hieſigen Salons, wo ſich eine Auswahl von Künſtlern und Gelehrten einfindet, erblickte man dieſer Tage auch das Kleinod unſerer Oper, die reizende Demoiſelle Sylvanie. Sie, die geborne Franzöſin, welche kein Wort deutſch ſpricht, machte uns auf ein deutſches, noch nicht genugſam anerkanntes und gewürdigtes Tanzgedicht aufmerkſam, deſſen Verfaſſer kein geringerer iſt als Heinrich Heine.

In unſerer Zeit der Mechanik und Induſtrie wird das Märchen aller Orten ausgewieſen. Die Frommen verfolgen es, um jeder Concurrenz mit der Bibel vorzubeugen. In den Kinderſtuben hält man es für bildungswidrig und in der Literatur für volksaufklärungsfeindlich. Der ungezogene Liebling der Grazien und Muſen ſah ſich daher genöthigt, des heimatloſen Märchens ſich anzunehmen, ihm ein Aſyl anzuweiſen und ihm in ſeiner neuen Heimat Credit zu verſchaffen.

Denn auch das Märchen braucht Credit, um zu beſtehen, wie ja ſo mancher Credit auch nur als Märchen beſteht. Unter uns geſagt, das Märchen treibt ſich, ſeit es heimatlos geworden iſt, ohne polizeiliche Erlaubniß an allen Börſen herum.

Nur eine einzige Sage hat, trotz aller Eiſenbahnanlagen, politiſcher Richtungen, Induſtrieausſtellungen und nordiſchen und öſtlichen Heldenthaten ihren Credit zu behaupten vermocht. Denn eine wohltitulirte und hochgeſtellte Dichterexcellenz hat ſich an dieſer Sage, vierzig Jahre lang altersſchwach und lahm geſchrieben, und unſere erſten modernen Schulphiloſophen laſen über das Dilemma des „Zugottkommens“ oder „vom Teufelgeholtwerdens“ und commentirten es, bis ſie zur Einſicht gelangten, daß die Wahrheit in der Mitte liegt. Der Gentlemanphiloſoph kömmt weder zu Gott, noch holt ihn der Teufel; ſondern er löſt ſich in Weltſeele auf, er verſchwindet in's All, oder ſo zu ſagen: er verkrümelt ſich. Dieſes Sichverkrümeln iſt das faſhionabelſte Schickſal heutigen Tages. Alles Hervorragende und Auserwählte, alles was irgend auf öffentliche Aufmerkſamkeit Anſpruch macht, ſei es Perſon, Tendenz, Idee, Errungenſchaft oder That, muß ſich verkrümeln. Die Philoſophie hat ein Syſtem daraus gemacht, um alle Räthſel der Ewigkeit und Fortdauer zu löſen, und es iſt echt-deutſchnational. Der philoſophiſch-bewußt-ſich-verkrümelnde Deutſche, iſt der

Gott im Univerſum. Er iſt ſich ſelbſt genug und braucht keinen Gott außer ſich, ſondern nur ſein Gelegenheit. — Ja! Der deutſche Fauſt hat immer noch Credit, nur die deutſche Fauſt hat den übrigen verloren. Mit der deutſchen Fauſtſage thun wir immer noch groß, nur das deutſche Fauſtrecht iſt längſt abgeſchafft. O infelix, tamen omnino non in-faust-a Germania.

Heine iſt nicht blos politiſcher Literat, er iſt auch literariſcher Politicus und hat hier einen coup diplomatique ausgeführt. Der Deutſche heutigen Tages iſt ſehr auswanderungsluſtig; das deutſche Märchen, dem es, wie geſagt, heutigen Tages ſehr ſchlecht geht, ſieht ſich vielleicht auch genöthigt auszuwandern, und die größte Unbequemlichkeit des Auswanderns beſteht darin, daß man in Gegenden gelangt, wo fremde Sprachen geſprochen werden, die uns unverſtändlich ſind. Heine hat ſein Tanzgedicht daher weder metriſch noch in Proſa abgefaßt. Er hat die erſte und älteſte Sprache dazu gewählt: die Zeichenſprache, die Pantomime. Er läßt ſein Gedicht tanzen, und dieſe Sprache verſteht man in allen civiliſirten und uncivilisirten Hauptſtädten und Ländern.

Dem Ballet iſt hiermit ein großer Dienſt geleiſtet. Dieſes Tanzgedicht kann ihm einen höheren Aufſchwung geben, denn gegenwärtig iſt es nur in Händen alltäglicher Handwerksſeelen, die ihren gänzlichen

Mangel an künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher Bildung, practiſchen Bühnenverſtand nennen, und in dieſer ihrer Rohheit das Privilegium erblicken, ausſchließlich die Lieferanten ſceniſcher Geiſtesproducte zu ſein. Unſtreitig wird Heine künſtleriſch und wiſſenſchaftlich gebildete Nachfolger, wenn auch nur Nachahmer finden. Alle andern Fächer ſind ja doch verdorben: Freiſinnigkeitspropaganda, Neureligion, Lordbyronianismus, Weltgängerlangweiligkeiten u. ſ. w. Der deutſche Geiſt hat gegenwärtig nur die Wahl zwiſchen Freihandel und Ballet. Heine und der Fauſt haben ſich zum Letzteren geſchlagen.

Leider unterblieb die Aufführung dieſes Tanzgedichts im Theater der Königin zu London, für das es beſtellt war. Die ſociale Literatur hat dadurch einen Fingerzeig verloren, nach der ſie ſich orientiren gekonnt haben würde. Was in London unterblieb, kann vielleicht hieſigen Ortes geſchehen. Die Inſelkönigin Victoria hat dieſes Tanzgedicht ignorirt, unſere Balletkönigin Sylvanie aber, die uns als Königsengel bis in die Wolken entzückt und als hölzerner Mann zum Kranklachen vergnügt hat, nennt es ein Ballet comme il faut, für das ſie ſchwärmt, weil alle Geheimniſſe, Hülfsmittel und Vortheile ihrer Schule darin zur Anwendung kommen. Vielleicht vermag ſie dieſes Ballet mit ebenſoviel Glück und Geſchmack in Scene zu ſetzen, wie ihren Tanz in den

Wolken, und dann wird ſich uns zeigen, was aus dem Ballete werden kann, wenn man es mit Kunſtſinn und Liebe behandelt, was bisher noch nicht geſchehen iſt. Unſere große Oper hat hier eine Gelegenheit, ſich vor allen Bühnen der Welt auszuzeichnen. Zum erſten Male hat ein Dichter ſich mit dem Ballet befaßt, und im Verein mit Heine und Sylvanie kann unſere Direction ſich eben ſo unvergeßlich machen, wie jene Beiden ſtets es ſein werden.

Dieſer Artikel ſollte für's Erſte nur die Aufmerkſamkeit auf Heine's neuerſchienenes Werk lenken. Es lag in der Abſicht des Verfaſſers, den Schein einer Colluſion ſo lange wie möglich zu vermeiden. Nach wenig Tagen jedoch brachte das Feuilleton der „— -Zeitung" ſchon wieder Folgendes:

„Die ganze Academie, der Director, die Profeſſoren und Eleven ſkizziren, tuſchen und coloriren jetzt Scenen, Gruppen und Momente aus Heine's Fauſt! — Hat das Tanzgedicht an ſich ihre Phantaſie dermaßen erregt, oder geſchieht das unſerer ſchönen Tanzgöttin zu Liebe die für den Fauſt ſchwärmt? Beides kann ſein! Seit wir das Glück haben Demoiſelle Sylvanie die unſrige zu nennen, iſt unſere Theilnahme für das Ballet auf's Höchſte geſtiegen, und alles darauf Bezügliche hat beſonderen Reiz für uns. Wir wollen aufrichtig bekennen, daß wir in die holde Künſtlerin verliebt ſind. Alles was ſie thut, würde uns entzücken; doch hat ſie uns gewöhnt, von ihr das Außerordentliche und Höchſte zu erwarten; um uns in dieſer Erwartung noch ſtets zu überraſchen. Eine ſo merkwürdige literariſche Erſcheinung, wie jenes Libretto von Heine, bedurfte daher nur noch ihrer Empfehlung, um bei uns unaufgeführt ſchon Furore zu machen. So erklären wir die academiſche Fauſt-Skizzirungs-Manie. Zugleich nehmen wir mit Erſtaunen wahr, daß in den Figuren jener Skizzen eine auffallende Portraitähnlichkeit mit unſern Balletmitgliedern herrſcht. Man wird doch unſeren neulichen Feuilletonartikel, in welchem wir die Aufführung des Fauſt auf unſerer großen Opernbühne als „wünſchenswerth“ bezeichneten, nicht dermaßen mißverſtanden haben, als hätten wir erklärt, „dieſe Aufführung ſei zu erwarten?“ Einem ſolchen etwaigen Irrthum müſſen wir auf's Beſtimmteſte widerſprechen. Denn ein Exemplar dieſes Libretto's, welches wir der Direction zur Anſicht überſandten, iſt uns mit der Antwort wieder zugeſtellt: „Man ſei durchaus nicht abgeneigt, den Fauſt zu geben, ſobald nur erſt auf anderen Bühnen ſich herausgeſtellt habe, welch ein Erfolg davon zu erwarten ſei.“ Eine echt deutſche Antwort. Keiner will den Anfang machen, einer verläßt ſich auf den andern, und kommen wir wirklich einmal dahin, etwas anzufangen, ſo iſt das Ende auch gleich wieder ein deutſches. Eine Erfahrung, die ſchon ſechsjährige Kinder gemacht haben werden. Der Fauſt iſt eine deutſche Volksſage, von einem deutſchen Autor und ein deutſches Ballet. Es muß daher nothwendig zuerſt in Paris oder London gegeben werden, damit wir im Stande ſind es nachzuahmen.“ — —

„Ich weiß nicht, was dem DoctorKrauſe fehlt;“ ſagte Leonhardi, als er den Artikel las. „Wir waren immer ſehr befreundet mit einander. Wenn er beſondere Wünſche hat, ſo würde ja die Artigkeit erfordern, mich perſönlich damit bekannt zu machen, ſtatt gleich öffentlich gegen unſere Bühne aufzutreten.“

Endlich erſchien auch noch ein dritter Artikel:

„Der Profeſſor Ordinarius Williſen, der bekanntlich ein ſehr frequentirtes Collegium über die Fauſtſage lieſt, erwähnte geſtern auch des Tanzgedichtes von Heine und entwickelte ſehr witzig und gelehrt, welch eine merkwürdige dramatiſche Carriere dieſer volksgedichtliche Stoff durchlaufen. Er begann als Puppenſpiel zur Beluſtigung eines Jahrmarktpublicums und erreichte auf der engliſchen Bühne die höchſte theatraliſche Vollkommenheit. Der Marlow'ſche Fauſt iſt bekanntlich in den letzten Scenen die allerſchwierigſte Aufgabe für einen Schauſpieler von äußerſter Genialität und den gewaltigſten phyſiſchen Mitteln. Nachdem Fauſt auf der engliſchen Bühne das Menſchenmögliche vollbracht, kehrte er nach Deutſchland zurück, um ſich als dramatiſches Fragment eine abſtracte Bühne zu ſchaffen, vor einem philoſophiſchen Publicum von Stubengelehrten und Kathederhelden. Dieſe überließen ihn wieder den Weltſchmerz- und Zerriſſenheits-Lyrikern, wo er alle Grade des metriſchen Spleens zu durchlaufen hatte, um ſeine Nationalität abzulegen und ſich univerſelle Bildung anzueignen. Heine nahm ihnen endlich dieſen unbarmherzigen Studirſtubentouriſten aus Händen, ſetzte ihn wieder auf die Bühne und ließ ihn tanzen und ſiehe da! der Fauſt iſt nunmehr univerſell. Auch Herr Profeſſor Williſen iſt der Meinung, daß der Heineſche Fauſt in drei oder vier Abenden auf unſerer großen Opernbühne gegeben werden würde, und verkündete ſogar ſeinen jungen, begierig lauſchenden Zuhörern, daß Demoiſelle Sylvanie am erſten Abende einen Pas als Affe im Tänzercoſtume ausführen würde. Eine Neuigkeit, welche von den Herren Studioſis mit ausgelaſſener Freude entgegen genommen wurde. „Sodann," fuhr Profeſſor Williſen fort, „wird ſie am ſelben Abend einen jüdiſchen Grotesk-Pas tanzen: „König David vor der Bundeslade." — Ungeheure Heiterkeit des Auditoriums. — „Der dritte Act," ließ Herr Profeſſor Williſen ſich weiter vernehmen, „ſpielt auf dem Blocksberg. Hier iſt alles ſo voll Höllen- und Hexenſpuk, die Enſembles ſind ſo reich und die Hauptfiguren ſo eng in die Handlung verwickelt, daß Epiſoden nur hindern und ſtören würden. Erſt im vierten Acte alſo tritt Demoiſelle Sylvanie wieder auf mit einem claſſiſchgriechiſchen Tanze als Bacchantin. Verſprechen Sie ſich hiervon etwas ganz Außerordentliches, meine Herren! Dieſes junge Mädchen iſt in ihrem Fache ſo weiſe und verſtändig, daß ſie antike Stellungen und Bewegungen nur für etwas Unvermeidliches hält, wenn man nämlich nicht verwöhnt oder verwachſen iſt. Sie hat dem Director der Akademie eine Wette angeboten, daß alle Marktequilibriſten und Herculeſſe unwillkürliche Stellungen annehmen, die an berühmte Antiken erinnern. Der Director hat nicht gegengewettet, weil ſie Recht hat." — (Bedächtige Verwunderung, lächelndes Staunen.) — „Im letzten Acte endlich auf einem niederländiſchen Vogelſchießen tanzt ſie einen buckligen Zwerg, der die Fahne ſpielt. — (Furchtbares Gelächter mit Beifallklatſchen und Bravoruf.) — Es iſt unbegreiflich, woher unſer verdienſtvoller Profeſſor alle dieſe in's Einzelne gehenden Nachrichten hat, von denen ſich leider keine einzige beſtätigt. Nur ſo viel iſt gewiß, daß Demoiſelle Sylvanie mit ihrem hölzernen Mann ein ſolches Furore gemacht hat, daß der Gedanke an einen neuen komiſchen Tanz von ihr hinreicht, ein ganzes Auditorium zu luſtigem Applaus und Bravoruf hinzureißen."

Dieſer dritte Artikel endlich verſetzte den Director der Oper in unbeſchreibliche Wuth und er war völſig außer ſich, als er Sylvanie deshalb zur Rede ſtellte.

Den Auftritt, den es gab, beſchrieb **Fröhlich** an Bernien folgendermaßen:

„Mein Gott! Was hat eine Franzöſin für eine Suffiſance und Kaltblütigkeit! Eine deutſche Frau oder gar eine deutſche Jungfrau würde ſich zum Mindeſten ein wenig ſchüchtern und empfindſam gezeigt haben, wenn ein Mann alle Rückſichten gegen das Geſchlecht hintanſetzt. Eine Franzöſin aber weiß, daß ihr Geſchlecht ſie unverletzlich macht und Sylvanie zuckte verächtlich die Achſeln oder lächelte trotzig und herausfordernd, während der Director knirſchte und ſchäumte.“

Mit der „—•Zeitung“ in der Hand ſtürmte er auf die Bühne.

— „Mademoiſelle! Ihre infamen Intriguen ſpielen nun ſchon die ganze Woche. Ich bitte, daß ſie jetzt einmal aufhören.“

— „Wovon iſt die Rede, mein Herr, wenn ich bitten darf?“

— „Da leſen Sie hier den Feuilletonartikel. Sie laſſen mir in hieſigen Blättern vorſchreiben, was ich zu thun habe.“

— „Ich kann weder deutſch leſen noch verſtehen.“

— „Ich laſſe dagegen ſchreiben. Mademoiſelle! Ich werde Sie öffentlich für eine wahnſinnige Ränkemacherin erklären."

— „Wenn das nicht auf franzöſiſch geſchieht, ſo werde ich es eben ſo wenig leſen und verſtehen können."

— „Sie wiegeln die ganze Welt gegen mich auf."

— „Mein Herr! Sie allein ſind aufgewiegelt und die ganze Welt iſt nichts, als Friede, Ordnung und Geſetz."

— „Haben Sie nicht Herrn Doctor Krauſe veranlaßt gegen mich zu ſchreiben, Herrn Profeſſor Williſen gegen mich Collegien zu leſen und den Herrn Director Hartmann gegen mich zu zeichnen?"

— „Drei Herren ſind nicht die ganze Welt."

— „Alſo geſtehen Sie, daß Sie mit dieſen drei Herren gegen mich complotirt?"

— „Ich habe mit Ihnen vom Doctor Fauſt geſprochen, ob das complotiren heißt, weiß ich nicht."

— „Hole der Teufel Ihren Doctor Fauſt. Sie fordern die Menſchen damit auf, Ihre verrückten Tanzgrillen zu unterſtützen."

— „Der Teufel wird ihn ſchon holen, wenn Sie ihn erſt aufführen laſſen."

— „Auf meiner Bühne wird er nun und nimmer aufgeführt. Aber ſpielt er nicht auch auf dem Blocksberg? Wiſſen Sie was der Blocksberg iſt?"

— „O ja! Der Berg des Teufels."

— „So gehen Sie nach dem Blocksberg, Mademoiſelle! Führen Sie dort Ihren Fauſt auf und tanzen Sie darin als Hexe oder als Teufelsgroßmutter, mich aber laſſen Sie hier damit ungeſchoren."

„Sie haben Recht, mein Herr! Dieſes Engagement iſt dem bei Ihrer Bühne bei weitem vorzuziehen. Ich nehme es an, um mich zu verbeſſern. Haben Sie Dank für Ihre Großmuth und leben Sie wohl."

Hiermit ging ſie gleichgültig und gelaſſen, wie ſie gekommen war. Die Probe fiel aus. Sie will nicht wieder auftreten. Wie der Director ſich rechtfertigen wird, wenn ſein Benehmen zur öffentlichen Kunde kömmt, iſt nicht abzuſehen.

Das Publicum vermißte den Namen ſeines Lieblings mehrere Tage lang auf dem Zettel. Man fragte und forſchte, erfuhr aber weiter nichts, als daß es einen Zank gegeben habe. Die Zeugen dieſes Auftritts, mit Ausnahme des Doctors Fröhlich, konnten nicht franzöſiſch, ſie ſahen wohl, daß der Director ſich gewaltig ereiferte, verſtanden aber die beleidigenden Ausdrücke nicht, zu denen er ſich hinreißen ließ.

Sylvanie traf inzwiſchen den Doctor Krauſe wieder bei dem franzöſiſchen Geſandten und klagte ihm alles. „Ein franzöſiſcher Straßenkomödiant," ſagte ſie, „wird ſich gegen ſeine Magd keiner ſolchen Ausdrücke bedienen, wie dieſer Herr Director der großen Oper gegen mich. Er ſprach von „infamen Intriguen“ von „Teufel holen,“ von „Blocksbergshexen“ und „Teufelsgroßmüttern“. — Der Mann dauert mich,“ fügte ſie gelaſſen hinzu. „Car il est fou.“

„Meine werthe Demoiſelle!“ antwortete der Journaliſt. „Dieſer Mann verdankt ſeine Stellung nicht ſeinen Fähigkeiten, ſondern nur ſeinem Capital. Darum zeigt er ſich charakterlos. Er wird ängſtlich, wenn er Geld ausgeben ſoll. Und eine Zumuthung wie die, den Fauſt aufzuführen, was mit nicht geringen Koſten verbunden iſt, greift ihn an die Seele. Ich habe ihn hart angefaßt. Ein Ungewitter mußte kommen. Denn die Angſt, ſein Geld wegzuwerfen, verleitet ihn ſtets zum Jähzorn, wohinter er zu verbergen trachtet, daß es ihm an Einſicht und Verſtand fehlt. Es thut mir leid, daß das Unwetter ſich auf Sie entladen hat. Ich habe alles Mögliche gethan, es von Ihnen abzulenken. Jetzt iſt es einmal geſchehen und — die Atmoſphäre iſt rein, wir haben gewonnen Spiel. Treten Sie nicht eher wieder auf, als bis er Ihnen eine Genugthuung bietet, welche darin beſteht, daß er den Fauſt aufführen läßt. Es wird ihm zum Vortheil und zur Ehre gereichen, wenn er es heut auch noch nicht einſieht. Wo möglich muß er noch mehr geängſtigt werden. Drohen Sie ihm mit einer Injurienklage. Reden Sie mit Herrn Vernien. Zu einer Klage darf er es nicht kommen laſſen. Es wäre ein Scandal, der ihn in ein gehäſſiges und verächtliches Licht ſtellte. Ich meines Theils werde jetzt einlenken. Ich werde ihn ſchonend behandeln. Geben Sie Acht, die deutſche Preſſe, wenn ſie geſchickt gehandhabt wird, hat unter allen Umſtänden immer noch einigen Einfluß.“ —

Wirklich auch brachte die „— -Zeitung“ bald darauf wieder folgenden Artikel:

„Trotz allen Zweifelns und Unglaubens iſt die Aufführung des Fauſt von Heine auf hieſiger Bühne durchaus nicht unmöglich. Wir wiſſen aus zuverläſſiger Quelle, daß ein ſehr einflußreicher Diplomat in einem engeren Hofzirkel geſprächsweiſe auf dieſes intereſſante Thema kam und hohe Perſonen ſich mit Theilnahme darauf einließen. Demnach dürften Gerüchte von einem Zank unſeres holden Lieblings mit der Direction, in Folge deſſen wir ihre Leiſtungen ſeit Kurzem ſchmerzlich vermiſſen, in die Kategorie gemeiner Couliſſenklätſchereien gehören. Vielleicht beſchäftigt ſich Demoiſelle Sylvanie gegenwärtig ſchon mit dem Arrangement des Tanzgedichts. — —“

Wirklich hatte dieſer Artikel zur Folge, daß der Director, der ſeine Uebereilung bei kälterem Blute längſt bereut hatte und wieder einzulenken wünſchte, Leon[illegible] Auftrag gab, das Libretto kommen zu laſſen und es durchzuſehen. Das Urtheil des Unfehlbaren lautete:

„Novitäten ſind zum Ueberfluß vorhanden. Aber nichts Brillantes, was ſich zum Carneval bei erhöhten Preiſen geben läßt. Der Fauſt läßt ſich in drei oder vier Mal geben. Die erſten beiden Acte müſſen zuſammen bleiben. Es wäre gut den dritten und vierten auch nicht zu trennen, weil Sylvanie im dritten Acte nichts zu thun hat. Der fünfte Act macht großen Spectakel, eine leichte Operette, um den Abend auszufüllen, hindert nicht die Preiſe zu erhöhen. Da Sylvanie an allen drei Abenden tanzt, iſt der Erfolg geſichert und kann ſie den Fauſt ſo in Scene ſetzen, wie ſie dans les nuages arrangirt hat, ſo wäre für den ganzen Carneval ausgeſorgt. Daß Künſtler und Gelehrte ſie mit Ideen und Notizen unterſtützen, iſt an ſich von gutem Nutzen und wenn auch nur, um dem Publicum eine hohe Meinung von dem Ballete beizubringen. Aber praktiſche Bühnenkenner ſind nothwendig mit zu Rathe zu ziehen, denn die Hauptfragen heißen: „Was iſt ausführbar? Was verſteht das Publicum und wie viel koſtet es?“ Für dans les nuages iſt viel Geld ausgegeben worden und verhältnißmäßig wenig eingegangen, denn ſie will es nicht wieder tanzen. Von ſolchen Capricen muß ſie ablaſſen, ſoll man mit ihr etwas unternehmen.“

Schon Tages darauf erhielt Sylvanie folgendes Schreiben von der Direction:

„Mademoiselle! Seien Sie nicht unversöhnlich. Indem ich mir die Sache ruhig überlege, glaube ich gern, daß alle jene ſo kränkend für mich lautenden Zeitungsartikel ohne Ihr Zuthun entſtanden ſind. Beklagen muß ich mich jedoch immer, daß Sie fremde Perſonen für Ihre Ideen enthuſiasmiren, ohne ſie der Direction vorgelegt zu haben, für deren Beſtes nach Möglichkeit zu wirken Sie contractlich verpflichtet ſind. Doch laſſen wir das Vergangene ruhen und holen wir das Verſäumte nach. Seien Sie ſo freundlich Ihre Ideen über die in Sceneſetzung des Fauſt Herrn Doctor Fröhlich in die Feder zu ſagen, damit er ſie ausarbeite und der Direction vorlege. Ich bin ſehr geneigt mit ein oder zwei Acten, vielleicht auch mit dem Ganzen einen Verſuch zu machen. Behalten Sie nur die öconomiſchen Verhältniſſe unſerer Bühne feſt im Auge. Unſere Bühne iſt keine königliche, ſondern ein Privatunternehmen und wenn wir auch hier und da, um beſtehen zu können, Zuſchüſſe aus der königlichen Privatchatoulle erhalten, ſo iſt das eine allerhöchſte Gnade, die wir nicht jederzeit beanſpruchen dürfen.“ —

Fünftes Buch.

Fröhlich berichtete:

Nachdem es in unſeren belletriſtiſchen Blättern Sonette auf Sylvanie geregnet, und unſere politiſchen Zeitungen ihr Lob columnenvoll gebracht, brauchte der Director der Academie nur noch zu ſagen: ſie ſei eine bildende Künſtlerin in Leben und Bewegung, um nicht nur die inbrünſtige Phantaſie der Künſtlerjugend für ſie zu entflammen, ſondern auch Induſtrie und Schachergeiſt aufzufordern, ihren Nutzen von ihr zu ziehen. Während man immer noch fortfährt, Fauſtſkizzen zu entwerfen, hängen alle Schaufenſter der Kunſthändler voll Sylvanie-Bilder. Aus dem Tanz „in den Wolken", „mit dem Kranze", „mit dem Mantel" und „dem hölzernen Mann." Indeſſen hat Argina auch ihr Publicum und iſt gleichfalls erſte Solotänzerin. Man ſäumte daher eben ſo wenig ſie in ihren glänzendſten Coſtumen und reizendſten Stellungen zu zeichnen, zu lithographiren, zu coloriren und an allen Ladenfenſtern auszuhängen. Sylvanie hat nur noch voraus, daß es auch ſchon [illegible]ruppen, Pfeifenköpfe, Schreibbücher, Cigarrentaſchen, Bonbonumſchläge u. ſ. w. von ihr giebt. Aber auch darin wird Argina ſie nächſtens einholen. Vielleicht, weil jede Mode ſich austoben will, werden auch andere Tänzerinnen oder hübſche Choriſtinnen, vielleicht auch Tänzer ſogar ſich auf eben ſo populäre Weiſe vervielfältigen laſſen. Kurz, unſer Ballet iſt jetzt auf dem beſten Wege, ſich aus der lebendig beweglichen Kunſt in plaſtiſche Unbeweglichkeit und Ruhe überſetzen zu laſſen.

Heute erſchien Sylvanie im Directionsbureau mit einer Mappe voll Zeichnungen und colorirter Skizzen. Außer den mannigfachen Decorationen, Scenen und Gruppen, finden ſich auch Tänzer und Tänzerinnen, zehn- und zwanzigfach, zur beliebigen Auswahl, in den phantaſtiſchſten Trachten und meiſtens portraitähnlich wieder. Die Academie war fleißig und die jungen Künſtler haben ſich ſinnreich und geſchmackvoll bewieſen.

In Betracht der Decorationszeichnungen hegte der Director Zweifel an ihrer Ausführbarkeit. Sylvanie berief ſich jedoch auf optiſche und mechaniſche Vorkehrungen in Schriften und Zeichnungen, welche ſie beſitzt und welche ſie unter den Künſtlern hatte circuliren laſſen. Aehnliche Bedenklichkeiten äußerte Leonhardi über die Thiertänze und Blocksbergſcenen. Sie aber verſicherte, alles ſorgfältig überlegt und geprüft zu haben, und verſprach das Vorgelegte mit dem Balletcorps und den Eleven auszuführen. Man möge nur Kenner und Theaterfreunde in die Proben zulaſſen, ſie wolle ſich ihrem Urtheil und ihren Erfahrungen unterwerfen.

Tagliafico wurde gerufen, um die Fauſtcoſtüme in Augenſchein zu nehmen. Er meinte, es ſei ſchwer, eine Wahl zu treffen, denn indem man ſich für das Eine entſcheide, verwerfe man eben ſo Gutes zehnfach.

Hierauf kam Argina. Sie traf ihre Wahl augenblicklich. Sie fand ſich portraitähnlich in einem verführeriſchen Coſtume von rothem Sammet mit Flittern und breiten Goldſtickereien und rief mit unverhohlener Freude:

„Ja! ſolche Bilder laſſe ich mir gefallen, da ſieht man, was Künſtlerhand vermag, und dagegen ſind alle bisherigen Abbildungen von mir nur Kindertand und Pfuſcharbeit.“ — Sie verlangte das Blatt mitzunehmen um ſich augenblicklich Kleid und Kopfputz danach zu beſtellen.

„Sagen Sie Mademoiſelle,“ fügte ſie lebhaft hinzu, „daß ich es ſehr in Acht nehmen und ihr unbeſchädigt wiedergeben werde.“

Als Sylvanie erſt verſtand, was ſie wollte, antwortete ſie: „Dieſe Blätter haben augenſcheinlich nur den Zweck Anleitungen zu geſchmackvollen und paßlichen Coſtumen zu geben. Mademoiſelle nehme alle Zeichnungen der Mephiſtopheline und mache damit was ſie will."

Argina war erſtaunt über ſolche Großmuth. „Hat ſie das wirklich geſagt?" fragte ſie Leonhardi, welcher den Dolmetſcher machte. „Hat ſie alle dieſe Coſtume wirklich für mich zeichnen laſſen?"

— „Welche Frage!"

— „Dann habe ich ſie bisher verkannt, und ſie iſt die liebenswürdigſte Collegin, die ich jemals hatte. Wirklich, ich habe ſie bisher verkannt. Lieber Herr Leonhardi, ſagen ſie ihr, wie ſehr ich bereue, mich ſo kalt und fremd gegen ſie benommen zu haben. Möge ſie das dem Umſtande zuſchreiben, daß ich nicht franzöſiſch ſpreche."

Leonhardi nahm ſich wirklich die Mühe, das zu überſetzen. Sylvanie antwortete mit ſtolzer Gleichgültigkeit: „Mademoiſelle hat mir nie etwas zu Leide gethan."

„Sagen Sie ihr," fuhr Argina fort, „daß ich mich dankbar erweiſen werde und jetzt nichts als Freundſchaft für ſie fühle."

Auch das wurde Sylvanie überſetzt. —

„Ich habe mich niemals über Mangel an Freundſchaft von Seiten Mademoiſelles beklagt," antwortete Sylvanie in demſelben gleichgültigen Tone, daß der Sinn ihrer Worte nicht zu verkennen war.

Wir mußten unwillkürlich lächeln, worauf Argina merkte, daß ihre zudringlichen Zuvorkommenheiten abgewieſen waren. Ihre Wangen rötheten ſich ein wenig und ſie warf herausfordernde Blicke auf Sylvanie, die aber gelaſſen daſtand und ſich um nichts zu kümmern ſchien. Der Director machte dieſem Auftritt ein Ende und rief:

— „Nehmen Sie Ihre Bilder, liebe Argina, und ſtören Sie Mademoiſelle nicht, die ſehr verwickelte Geſchäfte hat und jetzt an Verſöhnung und Freundſchaftsanträge nicht denken kann.“

Argina wußte nicht, ſollte ſie die Blätter nehmen oder liegen laſſen; aber der purpurrothe goldgeſtickte Sammet gefiel ihr gar zu ſehr. „Ich will keine Großmuth mißbrauchen,“ ſagte ſie. „Ich habe an dieſem Blatte genug.“

„Nehmen Sie Ihre Bilder,“ rief der Director ungeduldig. „Sie ſind für Sie gemacht und Sie müſſen ſich drei-, viermal umkleiden.“

Sie wurden ihr eingeſchlagen, ſie empfing ſie, warf noch einen höhniſch verächtlichen Blick auf Sylvanie und ging.

Alle Tänzerinnen freuen ſich mehr oder minder zu den phantaſtiſch-glänzenden Coſtumen, nur die zu den Hexen- und Leichen-Tänzen finden ſie zu ſonderbar und unheimlich. Die Tänzer urtheilen meiſt wie Tagliafico. Sylvanie ſteht in hoher Achtung. Allgemein rühmt man ihre Beſcheidenheit, weil ſie die

Hauptpartien ihren Colleginnen überläßt und ſich auf unſcheinbare Epiſoden beſchränkt. — Ob dieſe wirklich ſo unſcheinbar, wie man denkt, ausfallen werden, wird die Zukunft lehren. Auch [illegible] Balletperſonal, Argina mit eingeſchloſſen, ſchwärmt jetzt für den Fauſt. Nur Leonhardi meint, daß noch bedeutende Einſchränkungen erforderlich ſind und es ſelbſt dann immer noch unſägliche Mühe koſten wird, damit zu Stande zu kommen. Indeß ſoll ein Verſuch gemacht und die erſten beiden Acte tüchtig in Angriff genommen werden.

„Was meinſt du, Carl, wie ich in dieſem Coſtume mich ausnehmen werde?“ fragte Argina eines Abends ihren Geliebten und zeigte ihm das Bild, welches ſie in purpurrothem Sammet mit reichen Goldſtickereien darſtellte.

Candor betrachtete es gleichgültig.

— „Du mußt es bei Tage ſehen, das Kerzenlicht iſt den Farben ungünſtig. Findeſt du mich nicht zum Sprechen getroffen?“

— „Wie kann dir ſolch ein Bildchen nur Spaß machen.“

— „Ich werde es in Farben auf glaſirtes Papier drucken laſſen und in den Kunſthandel geben. — Auch ich will etwas für den Fauſt thun, die Welt ſoll im Voraus wiſſen, wie ich mich als Mephiſtopheline aufnehme. Das wird dem Ballet zur Empfehlung gereichen."

— „Alſo auch du biſt für das Ballet?" —

— „Ich zeige mich in Gold und Purpur, in der höchſten Pracht einer Höllenfürſtin!"

„Freilich! das iſt ein Anderes, und die Welt wird erſtaunen über die hölliſche Meiſterſchaft, die du in allen Verführungskünſten erreicht haſt."

— „Nein, Carl! dieſe Meiſterſchaft beſitze ich nur für dich."

— „Mir wäre doch lieber, du wärſt noch Anfängerin! — Alſo mit Sylvanie biſt du auch verſöhnt!"

— „Das nicht. Allein ich achte ſie. Sie bringt ein neues Ballet auf die Bühne, überläßt mir darin die brillanteſte Partie und tanzt ſelbſt nur einen alten König David, einen Affen und einen buckligen Zwerg. Das iſt Selbſtverleugnung, das iſt Aufopferung. Ich liebe das bei Anderen. Ich bewundere es! Ich ſelbſt aber möchte um keinen Preis mich ſo entſtellen."

— „Und deshalb trugſt du ihr, wie man ſagte, deine Freundſchaft an?"

— „Sie läßt mir ein Coſtume von Gold und Purpur zeichnen, was konnte ich ihr weniger dafür bieten?"

— „Nein, Argina! Weniger als deine Freundſchaft kannſt du nicht bieten.“

— „Du hätteſt nur ſehen ſollen, wie ſie ſich hatte. Gerade als ob meine Freundſchaft und Dankbarkeit eine Beleidigung für ſie wäre! — Was iſt ſie mehr als ich? Wir ſind beide erſte Solotänzerinnen bei einer und derſelben Bühne und ſtehen in gleicher Gage! Freilich: ſie iſt tugendhaft. Aber wen geht das was an? und giebt ihr das ein Recht, brutal gegen mich zu ſein? — Auf der Bühne gilt das Talent und nicht die Tugend. Jeder hat ſeine eigene Denkungsart, ſeine eigenen Geſinnungen und ſeinen eigenen Glauben. Sie ſtöre mich nicht in meinen Lebensanſichten, denn ich laſſe es ſie ja nicht fühlen, daß ſie katholiſch iſt?“

— „Sie war brutal gegen dich?“

— „Sie veränderte keine Miene, und was ſie ſagte, verſtand ich nicht, aber daß es eine Malice war, ſah ich an Leonhardi's Lächeln. — Nur Geduld. Sie ſoll es ſchon bereuen, daß ſie meine Freundſchaft ſo ſtolz und vornehm zurückwies. Es wird ſchon eine Gelegenheit kommen, daß ich ihr einen Poſſen ſpiele.“

— „Welchen Poſſen könnteſt du ihr ſpielen?“

— „Ich ſage, eine Gelegenheit wird kommen. Für's Erſte noch nicht! Erſt muß der Fauſt über die Bühne. Die Chorübungen im Probeſaale fangen ſchon morgen an.“

— „So, das iſt intereſſant!"

— „Und ich muß mein Coſtume haben, welches ſehr koſtſpielig iſt, denn Alles muß echt ſein. Ich zähle auf dich, du weißt wie weit ich mit meinen Garderobegeldern reiche."

— „Was, auch ich ſoll noch zum Fauſt beiſteuern?"

Sie fiel ihm um den Hals und flüſterte ihm in's Ohr. — „Nicht zum Fauſt, zur Mephiſtopheline. Bevor mich die Welt in Sammet und Gold erblickt, will ich allein vor dir mich damit ſchmücken. Mephiſtopheline will dein ſein, eh die Welt ihr Huldigung und Beifallskränze zu Füßen legt."

Im eleganten Morgenanzug ſaß Graf Candor am Frühſtückstiſch, als Lämmlein ihm angemeldet wurde.

Ein leiſes Nicken bedeutete, daß er angenommen ſei.

Lämmlein trat mit den Worten ein: „Das trifft ſich ja ſehr glücklich, ich komme wie gerufen, um mit zu frühſtücken."

Der junge Graf ließ noch ein Couvert auflegen und ſprach: „Sie müſſen heut vorlieb nehmen, ich frühſtücke wie ein Proletarier, Auſtern und Porter, aber es reſtaurirt, und ich bin angegriffen. — Was giebt es Neues?"

— „Sylvanie"

— „Kein Wort von dieſem verhaßten Geſchöpf. Oder wollen Sie mich etwa um die hundert Flaſchen Champagner mahnen, die ich ihrethalben verſpielt und noch nicht bezahlt habe?"

— „Die ganze Stadt iſt voll von dem Fauſtballet, der Hof, das Militair, die Academie, die Univerſität."

— „Und ich muß ſogar das prachtvolle Coſtume der Mephiſtopheline bezahlen. Ich bitte Sie, erinnern Sie mich nicht daran."

— „Lieber Graf, wollen Sie das Coſtume ſparen? Wollen wir uns den Spaß machen, der ganzen Welt einen Spaß zu verderben? Wollen wir die Aufführung des Fauſt hintertreiben?"

— „Wie wäre das möglich?"

— „Auf die leichteſte und ergötzlichſte Weiſe von der Welt. Sylvanie hat ihre Ritter, welche ſehr zahlreich ſind und für ihre Dame alles thun. Wir ſind für Argina, für die gar nichts mehr geſchieht. Ihr Sylphidentriumph iſt längſt vergeſſen."

— „Argina iſt ſehr für die Aufführung des Fauſtballets."

— „Aber ich nicht. Der Herr Doctor Krauſe maßt ſich einen Einfluß in der Oeffentlichkeit an, den ich allein bisher geübt habe, und Demoiſelle Sylvanie unterſteht ſich, mich mit Verachtung zu behandeln. Wollen wir das Fauſtballet hintertreiben? Ja oder nein!"

— „Es ſei! Zählen Sie auf meinen Beiſtand."

— „Treten Sie gefälligſt an Ihren Secretär und ſchreiben Sie, was ich Ihnen in die Feder ſage!"

— „Warum ſchreiben Sie nicht ſelbſt?"

— „Weil jedermann meine Hand kennt."

Sander trat an ſeinen Secretär und ſchrieb Folgendes nieder, wie Lämmlein es ihm vorſagte:

„Hochwohlgeborner Herr! Wenn Schreiber dieſes unbekannt zu bleiben wünſcht, ſo iſt es nicht, weil ihm der Muth fehlt, ſeine loyalen Geſinnungen perſönlich zu vertreten, ſondern weil ihm ſeine untergeordnete Stellung die Beobachtung delicater Rückſichten zur Pflicht macht. Er darf nicht klüger und unterrichteter ſein wollen, als ſeine Vorgeſetzten es ſind. Er darf nicht als Warner vor einem öffentlichen Unfug auftreten, wenn ſie nicht ſehen, oder ſehen wollen, daß dergleichen ſich vorbereitet."

„Wir nehmen eine Maske vor, als wären wir Beamte irgend eines königlichen Bureaus?" fragte Sander. „Wozu das?"

„Schreiben Sie, wenn ich bitten darf," ſagte Lämmlein und fuhr fort zu dictiren.

„Die ganze Stadt iſt voll von dem Gerüchte, daß unſere große Oper damit umgeht, das Ballet Doctor Fauſt, Tanzpoem von Heine, auf die Bühne zu bringen. Der franzöſiſche Miniſter ſoll ſogar bei Hofe geäußert haben, dieſes Ballet ſei neu in ſeinem Genre und einzig in ſeiner Art, und man ſchenkte ſeiner Empfehlung Glauben, in der Meinung, es könne nichts Unſchuldigeres geben, als ein Ballet und einen Librettodichter."

„Allein wer kennt nicht Heinrich Heine, dieſen Heros und Genius der ſchlechten Preſſe und den Urheber jener unſeligen und verderblichen Richtung, die unſere ganze junge Literatur heute genommen hat! dieſen Gottesleugner! dieſen Fürſten- und Adelsſchänder! Und von ſolch einem Menſchen, den alle Regierungen verfolgen, wird bei unſerem glänzenden Hofe Geſpräch gemacht? Eines ſeiner Werke, die meiſtens verboten ſind, wird hier bei Hofe empfohlen? — Was werden andere Höfe dazu ſagen? — Eine ſo coloſſale haarſträubende Inconvenienz konnte nur der Geſandte einer Republik begehen."

„Anbei folgt, Anlage A, das Libretto. Haben Sie die Gnade den unterſtrichenen Stellen ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken."

„Schon im erſten Acte verlangt Fauſt die hölliſchen Mächte kennen zu lernen, und die Fürſten der Finſterniß erſcheinen als reißende Thiere mit Kronen auf den Köpfen und Sceptern in den Tatzen."

„Die ſchlechte Preſſe illuſtrirt ihre leider! nur allzuſehr verbreiteten Schandblätter bekanntlich mit Holzſchnittcaricaturen, welche die gekrönten Häupter als reißende Thiere darſtellen.“

„Siehe Anlage B. Einige derartige Holzſchnitte mit Erklärungen ihrer handgreiflichen Anſpielungen auf europäiſche Großmächte. Das Erſcheinen gekrönter Raubthiere auf der Bühne könnte daher leicht, ohne daß es von der Direction irgend beabſichtigt wäre, ärgerliche Deutungen veranlaſſen, zumal wenn die ausdrücklichen Vorſchriften des Dichters befolgt werden: Fauſt wird den Majeſtäten der Hölle vorgeſtellt, bei welcher Präſentation die ſtrengſte Hofetikette verwaltet.“

„Im zweiten Acte erſcheint König David caricirt und als Kartenkönig vor der Bundeslade tanzend — und die gottesfürchtige Demoiſelle Sylvanie will nach Vorſchrift des Dichters dieſen heiligen König, den Stammvater des höchſtbegnadigten Hauſes, in welchem unſer Herr und Heiland, der Sohn Gottes, Jeſus Chriſtus geboren wurde, wackelköpfig, poſſenhaftvergnügt und nach jüdiſcher Weiſe ſich ſchaukelnd, dem Publicum zeigen; während das Orcheſter eine hebräiſch grunzende Tanzmuſik aufſpielt. — Wie, Mademoiſelle! Sie wollen gut katholiſch ſein? Was ſagt Ihr Herr Beichtvater zu dieſer doppelten Blasphemie der Kirche, wie der Krone? Aber freilich, Herr Paſtor Ferrand iſt ein Franzoſe und Sie ſind eine Franzöſin, und das republikaniſche Gift iſt ſo corroſiv, daß kein Alter, kein Stand und Geſchlecht davon verſchont bleibt. Die liebenswürdigſte und rechtgläubigſte Jungfrau und der würdigſte und wohlwollendſte Geiſtliche haben keine Ahnung mehr von der heiligen Unantaſtbarkeit der Altäre und der Throne."

„Vom dritten Acte laſſen Sie mich ſchweigen. Ich habe diejenigen Stellen angeſtrichen, welche der öffentlichen Sittlichkeit offenbar zuwider laufen. Es fragt ſich, in wiefern der vierte Act ſich mit derſelben verträgt. Der Verfaſſer hat darin ſein heidniſches Glaubensbekenntniß, ſeine gottloſe Moralphiloſophie ausgeſprochen. — „Eine Inſel im Archipel, der Tempel der Venus Aphrodite. Alles belebt von blühenden Menſchen, die Jungfrauen in leicht geſchürzter Nymphentracht vor dem Tempel der Göttin mit dem Freudendienſt (!) derſelben beſchäftigt. Alles athmet hier griechiſche Heiterkeit, ambroſiſchen Götterfrieden, claſſiſche Ruhe. Nichts erinnert an ein nebliges Jenſeits, an myſtiſche Wolluſt und Angſtſchauer, an überirdiſche Extaſe eines Geiſtes, der ſich von der Körperlichkeit emancipirt hat. Hier iſt Alles reale, plaſtiſche Seligkeit, ohne retroſpective Wehmuth, ohne ahnende leere Sehnſucht u. ſ. w., u. ſ. w. — Ich glaube hiermit genug geſagt zu haben in Betracht der Frage: Eignet ſich die Aufführung dieſes Ballets für eine chriſtliche Reſidenz wie die unſrige, unter den Augen eines mächtigen, glanzreichen Hofes und ob, ſollten auch wirklich hohe und hochgeſtellte Perſonen die Aufführung des Fauſt für wünſchenswerth halten, ſelbige nicht Aergerniß, Anſtoß, oder auch nur unangenehme Geſpräche erregen würde? Die factiſche Wahrheit iſt durchaus nicht in Zweifel zu ziehen. Ob dieſe Angaben jedoch geeignet ſind Bedenklichkeiten zu erregen, liegt mir nicht zu entſcheiden ob, und mit gutem Gewiſſen überlaſſe ich das Ermeſſen dem vielgeprüften Urtheil Ew. Hochwohlgeboren.“ Ein Ungenannter.

Und jetzt noch die Adreſſe: „Einer hochlöblichen königlichen Polizeidirection: Sr. Hochwohlgeboren Herrn von N. zu eignen Händen.“

„Vortrefflich!“ rief Sandor. „Das wird ein Hauptſpaß.“

— „Wir myſtificiren ſogar die hochlöbliche Polizei, damit ſie uns Beiſtand leiſte, der ganzen Stadt eine Freude zu verderben. — Allein es iſt noch nicht Zeit die Mine ſpringen zu laſſen. Morgen fangen erſt die Chorübungen an. Erſt muß man Mühe und Fleiß in Studien und Proben verſchwendet, und alle Baarſchaften, allen Credit für Decorationen, Coſtume und Maſchinerie erſchöpft haben. Die Generalprobe muß angeſetzt ſein, bevor dieſes Schreiben ſeine Wirkung thun ſoll.“

— „Aber ich will das Coſtume der Mephiſtopheline ſparen, lieber Lämmlein!“

— „Halten Sie Argina noch eine Weile mit Verſprechungen hin, und will ſie ſich nicht mehr vertröſten laſſen, ſo werfe ich dieſes Schreiben in den nächſten beſten Briefkaſten. Der barbariſche Ernſt, mit dem die Polizei in ſolchen Angelegenheiten verfährt, ſichert uns augenblicklichen Erfolg.“

Sechſtes Buch.

Die Hauptſchwierigkeiten ſind überwunden, meldete Fröhlich. Die Thier- und Hexen-Tänze und Aufzüge, welche der Unfehlbare für unausführbar hielt, ſind gewiß noch nie und nirgend in der Vollkommenheit geſehen worden, wie in der heutigen General-Chorprobe in Coſtume bei Licht und bei vollem Orcheſter. Sie entſprechen auf's genauſte den Zeichnungen der Academiker. Ja! die lebendige Darſtellung hat noch hier und da zu Ideen und Ausſchmückungen Anlaß gegeben, an die früher niemand dachte.

Ich will Ihnen nur ein Beiſpiel anführen. Ein Libretto iſt natürlich kein Evangelium, dem man blindlings gehorchen muß, und wenn die Anlage des Dichters nur eine geſunde iſt, ſo kömmt es auf die vorgeſchriebenen Einzelheiten nicht an, die oft unſtatthaft, irrig und beſchränkt ſind. Muſiker, Maler und Darſteller wollen auch ſchaffende Künſtler ſein, die ihre eigenen Ideen, Anſichten und Erfahrungen befolgen.

Wenn z. B. Fauſt im erſten Acte die Hölle beſchwört, öffnet ſich nicht der Erdboden, wie Heine vorſchreibt. Man läßt wohl eine einzelne Geſtalt aus einer Verſenkung aufſteigen, aber eine ganze Hölle in Reih und Glied aus dem quergeöffneten Podium herauskommen zu laſſen, würde einen gemeinen Effect machen. Eben ſo wenig dürfen die Höllenfürſten als gekrönte Raubthiere erſcheinen. Das ſind modernpolitiſche, de Lamennais'ſche Grillen, in die ſich Heine eingeſponnen hat, mit denen weder die Kunſt noch der Volksglaube etwas zu ſchaffen haben. Wenn Höllengeiſter kein Puppenſpiel abgeben ſollen, ſo müſſen ſie hübſch ein diaboliſches und ſataniſches Anſehen behalten. — —

Wenn Fauſt den Teufel beſchwört, ſo ſtürzt im Hintergrund des Gewölbes krachend die Wand in Trümmer. Der Qualm des hölliſchen Pfuhls ſteigt auf und ein bleiches Schwefellicht bricht an. Die Hölle zieht im feierlichen Triumphe langſam und gemeſſen aus dem Abgrund empor.

Voran acht Löwen je vier und vier. In der rechten Hand die Streitaxt, in der Linken die Tartſche, ſchreiten ſie aufrecht, aber in vornübergebogener Stellung, als wollten ſie ſich wieder auf alle viere legen. Es ſind Statiſten, aber Sylvanie hat ſie eingeübt. Ihre blauen Mäntel fallen über den Rücken und reichen von der Mähne bis zum äußerſten Ende des Schweifes, von dem nur das Büſchel hervorguckt. Sie bedecken den Unterleib und die Hinterfüße. Ein Löwe, der aufrecht geht, wird ſich, da er anders gebaut iſt, auch anders bewegen als der Menſch, und dies muß hinter Pracht verſteckt werden. Eben deshalb auch gebraucht der Löwe ſeinen ganzen lang ausgeſtreckten Schweif, um die Schleppe ſeines Mantels mit Grandezza ſich ſelbſt nachzutragen. Die Unbeweglichkeit ſeines Schweifes iſt hiermit gerechtfertigt. Hinter den Löwen her watſchelt ein Bär auf den Hinterfüßen, gefolgt von luſtigſpringenden und tänzelnden Aeffchen. Wo der Bär kopfüberſchlägt, ſchlagen die Aeffchen der Reihe nach den Purzelbaum ihm nach. Es folgt: — Ein ſilberner Teufel mit dem rothen Höllenpanier. — Zwei weiße Bären mit kupferrothem Halſe und Armbändern ziehen einen kupferrothen Muſchelwagen, worauf ein ſilberner Höllenfürſt mit Bocks-Hörnern, -Bart und -Mähne ſitzt. Seine Fackelträger und Lakaien haben weiße Hahnenköpfe mit bluthrothen Kämmen und Kröpfen, dieſe ſchieben den Muſchelwagen, der auf Rollen läuft, und zum Schein nur von den Bären gezogen wird. Die weißen Bären haben ebenfalls Rollen unter den Knien, um ſich mit den Händen vorwärts zu arbeiten, wie Bären auf dem Eiſe gleiten. So folgen mehrere Equipagen der Höllenfürſten. Voran bewaffnete Löwen mit langen Mänteln. Ein Bär mit Affen. Ein Teufel mit einem Panier. Das Geſpann ſind ſchwarze Bären auf allen Vieren, grüne Laubfröſche, die in gewaltigen Sätzen köpfen und Drachen, die vorwärtsſchreitend mit den Flügeln ſchlagen und ihre Schlangenleiber ſchraubenförmig nachwinden u. ſ. w. Die Teufelsfratzen ſind ſtahlblau oder ſchwarz, wie Eiſenglätte, oder blankgrünbraun, wie Metall oder Bronce. Die Fackelträger und Diener haben Köpfe von Ungeheuern und weite Mäntel. Jede Equipage hat nebſt Geſpann und Dienerſchaft ihre beſondere Höllenfarbe. Endlich das große Höllenpanier, getragen von einem langen, hageren, fledermausbeſchwingten und gehörnten, pechſchwarzen Teufel. Kleine Teufelchen tragen die Troddelſchnüren. Voran tanzt mit wilden Geberden ein Hexenſchwarm mit aufgelöſten Haaren, die nackten Glieder von grauen Lumpen umflattert. Dann Satan auf einem feurigen Wagen. Der gehörnte Kopf, Bruſt, Arme und Hände ſind von Gold. Sein Purpurmantel ſtarrt von funkelnden Koſtbarkeiten. Bleiche Skelette in weißen Leichentüchern ziehen den Wagen und folgen demſelben. Wenn der Wagen aus dem Abgrund auf die Bühne gelangt iſt, verwandelt ſich, wohin er fährt, das feuerrothe Licht in ein bläulichweißes Schwefellicht. Dahinter Hexengeſpenſter und ſchwarze Teufelsfratzen. Dieſer Triumphzug macht mit diaboliſcher Feierlichkeit und beſtialiſcher Würde, bei hölliſcher Janitſcharenmuſik ſein, Volte über die Bühne, tactmäßig, feſt und ſteif, nichts wankt und wackelt. Alles ſchreitet, rollt, hüpft, kriecht und geht wie aus einem Guſſe. Die hölliſchen

Equipagen fahren hinten in einer Front auf, der goldene Satan in der Mitte.* Dann beginnen die Affen-, Bären-, Hexen-, Teufel- und Geſpenſter-Tänze. Die Blocksbergs-Aufzüge und Tänze ſind noch bedeutend reicher und verwickelter. Wir dürfen nicht vergeſſen, daß Hunderte von Künſtlern und Gelehrten Ideen, Rath, Kenntniße und Wiſſen beigeſteuert, um dieſes Ballet reich und edel auszuſtatten, demnach iſt der dritte Act ein wahrer Höllenbreughel geworden. Nicht ganz mit Unrecht vermißt Sylvanie hier, wo all das Gräßliche ſich häuft, eine Unſchuld, für die man ſich intereſſiren kann, etwa wie die Bürgermeiſterstochter im fünften Act. Wenigſtens endet das Ballet mit einem Schmerze. Aber der koſtbare dritte Act verpufft wie ein Feuerwerk.

Sylvanies großes Verdienſt hierbei iſt, alle Wünſche von Künſtlern, Gelehrten, Kennern und Praktikern in Ausführung gebracht zu haben. Daß dies viele Mühe und Geduld koſtete, verſteht ſich von ſelbſt, und daß ſie einen edlen und feinen Geſchmack hat, iſt uns längſt ſchon bekannt. Aber das alles iſt nicht zureichend, Dinge aufzuführen, an die ſich kein Balletmeiſter wagt.

Was Sylvanie vor allen voraus hat, ſo daß ſie ihres Gleichen heut nicht findet, iſt ihre Schule. Sie lehrt nur, was ſie ſelbſt gelernt hat und behandelt ihre Leute, wie ſie ſelbſt behandelt worden iſt.

Die deutſchen Bühnen prahlen nur mit todter Pracht und vernachläſſigen ihre lebendigen Mittel. Sie machen Aufwand mit Decorationen, Coſtumen und Maſchinerie, aber die beſten Kräfte auf der Bühne wie im Staate ſind die Menſchen und dieſe vernachläſſigt man.

Kann etwa irgend ein deutſcher Regiſſeur, im künſtleriſchem und wiſſenſchaftlichem Sinne, Unterweiſung ertheilen? Sie beſtellen und befehlen, das iſt alles, und Darſteller und Choriſten thun, was ſie wollen und können. Wird alles nur einigermaßen zurechtgepfuſcht, ſo iſt man zufrieden.

Sylvanie aber führt mit ihren Choriſten Ungeheuer- und Geſpenſter-Tänze auf, und die Eleven wiederholen im verjüngten Maßſtab, was die Choriſten machen. Auf dem Blocksberg kömmt ein Froſchtanz im Vordergrund vor, von Kindern ausgeführt, während im Mittel- und Hintergrund Anderweitiges geſchieht. In den Aufzügen ſtehen die Eleven einmal auch als Zwergungeheuer mit langen Naſen, großen Brillen, ſpaniſchen Hüten und Kragen, in Kunſtreiter-Stellungen auf den Rücken der Bären. Es geſchieht freilich mit Hülfen. Aber das Behaupten einer maleriſchen Stellung iſt ſchwer einem unerwachſenen Kinde beizubringen. Die acht bewaffneten Löwen im erſten Aufzuge ſind immer dieſelben Statiſten, die jedesmal abgehen und vor jedem Wagen wieder auftreten. Aber ſie marſchiren und ſchwenken in thieriſcher Haltung ſteif und feſt wie Soldaten. Es gehört viel dazu dies Statiſten beizubringen. Aber Sylvanie weiß ihnen begreiflich zu machen, was ſie ſollen und ſpricht nicht einmal deutlich. Chorführer braucht ſie nicht. Wer auftritt muß ſelbſt wiſſen, was er zu thun hat. In der heutigen Probe iſt nichts mißrathen.

Alles dieſes vollbrachte ſie auf die einfachſte Weiſe.

Zuvörderſt ließ ſie die Zeichnungen der Academiker, die als Muſter auserwählt waren, auf Pappe kleben, firniſſen, und an den großen, ſchwarzen Tafeln im Chorprobeſaal aufhängen. Jedem wurde die Figur, die er ſpielen ſollte, gezeigt und bedeutet, was er zu thun habe, um ſie auszuführen. Hierauf erhielt jeder ſeinen Affen-, Bären-, Teufelskopf u. ſ. w. Denn die Masken mußten fertig ſein, bevor die Uebungen anfingen. Er mußte ihn aufſetzen und die erſten Bewegungen damit machen. Die Bärenköpfe haben offne Rachen und heraushängende Zungen, mit aufwärtsgebogener Spitze, welche bei den Bewegungen hin- und herſchwanken. Dies gab viel zu lachen. Das Lachen erheitert. Aber der Spaß veraltet geſchwinde und wie ſich die erſten Spuren von Müdigkeit zeigen, wird inne gehalten und eine zweite Colonne tritt an. Bei der zweiten Uebung verſchwinden die Masken, denn „man muß in der Phantaſie tanzen lernen,“ ſagt Sylvanie. Nach den Bewegungen kommen die

Bal. Zum erſten Male wieder mit Masken. Dann die Touren, dieſe ſtets im Coſtume, das heißt in einem ungefähren und es wird ſtrenge auf die Haltung geſehen.

Das ganze Corps erhält für dieſe Zeit des Einübens Zulage. Es wird aber auch tapfer angeſtrengt. Jede Unachtſamkeit wird beſtraft. „Herr Doctor, notiren Sie Mademoiſelle N. N.“ — Herr Doctor, notiren Sie Herrn N. N.“ — fällt ſehr häufig vor. Ein Thaler Strafe iſt leicht verwirkt. Aber nach der heutigen, glücklichen Probe hat Sylvanie eine allgemeine Amneſtie erlaſſen, mit Ausnahme mehrerer Choriſten, die ſich bei den Blocksbergtänzen unanſtändige Bewegungen erlaubten. Sie verlieren eine halbmonatliche Gage. Einige davon ſind Familienväter und die Thränen ſtanden ihnen in den Augen. In dieſem Punkte aber iſt Sylvanie unerbittlich. Häufig jedoch läßt ſie es auch bei ſcharfen Verweiſen bewenden, die ich beim Verdeutſchen ein wenig mildere. Ihre Worte, die ich hundertmal zu überſetzen habe, lauten:

„Meine Damen und Herren! Betrachten Sie ſich als gutgeſinnte Dienſtboten, die ſich beeifern den Willen ihrer Herrſchaft zu deren Wohlgefallen zu vollziehen. Ich fordere nichts Außerordentliches. Aber können Sie nicht leiſten, was ich verlange, ſo ſeien Sie gewiſſenhaft und ſcheiden Sie aus einem Dienſt, der nicht für Sie paßt.“

Thiere ſind abzurichten, warum nicht auch Menſchen? Aber man muß Geduld haben und wiſſen, was man verlangt. Sylvanie weiß das. Viele Menſchen aber wiſſen das nicht.

Beliebt iſt ſie nicht. Bei dem Chor eben ſo wenig wie bei dem Orcheſter. Sie ſtrapazirt die Leute zu ſehr. Auch verlangt der Deutſche ein wenig Gemüthlichkeit und Sylvanie betrachtet die Menſchen, als ob ſie nur auf der Welt wären, um tanzen zu lernen. Doch hat man großen Reſpect vor ihr. Wie ſie in den Probeſaal tritt, wird alles ſtill und wenn ſie ſich ihr provençaliſches Röckchen aufgeſchürzt hat, ordnet ſich alles in Reih und Glied. —

Morgen fangen die Scenenproben an und die Solotänzer werden ihr blaues Wunder erleben. Sie ſchütteln jetzt ſchon mißvergnügt die Köpfe zu den Affentänzen, den Froſchreigen und den Voltigeurkünſten der kleinen Teufelchen im Blocksberggewimmel. „Das heißt das Ballet entwürdigen,“ ſagen ſie. „Man ſoll wie ein Menſch tanzen, und nicht wie ein Thier. — Wenn Demoiſelle Sylvanie ſelbſt ſich dieſer unedlen Künſte bedient, um bei ihrer Figur und Gracie wunderbare Effecte hervorzubringen, ſo mag das hingehen. Der Schönheit und dem Genie iſt vieles zu verzeihen. Wenn aber Choriſten und Eleven ſich eben dieſer Künſte bedienen, ſo kann der Solotänzer nicht mehr wirken. Es iſt ein Unterſchied, ob ein beflügelter

Engel in den Wolken tanzt, oder ob grüngekleidete Balleteleven mit Laubfroſchköpfen wie Straßenjungen einer den anderen über die Schulter ſpringen. Wenn ſich das Ballet erſt mit dieſen Bretterbudenkünſten gemein macht, ſo giebt es ſeinen Anſtand und ſeine Vornehmheit auf, und die Solotänzer mögen ſich dann auch auf freier Straße produciren.“ Etwas Aehnliches ſagt der Muſikdirector: — „Sylvanie wird groß werden, aber das Ballet bringt ſie herunter, wie Paganini die Violine heruntergebracht hat. Das Flageolet, der kurze hüpfende Bogen des Piccicato, das einfingrige Cantabile waren urſprünglich italieniſche Kaffeehauskünſte, die er vervollkommte und in die Concertmuſik aufnahm. Bei ſeinem Genie und ſeinem Geſchmacke machte er die überraſchendſten Effecte damit. Seine Nachahmer und Nachfolger jedoch, welche ſich eben dieſe Künſte aneigneten, hatten nicht ſein Genie und ſeinen Geſchmack, ſie verdarben Ton und Bogenſtrich, ſo daß es jetzt faſt keinen Orcheſtergeiger mehr giebt, und die Schüler des Pariſer Conſervatoirs ſind ſo häufig, daß ſie ſich in Kleinſtädten und Kaffeehäuſern, wo nicht gar im Freien, hören laſſen.“ —

Meine Anſicht iſt das nicht. Die Geſchichte lehrt, daß wo hier und da eine Kunſt in einer einzelnen Erſcheinung einen großen Aufſchwung nimmt, ihr immer wieder Schwäche und Gemeinheit nachfolgen und maſſenhaft ſich in Mode zu bringen wiſſen.

Am glücklichſten ſind die Academiker heute, deren Zeichnungen zu Vorbildern benutzt wurden und die ihre Ideen heute in Leben und Bewegung ausgeführt ſehen. Es iſt eine Aufmunterung für ſie, ſich ferner mit dem Ballet zu befaſſen und die Bühne als das Mittel zu betrachten, Kunſtſinn in's Volk zu bringen. — — —

Auch Candor ſaß als Zuſchauer dieſer General-Chorprobe ſtillbeobachtend in einer fernen, finſteren Parketloge. Alles ſchien vorüber, und doch hatte er nicht geſehen, was er eigentlich ſehen wollte und weshalb er gekommen war.

Sylvanie erſchien in der Scene. Die Direction mit ihrem ganzen Gefolge, die Kunſtfreunde nnd Kenner, die Ballet- und Orcheſtermitglieder, und die Academiker endlich drängten ſich um ſie. Auch Candor begab ſich auf die Bühne. Argina, die ihn erblickte, eilte auf ihn zu. Das war es, was er wünſchte, und er fragte ſie: „Iſt Alles ſchon vorüber?“

— „Verlangſt du noch mehr Chortänze in den erſten drei Acten? Mich dünkt, das iſt bunt genug!“

— „Aber die Höllenfürſten als gekrönte Raubthiere.“

— „Das ſind die Teufel von Metall und Bronze.“

— „Im Libretto ſteht gekrönte Raubthiere.“

— „Das Libretto hat viele Aenderungen erlitten.“

— „Auch eine Blocksbergsceremonie vermiſſe ich, die wortgetreu dem Volksglauben entnommen iſt.“

— „Das war im Hintergrund während die Fröſche tanzten.“

— „Ich meine die Parodie der Handkußceremonie auf eine gegen den Satan übliche Art.“

— „Ich verſtehe dich nicht!“

Candor neigte ſeine Lippen zu ihrem Ohr und flüſterte ihr die ganze Unanſtändigkeit zu, welche Heine hier von den Darſtellern verlangt.

Argina ſchlug ein helles Gelächter auf. — „Aber Carl, du biſt wirklich ſehr originell. Wie kannſt du nur glauben, daß der geringſte Statiſt im Angeſicht des Publicums ſich eine ſolche Unanſtändigkeit erlauben wird? Und nun erſt die Solotänzer? Ich bin die Erſte, und weißt du, wer der Satan iſt? Mein Jäger, der lange Dieterich. Ich habe ihn zu dieſer Vorſtellung hergegeben, weil er der rieſigſte Kerl in der Stadt iſt. Und ich ſollte meinem eigenen Jäger, der hintenauf ſteht, wenn ich nach dem Theater fahre und mir den Schlag öffnet beim Aus- und Einſteigen, im Angeſicht des Publicums ſollte ich ihm — — —?“ Von Neuem brach ſie in ein herzliches Gelächter aus.

— „Aber der Dichter hat es doch vorgeſchrieben.“

— „Närrchen! Dichter ſchreiben vielerlei vor, was nicht ausführbar iſt, und ein Libretto kömmt in viele Hände; Jeder giebt etwas zu oder nimmt etwas weg. Bei der Aufführung iſt es kaum noch daſſelbe.“

— „Conrad,“ rief ſie einem Theaterdiener zu, „gehen Sie nach der Statiſtengarderobe. Dieterich ſoll ſich ſputen. Ich will nach dem Kaffee de Paris fahren. — Willſt du mit, Carl? Ich gedenke dort zu frühſtücken.“

— „Ich werde nachkommen, beſtelle einſtweilen mein Couvert.“

Sandor ging zuvörderſt Lämmlein aufzuſuchen.

— „Lämmlein! beſorgen Sie den Brief, es iſt die höchſte Zeit.“

— „Will ſich Argina nicht mehr beruhigen?“

— „Das nicht, ſie kennt mich, und bis zu einer Generalprobe iſt noch lange Zeit. Aber die Angaben treffen nicht mehr zu. Keine gekrönte Thiere, kein diaboliſches Hofceremoniel, keine politiſche Anſpielungen, das Alles iſt hochphantaſtiſch abgeändert.“

— „Das könnte freilich ſtörend werden! Doch bis jetzt iſt noch nicht das Geringſte zu fürchten. Verlaſſen wir uns auf die Gleichmäßigkeit des Geſchäftsganges unſerer Behörden, um des augenblicklichen Erfolges ſicher zu ſein. Wie wäre es, wenn wir noch warteten? Schwebender Gewinn iſt Spielerwolluſt.“

— „Nein, Lämmlein, keinen Augenblick länger.

Wer weiß, ob nicht alles ſchon zu ſpät iſt. Alles war zu impoſant in dieſer Probe.“

Lämmlein langte ſein Portefeuille heraus, öffnete es und überreichte dem Grafen jenen Brief.

— „Herr Graf, verfügen Sie darüber. Es iſt Ihre Handſchrift und ich waſche meine Hände in Unſchuld.“

Siebentes Buch.

Fröhlich berichtete:

Heut ſtand mit einem Male ein Polizeidiener hinter den Couliſſen. Nicht die gewöhnliche Theaterpolizei, denn die weiß ſich zu benehmen, ſondern ein ziemlich linkiſcher Menſch, der nach dem Director fragte, ihm ein Papier einhändigte, und ſich eiligſt wieder davon machte.

Es enthielt eine höfliche Bitte der Polizeidirection, gelegentlich einmal vorzuſprechen. Der Director verlangte einige nähere Auskunft, der unbehülfliche Kerl war nirgend mehr zu finden.

Der Director iſt ängſtlich, er fürchtet überall zu kurz zu kommen, und will immer augenblicklich wiſſen, woran er iſt. Er ging daher auf der Stelle, um zu hören, was die Polizei von ihm wolle.

Nach Verlauf von etwa anderthalb Stunden kehrte er verſtört und niedergeſchlagen zurück.

— „Mademoiſelle Sylvanie! Laſſen Sie nur alles ſtehen und liegen. Der Fauſt wird nicht gegeben.“

— „Nicht gegeben? wie iſt das möglich.“

Er iſt von der Polizei verboten! — —

Ein Ballet polizeilich verboten! Wenigſtens iſt das etwas ganz Neues, bisher noch nicht Dageweſenes. Doctor Fauſt ein gefährliches, polizeiwidriges Ballet? Und die halbe Stadt intereſſirt ſich thätlich dafür. — In der That, das iſt zum lachen.

Indeſſen iſt die Sache kein Spaß. Für die Direction, die das Ballet mit großem Aufwand ausgeſtattet, iſt es ein harter Schlag, wenn es bei dem Verbote bleibt, und das heitere Künſtlervölkchen erblickt im Wohl und Weh der Direction ſein eignes. Mit der Polizei aber hat es ungern zu ſchaffen. Es iſt eine Behörde, die etwas Unheimliches hat, und an die man ſich ungern erinnert ſieht.

Kurz die Beſtürzung war allgemein. Die Balleteleven weinten, weil ſie nicht als Fröſche, Affen und Teufelchen tanzen ſollten, und Argina meinte, wenn ſie nicht in Purpurſammet und Goldſtickereien als Mephiſtopheline aufträte, ſo würde das ein Nagel zu ihrem Sarge werden.

Nur Sylvanie blieb gelaſſen wie immer und fragte mit rührender Argloſigkeit: „Hat die Polizei weiter nichts zu thun, als ſich um's Ballet zu kümmern? Iſt der Herr Polizeidirector ein Tanzmeiſter geworden?“

„Es ziemt ſich wohl für Sie noch zu ſpotten!" rief der Director. „Wiſſen Sie, Mademoiſelle, daß ich in dieſes verwünſchte Ballet ſchon 40,000 Thaler geſteckt habe? Sie und Ihre messieurs les hommes des lettres et artistes haben mich ſchön hinters Licht geführt. Das Geld iſt ausgegeben und für den Carneval habe ich nichts."

— „Sagen Sie das Ihrer Polizei, mein Herr, und nicht mir. Ich glaubte Kunſt und Wiſſenſchaft herrſche in Deutſchland und habe von den Profeſſoren der königlichen Akademie und der Univerſität Rath und Urtheil genommen. Hätte ich das ahnen können, würde ich Sie gebeten haben, mir ſtatt der vielen ſachkundigen Bühnenfreunde, die mir das Leben ſauer genug gemacht haben, einen Polizeiinſpector beizugeben."

— „Mademoiſelle! Mit Ihren Witzeleien iſt mir nicht geholfen. Und wenn mir der Carneval nichts einbringt, ſo bin ich ein geſchlagener Mann."

„Mademoiſelle hat nicht Unrecht," verſetzte der Unfehlbare. „Wenn die Polizei Ihren Erwerb hemmt, und Ihr Geſchäft ſtört, ſo verſetzt ſie Sie in die Nothwendigkeit die Mitglieder zu entlaſſen und das Haus zu ſchließen."

— „Das alles habe ich dem Herrn Polizeidirector vorgeſtellt, und zur Antwort erhalten: Ich habe ſechs Wochen Zeit, Recurs an das Miniſterium zu nehmen. Je nun! wir wiſſen was das hilft. Auch läßt das Miniſterium ſich Zeit und ſoll ich immer noch Koſten und Mühe daran wenden, wenn es doch zuletzt bei dem Verbote bleibt?“

— „Weshalb iſt denn das Ballet verboten? Werden gar keine Urſachen angegeben?“

— „Nein! Mit allen Anfragen und Einwänden ſoll ich an's Miniſterium gehen.“

— „Gehorchen wir doch der Polizei!“ rief Sylvanie. „Was iſt das weiter? — Meine Damen und Herren: Der Fauſt iſt verboten. Wir probiren jetzt ein anderes Ballet Notre-dame. Herr Tagliafico wird den Notre-dame und Madmoiſelle Argina die „Belzebubetta“ tanzen. Sollte der Notredame auch verboten werden, ſo probiren wir Merlin und Luciferella oder Agrippa und Leviatanina. Alle dieſe Ballette ſehen ſich ähnlich, wie ein Tropfen Waſſer dem anderen. Endlich wird ſich doch wohl ein Schwarzkünſtler und eine Diableſſe finden, welche die Polizei durchläßt.“

— „Die Sache ließe ſich hören, wenn man nur wüßte, weshalb der Fauſt verboten iſt, und was man gegen dieſes Ballet einzuwenden hat. Da ich aber nicht weiß, was zu wiſſen nöthig iſt, kann ich erſt recht in Strafe genommen werden, wenn ich ein Polizeiverbot umgehe.“

„Ich weiß noch einen Ausweg!“ rief Sylvanie. „Ich habe den Fauſt ſtets als meine Angelegenheit betrachtet, ich will auch das Letzte wagen. Ich wende mich direct an Se. Maj. den König. Er wird das türkiſche Verfahren des Herrn Polizeidirectors unmöglich billigen können."

„Das iſt der grade und beſte Weg!" verſetzte der Unfehlbare und der Director ſprach: „Das allein kann helfen, liebe Sylvanie! Sie ſind ein herrliches Mädchen! Stellen Sie dem Könige alles vor, die ganze Lage der Oper. Fahren Sie nach Hauſe, machen Sie Toilette. Die Bittſchrift laſſe ich Ihnen einſtweilen aufſetzen. Ueberbringen Sie ſie perſönlich! Mademoiſelle! Vergeſſen Sie nicht, daß das Wohl und Weh der ganzen Oper in Ihren Händen ruht." — Er wandte ſich an das Perſonal: „Niemand geht nach Hauſe. Es wird weiter probirt."

Man probirte weiter, ſehr unbekümmert um das Polizeiverbot und weil man das Vertrauen hatte, Sylvanie könne durchſetzen, was ſie irgend wolle.

Es verging eine gute Stunde ehe ich mit dem Concept der Bittſchrift zu Stande kommen konnte. Der Director hatte bald dieſes bald jenes zu ändern, hinzuzufügen oder wegzulaſſen. Endlich war ich fertig. Das Geſuch wurde ſauber abgeſchrieben und Sylvanie zugeſandt. — Wenig Augenblicke ſpäter erſchien der Generalintendant im Bureau. Wir erfuhren endlich woran wir waren: — Nur der Name des Verfaſſers hatte das Verbot zu Wege gebracht.

Der König ſpeiſt bekanntlich allein ſchon um zwei Uhr. Wenn er ſich um fünf oder ſechs Uhr zur Tafel begiebt, ſo genießt er nichts mehr und muß immer jemand neben ſich haben, mit dem er ſich unterhält. Sei es ein diſtinguirter Reiſender, ein fremder Geſandter, oder in Ermangelung deſſen einer ſeiner Miniſter. Graf Duhamel iſt ein Kunſtliebhaber. Sein ganzes Hôtel iſt voll Bilder und Kunſtſachen. Er bildet ſich ein, ein Kenner zu ſein und ſpricht unaufhörlich von Kunſt und Kunſtgegenſtänden. An der königlichen Tafel und in Gegenwart der königlichen Familie rühmte er Sylvanie und erzählte, daß Künſtler und Gelehrte ihr Beiſtand verheißen hätten, ein großes Ballet aufzuführen, wie noch keines geſehen worden ſei. Er nannte auch das Ballet und den Namen des Verfaſſers, ohne daß es auffiel. Prinzen und Prinzeſſinnen ſind überhaupt nicht ſehr beleſen und noch weniger bewandert in der demokratiſchen Literatur. Gefährliche Schriftſteller ſcheinen ſie gar nicht zu kennen. Man war ſehr begierig auf das Ballet und die Theilnahme ſteigerte ſich, als man geſtern vernahm, wie außerordentlich die Chorprobe ausgefallen war. —

Geſtern ſaß der Polizeiminiſter beim König. Es war von Seiten der Polizei bei ihm angefragt worden, ob die Aufführung dieſes Ballets auch ſtatthaft ſei, da es von einem im höchſten Grade übelberüchtigten Verfaſſer herrühre, der ſeine ſchlechte Geſinnung und gefährliche Denkungsart nicht einmal in einem Balletlibretto verleugnet hatte. Der König verlangte den Bericht auf der Stelle zu hören und er ſoll wahrhaft haarſträubend gelautet haben. Der Generalintendant ſpeiſte mit an der königlichen Tafel, und bekam eine furchtbare Naſe. Abends war Hofcirkel bei der Königin. Der franzöſiſche Geſandte war den empfindlichſten Neckereien ausgeſetzt und mit ſeinem Steckenpferd, ſeiner Kunſtliebhaberei compromittirt, achtete er für gut, bei Zeiten zu verſchwinden. Der Polizeidirector hat für ſeine Wachſamkeit und Umſicht ein Belobigungsſchreiben erhalten. Es ſoll in ſo gnädigen Ausdrücken abgefaßt ſein, daß er vor Freuden darüber und um dieſer hohen Gnade würdig zu ſein, ſo vornehm wortkarg und kurzangebunden mit unſerem armen Operndirector war. Kurz der Fauſt iſt mit Haut und Haar verloren. Im Gedicht hat er Hoffnung auf die Allbarmherzigkeit Gottes. Für unſere Bühne iſt er unwiderruflich auf ewig verdammt. Für die Direction iſt das ein harter Schlag, für Sylvanie ein härterer noch. Das arme Mädchen! Unter ſolchen Auſpicien hatte man ſie mit einem Bittſchreiben an den König geſandt. Ich rannte nach ihrer Wohnung. Zu ſpät. Sie hatte nur auf die Schrift gewartet, um ſogleich nach dem Schloſſe zu fahren.

Der Director, der ſich in ihrer Gegenwart die Haare zerraufen wollte, fügte ſich jetzt mit muſterhaftem Stoicismus in das Unvermeidliche. Mit der größten Seelenruhe — um bei Leibe keinen Ungehorſam gegen einen allerhöchſten Willen zu verrathen — mit der größten Seelenruhe ging er hinunter auf die Bühne, that der Probe Einhalt und ließ Perſonal und Orcheſter auseinandergehen, indem er kopfſchüttelnd ſagte: „Nein! Keine Neuerungen! Einmal und nicht wieder! In Zukunft hübſch beim Alten geblieben.“

Es iſt doch etwas Schönes um die Loyalität! Welch tröſtlicher Gedanke, einem höheren Willen unterworfen zu ſein! Das erſtickt Kummer und Verdruß und lächelnd erträgt man große Verluſte.

Endlich erſchien Sylvanie wieder, hofmäßig gekleidet in ſchwarzem Sammet mit feinem Spitzenſchleier. Sie war traurig und ſeufzte kleinlaut: „Ich bin in Ungnade.“

— „Das war vorherzuſehen, liebe Sylvanie!“ meinte der Director, „und hätte ich vorher gewußt, was ich jetzt weiß, ich hätte Sie um keinen Preis fortgelaſſen.“

„Königliche Majeſtät war anfangs ſehr gnädig,“ erzählte ſie. „Sie ließ mich augenblicklich vor und ich that meinen Fußfall, wie der Kammerherr mir vorgeſchrieben hatte. Königliche Majeſtät lachte, hieß mich aufſtehen und nannte mich ma mignonne! Nahm aber die Bittſchrift nicht an. „Reden Sie, Kleine und faſſen Sie ſich kurz!“ — „Imaginez-vous, Sire!“ ſagte ich, „daß Ihre Polizei mir mein Ballet verbietet. Das Libretto wird öffentlich verkauft; und man kauft es ſich, um es aufzuführen, denn dazu iſt es gedichtet worden. Zudem iſt es eine deutſche Volksſage. Iſt es Sache der Polizei, deutſche Volksſagen zu verbieten? Soll ſich die deutſche Nation der Polizei halber den Doctor Fauſt aus dem Sinne ſchlagen?“ — Das waren unglückliche Worte!“ —

„Ich glaube es!“ rief der Director. „Etwas Schlimmeres hätten Sie nicht ſagen können.“

— „So ſteht es in der Bittſchrift. Ich ließ ſie mir von Brünette überſetzen. Ich muß doch wiſſen, weshalb ich zum König gehe!“

„Armes liebes Mädchen!“ ſeufzte der Unfehlbare.

Sylvanie ließ das Köpfchen immer tiefer ſinken: — „Ich weiß jetzt was königliche Ungnade iſt, und hätte nimmer geglaubt, daß eine Majeſtät gegen ein junges Mädchen, die als Tänzerin zu ihr kömmt, dermaßen in Zorn gerathen kann. Ich habe gethan was ich vermochte, das Ballet zu retten. Allein es war nicht möglich.“

„Sie haben viel zu viel gethan!“ rief der Director. „Sie haben die Sache eher verſchlimmert als verbeſſert.“

„Es iſt nichts verloren!“ verſetzte der Unfehlbare. „Hören Sie mich an, Sylvanie! Wir wiſſen nunmehr, woran wir ſind. Man hat nichts wider Sie. Nur der Verfaſſer des Libretto iſt der Unglücksvogel. Die Decorationen, die Aufzüge, die Künſte, welche Sie den Eleven und dem Balletchor eingeübt haben, ſind auf keine Weiſe verloren. Nur iſt dieſer Vorfall noch zu neu. Ein wenig Gras muß über dieſe Angelegenheit wachſen. Tanzen Sie inzwiſchen den Affen, die Bachantin, den bucklichten Zwerg mit der Fahne, nur nicht den König David. Denn der ſchmeckt nach Heine, und zum Carneval bedürfen wir brillanter Novitäten; wir verlaſſen uns auf Sie. Zerſtückeln Sie den Fauſt in kleine Ballets mit anderen Namen. Berathen Sie ſich mit Ihren Freunden und Gönnern bei der Academie und der Univerſität, und Doctor Fröhlich wird Ihnen beiſtehen, Ihre Entwürfe zu Papier zu bringen."

„Das Alles läßt ſich hören," ſeufzte Sylvanie, doch iſt es ſchwer abzulaſſen von Ideen, denen man mit allen Seelenkräften ſich hingegeben hat. Der Fauſt war bei Tag mein einziger Gedanke und mein einziger Traum in der Nacht. Ich weiß nicht, wie ich davon nehmen und was ich daran ändern ſoll." — —

Und jetzt zum Schluſſe eine Anekdote. Vor einigen Tagen ſchickte die Prinzeſſin Auguſt, deren Schönheit man allerdings rühmt, deren Gang aber keineswegs für muſterhaft gelten kann, weil ſie eine ganz ungewöhnliche Art hat den Fuß zu ſetzen,' nach Sylvanie, vermuthlich in der Abſicht, dieſe Unvollkommenheit zu verlernen.

Sylvanie erſchien und die Prinzeſſin verlangte Tanzunterricht.

Aber wer Choriſten abrichtet wie Eisbären zu rutſchen, Eleven wie Fröſche zu hüpfen, und Statiſten wie vierfüßige Thiere ſich auf den Hinterbeinen zu bewegen, iſt keine Prinzeſſinlehrerin. Sylvanie ſagte:

„Das iſt zu ſpät! Königliche Hoheit iſt kein Kind mehr."

— „Wie alt ſchätzen Sie mich?"

— „Meine Schule beginnt mit dem zarteſten Alter. Erſt lernt man laufen, dann gleich tanzen."

— „Ich hoffe immer noch etwas von Ihnen profitiren zu können."

— „Zu Befehl, Königliche Hoheit, aber was?"

— „Einige Graces. Zum Beiſpiel Ihre Reverenzen, wenn Sie hervorgerufen werden."

— „Königl. Hoheit, das iſt nicht Tanzen, dabei denke ich mir nichts."

— „Die Reverenz, die Sie geſtern Abend machten."

— „Königl. Hoheit! Leider weiß ich das nicht mehr."

— „Gleichviel: machen Sie irgend eine Reverenz."

Sylvanie verneigte ſich.

— „Nein, dieſe war es nicht.“

Sylvanie machte eine zweite, eine dritte, eine dreizehnte. — Die alle waren es nicht.

— „Wenn Königl. Hoheit nur die Gnade haben wollen mir zu zeigen, was ich machen ſoll.“

Die Prinzeſſin machte hierauf nach ihrer Weiſe die gewöhnliche Hofreverenz, in der Meinung, Sylvanie würde dieſelbe in höchſter Vollendung wiederholen. Aber das tête a tête mit einer hohen Perſon imponirte Sylvanie dermaßen, daß ſie aus purer Devotion ſich dieſelben Airs gab, eben ſo die Füße ſetzte, kurz, die Prinzeſſin vollſtändig copirte.

Ihre königliche Hoheit nahm das ſehr ungnädig, ſprach: „Ich danke, Mademoiſelle,“ und wandte ihr den Rücken.

Als Sylvanie nach Hauſe kam, wußte ſie immer noch nicht, was die Prinzeſſin von ihr gewollt hatte und ich mußte es ihr erklären.

Sie hat nur den illuſoriſchen Kunſtverſtand, aber durchaus nicht den praktiſchen des Lebens.

Ihre Königl. Hoheit die ſchöne Prinzeſſin Auguſte nimmt jetzt leçons des graces bei Argina.

Ein fernerer Bericht Fröhlich’s lautete:

Für den Augenblick iſt der Glücksſtern Sylvanie’s verdunkelt, doch binnen Kurzem wird er wieder glänzender ſtrahlen als jemals. Auf der Bühne betrachtet man ſie ſchon für eine gefallene Größe. Sie hat große Koſten verurſacht, hat das Balletcorps und die Eleven umſonſt abgemüht und iſt von Seiner Majeſtät ungnädig abgewieſen worden. Sie kann alſo doch nicht Alles, was ſie will, durchſetzen. Das Vertrauen zu ihrer Untrüglichkeit iſt dahin. Hierzu kömmt das rückſichtsloſe Benehmen ihrer Freunde. Der übertriebene Beifall der Academiker und Studenten iſt nur Parteiſache, er gilt nicht der Kunſt, ſondern der Geſinnung, und eine Erſcheinung wie Sylvanie wird dadurch nicht geehrt. Man meint es gut, man will ſie durch populäre Anerkennung für die Ungnade des Königs entſchädigen; allein Sylvanie iſt keine Freiſinnigkeitstänzerin, welche Fortſchritts- und Aufklärungsballets in Scene ſetzt. Dazu ſtempelt man ſie, indem man ihr Ständchen und Fackelmuſiken bringt mit donnerndem Vivatgeſchrei: „Vivat Sylvanie! Vivat Heinrich Heine! Vivat Doctor Fauſt! Pereat die Polizei!“ Dazu ſchmettern Blechinſtrumentaltuſche dermaßen, daß, wären die Häuſer der kleinen Theaterſtraße nicht ſolider gebaut, als die Mauern von Jericho, kein Stein mehr auf dem anderen bleiben würde.

Da aber fällt mir ein, daß die Vervollkommnung der Blechinſtrumente ein Werk neuerer Zeit iſt. Die Kinder Israel hatten Naturtrompeten. Wir haben jetzt Klappentrompeten. Trompeten, welche alles blaſen, aber matt und kraftlos ſind.

Die heutige ſtudirende und Künſtler-Jugend ſcheint dieſelbe Verbeſſerung erlitten zu haben. Das Blech waltet ja im geſelligen Leben heuer ſo gut wie im Orcheſter vor, und unſere heutige Jugend ſind Klappentrompeten, ſie blaſen alles, aber matt und kraftlos. Es ſind Trompeten ohne Naturtöne.

Darf man ſolch einen Lärm erheben vor der Thür eines höchſt ſittſamen Mädchens? Wie leicht kann ein ſolcher Tumult in einen Straßenſcandal ausarten! Ruft man eine Tänzerin, nachdem ſie von einer anſtrengenden Leiſtung, der Erholung bedürftig, nach Hauſe gekehrt iſt, bei ſtrengem Winterfroſt auf ihren Balcon heraus?

Das Schlimmſte aber von allem iſt, daß ihre Pflegeeltern und Geſchwiſter durchaus nichts von ihr wiſſen wollen. Ihre Briefe kommen uneröffnet zurück. Ihre Spenden an die Kirche, die Armen und die Gemeinde haben zwar die Geiſtlichkeit und das Landvolk mit ihr verſöhnt, Carmichelli aber fährt hartnäckig fort zu proceſſiren.

Sie haben mich beſonders beauftragt, auf Sylvanie's Gemüthszuſtand zu achten. Ich will Ihnen gewiſſenhaft melden, was ich in Erfahrung gebracht, und bedaure ſchmerzlich, Ihnen unerfreuliche Mittheilungen machen zu müſſen. Sylvanie iſt leider nicht das heitere, glückſelige Geſchöpf, wofür ich ſie hielt, und was jedermann in ihr zu erblicken glaubt.

Ihre Jugenderziehung iſt vernachläſſigt; ſie iſt ſehr abergläubiſch; ſie hadert mit ihrem Genie und ihrem Beruf.

Von ihren Eltern weiß ſie weiter nichts, als daß ihre Mutter eine Tänzerin war. Wenn es ihr auf Tamaris gar zu öde und traurig vorkam und ſie wieder zur Bühne wollte, pflegte Carmichelli ſie ſtrafend anzureden:

„Hat das böſe Blut deiner Mutter keine Ruhe in dir? Gehe hin zum Herrn Pfarrer und laſſe dir eine Pönitenz verſchreiben.“

Auch herrſcht im ſüdlichen Frankreich eine Sage vom Fluche des St. Veit, welcher alle diejenigen trifft, die in der Adventzeit das Tanzen nicht unterlaſſen. Dieſe müſſen ſo wie ſie Muſik hören aufſpringen und tanzen, bis ihnen der Athem vergeht, und ſelbſt wenn ſie ſtille ſitzen, bleiben ihre Glieder in ſteter Unruhe und Bewegung. Sylvanie glaubt nun ſteif und feſt, von ſolch einer Adventtänzerin abzuſtammen. Als habe der Fluch des St. Veit irgend eine ihrer Groß- oder Ur-Mütter getroffen und ginge auf alle Nachkommen über. Auch ihre Mutter, denkt ſie, habe ſich wegen ihrer unbeſiegbaren Tanzluſt mit ihren Eltern und Anverwandten entzweit, und ſei deshalb in Armuth und Elend geſtorben. Ihre Pflegeeltern und die Dorfgeiſtlichkeit haben ihr alles das in den Kopf geſetzt. Daß man auf Tamaris fortfährt mit ihr zu zürnen, beugt ſie tief darnieder und ſie liegt den Erzengel Gabriel, mit dem ſie ſich ſehr gut ſteht, weil ſie ihn bereichert, täglich mit Gebeten an: das Herz ihrer Pflegeeltern und Schweſtern zu erweichen und ihren Zorn von ihr zu wenden.

Woher dieſe übertriebene Orthodoxie, dieſe abergläubiſche Furcht bei einem ſo genialen Mädchen?

Ein furchtbares Ereigniß in ihrer zarteſten Jugend hat ihre junge Seele tief erſchüttert und einen wunden Fleck hinterlaſſen, von dem ſie ſo leicht nicht geneſen wird.

Schon als Kind war ſie eine geſchickte und beliebte Seiltänzerin, und der Patron der Geſellſchaft, bei der ſie ſich befand, nahm ſie mit auf die höchſten Seile. Bei einer ſolchen Gelegenheit ließ ſie ſich einen Fehler zu Schulden kommen, der von entſetzlicher Folge war. Das Nähere dieſes heilloſen Ereigniſſes läßt ſich nicht erforſchen, denn Sylvanie, wenn ſie auf irgend eine Weiſe daran erinnert wird, bricht in Thränen aus und wirft ſich vor ihr Crucifix nieder, um ſich durch Gebet zu beruhigen. Der Fehler, den ſie machte, koſtete ihrem Patron augenblicklich das Leben. Er ſtürzte vom Seil und lag furchtbar zerſchmettert am Boden.

Hier haben Sie den Schlüſſel zu dieſem liebenswürdigen, räthſelhaften Geſchöpf. Schade! Schade daß ſie von der großen weiten Gotteswelt nichts anderes wiſſen will als was ſich auf's Ballet bezieht. In allem übrigen iſt ſie paſſiv und überläßt ſich der Leitung ihres Beichtvaters, Brünettens und ihrer Freunde. Bis jetzt ſcheint es noch unmöglich, ſie loszumachen von den Erinnerungen ihrer Jugend und an ihre Heimat.

Allein das Genie ſiegt über Aberglauben, Erziehungsmängel und Gewiſſenswunden. Sie tanzt niemals ſchöner, als wenn ſie Kummer und Verdruß gehabt hat. Je betrübter ihr Herz iſt, deſto glänzender zeigt ſie ſich im Bühnenlichte, und je mehr ihr zu Leide geſchieht, um ſo mehr Geſchmeidigkeit und Eleganz entwickelt ſie.

Geſtern hatte ſie ſchlimme Nachrichten vom Hauſe, ſie weinte bitterlich und ſchien ſehr angegriffen. Als es Zeit war ſich für's Theater fertig zu machen, traf ſie ihre Anſtalten. Brünette ſowohl wie ich warnten ſie, bei der Stimmung, in der ſie ſich befand, ſich dem Publicum zu zeigen. Sie aber ſagte: „Quält mich nicht mit wohlgemeinten Beſorgniſſen. Ich leide nur im Herzen und im Kopfe, allein ich tanze mit den Armen und Beinen.“

Einige Tage ſpäter berichtete Fröhlich weiter:

Sylvanie iſt nicht zu vernichten. Mögen ihre Freunde und Feinde ſich zu ihrem Nachtheil verſchwören, ihre Mittel ſind unerſchöpflich. Wenn man glaubt, ſie habe ihr Letztes und Aeußerſtes gethan, ſo iſt ſie gleich wieder mit etwas Außerordentlichem bei der Hand, an das niemand zuvor gedacht hat und was jedermann überraſcht. — Heute probirte ſie ihre Bachantin im Coſtume und bei Beleuchtung. Das ganze Balletperſonal, viele Academiker und Studenten mit ihren Profeſſoren und einige Diplomaten waren zugegen.

Sylvanie hat in ihrer Unſchuld aus der Bachantin (großes Bravourſolo im vierten Act des Fauſt) etwas ganz anderes gemacht, als Heine vorgeſchrieben.

Freilich, ſie hat nach Antiken ſtudirt und die Herren Profeſſoren und Academiker haben die Menge Zeichnungen geliefert, die ſie „in Leben und Bewegung“ wiedergiebt.

Heine iſt kein plaſtiſcher Künſtler, er iſt mehr Geſinnungsdichter und hat als ſolcher ſeine politiſche Aufgabe unabläſſig verfolgt. Selbſt im Libretto.

Sylvanie verſteht das nicht und hat etwas ganz anderes daraus gemacht. Man glaube nicht, daß die ſogenannte claſſiſche Ruhe und griechiſche Heiterkeit irgend etwas gemein habe mit unſerer gemüthlichen, deutſchen Behaglichkeit.

Der ungezogene Liebling der Grazien und Muſen ſchreibt beim Freudendienſt der Aphrodite vor, claſſiſche Ruhe und ambroſiſchen Götterfrieden!

In claſſiſcher Ruhe und ambroſiſchem Götterfrieden läßt ſich eine Hornpipe tanzen, aber keine Bacchante.

Ingleichen verbittet ſich Heine myſtiſche Wolluſt, Angſtſchauer, überirdiſche Extaſe, ahnende, leere Sehnſucht, retroſpective Wehmuth. —

Es giebt in Schottland eine Secte: Jumpers (Springer), die ihren Gottesdienſt nicht predigend und betend feiern, ſondern tanzend. Das heißt: nicht balletmäßig, ſondern jeder nach willkürlicher Eingebung. Myſtiſche Wolluſt, überirdiſche Extaſe u. ſ. w., wenn ſie getanzt werden ſollen, gehören nach Schottland zu den Jumpers.

Ob die Griechen und Römer tanzen konnten? Sie waren kräftiger und geſchmeidiger als wir, ſie waren nicht überfeinert und verweichlicht. In der Bacchante tanzt Sylvanie ſich ſelbſt. In Sprüngen, Bewegungen und Stellungen iſt ſie dithyrambiſche Tanzextaſe. Voll glänzender Luſtigkeit und jauchzendem Entzücken ruft alles an ihr: Evoë Bacchos!

Denken Sie ſich unſere blonde Sylvanie mit einem Kranze von Weinlaub und Trauben um die reichen, fliegenden Locken und ganz in feinem, pariſer Seidentricot, von der hellen Farbe ihrer Haut, gekleidet. Nur von der Bruſt an bis zu den obern Schenkeln trägt ſie ein kleines, weißes Röckchen, etwa wie die Toga suscincta der jagenden Cynthia. Sie drapirt ſich mit einem großen Pantherfell, in welches ſie ſich ganz hinein hüllen kann. Es iſt von leichtem Plüſch mit Rehpoſten in den Säumen, um Drapirung und Faltenwurf hervorzubringen. Der Kopf des Ungeheuers mit feurigen Glasaugen und mit von langen, weißen Zähnen geſäumtem Rachen erſcheint bald über dem zarten Geſichtchen, bald auf der runden Schulter, bald auf der rechten, bald auf der linken Bruſt. Das Merkwürdige iſt, daß ſie ſich ihrer Hände nicht bedient, um ſich auf's Verſchiedenartigſte zu drapiren, ſondern dieſes durch die Bewegung ihres Körpers hervorbringt. Denn in Händen hat ſie die Becken, die ſie ſchlägt oder mit denen ſie jonglirt. Das weiße Röckchen kömmt niemals zum Vorſchein. Man ſieht immer nur das nackte Mädchen im fliegenden Pantherfell. Man fürchtet, ſie könne es verlieren. Allein ſie giebt ſich keine Blöße, wenigſtens mehr nicht, als im Ballete üblich iſt.

Ihre kleinen, echt türkiſchen Becken ſind ſehr dünn und von einer ſeltenen Metallcompoſition. Wenn ſie ſie ſchlägt, geben ſie einen barbariſchen Klang. Wenn ſie damit klimpert, ſo klingt es etwa wie ein Triangel. Sie begleitet damit ſehr geſchmackvoll und in mannigfachen Nuancen die Muſik. Dieſes barbariſche Coſtume und die wilde Muſik contraſtirt zauberiſch mit der zarten Mädchengeſtalt, und der jungfräuliche Trotz, die auffordernde Luſtigkeit, das reizende

Entzücken, was ſie durch und durch beſeelt und die Neckereien endlich, die ſie mit dem Pantherfelle treibt, als wolle ſie es jeden Augenblick von ſich werfen, machen dieſen Tanz zu einem non plus ultra von Kraft und Geſchicklichkeit. So viel iſt gewiß, daß ihr Tanz in den Wolken trotz aller tours d'adresse und Luftſprünge, hinſichts der Bravour eine Kleinigkeit iſt gegen dieſe Bacchante. Auch war ſie ſehr erſchöpft und angegriffen und entzog ſich allen Lobſprüchen, die man ihr ſagen wollte, um ſich in ihrer Garderobe zu erholen.

Die Tänzer ſind außer ſich vor Verwunderung über die unerhörte Muskelkraft bei ſo zarten Formen. Tagliafico ſagt: „Wenn ſie gleich zum erſten Male mit dieſem pas aufgetreten wäre, ſo würde ich geglaubt haben, ſie habe nur die Bacchante nach antiken Vorbildern ſtudirt und könne gar nichts anderes tanzen." Der Director der Academie ſagt: „Wer die Spuren ſeiner Kunſt, wie unſere Tänzerinnen, am ganzen Leibe trägt, hätte bei dem Schönheitsſinn der alten Griechen auf einem religiöſen Feſte niemals eine Gottheit oder Nymphe vorſtellen dürfen. Eine griechiſche Tänzerin mußte voll Harmonie und Anmuth in ihrem ganzen Weſen ſein." Er rühmt die Phantaſie Sylvanies und die Herrſchaft, die ſie über ſich beſitzt, vom Wirbel bis zur Zehe, in jeder Fingerſpitze, in ihren Locken und Gewändern ſogar.

Gewagt iſt dieſer Tanz allerdings und wer minder ſchön und blond iſt, wer nicht eine lebendige Antike iſt, wie unſere Sylvanie, darf ſich dergleichen nicht herausnehmen. Eben aber, weil Sylvanie faſt zu fein und edel für das Lampenlicht geformt iſt, geht, zumal für den fernſtehenden Zuſchauer, wenn er nicht ein ſehr gutes Augenglas hat, alles dasjenige verloren, was irgend Anſtoß erregen könnte.

Als die von Fröhlich hier beſchriebene Probe kaum begonnen hatte, öffnete ſich die Thür einer Parquetloge und in dem Schimmer des Tageslichtes zeigte ſich eine Schattengeſtalt, welche beim Schließen der Thür ſogleich wieder im Dunkel verſchwand, welches im ganzen Hauſe herrſchte.

Argina hatte einen gewiſſen Scharfblick für alle ihre Liebhaber, und der Augenblick, wo die Thür geöffnet ward, genügte ihr, in jener Schattengeſtalt ihren Anbeter den Grafen Carl von Candor zu erkennen. Sogleich eilte ſie nach eben der Loge.

— „Carl! Welch ein Scandal! Man nimmt es mir ſchon übel, daß ich mich zu ſehr entblöße!“

— „Habe ich dir das jemals übel genommen? Grade im Gegentheil!“

— „Welch ein Unterſchied iſt denn zwiſchen dieſen Seidentricots und der blanken Haut?“

— „Die Antike iſt nackt, und das Tigerfell iſt immer eine Bedeckung.“

— „Aber wie geht ſie damit um. Sie läßt es fliegen, als wollte ſie jeden Augenblick ſich zeigen, wie Gott ſie geſchaffen hat.

— „Sie gefällt mir heute beſſer als je.“

— „O ſieh doch einmal dieſe trotzigen herausfordernden Stellungen. Dergleichen kann mich empören! Du weißt, ich bin keine Sittenrichterin.“

— „Ich weiß, du richteſt die Sitten zu Grunde; du richteſt ſie hin.“

— „Dieſes Mal könnte man ihr einen Streich ſpielen, an den ſie ewig denken muß. Und es ſoll, es muß geſchehen, ich will es.“

— „Welch einen Streich?“

— „Dieſer pas iſt aus dem Fauſt, den die Polizei verboten hat. Und dieſe fleiſchfarbigen Tricots ſind ebenfalls polizeiwidrig.“

— „Pfui, wer wird den Angeber machen!“

— „Ich meine, man könnte ſie auspfeifen laſſen, weil ſie ſich ſo gemein coſtumirt.“

— „Aber ich liebe das! Dergleichen verdient nach meiner Meinung Aufmunterung. Soll ich meine eignen Grundſätze auspfeifen?“

— „Eine ſolche Gelegenheit kömmt nicht wieder. Dem Anſchein nach geht ſie nackend. Wenn eine ſtarke Partei im Theater iſt, die es mit den Studenten und Künſtlern aufnimmt, ſo giebt das einen Mordſcandal und man läßt ſie vielleicht gar nicht wieder auftreten, da ſie ſich ſchon durch das Fauſtballet und die Fackelmuſiken bei Hofe und bei der Ariſtokratie mißliebig gemacht hat. Auch iſt ſie ſtolz, und wird ſelbſt nicht wieder vor einem Publicum, welches ſie mißhandelt hat, erſcheinen wollen.“

— „Wozu eine Kabale? Du haſt deine Partei, ſie die ihre. Gönne ihr die Künſtler und Gelehrten, die machen keine Tänzerin fett.“

— „Sie hat mich beleidigt; ſie hat meine Freundſchaft höhniſch zurückgewieſen.“

— „Haſt du ihr nicht großmüthig verziehen?“

— „Wozu die Großmuth? Zwei Haupt-Solo-Tänzerinnen können ſich nicht vertragen. Sie oder ich. Wenn ſie bleibt, werde ich gekündigt, ſo wie mein Contract um iſt. Wenn ſie geht, bin ich wieder oben auf und verlange Zulage.“

— „Was ſagt der Marcheſe, was ſagt Lämmlein dazu?“

— „Ich habe ſie noch nicht geſprochen. Aber ſie werden Habe und Gut daran ſetzen, damit ich bleibe. Das Coſtume der Mephiſtopheline, welches du mir verſprochen, bekomme ich auch nicht, denn der Fauſt wird nicht gegeben. Ich hoffe alſo, daß du bei dieſer Gelegenheit einmal etwas für mich thun wirſt.“

— „Wenn der Marcheſe und Lämmlein damit einverſtanden ſind, ſo werde ich mich wahrlich nicht ausſchließen.“

— „So gefällſt du mir, Carl! und jetzt liebe ich dich wieder von ganzem Herzen.“

Dieſes Geſpräch fand während der Introduction Maeſtoſo ſtatt. Als nun das Allegro furioso begann und Sylvanie den ganzen Reiz ihrer Bravour und Geſchicklichkeit entwickelte, fing Argine zu weinen an.

„Carl! Wenn ſie damit durchkömmt, bin ich verloren! Dann bin ich eine Tänzerin zweiten, dritten Ranges gegen ſie. Meines Bleibens hier iſt nicht länger und ich muß mich von allen meinen beſten Freunden trennen!“

— „Beruhige dich doch nur! Deine Freunde werden das Ihrige thun.“

— „Ich verlange ja nichts weiter, als eine kleine Demonſtration wegen ihres ſcandalöſen Coſtumes. Sage ſelbſt doch nur, ob eine Tänzerin, die ſich für ſittſam ausgiebt und es in der That iſt, ſich ſolche herausfordernde Stellungen erlauben darf. Was iſt Pepitas Rockaufheben gegen dieſes fliegende Pantherfell! Ich verlange nicht, daß ſie ausgepfiffen werde. Aber vom Parquet und Parterre aus muß man huſten, nieſen, lachen und hauptſächlich muß man nach den Damen in den Rängen ſcharf hin lorgnettiren, welche Miene ſie dazu machen. Die Damen in den

Rängen müſſen dahin gebracht werden, daß ſie nicht mehr nach der Bühne ſchauen, daß ſie aufſtehen und davongehen. Dann iſt ſie die ordinäre Tänzerin für Künſtler und Gelehrte, für Demokratie und Plebs, und ich bin die faſhionable Tänzerin für den Hof, den Adel und die gute Geſellſchaft! — Mache ich Kabale? — Leben und leben laſſen. Sie behalte ihre Partei, die ſie ſich angeworben und laſſe mir meine Partei, die von je her für mich war."

— „Regina, reizender als in dieſem Augenblick habe ich dich noch niemals gefunden. Du bedarfſt keines Coſtumes, um eine Mephiſtopheline zu ſein. Deine Leidenſchaftlichkeit, dein Haß, dein Neid, deine Rachluſt entzücken mich. Ich werde mit Lämmlein und dem Marcheſe reden. Sprich du mit ihnen auch. Ich werde mich als dein eifriger Anbeter bewähren."

Achtes Buch.

„Mylord!“ ſchrieb Bernier nach London. — „Sie haben einen großen Schmerz zu tragen! doch iſt er ſtarken Schultern aufgebürdet. — Erwarten Sie keinen Troſt von mir. Ich ſelbſt bin troſtlos. Wir alle ſind es. Leſen Sie, was Fröhlich ſchreibt, der arme Fröhlich. Vielleicht leidet er am meiſten von uns allen. Sein Bericht iſt feucht von ſeinen Thränen.“

Fröhlich meldete:

Um die gewöhnliche Nachmittagszeit begab ich mich zu den Damen, um noch ein wenig mit ihnen zu plaudern, bevor ſie nach dem Theater fuhren.

Sylvanie lag vor ihrem Crucifix auf den Knieen und betete ſtill. Ich weiß, was das zu bedeuten hat. „Böſe Nachrichten von Hauſe?“ fragte ich. „Neue Kränkungen?“

Brünette deutete auf den Tiſch, auf welchem ein zerknitterter Brief lag, wie in einem Anfall von Zorn oder im Krampfe des Schmerzes zuſammengedrückt.

Sylvanie endete plötzlich ihre Andacht, erhob ſich von den Knieen und bemächtigte ſich des Papiers, um es zu verſchließen. Hierauf grüßte ſie mich und ſprach dem Anſcheine nach ſehr ruhig:

„Ich habe meinem lieben Gott geklagt, welches Leid und welche Widerwärtigkeiten ich auszuſtehen habe. Ich kann vor Menſchen jetzt wieder gefaßt erſcheinen. Sein Sie willkommen, mein Herr. Befehlen Sie Kaffee? befehlen Sie Cigarren? Sie ſollen gleich bedient werden. Ich muß nach meinen Requiſiten ſehen.“

Sie ging und Brünette fragte beſorgt: „Sie wird doch heute nicht tanzen wollen?“

„Was iſt geſchehen?“ verſetzte ich.

— „Der alte Carmichelli auf Tamaris iſt geſtorben. So eben hat ſie die Nachricht erhalten. Es ſchickt ſich nicht, daß ſie heute tanzt. Er hat Vaterſtelle bei ihr vertreten. Es iſt gegen die Pietät, obſchon der alte Sünder es nicht um ſie verdient hat, daß ſie ſeinetwegen trauert.“

— „Schon wieder ein Unglück.“

— „Mehr Glück als Unglück. Denn wäre der graue Schelm am Leben geblieben, ſo hätten die bäuriſchen gemeinen Seelen auf Tamaris meine arme Sylvanie noch wahnſinnig gemacht. Denken Sie nur, Carmichelli iſt vor Wuth und Aerger geſtorben, weil er endlich ſeinen nichtswürdigen Prozeß durch alle Inſtanzen verloren hat, wie das ja leicht vorherzuſehen war. Er iſt in die Hände ſpitzbübiſcher Advocaten gefallen, welche ihm die ſchönſten Hoffnungen machten, um ihn um ſein ganzes Vermögen zu bringen. Auch das war vorherzuſehen. Ein rechtſchaffen denkender Advocat würde ſich mit einer ſo ſchlechten Sache niemals befaßt haben. Er hinterläßt ſeine Familie im Armuth, und das iſt eine gerechte Strafe für ſie. Frau Magdalis und ihre Töchter haben ſeinen Tod auf ihrem Gewiſſen. Sylvanie war ſein Liebling, und die wahren Töchter gönnten dem Pflegekind keinen Vorzug. Sie haben das arme Mädchen von Kindheit an verwildert, nur um den Vater gegen ſie aufzuhetzen. Später mißgönnten ſie ihr ihren Ruhm und ließen dem Vater nicht eher Ruhe, als bis er ſie wieder heimholte, wenn ſie einmal davon gelaufen war. War ſie zu Hauſe, ſo behandelten ſie ſie ſo ſchnöde und lieblos, daß ſie wieder davon lief und zur Bühne ging. Vollends jetzt, nachdem ſie ihre Kirche und Gemeinde bereichert hat, verfolgten ſie das arme Mädchen mit den gemeinſten Nichtswürdigkeiten. Um ſich einen Begriff zu machen von der Abſcheulichkeit dieſer Frauenzimmer, müſſen Sie den Brief leſen, in welchem ſie ihr den Tod ihres Vaters anzeigen. Kein Geiſtlicher hat ihn geſchrieben, wie die erſten, die hier anlangten. Alle ſpäteren ſind aus einem *bureau d'ecrivain public* zu Arles, wo man für's Geld alles ſchreibt. Sylvanie hat den Brief verſchloſſen. Sie ſollen nicht erfahren, wie gemein die Weiber ſind, die ſich ihrer Kindheit annahmen. — Sie kennen meine arme Sylvanie, Sie wiſſen, wie leicht ſie durch gewiſſe Dinge zu ängſtigen und zu betrüben iſt. Das iſt die Kehrſeite ihres Genies; und heute hat man das Aeußerſte an ihr gethan. Allein ein kräftiges junges Mädchen kann viel ertragen. Heute und morgen wird ſie ſich ihrer abergläubiſchen Furcht überlaſſen und ſich mit ihren bigotten Grillen quälen. Doch Mutter und Schweſtern ſind verarmt und auf ihre Unterſtützung und Wohlthaten angewieſen. Sie machen kein Hehl daraus, ſie fordern das in aller ihrer Brutalität. Und ihnen Hülfe gewähren zu können wird meiner lieben Sylvanie zum Troſte gereichen. Sie wird einſehen, daß die Vorſehung, die über uns waltet, weit milder und barmherziger iſt, als ſie bisher irgend glauben wollte.

So ſprach die edle Brünette. Die Aufwärterin trat ein, um mir Kaffee und Cigarren zu bringen und bald darauf kam auch Sylvanie mit ihrem Pantherfell und verlangte etwas daran ausgebeſſert.

„Du willſt alſo doch tanzen?“ fragte Brünette, und machte ſich mit ihrem Nähkäſtchen an die Arbeit.

— „Ja!“

— „Ich kann das nicht billigen.“

— „Sorge nicht für mich! liebe Brünette. Und auch Sie, Herr Fröhlich, ich kenne Ihre freundſchaftlichen Geſinnungen für mich. Aber ſein Sie mein Freund nicht länger. Ziehen Sie ſich bei Zeiten von mir zurück, eh Sie bereuen, mich jemals gekannt zu haben. Gott züchtigt alle, die mir Theilnahme erweiſen, ich ſoll ihm allein angehören."

— „Schon wieder dieſe Kloſtergrillen, liebe Sylvanie?" fragte ich traurig. „Wie oft ſoll ich Ihnen wiederholen, daß die Kloſterſchweſtern keine Heilige ſind, und daß ſie alle menſchlichen Gebrechen, welche die große Welt hinter Glanz, Anmuth und Pracht verbirgt, dort ungeſchminkt und in roher Nacktheit wieder finden."

— „Wir ſind in Händen der Allmacht und es geſchieht nur was Gott will. Dies iſt der dritte Sterbefall. Auch der Letzte von denen, die ſich meiner väterlich annahmen, iſt dahin. Der Erſte ſtürzte vom Seil, der Andere ſtarb vor Freude — und der Dritte vor Gram. Jetzt habe ich nur noch Sie und Brünette, Herr und Madame Vernier und meine ſchweſterliche Freundin Maria. Es wäre gut, ſie alle lernten mich verachten und zögen ſich von mir zurück."

— „Liebe Sylvanie. Melancholie bei Menſchen, die ſich keine Bewegung machen, iſt etwas Gewöhnliches. Allein Melancholie bei einem jungen Mädchen, die ſich faſt zu viel Bewegung macht, iſt etwas ganz Neues!"

— „Wenn nun aber das, was Ihnen als Melancholie erſcheint, weiter nichts als Stolz iſt? Ja, mein Herr, ich bin ſtolz, ich bin ſo ſtolz, daß ich meinen Fluch für mich behalten und mit niemandem theilen will. Niemand ſoll ſich um mich betrüben, niemand um mich leiden. Ich kann auf alles verzichten und trete vor meinen lieben Gott und ſpreche: Ich bin doch nicht unglücklich, mein Schöpfer!“

„Welche Ueberſpanntheit von Begriffen,“ rief Brünette, „welch ein Unzuſammenhang von Gedanken!“

„Liebe Sylvanie!“ fügte ich hinzu: „Ihre Phantaſie macht Sie unglücklich, und Ihren Witz — womit Sie reichlich begabt ſind, verwahrloſen Sie dermaßen, daß Sie ihn nur gebrauchen, ſich zu quälen.“

„Es freut mich, daß Sie beide anfangen, mich zu verachten. Ich will überſpannt und unzuſammenhängend denken, ich will meinen Witz verwahrloſen; ich will alles Mögliche thun, um mich meinen Freunden ſo unausſtehlich zu machen, wie ich irgend kann. Ihr alle ſollt geſchützt ſein vor dem Fluche, der auf mir ruht.“

Sie ſprach das ſo feierlich und theatraliſch, daß wir nicht wußten, ob wir dazu lachen oder weinen ſollten, und ich ſetze dieſes an ſich bedeutungsloſe Geſpräch nur hierher, weil es in Bezug auf ihre Denkweiſe durch die furchtbare Kataſtrophe, welche uns bevorſtand, Bedeutung gewinnen kann. — —

Das Haus war zum Erſticken voll. Sylvanie tanzte gleichſam zum Deſert, erſt nach der Oper. Das Publicum war ſo ungeduldig, ſie zu ſehen, daß es nach der Oper ſchon beim Sinken des Vorhangs: „Muſik, Muſik!" ſchrie. Als die Muſik begann, ward applaudirt. Der Beifall verdoppelte ſich beim Aufziehen des Vorhangs und artete in Jubel aus, als ſie mit einem dröhnenden Beckenſchlag auf die Bühne flog.

Aber auf den erſten Reihen der Parketbänke und auf vielen Mittelplätzen der übrigen ſaßen Gruppen fein gekleideter, üppiger, junger Leute, dem Anſchein nach in der heiterſten Stimmung, als kämen ſie von einem Gelage, was ſie kurz vor dem Theater gefeiert hatten. Sie fingen an zu lachen und zu höhnen und halblaute Aeußerungen zu thun als: „Die blanke Natur über alles." — „Hinweg das Fell, Sylvanie." — „Vor dem Fell ſieht man das Beſte nicht." — „Was ſagen die Damen dazu?" — Dabei wurde auf freche Weiſe nach den Damen im erſten Range lorgnettirt, ſo daß ſie unruhig wurden und die Fächer vor das Antlitz hielten. Im ganzen Hauſe wurde Stille gerufen. „Hinaus mit den Ruheſtörern! Polizei her!" Der König bog ſich weit aus ſeiner Proſceniumsloge, um nach den Unruheſtiftern zu ſchauen.

Polizeidiener zeigten ſich in den gedrängt vollen Stehplätzen, um mit ihrer Uniform zu imponiren, und vermehrten noch den Lärm. Kurz, eine Kabale war im Theater, wie das ſchon öfterer der Fall war, doch hatte ſie ſich ſchon verrathen und ſchien auch viel zu ſchwach, es ſei denn, daß dieſes nur das Vordertreffen war, und die im ganzen Hauſe vertheilte Hauptmacht ſich noch nicht demaskirt hatte.

Sylvanie hatte noch keine zwanzig Tacte getanzt und Gott weiß, woran ſie dachte und welche neue Vorſtellungen ſie wieder beherrſchten. Kurz, ſie war im Tanzen geſtört und eilte plötzlich dicht vor die Lampen hin, blickte mit einer fragenden Stellung in's Parket und ihre ſchuldlos zarten Mienen ſchienen auszudrücken: „Worin fehle ich? Woran liegt es?“

Tiefe Stille trat ein. Eine ſolche Naivheit überraſchte Freund und Feind, und man vergaß das Ziſchen wie das Applaudiren.

Endlich erhob ſich eine Stimme im Parket mitten auf der dritten Bank:

„Point des fleurs et des couronnes ce soir. Mademoiselle aura des chemises!“ *)

Wer fragt, bekömmt ſeinen Beſcheid; und dieſe Antwort hatte Sylvanie ſich ſelbſt zugezogen. Oben-

---

*) Keine Blumen und Kränze dieſen Abend. Mademoiſelle ſoll Hemden bekommen.

drein war ſie ihr auf franzöſiſch geſagt, was auch nicht jeder verſtand und die Kabale, die ſie in ihrer Unſchuld herausgefordert hatte, erhob ein kränkendes Spottgelächter.

Sylvanie verneigte ſich in tiefſter Ergebenheit, legte ihre Becken neben dem Soufleurkaſten nieder, hüllte ſich in ihr Pantherfell, verneigte ſich noch einmal und ſchritt langſam und tiefgebeugt in die Couliſſen.

Aus der Scene zu treten, um beim Publicum anzufragen, weil eine ſehr ſchwache Kabale ſich aufthut, — die Requiſiten auf der Bühne niederzulegen und abzutreten, weil eine einzelne Stimme ſich laut machte: dergleichen hat auf der Bühne noch Niemand gewagt. — Obendrein war der König im Theater.

Ihr ging es hin. Ja ſie ſiegte ſogar damit, Dank ſei es ihrer Mimik, die jedermann einleuchtete. Kurz das Publicum hatte ſie verſtanden. Und ein Gemurmel des Unwillens erhob ſich. „Wer iſt der Franzoſe? Wer hat ſie fortgewieſen?“

Hierzu kam, daß der dreiſte Sprecher ſich ſelbſt verrieth. Bei dem Murren und Forſchen ward ihm bang und er gedachte bei Zeiten mitten aus dem Parquet zu entſchlüpfen. Doch ſeine grimmig elegante Toilette machte ihn kenntlich. Mit einem Worte: es war Herr Lämmlein, Arginas ſtadtbekannter Anbeter.

Schon während er an den Sitzreihen vorüberſtreiſte, wurde mit Fingern auf ihn gedeutet. Die Stehplätze waren vollgedrängt von Studenten und Academikern und der durch ſeinen demokratiſchen Humor berüchtigte Student Van der Porten ſperrte mit ſeinem gewaltigen Cadaver Lämmlein die Paſſage. Mit ſüßlicher Höflichkeit bat ihn Lämmlein um die Freundlichkeit, ihn durchzulaſſen, worauf aber Van der Porten mit ſeiner Stentorſtimme antwortete: „Nein, Sie gemeiner Menſch!"

— „Mein Herr! Was ſoll das bedeuten?"

— „Sie fragen noch, nachdem Sie vor einem großen Publicum ein junges Mädchen, eine Ausländerin, eine Künſtlerin inſultirt haben? Wofür halten Sie uns, daß wir dazu ſchweigen ſollen? Sind wir Klötze, Fröſche oder Eiszapfen?"

— „Mein Herr! Ich verlange Rechenſchaft wegen Ihrer ungegründeten Beſchuldigungen!"

— „Da haſt du Rechenſchaft, ſchlechter Kerl," ſprach Van der Porten und gab ihm eine ſchallende Ohrfeige. „Und jetzt hinaus mit dir."

Er ſtieß ihn den Studenten und Academikern zu, dieſe mißhandelten ihn noch ärger und traten ihn mit Füßen zur Thür hinaus.

Noch einmal erhob ſich der König und warf wüthende Blicke auf dieſe Balgerei vor ſeinen Augen. Wieder erſchien die Polizei und konnte nicht durch das Gedränge. Mit Mühe gelangte der Polizeilieutenant zu Van der Porten.

— „Mein Herr! Ich muß bitten, mir auf einen Augenblick hinauszufolgen."

— „Zu dienen, Herr Polizeilieutenant! Ich will nur erſt Demoiſelle Sylvanie tanzen ſehen."

— „Mein Herr! Ich muß bitten, mir ſogleich zu folgen."

„Herr Polizeilieutenant! Was hat das für Eile?"

— „Ein Mann von Ihrer Bildung wird wiſſen, daß man in dieſem Hauſe die Ruhe nicht ſtören darf und zumal nicht in Anweſenheit Sr. Maj. des Königs."

— „Herr Polizeilieutenant! Ich ſtöre ſo wenig die Ruhe, wie Sie ſie aufrecht erhalten. Ein deutſcher Mann ſchätzt es ſich zur Ehre, mit ſeinem allergnädigſten Landesherrn im Theater zu ſein. Mag die Vorſtellung ſein, wie ſie will, wenn Se. Maj. der König ſie mit ſeiner Anweſenheit beehrt, ſo darf ſie nicht geſtört werden und wenn die Polizei das nicht hindern kann, ſo ſchlagen wir die Beſtien auf's Maul, welche pfeifen oder ziſchen. — He Muſik. Mademoiſelle Sylvanie wird tanzen."

„Bravo, van der Porten!" wurde mit großer Heiterkeit gerufen. — „Muſik! Sylvanie!"

Der König hatte ſich längſt wieder niedergelaſſen und die Vorhänge der Loge halb zugezogen, um ferner nicht geſehen zu werden. Die Polizei verſchwand. Die Kabale war unterdrückt. „Muſik — Sylvanie,“ war jetzt die Loſung und wer ferner zu widerſtreben Miene machte, der wagte es auf Koſten ſeiner Haut.

Dieſen Vorfall hatte ich aus dem Hintergrunde einer Parquetloge mit angeſehen. Er begab ſich dicht vor meinen Augen. Jetzt eilte ich auf die Bühne, um Sylvanie zu ſagen, es ſei hohe Zeit wieder vor dem Publicum zu erſcheinen.

Sie ſaß das Antlitz mit beiden Händen im Schnupftuch verborgen und nur an den krampfhaften Zuckungen ihres Buſens konnte man ſehen, wie haſtig ſie weinte.

Der Director ſagte nicht mit Unrecht: „Sylvanie! Bringen Sie die Menſchen nicht auf, veranlaſſen Sie keine Exceſſe. Hören Sie, wie das Publicum ſtürmt. Noch iſt es Beifallsſturm, aber verliert das Publicum die Geduld, ſo wird ein Pochen und Pfeifen daraus. Es iſt ſchon ſpät. Noch eine Minute und man iſt des Lärms überdrüßig. Der König geht, die Damen verſchwinden aus den Rängen. Und was noch zurückbleibt im Hauſe, nimmt keine Rückſichten. Schreitet man zu Exceſſen, ſo ſind Sie die Unruhſtifterin und ſind den größten Unannehmlichkeiten ausgeſetzt.“

— „Sie müſſen tanzen, Sylvanie!“ ſagte ich. „Das Publicum hat Ihnen Genugthuung gegeben.

Der Rädelsführer, Herr Lämmlein, iſt geohrfeigt und mit Füßen getreten worden. Man hat ein Recht erworben, Sie auf die Bühne zu verlangen und Ihr Zögern iſt für das Publicum beleidigend."

Sie ließ die Hände mit dem Schnupftuch ſinken. „Ach, wenn ich könnte, wenn ich dürfte!" ſeufzte ſie. „Der große Gott im Himmel will es nicht."

Dieſe ſonderbaren Worte waren die letzten, die ich von ihr hörte.

„Sie ſind ein Kind, eine Närrin!" rief der Director. „Tanzen Sie oder tanzen Sie nicht, das iſt gleichgültig. Sehen aber muß Sie das Publicum. Sehen muß es ſie in dieſem Zuſtande, der jede Leiſtung unmöglich macht."

Hiermit nahm er ſie bei der Hand, riß ſie vom Stuhle auf und zog ſie auf die Bühne hinaus. Sie folgte willenlos.

Sie wurde mit einem donnernden Bravo begrüßt und alle Blumen und Kränze flogen ihr zu, die man erſt nach ihrem Solo ihr zugedacht hatte. Von den Academikern und Studenten erhielt ſie auserleſene Bouquets. Auch die Damen in den Rängen applaudirten, denn das Geſchlecht war in Sylvanie beleidigt und wieder zur Anerkennung gekommen.

Immer noch ſtand ſie geſenkten Hauptes da, während der Director, ſtets mit dem Publicum ſympathiſirend, die Blumenſpenden ſammelte und in die Coukiſſen trug, dann nahm er die Becken auf, und reichte ſie ihr, faltete ihr das Pantherfell zurecht, trat an den Souffleurkaſten, ließ die Muſik anfangen, verbeugte ſich und ging in die Couliſſen.

Das war ein wunderbarer Moment, als Sylvanie den erſten Beckenſchlag that und mit einem Male aus Trauer und Beſchämung in Menadenwuth überging. Niemals tanzte ſie ſchöner. Es war ja auch ihr letzter Tanz. Ein Kehraus, wie es auch einen Schwanengeſang giebt. Das Maeſtoſo nahm ſie übertrieben feierlich. Das Furioſo doppelt ſo ſchnell. Daß Orcheſter ſchwankte bei den ungewöhnlichen Tempi. Sie hielt es mit den Becken, es mußte mit ihr fort. Bei der Introduction wurde jede ihrer Stellungen donnernd applaudirt. Bei dem Furioſo herrſchte tiefe Stille,- alles war Auge.

„Da Capo! Da Capo!“ donnerte es im Hauſe. Es war ein Unſinn, wie konnte man ſolche Bravour Da Capo verlangen. Sylvanie, war es Wahnſinn oder Verzweiflung, ſchlug die dröhnenden Becken und das Orcheſter fing an. Das Furioſa nahm ſie möglichſt noch feuriger und wilder. Mit ihren Becken beherrſcht ſie das Orcheſter und ein Dirigent kann nichts machen.

Plötzlich rannte ſie, wie vom Sturmwind entführt, von der Bühne und wir hörten Brünette jämmerlich ſchreien. Breite Blutſpuren führten nach ihrer Garderobe. Hier lag ſie in ihrem Blute. Der hellrothe, ſchäumende Quell ſtrömte unabläſſig aus ihrem Munde. Einigemale zuckte ſie krampfhaft. Dann war alles vorüber.

Was weiter geſchah, kann ich nicht berichten. Es liegt wie ein wüſter, geſtaltloſer Traum auf meiner Seele. —

Jetzt bin ich gefaßter und habe alles wohl durchdacht. Sylvanie hat ihr nahbevorſtehendes Ende niemals geahnet. Die fromme katholiſche Chriſtin wäre ſonſt nicht ohne Beichte und Abſolution geſtorben, der grauſame Tod überfiel das holde Mädchen ſo hinterliſtig und tückiſch, daß er, indem er ſie würgte, ihr nicht einmal ein Sterbegebet gönnte. Ihr letzter Seufzer würde wenigſtens gelautet haben: „Herr, mein Gott, laß mich ſo nicht ſterben! Nicht ſterben auf der Bühne, in frivoler Nymphentracht, zu Ehren eines heidniſchen Gottes.“

Sylvanie liegt auf der Bahre! Es iſt Mitternacht! Die Geiſterſtunde hat geſchlagen. Brünette hat ſich zurückgezogen, ſie leidet zu ſehr. Ich wache bei der Leiche und ſchreibe.

Mein Körper iſt zum Tanzen nicht geeignet. Ich bin unmöglich für's Ballet und würde es ſein, ſelbſt wenn ich mit deinem Genie begabt wäre, holde Sylvanie. Und ich lebe noch in dieſem verwahrloſten Körper und deine reizende Hülle liegt entſeelt vor meinen Augen! — Tänzerin in den Wolken, Königsengel, biſt du nunmehr ein Engel des Himmels, ſeitdem du auf Erden zum letzten Mal getanzt haſt? — Wie oft habe ich, der gebildete und gelehrte Mann, dich belächelt, weil du ſtark im Glauben warſt! — Belächle jetzt meine Gelehrſamkeit und Bildung, indem du deine Seelenbildung vollendeſt und überirdiſche Begriffe gewinnſt.

Sieh, ich habe mich geſammelt und bin meines Schmerzes Herr geworden. Der Schwächling hat keine heroiſche Schmerzen zu bekämpfen, und ſie zu beſiegen iſt keine Heldenthat. Ein heiliger Friede beſeelt mich im Angeſicht deiner Leiche. Er kömmt von dir, holdſelige Sylvanie. Du gedenkſt mein in deiner jetzigen Seelenbeſchaffenheit. Du haſt dich ſtets wohlthätig mir erwieſen. Dein Anblick, deine Nähe, jedes deiner Worte war mir Wohlthat und jetzt — vermag ich weiter nichts als um dich zu trauern! —

Als Candor ſah, daß die Kabale verloren war, verließ auch er ſeine Loge im erſten Range, um ſich des gemißhandelten Lämmlein anzunehmen.

Er fand ihn auf der Wache, wo man ihm die leichten Wunden und Beulen, die er erhalten, bepflaſterte und verband.

Der wachthabende Offizier war ſehr zuvorkommend gegen den jungen Grafen, er erklärte, daß Lämmlein ihm nicht als Arreſtat übergeben ſei, und hatte nichts dawider, daß Candor ihn mit nach ſeinem Hôtel nahm.

Dort machten es beide ſich bequem. Erfriſchungen wurden aufgetragen und Pfeifen angezündet, und Lämmlein, der bisher, obſchon ſeine Verletzungen durchaus unbedeutend waren, völlig entmuthigt und niedergeſchlagen ſchien, gewann mit einem Male wieder Lebensluſt und gute Laune und wandte ſich an den jungen Grafen mit den Worten:

„Wir ſind geſchlagen, Herr Graf, und ich ganz beſonders im ſtrengſten Sinne des Wortes.“

— „Es iſt Ihre Schuld! Sie ſelbſt durften ſich nicht exponiren.“

— „Nein, Herr Graf, dieſes Ungeheuer zwang mich zu einem coup de desperation, um nicht im erſten Augenblick, trotz aller Uebermacht, geſchlagen zu ſein. — An der Spitze meiner Vorhut ſaß ich im Parket, um zu recognoſciren. Meine Infanterie hatte das Parterre beſetzt mit dem gemeſſenen Befehl, keinen Schuß zu thun, bevor das Treffen allgemein geworden, meine Tirailleurs lagen in den Rängen auf der Lauer und auf der Gallerie war meine Artillerie aufgefahren, um auch erſt im letzten entſcheidenden Augenblicke ſich zu demaskiren und den Sieg zu entſcheiden. Es galt dem Hemde Anerkennung zu verſchaffen vor den pariſer Seidentricots, und das war keine leichte Aufgabe, die Tricots haben eine gar zu vortheilhafte Stellung beim Ballet, und die Hemden weiter keine Stütze, als das öffentliche Sittlichkeitsgefühl. Meine Spahis hatten Befehl durch Laute des Hohnes und Lorgnettiren nach den Rängen die Damen zu beunruhigen. Es war zu erwarten, daß der dadurch gereizte Feind ſeine Beifallsſalven verſchwendete. Hätte eine ſolche ausgetobt, ſo ſollten meine Tirailleurs mit Ziſchlauten gelinder Heiterkeit und heftigem Nieſen nachfeuern. Ueberhaupt durfte der Feind nur geneckt werden, um ihn zu bewegen, ſeine Munition zu verſchießen. Er mußte ſich einbilden, Sieger zu ſein, bis im letzten Augenblick, wo ich meine ganze Macht zu einem Hauptſturm aufzubieten gedachte. Es durfte nicht ausſehen, als ob ſie durch eine Kabale unterdrückt würde. Der geſchlagene Feind mußte daſtehen, wie eine von der Majorität des Publicums zum Schweigen gebrachte Claque. Der Volkswille oder der Volksunwille über die fleiſchfarbigen Tricots ſollte ſich höchſt impoſant und vernichtend offenbaren. Wenn ſie gerufen ward und Blumen und Kränze bekam, ſollten ihr auch einige neue, feine Frauenhemden zufliegen, und das wäre das Signal zu einem alles darniederſchmetternden Hauptſturm geweſen. Der Sieg war unfehlbar."

„Ja!" ſagte Candor mit Erſtaunen. „Auf dieſe Weiſe läßt ſich die unbeſcholtenſte Tänzerin ſtürzen und wenn ſie ein Ungeheuer von Tugend und Keuſchheit iſt. — Schade, daß dieſer Meiſterſtreich fehlſchlug. Woran lag es? Die Kriegscaſſe war gefüllt. Die Truppen hatten doch ihren guten Sold bekommen?"

„Was Tugend! was Keuſchheit!" rief Lämmlein. „Sie iſt ein Ungeheuer von Einfalt und Selbſtvertrauen. Das iſt die Aegide, von der alle Geſchoſſe abprallen und den Schützen treffen. Was wollen Sie mehr, Herr Graf. An der Spitze meiner verlorenen Söhne, meiner Desperados, meiner Kernreiter — die unter den Fahnen Argina's Wunder der Tapferkeit zu verrichten pflegen, ſaß ich im Parket. Die Eröffnung der Schlacht gelang zu meiner Zufriedenheit. Meine Panduren lenkten die Aufmerkſamkeit von der Bühne ab. Das ganze Haus ward unruhig, ſie ſelbſt ward irre und fiel aus dem Tanz, die Vorſtellung war ſchon geſtört. Allein was thut dieſes Ungeheuer von Dreiſtigkeit? — Iſt es Ihnen jemals vorgekommen, daß eine Couliſſenheldin in Perſon, von der Bühne aus, eine Kabale, und zwar eine ſo mächtige und wohlangelegte, unterdrückt? — Tritt vor die Lampen und ſchaut fragend in's Parket: — „Meine Herren, was ſoll das? was fehlt Ihnen?"

— „Sie hätten nur nicht antworten ſollen. Andere oder vielmehr — alle hätten antworten müſſen."

— „Nein, Herr Graf! Subordination muß ſein. Wenn ich commandire, darf Niemand verlaut werden."

— „So hätten Sie auch ſchweigen ſollen!" —

„So? Dann hätte ſie weiter getanzt und hätten wir von neuem angefangen, nachdem ſie uns ſchon einmal mit ihren Blicken auf's Maul geſchlagen, ſo wäre ſie noch einmal vor die Lampen getreten, und hätte uns noch einmal fragend angeſchaut: — „Meine Herren! Soll ich zum Theaterarzt ſchicken?"

— „So hätten Sie wenigſtens ſitzen bleiben ſollen und nicht feigerweiſe die Flucht ergreifen."

— „Ein Napoleon und feige Flucht? O Herr Graf! Wie wenig erreichen mich Ihre Begriffe. Als ich ſah, daß dieſe perſonificirte Frechheit mich beim Worte nahm, die Becken hinlegte und nach Hauſe ging, mußte ich andere Dispoſitionen treffen. Das Publicum machte Miene ſie wieder hervorzurufen. Tanzen durfte ſie nicht! Ich wollte nach dem zweiten Range, große Loge, wo meine Tirailleurhauptleute ſaßen, um, wie ſie wieder auftrat, zu telegraphiren. Enthüllt die Banner, laßt die Frauenhemden fliegen zu ihren Füßen nieder. Die ganze Front und alle Colonnen zum Sturm. Vorwärts marſch, marſch! im Lauftritt mit Hurrah! Dann wäre ſie noch einmal davon gelaufen und gewiß nicht wiedergekommen."

— „Ja, Lämmlein! Das Glück war wider Sie, und verdient haben Sie es Sieger zu ſein. Eine jede Tänzerin, die unbeſcholtenſte wie die ausgelaſſenſte, die erſte wie die letzte iſt zu compromittiren, indem man ihr ſtatt Kränze und Sträuße im Namen der öffentlichen Sittlichkeit Hemden zuwirft, dann iſt es aus mit aller Illuſion, dann iſt an keine weitere Vorſtellung zu denken, das ganze Ballet iſt zum Gelächter gemacht.“

— „Es paßte ganz beſonders heute Abend bei der nackten Bacchante im Tigerfell.“

Es iſt claſſiſch, es iſt der Unſterblichkeit werth. Und wer weiß, was noch geſchieht. Der Feldherr zwar fiel in einen feindlichen Hinterhalt; allein das wohlgeübte, ſieggewohnte Heer kann immer noch das Seinige thun.“

— „Meinen Sie? Unmöglich wäre es nicht. Ich habe die genaueſten Inſtructionen hinterlaſſen und meine Leute haben Muth. Fliegen ihr im letzten Augenblicke noch Hemden zu, ſo ſind wir Sieger und ich bin gerächt. Schicken Sie doch einmal Ihren Franz nach dem Theater, wenigſtens um Erkundigungen einzuziehen!“

Eben ſtreckte der Graf die Hände nach der Klingel aus, als ſein Kammerdiener ſchon eintrat, um den Marcheſe anzumelden.

„Erwünſcht!“ rief Sander. „Und ſicher iſt etwas geſchehen, denn nicht umſonſt bemüht ſich der alte Herr zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde zu mir.“

Der Marcheſe trat ein.

— „Nun Marcheſe! was bringen Sie Gutes? Haben wir dennoch geſiegt?“

„Oder," fügte Lämmlein hinzu, „kommen Sie um zu ſehen, ob ich nach dieſer Niederlage noch am Leben bin? Woher wußten Sie, daß ich hier bin?"

„Erſt einen Stuhl!" ſeufzte der Marcheſe.

— „Mein Gott! Sie ſind ganz alterirt."

— „Haben wir geſiegt, oder hat der Unfall oder Fall unſeres Napoleons das ganze, tapfere Heer entmuthigt?"

— „Sylvanie hätten wir vernichtet, aber zugleich auch das Ballet mit ſammt Argina und Herrn Lämmlein. Auch hat der wüthende de Potter uns beiden, Ihnen, lieber Graf und mir, den Tod geſchworen. Er will uns fordern und wofern wir ihm keine Satisfaction geben, mit der Reitpeitſche tractiren. Dieſem Menſchen muß man aus dem Wege gehen. Ich verreiſe morgen. Ihnen, meine Herren, rathe ich daſſelbe zu thun, man iſt wüthend."

— „Aber was iſt geſchehen, iſt es noch einmal zum Treffen gekommen?"

— „Nein, ſie hat mit ungetheiltem Beifall getanzt und bekam Kränze und Blumen."

— „Und keine Hemden?"

— „Hemden, was für Hemden?"

Lämmlein ſagte: „Der Marcheſe weiß nichts von meinem Schlachtplane, ich habe ihn nur meinen Adjutanten mitgetheilt."

Der Marcheſe fuhr fort: „Sie mußte Da Capo tanzen und ward noch einmal gerufen und ſtatt ihrer erſchien der Director. Man ließ ihn nicht zu Wort kommen. Er zog das Schnupftuch und weinte! Er weinte wirklich. Als man das ſah, ward es ſtill. Er trat vor und ſprach: „Mademoiſelle Sylvanie kann nicht erſcheinen, ſie iſt plötzlich geſtorben!“

„Todt!“ rief Cantor. „Sylvanie todt! — Das iſt Argina nicht werth!“ —

— „Sie hat ſich todt getanzt!“

„Das Ungeheuer!“ rief Lämmlein. „Rein aus Schabernack gegen uns und Argina hat ſie ſich todt getanzt.“

— „Herr Lämmlein wurde erkannt. Die Stimmung gegen uns alle iſt ſehr bedenklich. Ich verreiſe morgen und nehme Argina mit.“

„Aber ich!“ rief Lämmlein. „Was ſoll aus meiner Modezeitung werden? O ich bin ein geſchlagner Mann, in jeder Bedeutung des Wortes. Dieſes Ungeheuer von Einfalt und Hartnäckigkeit gleicht dem ehernen Venusbilde, von dem jeder hinangeſchleuderte Stein abprallt und den Schleuderer verwundet. Was iſt ein ſolcher Sieg bei ſolch einer Niederlage?“

Vernien ſchrieb nach London:

Die ſchöne Sylvanie! Dahingerafft in der Blüthe der Jugend, am Eingang einer glänzenden Laufbahn, welche ihren Ruhm Jahrhunderte hindurch zu bewahren verhieß. Die ganze Stadt betrauerte ſie und drängte ſich zu ihrer Leiche, die einbalſamirt, koſtbar gekleidet und bekränzt auf dem Paradebette ausgeſtellt war. Academiker, Studenten, Literaten, Muſiker, Schauſpieler, Sänger und Tänzer. Alles wollte ihrem Sarge folgen und an ihrem Grabe weinen, ſingen und Reden halten. Allein das durfte ich nicht zugeben. Die katholiſche Kirche, der ſie im Leben fromm anhing, mußte ſie begraben. Im Leben war ſie eine Tänzerin, würdig ihrer berühmten Mutter; würdig ihres vornehmen Vaters mußte ſie, wie eine Dame vom Stande, mit allem Pomp zur Gruft getragen werden.

Dieſes iſt geſchehen.

Ein ſolches Leichenbegängniß iſt hier noch nicht geſehen worden. Zum erſten Male hat die katholiſche Kirche in hieſiger Reſidenz ihre Pracht und ihre koſtbaren Ornate öffentlich gezeigt. Es bedurfte hierzu einer miniſteriellen Erlaubniß und ich erhielt ſie. Voran dem offnen Sarge gingen die Waiſenkinder, die Stadtarmen, und geleitet an langen Schnüren die Blinden; die Kaplane, die Pfarrer, die Chorknaben, der Weihbiſchof unter einem Baldachin, getragen von vier Diaconen. Gefolgt ward nur zu Wagen, die ganze königliche Familie und alle Geſandten ſchickten ihre Equipagen. Einer Bühnenkünſtlerin ward ſolche Ehre noch nie zu Theil. Alles iſt verſöhnt mit ihr und beklagt ſie.

Sie erhielt einen Katafalk mit Kränzen und Todtenköpfen, eine ſtille Meſſe und eine Wachskerze vom Gewicht eines Centners. Alle Kirchen, die Armen-, Waiſen- und Krankenhäuſer ſind reichlich beſchenkt. Jeder Bettler wurde zur Leiche gelaſſen und bekam vor der Thür ein Almoſen. Wenn der doppelte Sarg von Zinn und Eichenholz fertig iſt, werden Fröhlich und Brünette die Leiche nach ihrer Heimath geleiten. In der Gabrielenkirche, in der ſie die erſten chriſtlichen Wohlthaten empfing und wo ſie im Bilde über dem Altar zu erblicken iſt, ſoll ſie die letzte Ruheſtätte finden. Sie hat den Armen dort und der ganzen Gemeinde wohlgethan, ſie hat die Kirche bereichert; ſie hat ſich ihr Grab dort redlich verdient. Was irgend noch für ſie geſchehen konnte, iſt und wird geſchehen. Ich that, was ich vermochte und werde es ferner thun mit blutendem Herzen und weinenden Augen. — Leben Sie wohl! Gedenken Sie in Gnaden des alten Bernien, der Ihre Tochter nie vergeſſen wird.

Zum Lohne für ihre treuen Dienſte erhielten Fröhlich und Brünette von unbekannter Hand eine reichliche Penſion, welche Bernien ihnen auszahlte. Sie reichten ſich die Hände und verbanden ihre Herzen in liebevollem Andenken an Sylvanie.

Ende.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zwei Novellen

von

Dr. Hermann Schiff.

I.

Ballkleid und Demantſchmuck.

Hamburg, 1856.
Verlags-Comptoir.
(Ch. Niemeyer.)

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Auf dem Gänſemarkt zu Hamburg führen zwei Gänge nach einem engen Plätzchen, welches von einem unſcheinbaren, zum Theil hölzernen Gebäude begrenzt wird. Die Gänge waren früher überbaut; ihre Höhe übertraf die eines mäßigen Scheunenthores nicht; ſie dienten zur Ein- und Abfahrt der Wagen, die nur einzeln hindurch konnten, und in geringerer oder größerer Zahl Abend für Abend zwiſchen 9 und 10 Uhr auf dem Gänſemarkt und in der Nachbarſchaft umher hielten, bis es Zeit war vorzufahren und ihre Herrſchaften einzunehmen.

Dieſes unſcheinbare Gebäude, welches ſo verſteckt liegt, als ſchäme es ſich ſeiner, iſt das alte Hamburgiſche Komödienhaus. Es braucht ſich ſeiner vermaligen Bedeutung nicht zu ſchämen; ſo wenig ich zu ſagen brauche, weshalb nicht. — Denn alles das iſt bekannt und ſogar geſchichtlich.

Heutigen Tages baut man der ſehr geſunkenen Kunſt prächtige Tempel, ſo daß das Dachſtübchen des Lorenz Kindlein eine Ausdehnung gewinnt, welche eine hinreichende Räumlichkeit für einen Modeladen in einer der beſuchteſten Gegenden der Stadt abgeben würde. — Worin liegt hier der Gewinn oder der Fortſchritt? — Mag auswendige Pracht und Luxus das Lebensbedürfniß des Reichen bleiben — der Geiſt bedarf des erkauften Schimmers nicht. Die Kunſt will ſich vom profanen Leben ſondern, um auch die Alltagsſeelen für ihre Weihe empfänglich zu machen, und es iſt wohlgethan die Verborgenheit zu ſuchen, wenn man in Dichterträumen ſchwelgen will.

In jenem unanſehnlichen Gebäude hielt die dramatiſche Kunſt bei Lampenſchimmer Hof, mit einem paar geringen, jedoch auserleſenen Perſonal, in ſtattlicher, ja koſtbarer Garderobe und ſtandesmäßiger, jedoch nicht fürſtlicher Couliſſenpracht.

Im Jahre 1819 gab es noch keine Eiſenbahnen und Dampfſchiffe, ja nicht einmal Schnellpoſten und kaum Chauſſeen. Zu einer Entfernung, die man jetzt in drei bis vier Stunden zurücklegt, gebrauchte man damals zwei Tage und zwei Nächte. Nicht Jeder fand daher Gelegenheit, die Ausſtattung einer Oper oder Tragödie auf der Hamburger Bühne mit der in London, Paris und Mailand zu vergleichen. Dichter und Komponiſten arbeiteten nicht für die Bühnen erſten Ranges und überließen es den untergeordneten, dieſen nach Kräften nachzueifern; ſie verließen ſich nicht auf den Modegeſchmack und die ſinnreiche Geſchicklichkeit großſtädtiſcher Handwerker. — Dichter und Komponiſten arbeiteten nicht für Hofbühnen, ſondern für eine imaginaire Nationalbühne, und konnten ſich nur auf Künſtler und Virtuoſen verlaſſen. Damals genoß das Publikum den vom Genie geläuterten Honig und brauchte ihn nicht wie heutigen Tages roh zu verſchlucken, ſammt Blumenblättern, Kapſeln und Kelchen, worin er ſich gebildet hat. Einfach und gläubig nahm es Sonne, Mond und Sterne, Wolken, Waſſer, Feuer, Wald und Palaſt hin, wie ſie ſich im Bühnenlichte ihm darboten. Dafür aber identificirte es die Darſteller mit den Dichtergeſtalten; es erblickte in ihnen leibhaftige Weſen aus der

»Mondumglänzten Zauberwelt,
Die den Sinn gefangen hält.«

Man verliebte ſich in die Sängerinnen und Schauſpielerinnen, wenigſtens ſo lange die Vorſtellung dauerte, bisweilen auch nachhaltiger. Die primi huomini und erſten Liebhaber indeſſen blieben während der Dauer ihres Engagements die Ideale der Frauenwelt, bis Nachfolger ſie verdrängten. Dieſe Verwechſelung der Perſon mit den Rollen des Darſtellers war beſonders in Hamburg ſo vorherrſchend, daß, wurden in Geſellſchaften Schauſpiele geleſen, ein Jeder denjenigen Schauſpieler copirte, deſſen Rolle er las. Und ſelbſt wenn auf dem kleinen Theater der Wittwe Handje etwa »Fridolin« aufgeführt wurde, eins der wenigen Schauſpiele, welche dieſer Bühne freigegeben waren: ſo copirte der Fridolin Herrn Jacobi vom Stadttheater, der Graf von Savern Herrn v. Lenz, damals Kühne genannt; die Luitgarde Frau Doctorin Reinhold u. ſ. w.

Zwiſchen der Ariſtokratie und der Bühne haben von jeher zärtliche Verbindungen ſtattgefunden und auch heutigen Tages gehören ſie durchaus nicht zu den Seltenheiten.[*] In der damaligen hochromantiſchen

Zeit waren ſolche Verhältniſſe um ſo viel ſchwärmeriſcher und inniger. Als Beleg hierzu mag nachfolgender Brief einer vorzüglichen Geſangs-Dilettantin aus einer der reichſten hieſigen Familien an einen ſehr beliebten Opernſänger damaliger Zeit angeſehen werden. So viel zur Einleitung.

Erſtes Kapitel.

Wie ein Ballkleid unter die Haube bringt.

(Auszug aus Cäcilien's Tagebuch.)

Frage mich nicht, mein Geliebter! was mich bewog, das reizende, wechſelvolle Künſtlerleben, für das ich von Kindheit an beſtimmt war, gegen Rang und Reichthum zu vertauſchen. Nur gar zu bald gewöhnt man ſich an Luxus und Ueppigkeit, und dann iſt das Alltagsleben kalt und trocken, wie das Herz des Reichen. O, Du weißt nicht, was es heißt, gleichgültig und einförmig dahinzuleben, ohne Hoffnung, Wunſch, Gemüthsbewegung, Lächeln und Freude. Nur wenn ich Dich ſehe, wenn auch nur auf der Bühne, von meiner Loge aus — entzündet ſich mein Leben an Deinen Blicken wieder und der Ton Deiner Stimme ruft meine erſtarrte Seele zum Glücke wach.

Meine Kindesjahre waren die glücklichſten, welche man irgend verleben kann. Ich bin die Tochter eines Arztes, deſſen weitläufige Praxis ſich auch auf das Theater erſtreckte. Wir lebten glänzend und hatten unſere eigene Loge im zweiten Range. Ich aber zog es vor, ſo oft es anging, mit den Kindern der Schauſpieler hinter den Couliſſen den Vorſtellungen zuzuſehen. Ach, wie gern wäre ich, als Engelchen oder Elfchen aufgeputzt, mit ihnen vorgetreten. Das aber wollten meine Eltern in keinem Falle zugeben. In der Schule lernte ich nur wenig, um ſo glücklicher waren meine Fortſchritte zu Hauſe im Tanzen und Klavierſpielen. Auch verrieth ich frühzeitig eine ſchöne Stimme und zeichnete mich durch Anſtand, Benehmen und Sprache vor den Kindern meines Alters aus. Meine Eltern hatten nichts dawider, daß ich vereinſtens die Bühne betrat und Jedermann ſchien damit einverſtanden.

Als Sängerin begann ich meine Laufbahn an geweihter Stätte. In der Petrikirche ward ein Oratorium aufgeführt, in welchem ich eine concertante Arie ſang.

Ach, wie flüchtig verrauſchen die Augenblicke irdiſcher Künſtlerſeligkeit, und wie berauſchend ſind ſie in ihrem erſten Reize der Neuheit! Ich ſchwelgte in den Wonnen des Himmels und war zugleich trunken von aller Erdenlaſt. Im vollſten Rauſche der Selbſtfreude und des befriedigten Ehrgeizes bebte mein Herz vor Andacht bei den Worten und Tönen, die über meine Lippen kamen, und meine Stimme war der zitternde Mondglanz auf den brauſenden Tonwogen eines vollen Orcheſters, die ſie himmelan trugen.

Mir ahnte wohl, daß meine Arie der Glanzpunkt des Oratoriums war, doch hatte ich nicht den Muth es mir einzugeſtehen. Erſt als die Sänger und Muſiker, und endlich auch der alte Muſikdirektor Schwenke, dieſer ungezwungene Mann, der ſelbſt die Damen rückſichtslos behandelte, mir Komplimente machten, da erſt wagte ich es zu glauben. — Die Freude meiner Eltern hatte nur Thränen. Du kannſt Dir denken, welch einen Eindruck meine Stimme in der Kirche auf ſie machte, da ſie mich nie anders als im Zimmer hatten ſingen hören. Acht Tage lang war von nichts Anderem die Rede, als von dem Oratorium und meiner Arie.

So hatte ich denn große und glänzende Hoffnungen erregt, als ein grauſes Mißgeſchick mich heimſuchte. Ich will nicht mich und Dich betrüben, indem ich lange bei dem ſchmerzlichen Trauerfall verweile, der über mein Lebensglück entſchied. Mein guter Vater erkrankte plötzlich, lag mehre Tage beſinnungslos da und hauchte endlich ſeine edle Seele aus. — Er hinterließ kein glänzendes Vermögen; die Einkünfte reichten kaum hin, die Koſten eines Haushaltes zu beſtreiten, wie wir ihn bisher geführt. Sich einſchränken bedeutet in Hamburg zu einer tieferen Klaſſe der Geſellſchaft herniederſteigen, und das konnte meine Mutter nicht über ſich gewinnen, obgleich meine nächſte Zukunft für Alles zu entſchädigen verſprach. Sie hatte von nun an nur den einzigen Gedanken, mich los zu werden, denn ich koſtete viel; ob auf die Bühne, ob unter die Haube, war ihr gleich, und fand leider ſich nicht ſo leicht ein Engagement, wie ich es bedurfte, als ein Mann, wie ihn meine Mutter wünſchte, die auf weiter nichts ſah, als nur auf gute Connexionen und Mittel zu einem vornehmen Leben. Alle ſonſtigen Eigenſchaften eines guten Ehemannes dünkten ihr überflüſſig.

Ein Zuſammentreffen ungewöhnlicher Umſtände verſchaffte uns die Ehre, zu einer Aſſemblée [illegible]

Concert und Ball bei C. auf dem alten Wandrahm eingeladen zu werden.

Wir hatten damals zwei Primadonnen beim Theater: Madame Gley und Madame Becker. Letztere hatte bei ihrer Ankunft ein Empfehlungsſchreiben an das Haus C. abgegeben und war in den Familienkreiſen gaſtlich aufgenommen worden. Heute aber wies ſie mit einem Male die Einladung mit ſchnöden Worten zurück. Sie hatte kürzlich ein Concert gegeben, woran ſich die Familie C. nach ihrer Meinung nicht ſattſam betheiligt hatte. Nach den vielfachen Gefälligkeiten, welche ſie derſelben erwieſen zu haben glaubte, indem ſie, ſo oft man es verlangte, ſich in ihren Geſellſchaften hören ließ, hatte ſie eine ganz andere Zuvorkommenheit erwartet. Unter ſolchen Umſtänden blieb kein anderes Mittel, als ſich an Madame Gley um Aushülfe zu wenden. Dieſe aber war als älteres Theatermitglied niemals zuvor in dieſe Familie gekommen und fand es heute nicht gerathen, den Nothnagel für ihre Rivalin abzugeben. Jetzt ſchien in der That guter Rath theuer, denn eine dritte Primadonna gab es nicht. Der Bettel-Künſtlerſtolz iſt niemals verletzender, als wenn er die veranſtalteten

Feſte der Reichen durchkreuzt, und es iſt Ehrenſache des Geldes, bei ſolchen Gelegenheiten ſeine Allmacht zu bewähren. Eine Bravourſängerin durfte an jenem Abend nicht fehlen, mochte es koſten was es wollte. Wäre es möglich geweſen, ſo hätte man eine von London oder Paris verſchrieben. Indeſſen brauchte man ſo weit nicht zu gehen. Meine vortreffliche Meiſterin, Demoiſelle Reichardt, Tochter des berühmten Kapellmeiſters, Komponiſten der Göthe'ſchen Lieder und der Geiſterinſel, erinnerte an die kleine Kirchenſängerin von St. Petri, die in dem großſtädtiſchen Strudel des Hamburger Geſchäftslebens längſt untergetaucht war, und ihr Gedächtniß ward mit Freuden begrüßt. Die Einladung, die wir erhielten, lautete höchſt ſchmeichelhaft und ehrenvoll. Wir befanden uns zwar noch mitten im Trauerjahre. War aber das eine Rückſicht, dem Glücke einer einzigen Tochter im Wege zu ſein? Wofern ich gut beſtand, und daran war kein Zweifel, durfte ich fernerer Einladungen in vornehme Familien gewärtig ſein, und meine Mutter knüpfte noch ganz andere Hoffnungen daran, die leider über alle Erwartung in Erfüllung gehen ſollten.

Das Wichtigſte zu einer ſolchen Aſſemblee war ein neues Kleid, was Madame Charpentier gemacht haben mußte, wenn es für nobel und geſchmackvoll gelten ſollte. Ein ſolches ward beſtellt. Madame Charpentier aber erblickte in uns eine verlorne Kundſchaft, die nur ausnahmsweiſe bei ihr machen ließ und auf die nicht weiter zu zählen war.

»Ich weiß nicht, woran es liegt,« ſagte meine Mutter, als das neue Kleid gebracht wurde; »es ſitzt nicht ſo, wie es ſollte, mich dünkt es fällt nicht ſchön. Ich glaube, es muß geändert werden.«

Madame Charpentier betheuerte hingegen, daß das Kleid nicht beſſer ſitzen könne. »Mademoiſelle,« ſagte ſie, »ſind zu regelmäßig gewachſen und halten ſich zu gerade. Die modiſchen Ueberladungen werden hauptſächlich in der Abſicht erfunden, körperliche Unvollkommenheiten zu verbergen, oder eine ſchlechte Haltung, die eine Folge des Bodens, Klimas, der herrſchenden Lebensweiſe oder irgend einer ſitzenden Beſchäftigung iſt, unſichtbar zu machen. Mademoiſelle haben nichts von dem Allen und müſſen ſich ganz einfach kleiden. Kein aufgeputztes Kleid wird Ihnen ſo, wie Sie es wünſchen, ſitzen. Wer das verlangt, weiß meine Kunſt und meinen Ruf nicht zu ſchätzen.«

Es endete damit, daß das Kleid, welches doppelt ſo viel koſtete, als wenn es im Hauſe gearbeitet wäre, bezahlt werden mußte und blieb wie es war.

Ich weinte und meine Mutter ließ obendrein ihren Verdruß an mir aus. Ohne ein Kleid der Madame Charpentier konnte ich nicht zu Balle gehen. Ich war die Einzige, der ihre Kleider nicht ſaßen. Mochte ich nun gewachſen ſein wie ich wollte, ſo beſagte das nichts gegen den Credit, den die Welt der Madame Charpentier ſchenkte. Ihr Ruf blieb unerſchütterlich; mein Wuchs war compromittirt. Welch' eine unerträgliche Lage für ein junges Mädchen!

Zum Glück kam meine Tante Graumann, die immer ſehr geſchmackvoll, doch nicht im mindeſten auffallend (wie es ihren Jahren ziemte) gekleidet und deren höchſt modiſcher Putz immer ganz beſonders war, ſo daß Niemand etwas Aehnliches hatte. Alles das war das Werk ihrer franzöſiſchen Kammerjungfer, einer vollkommenen Modiſtin und Schneiderin. Sie war die Tochter eines franzöſiſchen Emigranten, der im Hauſe meiner Tante im tiefſten Elend verſtorben war. Meine Tante hatte ſich der Tochter angenommen, und dieſe ſuchte aus Dankbarkeit ſich ihrer Wohlthäterin ſo nützlich wie möglich zu machen.

Mademoiſelle Nancy war die einzige Perſon, die jetzt helfen konnte. Aber würde meine Tante ſie mir gönnen? Sie war eiferſüchtig auf ihre Kammerjungfer und es verurſachte ihr vielen Verdruß, daß man ihr ſo Manches von ihrem Putze abſah, es nachmachte und an Jedermann verkaufte. Dank ſei es der Beredtſamkeit meiner Mutter, der Niemand widerſtehen konnte, wenn ſie einmal ihren Kopf worauf geſetzt hatte. Meine Tante machte keine großen Schwierigkeiten. Die Ehre der Familie ſtand ja auf dem Spiel und Mademoiſelle Nancy kam.

Auf den erſten Blick entdeckte ſie, woran es lag, ſagte, was geändert werden mußte, nahm einige Nadeln und ſteckte ſie an, und das Kleid fiel mit einem Male ganz anders.

Wir geriethen in freudiges Erſtaunen und gaben ihrem ſeltenen Talente die gebührenden Lobſprüche.

Sie erbot ſich mit franzöſiſcher Zuvorkommenheit das Kleid zu ändern, und meinte, das ſei ein Werk von wenigen Stunden: doch tadelte ſie auch den Beſatz, der nach ihrer Anſicht viel zu einfach war.

»Mademoiſelle kleiden alle Farben,« ſagte ſie, »und nichts iſt dankbarer, als für Sie zu arbeiten. Ein ſchlichtes, weißes Kleid wird Ihnen ohne Zweifel bezaubernd ſtehen. Aber Lilla verlangt einen phantaſtiſchen Aufputz und der wäre an dieſem Kleide noch zu wenden, wenn es comme il faut ſein ſoll.«

»Stellen Sie Alles her, wie Sie es für gut befinden,« rief meine Mutter. »Iſt einmal ſo viel Geld verſchwendet, ſo darf es bei einer Gelegenheit wie dieſe, auch auf ein Mehres nicht ankommen.«

Beide gingen aus, um die nöthigen Einkäufe zu machen. Dann wurde noch eine Nähterin zu Hülfe genommen und beide Mädchen blieben die Nacht auf, um den ganzen Beſatz von Grund aus zu ändern.

Am folgenden Mittage war Alles fertig und das Kleid war reizend. Mademoiſelle Nancy hatte Phantaſie und die ganz beſondere Gabe, für Jedermann das Kleidſamſte zu erfinden. Auch einen zarten Kopfputz hatte ſie für mich gearbeitet, und als ich fertig angekleidet mich im Spiegel betrachtete, erkannte ich mich ſelbſt in dieſem Feenputze kaum wieder, ſo lieblich ſah ich aus. Wenn meine Mutter mich anſah, ſo leuchtete Triumph aus ihren Augen. — Ach! mir ſagte keine Ahnung, daß ich mich als Opfer geſchmückt hatte.

Bei einer Hamburger Fete iſt das Tractement die Hauptſache und ſeltſamer Weiſe fand das Concert während der Pauſen des Balles Statt. Es wurde in zwei Abtheilungen gegeben, während die Tänzer raſteten und Erfriſchungen umhergereicht wurden.

Wir befanden uns in einem großen Saale, von oben bis unten mit ſchönen Gemälden in breiten goldenen Stuccaturrahmen geſchmückt. Im Hintergrunde auf einer Eſtrade befand ſich das Orcheſter und ſtand das Klavier.

Unter all' den koſtbaren und blendenden Toiletten war die meinige die zarteſte und geſchmackvollſte, und obſchon ich mir einbildete, am beſten von Allen auszuſehen, ſo blieb ich doch Anfangs ſo gut wie ſitzen. Mit Ausnahme meines Mannes, den ich zum erſten Male hier erblickte und der mich einige Male aufforderte, wagte keiner von den Herren mit mir zu tanzen. In dieſen Kreiſen gelten ganz andere Anſprüche, als die Tochter eines Arztes zu machen hat. Ich konnte die Zeit nicht erwarten, mit dem Notenblatt in der Hand auf die Eſtrade an das Klavier zu treten;

damit hoffte ich wenigſtens mir einige Geltung zu erwerben.

Was mich noch mehr verſtimmte, waren die dreiſten Zärtlichkeiten, die mir Lüders zu ſagen wagte. Er behandelte mich mit dem Stolze eines Reichen, deſſen Wünſche keine Hinderniſſe kennen, der ſeine Huld für unſchätzbar hält; er ſagte mir ſo unumwunden, daß ich ihm gefiele, als müſſe ich mich deshalb glücklich preiſen. Kurz, er brachte mich jeden Augenblick in die Verlegenheit, ihm eine Albernheit oder Unartigkeit zu ſagen.

Bei meiner Mutter fand er ein geneigteres Ohr. Sie merkte, was mir fehlte und flüſterte mir zu:

„Närrchen, ſei nicht betrübt! Binnen vierzehn Tagen biſt Du die Erſte in dieſem Kreiſe. Du haſt eine glänzende Eroberung gemacht. Herr Lüders hat mir Worte geſagt —“

Ich zuckte die Achſeln.

„Sei nicht albern! Herr Lüders iſt Chef eines der erſten Wechſelhäuſer und drei-, viermal Millionair. Ein ſolcher Mann ſagt und thut nichts umſonſt. Er wird ſelten Jemanden, der nicht wenigſtens 100,000 Thaler beſitzt, eines Wortes würdigen. Jetzt tanzt er mit einer Bürgermeiſterstochter. Er hat ſchon zweimal mit Dir getanzt, und ich ſage Dir: es iſt Ernſt. Du weißt nun, was Du zu thun haſt.«

Die Folge hat beſtätigt, daß meine Mutter wahr ſagte. Auch mein Mann betheuerte, ſich auf den erſten Blick in mich verliebt zu haben und ich glaube ihm das, mein Kleid verrieth einen auserleſenen Geſchmack und gewann ſein Herz.

Alles was ihn umgiebt, ſoll prächtig und koſtbar ſein. Seine Möbeln, Equipage, ſeine Wäſche, Kleinode, Silberzeug, alles iſt ſelten und ausgewählt. Selbſt von ſeinem Kutſcher und Kammerdiener fordert er, daß ſie ſich durch ihre Figur auszeichnen. Warum ſollte er ſich nicht auch eine Frau wählen, die zu dem Luxus paßt, mit dem er ſich umringt. — Wenn er mich nicht deshalb geheirathet hat, ſo weiß ich nicht warum.

Endlich kam der erſehnte Augenblick, der Alles änderte. — Es iſt Unſinn zu ſingen, wenn man vom Tanzen erhitzt iſt, allein ich hatte wenig getanzt. — Ich ſang die erſte Bravourarie der Königin der Nacht, Madame Becker ihre Force, und mein glänzendes Auditorium war ſo überraſcht, daß es die Arie da capo verlangte. Auch ein Unſinn, und ich wollte mich der Ungewöhnlichkeit halber nicht dazu verſtehen. Allein Herr C. ſelbſt und viele alte Herren baten mich darum. Meine Mutter war platterdings dagegen. Doch während des Hin- und Herredens gewann ich Zeit mich zu erholen, einer jungen Stimme läßt ſich viel zumuthen, und ich liebte das Ungewöhnliche zu thun. Ich ſang auch die zweite, weit ſchwierigere Bravourarie und in der Aufregung, in der ich mich befand, gelang ſie mir beſſer als je. Hiermit hatte ich Alles gewonnen. Alle Förmlichkeit war wie verſchwunden aus dieſem vornehmen Kreiſe; ich war von nun an die Königin des Abends und faſt ſchien es, als betrachtete man mich ſchon als Künſtlerin von europäiſchem Rufe, denn jetzt riß man ſich eben ſo ſehr um mich, wie man mich früher überſehen hatte. Auch kann ich nicht läugnen, daß ich mir ſelbſt vorkam, wie eine Künſtlerin erſten Ranges; denn hat jemals eine Anfängerin zwei ſo glänzende Debüts gefeiert, wie ich damals in der Kirche und heute im Salon? — Der arme Lüders! Was fragte ich jetzt nach einem Millionär. Ich brauchte ja nur einige Dutzend Concerte zu geben, um ſelbſt Millionärin zu ſein, und ich behandelte ihn mit einem Hohn und einem Uebermuthe, den ſeine Anmaßungen verdienten.

Nach Tiſche, bevor die Tänze wieder begannen, führte er mich im Saale auf und nieder, und ehe ich's mir verſah, befand ich mich allein mit ihm in einem ebenfalls mit Bildern geſchmückten Cabinet. Die Winke meiner Mutter hatten mich auf Alles vorbereitet und ich wollte wieder zur Geſellſchaft zurück. Allein er vertrat mir den Weg. Er hatte eine ſchöne junge Roſe aus einem Blumengefäß genommen, trocknete den Stengel ſorgfältig ab und reichte ſie mir mit den Worten:

»Dieſe Roſe hat ſo eben den ſtolzen Traum geträumt, Ihr Ebenbild zu ſein. Sie verdient es, an Ihrem Herzen zu welken.«

»Sie wird ſich unſtreitig beſſer befinden, wenn Sie ſie ins Waſſer zurückſtellen.«

»Ich möchte der Roſe noch etwas hinzufügen; werden Sie es annehmen?«

»Ich weiß nicht, wenn es etwas Süßes iſt — vielleicht!«

»Wenn auch von Außen hart, ſo iſt es inwendig gewiß recht milde.«

»Ach, ein Geleebonbon!«

»Nein, Mademoiſelle!«

»Doch keine Wallnuß? die darf ich nicht eſſen, Demoiſelle Reichardt hat es mir unterſagt.«

»Ich lege mein Herz in dieſe Blume. Weigern Sie ſich noch immer, ſie anzunehmen?«

Eins der Bilder in jenem Cabinet ſtellte eine Scene aus dem »Fauſt« dar, wie Gretchen in ſeinen Armen die Blume zerpflückt. Dieſes Bild brachte mich auf den Einfall, Gretchen zu ſpielen.

»Wir wollen ſehen!« ſagte ich, nahm die Roſe und zerpflückte ſie Blatt für Blatt, indem ich leiſe dazu murmelte: »Er liebt mich — liebt mich nicht!« Natürlich richtete ich es ſo ein, daß das letzte Blatt »er liebt mich nicht« lautete. — »Das Blumenorakel iſt gegen Sie!« ſprach ich hierauf, »Sie täuſchen ſich ſelbſt, indem Sie mir eine große Ehre erweiſen. Kehren wir zur Geſellſchaft zurück: man möchte uns vermiſſen!«

So lautete meine Antwort. Doch meine Glücksträume und die Wünſche meiner Mutter hatten ihren betäubenden Kampf in meiner jungen Seele begonnen; ich war aufgeſtört aus meinen Glücks- und Hoffnungsträumen, und für den ferneren Abend war es um meine feſtliche Laune geſchehen.

Zu Hauſe harrte meiner noch ein ganz anderer Auftritt, der vollends hinreichte, mich zu ernüchtern. Lüders hatte mich bei meiner Mutter zärtlicherweiſe als ein noch ganz unſchuldiges Mädchen verklagt und ich erhielt die bitterſten Vorwürfe. Unter Anderen wurde mir auf Heller und Pfennig vorgerechnet, was mein Anzug und der ganze Abend nebſt Wagen und Trinkgeldern für Kutſcher und Dienerſchaft gekoſtet hatten.

Indeß gehörte ich jetzt den vornehmen Kreiſen an, wenn auch nur als angehende junge Künſtlerin, und mußte durch äußere Eleganz meiner glänzenden Zukunft mich würdig zeigen. Ich mußte mehre Kleider haben und Demoiſelle Nancy war uns unentbehrlich. Es ließ ſich nicht erwarten, daß meine Tante ſich von ihrer Geſellſchafterin trennen würde, die ihr Alles war, und die eben ſo geſchmackvoll und elegant, wie ſie ſie in Putz und Kleidern hielt, auch für ihren kleinen Haushalt, für ihre Lebensweiſe und Zerſtreuungen ſorgte. Doch meine Mutter konnte, was ſie wollte. Zuerſt trug ſie Nancy die Stelle einer Gouvernante bei mir mit einem anſehnlichen Gehalte an. Sie ſollte mich in der franzöſiſchen Sprache vervollkommnen und mir diejenigen Handarbeiten beibringen, die meinem künftigen Stande geziemten. Denn daß ich die Frau des Millionärs werden müſſe, war unwiderruflich beſchloſſen. Nancy jedoch hielt es für ihre Pflicht, ſich von meiner Tante, der ſie ſo viele Wohlthaten verdankte, niemals zu trennen.

„Das iſt ein gefährliches Mädchen", ſagte mir meine Mutter. „Sie macht die Erbſchleicherin bei meiner lieben geizigen Schweſter, weil ſie etwas Geld dort vermuthet. Ich bitte Dich, wie lebt meine Schweſter und wie leben wir! Ich habe ihr monatlich zehn Louisd'ors geboten und von der Tante erhält ſie nur monatlich zehn Thaler."

Aber nein! Nancy war die Tochter eines edlen Flüchtlings und hegte hochariſtokratiſche Geſinnung, die keine Armuth und Bedrängniß beugen konnte; ſie war voll Stolz und Eigenliebe und beherrſchte Jedermann durch geiſtige Ueberlegenheit, obwohl ſie ſich in ihre abhängige Stellung vollkommen zu fügen wußte.

Meine Tante wurde jetzt ins Gebet genommen, und es fanden häufige und heimliche Unterredungen ſtatt, bis ſie zur Einſicht gelangte, daß die Ehre der Familie es erheiſche, mir eine ausgezeichnete Putzmacherin zu halten, weil ein Millionär um meine Hand warb. Sie ſelbſt wollte deshalb mit Nancy reden.

Bei dem erſten Worte meiner Tante, daß Nancy ſich als Gouvernante beſſer ſtehen würde, als bei ihr und ſie ihrem Glücke nicht im Wege ſein wollte, entgegnete dieſe ſehr empfindlich: „Wenn Sie mich entbehren können, Madame, ſo iſt es meine Pflicht, ſelbſtſtändig mein Fortkommen zu ſuchen.“ Auch verſchmähte ſie Ausſteuer und Geſchenke, die meine Tante ihr beim Abſchied zugedacht hatte, und die Jahre lang wie Mutter und Tochter innig und vertraulich mit einander gelebt, ſchieden kalt und fremd von einander, um ſich nie wieder zu verſöhnen. — Mißverſtanden ſie ſich im letzten Augenblicke des Beiſammenſeins, oder hatten ſie ſich niemals verſtanden? — Wo iſt die Wahrheit des Lebens? Oder iſt alle Liebe und Freundſchaft Täuſchung?

Ich gewann hiermit eine liebenswürdige und weiſe Gouvernante, von der ich mehr lernen konnte, als Franzöſiſch und elegante Handarbeit; denn Nancy war eine vollkommene Dame, ſehr weltklug und von de feinſten Manieren. Meine Mutter behandelte ſie mit ſchlauer Zuvorkommenheit, zog ſie bei jeder Kleinigkeit zu Rathe und that nichts, was ſie nicht gebilligt hätte. Nancy hatte Alles unter Händen und nur ihr Wort galt. Die wichtigſte Angelegenheit aber war mein Putz und meine Kleider, und Mademoiſelle kaufte Stoffe, Blumen, Spitzen, Bänder ein, ordnete Alles nach ihrem Gutdünken und Geſchmacke an und entwickelte bei großer Oekonomie eine bewunderswürdige Umſicht und Thätigkeit. Binnen Kurzem war ich im Beſitze einer auserleſenen Garderobe und überall war meine Toilette, wenn auch nicht die koſtbarſte, doch die reizendſte und geſchmackvollſte.

Sich feenhaft geputzt zu wiſſen, iſt der Stolz und das Glück eines jungen Mädchens, und ich liebte Nancy, der ich dieſes Glück verdankte, wie eine wohlthätige Fee, wie einen guten Engel. Auch bildete ich mir ein, daß ſie mich wieder liebte und auf weiter nichts ſänne und dächte, als mich glänzend auszuſchmücken.

Aber ach! Ueberall wo ich mich zeigte, war auch Lüders. Er ward immer zudringlicher, meine Mutter ſtets liebloſer und härter, und Mademoiſelle, die mich unter ihrem eiſernen Willen ſeufzen ſah, hatte kein

Mitleid mit meinen Thränen, ſie ſchwieg zu Allem und ich durfte mich nicht einmal bei ihr beklagen, wenn meine Mutter mich auch noch ſo ſchmählich behandelt und ihren Zorn blindlings an mir ausgelaſſen hatte.

Wie oftmals, wenn ſie ſo ſtrenge Gouvernantenpflicht übte, ſchwebte es mir auf der Zunge, ſie vor meiner Mutter zu warnen, die ſie ja nur als Modiſtin und keineswegs als Erzieherin für mich in's Haus genommen hatte. Doch fehlte mir der Muth, meine Mutter zu verrathen und Nancy eine ſolche Kränkung zu bereiten.

Wir ſchliefen in einem Zimmer und gewöhnlich war ſie mir beim Ankleiden behülflich. Eines Abends, als ich aus der Geſellſchaft kam und wieder einen harten Kampf beſtanden, brach ich in Thränen aus und klagte:

„Ach, Mademoiſelle! Ihre ſchönen Kleider, die mir ſo viele Freude machen, ſind auch an allen meinen Leiden Schuld.“

»Ihre Leiden, Kleine! was nennen Sie ſo?«

»Ich habe im Hauſe keine ruhige Stunde mehr, und wo ich mich in Geſellſchaft zeige, verfolgt mich Herr Lüders.«

»Es wäre eine glänzende Partie für Sie und Sie würden eine der erſten Damen Hamburgs ſein.«

»Hat es denn ſo große Eile mit mir? Wenn meine Mutter mich durchaus los ſein will, weil ich ihr zu viel Geld koſte, — warum läßt ſie mich nicht zur Bühne gehen?«

»Eine kluge und ſorgſame Mutter kann nicht anders handeln. Ich begreiſe nicht, woher Sie Anſtand nehmen, einem Millionär Ihre Hand zu reichen, und in denjenigen Kreiſen, wohin Sie nur durch Ihr Talent gelangt ſind, eine ehrenvolle Stellung einzunehmen?«

»Ach, Mademoiſelle! Iſt das Ihre wirkliche Ueberzeugung? Muß ich nicht glauben, daß meine Mutter Sie bewogen hat, mir meine Lage von dieſer Seite vorzuſtellen?«

»Ich will nicht leugnen, daß Ihre Frau Mutter zu wiederholten Malen mich ſchon aufgefordert hat, über dieſe Angelegenheit mit Ihnen zu reden. Allein ich habe es ihr rund abgeſchlagen, weil ich mich in Ihre Familienangelegenheiten durchaus nicht miſchen mag.“

„Sagen Sie mir aufrichtig, was würden Sie an meiner Stelle thun?“

„Ich fürchte, liebe Kleine, daß Sie mich alsdann eben ſo wenig verſtehen werden, wie ich in Betreff Ihrer Weigerung Sie verſtehen kann.“

„Was würden Sie an meiner Stelle thun? Ich bitte, ſagen Sie mir das!“

„Ich bin in einem Stande geboren, wo Gehorſam gegen Eltern Pflicht der jungen Tochter iſt und einzig und allein für Sitte und Tugend gilt. In Ihrem Stande, wie ich ſehe, denkt man anders.“

„Sie würden alſo nicht zur Bühne gehen, wenn Sie mein Talent hätten?“

„Nein, meine Liebe! Wie unſcheinbar und armſelig auch meine Umſtände ſind, ſo würde ich doch meinen edlen Ahnherren und Müttern niemals Schande machen.“

„Was! eine Schande, eine Sängerin zu ſein?“

„Es iſt nicht ehrenvoll, einem Stande anzugehören, der von Alters her berüchtigt und verrufen iſt.“

„Unterdrückt man alſo in Ihrem Stande Talent und Geiſtesgaben?“

„O nein, Mademoiſelle! Nur giebt man ſich nicht geſchminkt und in Flitterſtaat dem Beifall oder Mißfallen eines Jeglichen preis, der ſein geringes Eintrittsgeld dafür erlegt hat."

„In Ihrem Stande alſo ſpielt man niemals Komödie?"

„Sie fragen wie eine Unwiſſende, mein Engel! Königinnen, Prinzen und Prinzeſſinnen ſingen, tanzen und ſpielen Komödie. Dieſe Künſte ſind in der vornehmen Welt und bei Hofe ſehr üblich und beliebt, werden aber dort nicht für Geld gezeigt."

„Mademoiſelle, ich bin für die Bühne erzogen."

„Das eben iſt mir unbegreiflich. Wie kann ein ſittſames, junges Mädchen nur an den Unordnungen und Unbequemlichkeiten eines Wanderlebens Gefallen finden! Fürchten Sie ſich nicht vor den Intriguen, Verkennungen, Mißhandlungen, Verſuchungen und Gefahren, denen man in der frivolen Couliſſenwelt gar nicht entgehen kann? Entweder haben Sie über die Schattenſeite der Laufbahn, der Sie ſich gewidmet haben, nie nachgedacht, oder Ihr Vorſatz entſpringt aus einer heimlichen Rohheit und Verwilderung, die ich nicht billigen kann; oder — ſagen Sie mir einmal aufrichtig: Iſt Ihr Herz noch frei? Lieben Sie nur die Kunſt?“

„Mademoiſelle! Ich hoffe Ihnen keinen Anlaß gegeben zu haben, etwas Anderes von mir zu denken.“

„Wie geſagt, ich verſtehe Sie nicht. Als Mme. Lüders können Sie ganz Ihren Phantaſien, ganz der Kunſt leben, und was hätte Herr Lüders eifriger zu thun, um Ihnen ſeine Zärtlichkeit zu beweiſen, als allen Ihren Wünſchen zu huldigen? Wenn er Ihnen die herrlichſten Pianoforte's kauft, die ſeltenſten und theuerſten Muſikalien anſchafft, wenn er Ihnen einen prächtigen und geräumigen Concertſaal einrichten, oder meinetwegen neu erbauen läßt, ſo koſtet ihm alles das noch nicht die Hälfte eines Demantſchmuckes, wie er ſeiner Frau würdig iſt. Als Frau vom Hauſe hängt es nur von Ihnen ab, die Künſtler und Künſtlerinnen erſten Ranges in Ihrem Salon zu empfangen. Die beſten italieniſchen Meiſter können Sie ſich verſchreiben, und nichts ſtört und hindert Sie, ſich zu einem Wunder des Geſanges auszubilden! — Für einen klugen Banquier iſt eine ſchöne, talentvolle Frau mehr werth, als eine reiche. Er will mit Königen und Fürſten Geſchäfte machen. Das Geld iſt mächtig, aber mächtiger noch iſt Fürſtengunſt. Wenn Sie in voller Jugendſchöne und von Demanten ſtrahlend an Fürſtenhöfen erſcheinen und wie ein Engel ſingen und Alles bezaubern, ſo bahnen Sie Ihrem Manne den Weg zu glänzenden Geſchäften, zu Orden und Titeln. Dieſen Ehrgeiz, dieſe Geſinnung würde ein junges Mädchen von Stande hegen, und in Ihre Geſinnung werde ich mich, wie geſagt, niemals finden."

Aber ich hatte mit einem Male die Erziehung einer jungen Dame vom Stande, die nicht mehr ſelbſt klug zu ſein wagt, welche nicht umſonſt eine Erzieherin hat und nebenbei noch einer ſtrengen Mutter kindlichen Gehorſam ſchuldig iſt.

Wir gingen zu Bette. Lange konnte ich nicht einſchlafen. Als mir endlich die Augen zufielen, träumte ich nur von europäiſchen Reſidenzen und einflußreichen Geſchäftsfreunden daſelbſt, von großen Opernhäuſern, glänzenden Orcheſtern, Künſtlern, Kunſtwerken und anderen Herrlichkeiten.

Ich beging die Unvorſichtigkeit, meiner Mutter zu erzählen, was mir Nachts geträumt hatte, und erſchrack über den Eindruck, den es auf ſie hervorbrachte. Die Freudenthränen ſtanden ihr in den

Augen. Nach langer Zeit ſpendete ſie mir zum erſten Male wieder gute Worte und Liebkoſungen.

»Mein Gott!« rief ich, ebenfalls weinend, aber vor Verdruß, »das alles iſt mir ja nur im Traume wieder vorgekommen, nach den Geſprächen, die ich mit Mademoiſelle Nancy geführt habe.«

»Was haſt Du mit Mademoiſelle für Geſpräche geführt?«

Ich erzählte meiner Mutter von Wort zu Wort die ganze Geſchichte meiner Erziehung als junge Dame vom Stande, und ſie warf Blicke ſtaunender Zufriedenheit auf Mademoiſelle.

Lüders fand ſich jetzt häufiger Abends zum Thee ein, um mich ſingen zu hören, und nach Verlauf weniger Wochen fanden eifrige Berathungen zwiſchen meiner Mutter und Nancy Statt, anlangend meinen Brautſtaat, der etwas ganz diſtinguirtes ſein ſollte.

So ward aus mir, was ich jetzt bin! — Lüders that, was er vermochte, meine Wünſche zu krönen. Allein die Wirklichkeit erfüllt niemals die Verheißungen einer jugendlichen Phantaſie.

Ich bin noch nicht zu Ende. Ein kurzes, bitteres Nachſpiel muß ich noch erzählen.

Etwa vierzehn Tage vor meiner Hochzeit fühlte meine Mutter ſich unpäßlich und lag in ihrem Schlafzimmer auf dem Sopha. Tante Graumann war bei ihr und beide ſprachen lange mit einander, ohne daran zu denken oder ſich darum zu kümmern, daß ich im Nebenzimmer Alles hörte. Mit einem Male wurde mein Name genannt.

»Iſt es nicht ſonderbar,« ſagte meine Mutter, »daß Cäcilie jetzt die glänzendſte Parthie von der Welt macht, nachdem ich Tag und Nacht vergebens mich abgemartert, ſie glücklich unter die Haube zu bringen?

»Das wundert mich gar nicht,« antwortete meine Tante; »Cäcilie iſt ein ſanftes, gutes Mädchen, die einen Mann wohl glücklich machen kann.«

»Wohl möglich!« ſagte meine Mutter; »daß aber Lüders aufmerkſam auf ſie wurde, verdanke ich nur Deiner Mademoiſelle, die ſo geſchmackvoll ſie zu kleiden verſteht. Jedermann bewundert ihren Anzug und will Muſter davon haben.«

»Sprich mir nicht von dieſem undankbaren Geſchöpfe,“ verſetzte meine Tante; „ich habe ſie von ihrer Kindheit an wie eine Tochter gehalten, ich ließ ſie die Putzmacherarbeit und die Schneiderei erlernen, um ihr ein Fortkommen in der Welt zu ſichern; und doch hat ſie mich fühlen laſſen, daß ſie meine Wohlthaten leichter entbehren kann, als ich ihre Dienſte. Das verdrießt mich, das vergeſſe ich ihr niemals."

„Da Du einmal an ſie gewöhnt biſt, ſo denke ich, Du nimmſt ſie wieder zu Dir."

„Soll ich ihr etwa gute Worte geben? Wer demüthigt ſich vor Domeſtiken und wenn ſie noch ſo unentbehrlich ſind?"

„Sie hat mir und Dir große Dienſte geleiſtet."

„Und hat den Lohn dafür verſchmäht; zwiſchen mir und ihr iſt Alles aus. Sprich nicht mehr von ihr, ich mag nicht an ſie denken; ich ärgere mich, wenn ich ſie nennen höre."

„Wenn ich nur wüßte, wie ich mich mit ihr abfinden ſoll. Sie hat Cäciliens Widerſpenſtigkeit beſiegt und ſie zu dieſer Parthie beredet; ſie hat gewiſſermaßen das Glück meiner Tochter gemacht und ſchon der Leute halber, damit es kein Gerede giebt, muß ich ſie reichlich bedenken. Aber wo ſoll Alles herkommen? Cäcilie koſtet mich viel. Lüders ſoll nicht ſagen, er habe eine Bettlerin genommen, die nichts weiter hatte, als wie ſie ging und ſtand. — Zwar iſt mein Vermögen, wenn ich heute oder morgen ſterbe, nicht viel in ſeinen Augen, aber vor der Ausſteuer meiner Tochter ſoll er Reſpekt bekommen: die feinſte holländiſche Leinwand, alles mit Brüſſeler Spitzen. Ich habe einen Hauspoſten von 5000 Mark gekündigt, und das reicht noch lange nicht zu. Wenn Cäcilie erſt verheirathet iſt, werde ich mich ſehr einſchränken."

„Dieſe franzöſiſche Närrin kannſt Du auf gute Manier los werden, ohne daß es Dir einen Schilling koſtet, und Niemand wird Dir etwas Böſes nachſagen, wenn Du einen guten Willen zeigſt und ſie ihn verſchmäht. Auch brauchſt Du Dir ihrethalben kein Gewiſſen zu machen. Sie beſitzt hinreichende Geſchicklichkeit, um ihr gutes Fortkommen in der Welt zu finden, und wenn dieſes ariſtokratiſche Geſchmeiß unſer bürgerliches Geld verachtet, ſo mögen ſie Bettler bleiben. Wenn ſie platterdings darauf beſteht zu gehen, ohne von Dir etwas anzunehmen, je nun! — ſo iſt des Menſchen Wille ſein Himmelreich."

„Aber wie ſoll ich es anfangen, daß ſie ohne Weiteres von mir geht?"

„Wie hat ſie es bei mir gemacht, als ich ihr weiter nichts ſagte, als: Mademoiſelle, Sie können eine beſſere Condition bei meiner Schweſter bekommen und ich will Ihrem Glücke nicht im Wege ſein."

„Du meinſt alſo —?"

„Sie iſt ſo empfindlich, daß Du ſie nur einmal ſcheel anzuſehen oder hart anzufahren brauchſt."

„Dazu hätte ich hinreichende Gelegenheit. Ich bin jetzt ſo beſchäftigt mit der Ausſteuer meiner Tochter, ich habe ſo viel zu ſorgen und zu ſchaffen, daß es mir Niemand verargen kann, wenn ich einmal die Geduld verliere. Zudem habe ich ſie ja nur aus Delikateſſe, gleichſam als Gouvernante ins Haus genommen, denn meine Cäcilie braucht keine Erziehung mehr, und für den reichen Lohn, den ſie erhält, hat ſie weiter nichts gethan, als Putz und Kleider anzugeben, ohne ſelbſt Hand anzulegen."

Ich wollte weiter nichts hören. Zornig eilte ich aus dem Zimmer und warf die Thür heftig zu; ſo wußte man wenigſtens, daß ich Alles gehört hatte.

Mehre Tage lang blieb ich einſylbig und verſtimmt; denn weil Mademoiſelle ſtets die ſtrenge Gouvernante machte, fand ich keine Gelegenheit mich ihr anzuvertrauen, und meine Mutter fürchtete ich zu ſehr, um ſie auf irgend eine Weiſe zur Rede zu ſtellen.

Eines Morgens aber begann Mademoiſelle: „Ich weiß nicht, welch ein böſer Geiſt in Ihre Frau Mutter gefahren iſt, ich kann ihr nichts mehr recht machen und ſie hört nicht auf zu ſchmähen. Auch Sie ſind ſchweigſam und betrübt, und wenn das nicht bald ſich ändert, ſo ſehe ich mich genöthigt, dieſes unheimliche Haus zu verlaſſen.“

Ich brach in Thränen aus.

„Nun! nun! liebe Cäcilie. Ich gehe noch heute und morgen nicht. Sparen Sie Ihre Thränen bis zur Abſchiedsſtunde.“

„Ach, Mademoiſelle! Ich weine nicht deshalb. Vielmehr würde ich es gern ſehen, wenn Sie auf einige Tage dieſes Haus verließen. Ich werde Sie ſchmerzlich vermiſſen; allein ich denke nicht an mich, ſondern an Sie, indem ich wünſche, daß Sie unverdienten Kränkungen aus dem Wege gehen.“

„Welche unverdiente Kränkungen könnten in dieſem Hauſe mir bevorſtehen? Ich ſehe nicht ein, wer irgend mein Feind ſein kann.“

„Ich habe Sie immer gebeten mir zu vertrauen und nicht meiner Mutter, und es ſchmerzt mich ſehr, wenn ich Ihr Benehmen mißbilligen muß. Mehr darf ich Ihnen nicht ſagen, um nicht Ihr Zartgefühl zu verletzen.“

„Um mein Zartgefühl zu ſchonen, haben Sie zu viel geſagt, und um mir Vertrauen zu erweiſen, zu wenig. Ich muß jetzt darauf beſtehen, Alles zu vernehmen.“

„Meine eigentliche Abſicht iſt, eine kluge, liebenswürdige Freundin wie Sie ſtets um mich zu haben. Mein Bräutigam, wie Sie wiſſen, ſchlägt mir keine Bitte ab, und eine Geſellſchafterin wie Sie gereicht jedem Hausſtande zur Zier.“

„Sehr gütig, liebe Cäcilia! Aber gleich nach der Trauung werden Sie mit Ihrem Herrn Gemahl auf Reiſen gehen.“

„Und was hindert Sie uns zu begleiten? Wir gehen direct nach Paris. Haben Sie keine Sehnſucht, Ihre Heimath wieder zu ſehen?

„Gerne will ich Ihnen geſtehen, denn Sie ſind ſeelensgut, daß dies mein ſehnlichſter Wunſch iſt. Ich habe dort mächtige und hochgeſtellte Verwandte, an die ich mich nicht ſchriftlich wenden mag, weil dergleichen zu häufig vorkommt. Doch wenn ich persönlich mich bei ihnen einlade, würden ſie ohne Zweifel Einiges für mich thun."

„Vortrefflich! Sie reiſen alſo mit uns?"

„Ich verſpreche nichts, bevor ich Alles weiß."

„Sie ſollen Alles wiſſen!"

Und ich ſagte ihr Alles und erſchrak über den Eindruck, den es auf ſie machte.

„O, mein Vater! mein Vater!" rief ſie laut, nachdem ich zu Ende war. „Du haſt mir alles Dieſes auf Deinem Sterbebette prophezeit. O! warum haſt Du mich allein gelaſſen auf dieſer verrätheriſchen, ſelbſtſüchtigen, gottloſen Welt?"

Als ſie ſich wieder geſammelt hatte, fuhr ſie fort: „Mademoiſelle, ich habe Ihrer Tante aus Dankbarkeit wie einer mütterlichen Wohlthäterin gedient, doch keine Dienerin war ich niemals und Geſchenke durfte ſie mir nicht bieten. Von Ihrer Frau Mutter ward ich als Gouvernante engagirt, und was war ich in dieſem Hauſe? die Modiſtin für Demoiſelle Tochter und jetzt ſoll ich noch in dritte Hand übergehen als Freundin, Geſellſchafterin oder — doch Ihnen will ich keine hinterliſtigen Abſichten zutrauen, gar wiſſen

Sie einſehen, daß eine fernere Verbindung mit Ihnen und Ihrer Familie unmöglich iſt.“

Scheu und beklommen hörte ich ihr zu, als plötzlich ſich die Thüre öffnete und meine Mutter eintrat. Sie hatte Nancy ſchreien hören.

„Was geht hier vor?“ fragte ſie. „Was fehlt Ihnen, Mademoiſelle? Was iſt Ihnen widerfahren? Wer hat Ihnen etwas zu Leide gethan?“

Mit Stolz und Verachtung erwiederte Nancy: „Nichts von dem Allen, Madame. Doch weiß ich jetzt ſo viel, daß ich wohlthun würde zur Stelle dieſes Haus zu verlaſſen.“

„Zur Stelle! Darf ich fragen, was Sie dazu bewegt?“

„Nein, Madame! Es ſteht nicht in meiner Macht Ihnen dieſes zu beantworten. Ich bitte nur um die Erlaubniß, je eher je lieber gehen zu dürfen.«

»Mademoiſelle, ich darf mich nicht in Ihre Geheimniſſe drängen; allein geſtehen muß ich, daß mich Ihr Schweigen ſehr befremdet.«

»Wenn ich jetzt ſchweige, ſo geſchieht es, um Andere zu ſchonen, und wie ich ausdrücklich hinzufügen muß, um Sie zu ſchonen. Zwingen Sie mich nicht mehr zu ſagen in Gegenwart Ihrer Tochter. Genug, daß ich Sie jetzt kenne und Sie um Ihre Handlungsweiſe durchaus nicht beneide. Ich weiß, weshalb Sie mich in dieſes Haus nahmen und weshalb es Ihnen gelegen iſt, daß ich es jetzt verlaſſe. Ich wünſche daher je eher je lieber Sie von meiner Anweſenheit zu befreien.«

»Cäcilie,« befahl meine Mutter, »geh auf Dein Zimmer und bleibe dort, bis ich Dich rufen laſſe.«

»Incommodiren Sie weder ſich noch Ihre Tochter,« verſetzte Mademoiſelle. »Was ich Ihnen zu ſagen hatte, wiſſen Sie bereits.«

»Gehorche!« rief meine Mutter drohend und ich ging.

Zwei volle bange Stunden brachte ich einſam auf meinem Zimmer zu, bis ich endlich gerufen wurde. Ich dachte nicht anders, als meine Mutter würde jetzt ihren ganzen Aerger an mir auslaſſen; allein ſie begnügte ſich mir zu verkünden: »Mademoiſelle iſt fort, ohne einen Gruß an Dich zu hinterlaſſen.«

Kurze Zeit darauf ward ich getraut und ging mit meinem Manne auf Reiſen. Von Nancy habe ich nie wieder gefühlt. Sie war das einzige Weſen, das ich lieben und achten konnte.

Du kennſt nun, theurer Freund, diejenigen Perſonen, die mir die Nächſten ſind und wirſt mich bedauern. Ich bin für eine andere Sphäre geſchaffen, als für das Alltagsleben eines Geſchäftsmenſchen und habe meine Beſtimmung verfehlt.

Mein Gemahl, und wäre er in einem Potoſi oder Eldorado geboren, könnte keine goldenere Gedanken und Begierden hegen, als ihm von Kindheit an eingeflößt worden ſind. Er iſt gleichſam in einem Tempel des Plutus aufgewachſen, deſſen Hoherprieſter ſein Vater war. Die Luft, die er von früheſter Jugend an einathmete, war eine goldene und das armſeligſte Geräuſch, was ſein junges Ohr vernahm, war der Klang des Silbers und des Goldes.

Wie ſoll ich den Eindruck beſchreiben, den der Anblick eines Wechſelcomptoirs hervorbringt? — das unabläſſige Gedränge eiligthuender, ängſtlich geſchäftiger Leute, welche Gelde anſetzen und große lederne Brieftaſchen bringen, ſchwellend von Wechſeln und Banknoten, ſo daß ſie kaum zu ſchließen ſind; die tiefe Ehrerbietigkeit der Kaufleute, Makler oder anderer Geſchäftsmänner, deren Mienen, wenn ſie ſich an meinen Mann wenden, einen elaſtiſchweichend unterthänigen Ausdruck annehmen; die unverdroſſene Geſchäftigkeit der Handlungsdiener, von denen einige hinter ungeheuren Büchern ſitzen, andere große Haufen von Staatspapieren muſtern oder eintragen, noch andere an den Zahltiſchen ſtehen und die glänzenden Goldberge gleichgültig mit der Schaufel umwenden oder ſie in große Beutel einſacken und klirrend herumſtoßen, als ob ſie mehr nicht werth wären, als der Kieſelballaſt für die Gondel eines Luftballons, um [illegible] die gehörige Schwere zu geben. All' dieſes tägliche, ſtündliche Ausſtrahlen eines unermeßlichen Reichthums macht auf mich wenigſtens einen geiſterdrückenden Eindruck; es verwüſtet die Phantaſie; es verleitet zu dem Glauben, daß alles Große, alles Edle, alles Glück, alle irdiſche Auszeichnung im Geldbeſitze beſtehe. Und in dieſem Glauben iſt mein Mann früh ergraut und ſchon als Knabe iſt er ihm eingeflößt worden.

Eines Tages nahm ihn der Caſſirer mit hinunter in das feuerfeſte Gewölbe, wo in zahlreichen eiſernen Kiſten große mit Gold und Silber gefüllte Beutel, ganze Packen Papiergeld und das Silbergeſchirr reicher

Bürger in völlig ſichern Behältniſſen aufbewahrt wurde. Sie ſtiegen die düſtere ſteinerne Treppe hinunter, dröhnend öffnete ſich die dreifach verſchloſſene Eiſenthür; ſie kamen aus der hellen Mittagſonne, und bei dem geheimnißvollen Licht der Lampe betrachtet, gewann die Gruft mit ihren ſchimmernden Koſtbarkeiten faſt das Anſehen einer bezauberten Höhle aus dem arabiſchen Märchen der Tauſend und einen Nacht, während das häßliche nichtsſagende Antlitz des kleinen Führers nicht unwürdig war, einem boshaften Schwarzkünſtler anzugehören; und dieſes lebendige Rechenexempel — o Du mußt ihn ſehen, dieſen Herrn Lüſſen, er iſt jetzt vertrocknet wie eine Mumie und ſeine Geſichtsfarbe gleicht den Schnupftabacksflecken, von denen ſeine feine Bruſtwäſche niemals frei iſt —, dieſer Rechenautomat ſprach zu dem jungen Knaben, dem ſich etwas wie ein Schickſal zu enthüllen ſchien: »Herr Lüders, all dieſes Gold und Silber, dieſe Waaren, dieſe Papiere, dieſes Silberzeug wird nach dem Tode Ihres Herrn Vaters Ihnen gehören.

Ja, es giebt Menſchen, die nothwendig einen Geldwerth haben müſſen, weil ſie ſonſt gar nichts werth ſein würden! Leider gehört auch mein Mann zu dieſen und Folgendes ſind ſeine eigenen Worte, ich habe ſie oftmals aus ſeinem Munde vernommen.

»Wer ein Wechſelgeſchäft hat, iſt gewöhnlich mit allem Glanze des Reichthums umgeben, und gewiß ein großer, ein beneidenswerther Mann; doch kann er dieſe Auszeichnung nicht erlangen und noch weniger behaupten, ohne mehr Sorgen, Gefahren, Kämpfen und Opfern ausgeſetzt zu ſein, als die gemeinen Anſtauner ſeiner Größe vermuthen. Ein ſolcher Mann lebt in einem heimlichen, unaufhörlichen Kriege mit ſeinen Nachbarn, Bekannten und Freunden, ja mit der ganzen Welt. Täglich treten kriechende Geſchöpfe mit lächelnden Mienen und Bücklingen zu ihm; es ſind Schelme! Sie möchten ihn plündern und berauben durch Verkauf ſchlechter Wechſel, durch Anleihen auf beſchädigte oder unverkäufliche Waaren oder durch Vorſchüſſe auf werthloſe Sicherheiten. Es gilt ihren Spitzbübereien vorzubeugen, es gilt zu betrügen oder betrogen zu werden. Im guten Falle ſammelt man den Honig aus Gift- und Dornblumen ein, im ſchlimmen Falle wird man nicht allein geplündert, ſondern als Betrogener auch verlacht. Weigert man ſich überhaupt ihnen gefällig zu ſein, ſo macht man ſie zu ſeinen Feinden und giebt den Credit eines großen Wechſelhauſes, der zart iſt wie Frauenehre, in die Gewalt von Lügnern und Böswilligen, die ſehr geſchickt den beſten Ruf hinweg zu verleumden wiſſen. Liſtig wie die Füchſe und hungrig wie die Wölfe, liebkoſen, ſchwänzeln, ſchmeicheln, poltern, flehen, ja weinen ſie ſogar; wie es das Geſchäft, was ſie vorhaben, mit ſich bringt. Ihre hinterliſtige Abſicht aber bleibt ſtets dieſelbe: zu betrügen, zu rauben, zu verderben und am Ende das Opfer ihrer Ränke zu verlachen.«

Doch weshalb ſchreibe ich Dir das Alles?

Weil mein einziges Glück iſt Dich zu lieben, — womit ich mich nicht verſündige. Denn das Wort, was ich als ein unverſtändiges, verblendetes Mädchen am Altare ausſprach, hat Gott nicht angenommen. Er hatte Mitleid mit meiner Jugend, Unſchuld und Unerfahrenheit.

Unſer Seelenbündniß hingegen iſt in vollem Bewußtſein und aus innigem Herzensdrange geſchloſſen: in der Ueberzeugung, daß wir für einander geſchaffen und beſtimmt ſind. Und wofern Du nur einen Augenblick meiner nicht gedenken oder gar mich vernachläſſigen ſollteſt, ſo verſündigſt Du Dich gegen Gott, und Natur, gegen mich und gegen Dich ſelbſt.

Nein, mein einziger Freund! das iſt unmöglich, Du wirſt mit mir Dein Spiel nicht treiben. Dieſer Gedanke iſt Wahnſinn.

Meine Schwägerin bleibt noch bis Ende künftiger Woche. Bis dahin werden wir uns nicht wiederſehen. Dann aber — — —

Mein einziger Troſt bis dahin iſt mich ſchriftlich mit Dir zu unterhalten. Meine arme, unſchöne, talentloſe Schwägerin, die mich ſo fleißig ſchreiben ſieht, bildet ſich ein, ich ſei eine Schriftſtellerin. Ich beſtärke ſie in ihrer Meinung, denn ſie iſt mir eben ſo wenig hold wie alle übrigen Verwandten meines Mannes. Sie erblicken in mir nur einen Eindringling in eine reiche Familie; Talent, Figur und Jugend hat in ihren Augen keinen Werth. Und ebenbürtig bin ich in ihren Augen nicht. Ich habe meinem Manne kein Kapital zugebracht, ſondern nichts weiter als eine prinzeſſinenmäßige Ausſteuer!

O, Mademoiſelle Nancy! Das ſind die Früchte der wohlgemeinten Erziehung, die Sie mir gegeben, da Sie nur als Modiſtin und Schneiderin meine Gouvernante waren.

Wie alle früheren Briefe wirſt Du mir auch dieſen bei unſerer nächſten Zuſammenkunft wieder zuſtellen. Ich dringe diesmal beſonders darauf, nicht weil ich Dir mißtraue, ſondern weil ich ſo oft ſchon durch ein unüberlegtes Wort, was ich ſprach oder ſchrieb, großes Ungemach erfahren mußte. — Unſere Liebe ſei ein unſichtbares Geheimniß, ein Heiligthum, das beſeeligend nur in uns lebe, ohne durch eine äußere Spur ſich jemals zu entweihen.

Zweites Kapitel.

Zuverläſſigkeit eines Tenoriſten.

Es gab in Hamburg damals gewiſſe junge und ſchöne Frauen, die ſehr fein und üppig lebten, ohne zur guten Geſellſchaft zu gehören oder auf einem Banquier- oder Handelscomptoir bekannt zu ſein, von welchem ſie die zu ihrem koſtſpieligen Unterhalt nöthigen Gelder bezogen. Wovon ſie eigentlich lebten, war Jedermann ein Geheimniß mit Ausnahme der allwiſſenden Polizei.

Hin und wieder ſah man ſie Mittags bei gutem Wetter wohlgeputzt zwei oder drei Mal im Jungfernſtiege auf- und niedergehen und Abends waren ſie regelmäßig im Theater in einer der Mittellogen zu erblicken. Wer mehr von ihnen wiſſen wollte, mußte genaue Bekanntſchaft mit gewiſſen Putz- und Modemagazin-Inhaberinnen oder Zutritt zu gewiſſen Cirkeln haben, in welchen getanzt, geſpielt, geſchmauſt und gezecht wurde und wo man auch noch andere Freuden ſich erlaubte, die aber nur den Großen und Reichen, den Herren vom diplomatiſchen Corps, den höheren Beamten und diſtinguirten Fremden zugänglich waren.

Solch' eine räthſelhafte Schöne bewohnte die erſte Etage eines ſchmalen ſteinernen Hauſes in der ABC-Straße. Parterre war eine Conditorei und im Souterrain eine Wein- und Delikateſſen-Handlung, die an der ſchönen Einmietherin eine gute Kundſchaft hatten.

Es war Abends gegen zehn Uhr, die Komödie war aus, man hatte Spohr's Jeſſonda gegeben, und ein ſchmucker, junger Herr hatte die ſchöne Dame nach Hauſe geführt. Er ſaß auf dem Sopha, hatte ſich eine Cigarre angezündet, hielt die Arme verſchlungen, blies große Dampfwolken vor ſich hin und ſeufzte oder gähnte.

Sie hatte Shawl, Hut und Mantel ihrer Aufwärterin überliefert, ſetzte ſich zu ihm, betrachtete ihn eine Weile lächelnd und fragte endlich:

»Was fehlt Dir, mein Friedrich! Langweilſt Du Dich oder hat Dich der Nadori ſo angegriffen.«

»Ach, Nancy!« ſeufzte Friedrich. »Es iſt ein Unterſchied zwiſchen dem Glück der Liebe und ihren Freuden.«

»Seit wann, Geliebter, machſt Du Unterſchiede? Dies iſt ein ganz neues Talent, was ich an Dir entdecke. Geſchwind, nenne mir den Unterſchied. — Sei nur nicht blöde! Ich werde Nachſicht mit einem jungen Anfänger haben.«

»Die Freuden der Liebe füllen die Leerheit des Innern nicht aus.«

»Deine Leerheit, mein Geliebter, darfſt Du Dir nicht nehmen laſſen. Du biſt ein Sänger und nur das Hohle tönt, mit dem Vollen läßt ſich keine Muſik machen. Die Leerheit iſt Dein Fach und Du machſt Profeſſion davon. Du biſt ſo durch und durch Muſik, daß ſelbſt Dein Urtheil tönt. Es iſt mehr Reſonanz als Raiſonnement.«

»Bin ich wirklich ſo hohl und unbedeutend?«

»Ich liebe Dich deshalb. Ich bin einmal für Putz und Aeußerlichkeit. Haſt Du noch niemals wahrgenommen, wenn ich mich auf der Straße zeige, wie die Herren ſtille ſtehen, um mir nachzuſchauen, und die Damen flüſtern: welch' ein geſchmackvoller

Anzug; welch' ein allerliebſtes Hütchen! wahrhaftig, ein indiſcher Shawl, ein Pariſer Sonnenſchirm! Kurz, Alles was ich trage, muß beſonders und auserleſen ſein. So auch muß ich einen Liebhaber haben, der ſich durch ſeine Jugend, Figur und Toilette auszeichnet. Ein ſolcher, wie ich ihn brauche, iſt in Hamburg ſelten und geſtehe nur, ich habe mir das beſte Exemplar ausgeſucht.«

Friedrich lächelte geſchmeichelt: »Alſo auswendig genüge ich Dir und Du verlangſt nicht mehr.«

»Warum ſoll man nicht überhaupt die Menſchen nach ihrem Aeußeren beurtheilen? Ich mache es mir gern bequem. Ich ſehe auf's Kleid, was jeder Trödler taxiren kann, und je feiner es iſt, deſto höher achte ich den Menſchen, der es trägt; auf dieſe Weiſe entgehe ich allen bittern Enttäuſchungen, welche, wie gefühlvolle Seelen verſichern, unſägliches Herzeleid verurſachen.«

»Aber, liebe Nancy, das iſt die Philoſophie der Trödler und Mädchen Deines Standes.«

»Was ſind die Männer beſſeres als Trödlerwaare und warum ſollte ich ſie nicht von meinem Stande aus beurtheilen. Auch habe ich nur von meiner Hochachtung geſprochen und nicht von meiner Liebe.«

»Laß hören, was nennſt Du Liebe und wie iſt die Deinige beſchaffen?«

»Das fragſt Du, den ich wirklich liebe, ſo weit es mir irgend möglich iſt? Ich bin genügſam. Mein Liebhaber muß jung und ſchön ſein und geſchmackvolle Toilette machen und ich will ihm gefallen.«

»Und wenn ich eine Andere Dir vorziehe, ſo würde es Dich ſchmerzen.«

»Nicht ſchmerzen, höchſtens verdrießen.«

»Wenn Diejenige aber, die ich Dir vorziehe, nun ein reines Weib iſt?«

»So ſage ich: Glück zu! Ich werde mit eben der Gleichgültigkeit Dich an den Altar treten ſehen, wie wenn Du Dich am Schluſſe eines Singſpiels verheiratheſt.«

»Einem reinen Weibe Leidenſchaft einzuflößen, iſt dem Manne ſtets ſchmeichelhaft.«

»Es iſt Geſchmacksſache und mein Glück bleibt die Freiheit.«

»Soll denn Tugend und Unſchuld keinen Werth haben?«

»Was Du ſo nennſt iſt wohl nur ein Lied, was Du ſingſt, ohne den Text zu verſtehen. Vielleicht iſt Tugend auch nur eine moraliſche Toilette, die wir machen, und wenn wir uns gehörig herausgeputzt haben, bilden wir uns ein, etwas Beſſeres zu ſein. Wenn wir Sonntags ſchwarzgekleidet nach der Kirche gehen, das Geſangbuch und das weiße Battiſttuch in der Hand, iſt unſere Andacht da mehr als der Spitzenſchleier, den wir über das Geſicht geworfen? Wenn wir in weißem Atlas mit Blumen und Diamanten geſchmückt den Salon betreten, wo ſteckt unſer Wohlwollen und unſere Menſchenfreundlichkeit außer in den Geſichtszügen? Tugend iſt vielleicht der Luxus, den unſere Eigenliebe bei der Lüge borgt; wenn ich nur hundert Thaler jährliche Einkünfte habe, ſo kann ich mich davon nicht herausputzen, als hätte ich Tauſende zu verzehren. Auch mit ſeiner Tugend muß man ſich einzurichten wiſſen, um nicht an ſeiner Seele bankerott zu werden. Das Beſtehenkönnen iſt die Hauptſache und von der Tugend kann ich nicht leben.«

Friedrich lachte. »Nein, Nancy, nimmermehr kannſt Du das, wovon Du lebſt, Tugend nennen.«

»Und wer lebt von der Tugend? Backt der

Bäcker ſein Brod für die Hungrigen und der Weinhändler, der eine ſchädliche Sorte Wein hat, nach welcher das Publikum aber verlangt, ſchlägt er ſeine Fäſſer auf, damit ſein Wein auf der Straße auslaufe? Giebt Dir der Prieſter, was Deiner Seele wohlbekömmt und Dich glückſelig macht, oder was ſeine Kirche ihm verſchreibt? — Uebrigens bin ich eine gute katholiſche Chriſtin und gehe regelmäßig zur Meſſe und zur Beichte. Die Vorſehung hat mich einmal in dieſe Welt geſetzt, wo es ſo hergeht und mir und allen Menſchen jeglichen Begriff von einer beſſeren Welt verſagt. Ich bezahle meine Rechnungen und gebe der Polizei keinen Anſtoß, weiter reicht meine Tugend nicht.«

Friedrich griff in die Bruſttaſche ſeines Fracks, langte ſein Portefeuille hervor und nahm einen anſehnlichen Brief heraus, den er begeiſtert an die Lippen drückte, indem er ausrief: »O Caecilie, heilige Caecilie!«

Nancy ward aufmerkſam. — »Biſt Du ein Neapolitaner, mein Schatz, weil Du die heilige Caecilie anrufſt? Sie iſt die Schutzpatronin der Tonkünſtler.«

Friedrich legte den Brief in's Portefeuille zurück, welches er wieder in die Bruſttaſche ſteckte. Hierauf ſprach er mit gelaſſener Selbſtzufriedenheit: „Weder mein Ruf, noch mein Talent, noch irgend eine äußere oder innere Eigenſchaft, die ich beſitze, machen mich des Glückes würdig, von dieſem Weibe geliebt zu werden.“

„Iſt ſie mir gefährlich?“ warf Nancy leicht hin.

„Du liebſt mich meines Aeußeren halber; ſie liebt mich um meiner ſelbſt willen. Du gewährſt mir Zerſtreuung, ſie gewährt mir Glück. Ich brauche Beides. Wie Du ſiehſt, bin ich eben ſo aufrichtig, wie Du. Auch ich will nicht beſſer ſcheinen als ich bin.

Das Geſpräch war hiermit zu Ende. Friedrich öffnete eine Flaſche Champagner und während ſie tranken, ſchäkerten und lachten, gelang es Nancy, ihm das Portefeuille zu entwenden. Heimlich nahm ſie den Brief heraus und brachte es ſo geſchickt wieder an Ort und Stelle zurück, daß er nicht das Mindeſte davon merkte.

Drittes Kapitel.

Eine Tugend, welche nicht diamantenfeſt iſt.

Friedrich war endlich gegangen und Nancy brachte den Brief wieder zum Vorſchein, den ſie begierig entfaltete. Mehrere Bogen feinen wohlriechenden Velins waren von einer zarten Frauenhand eng beſchrieben. Sie las mit der größten Spannung. Manchmal blitzte ſchadenfroher Triumph aus ihren feurig dunklen Augen; manchmal füllten ſie ſich mit Thränen. Einige Male hob ſie wild das Schreiben empor und rief: »Madame Caecilie! wie dieſes Blatt Papier habe ich Sie in Händen! Frau Doctorin! Madame Graumann! wie dieſes Blatt Papier kann ich Sie zerreißen.« Dann aber lächelte ſie wieder ſchmerzlich. — »Wozu die Leidenſchaft, die Menſchen ſind ihrer nicht würdig, und ſie geziemt mir, ſie kleidet mich nicht mehr. Weder habe ich Urſache, mich zu rächen, noch finde ich Anlaß, großmüthig die koſtbare Beute fahren zu laſſen. Nein, das bischen Kraft und Muth, was ich nach all' den Kämpfen und Demüthigungen noch beſitze, will ich ſammeln, um die Vortheile nicht fahren zu laſſen, welche dieſes Schreiben mir gewährt. Das bin ich mir ſelbſt ſchuldig. Ich muß mich aus dieſem Laſterleben retten, ehe ich darin verſinke, und die Mittel dazu kann ich mir jetzt erzwingen und will ich mir erzwingen.«

Dieſer Vorſatz beruhigte ſie jederzeit wieder, ſo daß ſie weiter leſen konnte. Endlich hatte ſie vollendet; ſorgfältig faltete ſie das Schreiben zuſammen und verſchloß es.

»O dieſe Tenore und Soprane!« hohnlächelte ſie. »Die Natur, die mit großer Vorliebe ihnen Bruſt und Kehle ausbildet, hat ſich dafür an ihrem Gehirn ſchadlos gehalten und es vernachläſſigt. Iſt ſolch' eine Schwatzhaftigkeit und Unvorſichtigkeit jemals erhört worden? Sie leben und ſchwatzen in den Tag hinein, wie — Je nun! der Witz ſucht in der reichen, mannigfaltigen Schöpfung vergebens nach einem Gleichniß zu dieſen menſchlichen Singvögeln. Die Nachtigallen ſind die dümmſten Vögel! Sie gehen blindlings in jegliche Schlinge, worin viele ihres Gleichen vor ihren Augen ſchon ſich gefangen haben. Und doch können ſie nur ſingen und nicht plaudern und noch weniger ſchreiben. Wie klug ſind die Spanier, die eiferſüchtigen Türken und Italiener, daß ſie ihre Frauen nicht ſchreiben lernen laſſen. Iſt das Papier dazu erfunden, daß man ihm anvertraut, was kein menſchliches Ohr vernehmen darf? Der Türke hebt jedes Stückchen, worauf der Name Gottes geſchrieben werden kann, ſorgfältig vom Boden auf, um es vor Fußtritten zu ſchützen. Und bei den deutſchen Frauen gilt ſolch ein Mißbrauch des theuren, feinen, wohlriechenden Velins für vornehme Erziehung? Man nennt das: »Bekenntniſſe einer ſchönen Seele!« Goethe hat das eingeführt. Er hat die deutſchen Frauen, die ſich ſchriftlich unmöglich machen, auf dem Gewiſſen. Auch ich war einſt eine ſchöne Seele und damals fand ich redliche und wohlwollende, aber einfache Menſchen, nicht hochgeſtimmt und zartfühlend genug, um mit mir umzugehen. Ich beleidigte ſie, ich ſtieß ſie von mir. Und was iſt jetzt aus mir geworden? Was bin ich jetzt? — Erſchrecken Sie nicht, Madame Caecilie, wenn ich auch als ſchöne Seele meine Bekenntniſſe niderſchreibe, um die Ihrigen zu ergänzen. Ich bin nur ein verlornes Mädchen, das ſich nicht mehr compromittiren kann, und wir haben noch eine Rechnung mit einander abzumachen.«

Der Morgen graute ſchon, doch Nancy war gewohnt, das Nachtſchlafen zu entbehren, und fühlte ſich viel zu aufgeregt, um an das Bette zu denken. Sie ſetzte ſich an ihren Secretair und ſchrieb:

»Madame!

»Die ehrliche Finderin einer Koſtbarkeit wünſcht ſie der rechtmäßigen Eigenthümerin zurückzuſtellen; bedingt ſich aber dafür ihren Finderlohn und anderweitige Guthaben aus, mit denen Sie noch im Rückſtand ſind.«

„Dieſe Koſtbarkeit iſt ein Papier, dem Sie für gut fanden, Ihre Ehre, die Ihres Herrn Gemahls und die Ihrer Familie anzuvertrauen. Auch enthält es Angaben von dem, was Sie mir, Ihrer vormaligen Erzieherin, ſchuldig geblieben ſind.“

„Dieſes koſtbare Papier fand ich bei meinem Liebhaber. Er iſt der Ihrige auch, doch wage ich nicht, mit einer ſo hochgeſtellten Dame in die Schranken zu treten. Behalten Sie ihn, Madame! Ich weiß mich vor Ihnen zu beſcheiden. Hier iſt nur von dem Papier die Rede und von einer alten Schuld.“

»Madame! Vierzehn Tage nach Ihrer Hochzeit, Ihre Flitterwochen waren vermuthlich noch nicht vorüber — Sie haben einen Millionär geheirathet und dergleichen Flitter haben Dauer — vierzehn Tage ſpäter ſaß ein junges Mädchen auf einem Zimmer, vier Treppen hoch in der —ſtraße, emſig arbeitend vor einem Stickrahmen, um die letzte Hand an ein Kunſtwerk ihrer Nadel zu legen.«

»Eine rothe Roſe von ächt chineſiſcher Flockſeide mit zartgezackten, ſaftgrünen Blättern ſchien wie eingelegt auf den weißen Atlas, deſſen Glanz ſelbſt die hellgrauen und braunſchwarzen Schlagſchatten, die von Frauenhaaren mühſelig eingewebt waren, Leben und Friſche gab.«

»Vor vielen Jahren trug man kleine Fichu's mit ſolchen Blumen in der Kante. Nancy war damals ein Kind. Mit ihrer Kunſt aber gewann ſie ſo viel, daß ſie ihren Vater vor Mangel ſchützte, ihm Pflege auf ſeinem Krankenlager verſchaffen und als er endlich ſtarb, den Sarg und das Begräbniß bezahlen konnte.« Das Uebrige weiß Madame Graumann, Ihre Tante.

Hören Sie, wodurch Nancy veranlaßt worden, die Künſte ihrer Kindheit wieder hervorzuſuchen und Arbeiten zu liefern, die längſt aus der Mode waren."

„Plötzlich wurde die Klingel zu ihrer Wohnung angezogen und zwar von einer gewichtigen Hand, die Nancy nur allzuwohl kannte. Es war freilich eine Frauenhand nur; allein die fleiſchigſte und derbſte in ganz Hamburg."

„Wer kannte nicht die franzöſiſche Putzmacherin Madame Gerard! Sie hatte ihr eigenes Haus und ihren großen Laden in der Fuhlentwiete, ihre drittehalb Centner auf dem Leibe und ein Geſicht ſo rund und kupferroth, wie der Vollmond in ſeiner größten Erdnähe."

„Nancy eilte zu öffnen und die unförmliche oder vielmehr kugelförmige Geſtalt wankte ſchwitzend und keuchend näher."

„Vier Treppen, liebe Kleine! vier Treppen!"

„Treten Sie näher, Madame! Setzen Sie ſich, und wenn Sie zu Athem gekommen ſind, werde ich Sie fragen, was mir die Ehre verſchafft, Sie ſelbſt in meiner Wohnung zu ſehen, da Sie doch Gefällſinnen und Mägde genug zum Schicken haben, welche keine vier Treppen ſcheuen.“

„Gewiß und wahrhaftig!“ begann die kugelrunde Geſtalt mit dem erſten Athem, den ſie wiedergefunden hatte. „Mich treibt nur der Wunſch hierher, Sie, meine kleine Einſiedlerin, einmal wiederzuſehen. Wie bekömmt Ihnen meine Küche? Mich dünkt, meine Koſt ſchlägt gut bei Ihnen an; Sie ſind ſtärker geworden. Das freut mich ausnehmend.“

„O Madame! Sie verſorgen mich ſo reichlich, daß ich meinen Ueberfluß an die armen Nachbarkinder im Keller unten vertheile. Dieſe armen Geſchöpfe haben noch nie zuvor ſolche Leckereien gekoſtet.“

„Kleine Verſchwenderin. Sie verſchenken was Sie haben und nehmen nicht, was man Ihnen bietet. Uebrigens ſchicke ich Ihnen nicht mehr, als meine andern Kleinen auch erhalten. Dieſe Affengeſichter wollen gut leben und ſie haben Recht. Was hat man auf der Welt, außer daß man ſich herausfüttert und herausputzt. Glauben Sie aber nicht, Mademoiſelle, daß ich eben ſo üppig lebe, wie dieſe Bettelmenſcher. Nehmen Sie mir das Wort nicht übel? — Nur dieſer Zierpuppen halber führe ich eine ſo koſtbare Wirthſchaft. Ich ſelbſt muß hungern und darben. Ja, wie Sie mich hier ſehen, bin ich zwar munter und luſtig; dennoch aber bin ich ſehr leidend. Sie halten mich vielleicht für kerngeſund. Leider aber bin ich überkräftig und übergeſund. Bei mir wird Alles zu Blut und Fleiſch und Fett. Zweimal habe ich ſchon appoplectiſche Anfälle gehabt und ward nur mit genauer Noth durch zeitige ärztliche Hülfe gerettet. Geſchieht mir das zum dritten Male, ſo bin ich ohne Gnade verloren.«

»Sie brauchen doch einen Arzt, Madame?« fragte Nancy theilnehmend.

»Ob ich einen Arzt gebrauche? ich, die erſte Putzmacherin in Hamburg? Liebes Kind! der geſcheuteſte Arzt hierſelbſt, der alte Doctor Levy, beſuchte mich täglich vierzehn Jahre lang und rechnete mir für die Viſite jedesmal einen halben Thaler an. Das macht im Jahre 600 Mark. Solche Kunden erhält man ſich, d. h. man läßt ſie nicht ganz geſund werden, denn alsdann brauchen ſie keinen Arzt; eben ſo wenig aber auch läßt man ſie ſterben, denn alsdann iſt es mit der Kundſchaft aus.«

»Und Sie haben dieſen Arzt doch nicht etwa abgeſchafft?«

»Ich habe ihn nicht abgeſchafft; er ſelbſt hat ſich abgeſchafft, indem er vor vier Wochen in ſeinem 78. Lebensjahre ſtarb. Der Todtengräber bekam ihn früher als mich. Die Aerzte geben ihren Patienten bisweilen ein gutes Beiſpiel. Ich aber kann ſeitdem keinen zuverläſſigen Arzt wiederfinden. Wer einen Ruf zu verlieren hat, wagt ſich nicht an mich. Zweimal hat mich der geſchickte Doctor Levy gerettet; wer mag ſein Nachfolger ſein, um mich in den Sarg zu betten. Alsdann würde man ſagen: Wenn der ſelige Doctor Levy noch lebte, wäre die dicke franzöſiſche Putzmacherin auch nicht geſtorben. Das war ein Doctor, welcher Kranke zu behandeln verſtand. Wie ein anderer Arzt zu ſeinen Patienten gerufen wird, ſind ſie geliefert.«

Dieſe wunderliche Leidensgeſchichte hatte der empfindſamen Nancy Thränen in die Augen gelockt und ſie ſprach:

»O Madame! Sterben iſt wahrlich nicht das Schlimmſte, was uns auf dieſer Welt begegnen kann.«

»Sie weinen, liebes Mädchen? Sie ſind doch ganz anders, als meine andern Kleinen. Dieſe leichtfertigen Dinger denken nur an ihre Schelmengeſichter und an die bunten Lappen, womit ſie ihre jungen Leichname aufputzen. Ich könnte vor ihren ſehenden Augen crepiren und ſie würden auch noch keine halbe Thräne darum ſpendiren. Ihnen aber, leibhaftiger Engel, iſt die dicke, alte Putzmacherin, die nächſtens in ihrem Fette erſticken wird, doch nicht ganz gleichgültig. Und obſchon ich ein garſtiges, kugelrundes Geſchöpf bin, haben Sie mich doch ein wenig lieb.«

»Sie wollten mir ſagen, Madame, weshalb Sie ſich zu mir bemüht?«

»Wenigſtens müſſen Sie mir einräumen, daß Sie nicht überall ſolch eine Freundin, Mutter, Tante oder — bald hätte ich geſagt: Wohlthäterin finden, wie ich mich Ihnen erweiſe.«

»O Madame! ſagen Sie endlich frei heraus, was Sie zu mir führt.«

»Was mich zu Dir führt, liebe Kleine? Du verſchmähſt es, Dich bei mir ſehen zu laſſen. Du willſt nicht unter den andern Kleinen ſitzen und arbeiten. Du mißgönnſt meinem Laden eine ſo ſeltene Zierde, einen ſo koſtbaren Schmuck.«

»Madame, man nennt mich weder Du, noch Kleine!«

»Verzeihen Sie, Mademoiſelle, ich nenne alle meine Märchen Du und Kleine. Aber in dieſen, wie in allen andern Stücken mache ich mit Ihnen eine Ausnahme. Sehen Sie, ich komme ſelbſt, Ihnen Arbeit zu bringen, feine Arbeit, die gut bezahlt wird und die nur Ihr allerliebſtes Händchen anfertigen kann. Ich habe das Muſter bei mir; warten Sie nur! — Aber was iſt denn das? Meine Taſche nimmt kein Ende! Die verwünſchte Palmyra!«

»Wer iſt die verwünſchte Palmyra? Das klingt wie ein Rococco-Märchen.«

»Meine Palmyra iſt die Kleine, die für mich ſchneidert. Sie macht unerhörte Taſchen. Sehen Sie nur dieſe Schlitze, ich bin ſchon mit dem Ellenbogen darin und habe immer noch keinen Grund. Sachte, ich bin ſchon im Unterfutter. Palmyra macht Taſchen ohne Boden. Ich kann die ganze Welt aus meiner Taſche langen und was ich hineinſtecke, verliert ſich ins Unbegrenzte. Dieſe Palmyra iſt grund- und bodenlos! Das Muſter iſt hin. Wenn nur die Kundſchaft nicht auch flöten geht. — Ich muß das Muſter ableugnen, ich muß ſchwören keins erhalten zu haben. Prahlen gehört zum Handwerk und Lügen zum [illegible] machergeſchäft. Eine Nothlüge iſt erlaubt. Aus der Noth macht man eine Tugend; folglich macht man aus der Nothlüge auch eine Tugend. Lüge und Tugendlüge genau genommen iſt Putzmacherarbeit. Aber ich verliere mich in Folgerungen. Wovon ſprach ich doch gleich?«

»Von einem Muſter, welches Sie aus der Taſche verloren.«

»Ganz recht! Doch hin iſt hin und ich bin froh, daß es nur das Muſter iſt und nicht dieſes Käſtchen.«

Während ſie in ihren Taſchen wühlte, hatte ſie ein Käſtchen von Ebenholz, fein mit Perlmutter ausgelegt, vor ſich hingeſtellt; ſie öffnete es jetzt, es enthielt einen blitzenden Demantſchmuck. »Und weshalb glauben Sie wohl, daß ich dieſe Koſtbarkeiten mit mir herumſchleppe? fuhr ſie fort. »Sehen Sie Mademoiſelle, die großen Damen, welche das Geld ſcheffelweis liegen haben, borgen das ganze Jahr. Vor März, April darf ich keine Rechnung ſchicken und dann beſinnen ſie ſich noch drei, vier Monat, ehe ſie Luſt haben zu bezahlen. — Meine Stoffe ſind theuer, meine Kleinen wollen gut leben und ſich nichts abgehen laſſen. Ich bin nicht reich, Mademoiſelle, wie Sie vielleicht glauben. Der Putzhandel iſt weiter nichts, als ein glänzendes Elend. Ich bin in den Händen der Wucherer und Juden, von denen ich mir Alles gefallen laſſen muß, um meinen Credit zu erhalten. Ich muß meine Demanten zum Lombard tragen, um Geld im Hauſe zu haben. Noth bricht Eiſen.»

Bei dieſen Worten nahm ſie das koſtbarſte Schmuckſtück, einen großen Zitterſtern, aus dem Käſtchen und ſchob ihn mit einer Geſchicklichkeit, die man ihrer unbehülflichen Geſtalt nicht zugetraut hätte, in Nancy's glattgeſcheiteltes dunkles Haar.

»Mein Himmel,« rief ſie, »Mademoiſelle, Sie ſind eine Prinzeſſin! Da zeigt ſich, was edles Blut iſt! Sehen Sie ſich im Spiegel, ja wohl, Demanten ſind nur für die Nobleſſe.«

Nancy konnte nicht umhin, einen Blick in den Spiegel zu werfen. Sie hatte ſchon ſeit mehren Wochen das Zimmer nicht verlaſſen und ſah heute bleicher, als gewöhnlich aus. Ihre zarte Hautfarbe und der Glanz des Sternes bildeten einen ſo lieblichen Kontraſt zu den ſchwarzen Augen, Wimpern, Brauen und dem Haar, daß auch ſie ihrem Spiegelbilde wohlgefällig zulächelte.

»Jetzt auch noch die Ohrringe,« rief die Alte.

»Aber Madame, wozu dieſer Scherz?«

»Liebe Mademoiſelle, nur meinen Demanten zu Liebe; zum Abſchied von ihnen, ehe ich ſie zum Lombard trage, weil doch auf dieſer Welt nichts an ſeinem Platze ſein und ſich da befinden ſoll, wohin es gehört.«

Nancy ließ ſich auch die Ohrringe einhaken, deren Strahlen und Schimmer die zarten Farben ihrer Wangen heben.

Auch das Halsband wurde angelegt und nun war die Prinzeſſin fertig, denn das Gürtelſchloß und die Armbänder waren nicht anzubringen, weil ſich Nancy noch im Morgennegligee befand.

»Jetzt, Mademoiſelle, nehmen Sie Platz und gönnen Sie mir das Vergnügen mir einzubilden, daß ich mit einer hohen Perſon rede. Und ſind Sie denn nicht wirklich ein Fräulein vom Stande?«

»Wozu aber die Comödie, Madame?«

»Thun Sie es den Demanten zu Liebe, ſie ſind da, um getragen zu werden und nicht zum Verſetzen; und nicht jede Figur iſt ſolcher Demanten werth. Fahren wir in unſeren Geſprächen fort. Mademoiſelle, wir ſind Landsleute und ich habe Ihnen Vieles zu ſagen, was ich einer Andern verſchweigen würde.“

„Madame, ich habe keine Zeit zu verſchwenden und meine eigenen Angelegenheiten ſind ſo prekär, daß ich mich um fremde nicht kümmern darf.“

„Es handelt ſich um Ihre Angelegenheiten; ich habe Ihnen geſagt, daß ich in Händen der Wucherer bin, und wenn das Jahr um iſt, ſo habe ich für die Juden gearbeitet.“

„Sind das meine Angelegenheiten?“

„Mademoiſelle, Ehre dem Ehre gebührt. Ich weiß, Sie werden mir bezahlen, ſobald Sie können.“

„Bin ich Ihnen etwas ſchuldig?“

„Mademoiſelle ſind zu ſehr Ariſtokratin, um rechnen zu können. 250 Mark für dieſe Möbel, und Sie wohnen hier neun Wochen, ich liefere Ihnen Logis, Koſt, Wäſche, Alles aufs Allerfeinſte.“

„Madame, ich habe neun Wochen lang für Sie gearbeitet und Sie haben mir verſprochen, daß ich ſo viel erwerben ſoll, um anſtändig leben zu können, und ſo viel zu erübrigen, wie ich gebrauche, um nach Paris zu reiſen.“

»Nennen Mademoiſelle arbeiten, wenn Sie die Einſiedlerin ſpielen? Man arbeitet in meinem Laden.«

»Sie haben mir geſagt, Ihnen ſei das einerlei, darnach fragten Sie nicht, wenn ich nur gewiſſenhaft arbeite. Iſt das gewiſſenhaft gearbeitet?«

Hiemit enthüllte Nancy ihren Rahmen und zeigte der dicken Putzmacherin die friſche Roſe, wie hingelegt auf den zarten Atlas.

»Ach, wie allerliebſt!« rief dieſe. »Und ſolche Zaubereien können nur Händchen hervorbringen, die ſo allerliebſt ſind und die ich küſſen muß.«

»Beſinnen Sie ſich, Madame!« verſetzte Nancy, vor dieſer Liebkoſung zurückweichend. »Ich verſtehe Ihr Betragen nicht. Es fragt ſich hier, ob dies eine Arbeit iſt oder nicht.«

»Mademoiſelle nennen arbeiten, wenn Sie ſich hier in Ihrer Einſamkeit nach Ihrer Phantaſie beſchäftigen.«

»Nach meiner Phantaſie hätte ich mich beſchäftigt?«

»Dieſe Fichus ſind ſeit länger als zwanzig Jahren aus der Mode.«

»Sie haben ſie als Renaiſſances bei mir beſtellt.«

»That ich das? Ach, mein armes Gedächtniß!

Ich werde täglich hinfälliger und bedauernswürdiger. Haben Sie Nachſicht mit mir.«

»Sie können unmöglich vergeſſen haben, was Sie mir hundertmal wiederholten.«

»Was habe ich Ihnen wiederholt?«

»Daß man zu alten Moden zurückkehrt, daß man Fichu's verlangt, nichts als Fichu's, daß ſie ſo gut ſind wie baares Geld, daß man ſich darum reißt und ſie ſich ſtreitig macht, zumal in der Vollkommenheit, in der ich ſie liefere.«

»Hätte ich das Alles wirklich geſagt? Ei nun: der Menſch denkt und Gott lenkt. Sie können alle Ihre Fichu's wiedererhalten, ich habe keinen einzigen verkauft.«

»Madame, das iſt gegen unſere Abrede, ich habe die Fichu's auf Beſtellung und nicht für meine Rechnung gearbeitet.«

»Mademoiſelle haben hier auf meine Rechnung gewohnt und gelebt, und Ihre Arbeiten kann ich nicht gebrauchen.«

»Ich kann Putzarbeiten liefern. Warum haben Sie mich veranlaßt, neun Wochen lange Geſchicklichkeit, Müh' und Fleiß zu verſchwenden? Ich ſehe ein, daß ich betrogen bin. Noch aber weiß ich nicht, aus welcher Abſicht Sie mich betrogen haben. Erklären Sie mir das, wir ſind ohne Zeugen.«

»Weil Sie ſo vernünftig reden, will ich Ihnen geſtehen, daß ich einen Kunden habe, welcher Ihre Arbeiten mit Geld aufwiegt.«

„Und wer iſt dieſer Kunde?“

»Einer der reichſten Hamburger Banquiers, derſelbe, der Ihnen den Schmuck zugedacht hat, den Sie jetzt tragen. Er ſoll nicht nach dem Lombard. Er iſt für Sie beſtimmt.«

Ein wüthender Zorn ergriff Nancy, welcher ſich auf die Wange der alten dicken Kupplerin mit dem Knall einer gewaltigen Fuhrmannspeitſche entlud. Eine Ohrfeige, die einzige, die ſie jemals gegeben, und die derbſte, die ſie irgend geben konnte, war Nancy's Antwort auf dieſen Antrag.

Das Scheuſal nahm ſie geduldig hin. »O Mademoiſelle!« ſprach ſie, »ein ſolches Benehmen ehrt weder Ihr Geſchlecht, noch Ihre Geburt, noch die Diamanten, welche Sie tragen.«

Mit zitternden Händen entledigte ſich Nancy der ſchmachvollen Koſtbarkeiten und legte ſie in's Käſtchen zurück. Dann deutete ſie auf die Thür.

»Verlaſſen Sie mich, Madame. Ihre Anweſenheit iſt eine Beleidigung für mich. Das Laſter und die Schande haben in meiner Wohnung nichts zu ſchaffen.«

»In Deiner Wohnung, Kleine? dieſes Zimmer habe ich gemiethet und bezahlt.«

»Ich bin nicht Ihre Kleine! Ich verbitte mir Ihr Du.«

»Ich habe Dich in dieſem Logis als meine Arbeiterin bei der Polizei angemeldet, und nenne alle meine Kleinen Du!«

»Elendes Weib! triumphire nur, weil Du mich in die Falle gelockt.«

»Sie ſind zu mir gekommen und ich nicht zu Ihnen. Alſo können Sie höchſtens in die Falle gegangen ſein, aber gelockt habe ich Sie nicht.«

»Du biſt wohl ſtolz darauf, eine Kupplerin zu ſein?«

»Ich lebe davon. Wollen Mademoiſelle mir Koſt und Logis bezahlen?«

»Nein! denn ich bin nichts ſchuldig und ich bezahle nicht mit meiner Ehre und Tugend.«

»Erſt muß man leben können und dann kann man tugend- und ehrenhaft ſein! Verlaſſen Sie doch dieſes Logis, wenn es Ihnen hier nicht gefällt. — Aber das ſage ich Dir, Kleine, nicht ein Stück von Deinen Habſeligkeiten rührſt Du an. Es ſind gar ſchöne Sachen, deſto beſſer für mich. Ich lege Beſchlag darauf. Deine Fichu's kannſt Du wieder bekommen. — Nun, willſt Du gehen?«

»Madame! bringen Sie mich nicht dahin, daß ich mich noch einmal vergeſſe.«

»Höre Kleine, noch brennt meine Backe von dem Schlag, den Du mir gegeben. Verſuche es nicht noch einmal, Dich an Deiner Herrſchaft zu vergreifen.«

»An meiner Herrſchaft?«

»Ja Kleine, Deine Herrſchaft! Habe ich Dir nicht geſagt, daß Du nur als meine Arbeiterin die polizeiliche Erlaubniß haſt, Dich in Hamburg aufzuhalten?«

»Es wird doch noch Recht und Gerechtigkeit in Hamburg geben.«

»Ja! Aber die Polizei hält auf Ordnung.«

»Ich bin unbeſcholten.«

»Unbeſcholten ſind wir Alle; wir ſind nicht öffentlich. Und Du magſt mir die rechte Unbeſcholtene ſein. Konnteſt Du Dich mit Madame Grammont vertragen, bei der Du Geſellſchafterin warſt? konnteſt Du Dich mit der Frau Doctorin vertragen, bei der Du Gouvernante warſt? Ueberall biſt Du mit Zank aus dem Hauſe gekommen und jetzt als meine Kleine ſchlägſt Du mich an die Ohren. Unterſteh Dich das noch einmal, ſo rufe ich Hülfe, die Polizei kommt und weiß, was meine Kleinen werth ſind.«

Nancy warf ſich vor ihr Crucifix nieder: »Jeſus Chriſtus! Rette mich aus den Händen dieſes Scheuſals! Geleite mich in's Kloſter. Für dieſe Welt bin ich verloren, ich will Deine Braut ſein.«

Allein das Scheuſal legte ihre fleiſchige Rechte auf Nancy's Schultern: »Kleine! Du kannſt die Maitreſſe des reichſten Banquiers in Hamburg werden, kannſt Equipage und Dienerſchaft, Diamanten und Silberzeug haben. Willſt Du das nicht; je nun, ich verſprach Dir Unterhalt und Reiſegeld nach Frankreich. Sieh, ich halte Wort. Du lebſt, und wie? brillant. — Gefällt es Dir nicht bei mir, ſo geh! Von allen meinen Menſchern hat mir noch keine ſo viele Umſtände gemacht, wie Du. Den anderen Theil meines Verſprechens wird die Polizei ſchon erfüllen. Sie wird Dich nach Hauſe ſchaffen. Man nennt das auf den Schub."

Nancy ſank beſinnungslos zu Boden. — Als ſie aus einer langen Ohnmacht erwachte, dampfte das Mittagseſſen auf den kupfernen Wärmern. Auch die Diamanten lagen noch da. Alles blieb im früheren Geleiſe, Alles wurde ihr noch wie vor regelmäßig zugeſandt. Man überließ ſie lediglich dem Kampfe mit ſich ſelbſt.

In's Kloſter? Der Weg dahin führte durch die tiefſte Erniedrigung. Welch' eine Kloſterpforte öffnete ſich einer Kleinen der Gerarde, die auf den Schub nach Frankreich kam? — Nur einen Ausweg gab es noch: den Tod. Und Nancy wollte ſterben. Allein wenn ſie das Meſſer zum Stich oder Schnitt anſetzte, zitterte ihre Hand und ſie fürchtete, ſich nur zu verletzen ohne ſich zu tödten. Sie wollte ſich todt hungern und ließ die Speiſen unberührt. Man achtete nicht darauf. Aber die Schmerzen wurden unerträglich und Nancy griff eben ſo vergeblich wieder zum Meſſer.

Viele Tage lang ſchwankte ſie zwiſchen dem Tode des Verblutens und dem Hungertode, und —

Hier ſoll ihre Geſchichte zu Ende ſein. Ich ſchreibe ein aus dem Leben gegriffenes Genrebild und keine Bekenntniſſe einer ſchönen Seele; denn ſonſt müßte ich ſchildern, wie Nancy in ihrer Verzweiflung die Vorſehung läſterte, welche ihr den Muth des Mannes verſagt hatte; wie ſie Gott beſchuldigte, das Weib zur Selbſterniedrigung beſtimmt zu haben, und wie ſie im Muthe des Wahnſinns ſich vermaß, an Frechheit und Ausgelaſſenheit die gemeinſte Dirne zu übertreffen und durch Unzucht und Schandbarkeiten die Langmuth des Himmels zu ermüden.

O die Römerinnen haben den Muth tapfer zuzuſtoßen und die Geſchicklichkeit, ſich und Andere aus der Welt zu ſchaffen. Wir werden auf Salonſchicklichkeiten abgerichtet und lernen ſchreiben.

Keine Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, Madame! Sie ſind durch ein Kleid die Gemahlin eines Millionärs geworden und ich durch einen Demantſchmuck die Maitreſſe eines reichen Banquiers. Aus Tugendſtolz verließ ich plötzlich Sie und Ihre Familie, um unrettbar in die Schlingen des Laſters verwickelt zu werden.

Ich würde Sie bitten, Madame, da ich ſo viel zu Ihrer gegenwärtigen glänzenden Stellung beigetragen habe: geben Sie auch mir die Stellung wieder, zu der mich meine Geburt und der Name, den ich trage, berechtigen. Wie Sie bereits aus den Zeitungen wiſſen werden, hat die Gnade Sr. Majeſtät Ludwig XVIII. die Beſitzungen, deren Name ich führe, meiner Familie zurückgegeben. Geben Sie mir die Summe, der ich bedarf, um anſtändig vor meinen mächtigen Verwandten in Paris zu erſcheinen. Wozu aber ſoll ich bitten, da ich fordern kann? Ihr Brief darf nicht in meinen Händen bleiben, wenn Sie ferner Ihre Stellung behaupten wollen; wollen Sie ihn zurückerhalten, ſo fordere ich dafür von Ihnen meine Stellung. Nancy."

Viertes Kapitel

Beſuche.

Gegen Mittag verlangte Friedrich in großer Haſt Mademoiſelle zu ſprechen.

Nancy ließ ihn näher treten.

„Mein Engel, ich muß geſtern einen Brief bei Dir verloren haben. Ich beſinne mich ihn aus meinem Portefeuille genommen zu haben, doch habe ich ihn auch wieder hineingelegt. — Wirklich! die Sache iſt mir räthſelhaft.“

„Sehen Sie in dem Salon nach, mein Herr, ob Sie ihn dort verloren haben. Sie finden Alles noch wie es geſtern war. Es iſt noch nicht aufgeräumt.“

Friedrich eilte in die Nebenthür und ſuchte lange. Er kehrte endlich wieder.

„Umſonſt, alles umſonſt. — Ich bin verloren:

was ſoll ich ihr ſagen, wenn ſie den Brief zurück verlangt?«

»Iſt es etwa ein Brief, der eine Dame compromittiren kann?«

»Ja, Nancy, ja! Geſtehe nur, Du haſt ihn mir entwendet.«

„Meine Antwort auf dieſe Beſchuldigung kann keine andere ſein, als daß ich Sie bitte, mein Herr, mich nie wieder zu ſehen.«

»Mein Himmel, — das ſagſt Du ſo ernſt und feierlich!«

„Weil es feierlicher Ernſt bei mir iſt!«

»Gieb mir meinen Brief wieder, Nancy, ich kenne Deine Späße. Nancy, mein ganzes Glück hängt von dieſem Briefe ab.«

„Sie haben hier kein Glück, ſondern nur Zerſtreuung zu ſuchen, und wenn Sie mit Ihrem Glücke und der Ehre einer Dame ſo zerſtreut umgehen, daß Sie Beides bei mir verloren zu haben glauben, ſo bitte ich Sie hiemit, künftig Ihre Zerſtreuung auch wo anders zu ſuchen.«

„Nancy, was ſoll das heißen?«

»Es ſoll heißen, daß ich mir Ihre Beſuche im

Zukunft verbitte. Ich will ein anderes Leben beginnen, und Sie ſtören mich in meinen guten Vorſätzen.«

»Nancy, ich bitte Dich um Gotteswillen!«

„Mein Herr, Sie compromittiren die Frauen, die ſich mit Ihnen einlaſſen! — Wollen Sie gehen, oder ſoll ich Sie entfernen laſſen?«

Sehr verſtört ſchlich Friedrich davon.

Der regneriſche Novembertag war früh einer trüben Nacht gewichen. Die Aufwärterin meldete eine verſchleierte Dame an, welche in einer Kutſche vorgefahren war.

Nancy empfing die Dame, welche ihren Schleier zurückſchlug. Es war Cäcilie.

»Mademoiſelle! Ich habe keinen Anſtand genommen ſelbſt zu kommen.«

»Indem man ſelbſt kommt, Madame, braucht man ſchriftlich nichts von ſich zu geben, was man nachmals zu bereuen Urſache findet.«

»Eine ſolche Schrift iſt in Ihren Händen und ich komme, ſie zu holen. Sie werden aus derſelben erſehen, daß ich es ſtets redlich mit Ihnen gemeint habe. Ich traue Ihnen daher zu, daß Sie mir kein

Leides thun werden und daß ich nichts von Ihnen zu fürchten habe.«

„Madame wiſſen, daß ich Bedingungen an die Rückgabe des Briefes knüpfte.«

»Sie wollen Geld, nicht wahr? Allein die Mittel einer verheiratheten Frau ſind beſchränkt. Ich habe über fünfzig Louisd'or zu verfügen und ſie mitgebracht.«

»Ich bedaure, Madame, ich nehme keine Abſchlagszahlung an.“

»Sie verlangen mehr?«

„So viel, daß ich mit Anſtand vor meinen Verwandten erſcheinen kann.“

„Welcher Summe bedürfen Sie dazu?«

„Tauſend Louisd'or, Madame!«

»Tauſend Louisd'or? — Ich habe keine tauſend Louisd'or und kann ſie nicht auftreiben, ohne mich zu verderben. Mademoiſelle, Sie waren meine Erzieherin. Ich habe gefehlt; man beſtraft ſeine Schülerinnen wohl, aber man richtet ſie nicht zu Grunde, man zerſchmettert ſie nicht.«

„Aus dem Schreiben, welches ich beſitze, ſcheint ſich zu ergeben, daß die Bühne noch immer Reiz für

Sie hat. Auch lieben Sie eine Perſon, die zugleich mein Liebhaber und die ich dieſen Morgen verabſchiedete, weil ich Ihre Nebenbuhlerin nicht ſein kann, will und darf. Alſo laſſen Sie nur das Schreiben, gehen Sie zur Bühne und heirathen Sie dieſe Perſon, wenn das Sie glücklich macht.“

„O Mademoiſelle, das iſt feindſelig geſprochen. Ich bin zu ſehr verzärtelt, um dieſen Muth noch zu haben; Sie ſelbſt haben ihn mir gebrochen.“

„Es handelt ſich darum, ob Sie bleiben wollen, was Sie ſind. Dann möchte ich wieder werden, was ich war, Mademoiſelle La Rivaliere d'Etrennes Pont ſur Aube. Wollen Sie aber nicht bleiben, was Sie ſind, wollen Sie immer noch zur Bühne gehen, ſo will ich bleiben, was ich bin.“

„Soll ich meinen Mann beſtehlen, ſoll ich ſeinen Credit mißbrauchen? Fordern Sie das?“

„Die Ehre Ihres Mannes ſollte Ihnen mehr gelten, als ſein Credit. Madame ſcheinen ſehr freigebig und aufopfernd gegen Männer, doch nicht im Geringſten gegen Perſonen Ihres Geſchlechts.“

„Sie kennen mich ſchon ſo lange, Sie wiſſen, wie ſanft ich bin und reden mit mir ſo feindſelig.“

„Seit ich aufgehört habe, mich ſelbſt zu achten, achte ich auch die Menſchen nicht mehr. Ich bin von allen Seiten ſo rückſichtslos behandelt worden, daß ich mich berechtigt fühle, wiederum keine Rückſichten zu nehmen."

„Ich will Sie mit den Menſchen und der Menſchheit ausſöhnen. Ich bin das Schooßkind und der verzogene Liebling der Salons. Ich will meinen ganzen Einfluß für Sie aufbieten. Es gilt die Rettung meiner unglücklichen Erzieherin. Sie ſollen mehr als tauſend Louisd'or haben. Sie werden die Großmuth und Mildthätigkeit der Hamburger Nobleſſe kennen lernen."

„Warum ſoll ich zur Mildthätigkeit der Hamburger Nobleſſe meine Zuflucht nehmen, wenn ich Privatgeſchäfte mit Ihnen habe. Können Sie in den Kreiſen, deren Schooßkind Sie ſind, die genannte Summe zuſammenbringen, ohne meinen Familiennamen preiszugeben? Madame! Jetzt ſtehe ich in meiner Erniedrigung vor Ihnen, doch hoffe ich aus derſelben ſo groß hervorzugehen, daß Sie in Ihrem höchſten Glanze ſich vor mir verneigen müſſen. Ich achte daher für gut, daß fremde Perſonen in dieſer Angelegenheit aus dem Spiele bleiben.“

Cäcilie ſank weinend auf einen Stuhl. — „Alſo das iſt der ganze Erfolg meines Hierſeins? Mehr richte ich nicht aus, nachdem Sie mich nach Jahren einmal wiederſehen! Es giebt nur eine edle, treue Seele, die mich wahrhaft liebt, und an dieſem meinen guten Engel meiner Vorſehung konnte ich ſo tief mich verſündigen? Es iſt geſchehen und ich will dafür büßen. Ich lege mein Schickſal in die Hände meines Mannes.“

„Wie Sie wollen, Madame; doch warne ich Sie. Es giebt Beleidigungen, die ſich nicht verzeihen laſſen, und das verzogene Schooßkind der Salons dürfte auf dem beſten Wege ſein, ſich und die Ihrigen unglücklich zu machen. Wollen Sie eine dritte Perſon in's Geheimniß ziehen, ſo ſei es Ihre Frau Mutter; denn dieſe iſt erfahren und weltklug und ich hoffe, mich leicht mit ihr zu verſtändigen.“

„Mademoiſelle haben mich ſtets meiner Mutter preisgegeben. Das war die ganze Erziehung, die ich von Ihnen erhielt, endlich wird ſie hoffentlich vollendet ſein.“

„Sie mißverſtehen mich. Ich will gern glauben, daß Sie in allen Stücken Ihren Herrn Gemahl weniger zu fürchten haben, als Ihre Frau Mutter; allein in Sachen der Thorheiten und Fehltritte einer glänzenden jungen Frau wird der von ihr beleidigte Ehemann der unbarmherzigſte Richter ſein. Bedenken Sie, daß Ihre Aufrichtigkeit weit mehr als die Intriguen Ihrer Frau Mutter mich bewogen haben, Ihr Haus plötzlich zu verlaſſen und mich in's Unglück zu ſtürzen. Mit eben dieſer Aufrichtigkeit ſtehen Sie jetzt im Begriff, ſich und Ihre Frau Mutter aus dem Hauſe Ihres Herrn Gemahls zu bringen. Ihre Frau Mutter verſteht ſich ziemlich auf's Intriguiren, wovon Sie leider keine Ahnung haben. Sie wird die Schwiegermutter eines Millionärs bleiben wollen und Sie können ſich daher diesmal auf ſie verlaſſen; denn Alles, was ſie für Sie thut, thut ſie zugleich auch für ſich ſelbſt.“

„Was würden Sie mir rathen, wenn Sie an der Stelle meiner Mutter wären?“

„Von zweien Uebeln das kleinſte zu wählen. Ihr Herr Gemahl kann leichter verzeihen, wenn Sie gegen ſeinen Willen über tauſend Louisd'or verfügen, als über — etwas Anderes.“

„Ich habe nur fünfzig Louisd'or und der Credit meines Mannes gehört mir eben ſo wenig, wie meine Demanten, Silbergeräth und was ich ſonſt beſitze. Kann ich durch einen Betrug ein ungleich größeres Verbrechen, womit ich meinen Mann empfindlicher beleidigt habe, ſühnen? Erhalte ich heute ſolche Lehren von meiner einſtmaligen Erzieherin?“

„Madame, wir ſind Beide nicht mehr, was wir einſt waren.“

„Ich habe gefehlt aus Leidenſchaft und Eitelkeit, nicht aus Vorſatz, und jetzt ſoll ich vorſätzlich ſündigen? Ich will für Sie betteln, für Sie ſtehlen kann ich nicht. Das rathen Sie mir auch nicht im Namen meiner Mutter, ſondern in Ihrem eigenen Namen. Um Sie aus Ihrer Lage zu befreien, ſoll ich eine Schwindlerin werden. O, Mademoiſelle! Sie waren meine Erzieherin nur dem Namen nach. Die guten Lehren, die ich heute von Ihnen erhalte, verwerfe ich. Geben Sie mich der Schande preis, weil ich Sie auf die vorgeſchriebene Weiſe nicht retten kann. Ich bin nur von bürgerlicher Herkunft und meine

Väter waren keine Ritter der Tafelrunde und keine franzöſiſche Bannerherren. — Ich aber werde meine Schande nicht überleben, wie Mademoiſelle La Rivaliere d'Etrennes ſur Aube es vermochte. Ich kenne das Geheimniß des weiblichen Selbſtmords. Der Tod iſt nur fürchterlich, weil er uns entſtellt, darum haben wir keinen Muth uns todtzuhungern und unſere Glieder zu verletzen. Allein ich bin die Tochter eines Arztes, ich weiß mit einem feinen dünnen Stahl mein Herz zu treffen. Vor einer jungen ſchönen Leiche, welche ſo gebüßt hat, werden die Läſterzungen verſtummen. Leben Sie wohl, Mademoiſelle! Auf Nimmerwiederſehen!«

Nach dieſen Worten ſchwankte Cäcilie zur Thür hinaus, und tief erſchüttert ſtarrte Nancy ihr nach. So viel Muth und Entſchloſſenheit hatte ſie von dieſem liebenswürdigen, verzärtelten Geſchöpf nicht erwartet.

»Ich hätte die fünfzig Louisd'or nehmen ſollen.« ſprach ſie zu ſich ſelbſt. »Sie iſt eine echte Künſtlerin. In ihrer excentriſchen Eitelkeit begeht ſie lieber einen heroiſchen Selbſtmord, als einen gemeinen Betrug. Und ich beſitze dieſe Blätter nicht mit Recht, ich habe ſie entwendet, um ſie zu verkaufen. O Pfui! dies iſt die gemeinſte Handlung, die ich zeitlebens begangen habe. Nein! Sie ſoll ihr Schreiben zurückerhalten, ich will es nicht entwendet, ſondern zu ihrem Beſten mir angeeignet haben und alles Uebrige will ich ihrer Großmuth anheim ſtellen. So hätte ich von Anfang an denken ſollen. Arme Nancy! wie ſehr hat Dich Dein ſittenloſer Lebenswandel verunſtaltet.«

Sie nahm das Schreiben aus dem Schiebfach ihres Secretärs, ſchlug es in feines Velin ein und adreſſirte es an Madame Cäcilie Lüders. Dann zündete ſie die Kerze an, um das Packet zu ſiegeln.

Mit einem Male aber ſtieß ſie ein helles Gelächter aus und warf das Packet raſch wieder in das Schiebfach zurück, um es zu verſchließen.

„Wahrlich, ich bin im Begriff noch dummer zu handeln als ſie. Soll ich einer leichtſinnigen Frau meine Zukunft opfern? Was iſt leichter als mit Selbſtmord zu drehen? Welch eine Frau betrügt nicht zehnmal lieber zehn Männer, bevor ſie einmal ſich ſelbſt mordet? War ich nicht auch ſchon einmal zum Selbſtmord entſchloſſen und was hielt mich davon zurück? -- und die ſchöne, bewunderte, reiche Madame Lüders ſollte für tauſend Louisd'or ihr Leben opfern? Arme Nancy, Du haſt einmal wieder heißblütig ariſtokratiſch für Tugend geſchwärmt. Mag jenes blonde weißblütige Geſchöpf mit ihrem Selbſtmord-Entſchluſſe ſich ſelbſt täuſchen; ich laſſe mich dadurch nicht erſchrecken. Dieſes Geſchäft halte ich für abgemacht und warte ruhig ab, daß meine tauſend Louisd'or ankommen.“ — —

Der Wächter hatte die zehnte Stunde ſchon abgerufen, als noch ein Beſuch angemeldet wurde. — Allein der Herr, welcher Mademoiſelle Nancy zu ſprechen wünſchte, erhielt den Beſcheid, daß Mademoiſelle um dieſe Stunde für Herren nicht zu ſprechen ſei.

Der Herr aber ließ noch einmal ſagen, er käme im Namen einer Dame, die heute ſchon mit Mademoiſelle geſprochen und Nancy dachte: das ſind meine tauſend Louisd'or. „Sehr willkommen!“ fügte ſie laut hinzu.

Der Eintretende war niemand anders als Lüders ſelbſt. Sie erkannte ihn auf der Stelle, wie ſehr er ſich auch verändert hatte; tiefe Furchen entſtellten ſein leichenfarbiges Antlitz. Solche Spuren hinterläßt keine jähe Leidenſchaft, kein wilder augenblicklicher Schmerz. Das iſt das verhängnißvolle Gepräge eines langen Grams und Kummers, wogegen man verzweiflungsvoll angekämpft und endlich Kraft und Muth verloren hat.

Nancy deutete auf einen Stuhl, doch Lüders ſchien nicht darauf zu achten. Er zog ein kleines Portefeuille aus der Bruſttaſche ſeines Fracks und legte es auf den Tiſch.

„Dieſes Portefeuille,“ ſagte er, „enthält mehr, als Sie von meiner Frau verlangten. Ich erbitte mir dafür das bewußte Papier.“

„Ich weiß nicht, mein Herr, ob ich Ihnen einen Brief einhändigen darf, der Ihrer Frau Gemahlin gehört.“

„Ich ſage Ihnen, dieſes Portefeuille enthält mehr als Sie verlangt haben.“

„Das Geld übt keinen Einfluß auf meine Handlungen aus.“

„Ich ſoll das Papier alſo nicht haben?“

„Sie werden es erhalten, ſobald wir uns verſtändigt haben. Es iſt ein Unterſchied, ob ich den bewußten Brief Ihrer Frau Gemahlin einhändige, die ihn als Beweis eines Fehltritts vernichten kann, oder Ihnen überliefere, um Ihnen eine tödtliche Waffe gegen Ihre Frau Gemahlin in die Hände zu geben, womit Sie ſie vernichten können. Alſo ſetzen Sie ſich und erlauben Sie, daß ich rede.“

Lüders ſetzte ſich und ſprach: „Ich höre, Mademoiſelle.“

„Leider habe ich Ihnen harte Worte zu ſagen. Nicht aus Neigung und freier Wahl hat Madame Lüders Ihnen ihre Hand gereicht, ſondern aus kindlichem Gehorſam oder vielmehr, weil ſie wehrlos war gegen das Anſehen und den Einfluß, den Ihr Reichthum auf ihre Mutter ausübte. Leider habe ich das Meiſte beigetragen, daß dieſe unglückliche Ehe zu Stande kam. Als Cäciliens Erzieherin war ich verpflichtet, ihr einzuſchärfen, daß ein junges Mädchen von guter Familie ohne Murren ſich dem Wollen ihrer Eltern unterwirft.“

„Ich weiß das, Mademoiſelle, und Ihre Schuld iſt es, daß Sie ſich meiner und unſerer aller Dankbarkeit entzogen haben.“

„Dieſe Dankbarkeit nehme ich heute in Anſpruch zu Gunſten Cäciliens. Jeſus Chriſtus ſprach zur

Ehebrecherin: „Gehe hin und ſündige nicht wieder.“ Werden Sie den Brief, den Sie von mir fordern, als Stein gebrauchen, um ihn auf die ſanfte, ſchöne Cäcilie zu werfen?“

„Ich kann vergeſſen und vergeben; doch bin ich kein Held. Ich brauche Zeit, lange Zeit dazu.“

„Sie haben Recht, mein Herr! Zum Vergeſſen und Vergeben gehört bisweilen mehr Muth, als zu den zwölf Arbeiten des Herkules. Aber ich will Ihnen ſagen, wie Sie dieſen Muth gewinnen. Können Sie einſehen, daß Ihre Frau, obwohl ſehr ſtrafbar, doch bei weitem noch unglücklicher iſt? Können Sie Ihre Frau entſchuldigen? Ich will Ihnen ſagen auf welche Weiſe. Jener Künſtlerlaffe, an den ſich die arme Cäcilie wegwarf, hat Figur, Stimme und theatraliſchen Anſtand; lauter verführeriſche Eigenſchaften für eine junge excentriſche Frau, die durch Huldigungen, Lobſprüche und Schmeicheleien verwöhnt iſt. Dieſe Eigenſchaften fehlen Ihnen. Allein Sie beſitzen dafür gediegenere Herzensgüte, Edelmuth und Rechtſchaffenheit. Cäcilie iſt auf dem beſten Wege, Ihren Werth zu erkennen. Sie wird Sie lieben lernen und gebeſſert ſein, wenn Sie ihr verzeihen.

Endlich verdient Cäcilie Verzeihung, Sie hat Ihnen ihren Fehltritt geſtanden, denn Sie wiſſen Alles von ihr ſelbſt. Ich habe tauſend Louisd'or von ihr verlangt, und ſie hat ſich geweigert, durch einen zweiten Fehltritt den erſten zu verſtecken. Sie hat mir verſprochen, ſich Ihnen zu Füßen zu werfen und hat Wort gehalten. Sie hat aber auch die Drohung hinzugefügt: ſich das Herz zu durchbohren, wenn Sie unverſöhnlich bleiben und ſie wird auch hierin Wort halten. Wohlan, mein Herr, beſtehen Sie noch darauf, daß ich Ihnen ein Papier ausliefern ſoll, womit Sie Ihre Frau zum Selbſtmorde zwingen können?"

„Mademoiſelle, kein Prediger kann mir eindringlicher zu Herzen reden, als Sie es thun. Glücklicherweiſe aber war es nicht von Nöthen, denn ich liebe meine Frau. Ich kann mehr als vergeſſen und vergeben, ich kann auch dulden und ſchweigen. Ich habe viel gelitten, Sie werden es mir anſehen. Mit Recht nennen Sie meine Frau aufrichtig, denn ſie kann ſich nicht verſtellen. Sie hat bisher ihren Widerwillen gegen mich nur allzu deutlich zu erkennen gegeben und ihr Benehmen im Theater oder in Geſellſchaften, wenn ſie jenen Menſchen erblickte, war ſo auffallend, daß ich einen Skandal, der mich von ihr hätte trennen müſſen, für unausbleiblich hielt. Ich habe ſie ſchonend behandelt. Ich ließ meine Schweſter kommen und vertraute mich dieſer, damit ſie meine Frau beaufſichtige und hindere, ſich allzu ſehr preiszugeben. Gott ſei Dank! dieſe Maßregel hat gefruchtet. Meine Frau hat ſich nur ſchriftlich compromittirt, die Beweiſe ſind zu vernichten, und ich darf verzeihen. Ja, was noch weit mehr iſt, meine Frau hat mir heute die erſten Proben ihres Vertrauens und ihrer Zuneigung gegeben. Ich darf wieder hoffen, glücklich zu ſein.“

Mißtrauiſch ſah ihn Nancy an. „Sollte er mich täuſchen?“ dachte ſie, „um, wenn er mir den Brief abgeſchwatzt hat, ſich dennoch zu rächen? Ja, mein Herr!“ fuhr ſie fort. „In dieſem Falle war mein ſchöner Sermon ganz überflüſſig und ich hätte beſſer gethan, da Sie ſelbſt gekommen ſind, für den bewußten Brief das Dreifache Ihnen abzufordern. Das muß er Ihnen werth ſein, wenn Sie Ihre Frau lieben.“

„Mademoiſelle, unterſuchen Sie den Inhalt dieſes Portefeuilles!“

Bayeriſche Staatsbibliothek München

„Wie viel enthält es?“

„60,000 Francs.“

„Alſo das Dreifache?“

„Wenn Sie nicht auf Agio und preußiſches Geld beſtehen.“

„Und Sie erlauben mir, vor Ihren Augen das Schreiben zu vernichten?“

„Es ſei.“

„Wenn ich nun aber fordere — “

„Wie viel?“

„Gar nichts! Wenn ich es Ihnen umſonſt gebe? — Wundern Sie ſich nicht. Ich habe dieſen Brief entwendet, denn er war in den Händen eines Unwürdigen. — Ich that es nicht, um der ſanften Cäcilie Geld abzupreſſen, ſondern um ihr eine Lektion zu geben. Ich wollte noch einmal ihre Erzieherin ſpielen und die Lektion hat gefruchtet. — Wollen Sie ſich überzeugen, daß ich die Wahrheit rede?“

Sie trat an den Secretär, öffnete das Schiebfach und nahm das in Papier gehüllte Schreiben hervor.

„Das iſt Alles!“ fuhr ſie fort, „ſehen Sie? Bereits convertirt und adreſſirt, es fehlt nur noch das

Siegel.“ Sie zündete die Kerze auf dem Schreibzeug wieder an und verſiegelte das Packet.

„So!“ ſprach ſie, indem ſie es Lüders überreichte. „An Madame Cäcilie Lüders. Uebergeben Sie es Ihrer Frau und ſagen Sie ihr: Ich würde es ihr jedenfalls morgen zugeſchickt haben, nur dieſe Nacht wollte ich ſie noch zappeln laſſen. — Nehmen Sie auch Ihr Portefeuille wieder zu ſich.“

„Mademoiſelle! Wir Alle ſind noch von Alters her in Ihrer Schuld.“

„Dieſe Schuld iſt verjährt.“

„Edles Mädchen! Bedenken Sie, in welcher Lage Sie ſind, dieſes Geld iſt zu Ihrer Rettung beſtimmt.“

„Ich habe noch andere Hülfsmittel.“

„Mademoiſelle! Ein Geſchäftsmann nimmt ausgegebenes Geld nicht wieder zurück.“

„Cäcilie konnte ihren Fehltritt Ihnen in aufrichtiger Reue bekennen; Sie konnten großmüthigerweiſe dieſen Fehltritt der geliebten Frau verzeihen und ich ſoll Geld nehmen? — Mit Geld, mein Herr, kann man weiter nichts als kaufen. Was alſo wollen Sie von mir kaufen? Ein Schreiben, um Ihre Frau zu tyranniſiren. Nein, dafür habe ich das Wort eines biederen Geſchäftsmannes. Es wäre wider unſere Abrede. Oder die Ehre Ihrer Frau, die ſie ſchriftlich von ſich gegeben hat? Habe ich Cäciliens Aufrichtigkeit, die Sie anerkennen müſſen, oder ihr Pflichtgefühl, zu dem ſie zurückgekehrt iſt, feilzubieten? Oder wollen Sie etwa meine Verſchwiegenheit erkaufen? Pfui! das wäre eine Beleidigung. Welch ein Recht ferner haben Sie, mir Geld, was ich verſchmähe, aufzubringen? Habe ich Geld oder Geldeswerth von Madame Graumann angenommen? Habe ich mir von Ihrer Frau Schwiegermutter irgend ein Geſchenk gefallen laſſen? Und Sie gar, mein Herr, ſind ein Banquier! Placiren Sie alſo Ihr Geld dahin, wohin es gehört, aber nicht bei mir. — Der Segen des Himmels ruht auf uns in dieſer Stunde, die Vorſehung zeigt Ihnen, Cäcilien und mir den Weg zum Heil und Glück; zerſtören wir dieſen Segen nicht durch kaufen und verhandeln.«

Der redliche Lüders zog ſein Schnupftuch, um ſich die Thränen zu trocknen. — »Verlangen Sie wenigſtens nicht von mir, Mademoiſelle, daß ich Sie in Ihrer jetzigen Lage verlaſſe.«

»Ich werde Ihre Hülfe in Anſpruch nehmen, ſobald ich ihrer bedarf. Indeß kann ich mir aus eigenen Mitteln helfen.«

»Alſo verſchmähen Sie meinen Beiſtand?«

»Nein, mein Herr, er iſt mir ſchätzenswerth, allein ich brauche ihn nicht.«

»Wohlan!« ſprach Lüders, »ich behalte mein Portefeuille. Mademoiſelle wird ſich aber ein anderes Anerbieten gefallen laſſen!«

„Laſſen Sie hören.«

»Meine Freundſchaft!« ſprach der Banquier, indem er ſeine Rechte ihr darreichte und mit der Linken ſeine hervorquellenden Thränen hemmte.

Nancy reichte ihm ihre Rechte und Beider Hände ruhten lange herzlich ſich drückend in einander.

Nancy gewann zuerſt die Sprache wieder. — „Machen wir ein Ende! Während Sie hier weinen, mein Herr! liegt die arme Cäcilie auf der Folter; kehren Sie heim, ſie zu beruhigen.«

Lüders war gänzlich faſſungslos; er ging laut ſchluchzend.

Erſt als Nancy allein war, überließ ſie ſich ganz der freudigen Rührung, die das Bewußtſein ihrer edlen Handlung ihr einflößte, und ſprach in heiterer Extaſe:

»Meine Unſchuld ward mir mit Demanten bezahlt, eine Münze, welche ſich fürſtliche Maitreſſen gefallen laſſen. Allein die That, die ich heute vollbracht, gereicht mir zum ſchöneren Schmuck als Demanten. Eine Erzieherin läßt ſich von ihrer Elevin nicht beſchämen. Cäcilie hat ſich ſtolz geweigert 1000 Louisd'or ihrem Manne heimlich zu entnehmen; ich habe 60,000 Francs von Herrn Lüders verſchmäht.«

Fünftes Kapitel.

Meine Demanten.

Ein koſtbarer Demantſchmuck kann allerdings für eine vornehme, verarmte, gänzlich verwaiſte und hülfloſe Emigrantin viel Verführeriſches haben und Nancy erblickte in dem ihrigen ein Unterpfand des Schickſals, daß ſie ſich wieder zu dem Glanze erheben würde, den ihre Geburt ihr verhieß und zu dem ſich vom Glücke begünſtigt ſchon andere Perſonen aus tieferer Erniedrigung erhoben hatten.

Sie zeigte daher niemals öffentlich ihren Schmuck. Als ein gefallenes Mädchen hielt ſie ſich für unwürdig Demanten zu tragen. Nur heimlich, bei verſchloſſenen Thüren, in ihrem ſtillen Budoir hatte ſie ihn bisweilen angelegt, um ſich im Spiegel zu ſchauen und ſich an ihrem Anblick als Dame vom Stande zu erfreuen. Sonſt durfte Niemand ſein Vorhandenſein ahnen, und mit Ausnahme der Gerard, welche ihr ihn gebracht und angelegt, hatte ſie noch Niemand darin erblickt.

Dieſe ihre Verführerin haßte Nancy wie die Sünde. Allein die Gerard war hin und wieder zu ihr gekommen, in der Abſicht, den Schmuck wieder von ihr einzuhandeln. Doch hatte Nancy allemal ihren vollen Haß und Abſcheu an ihr ausgelaſſen, ſo daß an ein Geſchäft nicht zu denken war und die Gerard jederzeit unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

Heute aber hatte ſie beſchloſſen, ihren Schmuck aufzuopfern. Zum mindeſten 1000 Mark mußte er nach ihrer Meinung werth ſein und mittelſt dieſer Summe und was ſie ſonſt noch von ihrem reichen Liebhaber, einem iſraelitiſchen Hamburger Banquier, erpreßt hatte, durfte ſie hoffen, in Paris mit gehörigem Glanze aufzutreten, um als Tochter eines treuen Legitimiſten unter Ludwig XVIII. ihr Glück zu machen.

In ihrer großmüthigen Laune vermochte ſie es heute über ſich, die Gerard nur zu verachten. Sie wollte vergeſſen, daß ſie den Schmuck jemals empfangen, um ſich ſeiner zu entäußern, als habe ſie ihn niemals beſeſſen und ſie beſchloß daher, ihn der

Gerard zu verkaufen, ſelbſt unter dem vollen Preiſe. Sie ließ einen Wagen kommen und fuhr nach dem Modemagazin.

Die Gerard empfing ſie mit aller Artigkeit; doch Nancy ſagte, daß ſie nichts kaufen wolle, ſondern andere Geſchäfte habe.

Die Gerard führte ſie in ein Kabinet und als Beide allein waren, ſprach Nancy:

„Madame erſuchten mich bisweilen, Ihnen meine Diamanten abzulaſſen. Heute bin ich geſonnen, ſie zu verkaufen, muß aber bemerken, daß ich mich auf Diamanten verſtehe. Mein Vater hat bedeutende Kleinode mit nach Hamburg gebracht und mußte ſie hier verkaufen, doch nie verſchleuderte er ſie. Ich werde einen billigen Preis fordern, doch verbitte ich mir jedes Dingen und Feilſchen. Dieſer Schmuck iſt unter Brüdern tauſend Mark werth. Sie können ihn dafür behalten oder zurückweiſen.“

Statt aller Antwort fing die Gerard ſo unverſchämt an zu lachen, daß ihre ganze Fleiſchmaſſe zitterte und ſchwappelte, und der Stuhl, auf dem ſie ſaß, unter ihrem Centnergewicht knarrte und knackte.

»Madame, ich bin hier, um ein Geſchäft zu machen, nicht um Sie lachen zu hören.«

Immerfort laut lachend, öffnete die Gerard eine Schublade und legte 10 Goldſtücke auf den Tiſch.

»Madame ſind wohl nicht bei Sinnen!«

Die Gerard fuhr in ihrer convulſiviſchen Heiterkeit fort: »Ich bin völlig bei Sinnen; aber Mademoiſelle bildet ſich ein, im Beſitz von Diamanten zu ſein, und dieſer Schmuck iſt unecht.«

»Unecht? Dieſe Diamanten?«

„Beſinne Dich, Kleine, wofür Du ihn erhalten haſt. Wird das in Paris mit Diamanten aufgewogen, nun ſo gehe nach Paris. Deine Diamanten kannſt Du hier in Hamburg nicht für echt los werden. Alle Juweliere, Trödler und Pfandleiher kennen dieſen falſchen Schmuck. Wie viele von meinen Kleinen haben ihn ſchon in Händen gehabt? Aber wie lange hält das bei ſolchen Mädchen; bei aller Ueppigkeit und allem Ueberfluß ſind ſie alle Augenblicke in Geldnoth und höchſtens 10 Thaler wird ihnen dafür geboten, denn das beträgt der Goldwerth. Ich aber kaufe den Schmuck jederzeit wieder an mich und zahle dafür einen anſtändigen Preis.«

Nancy fühlte ihr Blut zu Kopfe ſteigen; doch ſchon einmal hatte ſie dieſem fetten Scheuſal die fleiſchige Wange blutrünſtig geſchlagen. Heute konnte ſie ſich mäßigen, denn wie ein Blitz fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf: „Ich bin nicht ganz verlaſſen mehr, Lüders iſt mein Freund und mein reicher Liebhaber, der an dieſer Schandthat unſchuldig iſt, iſt gleichfalls Hamburger Banquier.“

Sie warf der elenden Kupplerin einen höhniſchen Blick zu und zuckte ſtolz und verächtlich die Achſeln.

Schweigend wollte ſie gehen; weil aber die Gerard immer wieder in ihre convulſiviſche Luſtigkeit ausbrach, wandte ſie ſich noch einmal zu ihr und ſprach mit vornehmer Anmaßung:

„Ich habe Ihnen geſagt, Madame, daß ich mich auf Diamanten verſtehe. Ich weiß, daß dieſer Schmuck unecht iſt, doch habe ich ihn Ihnen zu einem Preiſe angeboten, als wäre es ein echter. Auch heiße ich nicht Kleine, ſondern Mademoiſelle La Rivaliere d'Etrennes und habe, ſeit ich wieder im Beſitz der Güter meiner Familie bin, mächtigere Protectionen als Sie. Wollen Sie alſo hören, was Sie gewinnen werden, wenn

Sie dieſen unechten Schmuck nicht für einen echten gekauft?«

Die Gerard lachte nicht mehr, ſondern ſagte ganz leiſe: »Wiſſen möchte ich es wohl.«

»Das Zuchthaus!« verſetzte Nancy gleichgültig, und die kupferrothe Geſichtsfarbe der Gerard verwandelte ſich in violet, ſchwarze Ringe bildeten ſich um ihre Augen. Höchſt gelaſſen entfernte ſich Nancy.

Sechſtes Kapitel

Der gefährliche Schmuck.

Jener Demantſchmuck, der kaum bei Tage von einem echten zu unterſcheiden war, geſchweige bei Licht, ſtammte aus Paris, der Vaterſtadt Nancy's.

Unter Napoleons Herrſchaft ſtanden die Diamanten im höchſten Werthe. Es war Kriegszeit. Selbſt das Gold, was leichter mitzuführen war als Silber, wurde ſehr geſucht; zumal aber Kleinode von beträchtlichem Werth, die man ſich in das Futter ſeiner Kleider oder in einem Gürtel einnähen konnte. In den Tuilerien zeigte man ſich von ſolchen Kleinoden überladen. Wer Anſpruch auf Vornehmheit machte, mußte Edelſteine zur Schau tragen und jeder Stabsoffizier hatte wenigſtens einen koſtbaren Solitair am Zeigefinger.

Indien und Braſilien konnten nicht ſo viel Kleineue zu Tage fördern, als die vornehme Welt zur Toilette bedurfte. Zudem war Continental-Sperre. Die Pariſer Induſtrie ſah ſich daher veranlaßt, dieſem dringenden Bedürfniß zu Hülfe zu kommen, und wenn auch die erſten Verſuche die heutigen Imitées nicht erreichten, wenn die orientaliſchen Kieſel, die pierres d'Estrasses auch eine weit ſpätere Erfindung ſind, ſo waren ſie wenigſtens ſehr genügend und brauchbar, eben weil dieſer neue Zweig der Induſtrie weder bekannt noch verbreitet war, und man im Publikum noch nichts von ſolchen Illuſionen ahnte.

Jenen Schmuck hatte eine franzöſiſche Offiziersfrau mit nach Hamburg gebracht und bei dem reichen jüdiſchen Banquier Habakuk um eine beträchtliche Summe verſetzt, ohne ihn wieder einzulöſen. Habakuk, um dieſe Diamanten wieder zu Gelde zu machen, ſandte ſie ſeinem Juwelier, welcher ihm aber ſtatt einer Zahlung, Aufklärung über den Werth derſelben gab.

Habakuk lachte. Er war viel zu reich, um ſich über ſolch' einen Verluſt zu grämen. Der Betrug verdroß ihn minder, als er ihm ſpaßhaft dünkte. Habakuk war ein kleiner, dicker Herr, ſehr luſtig, gutmüthig und freigebig, leider aber auch eben ſo wollüſtig und deshalb ſtand er mit der dicken franzöſiſchen Putzmacherin auf ſehr vertraulichem Fuße, denn ſie ſorgte für ſeine geheimen Freuden.

Um den Spaß noch weiter zu treiben, brachte er eines Tages dieſen falſchen Schmuck ſeiner kugelrunden Freundin zum Geſchenke.

Der Scherz gelang. Die dicke Gerard wollte ihren Augen nicht trauen; ſie hatte keinen Glauben an eine derartige Großmuth ihres gutherzigen Beſchützers.

Habakuk aber ſagte: »Was thun Sie mit meiner Großmuth? Trauen Sie Ihren Augen! Wollen Sie mir wiedergeben, was ich auf den Schmuck geliehen habe? Wo nicht, nehmen Sie ihn geſchenkt. Was thue ich mit einem falſchen Schmuck? Wie er da liegt, iſt er mir keinen Louisd'or werth.

Indeſſen hatte dieſer harmloſe Scherz grauſame Folgen. In den Händen der dicken Gerard ward dieſer erſte falſche Schmuck, mit dem ſelbſt ein Banquier betrogen werden konnte, zu einem unwiderſtehlichen Verführungsmittel; denn ſelbſt die tapferſte Unſchuld, die anmaßendſte Keuſchheit widerſtand nicht ſolch' einer Probe vermeintlich fürſtlicher Freigebigkeit und träumte im Bewußtſein ihrer Reihe von Landgütern und Goldgruben.

Nur gar zu bald aber mußten die armen Verführten den Betrug entdecken. Das Glück, was ſie fanden, war ſo verſchieden von dem Glück, was ſie geträumt hatten, daß ſie ſich bald genöthigt ſahen, Gebrauch von den falſchen Diamanten zu machen. Erfolgte dann eine Enttäuſchung, ſo erlitt ihre Einbildungskraft und ihre Selbſtachtung in der Regel eine ſolche Niederlage, daß ſie in Zukunft weder an echte Diamanten noch aufrichtige Liebhaber glauben wollten, um ſich an den Augenblick und die baare Münze zu halten; kurz ſie wurden Kreaturen, wie ſie die Gerard verlangte und brauchen konnte.

Anders war es mit Nancy, welche nur an ihre Zukunft dachte und einen beſtimmten Lebenszweck vor Augen hatte.

Durch rohe und grauſame Hinterliſt verführt, ſah ſie ſich jetzt auch durch die gemeinſte Gaunerei um den Preis ihrer Unſchuld betrogen. Ihren Fall hatte ſie bitterlich beweint; allein der Verdruß, betrogen worden zu ſein, erpreßte ihr auch nicht eine einzige

Thräne; vielmehr hegte ſie nur Rachegedanken und konnte eben ſo boshaft wie großmüthig ſein.

Als ſie ihre Wohnung erreicht hatte und ſich in ihrem Boudoir befand, war ihr Plan bereits fertig und ſie ſprach triumphirend:

„Ich werde noch einmal Erzieherin ſpielen. Mein kleiner dicker Liebhaber ſoll eine derbe Lection erhalten. Vielleicht beſſert auch er ſich. Vielleicht heile ich ihn von ſeiner Monomanie und vollbringe das non plus ultra einer pſychologiſchen Kur.“

Siebentes Kapitel.

Wie Habakuk ſeinen Lieblingswunſch erfüllt ſieht.

Selbſt in ihrer Erniedrigung, wie Nancy ihre gegenwärtige Lage nannte, hatte ſie nicht verlernt, ſich ſelbſt zu achten. Ihr kleiner dicker Liebhaber, wenn er nicht verachtet und abgewieſen ſein wollte, mußte bei derſelben fürſtlichen Freigebigkeit verharren, zu der er ſich durch falſche Diamanten gleichſam verpflichtet hatte, und Habakuk war reich genug, Nancy's ausgelaſſenſte Wünſche zu befriedigen und überhaupt geizte er nicht, wenn es galt, ſich Zerſtreuungen zu erlauben.

Nancy koſtete ihm viel, allein er liebte ſie nicht nur, er war auch ſtolz auf dieſe ſchöne, geiſtreiche Maitreſſe, die ſich nur zu zeigen brauchte, um jedermann zu imponiren und außerdem von gutem franzöſiſchen Adel war.

Sein Lieblingswunſch war, einmal öffentlich mit ihr zu paradiren, ſei es Arm in Arm mit ihr auf einem Spaziergang oder im Theater an ſeiner Seite.

Bisher hatte ihm Nancy das eigenſinnig abgeſchlagen. Sie fühlte die Unwürdigkeit eines ſolchen Verhältniſſes und achtete ſich ſelbſt zu ſehr, um ſich auf ſolche Weiſe preiszugeben.

Eben dadurch unterſchied ſich Nancy von allen anderen dieſer Klaſſe, welche nur darauf ausgehen, Eroberungen zu machen und durch ihre Toilette wie durch ihr Weſen und Benehmen aufzufallen ſuchen. Nancy hatte zwei Liebhaber. Der eine war einer der reichſten Banquiers in Hamburg, der andere ein junger ſchöner Tenoriſt, für den die eleganteſten Frauen ſchwärmten. In ihrer Lage war das Alles, was ſie wünſchen konnte. Sie verſchmähte daher jede fernere Eroberung und ihr Benehmen war ſtets fein und beſcheiden, ihre Toilette einfach aber ausgeſucht, und wenn ſie nach dem Theater fuhr, nahm ſie mit einem bürgerlichen Plätzchen fürlieb.

Heute aber hatte ſie beſchloſſen, die Wünſche ihres reichen Liebhabers zu krönen.

Sie hatte wundervolle Toilette gemacht. Ein ſchwarzes Sammetkleid ſchmiegte ſich um ihren Junoniſchen Wuchs, ließ aber nach damaliger Mode die runden Schultern, die Hälfte der Bruſt und die Arme frei. Ein goldener Gürtel umſchlang die feine Taille und in der Mitte deſſelben blitzte ein koſtbares Demantſchloß, welches leider ſo wie der Kopfſtern und der Halsſchmuck nur unecht war. Allein ihre Armbänder und Ringe waren echt, ſo wie die Zitternadeln, welche einen ſchwarzen Spitzenſchleier um Kopf und Kinn feſthielten; die falſchen Diamanten blitzten durch die Maſchen dieſes Schleiers hindurch, als ob ſie doppelt ſo viel Facetten hätten, und der ſchwarze Flor hob die Friſche und den Schneeglanz ihrer Haut.

Jeder Juwelier, Pfandleiher und Trödler kannte ja, wie die Gerard ihr geſagt hatte, den Schmuck, es kam alſo darauf an, ihn unkenntlich zu machen. Nancy betrachtete ſich im Spiegel und fand ihre Toilette gelungen. Triumphirend ſagte ſie: »die Rache ſiegt.«

Man gab heute »Pagenſtreiche« von Kotzebue und das Haus war nicht ſehr beſetzt.

Der dritte Akt hatte bereits angefangen, als mit einem Male alle Blicke und Augengläſer ſich von der

Bühne wandten, um eine weibliche Geſtalt in der großen Loge erſten Ranges zu betrachten, von der ſich kaum ſagen ließ, war ſie eine Königin, eine Göttin oder eine Braut, denn etwas von allen Dreien hatte ſie.

Dieſes ſchöne mit Sammet, Spitzen und Diamanten geſchmückte Weſen ſchien den Eindruck, den ihre Erſcheinung hervorbrachte, ſo natürlich zu finden, daß ſie nicht den geringſten Werth darauf legte, ſondern ſtolz und gleichgültig der Vorſtellung zuſah und keinen Blick von der Bühne wandte.

Der dritte Akt ging zu Ende. Um ſo ungetheilter richtete ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die große Loge und die glänzende Erſcheinung verharrte unbeweglich in ihrem nachläſſig ſtolzen Weſen, bis ein kleiner dicker Herr ſich dicht unter die große Loge ſtellte und freundlich hinaufnickte. Da mit einem Male bewegten ſich die feierlichen Geſichtszüge, um einen verbindlichen Gegengruß abzuſtatten. Der kleine dicke Herr war überaus glücklich.

»Herr Habakuk«, fragte ihn einer ſeiner Bekannten, »wer iſt dieſe ſchöne Dame in Sammet und mit

Diamanten, und wie kömmt ſie in die große Loge, wo man doch ſonſt nie zweideutige Frauen ſieht?«

»Was thun Sie damit!« antwortete Habakuk. »Ich kenne ſie und Sie kennen ſie nicht.«

Ein Zweiter fragte: »Wer iſt die Dame, ſchön und ſtolz wie eine Prinzeſſin, welche Sie gegrüßt haben?«

Er erhielt dieſelbe Antwort.

Ein Dritter kam: »Herr Habakuk, kennen Sie dieſe Dame, die von Schönheit und Diamanten ſtrahlt?«

Auch er mußte ſich mit derſelben Antwort begnügen, und Habakuk, wie Viele ihn auch fragten, antwortete ſtets ein und daſſelbe.

Er war überaus glücklich, doch dieſer Triumph genügte ſeiner Eitelkeit noch nicht. Er ging hinauf in die große Loge und ſetzte ſich erſt hinter, dann neben Nancy, und ſie, die ihn ſonſt im Theater und auf der Straße niemals kennen wollte, war heute gegen ihn die Freundlichkeit und Vertraulichkeit ſelbſt. Sie plauderte mit ihm, nahm von ihm ein Glas Eis und Bonbons an, und bat ſich ſein Perſpektiv aus, als der vierte Akt begann.

Am Schluß der Vorſtellung wollte ſich Habakuk auf einen Augenblick entfernen, allein Nancy ſagte: „Bleibe, mein Freund, ich habe Dir etwas Wichtiges zu ſagen.“

„Meine Frau iſt im Theater, ich will nur einen Augenblick nach der Loge.“

„Deine Frau haſt Du für immer; wer weiß aber wie lange Du mich noch haſt. — Willſt Du bei mir zu Abend ſpeiſen?“

„Ob ich will! Wie heißt? Was fragſt Du noch?“

„Dann bleibſt Du hier ſitzen, denn vielleicht ſiehſt Du mich heute zum letzten Male.“

Habakuk blieb, erſchreckt von einer ſo ernſten Drohung.

Es war im Hamburger Stadttheater damals Gebrauch, daß, nachdem die Zuſchauer ſich aus dem Hauſe und den Gängen verloren hatten, ſo daß die Wagen vorfahren konnten, die Herrſchaften, welche zu Wagen gekommen, wie dieſe nach der Reihe vorfuhren, aufgerufen wurden, um einzuſteigen. Es dauerte daher häufig ſehr lange, bis alle Logen allmälig ſich geleert hatten.

Nancy war erſt zum dritten Akte gekommen; ihr Wagen war der letzte.

Der Aufrufer meldete: „Herr und Madame Habakuk aus der Reichenſtraße.“

Doch Nancy lächelte und plauderte mit ihm, und er durfte ſich nicht von der Stelle rühren.

Madame Habakuk und ihre Geſellſchaftsdame ſtanden auf. Jene warf einen wüthenden Blick nach der großen Loge und empört über die öffentliche Beſchämung, die ihr Mann ihr zufügte, ging ſie und warf die Logenthüre heftig zu.

Nancy und Habakuk waren die letzten im Hauſe, als der Aufrufer den Namen Mademoiſelle La Rivaliere d'Etrennes aus der ABCſtraße furchtbar verkauderwälſcht ausrief.

Nancy reichte ihrem kleinen dicken Liebhaber den Arm und ließ ſich von ihm an den Wagen geleiten.

Unten an der linken Treppe, die zum erſten Range führte, ſtand noch ein einziger Mann in dem völlig leeren Hauſe, der Nancy mit ſtrafenden Blicken verfolgte, bis ſie in den Wagen ſtieg. Nancy that als ſähe ſie ihn nicht. Allein es war ihr Freund von geſtern, Herr Lüders.

Nancy hatte ein leckeres Abendbrot bereiten laſſen, wovon Habakuk ein großer Freund war; auf einem

Nebentiſche prangten mit ihren Etiquetts die feinſten Rhein- und Ungarweine, Habakuks Lieblingsſorten.

„Aber Nancy?“ fragte er. „Wie heißt? Was machſt Du heut aus mir? Was willſt Du von mir haben, weil Du biſt heute Abend ſo gewaltig äußerſt?“

„Laß es Dir wohlſchmecken, mein Freund, und nachdem wir geſpeiſt haben, ſollſt Du Alles wiſſen.“

Habakuk griff augenblicklich nach den Auſtern, die ſeine Eßluſt dermaßen reizten, daß er ihnen nicht länger widerſtehen konnte.

Nancy legte erſt ihre Diamanten ab, that ſie in ihre Etuis, ſchloß aber letztere nicht, als ſollten die funkelnden Diamanten dem feſtlichen tête-à-tête noch mehr Glanz verleihen. Statt des Schleiers warf ſie einen Shawl um und ſteckte ihn oben am Halſe feſt zu.

Als ſie ſich endlich ſetzte, hatte Habakuk die Hälfte der Auſtern ſchon ausgeſchlürft.

„Nancy,“ fragte er, „was thuſt Du Dir ein Tuch um?“

„Ich werde Dir nach Tiſche alle Deine Fragen beantworten, laſſe es Dir wohlſchmecken.“

Sie ſchenkte ihm ein.

„Gott ſoll mir helfen, Johannisberger. Nancy, was haſt Du mit mir vor?“

„Nach Tiſche! Wie oft ſoll ich Dir das ſagen?“

„Nach Tiſche?“ wiederholte der dicke Banquier und griff tapfer zu. „Meinetwegen: nach Tiſche.“

Die Aufwärterin trug einen Karpfen auf, eine Geflügelpaſtete und Zuckerwerk und Confitüren zum Deſert.

„Mademoiſelle,“ fragte ſie, „es iſt ſpät, darf ich nach Hauſe gehen?“

„Erſt iß etwas, dann gehe wann Du willſt. Deinen Hausſchlüſſel haſt Du; nimm ihn mit für morgen. Haſt Du meinen Hausſchlüſſel bei Dir, Habakuk?“

„Nein!“

„Ich kann Dir meinen geben, verſchließe aber das Haus ſorgfältig.“

Das Mahl war geendet, die Aufwärterin hatte ſich entfernt und das Haus war geſchloſſen.

Habakuk ergriff Nancy's Hand, wollte ſie zu ſich ziehen und küſſen.

„Halt, mein Freund!“ rief Nancy. „Jetzt kommt das, was ich Dir zu ſagen habe. — Ich bin Deine

Geliebte nicht mehr. Ich bin wieder Mademoiſelle La Rivaliere d'Etrennes Pont ſur Aube. Meine Familie hat den Prozeß um drei Rittergüter gewonnen, deren Namen ich führe und deren Haupterbin ich bin. Betrachte dieſes Mahl als unſern Abſchiedsſchmaus. Nächſter Tage reiſe ich ab. Ich bleibe jedoch ſtets Deine Freundin und ich hoffe, Dir hin und wieder dienen zu können."

Habakuk hatte wohl geſpeiſt und viel Rhein- und Ungarwein getrunken. Er bedurfte einige Zeit, um ſich klar zu machen, was Nancy ihm geſagt hatte.

„Nancy!" rief er endlich, „Du willſt mich verlaſſen? Du biſt doch grauſam und undankbar! Bedenke, was ich Alles für Dich gethan habe."

„Haben wir eine Rechnung mit einander?"

Habakuk rechnete ihr vor, was ſie Alles von ihm erhalten und erwähnte unter Anderm auch des falſchen Diamantſchmucks.

„Aber, mein Freund! das Schickſal trennt uns und wir müſſen gehorchen."

„Was thu' ich mit dem Schickſal! Ich bin einmal bei Dir und bleibe bei Dir. Morgen ſprechen wir weiter." Hiermit wollte er ſie umfaſſen und liebkoſen. Sie aber, entſchloſſen wie immer, machte ſich von ihm los, drückte ihn auf's Sopha nieder und ſprach:

„Mein Freund, Du verſtehſt mich nicht. Ich habe Dir dieſen Abſchiedsſchmaus gegeben, weil ich aufgehört habe, Deine Geliebte zu ſein. Beleidige Deine Freundin ferner nicht mit Liebkoſungen, für die ich endlich zu gut bin. Lebe wohl! Geh' nach Hauſe! Ich gehe zu Bette. Hier haſt Du meinen Hausſchlüſſel; verſchließe gut das Haus, damit ich keinen Verdruß habe, und ſchicke ihn mir morgen früh wieder. Gute Nacht!"

Sie legte den Hausſchlüſſel vor ihn hin, ſchlüpfte ins Schlafzimmer und verſchloß es.

Habakuk wollte ihr nach. Er polterte an der Thür ihrer Schlafkammer, er ſchalt, er fluchte, er weinte, doch Alles blieb vergebens; er mußte ſich endlich der Nothwendigkeit fügen, nahm den Hausſchlüſſel und ging.

Nancy hörte ihn die Thür öffnen und wieder ſchließen. Sie ſtand vom Bette auf, um ſich zu überzeugen, ob das Haus auch gut verſchloſſen ſei, oder ob der Riegel vorgeſchoben und die Kette übergehängt werden mußte.

Allein Habakuk hatte gewiſſenhaft zugeſchloſſen, ganz wie es eines Banquiers würdig iſt und ſich von ihm erwarten ließ.

Mit ſiegesbewußtem Lächeln kehrte Nancy in ihr Boudoir zurück. Jetzt erſt ſchloß ſie die Etuis ihrer Diamanten und verbarg ſie ſorgfältig in ihrem Sekretär. „Die Rache gelingt!“ ſprach ſie, als ſie ſich wieder ins Bett legte.

Achtes Kapitel.

Die pſychiſche Kur.

Am andern Morgen ſchrieb Nancy an Habakuk:

„Lieber Herr und Freund!

„Sie haben geſtern Abend wieder einen ihrer gewöhnlichen Späße gemacht, Sie haben mir meine Diamanten mitgenommen. Ich weiß recht gut, daß Sie ſie mir über lang oder kurz wieder zuzuſtellen geſonnen ſind, aber ein ſchlechter Spaß iſt und bleibt es. Ich ſtehe im Begriff, Hamburg auf immer zu verlaſſen, und wenn man abreiſt, will man ſeine Effekten mitnehmen. Ich bitte daher, lieber Freund, meine Diamanten ſammt dem Hausſchlüſſel, in ſichere Hüllen wohl eingeſchlagen, ſo daß meine Aufwärterin nicht weiß, was ſie trägt, derſelben augenblicklich mitzugeben, wenn Sie nicht wollen, daß ich ernſtlich böſe werden ſoll.“

Die Aufwärterin überbrachte dieſes Billet und kehrte nach Verlauf einer Stunde wieder. Sie brachte den in Packpapier wohl eingeſchlagenen Hausſchlüſſel und daſſelbe Billetchen wieder, nur war es umgeſchlagen und von Neuem adreſſirt und geſiegelt.

Habakuk hatte cyniſche Manieren. Briefe, die nicht in's Geſchäft gehörten, beantwortete und adreſſirte er auf den unbeſchriebenen Kehrſeiten. Seine Antwort lautete:

„Was weiß ich von Ihren Diamanten? Haben Sie ſie mir aufzuheben gegeben? Bin ich der Hüter Ihrer Diamanten?"

„Das iſt eine Niederträchtigkeit," ſprach Nancy laut in Gegenwart ihrer Aufwärterin. „Er leugnet mir meine Diamanten ab. Du haſt doch dieſen Morgen das Haus gehörig verſchloſſen gefunden?"

„Ja wohl, Mademoiſelle!"

„Und meine Zimmer auch?"

»Ja wohl, Mademoiſelle!«

»Ein Einbruch iſt alſo nicht geſchehen.«

»Iſt Mademoiſelle beſtohlen?«

»Wer ſagt das? Schweig'!«

„Wenn Mademoiſelle vielleicht glauben, daß ich —"

„Wirſt Du ſchweigen, wenn ich es Dir befehle? Ich weiß, woran ich bin und ich kenne Dich. Du haſt hiermit gar nichts zu ſchaffen. Aber Du mußt noch einmal gehen."

Nancy ſchrieb ein zweites Billet.

„Mein Herr! Sie haben mir geſtern Abend meine Diamanten mitgenommen und leugnen mir das ab; das iſt kein Spaß mehr, ſondern es liegt Abſicht darin. Durch Ihr rohes Benehmen geſtern Abend gegen mich haben Sie mir deutlich zu erkennen gegeben, daß Sie mich in Hamburg zurückhalten wollen und dazu bedienen Sie ſich eines gewaltſamen Mittels. Sie rauben mir meine Diamanten. Mein Herr, ich gehe einer Zukunft entgegen, wie Sie ſie mir nicht bieten können. Halten Sie mich nicht fern von meinem Glücke und einem beſſeren Lebenswandel, als ich bisher geführt habe. Kurz und gut, ich will meine Diamanten wieder haben, oder Sie ſetzen ſich Unannehmlichkeiten aus.

Nancy La Rivaliere d'Etrennes."

Auch dieſes Briefchen kam zurück wie der adreſſirt und beſchrieben auf den leergelaſſenen Rückſeiten:

„Mademoiſelle! Halten Sie ſich an den, der Ihre Diamanten hat, ich habe ſie nicht. Ich bin ein großer Banquier und wohlangeſehen an der Hamburger Börſe, alſo wird dieſes mein Wort genügen. Heißen Sie meinetwegen Mademoiſelle La Rivaliere d'Etrennes oder wie Sie ſonſt wollen, und laſſen Sie mich heißen, wie ich will. Joſeph Süßkind Habakuk.“

Nanch ſchrieb zum dritten Male:

„Mein Herr! Wenn Sie fortfahren wollen zu leugnen, daß Sie geſtern Abend heimlicher Weiſe meine Diamanten mitgenommen haben, ſo genügt Ihr Wort durchaus nicht, obſchon Sie ganz ohne Frage ein großer, an der Börſe ſehr wohlangeſehener Banquier ſind.

„Aber zwiſchen dem Banquier Habakuk und der Privatperſon Habakuk iſt ein ſehr großer Unterſchied.

„Der Banquier Habakuk iſt durchaus reel und zuverläſſig und ſein Wort gilt in Geſchäften; Geld, Staatspapiere, Obligationen und Wechſel ſind ſicher vor ihm, denn hier hat ihn das Leben geſchult und der Umgang mit Menſchen gebildet, hier handelt er mit Abſicht und Bewußtſein und weiß ſich ſtrenge in den Grenzen des Herkömmlichen und Erlaubten zu halten.

„Anders benimmt ſich Herr Habakuk außerhalb der Börſe und dem Geſchäft in engeren Privat- und Familienkreiſen. Hier überläßt er ſich blindlings ſeiner pſychiſchen Unvollkommenheit, einem verbrecheriſchen Naturdrange, der ihn unwiderſtehlich beherrſcht. Hier weiß er nicht, was er thut, und Silberzeug und Schmuckſachen üben hier einen ſo unwiderſtehlichen Reiz auf ihn aus, daß er nicht eher Ruhe hat, ja, daß er gar nicht umhin kann, ſie heimlich einzuſtecken.

„Sie werden fühlen, daß ich die reine Wahrheit ſage.

„Oder ſoll ich mich auf das Zeugniß Ihrer ſämmtlichen Anverwandten und nähern Bekannten berufen?

„Oder vielleicht auf das Zeugniß des Herrn Meyer Pobert, Ihres Juweliers?

„Oder darf ich Sie erinnern, wie oftmals Sie ſelbſt bei mir einen ſilbernen Löffel, einen Ring oder irgend eine andere Werthſache eingeſteckt haben?

„Oder wollen wir uns an Ihren treuen Diener

Seligmann wenden, welcher ein für allemal den Auftrag hat, Sachen von Werth, die er in Ihren Taſchen findet, dahin wieder abzuliefern, wo Sie Tags oder Abends zuvor geweſen waren?

„Ich ſage nicht, mein Herr, daß Sie ein Dieb ſind. Sie ſtehlen nicht, um ſich zu bereichern, ſondern indem Sie ſich gehen laſſen und man weiß Sie zu ſchonen.

„Allerdings findet man es ſchrecklich, daß eine der erſten Hamburger Börſen-Autoritäten mit einem ſolchen laſterhaften Triebe behaftet iſt. Allein man macht kein Aufſehen davon. Man beklagt Sie oder belächelt Sie höchſtens, und Sie behalten ja Ihren Raub niemals, denn nachdem Sie Ihren Spaß gemacht, laſſen Sie die entwendeten Gegenſtände jederzeit den Eigenthümern wieder zuſtellen.

„Ich zweifle auch keineswegs, daß Sie mir über lang oder kurz meine Diamanten wiedergeben werden, allein ich brauche ſie augenblicklich, denn ich will abreiſen.

„Bis hierher habe ich auch Ihnen die Schonung erwieſen, die alle Anderen Ihnen angedeihen laſſen.

Zwingen Sie mich daher nicht, ernſthafte Schritte zu thun, um meine Diamanten wiederzuerlangen.

»Tragen Sie vielmehr Seligmann auf, die Taſchen Ihrer geſtrigen Kleider zu unterſuchen, alsdann werden ſich meine Diamanten ſchon finden. Möglicherweiſe hatten Sie geſtern ein Gläschen über den Durſt getrunken und hiermit ſei Ihr unverzeihlich rohes Benehmen gegen mich entſchuldigt. Allein ſo berauſcht waren Sie nicht, daß Sie die Diamanten auf der Straße verloren haben, oder, ohne es zu wiſſen, beſtohlen ſein könnten.

»Nehmen Sie ſich daher zuſammen, mein Herr, und ſeien Sie ein Menſch wie andere, gedenken Sie Ihrer glänzenden Stellung und Ihres Rufes in der Geſchäftswelt. Die Welt, die kein Auge für das Innere eines Menſchen hat, hat dennoch für Gerüchte ein Ohr, was ſchärfer iſt als Dolche, und eine Zunge giftiger als Skorpione, und der Ruf eines Banquiers iſt vielleicht eben ſo zart, wie der Ruf einer Frau.

»Kurz, ich will meine Diamanten ſogleich wiederhaben oder ich benehme mich eben ſo rückſichtslos gegen Sie, wie Sie ſich geſtern Abend gegen mich benahmen.

Nancy La Rivaliere.«

Die Aufwärterin mußte denſelben Weg zum dritten Male antreten, doch ehe ſie zurückkehrte, langte folgendes Schreiben von Cäcilie an:

„Liebe Nancy!

„Leicht entſchlüpfen der Feder Worte, die nachmals ſchwer zu vertreten ſind. Sie werden ſich erinnern, daß ich in dieſer Hinſicht Erfahrungen habe; und ein gebranntes Kind fürchtet ſich vor dem Feuer. Mein Herz und meine Feder ſollen daher fernerhin nichts mehr mit einander gemein haben. Mißverſtehen Sie daher meinen laconiſchen Styl nicht, und entſchuldigen Sie mich, wenn ich unhöflich ſein ſollte.

„Mein guter Lüders beauftragt mich, Sie an das zu erinnern, was Sie mit Wort und Handſchlag verſprochen haben. Ihr geſtriges Benehmen im Theater ſtimmt nicht mit dieſem Gelöbniß überein. Sie ſaßen mit auffallender Toilette in der berüchtigten großen Mittelloge des erſten Ranges, neben einem verheiratheten Manne, deſſen Frau ebenfalls im Theater war. Sie unterhielten ſich ſehr vertraulich mit dieſem Manne und fuhren endlich mit ihm nach Hauſe. Um Ihretwillen vernachläſſigte dieſer Mann ſeine Frau, die er allein nach Hauſe fahren ließ. Und als

Sie endlich am Arme jenes Mannes aus der Loge kamen, wollten Sie meinen theuern Lüders nicht bemerken, der unten an der Treppe auf Sie wartete, um Ihnen zu ſagen, daß ein ſolches Benehmen Ihres Namens, wie Ihrer Geburt durchaus unwürdig ſei und nur dadurch zu erklären, aber nicht zu entſchuldigen wäre, daß Sie vielleicht — Noth leiden.

„In dieſem Falle meint mein vortrefflicher Lüders, daß Sie Unrecht haben, uns dieſes zu verhehlen. Ein Unrecht, welches unmöglich aus Tugendſtolz, ſondern höchſtens aus — Adelsſtolz entſpringen kann.

„Wir ſind zwar nur bürgerlich. Es giebt aber auch einen gewiſſen Bürgerſtolz, welcher darin beſteht, daß wir gern unſere Schulden abtragen und zwar am liebſten die Schulden der Dankbarkeit. Mademoiſelle! Wir ſind Ihnen Dank ſchuldig und die Art, wie Sie unſere Dankbarkeit zurückweiſen, iſt faſt eine beleidigende.

„Mademoiſelle haben mich gehalten und gerettet, als mir Gefahr drohte — — und Mademoiſelle will aus dem Abgrund, in den ſie ſelbſt verſunken iſt, ſich von uns nicht emporheben und retten laſſen? — Warum nicht? — Mademoiſelle iſt ſchön, jung, geiſtreich und ſogar vornehm. — Warum will Mademoiſelle nicht auch ehrbar ſein?

„Mein edler Lüders, der jetzt mein ganzes Herz beſitzt, was mich unausſprechlich glücklich macht, möchte ſich ſelbſt auch ganz glücklich fühlen und Sie ſtören ihn, inſofern Sie, als Urheberin unſeres Glückes, ſeine Dankbarkeit — verſchmähen.

„Bin ich denn gar nichts werth? Sie haben mich ihm zugeführt! Und er ſoll Ihnen dafür ſeinen guten Dank nicht abſtatten?

„Mademoiſelle, Sie ſind katholiſch und Ihre Kirche gewährt Ablaß. — Warum ſoll mir nicht vergeſſen werden, wie nahe ich daran war, mich zu vergeſſen? Und warum wollen Sie eine Sünderin bleiben? Nancy! Meine Thränen netzen dieſes Papier und machen meine Schriftzüge unleſerlich. Mein Lüders, ſo wie ich, wir waren Ihrethalben geſtern ſehr betrübt.

„Meine vornehme kluge Erzieherin, mit der ich es ſo wohl meinte, die ich in Schutz nahm gegen meine nächſten und theuerſten Verwandte und die ich (beſonders ſeit geſtern) ſo ſehr liebe —: was könnte ſie ſein und —: was iſt ſie?

„Schon wieder habe ich die Feder in mein Herzblut getaucht und doch hatte ich mir feſt vorgenommen nie, nie wieder — — Allein was hilft das? Rom iſt nicht in einem Tage gebaut, und man kann nicht augenblicklich ſeine Meiſterſchaft erringen. Wohlan! Dies ſei das letzte Mal. — Auch werde ich dieſe Zeilen meinem mildgeſinnten Lüders zeigen, und nur mit ſeiner Bewilligung ſende ich ſie ab. Alſo liebe Nancy! Treffliche Erzieherin! Sie haben mir den ſchönen Pfad der Tugend angedeutet, doch nur mit Worten. Handeln Sie nicht wie pflichtvergeſſene Pfaffen, deren Sprichwort lautet: Nur nach meinen Worten, nie nach meinen Werken.

Cäcilie.

N. S. „Ich habe meinem Lüders dieſen Brief zu leſen gegeben. Auch er meint, er ſei viel zu herzlich geſchrieben. Allein bei Mademoiſelle habe das keine Gefahr. Auch er werde ein kleines Schreiben beilegen, aber wohlgemerkt als Börſenmann, das heißt: deſſen Werk Etwas, und deſſen Schrift Alles gilt.“ —

Nancy fühlte ſich tief gerührt und die Thränen ſtanden ihr in den Augen, indem ſie ſich eingeſtehen mußte, daß dieſe ihre Schülerin heute ein vollkommenes Recht habe, als ihre Meiſterin aufzutreten. — Vollends aber ſtaunte ſie über die wenigen Zeilen, welche Lüders auf einem beiliegenden Blatte mit eiſenfeſter Comptoirhand hingeworfen hatte. — In ſeinen Schriftzügen lag Etwas wie das Bewußtſein eines unerſchütterlichen Credits und die Worte lauteten:

»Inhaberin dieſes hat über meine Freundſchaft wie über meine Caſſe zu verfügen. Soll aber von dem einen oder dem andern oder auch von beiden ſogleich Gebrauch machen, weil ich Geſchäfte habe. — Iſt acht Tage lang gültig.«

»Das nenne ich Rechtſchaffenheit und Biederſinn,« dachte Nancy. — Ehre der Hamburgiſchen Geldnobleſſe. Ich darf ſtolz darauf ſein, daß mein Freund Lüders mir zürnt. Seine Theilnahme iſt gediegen wie reines Gold. Wackerer, braver Kaufmann. Er ſchickt mir ſeine Schlußnote zu. Mademoiſelle! Fordern Sie Ihr Guthaben an meine Freundſchaft ein. Es länger aufzubewahren wird mir läſtig. — Solch ein Blättchen unterzeichnet von einem Manne wie Lüders, iſt ein Vermögen.

Die Aufwärterin langte wieder an und brachte den letzten Brief an Habakuk unerbrochen zurück.

„Ach! Mademoiselle!“ klagte sie, „Herr Habakuk iſt heut ſehr übler Laune! Er verbittet ſich Ihre Briefe, läßt er Ihnen ſagen. Er habe Tages über Geſchäfte und wenn Sie etwas von ihm wollten, ſo wäre dazu Abends Zeit genug. Er hat noch härtere Worte hinzugefügt, die ich nicht wiederholen mag, und unter Anderem hatte er mir gedroht, wofern ich mich wieder auf ſeinem Comptoir zeigte, mich von ſeinem Hausknecht zur Thür hinaus werfen zu laſſen.“

„Der Unverſchämte!“ rief Nancy. „Armes Mädchen, geh' und erhole Dich. Für die Unannehmlichkeiten, die Du gehabt haſt, ſollſt Du entſchädigt werden. Aber Du haſt noch einen Weg zu gehen. Hier iſt ein Brief angelangt, den ich ſogleich beantworten muß. Warte einen Augenblick im Vorzimmer.“

„Liebe Cäcilie!“ ſchrieb Nancy an ihre vormalige Elevin. „Daß ich fehlen kann, wiſſen Sie bereits, denn ich habe Ihnen meine Sünden gebeichtet. Daß ich aber auch leichtſinnig ſein und Thorheiten begehen kann, das ſcheint Ihnen nicht recht in den Sinn zu wollen. Sie haben eine viel zu große Meinung von Ihrer Ci-devant-Gouvernante, und erblicken in meinem Benehmen viel zu viel Abſicht und Ueberlegung. —

Eine Emigrantin hat Schickſale. Dergleichen muß ſpäter vergeſſen werden. Ueberhaupt muß man viel vergeſſen können, wenn man mit Menſchen leben will — Nur die Dankbarkeit nicht.

»Ich habe niemals Ihre Liebe und Dankbarkeit verſchmäht, und wenn ich Ihr Geld nicht annahm, ſo geſchah es, weil ich kein Geld brauche. Wie ich Ihnen bereits meldete, ſind, Dank ſei es der Gnade Sr. Majeſtät Ludwig XVIII., den Gott erhalte, die Beſitzungen zurückgegeben, deren Namen ich führe. Ich habe jetzt keinen anderen Gedanken als nach Paris zurückzukehren und meine Anſprüche auf denjenigen Theil der Einkünfte, die mir, als einer weiblichen Descendentin zuſtehen, geltend zu machen. Vor allen Dingen mußte ich daher mein Verhältniß mit einem gewiſſen kleinen dicken Banquier hierſelbſt aufgeben und das that ich mit einer gewiſſen Feierlichkeit, die zu allerlei Unannehmlichkeiten und Mißverſtändniſſen Anlaß gab. — Ich wollte mich nämlich ganz als Mademoiſelle La Rivaliere d'Etrennes fühlen, um meinem kleinen dicken Freunde zu erklären, daß ich aufgehört habe ſeine Geliebte zu ſein und einer beſſern Zukunft entgegen gehe, als er mir irgend bereiten gekonnt hätte. — Daher meine auffallende Toilette, mit der ich im Theater erſchien, um ihn zu einer Unterredung mit mir in meiner Wohnung einzuladen.

»Bei dem erſten Worte aber, welches ich daſelbſt ſprach, gerieth mein kleiner dicker Herr vor Zorn und Leidenſchaft außer ſich, ſo daß ich, um mich vor ſeinen an Rohheit grenzenden Rückſichtsloſigkeiten zu ſchützen, in mein Schlafzimmer flüchten und einſchließen mußte. Hiermit aber hatte ich nur meine Perſon geſichert und ſeine Leidenſchaft fand andere Gegenſtände, um eine empfindliche Rache zu üben.«

»Sie wiſſen, meine ſüße Cäcilie! welch' eine verhängnißvolle Rolle die Diamanten in meinem Leben ſpielten. Ich hatte meinen ganzen Schmuck angelegt, um in's Theater zu gehen. Bei meiner Heimkehr nahm ich mir alles wieder ab und ließ es unverſchloſſen auf dem Toilettentiſche liegen.

„»Nun müſſen Sie wiſſen, liebe Cäcilie, daß mein armer dicker Banquier mit einer geiſtigen Unvollkommenheit behaftet iſt, die ihn in einem Zuſtande der Unzurechnungsfähigkeit zu ſchmachvollen Handlungen hinreißt

»Ich lege Ihnen hier unſere Correſpondenz von dieſem Morgen bei, die Ihnen Alles erklären wird. Er iſt ſo rückſichtslos, daß er mich keines Blättchens Papier würdigt, um meine Briefe zu beantworten, ſondern ſeinen Beſcheid mir auf den leergelaſſenen Raum ertheilt und mir meine eigenen Briefe zurückſendet. So wie etwa ein Fürſt ſeine Willensmeinung auf den Rand der Bittſchriften niederſchreibt, damit ſein Sekretair den Supplicanten abfertige. — Dadurch bin ich jetzt im Stande, Ihnen dieſe Autographien vollſtändig zukemmen zu laſſen. Den letzten unerbrochenen Brief, den er mir mit mündlichen Grobheiten durch meine Aufwärterin wieder zuſtellen ließ, werden Sie die Güte haben zu entſiegeln, um vollkommen au fait zu ſein.

»Mein kleiner dicker Banquier, wie Sie hieraus erſehen werden, iſt dieſes Mal nicht unzurechnungsfähig. Er übte eine wohlüberlegte Rache — ja!: Gewalt.

»Mittelſt der Diamanten fing er mich, ein wehrloſes Opfer, in ſeinen Schlingen. Mittelſt der Diamanten will er mich in den Banden des Laſters feſthalten. Denn — ſoll ich meinen Schmuck im Stiche laſſen? Soll ich bettelhaft in Paris erſcheinen?

»Ich ſoll die Freundſchaft des edlen vortrefflichen Herrn Lüders ſogleich in Anſpruch nehmen? — Ich thue es, ſtolz auf die Freundſchaft ſolch' eines Biedermannes. Die Verwendung eines ſo hochangeſehenen Mannes wird meinen kleinen dicken, diebesluſtigen Banquier vermögen, mir meine Diamanten, und mich ſelbſt der Ehrbarkeit, und einer meiner Geburt angemeſſenen Zukunft zurückzugeben.

»Das Alles wünſche ich aus Ihren Händen zu empfangen. Wohlan! ſchöne Cäcilie! Bin ich in Ihren Augen immer noch adelsſtolz und ohne Sinn für dankbarliche Zuneigung?

»Sind Sie endlich wieder verſöhnt mit Ihrer Ci-devant-Gouvernante und wollen Sie länger nicht verkennen —?

Ihre Nancy.«

Nachſchrift. »a propos. Meine holde Cäcilie dürfte, vermöge ihres ſanften Herzens, welches ſchön iſt wie ſie ſelbſt, ſich von einer Laſt der Dankbarkeit gedrückt fühlen, die ſie mir ſchuldig zu ſein glaubt, weil ihre Ci-devant-Gouvernante ihr zu guter Letzt noch eine empfindliche Lehre gegeben. Schließen wir alſo die Rechnung! Vergelten Sie Gleiches mit Gleichem! Gegenwärtig ſind Sie im Beſitz von Handſchriften, die mich in meiner zukünftigen Stellung compromittiren könnten: Liefern Sie mir das aus und wir ſind quitt. Gedenken Sie meiner, wenn ich auch fern von Ihnen bin. Ich werde die ſchöne Cäcilie und den edlen Herrn Lüders ſtets ehren und lieben, wie man ein ſo gutes tugendhaftes Paar ehren und lieben muß.

Die Obige.«

Die Wärterin, die dieſes verſiegelte Schreiben nebſt beigelegten Schriften zu Lüders trug, brachte nach geraumer Zeit die eigenhändige Antwort des Herrn Lüders zurück, welche die wenigen, mit feſter Kaufmannshand aufgezeichneten Worte enthielt:

»Acceptirt. — Nach der Börſe, vielleicht aber auch erſt morgen zu effectuiren. Lüders.«

Neuntes Kapitel.

Der chriſtliche und der jüdiſche Banquier.

Die Börſe war aus und die Kaufleute begaben ſich nach der Börſenhalle.

Lüders trat zu Habakuk.

„Herr Habakuk! Ich wollte Ihnen ſchon an der Börſe etwas ſagen, dachte aber, hier könnte das beſſer abgemacht werden.“

„Herr Lüders! Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Wir haben keine Geſchäfte mit einander. Ich wollte Sie nur bitten, von morgen an weder an der Börſe, noch hier in der Börſenhalle ſich zu zeigen, weil Sie nicht dahin gehören.“

Habakuk lächelte ſelbſtgefällig: „Wie heißt? Ich gehöre nicht an der Börſe? Ich, der an der Börſe mache was ich will. Ich mache, wenn es mir einfällt, die Courſe.“

»Wohl möglich! Doch ſind wir hier ſammt und ſonders redliche Kaufleute und keine Diebe.«

»Bin ich denn ſo ſchlimm in Geſchäften? Ein klein wenig ſtehlen wir Alle. Wir Großcapitaliſten wiſſen doch, wie wir den Minderwerth zu verkaufen haben und den Mehrwerth einkaufen müſſen. Wir ſind doch höchſtens nur Betrüger, aber doch lange noch keine Diebe.«

»Sie aber, Herr Habakuk, ſind ein ausgemachter Dieb. Sie haben geſtern bei Mademoiſelle La Rivaliere d'Etrennes Diamanten geſtohlen.«

»Chalaumes mit Backfiſch! Was geht Sie Mademoiſelle La Rivaliere d'Etrennes an? Sie haben die ſchönſte Frau von ganz Hamburg, ich gönne Ihnen Ihr Plaiſir, laſſen Sie mir das meine.«

»Sobald Sie die Diamanten wieder herausgegeben haben. Ich beſitze Ihre Handſchriften und hier iſt ein Brief, den Sie nicht angenommen, den ich aber erbrochen habe. Leſen Sie ihn!«

Habakuk las den Brief, in welchem Nancy ſchonungslos dasjenige Gebrechen enthüllte, welches ſeine Verwandten, Glaubensgenoſſen und Schmarotzer bisher mit ſo viel Schonung und Geſchicklichkeit zu verhehlen gewußt hatten; und kalter Schweiß trat auf ſeine Stirn, ſeine Knie ſchlotterten, er war einer Ohnmacht nahe. Lüders bemerkte es und ſprach:

»Herr Habakuk! Ich bin Ihr Feind nicht und handle nur im Intereſſe der Mademoiſelle La Rivaliere d'Etrennes. Geben Sie ihr alſo ihre Diamanten wieder und dann möge dieſe abſcheuliche Geſchichte, die unſerer Börſe und Kaufmannſchaft nicht zur Ehre gereicht, in Nacht und Vergeſſenheit begraben ſein.«

»Herr Lüders ich verſtehe Sie!« ſprach Habakuk kleinlaut. »Sie ſind ein braver Mann und ich gebe Ihnen mein Wort, ich will die Sache abmachen. Doch darf ich dieſen Brief behalten, der Beſchuldigungen gegen mich ausſpricht, die ich nicht verdient habe?«

»Dieſer Brief war Ihnen zugedacht. Mir ward der Auftrag, ihn zu erbrechen, doch habe ich kein Recht Ihnen denſelben vorzuenthalten, und daß Sie ihn mir abfordern, iſt ein Beweis von Ehrgefühl. Ihr Wort genügt mir, daß die Sache bis morgen in Ordnung kömmt.

»Wie heißt?« rief Habakuk mit Thränen in den Augen,« ich ſoll kein Ehrgefühl haben? Herr Lüders, ich ſchwöre Ihnen bei meiner Seele und bei der Keuſchheit meiner Mutter und bei dem Grabe meines Vaters, ich habe dieſes Mal nicht geſtohlen, aber ich gehe und mache die Sache ab. — Mit Ehrgefühl! — Verlaſſen Sie ſich darauf; mit Ehrgefühl!«

Und ſpornſtreichs eilte er zur Börſenhalle hinaus, warf ſich in den erſten beſten Miethwagen und fuhr zu ſeinem Juwelier Meyer Pepert.

»Herr Pepert! Gott laſſe Sie geſund!« rief er, indem er in deſſen Laden ſtürzte. »Herr Pepert! Sagen Sie, bin ich ein Dieb oder bin ich kein Dieb?«

»Was fehlt Ihnen, Herr Habakuk. Sie ſind ja ſo erhitzt und angegriffen?«

»Herr Pepert! Sagen Sie mir, ſtehle ich Diamanten?«

»Herr Habakuk! Was ſoll ich antworten, da ich gar nicht weiß, was Ihre Frage bedeutet?«

Nach vielem Hin- und Herfragen und Forſchen gelang es dem Juwelier, den Zuſammenhang der Sache zu errathen und er ſprach: »Herr Habakuk! Das ſcheint mir ein ſchlimmer Handel, denn unſtreitig haben Sie es mit einer abgefeimten Abenteurerin zu thun. Iſt das die ſchöne Dame, bei der Sie geſtern im Theater ſaßen?«

»Es iſt die ſchöne Dame, bei der ich geſtern im Theater ſaß. Wäre ich doch geſtern nicht im Theater geweſen. Hätte ich dieſe ſchöne Dame nie geſehen. Herr Pepert! Schicken Sie nach der ABC-ſtraße zu Mademoiſelle Nancy La Rivaliere d'Etrennes! Sie ſoll ſich hier in Ihrem Laden ihre Diamanten abholen. Sie mag ſich ausſuchen, was ſie Luſt hat und es mag koſten, was es will. Ich habe Ehrgefühl; ich ſchreibe es Ihnen morgen in Banco ab!«

»Ganz wohl, Herr Habakuk!«

»Und wenn es das Theuerſte und Koſtbarſte iſt, ich bezahle es, denn ich habe Ehrgefühl. Aber ich will eine Rechnung darüber haben, die von ihr unterzeichnet iſt. Laſſen Sie ſich von ihr beſcheinigen, was ſie hier entnimmt, und ich ſchreibe es Ihnen morgen in Banco ab!«

»Ganz wohl, Herr Habakuk!«

»Herr Pepert! Sie haben ſich doch die Dame gemerkt, bei der ich geſtern im Theater ſaß, Sie werden doch nicht zu einer unrechten Mademoiſelle La Rivaliere d'Etrennes ſchicken? Wiſſen Sie was, da haben Sie ihre Handſchrift.«

Pepert empfing den Brief, den Lüders erbrochen und Habakuk wieder zugeſtellt hatte.

»Leſen Sie den Brief! Leſen Sie ihn, leſen Sie ihn. Sie hat ſich auf Ihr Zeugniß auch berufen. Herr Pepert, wie Sie wiſſen, habe ich zum Spaß auch in dieſem Laden dieſes und jenes mitgenommen. Aber es waren doch immer große Werthſachen. Ich habe doch zum Spaße immer wie ein Kenner geſtohlen! Und nun ſchwöre ich Ihnen bei meiner Seele und bei der Tugend meiner Mutter und bei dem Grabe meines Vaters: die Diamanten, die ich geſtohlen haben ſoll, ſind unächt. Der Fluch iſt gefallen auf unſeren Stamm. Die Chriſten betrügen jetzt die Juden. Dieſes Frauenzimmer hat mich angeführt und dieſer Lüders, dieſer Böſewicht, dieſer Judenfeind, dieſer Chriſt ärgert ſich darüber, daß ich mehr als er an der Börſe bedeute. Nun dieſes Mal hat er mich in Händen; dieſes Mal muß ich bluten. Aber alle Flüche des alten Teſtaments über mich, womit Gott die Abtrünnigen verflucht, und dieſe Hände ſollen bei lebendigem Leibe von meinen Armen abfaulen, wofern ich jemals wieder fremdes Gut berühre.«

Er fing bitterlich an zu weinen und weinte noch, als er wieder in den Wagen geſtiegen war, um nach Hauſe zu fahren.

Zehntes Kapitel.

Zur freundlichen Erinnerung an Hamburg.

Nancy ward von dem Juwelier zuvorkommend empfangen und eingeladen, ihre Auswahl zu treffen.

»Ich bitte,« erwiederte ſie, »mir vorzulegen, was ungefähr den Werth derjenigen Summe erreicht, die für mich ausgeſetzt iſt.«

»Eine beſtimmte Summe iſt durchaus nicht ausgeſetzt. Mademoiſelle wolle nur die Güte haben zu wählen, die Preiſe die ich fordere zu genehmigen und das Entnommene mit Ihrer Unterſchrift zu beſcheinigen.«

Nancy ließ ſich das nicht zweimal ſagen und war durchaus nicht blöde. Das Koſtbarſte und Modernſte war ihr eben recht.

Was ſie ſich ausſuchte, ward bei Seite gelegt,-

und der Juwelier trat an's Pult, die Rechnung aufzuſetzen.

Nancy durchlas ſie und unterzeichnete.

Peyert zog den Brief hervor, um die Unterſchriften zu vergleichen.

Nancy erkannte das Papier und ſprach: „Sollte irgend ein Zweifel über meine Perſon obwalten, ſo wird dieſes Blättchen hinreichen, ihn zu beſeitigen.“

Sie nahm das Schreiben von Lüders aus ihrem Portefeuille und reichte es dem Juwelier, der ſich vor demſelben wie vor einem Heiligthum verbeugte.

„Allerdings, ein ſolches Schreiben kann nur in Händen derjenigen Perſon ſein, an die es gerichtet iſt. Mademoiſelle, ich danke Ihnen für dieſes Vertrauen.“

Nancy kehrte mit ihren neuerworbenen Koſtbarkeiten heim, ſetzte ſich an ihren Sekretär und ſchrieb an Habakuk:

„Tauſend Dank, mein Freund! für die ſchönen Diamanten. Doch in Wahrheit, ſie hätten nicht eben ſo koſtbar zu ſein gebraucht. Allein ich verſtehe Deine Abſicht. Sie ſollten ein Andenken ſein, damit meine Erinnerungen in Zukunft und aus der Ferne bisweilen zu Dir zurückkehren. Je nun! das kann ja auch dann und wann geſchehen; und in dieſer Vorausſetzung nehme ich dieſe ächten Diamanten mit: zur freundlichen Erinnerung an Hamburg. —

A propos! Du zürnſt mir doch nicht etwa, weil ich Dich eines Diamantendiebſtahls beſchuldigte? — Meine Diamanten haben ſich wiedergefunden! In der Zerſtreuung, weil ich vielleicht an Dich dachte, oder ich weiß nicht an welche Thorheit, hatte ich ſie verlegt: in ein Fach meines Sekretärs, wohin ſie durchaus nicht gehörten.

„Weißt Du aber auch wohl, mein Schatz, daß es beſſer geweſen wäre, meine Diamanten hätten ſich nicht wiedergefunden? Die Gerard hat mich über ihren Werth aufgeklärt. Sie ſind unächt, und ich empfing ſie in Deinem Namen. Der Preis dafür war meine Unſchuld! meine Unbeſcholtenheit! meine Ehre! —

„Werthgeſchätzter, wohlbeleibter Banquier! Indem ich den Verdacht eines Demantdiebſtahls von Dir zurücknehme, zeihe ich Dich einer anderen ſchwereren Sünde. Im Bunde mit der ſchamloſeſten, übelberüchtigtſten Kupplerin haſt Du mir geraubt, was mir für die koſtbarſten Diamanten nicht feil geweſen wäre.

Ein Dieb biſt Du eigentlich nicht, denn Du ſtiehlſt nur aus angebornem Triebe, und das iſt verzeihlich. Jedoch ein Fälſcher warſt Du mit Abſicht, und zwar im Einverſtändniß mit jenem gehäſſigen, weiblichen Fleiſchklumpen, der noch bei weitem kugelförmiger iſt, als Du. — Nicht wahr? Bei dieſen Zeilen wirſt Du in Zukunft auch meiner gedenken?

Nancy.“

Nachſchrift. »Beſtelle Deiner mehr als Du kugelförmigen Mitſchuldigen: Der verrätheriſche Schmuck, den alle Juweliere und Pfandleiher kennen, weil die Leichtgläubigkeit der Unſchuld ſo häufig damit bethört wurde, befinde ſich in meinen Händen, und die Reihe ſei jetzt an ſie gekommen und auch ihr werde ich eine *freundliche Erinnerung* hinterlaſſen.“

Dieſer Brief ward augenblicklich abgeſandt und Habakuk empfing ihn, da er eben im Begriff war, mit den Seinigen zu Tiſche zu gehen.

Einen Brief von Nancy wagte er nicht wieder unerbrochen zurückzuſenden. Er öffnete ihn ſogleich und las Anfangs mit ruhigen Mienen; plötzlich aber verfinſterte ſich ſein Antlitz und er ſtampfte mit dem Fuße.

„Habakuk!“ fragte ſeine kleine ſchiefe Frau, „wollen wir denn nicht endlich zu Tiſche gehen?“

„So geh't doch zu Tiſche!“

„Wir werden doch ohne Dich nicht eſſen!“

„Ich eſſe heute gar nicht, ich habe keinen Appetit,“ rief Habakuk und eilte zur Thür hinaus, die er dröhnend hinter ſich zuwarf.

Stehenden Fußes begab er ſich zur Gerard.

Die hübſchen jungen Ladenmädchen begrüßten ihren guten alten Bekannten mit lautem Jubel. Doch ihre Heiterkeit und Artigkeit blieb heute vergebens und Habakuk, wie luſtig und freigebig er ſich auch ſonſt jederzeit erwies, wollte heute von den „Kleinen“ durchaus nichts wiſſen.

Die Gerard befand ſich in ihrem Cabinet. Sie ſaß auf einem Divan und trank Kaffee.

„Schöne Geſchäfte!“ begann Habakuk, „nicht gedacht ſollen ſolche Geſchäfte ſein! Meine Feinde ſollen ſolche Geſchäfte machen!“

„Was fehlt Ihnen, Herr Habakuk?“

„Zweimal bin ich mit dem Schmuck angeführt. Zum erſten Male habe ich Geld darauf geliehen. Zum zweiten Male muß ich ächte Diamanten dafür geben und zum dritten Male endlich muß ich ihn jetzt kaufen.“

„Wozu das?“

„Dieſe Nancy iſt eine leibhaftige Maſchkiſſe, eine Lillich, eine Schlange. Nehmen Sie ſich in Acht vor ihr. Da leſen Sie, jetzt ſind Sie daran.“

Der Gerard ward nicht ganz wohl zu Muthe als ſie den Brief las. Indeſſen ſagte ſie: „Was will denn dieſe hergelaufene Dirne? Ich werde ihr zeigen, was eine Hamburger Bürgersfrau iſt.“

„Was thun Sie damit, Madame? Dieſe hergelaufene Dirne iſt jetzt eine große Dame geworden und hat die vornehmſten Protectionen. Mich hätte ſie faſt von der Börſe jagen laſſen, und Gott weiß, was ſie mit Ihnen vor hat!“

„Ich fürchte mich nicht vor ihr.“

„Aber ich fürchte mich vor ihr. Der Schmuck muß wieder in meinen Händen ſein, ich habe nicht eher Ruhe!“

„So gehen Sie doch zu ihr und fordern Sie ihn.“

„Ich mag ſie nicht wiederſehen. Sie iſt mir zuwider, wie das Fieber, wie die Blattern, wie das Schweinefleiſch.“

„Ich eſſe nun gern Schweinefleiſch und will auch zu ihr gehen, aber mir wird ſie den Schmuck nicht umſonſt geben. Sie hat ihn für tauſend Mark mir angeboten!“

„Geben Sie ihr tauſend Mark, geben Sie ihr zweitauſend Mark, geben Sie ihr mehr noch. Aber, laſſen Sie ſich eine Quittung von ihr geben. Hat es mir einmal ſo viel gekoſtet, frage ich nach ein Paar tauſend Mark auch nicht. Ich will endlich Ruhe haben.“

„Ich will augenblicklich zu ihr gehen.“

„Die Sache muß heute abgemacht werden. Denn ich will morgen an die Börſe gehen; ich will morgen in der Börſenhalle ſein und ich will Friede haben vor dieſem Lüders, vor dieſem Eſau, dieſem Judenfeind!“

„Verlaſſen Sie ſich darauf, ich bringe die Sache in Ordnung.“

Beruhigt verließ ſie Habakuk, der großes Vertrauen in ſie ſetzte. Auch machte ſie ſich ſogleich auf den Weg nach der ABC-ſtraße.

Nancy hatte ihre Drohung ſo ernſtlich nicht gemeint. Sie hatte ſo viel zu thun, um ſich die erforderlichen Papiere zu ſchaffen, ihre Möbeln zu verkaufen und die ſonſtigen Vorbereitungen zur Reiſe zu treffen, daß ihr keine Zeit blieb, an die Gerard und an Rache zu denken. Sie erſtaunte daher nicht wenig, als nach einem Pochen an ihrer Thür auf ihr „Herein!“ die Gerard näher trat.

„Sie hier? bei mir, Madame?“

„Ja. Sie waren neulich bei mir, um mir einen Demantſchmuck anzubieten und ich komme, Ihnen denſelben abzukaufen. Erlauben Sie zuvörderſt nur, daß ich mich ſetze.“

„Nein Madame, das erlaube ich nicht. Meine Stühle dürften zu ſehr darunter leiden, wenn Perſonen Ihres Gewichts ſich darauf hinſetzen. Ich bitte, gehen Sie.“

„Verzeihen Sie, daß ich ſo frei bin!“ ſprach die Gerard und ſetzte ſich dennoch.

Zwei ſchlaue Frauen befanden ſich einander gegenüber, es ſchien einen ernſten Kampf zu gelten. Beide aber ſahen augenblicklich ein, daß alle Vortheile auf Nancy's Seite waren und daß die Gerard, um zum Ziele zu gelangen, ſich allen ihren Bedingungen fügen mußte.

„Madame!“ hub Nancy an, „Ihre Nähe iſt mir unerträglich, ich bitte, entfernen Sie ſich und zwingen Sie mich nicht, Aufſehen zu machen.“

„Mademoiſelle wird das Aufſehen vermeiden. Denn meine Bekanntſchaft kann ihr nicht zur Ehre gereichen, zumal in ihrer jetzigen beneidenswerthen Lage.“

„Was wollen Sie denn? Machen Sie es kurz.“

„Den Schmuck! Sie haben tauſend Mark gefordert.“

„Heute koſtet er das Doppelte.“

„Das kann nicht ſein. Mademoiſelle darf nicht aufſchlagen, nachdem ſie einmal gefordert hat.“

„Ich habe tauſend Thaler gefordert, dreitauſend Mark und habe keine Luſt, Worte mit Ihnen zu wechſeln. Wollen Sie ja oder nein?“

Die Gerard erhob ſich und reichte ihre fleiſchige Rechte hin: — „Ich will! Topp! ſchlagen Sie ein!“

„O Pfui, ich mag Ihre Hand nicht berühren!“

„Ihr Wort genügt. In einer Stunde haben Sie das Geld gegen Quittung durch eine dritte Hand, weil Sie mich doch nicht gerne ſehen. Sie liefern dafür den Schmuck aus.“

„Es ſei, für 3000 Mark Bco.“

„Banco?“

„Ich laſſe nicht mit mir dingen und feilſchen, Madame! Ich denke das wiſſen Sie. Adieu!“

„Mademoiſelle! Ich verlaſſe mich auf Ihr Wort. Leben Sie wohl!“

Die Gerard wälzte ſich wieder fort und wirklich erſchien nach Verlauf einer Stunde ein ſchwarzgekleideter Herr, der weder ſeinen Namen nannte, noch ſagte, in weſſen Auftrag er käme. Er zählte die Summe in Gold auf und entfernte ſich mit der Quittung und den falſchen Diamanten.

Lachend ſtrich Nancy die Louisd'ors ein und meinte: „Des freundlichen Hamburgs werde ich ewig gedenken!“

Eine noch größere Ueberraſchung ſtand ihr folgenden Tages bevor. Die Börſe war längſt vorüber, als ein Diener ihr ein Packet einhändigte und ſogleich wieder ging, ohne ein Douceur anzunehmen.

Sie öffnete das Packet. Es enthielt ihre ſämmtlichen an Cäcilie überſandten Schriften, nebſt einem Etui von ſchwarzem Sammet mit reichem Goldbeſchlag. Sie hob den Deckel, ein prachtvolles Demantkreuz blitzte ihr entgegen, welches an Werth ihre geſtern entnommenen Diamanten bei weitem übertraf.

Bedeckt war es mit einem wohlriechenden Velinblättchen mit der Inſchrift: „Zur freundlichen Erinnerung an Hamburg von C. und L.“

Als Habakuk nämlich heut an die Börſe kam, war ſein Erſtes geweſen, Lüders aufzuſuchen, um ihm die Rechnung des Juweliers und Nancy's Quittung über 3000 Mark Bco. vorzulegen.

„Herr Lüders!“ fügte er hinzu, „Gott ſoll mir helfen, das habe ich Ihrethalben gethan! Ein Mann wie Sie ſoll dergleichen nicht von mir denken. Ich will das nicht haben!“

„Herr Habakuk!“ antwortete Lüders, „dieſes Ihr Benehmen iſt überaus nobel. Nur erlaube ich mir Sie aufmerkſam zu machen, daß: So wahr mir Gott helfe, ein heiliger Schwur iſt, den man nicht entweihen darf.“

„Herr Lüders! Wie heißt? — Ich ſage noch einmal Gott ſoll mir helfen, weil ich eben ſo wenig die Diamanten der Mademoiſelle La Rivaliere mitgenommen habe, wie Sie jemals in die Taſche ſtecken werden, was ein Pferd fallen läßt.“

„Mein beſter Herr Habakuk! Laſſen Sie endlich die Sache in Nacht und Vergeſſenheit begraben ſein.

Es kann ja keine weitere Makel auf Ihnen ruhen. Wollen Sie mir aber einen Dienſt leiſten, ſo vertrauen Sie mir dieſe Nota von Meyer Popert an, weil ich Ihnen doch geſtern auch einen Brief zuſtellte, der Ihnen wichtig war. Denn nachdem Sie ſich ſo überaus freigebig gegen Mademoiſelle La Rivaliere erwieſen haben, muß auch ich der Erzieherin meiner lieben Frau, die jetzt der vornehmen Welt angehören wird, ein würdiges Andenken mitgeben. Nach Allem, was Sie ſchon gethan haben, wird es mir ſchwer, etwas hinzuzufügen, was Mademoiſelle La Rivaliere noch erfreuen kann. Allein meine Frau hat einen auserleſenen Geſchmack und ich werde ihr dieſe Nota vorlegen, um mich mit ihr zu berathen, was noch hinzuzufügen iſt.«

»Gott, Herr Lüders, was machen Sie doch für Worte um ſolch einen Wiſch. — Aber die Sache bleibt unter uns!«

»Hier haben Sie meine Hand darauf. Wünſche gute Geſchäfte, Herr Habakuk!«

»Gleichfalls, Herr Lüders!«

Nach dem Schluſſe der Börſe und als er zur gehörigen Zeit aus der Börſenhalle heimgekehrt war, ſpeiſte Habakuk im Kreiſe der Seinigen mit ſehr ſcharfem Appetit.

Nancy ſchrieb tiefgerührt an ihre vormalige Elevin:

„Schöne Cäcilie!“

„Sollte ich mir wirklich einige Verdienſte um Sie erworben haben, was ich jedoch in Abrede ſtelle, da mein Bewußtſein mir ſagt, daß ich höchſtens meine Pflicht erfüllt haben kann, — ſo übertrifft jedenfalls Ihr Dank bei weitem mein geringes Verdienſt. Meinen Dank muß ich daher auf eine Phraſe beſchränken. Sie lautet: Wer den Armen wohlthut, der handelt nach Gottes Willen, wer aber um Reiche ſich verdient macht, der handelt klug und erlangt Glück und Ehre!“

„Bewahren Sie dieſe Zeilen in Ihrem Stammbuch zur freundlichen Erinnerung an Ihre

Nancy.“

Am folgenden Morgen ſtand die Extrapoſtchaiſe vor Nancy's Thür in der ABCſtraße und nachdem ſie ihre Wärterin und die Arbeitsleute, welche ihr Gepäck beſorgt, reichlich belohnt hatte, reiſte ſie ab mit ſammt ihren freundlichen Erinnerungen an Hamburg.

Elftes Kapitel.

Hepp! Hepp!

Obwohl Lüders, eingedenk ſeines gegebenen Handſchlags, das tiefſte Schweigen bewahrte, und Habakuk ſo wie die Gerard um ihrer ſelbſt willen den Mund nicht aufthaten: ſo blieb dieſer Vorfall doch keineswegs verſchwiegen.

Nancy's Schönheit, ihr ſtolzes Weſen, ihre ungezwungene Vertraulichkeit mit Habakuk und endlich das unkluge Benehmen des Letzteren im Theater, ſeine Angſt und Beſtürzung bei den wenigen Worten, die Lüders in der Börſenhalle ihm ſagte: Alles das war auffallend genug, um ſelbſt in dem großſtädtiſchen, gewühlreichen Hamburg nicht unbemerkt zu bleiben. Man fragte, forſchte und vielleicht auch hielt der Juwelier Meyer-Popert nicht reinen Mund. — Kurz, es verbreiteten ſich finſtere Gerüchte, als habe der reiche jüdiſche Banquier Habakuk aus angeborenem Diebesſinn Diamanten geſtohlen.

Es war damals eine hochgeſtimmt-romantiſche Zeit. Man turnte, trug altdeutſche Röcke und ſchwärmte für die Freiheit, für das Mittelalter, für die deutſche Eiche und ſelbſt für den Katholicismus. Auch Judenverfolgungen mit Hepp-Hepp-Geſchrei waren nichts Unzeitgemäßes und das lehrte die Folge. —

An allen öffentlichen Orten wurde dies ſeltſame Tagesereigniß beſprochen und daraus, daß ein Jude aus angeborenem Diebesſinn geſtohlen hatte, wollte man die Schlußfolge ziehen, daß alle Juden geborene Spitzbuben und Betrüger wären.

Ein ungerechteres Vorurtheil konnte es wenigſtens damals nicht geben.

Die Juden hatten während des Befreiungskrieges mit ihren chriſtlichen Cameraden in Reih' und Glied gekämpft, hatten Orden und Offiziersgrade erlangt. Sie hatten die Leiden, Bedrückungen und Kriegslaſten gemeinſam mit ihren chriſtlichen Mitbrüdern ertragen, — Mit dem Frieden hatte auch die Continentalſperre wieder aufgehört. Handel und Schifffahrt waren wieder frei und es war jüdiſchen Kaufleuten gelungen, ſich in allen Zweigen des Handelsverkehrs Achtung und Credit zu verſchaffen.

Auch Künſte und Wiſſenſchaften waren wieder aufgeblüht und unter den Künſtlern und Gelehrten erſten Ranges behaupteten auch Juden ihren Platz.

Endlich hatten ſie, um ſich ihren chriſtlichen Mitmenſchen an Sprache und Sitten gleichzuſtellen, in Hamburg einen deutſch-iſraelitiſchen Gottesdienſt eingerichtet, um ihren Jehova nicht mehr in ihrer heiligen Sprache anzurufen, ſondern um den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde in deutſcher Sprache anzubeten.

Indeſſen hat die öffentliche Meinung ihre eigene Moral. Sie macht keine Unterſchiede und noch weniger befaßt ſie ſich mit Unterſuchungen. Sie verurtheilt und entſchuldigt je nach ihrer Eingebung und zu Gunſten und Vortheil der vorherrſchenden Stimmung.

Das Sprichwort lautet: Kleine Diebe hängt man und große läßt man laufen. Habakuk war ein großer Banquier. Sollte er deshalb ungeſtraft ſtehlen? Durfte ein jüdiſcher Dieb in einem chriſtlichen Staate unbeſtraft bleiben, während chriſtliche Diebe der Rache des Geſetzes unterworfen ſind?

Ich laſſe den Werth der öffentlichen Meinung dahin geſtellt ſein. Sie iſt unbeſtändig und wandelbar wie Wind und Wetter. Allein dem Wind und Wetter muß man ſich fügen, denn will man dagegen ankämpfen, ſo hat man keine Hoffnung, Etwas zu ändern oder zu beſſern. Nur ſo viel ſei hier geſagt: daß die öffentliche Meinung damals noch nicht im Cours war, und daß man noch keine Ahnung davon hatte, daß ſie wirklich eine Macht ſei.

Unglücklicherweiſe auch iſt das orientaliſche Blut reizbar und taktlos. Und ſtatt ſich von öffentlichen Orten fern zu halten, wo ſolche Geſpräche im Schwange waren, ſtatt ſich verborgen zu halten, bis die gereizte Volksſtimmung in dem geſchäftigen gewühlreichen Hamburg ermattete und einſchlief, zeigten ſich die Juden dreiſter als je, widerſprachen und trotzten jeglicher Majorität. — Aber auch ſie waren, wie damals alle Welt, romantiſch geſtimmt und ritterlich geſinnt, und wollten ihr Recht und ihre Unſchuld auf jede Gefahr hin vertreten.

War es ein Wunder, daß, weil ſie die Aufforderung ſich zurückzuziehen, gänzlich unbeachtet ließen, man zu Thätlichkeiten ſchritt und die Mißliebigen gewaltſam entfernte?

Es darf meiner guten Vaterſtadt nicht zum Unglimpf gereichen, daß es bei dieſer Gelegenheit ſelbſt in vornehmen von Damen beſuchten Localen zu ſcandalöſen Auftritten kam.

Aus dem Alſterpavillon wurden die Juden vertrieben, auf dem Elbpavillon, der nahe ihrem Quartiere lag und wo ſie ſich in gehöriger Anzahl ſammeln konnten, vermochten ſie ſich zu behaupten.

Hiemit aber ſetzten ſie ihre Glaubensgenoſſen und ihre Vaterſtadt einer Gefahr aus, denn das Volk durchzog mehrere Nächte lang die Straßen und warf nicht nur den Juden, ſondern auch anderen mißliebigen Perſonen die Scheiben ein.

Ein Volksaufſtand in Hamburg iſt niemals gefährlich und erhebt ſich niemals zu einer Thatſache von geſchichtlicher Bedeutung. Einen ſogenannten Pöbel, der auf Raub, Mord und Plünderung ausgeht, giebt es hier nicht. Der Hamburger iſt gutmüthig, mildthätig und arbeitſam, der geringe Mann iſt zufrieden, wenn er ſein Brod verdient, und für die Armen wird reichlich geſorgt.

Bekanntlich überwiegt Hamburgs überſeeiſcher Einfluß die merkantiliſche Bedeutung aller deutſchen Bundesſtaaten zuſammengenommen. Dieſes Bewußtſein erſtreckt ſich bis in die unterſten Volksſchichten. Zuerſt das Geſchäft, welches ſeinen Mann ernährt und ſelbſtſtändig macht; die Revolution nach dem Geſchäfte. Jede politiſche oder ſociale Emeute in Hamburg trägt daher nur den Charakter einer Volksbeluſtigung, einer Zerſtreuung, die man ſich nach vollbrachtem Tagewerk — freilich ein wenig tumultuariſch erlaubt.

Eine Revolution in Hamburg fängt zu jeder Jahreszeit niemals vor ſieben oder acht Uhr Abends an. Erſt nachdem man ſein Brod verdient hat, gönnt man ſich Muße, ſich mit zeitgemäßer Bewegung zu befaſſen.

Hat dieſe Stunde geſchlagen, ſo wird die Lärmtrommel gerührt, welche die Hälfte der kampffähigen Bevölkerung in Uniform und zu den Waffen ruft, die andere Hälfte hat für heut keinen Bürgergardedienſt und ſammelt ſich auf den Allarmplätzen des zu unternehmenden Tumultes.

Auf dieſe Weiſe ſtellt ſich zwiſchen der Parthei der Ordnung und des Geſetzes, und der Parthei der Bewegung und des Fortſchrittes das allerſchönſte Gleichgewicht her. In Bürgergarden-Uniform und Waffen weiß der Hamburger, was er ſeinem Staate ſchuldig iſt; während der für den Abend freie Hamburger für die Bewegung und den Fortſchritt wirkt. Beide Partheien gehen ſich möglicherweiſe aus dem Wege. Begegnen ſie ſich aber dennoch einmal, ſo räumt die Revolutionsparthei der legitimen Parthei das Feld. — Denn warum? —

Morgen bezieht dieſelbe Parthei, welche heut Bewegung machte, in Uniform und Armatur die Bürgerwachen; und diejenige Parthei, die heut dem Staate diente und die Ordnung aufrecht hielt, dient morgen dem Zeitgeiſte und vollbringt die Bewegung.

Das Sprichwort lautet: So wie du mir, ſo ich dir. Man muß keinen Spaß verderben und leben und leben laſſen.

Das Leben und Leben laſſen iſt bei einer hamburgiſchen Revolution folgendermaßen zu verſtehen. Die Parthei des Tumultus lebt ſehr gut, obzwar aus eigenen Mitteln. Allein was fragt der Hamburger danach, wenn er ſich ein Vergnügen macht, wie viel es ihm koſtet? — Die Parthei der Ordnung aber wird von Offizieren befehligt, die dem großen Kaufmannsſtande oder der Advocatur angehören und ſie laſſen leben. Ihre Leute haben freie Zeche, Speiſen und Weine à discretion und durchaus nichts ordinärer.

Wirklich hat eine hamburgiſche Revolution eine Art von Aehnlichkeit mit den römiſchen Saturnalien. Und am beſten ſtehen ſich dabei die Reſtaurationen, Wirthſchaften, Schenken — und die Glaſer. — Hört aber dieſer Spaß nach zwei oder drei Tagen nicht auf, ſo ſieht ein hochedler Rath ſich gemüßigt, das Aufruhr-Mandat anzuſchlagen und die Garniſon zu Hülfe zu nehmen, welche nach Verleſung deſſelben zweimal blind und einmal ſcharf zu feuern hat. Allein es kommt nicht einmal zur blinden Salve. Todte und Verwundete giebt es bei ſolchen Gelegenheiten alſo nur ausnahmsweiſe und zwar durch ganz beſondere Unglücksfälle.

Auch dieſe Emeute dauerte im Ganzen nur vier bis fünf Tage, oder Abende vielmehr; denn bei Tage hatte man Geſchäfte und beſuchte in Friede und Eintracht die Comptoirs und die Börſe. Erſt Abends gedachte man ſeines Glaubens, um Scheiben einzuwerfen oder ſich auf dem Elbpavillon zu behaupten, wie man es ſeiner Confeſſion ſchuldig war.

Nancy, die unwillkürliche Urheberin dieſer Unruhen, war inzwiſchen auf dem Wege nach Paris. Doch ihre Rache fiel ſchwer auf Diejenigen, die ſie beleidigt hatten.

Zu den bei der niederen Volksklaſſe mißliebigſten Perſonen gehörte auch die dicke Gerard, wegen des unbarmherzigen Wuchers, den ſie trieb, und ihrer ſchlauen Kunſtfertigkeit, unbemittelte junge Mädchen in ihre Schlingen zu verſtricken. An ihr übte der Volkshaß eine qualificirte Rache aus. Nicht nur ihre großen Spiegelfenſter wurden zertrümmert, auch ihr Laden wurde ſpolirt, die Möbeln zerſchlagen und die feinen Putzwaaren, die reichen Stoffe, zerriſſen und in den Koth getreten. Ihren Kleinen geſchah nichts zu Leide, man beruhigte ſie ſogar, weil ſie weinten und ſchrien und fragte nur nach ihrer Herrſchaft. Die Gerard aber hatte ſich, um thätlichen Mißhandlungen zu entgehen, in ihren Keller geflüchtet.

Sie war daher nur an ihrem Eigenthum beſchädigt und wäre lediglich mit überſtandener Angſt und Schrecken davon gekommen, weil die wohlhabende, freigebige hamburgiſche Regierung, zumal bei ſolchen Gelegenheiten, jeden durch Volksexceſſe angerichteten Schaden reichlich vergütet. Allein die mächtigen Protectionen, worauf die Gerard jederzeit gewiſſenloſer Liebesdienſte halber rechnen konnte, wollten dieſes Mal mit ihr nichts zu ſchaffen haben. Es wurde ihr ſogar der wohlgemeinte Rath ertheilt, ihren Schaden in aller Stille hinzunehmen, um die Behörden nicht auf ihr Treiben aufmerkſam zu machen. — In der That auch war ſie reich genug, um dieſen Schaden verſchmerzen zu können. Als ſie jedoch nach Verlauf einiger Tage von ihrem Sachwalter die Nachricht erhielt, daß Habakuk, weil ſein Ruf und ſeine Ehre compromittirt waren und er ſich unmöglich gemacht hatte für die Börſe, für die ganze Stadt und für das Theater ſelbſt, Hamburg für immer verlaſſen habe, ohne die 3000 Mark Bco. für Einhändigung des Schmuckes und der Quittung zu entrichten, da fühlte die Gerard ſich von einem dritten apoplectiſchen Anfall ergriffen. Der Arzt erſchien noch zur rechten Zeit, um ſie zur Ader zu laſſen, bemerkte aber ſchon, daß ein allmäliges Erſterben bereits eingetreten ſei.

Die Gerard war eine eifrige werkheilige Kirchengängerin und ihr Seelſorger wohnte in der Vorſtadt — —, der als fanatiſcher Eiferer bekannte Paſtor —.

Unglücklicherweiſe war er nicht zu Hauſe und als er eiligſt ſpät in der Nacht anlangte, auf Gefahr hin, von ſeiner Vorſtadt abgeſperrt zu werden, weil damals noch nach Mitternacht Hamburgs Thore feſtungsmäßig zugeſchloſſen wurden, war es zu ſpät. — Die Gerard war bereits entſchlafen. Ob ſanft und ſelig, läßt ſich deshalb mit Gewißheit nicht behaupten, weil der Paſtor — aus der Vorſtadt — — ſehr beklagte, dieſe fromme Seele nicht direkt in den Himmel zu befördern gekonnt zu haben.

Letztes Kapitel.

Eine Ehrendame der Herzogin von Angoulême.

Habakuk war nach Paris gegangen und etwa drei Monate nach dieſen Ereigniſſen hatte er mit Fould & Fould-Oppenheim ein Geldgeſchäft abzuſchließen.

Er begab ſich nach dieſem Comptoir in Begleitung des portugieſiſch-iſraelitiſchen Mäklers Abenſur.

Vor dem Hôtel dieſes großen Banquiers hielt eine ariſtokratiſche Equipage, ein altadeliges Wappen prangte an den Thüren der Caroſſe und der reichbetreßte Kutſcher und Lakai trugen daſſelbe Wappen auf ihren ſilbernen Knöpfen.

Habakuk und Abenſur traten an die ſteinerne Treppe, links vom Portal, die zur Caſſe und dem Comptoir führte.

Eine ſchöne ſtolze Dame kam aus dem Comptoir und der alte kleine Fould, ſo wie ſein langer bleicher Sohn gaben ihr unter verbindlichen Complimenten das Geleite.

Sie ſetzte ihre goldene Lorgnette an, um die beiden Männer, die ehrerbietig unten an den Stufen ſtanden, in Augenſchein zu nehmen.

„Herr Fould!“ fragte ſie ziemlich hörbar, „iſt der kleine dicke Herr da unten nicht der aus Hamburg verjagte Banquier, der Diamanten ſtahl?“

Der alte Fould gab ihr eine ſehr leiſe und devote Antwort, worauf ſie mit vornehmer Gleichgültigkeit die Treppe hinunterſtieg, ohne die beiden Männer eines Blickes zu würdigen.

„Nach den Tuilerien!“ rief ihr Lakai, indem er hinten aufſprang.

Höchſt aufgebracht erſtieg Habakuk die Treppe und begab ſich in das Comptoir.

„Herr Fould! Verzeihen Sie! Wer war dieſe Dame, die eben hier abfuhr?“

Der alte Fould verſetzte ehrerbietig: „Mademoiſelle La Rivaliere d'Etrennes Pont ſur Aube, Ehrendame der Herzogin von Angoulême.“

„Wie heißt Ehrendame? rief Habakuk. Was hier eine Ehrendame iſt, war in Hamburg meine Maitreſſe.“

„Herr Habakuk!“ ſprach der alte Fould, „ich muß Sie bitten, ſolche Reden auf meinem Comptoir zu unterlaſſen!“

Habakuk erwiederte eifrig: „Herr Fould! Was thun Sie damit? Ich ſchwöre Ihnen bei meiner Seele, bei der Tugend meiner Mutter und dem Grabe meines Vaters, dieſe Ehrendame der Herzogin von Angoulême war in Hamburg meine Maitreſſe.“

Der lange, bleiche, junge Fould nahm das Wort und verſetzte ſehr nachdrücklich: „Herr Habakuk! Reden und ſchwören Sie dergleichen wo Sie wollen. Nur hier auf dieſem Comptoir iſt es ſehr unanſtändig!“

Dawider ließ ſich nichts einwenden und man ging zu Geſchäften über. —

Als Habakuk und Abenſur ſich aber wieder auf der Straße befanden, begann Erſterer:

„Abenſur! Wie ſagt doch Goethe? Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!“

„Verzeihen Sie, Herr Habakuk! Das ſagt nicht Goethe, das ſagt Schiller!“

„Nun? Ob es dieſer oder jener Chriſt geſagt hat, iſt doch ein Thun?“

„Herr Habakuk! Ich kann doch nicht dafür, daß es Schiller geſagt hat und nicht Goethe!“

„Laß es meinetwegen Schiller geſagt haben. Aber dieſe Perſon gilt für eine Ehrendame und ich ſoll ein Diamantendieb ſein? Und das iſt Weltgeſchichte? Nun ſagen Sie mir, wo bleibt das Weltgericht?“

„Ich will es Ihnen ſagen, Herr Habakuk: Wie heißt es in unſerer heiligen Tora? Die Sünden der Väter werden heimgeſucht an ihren Kindern und Kindeskindern. Und der Talmud fügt hinzu: Der liebe Gott herrſcht zwar nach Laune und Willkür, wie es dem Herrn des Weltalls geziemt; allein er iſt auch der Allgerechte. Eben ſo wie er die Sünden der Väter in ihren Kindern beſtraft, belohnt er in ihnen auch die Tugenden ihrer Väter, und vergilt an den Kindern, was die Väter Gutes vollbracht und unverſchuldet erlitten haben.“

„Nun? Wo bleibt mein Weltgericht?“

„Gott wird ſeiner Zeit ſchon die Rechnung ausgleichen. Vielleicht wird über kurz oder lang einer Ihrer Nachkommen und Söhne aus Hamburg als etwas Beſſeres fortgeſchickt; **wieder, woran er eben** ſo unſchuldig iſt, wie Sie an dem Diamanten-Diebſtahl und die Welt wird alsdann ſagen: **der** Vater mit aller ſeiner Schande, war mir lieber, **als der** Sohn mit allen ſeinen Ehren.

* * *

In gleichem Verlage iſt erſchienen:

Komiſche 1001 Nacht. Eine Quinteſſenz amüſanteſter humoriſtiſcher Lectüre von Ad. Glaßbrenner. 1 Band von 260 Seiten. Eleg. geheftet Preis: 1 Thlr.

Illuſtrirte Romane.

Große prachtvolle Ausgabe mit vielen Holzſchnitten geziert zu beiſpiellos billigen Preiſen.

Die Ritter vom Landsknecht, von Foudras &c. Mit 29 Illuſtrationen. Preis: 22½ Sgr.

Der Bandit von London, von Ainsworth. Mit 38 Illuſtrationen. Preis: 20 Sgr.

Die drei Musquetiere, von A. Dumas. Mit 56 Illuſtrationen. Preis: 21 Sgr.

Die Kunſt zu gefallen, von E. Sue. Mit 22 Illuſtrationen. Preis: 6 Sgr.

Manon Lescaut, von Prevoſt. Mit 26 Illuſtrationen. Preis: 6 Sgr.

Japhet, der einen Vater ſucht, von Marryat. Mit 24 Illuſtrationen. Preis: 12 Sgr.

Johanna von Neapel, von Gentilhomme. Mit 17 Illuſtrationen. Preis: 6 Sgr.

Theater des Auslandes, in Bearbeitungen von W. Friedrich. 6 Bände à 12 Lieferungen. Preis pro Band 1 Thlr. 15 Sgr.

Daſſelbe in einzelnen Lieferungen à 5, 7½ und 10 Sgr.

Görner, C. A., Luſtſpiele. 1r Band: Ein glücklicher Familienvater. — Durchgefallen und gewonnen. 1 Thlr.

Zwei Novellen

von

Dr. Hermann Schiff.

II.

Redlichkeit und Schwindel.

Hamburg, 1856.
Verlags-Comptoir.
(Th. Niemeyer.)

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Die Sperre begann heut eine halbe Stunde früher und die Thorglocke läutete die letzten Minuten ab. In dicht gedrängten Maſſen wogten die Heimkehrenden über den breiten Thordamm; Fuhrwerke aller Art raſſelten hindurch; verſpätete Fußgänger rannten athemlos aus der Stadt herbei, um noch bei Zeiten in's Freie zu gelangen, und Alles wetteiferte, die wenigen Schillinge Thorgeld zu erſparen. Die ſchlichte bürgerliche Droſchke, wie die elegante ariſtokratiſche Halbchaiſe boten ihr Aeußerſtes auf, einer mißliebigen Abgabe zu entgehen.

Vor dem Zeughausmarkte, am Fuße der Wälle, ſtockte das Gewühl der Voranſtürmenden. Man hatte ſeine Schritte beſchleunigt und wollte ſich von der Anſtrengung erholen. Man überlegte, ob man den Reſt des Abends auf dem Elbpavillon oder in einem anderen Locale zuzubringen habe; man wollte Blicke und Gedanken noch einmal hinaus in's Freie ſenden, welches heute um eine halbe Stunde früher ſteuerbar ward, oder man wollte auch nur die wimmelnde und wogende Menge anlangen und in den verſchiedenen Straßen ſich zerſtreuen ſehen. Die hanſeatiſchen-Dragoner hatten alle Hände voll zu thun, die Stillſtehenden zum Weitergehen zu bewegen.

Plötzlich erhob ſich wüthender Lärm und gellendes Hülfsgeſchrei. Auf dem Dammthorwalle war ein junges, kaum eingefahrenes Geſpann vor den im ſchärfſten Trabe vorüberrollenden Wagen ſcheu geworden. Die feurigen Roſſe, die ſich keinen Vorrang abgewinnen laſſen wollten, hatten das Gebiß zwiſchen die Zähne genommen und den Kutſcher vom Bocke geriſſen. Pfeilſchnell ſchoß der Wagen den ſanften Abhang des Walles hinunter mitten in den dichteſten Menſchenſtrom hinein, der wie eine eingepferchte Schaafheerde, wenn der Wolf einbricht, laut ſchreiend auseinander ſtob. Was nicht auswich, ward ungeriſſen und überfahren, und das Hülfs- und Angſtgeſchrei, das wirre und verworrene Flüchten, das Raſſeln und Schmettern der Räder auf dem Pflaſter verwilderte die brauſenden Roſſe vollends. Wie raſend ſtürmten ſie über den Zeughausmarkt nach dem grünen Sood und im geſtreckten Laufe, den Wagen rechts und links an Eckſteinen und Beiſchlägen zerſchellend, ſprengten ſie dem Kuhberg zu, einem gefährlichen Abhang, wo Roſſe und Wagen unfehlbar zu Trümmern zerſchmettert wären.

In der offenen Halbchaiſe befanden ſich zwei Perſonen. Eine ſchöne junge Frau, die halb wahnſinnig vor Todesangſt die Hände rang, und ein dürrer, bleichſüchtiger, junger Mann, welcher, auf Alles gefaßt, die ſchöne Hülfloſe umſchlungen hielt, um ſie mit ſeinem Leibe zu ſchützen und ihr Leben auf Koſten des ſeinigen zu retten.

Die wenigen Menſchen, welche dieſe enge und unanſehnliche Straße belebten, hatten, nur auf die eigene Sicherheit bedacht, ſich augenblicklich hinter

Treppen und Beiſchläge, in Haus- und Kellerthüren geflüchtet. Nur ein einziger hochgewachſener junger Mann blieb mitten im Wege ſtehen, obſchon man ihm von allen Seiten und aus vollem Halſe zuſchrie, ſich zu retten.

Mit blitzenden Augen, mit wogender Bruſt und ſchnaubendem Athem ſtand er da, vorübergebeugt; die Entfernung ermeſſend und den entſcheidenden Augenblick erlauernd, um ſich wie ein Tiger auf ſeine Beute zu ſtürzen. — Ein jäher Sprung — ein kühner Griff — und er hatte beide Pferde dicht am Gebiß im Zügel. Sie ſträubten, bäumten, ſchüttelten ſich; ſie ſchleppten und zerrten ihn eine kleine Strecke weit. Er aber ließ nicht ab, und das eine Pferd ſtürzte, das andere ſchlug ungeberdig wider Schwengel und Deichſel. — Der Wagen hielt kaum fünf Schritt vor dem verderblichen Abhang.

Ein Freudengeſchrei erhob ſich, und nun die Gefahr vorüber war, kamen Menſchen genug herbei, die keuchenden Roſſe vollends zu bändigen. Der junge

Mann trat an den Wagen und öffnete den Schlag. Die ſchöne Frau ergriff, immer noch zitternd, ſeine Hand, ließ ihre Thränen darauf fallen und rief mit ſchmelzender Stimme: »Sie haben zwei Menſchenleben gerettet.« Er half ihr ausſteigen, und kaum befand ſie ſich auf ſicherem Boden, als ſie ohnmächtig in die Arme ihres Begleiters ſank.

»Ihren Namen, mein Herr!« begann dieſer. »Ich muß Sie wiederſehen, um Ihnen meine volle Erkenntlichkeit zu beweiſen. Sie wiſſen nicht, wie viel ich Ihnen verdanke.«

»Ich bin ein Fremder,« antwortete der junge Mann, »und erſt ſeit wenig Stunden in Hamburg. Es freut mich, daß mich der Zufall in den Stand ſetzte, Ihnen einen Dienſt zu leiſten. Hoffentlich wird dieſer Unfall weder für Sie, noch für Madame von Folgen ſein.«

Inzwiſchen hatte ſich die ganze Straße mit Menſchen gefüllt, welche Wagen und Pferde, Retter und Gerettete umgaben und größtentheils der niederen Claſſe angehörten. Die Aufmerkſamkeit, mit der ſie den jungen Mann betrachteten, und die Ehrfurcht, welche ſie ihm erwieſen, ſchienen ihm läſtig zu werden. Er ſorgte für die Aufnahme der Ohnmächtigen in einem der nächſten Häuſer, empfahl ſie dort noch einmal der Sorgfalt ihres Begleiters und verabſchiedete ſich hierauf mit dem feinen Anſtande eines Weltmannes. Wohin er ſich wandte, machte die Menge ihm ehrfürchtig Platz, man deutete mit Fingern auf ihn und einer ſagte dem anderen: „Dieſer junge Herr in dem grünen polniſchen Rock mit den großen ſilbernen Sporen hat ganz allein Wagen und Pferde aufgehalten.“

Auf dem Zeughausmarkt erſt gewahrte er, in welche Unordnung ſein Anzug gerathen war. An ſeinen Beinkleidern waren die Stege geriſſen und an ſeiner mit Schnüren reich beſetzten Pikeſche mehrere Näthe geplatzt. So konnte er ſich füglich nirgend blicken laſſen und es blieb ihm nichts übrig, als die erſte beſte Droſchke zu nehmen, um nach ſeinem Hôtel zu fahren.

* * *

Graf Victor von Glitzemark zählte fünf und zwanzig Jahre, war groß und ſchlank, hatte dichte ſchwarze Locken und große dunkelblaue Augen, kurz, war ſeiner äußeren Geſtalt nach ein Cavalier.

Auf dieſe Vorzüge war er jedoch minder ſtolz, als auf ſeine edle Abkunft. Einem alten hochberühmten Geſchlechte entſproſſen, war bisher ſein einziges Streben geweſen, an Glanz und Aufwand es ſeinen Standesgenoſſen gleich zu thun. Dies zog ihm Spott und üble Nachrede zu, denn man kannte ſeine Vermögensumſtände; allein es kümmerte ihn wenig. Er fuhr fort zu verſchwenden und ſich in Schulden zu ſtürzen, und als endlich ſein Credit erſchöpft und ſein Ruin ſtadtkundig war, griff er, um ſich Geld zu verſchaffen, auch zu ſolchen Mitteln, welche ſich mit Ehre und Gewiſſen nicht mehr vertragen.

So ſtand er denn endlich an dem Abgrund, wo man nur durch Selbſtmord dem Elend und der Schande entgehen kann, als eben noch zur rechten Zeit, da er ſeine Piſtole gleichſam ſchon geladen hatte, eine nicht unbeträchtliche Erbſchaft ihm zufiel, welche mindeſtens hinreichte, ſeine Schulden zu tilgen.

Ueppigkeit und Verſchwendung aber waren ihm einmal zur zweiten Natur geworden, und ſtatt Ehre und guten Namen zu retten, zog er vor, ſein Glück in einem fernen Welttheil zu verſuchen, wo zwar Geburtsvorzüge nicht galten, allein ein kühner und gewandter Abenteurer großes Aufſehen machen konnte. Gelang ihm das, ſo war ſein Name gerettet. Er beſaß alle Eigenſchaften eines vollkommenen Cavaliers; als Reiter, Fechter, Schütze, Tänzer, Spieler ſuchte er ſeines Gleichen; er hatte cavaliermäßig ſich zu Grunde gerichtet und die gute Geſellſchaft hat einen Kunſtausdruck, ein Salon- und Modewort, die abenteuerlichſten Ausſchweifungen dieſer Art zu entſchuldigen. Dieſes Wort kömmt aus dem Engliſchen. Der reiche und mächtige britiſche Adel zählt bekanntlich viel jüngere Söhne, welche ſich mit einem kleinen Jahrgehalt begnügen müſſen. Statt in London kärglich davon zu leben, ziehen ſie es mitunter vor, die Welt zu durchwandern und durch kühne und abenteuerliche Streiche von ſich reden zu machen. Man nennt ſie excentrics oder excentriemen. Und als ſolch ein excentric wollte Victor Graf von Glitzemark nach Amerika auswandern. Gelang es ihm, ſich dort en vogue zu bringen, ſo war ſein Name nicht mehr ſchwarz angeſchrieben und man konnte in jedem Salon ohne Scheu von ihm reden.

Nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt, war ſeine erſte Sorge, ſich nach einem gewandten und erfahrenen Kammerdiener umzuſehen, denn in Amerika iſt dergleichen ſchwer zu haben und es lag dem ſchönen jungen Cavalier daran, durch eine ausgewählte Toilette die Vorzüge ſeiner Geſtalt in der neuen Welt geltend zu machen.

Der neuangenommene Kammerdiener hieß Hadrian und war ein geborener Hamburger, der lange auswärts conditionirt hatte. Nach vielen Jahren führte ihn heute ein freundliches Schickſal wieder in ſeine Vaterſtadt zurück und er brannte vor Verlangen, bevor er ſeinen Herrn in die neue Welt begleitete, ſeine alte Mutter noch einmal zu ſehen.

Graf Glitzemark, gutmüthig wie alle Verſchwender, hatte ihn für den ganzen Tag beurlaubt und war ſelbſt nach dem Hafen gegangen, um die Anſtalten zur Ueberfahrt nach London zu treffen.

* * *

Die Droſchke hielt vor dem Hôtel. Mit großem Geräuſche wurden beide Flügel der inneren Glasthür aufgeriſſen und mit üblicher Geſchäftigkeit eilten die Aufwärter herbei, den Schlag zu öffnen. Mit einem Lichte in der Hand ſtand der Oberkellner mitten im Vorhaus und ſchien nicht wenig über den unordentlichen Anzug des jungen Grafen befremdet, den er mit großen Augen muſterte.

Victor ging ruhig an ihm vorüber die Treppe hinauf nach ſeinen beiden Zimmern im erſten Stock nach vorn.

»Herr Graf!« rief ein wohlbeleibter Mann in einem ſtattlichen Hausrock. — Wie ſich von ſelbſt verſteht, war es der Wirth des Hôtels, der es ſich nicht nehmen ließ, ſeinem Gaſte den ihm gebührenden Titel zu geben. — „Herr Graf! haben Sie die Gnade nur einen Augenblick zu warten, ich bringe die Schlüſſel.“ — „Dummkopf!“ ſprach er zum Oberkellner, dem er das Licht aus der Hand riß und je zwei und zwei Stufen die Treppe hinaufeilte.

Er öffnete die prächtigen Zimmer und zündete die Wachskerzen an. — „Der Herr Graf haben doch kein Malheur gehabt?“ fragte er.

„Nein!“

„Befehlen der Herr Graf noch ſonſt etwas?“

„Eine Cigarre.“

„Sogleich! Befehlen der Herr Graf das Abendeſſen auf Ihren Zimmern?“

„Eine Cigarre,“ wiederholte Victor noch kürzer und ſtrenger als vorhin, wie Jemand, der nicht gewohnt iſt, zweimal zu befehlen.

„Sogleich, Herr Graf! ſogleich!“ Hiemit verbeugte ſich der höfliche Wirth und ging.

Victor vertauſchte die zerriſſenen Kleider mit einem Negligee, ordnete ſein Haar vor dem Spiegel, zündete die Cigarre an und ließ ſich in einer maleriſchen Stellung auf dem Sopha nieder.

„Ich bin heut mit mir zufrieden,“ ſprach er mit ſich ſelbſt. „Zwei Menſchen verdanken mir ihr Leben. Das holde Weib in den Armen des bleichen, finſterblickenden Mannes, wie reizend war ſie ſelbſt in ihrer Todesangſt. Wie rührend malte ſich das Entſetzen in ihren lieblichen Zügen! Mir war, als ſuchten ihre ſchmachtenden Blicke mich; als breitete ſie die zarten weißen Händchen einzig und allein nach mir hülfeflehend aus. — Das war es, was mich tollkühn, todesmuthig machte. Alles Andere war vergeſſen, ich fühlte mich ſelbſt nicht mehr, bis auf den einzigen Gedanken und Entſchluß, ſie zu retten. — Dafür ſegne ich mein Schickſal. Mein Werk iſt es, daß dieſes Engelsbild noch lebt und daß dieſe holdſelige Erſcheinung unverſehrt geblieben iſt, verdankt ſie mir!“

„Freilich! Weiter habe ich nichts zu hoffen. Wie mir ſcheint, iſt ſie die Frau eines Andern und bald werden Weltmeere uns trennen und die ganze Erde zwiſchen uns liegen.«

»Sie wird erfahren, wer ich bin. Meine Gläubiger werden mich in öffentlichen Blättern verfolgen. Sie wird erſchrecken und zürnen; während ich ihr zauberiſches Bild mit mir nehme, wohin ich immer gehe. — Dieſer Handſchuh, den ich an den Pferdezügeln zerſcheuerte, ſei der Talisman, der mich dem Guten weiht. Hieher fielen ihre Thränen, als ihre milde Stimme ſprach: »»Sie haben zwei Menſchenleben gerettet.«« Dies ſei der Wahlſpruch, der mich beſeelt, damit all' mein ferneres Thun und Treiben meiner heutigen That gleiche.«

In dieſer zärtlichen Ueberſchwenglichkeit, bei dieſem gewiſſenhaften Aufſchwung zu tugendlichen Vorſätzen unterbrach ihn ein Pochen an der Thür, ſie öffnete ſich und Hadrian trat näher.

»Biſt Du ſchon wieder da?« fragte Victor.

Hadrian ſchien ſehr bewegt. Ehrerbietig nahte er ſeinem Herrn und küßte ihm die Hand. — »Meine

Mutter hat mich geſegnet, weil ich ſolch einem Herrn diene. Ich bleibe ewig bei Ihnen, Herr Graf. Ich begleite Sie bis ans Ende der Welt. Ich folge Ihnen durch die Hölle.“

„Was fehlt Dir?“

„Sie ſind ein edler großmüthiger Herr. Sie haben dem Banquier W—t und ſeiner jungen Frau das Leben gerettet im Augenblicke, wo Wagen und Pferde den Kuhberg hinunter zu ſtürzen Gefahr liefen.“

„Das weißt Du ſchon?“

„Das weiß ganz Hamburg. Was um die Sperrzeit beim Millernthor im Angeſicht der halben Bevölkerung geſchieht, kann nicht geheim bleiben und am wenigſten eine That, wie die Ihrige.“

„Und woher weißt Du, daß ich es war?“

„Man bezeichnet den unbekannten Retter als einen ſchmucken jungen Cavalier mit einer grünen Pikeſche und großen ſilbernen Sporen. Und als ich das hörte, ſagte ich gleich, das war niemand anders, als mein gnädiger Herr, der Graf von Glitzemark und eilte hierher, weil Sie meiner bedürfen mögten.“

— „Das hätteſt Du bleiben laſſen ſollen, Schwätzer! Du weißt, wie ſehr ich das Aufſehen haſſe. — Am Ende habe ich morgen wohl gar die Freude, mich in allen Tageblättern zu leſen.“

„Ohne Zweifel.“

Victor runzelte die Stirn. — „Hadrian! Gehe morgen mit dem Allerfrüheſten, und beſorge die Ueberfahrt. Morgen reiſen wir und ſollte ich allein ein ganzes Schiff miethen.“

So ſprach Victor voll Unwillen bei dem Gedanken an ſeine Creditoren, vor deren Verfolgung er ſich in Hamburg noch nicht ſicher wähnte. Hadrian hingegen dachte bei ſich:

„Wie abſonderlich und zurückhaltend doch vornehme Herrn ſind. Nur von ihres Gleichen wollen ſie bewundert und geprieſen ſein und dem geringen Manne gönnen ſie kaum, ihren Namen zu nennen.“

* * *

Victor, wie ermüdet er auch war, verbrachte eine unruhvolle Nacht. Die ſeltſame Aufregung, in der er ſich befand, vergönnte ihm nur einen leichten Schlummer, den ein und derſelbe Traum immer wieder ſtörte. Wie ſich ſeine Augenlieder ſchloſſen, erblickte er die reizende Erſcheinung, welche in Todesangſt die zarten Händchen nach ihm ausſtreckte und mit ſanften blauen Augen Hülfe flehend ihn anſtarrte. Und wie er ſich entſchloß, zu ihrer Rettung herbei zu eilen, traten wohlbekannte Geſtalten aus der Heimath mit Wechſeln und Schuldverſchreibungen vor ihn hin, und er fühlte ſich gelähmt an allen Gliedern. Nur durch krampfhafte Anſtrengung vermochte er den Bann zu löſen, der das Verhalten dieſer Papiere ihm anthat, und dann rüttelte ein zuckender Schreck ihn plötzlich wach. — Erſt gegen Morgen ward ſein Schlaf ruhiger.

Um neun Uhr weckte ihn Hadrian und brachte ihm das Frühſtück.

„Ich war im Hafen, Herr! um drei Uhr geht das Packetboot nach London ab.“

„Wir reiſen!“ ſprach Victor und ſprang aus dem Bette.

* * *

Hadrian war ſchon dabei, die Koffer zu packen, als der Banquier W— ſich anmelden ließ.

Es wäre demſelben nicht ſo bald gelungen, ſeinen vornehmen jungen Retter, deſſen Namen er nicht einmal wußte, in dem großen volkreichen Hamburg wieder aufzufinden; aber Dank ſei es dem Aufſehen, welches der geſtrige Vorfall gemacht; die allwiſſende Polizei auf dem Stadthauſe war im Stande, auf die erſte Anfrage jegliche erwünſchte Auskunft zu geben.

„Mag er kommen!“ ſprach Victor zu ſeinem Diener. „Er wird ſehen, daß ich packe und im Begriff bin, abzureiſen. Das wird mehr als die beſten Ausflüchte und Entſchuldigungen helfen, Beſuch und Dankſagungen abzukürzen.“ —

Der Banquier trat ein. — „Herr Graf!“ begann er. „Ja! Sie ſind's, der edelmüthige Herr, der geſtern mir und meiner theuren Frau das Leben rettete.“

Victor lächelte: „Sie finden mich heute ſehr derangirt. Auf Reiſen iſt es nicht anders. Ich freue mich, Sie wohl zu ſehen! Was macht die junge Dame, welche neben Ihnen im Wagen ſaß? Hat ſie ſich von ihrem Schreck erholt?

„Meine Frau, Herr Graf.“ Wir leben ſehr glücklich und in ziemlich glänzenden Verhältniſſen. Unſere ganze Zukunft ſind wir Ihnen ſchuldig und Madame W— denkt ganz wie ich, wenn — —“

„Kein Wort weiter, wenn ich bitten darf,“ unterbrach ihn Victor. „Es iſt mir lieb, Ihnen nützlich geweſen zu ſein.“

„Nützlich, Herr Graf! Nur nützlich?“

„Was iſt es denn weiter? Was ich that, hätte All' und Jeder an meiner Stelle auch gethan!“

„Herr Graf! ich bitte um Verzeihung, der All' und Jeder waren viele zugegen: Schiffer, Arbeitsleute, Handwerker, welche nichts weiter haben, als ihre Sehnenkraft, und ihr tägliches Brod durch tüchtiges Handanlegen verdienen müſſen. Aber ſie haben keinen Finger gerührt, als ſie uns in Lebensgefahr ſahen. Hätte einer dieſer All' und Jeder Ihre That gethan, ich hätte ihn, wie weit ich auch an Rang und Erziehung über ihm ſtehe, in meine Arme geſchloſſen und gefragt: „Wie viel brauchſt Du, um glücklich zu ſein?“ — Ich bin kein König, der zu vergeben hat, was für einen hochgebornen und hochadeligen Herrn, wie Sie, Werth haben könnte. Ich habe weiter nichts für Sie, als herzliche Worte des Dankes, womit ich Sie aber nicht beläſtigen darf, weil Sie ſo entſchieden ſie zurückweiſen! — Doch, wie geſagt, komme ich auch im Namen meiner Frau. Madame W— wünſcht, Ihnen perſönlich ihre Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Wenn Sie daher auch weiter keinen Werth darauf zu legen ſcheinen, einem bürgerlichen Ehepaar das Leben gerettet zu haben, wenn Sie vielleicht eine Ritterthat mißbilligen, die Sie auf freier Straße und nicht in ſtandesmäßig eröffneten Schranken begingen, ſo werden Sie doch immer galant ſein und die Bitte einer Dame erfüllen.

„Sie ſind empfindlich, und nicht ganz mit Unrecht. Aber berückſichtigen Sie meine gegenwärtige

Lage. Ich bin im Begriff, mein Vaterland, ja Europa zu verlaſſen. Sehen Sie ſich um, ich laſſe einpacken.“

„Sie wollen nach Amerika?“

„So iſt es!“

„Nach den Vereinigten Staaten?“

„Ja!“

„Für immer?“

„Das wundert Sie?“

„Wie ſollte es nicht? Sie wollen nach einem Welttheile, wo Geburtsvorzüge nicht gelten.“

Victor ward ſehr verlegen. — „Wer iſt Herr ſeines Schickſals. Müſſen wir nicht unſer Selbſt, unſere beſten Geiſteskräfte unſerem Wirkungskreiſe und unſeren Berufsgeſchäften weihen?“

„Herr Graf! Nur Dankbarkeit berechtigt mich zur Theilnahme an Allem, was Sie angeht; und deshalb glaube ich nicht unbeſcheiden zu ſein, wenn ich ein einziges Wort dieſer Eröffnung erwiedere. Ich bin Banquier. Mein Vermögen, mein Credit ſind ziemlich bedeutend. Ich vermag viel hier wie an allen Börſen. Es würde mich ſehr glücklich machen, wenn Sie jemals meiner Dienſte bedürften. Mein Eifer und meine Pünktlichkeit werden Ihnen darthun, welchen Werth mein Leben und das meiner Frau für mich haben.

Victor reichte ihm gerührt die Hand. — „Herr W—! Meine That kann ich nicht hochſchätzen, ſie iſt ein Werk roher Körperkraft und Gewandtheit. Jetzt aber bin ich dennoch ſtolz darauf, denn ſie hat mir einen Freund erworben.

Der Banquier ſchlug ein. — „Das hat ſie. Mit Thränen ſcheide ich von Ihnen und meine liebe arme Emeline, wie wird ſie erſt ſich grämen, wenn ſie vernimmt, unſer Retter verläßt Europa, ohne ihren Dank mitzunehmen.“ — Er trocknete ſich die Augen und ſah daher nicht die plötzliche Gluth, welche dieſe Worte über Victor's männlich-ſchönes Antlitz jagte. — „Leben Sie wohl!“ fuhr er fort. Sein Sie glücklich. Unſere Segenswünſche und Gebete werden Ihnen folgen.“

Er ging. Victor warf ſich auf's Sopha und drückte die geballte Fauſt wider die Stirn.

Hadrian betrachtete mit Stolz und Rührung ſeinen jungen edelmüthigen Herrn.

„Wäre er allein in dem Wagen geweſen!“ dachte Victor ſtill bei ſich. „Ich würde mich ihm anvertrauen. Aber ſie — nein! nein! Sie muß meine Schuldnerin bleiben!“

Entſchloſſen erhob er ſich und begegnete den Blicken ſeines Dieners, welche theilnehmend auf ihm ruhten.

„Haſt Du nichts zu thun?“

„Wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, Herr Graf. Ich bin ſehr froh, in Ihren Dienſten zu ſein. Wie lange bin ich bei Ihnen? Erſt wenige Tage! und was habe ich nicht alles ſchon erlebt? Aber wie gefallen Ihnen die Hamburger, was ſagen Sie zu dem Banquier W—?

„Er gefällt mir. Er iſt ſehr beſcheiden in ſeinem Stolze und ſehr eigenſinnig in ſeiner Dankbarkeit.“

„Darum denke ich in meinem Sinne,“ fuhr Hadrian fort: „Sie übereilen Ihre Abreiſe nicht. Sie kommen hier an, retten zweien Menſchen das Leben, zerreißen ſich Ihre Kleider, legen ſich ſchlafen und ſchließen Freundſchaft mit einem reichen Banquier. Für kaum zwanzig Stunden iſt das alles Mögliche, aber in ſo kurzer Zeit läßt ſich Hamburg nicht kennen lernen.«

»Was geht es Dich an?«

»Wohl wahr! Ich meine auch nur, bis Philadelphia kommt es auf einen Tag nicht an und Gelegenheit nach London findet ſich alle Tage.«

»Habe ich Deinen Rath verlangt?«

»Verzeihung, gnädiger Herr, ich unterſtehe mich nicht, Ihnen einen Rath zu geben. Wo die Thränen eines berühmten Banquiers und die Bitten der ſchönſten Frau in Hamburg fruchtlos ſind, iſt mein Rath von Ueberfluß.«

»Schweig!« rief Victor, die plötzliche Röthe ſeiner Wangen unter angenommenem Zorn verbergend. »Miſche Dich nie wieder in meine Angelegenheiten oder wir ſind augenblicklich geſchieden!«

Still und beſchämt machte ſich Hadrian wieder an's Kofferpacken. — —

Aber nach einer halben Stunde etwa lief ein wohlriechendes, zierlich gehaltenes Briefchen ein, von einer Frauenhand, wie es ſchien, an den Grafen von Glitzemark gerichtet.

Ziemlich bewegt erbrach Victor das Schreiben und las Folgendes:

„Hochgeborener
Geſtrenger Herr Graf!“

„Nicht meinen Dank ſollen dieſe Zeilen ausſprechen. Er hat keine Worte. Nur als Andenken übergebe ich ſie Ihnen, weil Sie doch für immer von uns ſcheiden, weithin, nach einem fernen, fernen Welttheile. —

Wie ein ſchwerer Traum, aus dem man ſich vergebens wachzuringen mühet, verfolgt mich die einzige Erinnerung: Wie ich von brauſenden Roſſen fortgeriſſen in einem ſchwankenden Wagen hin und dahin geſchleudert wurde. Menſchengewühl, Laternenſchein, Häuſerreihen ſtoben rechts und links an mir vorüber, und das wilde Geſchrei, das Raſſeln der Räder, der klirrende Hufſchlag verwilderter Pferde auf dem Pflaſter ſauſt und brauſt noch immer vor meinen Ohren. — Das Alles war kein Traum, es war Wirklichkeit, ich wachte und Angſt und Schreck, ſtatt meine Sinne zu betäuben, hatten ſie vielmehr geſchärft. Ich gewahrte deutlich Alles vor und neben mir; vor Allem aber: Sie, wie Sie mitten im Wege ſtanden, zürnend vor Wuth und in kühnem Trotze die drohende Gefahr überdrohend. Ich hätte vor Ihnen gezittert, wäre nicht Alles rings um mich ſo wild und gräßlich geweſen.

Auch Ihnen wird dieſes Begegnen unvergeßlich ſein. Zwei Menſchenleben zu retten, iſt ja nichts Alltägliches. Nicht der Zufall, wie Sie zu ſagen geruhten, hat Sie in den Stand geſetzt, uns einen Dienſt zu leiſten. Die Vorſehung hat Sie herbeigeführt, uns einem ſchmählichen Tode zu entreißen und unſerem bisherigen Glücke uns wiederzugeben.

Der heutige Tag iſt ein feſtlicher in unſerem Hauſe. Wir haben kein Feſt veranſtaltet. Es machte ſich von ſelbſt. Unſere Verwandte, Freunde und Bekannte kommen, uns Glück zu wünſchen. — Man kann ja auch ſo jäh und plötzlich nicht vom Ungewöhnlichen in's Alltägliche übergehen. Die Erinnerung, die Angſt-Gefühle wollen ſich zuvor erſchöpft und beruhigt haben und nach jedem denkwürdigen und ergreifenden Ereigniß folgt ein Feſt, ſei es der Freude oder der Trauer gewidmet.

Unſerem heutigen Feſte fehlt der Glanz, die Krone, der Held, der Retter und Sieger. — Ach wie ſchön wäre es doch, nach unſerem Begegnen in einem wilden ſchrecklichen Augenblicke, in Ruh und Heiterkeit uns wiederzuſehen. — Sie ſagen: Nein! Unſtreitig, weil Ihre Pflichten ſtreng, Ihre Zeit gemeſſen, Ihre Geſchäfte dringend ſind. — Aber wenn es dennoch möglich wäre! — Wenn ich hoffen dürfte! — Wenn meine Bitten etwas vermöchten! — Oder wollen Sie wirklich auf immer von uns ſcheiden, ohne ſich zu überzeugen, ob das Leben, welches wir Ihnen verdanken, uns werth iſt, und welchem Glücke Sie uns wiedergegeben haben? —

Ihre ewig dankbare Freundin
Emelina W., geb. S.—"

»N. S. Sie haben mit meinem Mann Freundſchaft geſchloſſen und ich nehme mir meinen Antheil daran, wie Sie ſehen, ohne erſt zu fragen. Denn die Ehe bedingt Gütergemeinſchaft.« —

Als Victor dieſen Brief geleſen, ſprach er bei ſich: — »Ich will ſie wiederſehen. Wo iſt mein Muth? — Seit wann bin ich feige? — Aber freilich, noch habe ich nicht gelernt, die Schande nicht zu fürchten. — Welche Schande droht mir denn? — Wer ahnet ſchon, was ich vorhabe? Und geſetzt, man verfolgte mich. Gehen dieſe Verfolgungen nicht blos meinem Gelde an? Habe ich nicht Geld genug, alle dieſe Läſtermäuler zu ſtopfen? Sie ſoll ich fliehen, um mein Geld zu retten? Ich muß ſie wiederſehen! Ich wage Alles daran!«

Nach einer guten Weile fragte er ſeinen Diener: »Was meinſt Du, Hadrian. Ich bin doch faſt geſonnen, meine Reiſe auf morgen zu verſchieben.«

»Morgen Nachmittag um drei Uhr geht auch ein Packetboot.«

„Gut! Ich bleibe heut' noch. Bereite meine Toilette.“

„So klug war ich ſchon vor einer halben Stunde,“ murmelte Hadrian in den Bart.

* * *

Die Beſuche des Banquiers waren heute ungemein lebhaft und zahlreich. Die Tageblätter, welche mit dem Früheſten ſchon ausgegeben worden, meldeten bereits einen Verfall, welcher die ganze Geldariſtokratie tief ergriff und erſchütterte, nämlich: daß ein Millionair nebſt Frau und Wagen und Pferden auf dem Hamburger Straßenpflaſter beinahe verunglückt wäre. Senatoren und Großbürger, chriſtliche und jüdiſche Börſen-Notabilitäten ſahen ſich bei ſothaner Gelegenheit gemüſſigt, ſolch einem Manne ihre aufrichtige Theilnahme zu erkennen zu geben, perſönlich ihm ihre herzlichſten Glückwünſche zu ſeiner Rettung darzubringen, oder wenigſtens, im Falle er ſich von Todesangſt und Schreck noch nicht erholt habe, ihre

Karte abzugeben oder ſich auf der Liſte der Beſucher zu unterzeichnen.

Der Banquier aber war munter und wohlauf und ſeine reizende junge Frau machte mit rührender Unermüdlichkeit die Honneurs. Gewiß wäre jede andere Dame nach einer ſolchen überſtandenen Gefahr am Morgen darauf unſichtbar geweſen. Allein in Emelinens liebreich lächelndem Antlitz zeigte ſich keine Spur mehr von der geſtrigen Angſt und Noth. Indeſſen ſchien Niemand ſonderlich darauf zu achten, denn der Hamburger Geſchäftsmann hat keine Zeit, galant zu ſein. Auch fanden ſich nur Herren beim Banquier ein, welche kaum flüchtige Grüße von Frau und Töchtern beſtellten. Emeline hatte keine nahe Freundinnen, die ſich Mühe und Umſtände machten, ihr Beweiſe von Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Denn ſie war nicht von reicher Herkunft. Sie hatte nur das Schickſal gehabt, als armes, aber ſchönes Mädchen einen der reichſten Hamburger Banquiers zu heirathen; ſie konnte daher alle anderen Schickſale auch haben, ohne daß man etwas Beſonderes und Erhebliches darin fand.

Aber dennoch harrte ihrer eine Ueberraſchung, welche ihr wenigſtens für den Augenblick eine unerwartete Wichtigkeit beilegte. Ein Diener überbrachte ihr eine Karte auf einem ſilbernen Präſentirteller; ſie ſtieß einen Laut der Ueberraſchung aus und fügte beklommen hinzu: „Aeußerſt willkommen.“

„Was iſt Dir, liebe Emeline?“ fragte ihr zärtlicher, beſorgter Ehegemahl.

Sie reichte ihm die Karte und fügte erröthend hinzu: „Graf Victor von Glitzemark.“

Der Name wirkte und gab der ganzen Geſellſchaft eine andere Wendung. Der Held des Tages und des heutigen Stadtgeſpräches, ein vornehmer junger Cavalier, war gemeldet worden. Er hatte einen Hamburger Millionair ſammt Frau und Equipage vom Verderben gerettet, und der Hamburger hat Sinn für Edelthaten. Eine Großmuth, die man ſeinem Mitbürger und ſeinem Standesgenoſſen erweiſt, betrachtet er, als wäre ſie ihm ſelbſt geſchehen. Der Banquier hatte eine große Gefahr erlitten; dafür ward ihm heute auch eine große Ehre zu Theil. Der Sprößling eines berühmten hocharistokratiſchen Geſchlechtes ſtattete ihm einen Beſuch ab.

Die erſchöpfte Theilnahme erwachte wieder, und die geſpannte Aufmerkſamkeit that ſich in tiefer Stille kund. Man erhob ſich von den Stühlen und nahm hinter denſelben eine gemeſſene und feierliche Stellung an.

Der ſchöne junge Graf, in ausgewählter Toilette, konnte auf keinen ſchmeichelhafteren Empfang gefaßt ſein, wovon er aber wenig gewahrte; ſeine Blicke begegneten Emelinens Blicken und faſt ſchüchtern ſchlug er die Augen nieder, verbeugte ſich und ſprach mit bewegter Stimme:

„Die Wünſche einer ſo ſchönen Dame ſind Befehle für mich.“

Für die arme Emeline war das zu viel. Es veranlaßte ſie, „eine Scene zu machen.“ So nennt man das, wenn man ſich für einen Augenblick von ſeinen natürlichen Gefühlen überwältigen läßt, was in guter Geſellſchaft nicht erlaubt iſt.

Beim Anblick des jungen Grafen, der heute in ganz anderer Geſtalt und in ganz anderer Umgebung ſich ihr zeigte, vergegenwärtigte ſich ihr der geſtrige Vorfall in allen ſeinen Schrecken wieder. Sie fühlte ſich einer Ohnmacht nahe, und ſank beklommen an die Bruſt ihres Mannes. Endlich fand ſie Thränen und ſeufzte tief und ſchmerzlich auf.

„Du biſt doch noch ſehr angegriffen,“ ſprach der erſchrockene Banquier, „und thuſt unrecht, es mir verleugnen zu wollen. Du ſchonſt mich dadurch keineswegs. Im Gegentheil, Du vermehrſt nur meine Beſorgniſſe.“

Indeſſen hatte ſie ſich ſchon wieder erholt. „Nein,“ ſagte ſie, „ich kann mich beherrſchen. Herr Graf werden mich entſchuldigen, weil meine Dankbarkeit zu lebhaft iſt und eher Thränen als Worte findet.“

Lächelnd reichte ſie ihm die Hand, welche er ſchweigend an ſeine Lippen zog. Was er irgend hätte erwiedern können, würde die Scene nur verlängert haben.

Erſt nachdem Victor ſich an Emelinens Seite niedergelaſſen hatte, nahmen auch die anderen Anweſenden wieder ihre Plätze ein. Er mußte ſich einen Schwall von Complimenten über ſeine geſtrige Heldenthat gefallen laſſen, worauf das Geſpräch ſich um ſeine Familie drehte. Seine Verwandten bekleideten hohe Staatsämter und Hofchargen, und wer einen Grafen Glitzemark, wenn auch nur dem Namen nach, kannte, rühmte ſich dieſer Ehre. Man wetteiferte, ihm wohlgefällig zu ſein, nahm das Wort, wenn er ſchwieg, und ſchwieg, wenn er die Lippen öffnete. Kurz, man behandelte ihn wie eine hohe Perſon. Die Söhne der freien Hanſa geizen nicht mit dergleichen Auszeichnungen, wie mit Allem nicht, was kein Geld koſtet.

Indeß war Victor ſpät gekommen und die unerbittliche Börſenſtunde ſchlug, um derentwillen kein Kaufmann ſich ſcheut, jedwede Rückſicht zu verleugnen.

Ein wohlweiſer Senator gab das Zeichen zum Aufbruch, auf die ungezwungenſte Weiſe von der Welt. Er zog nämlich ſeine Uhr aus der Taſche und ſagte: „Ich glaube, es iſt Börſenzeit.“ Hiermit ſchob er ſeinen Stuhl bei Seite und alle Anderen folgten ſeinem Beiſpiel.

W— war in der peinlichſten Verlegenheit. Aber Emeline fügte ihre kleinen weißen Hände zuſammen, ſchaute ihn bittend an und fragte:

„Wie, Herr Graf! Beſchränkt ſich Ihre Gnade nur auf dieſe wenigen Augenblicke? Sie reiſen ja erſt morgen. Wollen Sie uns den heutigen Tag nicht ſchenken?“

Victor ließ ſich endlich erbitten, und damit Emeline Zeit gewann, alle Anſtalten zu treffen, fügte W— hinzu: „Ich habe heute an der Börſe nichts zu thun, was meine Leute nicht verrichten können. Ich erlaube mir daher, Herr Graf, Sie auf einige Stunden in Anſpruch zu nehmen, um Ihnen Hamburgs Sehenswürdigkeiten zu zeigen; dann fahren wir hinaus nach Neumühlen und ſpeiſen auf unſerem Landhauſe.«

»Doch nicht mit unſeren geſtrigen Pferden?« rief Emeline lebhaft.

»Nein, liebes Kind, die ſchlage ich los um jeden Preis, und ſollte ich ſie verſchenken.«

Die älteren und jüngeren Herren, welche beim Eintritt die ſchöne Hausfrau ſo nachläſſig begrüßt hatten, verabſchiedeten ſich jetzt bei ihr mit vollkommener Hochachtung, denn heute war ein Graf bei ihr zu Tiſche.

* * *

Die gediegene Pracht und der bequeme Luxus, welche im Landhauſe des Banquiers durchgängig herrſchten, fielen dem jungen Grafen auf. Das Mahl war auserleſen. Emeline hatte den Hausarzt feſtgehalten und W— den Sohn des —ſchen Miniſters unterwegs angetroffen und gleich im Wagen mitgenommen.

Wenn vier Herren mit einer reizenden Frau, die jeder Huldigung werth iſt, bei Tiſche ſitzen, ſo wetteifern ſie, angenehm und unterhaltend zu ſein und das Geſpräch kann keinen Augenblick ſtocken. Emelinens gefällige Laune, ihr heiteres Sichgehenlaſſen, ihre kindlich-liebenswürdige Lachluſt entzückten Victor. Er geſtand ſich, nie einen glücklicheren Tag verlebt zu haben.

Die Zeit verflog raſch. Ehe man ſich's verſah, war das Deſert aufgetragen und bald darauf wurde Beſuch angemeldet. Die Hausfrau mußte die Tiſchgeſellſchaft verlaſſen, um die angekommenen Gäſte zu empfangen, und die Herren blieben einſtweilen ſitzen, bis ſie zum Kaffee gerufen wurden, der im Garten aufgetragen war.

Das Ereigniß ſowohl, wie auch hauptſächlich, daß der ſchöne, junge Cavalier, von deſſen Ritterthat die ganze Stadt heute ſprach, auf dem Landhauſe des Banquiers anzutreffen ſei, hatte auch in der Damenwelt Senſation gemacht, und die Frauen und Töchter der nächſten Anverwandte und Freunde des Banquiers bewogen, eine Garten-Viſite abzuſtatten.

Die Geſellſchaft ward immer zahlreicher und Victor war von Neuem der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit und Bewunderung. Er ſchien wenig Werth darauf zu legen, in der Stille aber freute es ihn dennoch. Emeline war ja Zeuge ſeines Triumphes und die Huldigungen, die er ihr weihte, mußten jetzt doppelten Werth haben.

Frauen aber behaupten ihre Anſprüche dreiſter und entſchiedener als die Männer, und hatten die älteren Herren ſchon beim Morgenbeſuch Emeline ziemlich vernachläſſigt, ſo wagten die jüngeren, welche in Begleitung ihrer Mütter und Schweſtern gekommen waren, noch weniger viele Umſtände mit ihr zu machen. Die Frauen nahmen eine herablaſſende Gönnermiene gegen ſie an, belehrten, bekrittelten und belächelten ſie; die jungen Mädchen beobachteten eine ſtrenge Zurückgezogenheit und Emeline, die mit ihrer Heiterkeit und Lebhaftigkeit ihre Tiſchgäſte bezaubert hatte, war unter den Damen im Garten ſehr einſilbig und ſchüchtern und ließ ſich jede Zurückſetzung geduldig gefallen.

Alles dieſes befremdete Victor. Ja es verdroß und ſchmerzte ihn. Er nahm den Sohn des —ſchen Miniſters bei Seite und flüſterte ihm zu:

„Betrachten Sie einmal alle dieſe Frauen und jungen Mädchen. Ich finde ſie von gewöhnlicher, meiſtens unſchöner Geſtalt; ihr Anſtand iſt gezwungen, ihre Manieren ſteif und ihre Sprache undeutlich und nicht frei von Dialekt. Madame W— iſt die Einzige unter ihnen, die ſich mit Leichtigkeit und Eleganz zu bewegen weiß. Sie ſpricht zierlich, ihre Worte ſind gewählt und was ſie ſagt hat Sinn, Gefühl und Ausdruck. Wie kommt es, daß eine ſo glänzende Erſcheinung, mit allen ihren ſeltenen Gaben, in dieſem Kreiſe eine ſo untergeordnete Rolle ſpielt?“

Der junge Diplomat zuckte die Achſeln und erwiederte feinlächelnd: „In dieſen Kreiſen herrſcht ausſchließlich das Geld; Liebenswürdigkeit, Bildung und Talent gehört ſchon in untergeordnete Sphäre. Warum ſoll man ſich daher Mühe geben, ſeine perſönlichen Eigenſchaften auszubilden, wenn ihnen doch einmal kein weiterer Werth beigelegt wird? Man würde ſich dadurch nur ſelbſt herabwürdigen, denn in einer großen und volkreichen Handelsſtadt iſt Alles für Geld zu haben, Anmuth, Körperreiz, Bildung, kurz, was Sie wollen. Es giebt hier auch Salons, wo alle perſönlichen Eigenſchaften ſich feilbieten. Die hohe Geldariſtokratie im Gegenſatz dazu, verleugnet ſie, um der Würde und den Anſprüchen des Geldes nichts zu vergeben.

Victor war noch zu fremd in Hamburg, um dieſe Anſpielungen zu verſtehen. Der junge Diplomat indeſſen fuhr fort:

„Jedenfalls bin ich Ihnen ſehr dankbar, Herr Graf, daß Sie mich dieſen Geſprächen von Wirthſchaft, Küche, Toilette, Kindererziehung und Kanzelreden entzogen haben. Ich trachte jetzt, mit guter Manier zu verſchwinden, denn ich habe noch ein Rendez-vous.“ —

Victor beſchloß, als Held des Tages die reizende Hausfrau zu rächen und weih'te ihr jetzt doppelte Aufmerkſamkeit, ohne ſich um die übrigen Damen zu kümmern. Allein es fiel auf und ſelbſt Emeline ward befangen.

»Wahrlich,« dachte er, »wenn ſie die Maitreſſe des Banquiers wäre, man könnte ſie mit auffallenderer Geringſchätzung nicht behandeln. Und wer weiß denn, ob ſie etwas Beſſeres iſt? Der Banquier hat ſie mir als Hausfrau vorgeſtellt, aber dieſe Hamburger Geldmenſchen ſcheinen ſich Alles zu erlauben.«

Bei dieſem Gedanken ſtürzte er plötzlich aus allen ſeinen Himmeln und ein ſeltſamer Zorn wallte in ihm auf. Emelinens Anmuth und Liebreiz flößten ihm plötzlich Haß und Widerwillen ein. Er entfernte ſich von ihr, um heimlich bei ſich ſelbſt zu ſagen:

»Alſo deshalb habe ich meine Reiſe aufgeſchoben? Deshalb mich der Gefahr ausgeſetzt, meinen Gläubigern in die Hände zu fallen?«

Der Banquier fing ihn auf, und unter dem Vorwande, ihm ſeinen Garten zu zeigen, führte er ihn nach einem Pavillon mit einer reizenden Ausſicht auf die in der untergehenden Sonne prangende Elbe.

Hier zog er die Uhr heraus und ſprach: »Herr Graf, geſtern um dieſe Zeit!«

»Laſſen Sie endlich eine Erinnerung,« erwiederte Victor verſtimmt, »die Ihnen nur beängſtigend ſein kann. Ich muß mich von all dieſer Güte endlich für hinreichend belohnt anſehen.«

»Mein Herr Graf! das Ereigniß iſt noch zu neu und ſteht ſo groß und einzig da in meinem Leben, daß ich noch immer Alles, was ich denke und fühle, darauf beziehen muß. Daß ich hier ſitze; daß meine geliebte Emeline wohl und heiter iſt; daß ich die Ehre habe, Sie bei mir zu ſehen und der Reiz der Neuheit, den Alles wieder gewonnen hat, was mir ſchon alltäglich und gewöhnlich war; das Alles iſt von Wichtigkeit und Bedeutung. — Es giebt doch etwas Wünſchenswertheres, als das vielfach erſehnte, erſtrebte und beglückende Geld; und das iſt eine reich begabte Perſönlichkeit, wie die Ihrige.«

»Ich bitte recht ſehr! das iſt meine Meinung nicht«, entgegnete Victor trocken. »Die Mittelmäßigkeit kommt überall am Beſten fort und das Ungewöhnliche, das Hervorragende wird häufiger verkannt, als geſchätzt. Ich will Ihnen, wenn Sie mir meine Aufrichtigkeit verzeihen wollen, ein ſehr naheliegendes Beiſpiel bringen. Von allen Damen dort im Garten finde ich, daß Madame W— die Einzige iſt, die ſich mit Anſtand und Feinheit zu benehmen weiß. Mit ihrer einnehmenden — laſſen Sie mich ſagen, glänzenden Perſönlichkeit, verdunkelt ſie Alles um und neben ſich. Jene Damen aber ſcheinen ſammt und ſonders größere Anſprüche zu haben, als ſie. In wie fern ſie dazu berechtigt ſind, kann ich allerdings noch nicht beurtheilen. Madame W— ſcheint aber dieſes ihnen unbedingt einzuräumen und zwar mit einer Beſcheidenheit, die ich merkwürdig, mit einer Selbſtverleugnung, die ich räthſelhaft finde.«

»Der Löſung dieſes Räthſels, Herr Graf, ſind Sie nahe; wenn Sie bemerkt haben, daß das Weſen, die Manieren, die Sprache und der Anſtand meiner Frau einen höheren Geſchmack und eine freiere Entwickelung verrathen, als von unſerer ſtreng bürgerlichen Sitte und Lebensart zu erwarten iſt. Meine Frau iſt nicht in dem Stande geboren, dem ich angehöre und es wird Ihnen nicht entgangen ſein, nach allem Dem, was Sie an ihr zu rühmen finden, und was in unſern Kreiſen befremdet, mißfällt und verletzt: daß ſie einſt der Bühne angehörte.«

Eine Centnerlaſt fiel von Victor's Bruſt. Wäre Emeline gegenwärtig geweſen, er hätte ihr zu Füßen ſinken können, um ihr mit Thränen ſeinen albernen unverzeihlichen Argwohn abzubitten.

»Alſo das iſt Alles?« lächelte er gerührt, »das können dieſe Damen ihr nicht vergeſſen?«

»Weil meine Frau die Selbſtverleugnung nicht beſitzt, ihre höhere äſthetiſche Bildung der engeren bürgerlichen Sitte zu opfern.«

»Demoiſelle Sontag gehörte auch der Bühne an und iſt eine Gräfin!«

»Ein Graf kann ſich mehr herausnehmen, als ein Hamburger Banquier. Man kann es mir noch immer nicht verzeihen, daß ich eine Schauſpielerin den Töchtern mancher Familien vorzog, auf deren Hand ich Anſpruch machen durfte. Nur meinem großen merkantiliſchen Einfluß und meiner Wichtigkeit an der Börſe habe ich es zu verdanken, daß ich mit meiner Frau in Geſellſchaften erſcheinen und mit ihr Geſellſchaften empfangen kann.«

»Sind dieſe Antipathien gegen Künſtler völlig unüberwindlich?«

»Wir ſehen ſie bisweilen und belohnen auch einigermaßen ihre Leiſtungen, aber Fürſten ſind wir nicht und ſie müſſen es ſich gefallen laſſen, daß wir ſie in keiner Hinſicht als unſeres Gleichen betrachten.«

»Literaten von Bedeutung werden ſich ſchwerlich dieſer Unterordnung fügen. Sehen Sie keine Literaten bei ſich?«

„Literaten? Wo denken Sie hin, Herr Graf: Literaten? — Vielleicht werden ſie ausnahmsweiſe hie und da empfangen. Ich weiß es nicht. Im Allgemeinen meiden wir dieſe perſonificirten Indiscretionen. Wir haben uns in unſeren eigenen Häuſern ſchon hinreichend vor der Geſchwätzigkeit unſeres Geſindes zu bewahren; weshalb ſollten wir dieſe öffentlichen Zungen mit ihrem perfiden Wortreichthum über unſere Schwelle laſſen? Statt für unſere Gaſtfreundſchaft dankbar zu ſein, ſind ſie von ihrer perſönlichen Wichtigkeit dermaßen eingenommen, daß ſie in ihren Schriften thun, als hätten ſie uns durch ihren Beſuch wunder was für eine große Ehre erwieſen; ſie geben den Bekrittelungen unſerer Sitten eine willkürliche Färbung, welche für uns kränkend iſt und das Volk wider uns aufbringt. Staub und Unrath fliegt uns überall im Leben an und wir müſſen uns fleißig davon reinigen. Wer aber ſieht gern den Kehricht aus ſeinem Hauſe in die Oeffentlichkeit gebracht und volksthümlich beleuchtet? Wer befugt die Helden der Preſſe, mit dem Beſen der Freiſinnigkeit unſere Salons auszufegen? Und ſollen wir ihnen etwa noch die Gelegenheit dazu geben und ſie dazu aufmuntern?

„Jetzt begreife ich,“ lächelte Victor, „woher Heinrich Heine ſeinem Onkel und ſeinen Verwandten ſo mißliebig war. Geld und Genie wollen ſich nicht vertragen.“

„Es iſt nicht unſere Schuld, wir ſtören in keiner Hinſicht die Anſprüche des Genies. Warum ſollten wir es auch? Es ſpielt in heutiger Zeit nur eine Art politiſcher Märtyrerrolle und renommirt mit ſeinen Flüchtlingsabenteuern, Ausweiſungen und Gefängnißſtrafen. Heimlich huldigt es doch der Macht des Geldes, wenn es ſie auch öffentlich verketzert und dem Volke als Mißbrauch und Tyrannei denuncirt; ſo wie das Volk uns in Worten flucht, aber in der That uns dient. Wir verachten dieſe ohnmächtigen Verfolgungen und meiden die ohnmächtigen Verfolger. Wir ignoriren ſie, das iſt Alles. — Da fällt mir ein, daß ich geſtern ein Zeitungsblatt aus der Börſenhalle mitgenommen habe, um einen Artikel daraus meiner

Frau vorzuleſen. Sie wiſſen, was dazwiſchen kam und mich Alles vergeſſen machte. Sie kennen vielleicht einen gewiſſen Schriftſteller, der ſeit geraumen Jahren den Spottnamen führt: »der letzte Romantiker.« Man ſchildert ihn gewöhnlich als einen höchſt abenteuerlichen Sonderling. Indeß wer darf in heutiger Zeit ungeſtraft ſeinen eigenen Weg gehen wollen?

Hiermit öffnete der Banquier ſeine voluminöſe Brieftaſche, nahm ein belletriſtiſches Blatt heraus und fing laut an zu leſen:

»Es ſteht mit unſerer deutſchen Poeſie, wie mit dem deutſchen Geſange. — Unſere Singlehrer haben noch nicht die erſte und wichtigſte Schulwahrheit zu beachten ſich ermüſſigt geſehen: daß nämlich der Menſch das einzige ſprachbegabte Weſen dieſer Sechstage-Schöpfung; und die menſchliche Stimme zum Unterſchied von allen anderen Stimmen in der Natur eine articulirte ſei.

Nicht umſonſt heißt der Geſang Vocal-Muſik im Gegenſatz zur unarticulirten Inſtrumental-Muſik, denn es iſt unmöglich, einen rechtſchaffenen Ton zu ſingen, ohne einen Vocal zu ſprechen, und ein Sänger, welcher noch nicht einmal dieſe Eigenſchaft der menſchlichen Stimme begriffen hat, wird brüllen, blöken und den Ton überſchlagen laſſen (was ja unſeren Opernſängern auf der Bühne ſelbſt paſſirt), wie ein Thier des Feldes.

Aber der Menſch iſt nicht blos das einzige ſprach-, ſondern auch das einzige vernunftbegabte Weſen. Wer den Beruf des Geiſtes nicht erkannt hat, wer ſeine Vernunft zum thieriſchen Inſtinct erniedrigt, wer nur elegant und ſalonmäßig für ſeinen Selbſterhaltungstrieb und allenfalls auch diplomatiſch-merkantiliſch für ſeinen Fortpflanzungstrieb ſorgen will: der kann kein Ideenſänger oder Dichter ſein. Auch er blökt, brüllt und heult wie ein Thier des Feldes. Denn wie hoch ſteht menſchliche Selbſt- und Habſucht über thieriſchem Inſtinct.

Wir haben einen für Deutſchland beiſpiellos langen Frieden gehabt. Wir Kinder eines drei und dreißigjährigen Friedens hatten inzwiſchen hinreichend Zeit, uns eine höchſt anſtändige, ſuperfeine Bildung anzuſchaffen, und es hat ſich eine Dichterſchule aufgeworfen, welche im glatten, gefälligen Converſationston in anecdotenhafter Kürze durch pikanten Witz und Humor und durch zierliche Pointen mit ihrem höchſt unäſthetiſchen Ich zu kokettiren weiß und ihre Perſönlichkeit für das Wichtigſte in den Salons und in der Welt ausgiebt.

Prahlen gehört zum Handwerk, und es giebt literariſche Handwerker, die aus dem Prahlen ein einträgliches Handwerk machen; denn die Dummheit glaubt, was ſich ihr aufdrängt, und die Gleichgültigkeit läßt ſich gefallen, was ihr nicht an die Haut geht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Salons auch ihre Poeten haben wollen, und der Dichter muß ſich jeglicher Form und Phaſe der Civiliſation fügen können, aber ohne darin unterzugehen. Der Dichter muß innerlich Naturmenſch bleiben. Muth, Kraft, Luſt und Leidenſchaft ſind die Vocale der Poeſie, welche in dem oberflächlichen, anmaßungsvollen Salonton nicht erſticken dürfen. Der Ideenſänger muß ſie klingend ſprechen können und ſie müſſen jederzeit ihm zu Gebote ſtehen, wie und wo er ihrer bedarf.

Wo aber iſt Eure Luſt und Kraft, Euer Muth und Eure Leidenſchaft, Ihr Salonpoeten? — O, Ihr könnt mit ſüßlicher Stimme Zeitgemäßes lispeln und mit glattem Witze Mißliebiges beſpötteln; aber begeiſtern, rühren, erheben und erſchüttern könnt Ihr nicht. Und Eure Dramen und Romane, ſo wie die Eurer Blauſtrümpfe, ſind ſo aller Situationen und Leidenſchaften baar, als ſei es in der Poeſie eben ſo unanſtändig, wie in der guten Geſellſchaft, eine Scene zu machen oder einer Leidenſchaft den Lauf zu laſſen.

Ihr ſeid mitunter auch Touriſten. Leider aber bereiſt Ihr nur die Hauptſtädte civiliſirter Länder, wo Ihr Gefälliges und Mundrechtes findet.

Geht zur See oder zu den Wilden, damit Ihr lernt, daß luxuriöſe Verwöhnung und angehäufte Bedürfniſſe nur die Kehrſeite der Civiliſation iſt. —

Iſt der Wilde, der träge im Sonnenſchein oder im kühlen Schatten ruht, unglücklicher als der Europäer, der für ſeine Bedürfniſſe, je nach den Anſprüchen, die er an das Leben macht, arbeiten muß?

Gehet hin, und gebet dem Wilden, dem Matroſen oder dem Lazaroni das Stich- und Merkwort zur That und Leidenſchaft, und er ſpringt auf, durch und durch von Muth beſeelt, und ſeine Muskelkräfte ſind um's Zehnfache geſteigert.

Der civiliſirte Menſch, mag er dem Handel, dem Bureau, dem Katheder oder der Fabrik angehören, muß ſeine Körper- wie ſeine Geiſteskräfte nach der Uhr gewöhnt haben und die Uhrfeder mäßig aufziehen und ablaufen laſſen können, wie es die Stunde gebietet.

Als das Jahr 1848 anbrach und das Stich- und Merkwort gab zur That und Leidenſchaft — o ja! da ſtandet Ihr auf. Allein Ihr konntet Euren Muth und Eure Kraft nicht um's Zehnfache ſteigern, Ihr konntet nicht hinaus aus dem regelmäßigen Ticketack des Uhrfedergeleiſes. Leidenſchaft und Begeiſterung waren Euch von jeher fremd geweſen und deutſcher Geiſt und deutſche Nationalität waren ſchon früher dermaßen hinwegciviliſirt, daß die ganze deutſche Literatur nur noch aus Ueberſetzungen und Aufklärungsgeſchwätz beſtand. *)

So wurden die ſprechendſten Beweiſe einer koloſſalen Geſammtohnmacht gegeben. So ward der tapferſte — paſſive Widerſtand geleiſtet. Ein Schelm thut mehr als er kann.

Aber die Civiliſationsliteraten haben ſeitdem eine wohlverdiente Demüthigung erlitten. Sie ſahen ſich genöthigt, die gute Geſellſchaft zu verlaſſen, um ſich an das große Publikum zu wenden. Und die vormaligen, an Leib, Seele und Geldbeutel zweideutigen Salonzudringlichkeiten nahmen eine Volksaufklärer-, eine Volksverbeſſerungsmiene an und ſtimmten ihren eleganten Salonhumor zu einem tieferen Ton der

---

*) Man leſe den Meßcatalog von 1846.

Leutſeligkeit herab, um ihn an Kladderadatſch- und Bummel-Witzblättern abzuſetzen.

Weil Ihr Euch aber an's Volk wendet, ſo ſeid auch conſequent und behauptet nicht, die Romantik vernichtet zu haben.

Verleugnen müßt Ihr ſie. Der ſchlechte deutſche Sänger darf nicht zugeben, daß es eine, auf tiefe Erkenntniß und Erfahrung gegründete altitaliſche Geſangſchule giebt. Eben ſo wenig darf der übercivilisirte Staat zugeben, daß es eine ächt-national-deutſche Naturpoeſie gäbe.

Ihr habt genug gethan, das Bischen Sinn für das Große und Erhabene in Euren armſeligen Naturen zu erſticken! Es iſt undenkbar! Es wäre ein Traum Pharaonis, den kein Joſeph auslegen kann, wenn Ihr glacébehandſchuhten, lackbeſtiefelten, wohlfriſirten Friedensmotten die wilde, geharniſchte Romantik todtgeſchlagen hättet.

Dieſe Einbildung mag bei Eurer heiligen Scheu vor dem natürlichſten aller Naturrechte, dem Fauſtrechte, etwas Beruhigendes für Euch haben. Aber täuſcht Euch nicht ſelbſt, da Ihr ja doch nur das Volk täuſchen wollt.

Solltet Ihr nicht wirklich in Eurem Inneren die feſte Ueberzeugung haben, daß Kuno von Kyburg, Haspar a Spada, Feige von Bomſen und wie dieſe armſeligen Leihbibliothekenritterromanhelden heißen mögen, eine unweit populärere und tüchtigere Rolle ſpielen, als Ihr unromantiſchen Schwächlinge, wenn Ihr die Weltgeſchichte und die Vorſehung auf Schreibfedern herausfordert?

Im Uebrigen nennt Schlegel, welcher zuerſt das Wort romantiſche Poeſie gebrauchte im Gegenſatz zum klaſſiſchen Alterthume, welches ſeiner Zeit ebenfalls eine Romantik war. — Schlegel nennt Shakſpeare, Calderon, Dante u. ſ. w. romantiſche Dichter. Bildet Ihr Euch ein, dieſe auch todtgeſchlagen zu haben?

Solltet Ihr aber glauben, jene Epigonenſchule umgebracht zu haben, welche ſeit 1815 phantaſtiſch nachfaſelte, was von jenen großen Vorbildern in ihrem Gehirn ſtecken geblieben war, ſo iſt auch das ſogar eir Irrthum, eine Selbſttäuſchung.

Dieſe romantiſche Schule erblich eines natürlichen Todes im Jahre 1830 (ein Jahr nach dem großen Tournier in Potsdam), und Ihr ſeid an dieſer Blutthat eben ſo unſchuldig, wie an jeder anderen That.

Fahret nur fort, dem Volke Recht und Freiheit erſchreiben zu wollen, indem ihr lehrt, daß Sinnengenuß und Wohlleben der Hauptzweck des Daſeins iſt, und wem der Reichthum dazu verſagt iſt, durch ſeine Arbeit dahin ſtreben müſſe. — Der Menſch hat ja auch mehr noch als ſeine Arbeitskräfte, um dem Gelde zu fröhnen; er hat auch Geiſteskräfte. Fahret fort, der Jugend zu lehren, welchen beträchtlich höheren Gewinn es bringt, wenn man auch dieſe Kräfte dem Luxus und der Ueppigkeit opfert. Freilich, wer von ſeinen Geiſtesgaben ſolch einen Gebrauch machen will, der muß ſich nach einer zeit- und weltgemäßen Bildung umſehen und wo wäre dieſe beſſer und aus der erſten Hand zu haben, als bei Euch, Ihr vormaligen Salonpoeten?

Fahret fort, mit Euren Schriften Euch Quackſalbergerüſte aufzubauen, um den Nutzen und die Heilſamkeit Eurer Bildung und Eurer Weisheit anzupreiſen und tretet ſelbſt darauf hin als lebendige Beiſpiele und Vorbilder, bis zu welchem Grade von Wohlſtand und Ueberfluß man es mit *geringem* Genie noch immer zu bringen vermag.

Aber nehmt Euch in Acht vor romantiſchen Zeiten, mögen ſie früher oder ſpäter anbrechen.

Aeltere Leute kennen eine Zeit, wo Handel und Verkehr ſtockte, die Arbeit aufhörte, die Fabriken feierten, Wohlſtand und Ueberfluß verſchwunden waren und der Reichthum ſich verſteckte. . . . Wo war damals Eure Moral und Weisheit, Ihr Volks-*Anführer*?

Weh' uns, wenn ſie zu früh wiederkehrte, ſolch eine Zeit, ehe eine neue Jugend herangerückt iſt: deren

Freiheitsſinn luxuriöſe Verwöhnung verachtet; deren Ehrgeiz höher ſtrebt, als an den Tiſchen der Reichen zu ſchwelgen und ſich in modiſch-eleganter Tracht öffentlich zu zeigen; die an Vorſehung und Fortdauer glaubt, und auf einen Nachruhm werth legt, um thatenfähig zu ſein.

Wer einem Volke lehrt, daß Geiſtesfreuden Thorheiten ſind, und der materielle Ueberfluß, der ſo leicht zu Ueberſättigung und Eckel führt, das einzige Wahre ſei, wer auf das kurze Menſchenleben, dieſen unendlich kleinen Theil einer ſich offenbarenden Ewigkeit, wer auf die Scholle Landes, die er bewohnt, während unermeßliche Welträume uns gezeigt ſind, die ganze Aufgabe des Daſeins beſchränken will, der verkennt den Beruf der Vernunft und würdigt ſie zum thieriſchen Inſtinkt hinab. Statt ſein Volk aufzuklären und zu befreien aus den Banden der Dummheit und des Aberglaubens, des Pfaffentruges und der Tyranneiwillkür: — verthieret er ſein Volk in civiliſirte Oberflächlichkeit.

Verthierte Völker müſſen zurück unter ihre weltliche und geiſtliche Tyrannen. — Volksaufklärer! Ihr habt genug eingeriſſen! Was nicht ſein ſoll, wiſſen wir Alle und haben es längſt gefühlt. Jetzt bauet einmal Etwas auf. Es iſt hohe Zeit. Sagt was ſein ſoll; oder: — —

Ihr „Vorwärts“-Schreier, fühlt Ihr nicht, wie lächerlich Ihr „zurück“ kommt?“

* * *

Victor hatte nur zerſtreut zugehört. Der Banquier, das Blatt zuſammenfaltend und wieder in ſeine Brieftaſche verbergend, fuhr fort:

„In England und Frankreich können ſich Genie, Macht und Geld vertragen und ſtören ihre gegenſeitigen Anſprüche nicht. In Deutſchland iſt es nicht ſo. Das Genie iſt geachtet und mit Recht. Allein um Publikum zu gewinnen, befleißigt ſich das deutſche Genie der Mittelmäßigkeit. Wenn Mittelmäßigkeit in heutiger Zeit, wie Sie vorhin trefflich bemerkten, am beſten fortkommt; ſo iſt es, weil das Geld die Hauptrolle ſpielt, und das Geld ſeinem Eigenthümer, wie Allen, die darnach ſtreben, Mittelmäßigkeit zur Bedingung macht. Im gewöhnlichen Leben ſpricht man von Solidität, und was iſt dieſe Solidität anderes als Mittelmäßigkeit? — Ehrgeiz und Leidenſchaft können nur ſchwindeln und das Genie iſt ſchwärmeriſch. Geſetzt aber, auch das Genie wollte ſolide ſein, was iſt es ohne ſtrenge Schule und Erfahrung? Das Capital hingegen darf niemals genial oder romantiſch ſein wollen. Das eben iſt ja das Eigenthümliche der Geldmacht. Sie iſt eine Zahl. Fünf Nullen müſſen ſich vor den ſechs Nullen beugen, die Drei vor der Vier den Hut abnehmen und das etwaige Genie dem höher bezifferten Dummkopf den Vortritt laſſen. Wer alſo mit dem Gelde herrſchen will, muß erſt dem Gelde ſich unterworfen haben und zwar ſeinem Gelde. Er muß der Leibeigene ſeines Capitals ſein. Oeffentlich mag er dieſe metallene Brandmarke um einige Ziffern erhöhen; in der Stille muß er die richtige Nummer tragen, wie ein Eckenſteher oder Droſchkenkutſcher. Wer ſich ſeinem Capitale nicht fügt, muß banquerott gehen. Wer es nicht hegt und pflegt, wer glänzen will mit ſeinem Selbſt oder etwas Anderem, außer ſeinem Gelde, darf nicht operiren. Die Gefahr iſt zu groß und das Glück begünſtigt nur, um zu täuſchen. So will das Geld ſeiner ſelbſt halber geliebt ſein und zwar ausſchließlich. Es iſt eiferſüchtig und duldet nicht die mindeſte Nebenbuhlerſchaft und widerſtrebt mit metallenem Eigenſinn jeglichem Widerſpruch, edlem wie gemeinem. Das iſt es, was wir von Jugend an erlernen. Wir ſaugen es mit der Muttermilch, wir athmen es mit der Atmoſphäre ein, die uns von Kindesbeinen an umgiebt, daß der Geldbeſitz unſere Macht, unſer Vorzug, unſere Lebenskraft iſt, und lernen nichts Anderes begehren und erſtreben, denn alles Andere iſt unſolide Thorheit. Das erſtickt unſere Leidenſchaft und unſeren Ehrgeiz. Unſere Jugendtriebe, Neigungen, Einfälle oder Launen, können wir nur allzu leicht befriedigen und legen keinen weiteren Werth darauf. Wir fügen uns dem herkömmlichen Geſchäftsleben, welches wir von Jugend auf vor uns ſehen, in welchem wir leben und gelten; gehen an's Comptoir, vom Comptoir an die Börſe, von der Börſe wieder nach Hauſe; glücklich, wenn wir in der Familie etwas mehr finden, als Pracht und Ueberfluß; was aber dem Reichen ſchwerer wird, als man denkt.«

Victor betrachtete die ſchlaffen Züge, die zärtliche Geſtalt, das dünne Haar des Banquiers, um ſich mit entzückender Selbſtfreude zu ſagen: »Er iſt ihrer nicht würdig, unmöglich kann ſie ihn lieben.«

»Es giebt eine Krankheit,« fuhr der Banquier fort, »welche dem reichen Manne ſehr gefährlich iſt und wogegen nur vollkommene Mittelmäßigkeit ihn ſchützet. Das iſt, um mit den Engländern zu reden, der Spleen, auf deutſch, das Geldelend. Der Emporkömmling leidet ſelten daran. Seine Stellung, ſein Glück haben Reiz für ihn. Anders iſt es mit dem geborenen Reichen, der von frühester Jugend an gelernt hat, ſeine Neigungen und Triebe zu verachten. Wenn er über die erſte Jugend hinaus iſt, verliert er leicht allen Lebensmuth, nichts kann ihn mehr reizen und ſelbſt Geſchäft und Körperpflege erſcheinen ihm eine Laſt, die er gerne von ſich würfe. Ich gehöre nicht zu den Mittelmäßigen; und wenn ich nicht zu den unglücklichen Geldmenſchen gehöre, ſo verdanke ich dieſes lediglich meiner Emeline.

Auch geiſtige Anregung iſt ein Bedürfniß, wenn man nicht geiſtig erlahmen will. Emeline verſchönet mir in jeder Hinſicht das Leben. Sie iſt die Tochter blutarmer Eltern, die in dem ſchönen, heiteren Kinde nur eine Laſt erblickten und ſie einer herumziehenden Schauſpielerin überließen, welche ſie für die Bühne erzog. Sie ward größer und fing an, etwas zu leiſten. Ihre Eltern wollten ſie wieder haben, konnten aber die Erziehungs- und Ernährungskoſten nicht aufbringen und Emeline mußte fortfahren, ihrer ſogenannten Tante zu dienen und ſie mit ihrem Talent zu ernähren. Als ich ſie kennen lernte, war ſie der Liebling des Publikums und man hat es mir ſehr verargt und mißgönnt, daß ich ſie von der Bühne wegheirathete. Ich habe, im ſtrengſten Sinne des Wortes, meine Frau mir gekauft. Aber was auch ihre Eltern und ihre Pflegetante von mir erhielten und noch erhalten: das Geld bringt mir reichlichen

Segen. Ohne meine Frau mögte ich nicht leben. Bewahre mich Gott davor, ſie jemals zu verlieren. Es könnte mich dahin bringen, mir die Adern zu öffnen und den Tod des Seneka zu ſterben oder à la mode de Paris mich im Kohlendampf zu erſticken.«

»Warum ſagen Sie mir das Alles,« fragte Victor, dem dieſe Herzensergießungen peinlich zu werden anfingen.

»Seit geſtern habe ich auch einen Freund gefunden und nunmehr fehlt zu meinem Glücke weiter nichts als — doch will ich Sie mit meinem Dankbarkeitstrieb nicht beläſtigen. Es iſt ein ſchmachvoller ſelbſtſüchtiger Wunſch. Allein er betrifft Sie, Herr Graf.«

»Reden Sie, ich bitte! Sie haben mir ſo viel geſagt, laſſen Sie mich Alles hören.«

»Wirklich, Herr Graf! darf ich reden? Nein, ich will nicht fragen. Ich nehme Sie beim Wort. Sehen Sie, Herr Graf! Ich wünſche, daß Sie ſo bald wie möglich in eine verzweifelte, höchſtpeinliche

Geldverlegenheit gerathen möchten, damit ich Ihnen nützlich werden kann. Aber nun nehmen Sie mir meine Aufrichtigkeit auch nicht übel.«

Victor lachte hell auf und fügte cavaliermäßig hinzu: »Das wird ſo leicht nicht angehen. Mein Vater, der General von Glitzemark, hat mir ein Vermögen hinterlaſſen, welches zu der Lebensweiſe, die ich zu führen berechtigt bin, vollkommen hinreicht.«

»Ich habe Sie doch nicht beleidigt?« fragte der Banquier faſt ſchüchtern; ich habe Ihnen mein Gemüth offenbart, um Sie auf ſolche Unzartheiten gefaßt zu machen. Ach was! Der Hamburger iſt grob, zumal, wenn er es gut meint und ich erlaube mir noch eine Frage. Ihre Jugend, Ihre perſönlichen Eigenſchaften, Ihre Geburt berechtigen Sie zu den höchſten Anſprüchen und Sie wollen Europa verlaſſen, wo ſich Ihnen die glänzendſten Ausſichten bieten. Ich bin aufrichtig gegen Sie. Sie haben mir Ihre Freundſchaft zugeſagt und Freunde dürfen keine Geheimniſſe vor einander haben. Sollten daher Ihre Vermögensumſtände etwa Theil an Ihrem Entſchluſſe haben, ſo entdecken Sie ſich mir. Es würde mich glücklich machen, Sie in Europa — in Hamburg feſtzuhalten. —

Dieſe Worte fielen wie ein Wetterſtrahl in Victor's Gewiſſen. Er konnte ſeine Ehre und ſeinen guten Namen retten.

Aber Emeline trat in dieſem Augenblick in den Pavillon und ihr Anblick verſcheuchte alle pekuniären Rückſichten aus ſeiner Seele. »Keinen Heller nehme ich von ihm!« gelobte er ſich.

»Alſo hier ſind die Herren,« lächelte ſie. »Wir haben Sie überall geſucht! Die Damen verlangen nach Ihnen, Herr Graf.« — Aber nach Dir auch, lieber Freund, fügte ſie hinzu, indem ſie ihren Mann küßte.

»Liebe Emeline! Hilf mir unſeren edlen Freund erbitten, uns noch den morgenden Tag zu ſchenken.«

»Wenn ich es wagen darf, ohne die Gnade des Herrn Grafen zu ermüden?«

„Ich bleibe,“ verſetzte Victor ſtolz, „aber unter der Bedingung, daß unſer gegenwärtiges Geſpräch ein für allemal abgebrochen iſt.“

Er reichte Emeline ſeinen Arm, mit der Rechten nahm ſie den ihres Mannes und ſo kehrten ſie zur Geſellſchaft zurück.

* * *

Drei Tage waren verſtrichen und Victor dachte noch an keine Abreiſe.

Auch die Verwandten des Banquiers beeiferten ſich, ſeine kurze Anweſenheit zu feiern und Emeline hatte mit einem Male die ihr gebührende Anerkennung gefunden. Sie war Königin der Feſte. Sie allein belebte die Unterhaltung und vergab ſich nicht das Mindeſte. Sie glänzte, ſie feierte ihre Triumphe, wie es ſchien, nur, um ihrem Mann wohl zu gefallen.

Leider iſt ſolche Herrlichkeit immer nur von kurzer Dauer.

Am vierten Abend waren Herr und Madame W— im Stadttheater. Auch Victor ging dahin, begnügte ſich aber, ſie zu begrüßen, ohne zu ihnen in die Loge zu gehen, welches unzart geweſen wäre. Er hatte ſich einen Platz unfern der Mittelloge gewählt, von wo aus er bequem und ohne Aufſehen im Anſchauen der Geliebten ſchwelgen konnte.

Die Vorſtellung war faſt zu Ende, als er, einen flüchtigen Blick nach der Bühne werfend, plötzlich erblaßte.

Rückwärts an die Brüſtung des Orcheſters gelehnt ſtand ein Mann von behaglichem Aeußern, äußerſt fein gekleidet, mit wohlfriſirtem, ſtarken, glänzend ſchwarzen Haupthaar und Backenbart und ſchaute ihn unverwandt an.

„Ich bin verloren!“ dachte Victor und eilte aus dem Schauſpielhauſe.

Auf dem Gänſemarkte, der Wache gegenüber, legte ſich ein Arm ſanft um ſeine Schulter und eine tiefe Stimme, die ſich aber zu ſanften Tönen zwang, ſprach:

„Guten Abend Victor. Ich bin auch in Hamburg.“

„Ich dachte, Dich nie wieder zu ſehen,“ verſetzte der junge Graf und ſtieß ihn von ſich.

„Das iſt aber gar nicht freundſchaftlich von Dir.“

„Was wollen Sie von mir, mein Herr?“

„Kennſt Du mich denn nicht, weil Du mich Sie und mein Herr nennſt? Ich bin Moritz Spiegel, Dein alter Kamerad und die Gaslaternen brennen hier doch hell genug.“

„Ich mag Dich nicht kennen. Ich will Deinen Namen nicht hören. Ich ſchäme mich Deiner und meiner. Ich haſſe Dich und mich.“

„Sachte! ſachte! kein Aufſehen hier vor der Wache. Es kann uns Beiden ſchlimm bekommen, Dir wie mir. Freunde müſſen ſich verſtändigen und das braucht nicht auf der Straße zu geſchehen. Wollen der Herr Graf mich beſuchen, oder ſoll ich

Sie beſuchen, Herr Kamerad. Ich wohne vier Treppen hoch, wie es meine beſcheidenen Anſprüche mit ſich bringen, in Hôtel —; Du haſt in eben dem Hôtel, wie es einem Grafen geziemt, ohne die Bedientenſtube, zwei Zimmer Belle-Etage nach vorn hinaus, inne. Wir ſind alſo, wie immer, nicht weit auseinander. Komm!«

Hiermit ſchob er ſeinen Arm unter den des Grafen und zog ihn mit ſich fort.

* * *

Der Kellner wunderte ſich nicht wenig, einen ſimplen Gaſt von vier Treppen hoch, Arm in Arm mit einem Grafen anlangen zu ſehen. Er rief Hadrian und reichte ihm Schlüſſel und Wachslichte für den Herrn Grafen; dem geringeren Gaſt wollte er desgleichen einhändigen. Dieſer aber ſagte: »Ich gehe mit meinem Freunde einſtweilen auf deſſen Zimmer. Hadrian kann Licht und Schlüſſel ſpäter nachbringen.«

* * *

Victor hatte ſich in einen Seſſel geworfen und blickte finſter mit verſchränkten Armen zu Boden.

Die Daumen in die Armlöcher der Weſte gehängt, ſtand ſein Freund vor ihm und ſchaute ihn halb mitleidig, halb ſpöttiſch lächelnd an. Endlich brach er das Schweigen.

„Du willſt alſo durchgehen, Victor?“

„Was geht es Dich an?“

„Viel! ſehr viel! An ſich will ich das Durchgehen nicht tadeln. Es iſt bisweilen nothwendig, wenn man keinen Credit mehr hat und die Geſchäfte nicht mehr gehen wollen. Alsdann muß man die Luft verändern, die uns an dieſem oder jenem Orte nicht mehr wohl bekommt. — Du biſt ohne mich durchgegangen und haſt mich ſitzen laſſen, das war nicht freundſchaftlich. Aber ſei es drum. Ich kann Dich entbehren. Ich bin der Meiſter, Du ein unbedeutender Schüler nur. — Du biſt durchgegangen, ohne Dich mit Deinen Gläubigern abzufinden. Das iſt in der Ordnung, denn dazu hat man keine Zeit, wenn man durchgehen will. — Aber Victor, Dein Onkel iſt geſtorben und hat Dir eine erkleckliche Erbſchaft hinterlaſſen und mit dieſer Erbſchaft biſt Du durchgegangen. Das iſt unverzeihlich. Das iſt treulos, das iſt bundesbrüchig.«

»Was geht Dich mein Onkel, was meine Erbſchaft an?«

»Ich bitte mir den brüderlichen Antheil, meine Hälfte aus.«

»Biſt Du bei Sinnen!«

»Habe ich nicht ſtets brüderlich mit Dir getheilt?«

»Den Raub!«

»Ich bitte recht ſehr: die Früchte meiner Arbeit. Ich mußte erwerben, Du genoſſeſt und erworbenes Geld iſt ehrenvoller als ererbtes.«

»Ehrenvoller? — Schamloſer, Du!«

»Das Spiel iſt eine noble Paſſion und ich ſpiele wie ein Künſtler, wie ein Virtuoſe. Der höchſte Grad der Virtuoſität iſt, wenn die Kunſt völlig wieder zur Natur geworden ſcheint. So ſpiele ich. Meine feinſten Abſichten, die tiefſten Combinationen, die überraſchendſte Virtuoſität ſcheint weiter nichts als blindes Glück und darauf bin ich ſtolz. Aber Du? Willſt Du mit Deiner Erbſchaft ſtolz thun? Dein Onkel kann ſtolz darauf ſein, daß er geſtorben iſt. Er war alt und geizig, kinderlos und kindiſch. Er taugte nicht mehr für dieſe Welt, während Du jung und ſchön und zu allen Genüſſen und Freuden des Lebens berufen biſt. Es war edel und gerecht von ihm, daß er in eine beſſere Welt hinüber ging, um ſein ſchnödes Geld, welches er nicht mitnehmen konnte, Dir zu hinterlaſſen. Wo aber ſteckt Dein Verdienſt, außer daß Du mit Deiner Erbſchaft durchgehen wollteſt, und nicht weit damit gekommen biſt?«

»Und daraus erfolgt, daß ich mit Dir theilen muß?«

»Natürlich! Ich habe ſtets brüderlich mit Dir getheilt! Ohne zu fragen, wer von uns mehr oder weniger am Gewinnſte berechtigt war, lebten wir aus einer Caſſe; Du als vornehmer Cavalier, ich als Dein untergeordneter Freund oder Vertrauter. Und jetzt, wo Du Geld haſt, verläßt Du mich heimlich, um allein zu ſchwelgen, ohne mir den beſcheidenen Antheil zu gönnen, den ich an Deinen Verſchwendungen nehme.“

„O, hätte ich Dich doch nie gekannt!“

„Du biſt undankbar, Victor. Nimm Dich in Acht; Undankbarkeit iſt ein Laſter, welches *ſchlimme Folgen haben kann.* Bedenke, wer Du warſt, als ich Dich kennen lernte. Ohne Geld, ohne Credit, ſtackſt Du bis über die Ohren in Schulden. Deine Gläubiger verfolgten Dich und ſelbſt das Obdach wurde Dir ſtreitig gemacht, weil Du die Miethe nicht bezahlen konnteſt. Du warſt mehr als zu Grunde gerichtet, obſchon Du immer noch einen bettelhaft vornehmen Prunk zur Schau trugſt. Schimpf und Schande harrten Dein!“ —

„Schweig!“ rief Victor außer ſich.

„Schimpf und Schande harrten Deiner,“ wiederholte Moritz unbarmherzig. „Du hatteſt falſche Wechſel gemacht.“

Victor bedeckte ſein Antlitz mit beiden Händen.

»Ich nahm mich Deiner an. — Victor! ſagte ich, Du biſt jung, ein eleganter Cavalier, haſt die Manieren eines Mannes von Stande oder vielmehr die Jedermanns-Manieren, welche die fade abgeſchmackte Welt nach ihrem albernen Brauch und Herkommen, nobel nennt. Dein Name gehört einem alten ariſtokratiſchen Geſchlechte an, Du führſt den Titel eines Grafen.«

Victor ſprang vom Stuhle auf.

»Der Name meiner edlen Väter kam Dir trefflich zu ſtatten, um Deine Gaunerſtreiche in der großen Welt auszuüben, und frech und ſtraflos konnteſt Du ſündigen; kein Argwohn wagte ſich an Denjenigen, den ich für meinen Freund ausgab.«

»Deine Freundſchaft war allerdings meine Paſſepartoutkarte für die große Welt; aber dafür lebteſt Du auch wie ein Graf, wie ein Fürſt. Du biſt nur niemals zufrieden. Du ſchwammeſt in einem Meere von Pracht und Ueberfluß; ich füllte Dir einen

Freudenbecher nach dem andern und doch hörſt Du nicht auf, zu ſeufzen und zu klagen.«

Victor ging mit großen Schritten auf und nieder.

»Und wohin führt ſolch ein Leben am Ende?«

»In's Zuchthaus höchſtens und dahin wärſt Du längſt ſchon ohne mich. Jetzt könnteſt Du allenfalls mit mir dahin kommen, wenn es menſchenmöglich wär, mich zu entdecken, mich zu überführen; oder iſt Dir meine Geſellſchaft ſo zuwider, daß Du nicht einmal mit mir in's Zuchthaus willſt? — Wer hat Deine Schulden bezahlt und jenen Wechſel eingelöſt?

»Du haſt ihn mir ſchon vier Mal angerechnet.«

»Aber ihn Dir noch nicht ein einziges Mal ausgehändigt.«

»Ich will ihn Dir zum fünften Male bezahlen. Baar bezahlen, aber endlich will ich ihn auch haben.«

»Nein, lieber Victor. Ich bin ein zu großer Freund von ſolchen autographiſchen Seltenheiten; von dieſem merkwürdigen Andenken an meinen beſten Freund kann ich mich nicht trennen.«

»So willſt Du mich verderben?«

»Du biſt es ſtets, der ſich in's Verderben ſtürzt und ich muß Dich wieder herausziehen.«

Victor faßte einen raſchen Entſchluß. — »Du willſt Geld? Nicht wahr? Nimm dieſen Schlüſſel, öffne den Secretair dort. Nimm Dir, ſo viel Du willſt, meinetwegen Alles. Aber ſtelle mir den Wechſel endlich einmal zu.«

»Das läßt ſich hören,« meinte Spiegel, öffnete den Secretair, zog die Schiebladen eine nach der andern auf, nahm das Geld heraus und fragte kopfſchüttelnd: »Iſt das Alles? Victor! Victor! Du haſt gewiß einmal wieder tüchtig verſchwendet? Alles will ich nicht nehmen. Ich bin nicht ſo, wie Du. Ich theile brüderlich mit Dir. Was Du bereits ausgegeben und meine Reiſekoſten, ſollte ich freilich auf meinen Antheil gut rechnen. Aber nein! Ich will mit Dir nicht knauſern.«

Er öffnete ſeine Brieftaſche und zog einen Brief und einen Wechſel heraus; Victor empfing mit ſichtbarer Ungeduld beide Papiere, prüfte ſie in zitternder Eile und wollte ſie ſorgfältig in ſeinem Taſchenbuche verſchließen. Spiegel aber ſagte:

„Ein Taſchenbuch kann ab Händen kommen oder geſtohlen werden. Hier ſteht ein brennendes Licht.“

Victor hielt die verhängnißvollen Papiere über das Licht, ließ ſie zur Aſche brennen und als die letzten Funken verglommen waren, ſprach er triumphirend:

„Wohlan, jetzt bin ich frei. Verlaſſe mich Moritz, unſere ſchmachvolle Verbindung ſei hiermit zu Ende.“

„Behüte Gott!“ lachte Moritz. „Wir bleiben beiſammen.“

„Aber ich will nicht. Was mir auch bevorſtehen mag, ich gehe keinen Schritt weiter. Ich bin feſt entſchloſſen und ſage es Dir frei heraus: zwiſchen uns ſoll Alles aus ſein, und was auch geſchehen ſein mag, wollen wir vergeſſen und begraben. Gehe Du

Deinen Weg, ich werde den meinigen gehen. Ich wünſche Dir unwandelbares Glück; wünſche Du mir unwandelbaren Muth.«

»Das Alles haſt Du mir ſchon ſo oft geſagt, daß ich es nun bald auswendig wiſſen werde.«

Victor deutete auf den Aſchenfleck am Boden. — »Womit willſt Du mich ferner halten?«

»Lieber Freund! ſo albern wie heute fand ich Dich noch nie. Das Stückchen Papier, was Du eben verbrannteſt, iſt es das, was uns aneinander kettet, oder iſt es das, was wir zuſammen getrieben, verübt, begangen haben? Seit zwei Jahren haſt Du Theil genommen an allen meinen Thaten und haſt die Früchte derſelben mitgenoſſen! Geſetzt, ich hätte einmal Unglück, glaubſt Du, ich werde allein büßen? Dein Egoismus macht Dich verrückt oder Du haſt Dich in die Rolle verloren, die ich Dich ſpielen laſſe. Ich laſſe wie ein Graf Dich leben und ſpiele den Untergeordneten, aber ich bin Dein Untergeordneter nicht. Du biſt mein Graf. Ich halte mir einen ächten Grafen; dergleichen iſt auch für Geld zu haben und ein Künſtler meiner Art macht Aufwand.«

Teufel! Teufel! ſtöhnte Victor und raufte ſich das Haar.

»Willſt Du nicht lieber mit Leſſing ſagen: »Man braucht vom Teufel ſich nur bei einem Haare faſſen zu laſſen, ſo gehört man ihm ganz.«? Sieh', ich könnte vielleicht großmüthig ſein. Ich könnte Dich entlaſſen. Deine Figur zwar, Dein elegantes Weſen, Dein liebenswürdiger Anſtand, Deine zierliche Sprache und vor Allem Dein Name und Dein Titel, ſind mir viel werth. Aber Deines Gleichen giebt es zu Dutzenden und es giebt nur ein Genie wie Moritz Spiegel. Verdorbene Cavaliere, die Deine Rolle ſpielen möchten, finde ich zu hunderten und ſie würden ſich gern engagiren laſſen von einem Künſtler, der ſo ſicher arbeitet und ſeiner Sache ſo gewiß, wie ich. Was lernt denn Eures Gleichen als brotloſe Künſte, Aufwand machen und Geld verſchwenden? Was fängt Deines Gleichen an, wenn Glück oder Zufall ſie nicht mit Reichthümern begünſtigen? Habe Geld! und man fragt nicht: Woher haſt Du es? Habe Glück! und Niemand fragt, ob Du es verdienſt! Wohlan, ich will großmüthig ſein — ich will Dich entlaſſen. Aber ſage mir, wovon willſt Du Dich ernähren, wovon willſt Du leben? Was willſt Du anfangen, wenn Dein Bischen Geld da auch zu Ende iſt, willſt Du im Elend verkommen oder Hand an Dich ſelbſt legen, oder bleibt Dir eine andere Wahl?«

»O, Mutter! Mutter!« rief Victor, »warum haſt Du mich nicht erſtickt, als Du mich zur Welt brachteſt!«

»Vermuthlich, weil ſie dachte, Du würdeſt mit den Jahren verſtändiger werden und eine Exiſtenz, wie Du ſie bei mir findeſt, nicht von der Hand weiſen.«

»Nein, das iſt keine Exiſtenz, [illegible] zu leben. Wie hart es auch ſein mag, Noth [illegible]eiden, die Qualen des Verbrecherlebens laſten ſchwerer. Ich fürchte die Schande. Tag und Nacht zittere ich vor der Schande.«

„Victor, das iſt eine Beleidigung für mich. Wer mich kennt und zu ſchätzen weiß, darf ſich vor Entdeckung nicht fürchten, denn ich gebe keine Blößen. Du fürchteſt auch bei mir keine Entdeckung, Du gefällſt Dir nur darin, mit tugendſamer Unentſchloſſenheit zu kokettiren und eine empfindſame Gewiſſenhaftigkeit zur Schau zu tragen. — Ei was! Sei ein Mann! Sieh' ein: daß alle Menſchen Schurken ſind und wolle ſelbſt nichts Beſſeres ſein. Das auf halbem Wege Stehenbleiben hilft nichts. Du haſt es Dir leider ſchon ſo angewöhnt, daß Du es nicht mehr laſſen kannſt. Selbſt wenn Du durchgehſt, bleibſt Du auf halbem Wege ſtehen, z. B. hier in Hamburg. — Laß das theatraliſche am Scheidewege Stehen und Moral declamiren. Moderner junger Herkules! Du weißt längſt, was Du zu thun haſt. — Ja! So ſehen ſie aus, die jungen Herkuleſſe des heutigen Tages. Es ſind Sal[illegible]Herkuleſſe im Frack und mit Glacéehandſchuhen[illegible]ber die Tugend und das Laſter haben ſich eben ſo barbariſch civiliſirt und aufgeklärt, daß ſie auch nicht wieder zu erkennen ſind. — Glaubſt Du, die bleiche, verhungerte Geſtalt in Lumpen ſei die Tugend? — Nein! die zeitgemäße Tugend fährt in glänzenden Equipagen, oder reitet auf Vollblut-Arabern spazieren. Sie ſchwelgt an reichen Tafeln, bewohnt ſtolze Paläſte und läßt ſich von einer reichbetreßten und gepuderten Dienerſchaft aufwarten. Das iſt die heutige Tugend, welche die Fürſten ehren, vor der die Völker ſtaunen, vor der die Menſchheit ihre Knie beugt und der die Kirche ihren beſten Segen ſpendet. Die Maler pinſeln ſie auf Leinewand, die Bildhauer hauen ſie in Marmor aus und die Dichter beſingen ſie und bringen ihren Ruhm in Nekrologen und Epilogen auf die Nachwelt. Das bleiche, abgezehrte Laſter hingegen verbirgt ſich in armſeligen Hütten, wo es, von ſeinen dürren, ſchmutzigen Weibern, von ſeinen zerlumpten Kindern umringt, zur Strafe für ſeine dumme Ehrlichkeit die fortwährende ſchwere Syſiphusarbeit verrichten muß, die immer mit der früheſten Morgenſtunde von vorne wieder anfängt und dauert bis in die ſpäte Nacht. Hunger heißt die Tantalusqual, womit die lächerliche Gewiſſenhaftigkeit beſtraft wird, und Nahrungsſorgen iſt der Prometheusgeier, der täglich an ihrer Leber zehrt. — Das iſt das verachtete, verabſcheute, mit Füßen getretene Laſter der Jetztwelt, welches auf faulem Stroh am Wege crepirt, während die Tugend in ihrem anmaßenden, hoffärtigen Prunke bewußtvoll achſelzuckend vorüberſtolzirt. — Victor! Laß ab von jenen längſt erſtorbenen romantiſchen Grillen: Tugendſtolz, Heldenmuth, Entſagungsluſt und Liebe. — Kläre Dich auf! Sei zeitgemäß! — Victor, noch heute wandelſt Du auf der Bahn der Tugend; das heißt: Man ſucht Dich, man feiert Dich, man reißt ſich um Dich! Morgen — denn ſo gut wie ich könnten auch Deine Creditoren Dir und Deiner Erbſchaft nachſetzen. — Victor! wenn erſt Freizettel auf Dich laufen, wenn der Hôtelwirth ſich hier an Deinen Habſeligkeiten pfändet, wenn kein Schneider in ganz Hamburg Dir ein Paar neue Hoſen mehr creditirt, dann — mußt Du auch den Weg des Laſters wandeln und gieb Acht: der Reiche, der heute Dich hoch achtet, weil Du ein Graf biſt und Geld zu haben ſcheinſt, die Frau, die heute noch Dich liebt — —

Hier zuckte Victor ſchmerzlich zuſammen und Spiegel, der es wahrnahm, fuhr verſchmitzt lächelnd fort: „Die Frau, die heute noch Dich liebt, weil Du jung und ſchön biſt, wird ſich morgen mit Verachtung von Dir wenden und thun, als hätte ſie Dich nie gekannt.“

Er ſchwieg und zündete phlegmatiſch ſich die Cigarre wieder an, die bei dieſer langen Rede ausgegangen war. — —

Hadrian trat ein, um ſeinen Herrn zu fragen, ob er noch etwas befehle.

„Es iſt ſpät, Victor,“ ſagte Spiegel. „Ich will zu Bette gehen. Morgen früh ein Weiteres. Gute Nacht!“

Er reichte ihm die Hand hin, doch Victor blieb unbeweglich. Vertraulich klopfte er ihm auf die Schulter. Victor fuhr zuſammen; allein Hadrian war gegenwärtig, er mußte ſich faſſen. —

— Gegen Morgen träumte ihm von einem Schatze in Säcken, Koffern und Truhen. Spiegel, mit gemein-verſchmitztem Lächeln, langte bald hier bald da hinein und bot ihm ganze Hände voll Geld und Edelſteine. „Es iſt nur ein Traum!“ dachte er, „und Alles wird verſchwinden, wie ich danach greife.“ Eben wollte er die Hand ausſtrecken, da erſchien Emelinens weiße Engelsgeſtalt, ſchaute ihn mit ihren blauen Augen traurig an und erhob warnend den zarten Finger. — —

* * *

Es klopfte.

„Herein!“ ſagte Victor.

Es war Spiegel. Vierſchrötig warf er ſich in den Lehnſtuhl und ſtreckte die Beine von ſich.

„Was willſt Du ſchon wieder?“ fragte Victor entrüſtet.

„Eine Cigarre erſt!“

„Ich habe keine!“

„Und dann will ich mit Dir von Geſchäften reden.“

„Verſchone mich heut' damit.“

„Wer leben will, muß arbeiten.“

„Wir haben noch Geld.“

„Wir werden nicht weit damit reichen, und ich habe einen Plan, desgleichen Dein armſeliges Gehirn nicht ausheckt. Er wird uns viel einbringen und nicht im mindeſten bloßſtellen. — Du kennſt Herrn W., biſt bei ihm gern geſehen und mußt davon Nutzen ziehen. Ich las in den Journalen die Geſchichte von dem zerbrochenen Wagen, den durchgegangenen Pferden, der Lebensgefahr u. ſ. w. Das iſt ein Wink des Schickſals und man muß nicht undankbar ſein gegen die Vorſehung.“

„Herr W— iſt ein Millionair und hat mir einen Credit in Blanco eröffnet, den ich zurückgewieſen habe.“

„Weil Du nicht ſein Geld willſt, ſondern ſeine Frau.“

Mit eben der Behendigkeit, womit er damals den Pferden in die Zügel fiel, ſprang Victor plötzlich zur Thür und drehte den Schlüſſel um. Dann trat er bleich vor Zorn vor Spiegel hin und knirſchte mit Wuth unterdrückter Stimme:

„Noch ein Wort, Halunke, und ich drehe Dir den Hals um!“

Spiegel kannte Victor's Rieſenkräfte, allein er wußte ſtets was er that und gab ſich niemals Blößen.

Gleichgültig erwiederte er: „Was ſoll das, Victor! Incommodire mich nicht. Du weißt, ich laſſe mich auf Gewalt nicht ein; ein Spieler muß eine leichte Hand behalten. Hör' an, Du ſollſt mein Freund ſein und nicht mein Sclave. Ich will Dich glücklich machen und Du weißt, ich kann, was ich will. Aber ich muß Dir auch ſagen, was ich weiß.“

„Was weißt Du?“ fragte Victor noch immer mit wilddrohenden Geberden.

„Daß Du in der größten Gefahr biſt. Wenn Deine Gläubiger noch zögern, Dich zu verfolgen, ſo iſt es, weil ſie glauben müſſen, Dich hier nicht mehr zu finden. Man iſt heute in Hamburg und übermorgen ſpäteſtens in London. Du thateſt wohl, die Ueberfahrt ſchon am anderen Tage Deines Hierſeins zu bedingen und Du biſt noch hier.“

„Wer hat Dir geſagt, daß ich ſchon mit dem erſten Packetboot fortwollte?“

„Die Angelegenheiten meiner Freunde intereſſiren mich ſehr lebhaft und etwas neugierig bin ich auch.“

„Du ſpionirſt.“

„Weshalb wollen wir uns um Worte ſtreiten. Ich mache Dich nur aufmerkſam auf Das, was Dir bevorſteht, damit Du einen Entſchluß faſſen kannſt. — Willſt Du Hamburg ſofort verlaſſen?“

„Nein!“

„So bleiben wir beiſammen, Hamburg gefällt mir ſehr. Denk' alſo bei Zeiten daran, Deine Gläubiger zu befriedigen, die früher oder ſpäter Dich hier aufſuchen werden. Herr und Madame W— dürfen nie erfahren, daß der ſchöne junge Graf von Glitzemark, der ſich ſo koſtbar und geſchmackvoll kleidet, die beſten Zimmer eines der erſten Hôtels hier bewohnt und das Geld zum Fenſter hinauswirft, nur ein Abenteurer iſt.“

* * *

Victor ging wieder völlig niedergeſchlagen im Zimmer auf und ab: „Gern will ich hingeben, was ich habe,“ ſeufzte er, „allein, ſeit ich geſtern mit Dir theilte, reicht es nicht mehr.

„So müſſen wir etwas erwerben, und Du mußt fügſam ſein.“

„Laß hören.“

„Du haſt einem Millionair das Leben gerettet.“

„Und will dafür nicht bezahlt ſein.“

„Es kommt nicht auf das an, was Du willſt, ſondern auf das, was Du mußt. Sträubt ſich Dein Zartgefühl, Geld zu nehmen, ſo bin ich minder ſcrupulös. Er überhäuft Dich mit Artigkeiten, Du kannſt mich ihm als Deinen Freund vorſtellen und bei ihm einführen.

„Alles was Du willſt, Moritz, nur dieſen einen Menſchen ſchone; gegen ihn will ich nicht niedrig ſein. Er iſt mein Freund und ich will ſein Vertrauen nicht mißbrauchen.“

„Als ob Du ſein Vertrauen nicht ſchon mißbraucht hätteſt! — Haſt Du ihm geſagt, wovon Du lebſt und daß Du ſeine Frau liebſt? —“

„Moritz, bringe mich nicht dahin, mich einmal zu vergeſſen.“

„Ich will Dich nicht ärgern. Aber Du mußt von Deinen moraliſchen Grillen laſſen, womit Du nur Deinen Unverſtand und Deine Ungeſchicklichkeit beſchönigſt. Du weißt nicht, was Du willſt, Du weißt nicht, was Du thuſt, und wenn ich Dich jetzt im Stiche laſſe, ſo biſt Du verloren. Deine Geheimniſſe ſind keine Geheimniſſe, und am wenigſten für mich. — Wenn ich Dir einen Gefallen damit thue, ſo will ich erklären, daß Madame W— ein Engel iſt und ich nicht werth bin, ihren Namen zu nennen. — Aber ich beklage ſie, weil ſie an einen ausgemergelten, durch Jugendſünden geſchwächten Geldmenſchen gekettet iſt. Ich ſah Dich geſtern im Theater ſtundenlang daſitzen, ganz Auge für ſie; während ſie nur dann und wann ſchmachtende, ſchüchterne und verſtohlene Seitenblicke Dir gönnte, welche Dich zwar bis in den ſiebenten Himmel verzückten, für ihren Mann aber, hätte er ſie gewahrt, eine Hölle geweſen wären. — Reizende Dulderin, dachte ich, holdes Opfer der Geldmacht, dein Mann läßt dich ſchmachten, deine

Ehe iſt kinderlos und dein Anbeter liebt platoniſch. — “

„Halte ein, Moritz!“ rief Victor. „Der Kopf brennt mir. Es ſchwirrt und flimmert mir vor den Augen,“ und plötzlich brach er in Thränen aus. — „Niemals, niemals will ich mit unheimlichen Gedanken dieſem Engel nahen. Ihr Bild in meiner Seele iſt das Einzige, was noch nicht niedrig und gemein an mir iſt. Laſſe mir das, und ich will Dein Freund, Dein Kamerad ſein.“ — Er ſammelte ſich wieder und fuhr fort: „Du haſt Recht, wir müſſen Hamburg verlaſſen, je eher je lieber. Ich will ſie meiden.“

„Was man ſeine Noth mit Dir hat,“ rief Spiegel mit allen Zeichen der Ungeduld.

In dieſem Augenblick raſſelte es an der Thürklinke.

„Wer iſt da?“ fragte Victor.

„Du haſt die Thür verſchloſſen,“ lachte Jener, „weißt Du es nicht mehr?“

Victor öffnete. Es war Hadrian, welcher Herrn W— anmeldete.

„So ſind die Ehemänner,“ lachte Spiegel. „Gleich ſind ſie bei der Hand, wie man nur von ihren Frauen ſpricht.“

„Guten Morgen, lieber Graf!“ rief W—, in's Zimmer tretend. „Ich komme, mich nach Ihrem Wohlſein zu erkundigen. Auch Madame W— empfiehlt ſich Ihnen. Sie verließen geſtern ſo plötzlich das Theater, daß wir befürchteten, es ſei Ihnen eine Unpäßlichkeit zugeſtoßen. Wir hätten Sie gerne gebeten, uns den Reſt des Abends zu ſchenken.“

„In der That,“ erwiederte Victor, „ich war, wie ich glaube, geſtern zum erſten Mal in meinem Leben krank.“

„Deine eigene Schuld, lieber Victor,“ unterbrach ihn Spiegel. „Du kannſt die ſtarken Cigarren nicht vertragen, die man hier raucht. Es geht vielen Fremden ſo.“

Jetzt erſt bemerkte W—, daß noch ein Dritter anweſend ſei. Beide begrüßten ſich, und Spiegel, dem daran lag, in Gegenwart des Banquiers mit Victor recht vertraut zu thun, fuhr fort:

„Du ſollteſt nur heute nicht den ganzen Tag zu Hauſe ſitzen, ſondern Dir ein wenig Bewegung machen.“

„Ich bleibe zu Hauſe!“ entgegnete Victor. „Ich habe zu ſelten die Ehre, ſo angenehme Beſuche zu empfangen, und der Jungfernſtieg und die Wälle bleiben mir alle Tage. Nehmen Sie Platz, Herr W—.

„Wenn ich Dir einen Spaziergang vorſchlug, lieber Victor,“ verſetzte Spiegel, „ſo geſchah es auch ein wenig mit aus Selbſtſucht. Man hat mir Hamburgs ſchöne Umgebung gerühmt.“

„Sind Sie zum erſten Mal in Hamburg?“ fragte W—.

„Seit geſtern Nachmittag. Victor — ich wollte ſagen Graf Glitzemark und ich ſind Landsleute. Ich bin der Freiherr von Spiegeling und habe die weite Reiſe hierher gemacht, nur um noch einmal meinen lieben Victor zu ſehen, bevor er Europa auf immer verläßt und ihm die herzlichſten Glückswünſche aller ſeiner Freunde zu überbringen."

Victor, um dieſes peinliche Geſpräch abzubrechen, begann zu W—: „Werden Sie dieſen Abend auf Ihrem Landhauſe ſein?"

„Ich komme deshalb her, um es Ihnen zu ſagen. Eine Menge junger Damen werden es ſich heut' zur großen Ehre ſchätzen, wenn ſie mit Ihnen einen Walzer oder eine Quadrille tanzen können."

„Wie, ein Ball?"

„Ein Sommerball nur."

„Ich bin es ſchon gewohnt, mit Artigkeiten von Ihnen überhäuft zu werden."

„Und da Herr von Spiegeling zu Ihren nahen Freunden gehört, ſo darf ich vielleicht hoffen, daß er eine einfache Einladung gleichfalls ohne Umſtände annehmen wird."

„Ich glaube ſchwerlich!" verſetzte Victor entſchieden. „Sie werden Herrn von Spiegeling entſchuldigen müſſen. Er iſt eine Art Menſchenfeind. Er meidet die Welt, und hauptſächlich die Bälle, denn er kann keinen Fuß zum Tanzen ſetzen.“

„Mein lieber Victor hat ſo ganz Unrecht nicht“, meinte Spiegel, indem er dem jungen Grafen vertraulich auf die Schulter klopfte. „Wer ſich, ſo wie ich, mit Naturwiſſenſchaften befaßt und darin ſeine Lieblingsbeſchäftigung findet, der taugt nicht für Salons und Bälle. Allein es wäre ſchroff und unhöflich, eine ſo verbindliche Einladung abzuſchlagen. Ich bin ſo weit hergekommen, meinen lieben Freund noch einmal zu ſehen und ſo eben hat er mir noch mit ſeiner baldigen Abreiſe gedroht, ich muß daher die kurze Zeit benutzen, die mir noch bleibt, um da zu ſein, wo er iſt, ihn zu begleiten, wohin er geht und mich ſo wenig wie möglich von ihm zu trennen.“

„Ich freue mich auf die Ehre,“ erwiederte der Banquier und wandte ſich wieder zu Victor: — „Verzeihen Sie, lieber Herr Graf! wenn ich Ihnen heute nur eine kurze Viſite mache. Wir Geſchäftsleute gehören uns ſelbſt nicht an und können nicht über unſere Zeit verfügen, wie wir wohl möchten. Leben Sie wohl, meine Herren. Auf Wiederſehen dieſen Abend.“ —

Kaum war er fort, ſo hub Spiegel zu Victor an: „Ich bin Dir ſehr dankbar, lieber Freund, für die verbindliche Art, mich dem Banquier vorzuſtellen! Glücklicherweiſe bedarf ich Deiner Mitwirkung ſelten und kann ſelbſt vollbringen, was ich mir vorſetze. Wie Du ſiehſt, bin auch ich jetzt bei dem Banquier eingeführt, und alles kommt, wie ich es ſage. Folge mir, oder Du biſt verloren.“

Victor hörte nicht auf ihn. Er ſollte die Geliebte wiederſehen, im feenhaften Ballputze ſollte er ſie bewundern; er ſollte mit ihr tanzen und durfte erwarten, von ihr ausgezeichnet zu werden; darüber hatte er alles Andere vergeſſen, ſeine Reue wegen begangener Fehltritte, wie ſeine Furcht vor bevorſtehender Schande.

* * *

Victor war elegant, aber höchſt einfach gekleidet. Sein Erſcheinen in der Geſellſchaft brachte, wie immer, jenes Winken und Geflüſter hervor, welches zur Aufmerkſamkeit und Bewunderung auffordert und worin ſich ein wichtiger Moment des Abends ankündigt. In dieſen Kreiſen des kaufmänniſchen Hochmuths und der hanſeatiſchen Behaglichkeit läßt man der Neugier freien Lauf und genirt ſich überhaupt wenig. Man drängte ſich herbei, um den ſchönen jungen Grafen, deſſen Ritterthat noch nicht vergeſſen war, recht in der Nähe zu ſehen, während Victor wie geblendet vor Madame W— ſtand, die in ihrem ſchimmernden Ballſtaate überaus reizend war.

Auf Herrn von Spiegeling achtete man wenig und das ſchien dieſem ſehr lieb. Er benutzte die erſte Gelegenheit, ſich in den Hintergrund zurückzuziehen, und unterſuchte nach alter Gaunergewohnheit zuerſt die Localität, ſodann muſterten ſeine ſchlauen Blicke kühn das Perſonal der Geſellſchaft, zu der er ſo geſchickt den Zutritt ſich verſchafft hatte.

In einem Seitenzimmer ward geſpielt, und zwar

Bayeriſche Staatsbibliothek München

ſehr hoch, wie das unter reichen Kaufleuten immer der Fall iſt, wenn das Spiel für ſie Intereſſe haben ſoll. Es wurde nur Gold geſetzt und der Klang des Goldes wirkte auf Spiegel, wie die Lärmtrompete auf ein Schlachtroß.

Was in ihm vorging und welche Gedanken ſein Gehirn durchkreuzten, iſt Nebenſache und mag dahingeſtellt ſein. Aber ſeine Finger bekamen das Zucken und Zappeln. Sie konnten nicht mehr ruhen im Bewußtſein ihrer Ueberlegenheit vor jenen dummehrlichen, im Geldzählen erſteiften Fingern, welche ſo unſchuldig und ungeſtört den Zufall walten ließen. Seine Finger fingen an zu tanzen und ihre große und ihre kleine Schule durchzumachen. Er mußte ſeine Hände in der Rocktaſche verbergen, um ſich nicht augenblicklich zu verrathen.

Endlich fand ſich ein leerer Platz für ihn und er nahm ihn ein mit der höflichen Frage: ob es ihm erlaubt ſei, auch einige Louisd'or zu wagen. Im ſelben Augenblicke war die Karte ſchon mit einer ähnlichen vertauſcht.

Man ſpielte Ecarté, das eigentliche Salonſpiel. Whiſt wurde an anderen Tiſchen nur von älteren Herren geſpielt. Einige Louisd'or waren bald gewonnen und bald noch einige dazu. Spiegel fing an, ſich wohl zu fühlen und in ſeinem Elemente zu ſein. Seine Finger waren heute ungemein behende und gelenkig. Auch ein Spieler hat ſeine Launen und iſt nicht einen Tag ſo aufgelegt wie den andern. Aber Spiegel war heute in ſeiner Feſtlaune und zu großen Dingen entſchloſſen. Aeußerlich jedoch war ihm nichts anzumerken. Sein gutmüthig-behagliches Weſen ließ keinen Argwohn aufkommen. Seine ſchläfrigen, halbgeſchloſſenen Augen ſahen Alles, hauptſächlich aber beobachteten ſie den Eindruck, den ſeine außerordentlichen Treffer hervorbrachten, und ſeine ſchlaffen Züge verriethen bald Zweifel, bald Bedenken, bald Unruhe, bald Spannung, Angſt und zuletzt Freude über den Gewinnſt, als ſei er der ehrlichſte Mann von der Welt. — Nun, da er ſeiner Sache gewiß war, ließ er ſeine Gegner zu Athem kommen und zog die Spiele in die Länge, ehe ſie ſich günſtig für ihn entſchieden.

„Dieſer Herr ſpielt ausgezeichnet,“ ſagten ſeine Partner. „Er ſpielt mit Ruhe und Bedacht.“

„Meine Herren,“ antwortete Spiegel, „verlaſſen Sie ſich nicht ganz auf mich. Sie haben auch ein Wort mitzureden und ich höre ſehr gern Ihren Rath!“

„Nein! Sie ſpielen ſehr gut.“

Indeſſen hatte Spiegel die Karte gegeben und nahm einen König ab.

„Ein guter Anfang,“ meinte er.

„Trumpf iſt noch beſſer,“ ſagte ſein Gegner und ſpielte die Dame.

„Ja, ſo kommt man zu kurz, ſelbſt wenn man den König aufwirſt,“ meinte Spiegel und zeigte mit bedenklicher Miene die Karte ſeinen Partnern. Er hatte nur noch einen kleinen Trumpf und drei kleine Carcau. Sein Gegner hatte noch Treff- und Coeurkönig, Coeurdame und Bube.

Er ſpielte den Treffkönig, den Spiegel mit Trumpfzehn nahm, worauf er ſeine kleinen Careaus ausſpielte, welches Forcen waren. Das war ein merkwürdiges Spiel. Mit einer ſolchen Karte konnte man kaum zu gewinnen hoffen.

„Ich glaubte ſchon, verloren zu haben,“ meinte Spiegel, indem er die Karten zuſammenraffte, um ſie wieder nach einer anderen Weiſe zu miſchen.

Er gewann noch öfterer, allein er wußte ſich zu beherrſchen, und weil man anfing, ſein Glück zu ſcheuen und mäßiger gegen ihn zu pointiren, verlor er einige Partien und ſtand vom Tiſche auf.

Inzwiſchen walzte Victor mit Emeline, deren zarte Wangen heute roſiger glühten und deren von langen Wimpern verſchleierte Augen heute lebhafter blitzten. Ihre holden Blicke ſchienen wenig von dem Glanze wahrzunehmen, der rings in ihrem Salon herrſchte. Ein inneres Glück beſeelte ſie. Sie war entzückend und er entzückt von ihr.

„Ach, konnte dieſer Walzer nicht ewig dauern?“ ſeufzte der glückliche Victor, ehe er ſie losließ und ſich bei ihr verbeugte.

Spiegel konnte es nicht länger aushalten. An zwei Tiſchen hatte das Spiel einen leidenſchaftlichen Charakter angenommen. Geldſtolze Jünglinge wollten nicht nachgeben und ſetzten Alles gegen Alles. Rechts und links rollten die Goldſtücke und Ebbe und Fluth wechſelten. Spiegel ſtand wie auf Kohlen und jedes auch noch ſo oft nur wiedergewonnenes Goldſtück kam ihm vor, als würde es ihm aus der Taſche geſtohlen.

„Spielen Sie nicht mehr?“ fragte ihn ein anderer Herr mit einer goldenen Brille.

„Warum nicht? Ich habe heute Glück, was mir ſelten widerfährt. Ich habe ſchon zehn Partien gewonnen, aber auch gleich drei hinter einander verloren. Aufrichtig geſagt, es iſt meine Art nicht, mich auf ein ſo hohes Spiel einzulaſſen, wie hier geſpielt wird; allein ich habe achtzig Louisd'or gewonnen und die will ich wieder daran wenden.“

Er ſetzte ſich und ſein Augenmerk war hauptſächlich auf einen jungen Menſchen gerichtet, der ſchon ſehr viel gewonnen hatte und in welchem er eine ſichere Beute ſeiner ausbündigen Kunſtfertigkeit erkannt hatte.

Jedes Genie hat ſeine Eingebungen, welche mährchenhafte Erſcheinungen hervorbringen. Die jungen Hamburger Geldariſtokraten, welche am Spieltiſche eine höhere Aufregung fanden, als im Tanze, verloren ihr Geld, ſie wußten ſelbſt nicht wie. Spiegel verſteckte ſeine abgefeimte Gaunerei hinter der harmloſeſten Gutmüthigkeit, und wenn er einen großen Coup machte, ſo wußte er dem Spiel eine ſo ſonderbare, die Erwartung auf's Höchſte ſpannende Wendung zu geben, daß es ſchien, als ſei es nur eine Grille des Zufalles, welche ihn zwang, wider ſeinen Willen Alles zu gewinnen. Dabei trieb er die Artigkeit und Großmuth bis auf's Aeußerſte, ſo daß Diejenigen, die er ausplünderte, nicht umhin konnten, ihm ihre Hochachtung zu ſchenken.

Mit feinem Tacte hatte er ſich ſein Opfer ausgeſucht. Der junge Menſch, den man im Hauſe ſchlechthin Philipp nannte, war der arme Neffe des reichen W—, auf deſſen Comptoir er arbeitete. Er ſpielte heut zum erſten Male. Fortuna iſt ſtets den Neulingen hold. Man muß erſt die Wonne des Gewinnſtes gekoſtet haben, ehe man in's Verderben rennt. Philipp ahnete nicht, wie nahe er dem ſeinigen war und daß Fortuna nur ſich beeilte, ihn anzulächeln, damit er blindlings ſich in den Abgrund ſtürzte.

Wie alle Neulinge wollte er nach dem erſten Verluſte das Glück zwingen und verdoppelte den Einſatz. Er war der Herausforderer; Spiegel gab nur nach. Er warnte ſogar und gab gute Lehren. Aber nichts iſt empfindlicher, als ſich meiſtern zu laſſen, wenn man verliert, und man neben ſeinem Unglück auch noch Unrecht bekömmt. Philipp trotzte und bald war ſein ganzer Haufen Goldſtücke in Spiegels Händen. Er ſpielte weiter auf ſein Wort, verlor noch funfzig und endlich hundert Louisd'or.

„Höre auf, Philipp!“ rief ein geldſtolzer junger Hamburger. „Es ſchickt ſich nicht für Dich, ſo hoch zu ſpielen. Was wir thun, kannſt Du nicht mitmachen.“

„Ich bin Ihnen hundert Louisd'or ſchuldig!" ſprach Philipp todtenbleich.

„Was thut das?" lächelte Spiegel. „Ich gebe Ihnen ſchon einmal Revanche. Wollen Sie gleich quit à double?"

„Dieſer Herr ſpielt ſehr großmüthig," meinte ein Pointeur. „Sie haben jetzt achtmal hinter einander gewonnen. Ich würde eine ſo hohe Summe jetzt nicht annehmen."

„Wirklich?" fragte Spiegel harmlos. „Achtmal hinter einander? Aber was thut das, wenn ich auch einmal verliere. Faites votre jeu, Messieurs; tout va."

Die Wetten gegen ihn wurden ſehr beträchtlich. Philipp, auf dieſe Weiſe genöthigt, ſpielte weiter, aber die Karten zitterten in ſeiner Hand.

Indeß legte er den König an und machte fünf Stiche. Die Partie ſtand Drei zu Nichts.

„Das war vorher zu ſehen!" meinten die Spieler.

„Ich habe die Partie noch nicht verloren," ſagte Spiegel.

Er machte jetzt einen Point. Die nächſte Partie aber machte Philipp wieder. Es ſtand vier zu eins.

„Nehmen Sie noch ein Paré an?" fragte ein Spieler.

Spiegel lachte herzlich. „Das wäre zu viel verlangt!"

In zwei Spielen war er ſeinem Gegner wieder nach. Es ſtand zu vier und Spiegel rief:

„Ich nehme wieder Alles an. Tout va! Messieurs."

Er hatte achtmal gewonnen, daß er zum neunten Male durchkomme, war unwahrſcheinlich und die Wetten gegen ihn wurden noch beträchtlicher.

Das war ein intereſſantes Spiel. Dicht zuſammen neigten die Zuſchauer ihre Köpfe über den Tiſch; ſo hängen die vollen Trauben zur Zeit der Weinleſe in einer Laube hernieder. Der Athem ſtockte, feierliche Stille trat ein. Philipp ſchien keinen rothen Blutstropfen mehr in den Adern zu haben.

Doch leider! Spiegel gab die Karte und zu ſeinem Ruhme ſei es geſagt; er war nicht unverſchämt. Er hob nicht gleich einen König ab. Er gönnte ſeinem Gegner noch jegliche Hoffnung bis zum letzten Augenblicke. Dieſer machte zwei Stiche, aber Spiegel drei. —

Taumelnd erhob ſich Jener vom Tiſche. „Zweihundert Louisd'or bekommen Sie von mir," ſtöhnte er. „O Gott, ich bin verloren!" und wankte zum Zimmer hinaus.

„Der arme Junge dauert mich," ſagte Spiegel, indem er das Geld einſtrich. Ich nehme ungern Kindern das Geld ab. Dieſes Spiel, dachte ich, müſſe er gewinnen und hätte hundert Louisd'or noch darum geſchenkt, wenn ich es verloren hätte. Denn ich ſpiele, um zu ſpielen, aber nicht um den Leuten, die es nöthig haben, das Geld zu rauben.

„Der dumme Junge!" nahm ein reicher Hamburger das Wort. „Er gehört gar nicht hierher. Er hat keine zehn Louisd'or, von denen er ſagen kann, daß ſie ihm gehören; wie kann er ſich unterſtehen, zweihundert Louisd'or auf ſein Wort zu verſpielen. Er wird ſchön ankommen, wenn Herr W— das erfährt. Ich bedaure nur den Herrn Baron von Spiegeling, der von dieſem Gewinnſte keinen baaren Heller zu ſehen bekommen wird.“

„Was thut das?“ meinte Spiegel. „Wir Alle, die wir hier ſpielen, ſind auf den Gewinn nicht angewieſen.“

„Ja, wie Sie aber auch ſpielen, ſo galant, ſo generös. Das iſt mir noch nicht vorgekommen!“

„O, ich bitte, mein Herr.“

Allein das Bitten half nichts und Spiegel mußte ſich die beſten Lobſprüche, die aufrichtigſten Hochachtungsverſicherungen von allen Denen gefallen laſſen, die er ſo unverſchämt vor ihren ſehenden Augen beſtahl.

* * *

Mit den Blicken einer Hausfrau, welche das Feſt beleben, wo es zu ſtocken anfängt, durchſchritt die ſchöne Madame W— ihre Säle und fand den unglücklichen jungen Spieler in ſtarrer Verzweiflung daſitzen.

„Was fehlt Dir, Philipp?“ fragte ſie. „Biſt Du krank?“

Philipp erwachte aus ſeiner Betäubung und ſah ſie an mit irren Blicken und verſtörten Mienen. —

„Liebes Kind, was fehlt Dir?“ fragte ſie erſchrocken, und, ganz ihrem milden Herzen folgend, legte ſie ihre Hand auf ſeine kalte Stirn.

„Ach, Madame! laſſen Sie mich. Ich bin verloren. Der Himmel ſegne Sie für die Theilnahme, die Sie einem Unglücklichen erweiſen und für alles Gute, was ich Ihnen verdanke. Mir bleibt nichts übrig, als mich in die Elbe zu ſtürzen.“

„Biſt Du raſend?“

„Nein, Madame. Ich war vielleicht nahe daran, es zu werden, aber Ihre milde wohlthuende Nähe hat mir Sinn und Bewußtſein zurückgegeben. Ich weiß, was ich zu thun habe, um meine Ehre zu retten. Man wird mich bedauern, denn ich bin jung und wenn die herbe Todesſtunde überſtanden iſt, ſo werde ich in einer Welt erwachen, wo es lauter Weſen giebt wie Sie.«

Hiermit fing er bitterlich zu weinen an.

»Sammle Dich und ſprich: Was haſt Du gethan?«

»Ach! der arme Comptoirdiener, dem Sie die große Ehre erwieſen, ihn zu einem Balle einzuladen, hat ſich Ihrer Güte ſehr würdig erwieſen. — Ich wagte nicht, mit den ſtolzen Fräuleins zu tanzen. Ich war in jenem Zimmer —«

»Und haſt geſpielt?«

»Leider! verſpielt, eine beträchtliche Summe. Der Onkel wird's erfahren und es mir nicht verzeihen, und ſelbſt wenn er's mir verzeiht, wenn er die Spielſchuld bezahlt, die ſein armer Neffe, ſein Comptoiriſt, unbefugter Weiſe in ſeinem Salon contrahirte, ſo habe ich mich doch immer lächerlich gemacht und mich entehrt!«

»Wie viel haſt Du verſpielt?«

»200 Louisd'or!«

»200 Louisd'or? Wer hat Dir die abgenommen?«

»Herr von Spiegeling.«

»Der Freund des Grafen von Glitzemark?«

»Er erwies mir eine Großmuth, die an's Mitleid grenzte. Er wollte mich Alles wieder gewinnen laſſen, was ich verloren hatte, aber das Glück wollte es nicht und weil man ſah, daß Herr von Spiegeling gegen mich verlieren wollte, beſchloß man, Nutzen daraus zu ziehen, man ſetzte hohe Summen. Acht Mal hinter einander hatten ihn die Karten begünſtigt, es ſchien unmöglich, daß er auch zum neunten Male gewinnen könne. Aber das Unmögliche geſchah, das Schickſal hatte mein Verderben beſchloſſen und unter Spottgelächter und Schmähungen verließ ich das Zimmer.«

»Philipp! erwiederte Madame W— ſehr ernſthaft, »Du biſt ſtrafbar, denn das Spiel iſt eine böſe Leidenſchaft. Aber weit ſtrafbarer iſt noch Deine

Verzweiflung. In Deinem Alter ſprichſt Du ſchon von Selbſtmord? Glaubſt Du, ein Fehltritt laſſe ſich durch ein Verbrechen wieder gut machen? Bereue Deinen Fehler: Erblicke in ſeinen Folgen die Buße, die Du in Geduld zu tragen haſt und überlaſſe es mir, mit dem Onkel zu reden. Ich will ſehen, wie Dir zu helfen iſt.«

»Ach, Madame!« rief Philipp und warf ſich ihr zu Füßen, »Sie allein können mich retten. Sie allein vermögen Alles über Herrn W—.«

»Laß mich!« rief ſie, erſchrocken über dieſe Leidenſchaftlichkeit. »Steh auf! Wenn Jemand käme!«

An der Schwelle aber ſtand Victor. Er ſah den Knaben ihr zu Füßen liegen und ſein Blut kochte, ſein Herz pochte.

In aller Treuherzigkeit und aufgeregt von dem, was ſie vernommen, erzählte ſie ihm Alles. »Der arme Philipp!« fuhr ſie in holder Aufrichtigkeit fort. »Er hat ſich unglücklich gemacht, ich habe verſprochen, ihn zu retten. Aber ich weiß nicht, wie ich es an fangen ſoll. Mein Mann iſt ſanft und edel, aber Leichtfertigkeit und Vorwitz empören ihn und er verfolgt ſie unerbittlich. Sein ſtreng redlicher Charakter bringt das ſo mit ſich. Ich möchte ihm nicht vor Augen treten, wenn ich ſelbſt mich jemals eines Fehlers ſchuldig gemacht hätte, und wie theuer ich ihm auch bin, dergleichen darf ich nicht einmal in Schutz nehmen.«

»Sie ſcheinen ſich lebhaft für dieſen jungen Menſchen zu intereſſiren!« bemerkte Victor höhniſch.

»Warum ſollte ich nicht?« erwiederte ſie arglos. »Sein Vater, ein naher Verwandter und Jugendgeſpiele meines Mannes, war ein reicher Kaufmann, der kühn und großartig ſpeculirte. W— hegt andere Grundſätze und befolgt ein anderes Syſtem. Jener berief ſich auf die Wahrſcheinlichkeiten, die für ihn waren. W— machte die Bedenklichkeiten und Zweifel geltend. Beide blieben daher nicht lange Freunde. Eine Handelskriſe trat ein. Philipp's Vater wäre mit drei bis viermal hunderttauſend Mark zu retten geweſen, hätte er ſich nur an W— gewandt, aber dieſen Triumph wollte er ihm nicht gönnen; wider dieſe Demüthigung ſträubte ſich ſein Ehrgeiz. Er zog es vor beim Baden zu ertrinken. Unter ſeinen Papieren aber befand ſich ein Brief, in welchem er W— bei der nahen Verwandtſchaft und ehemaligen Jugendfreundſchaft beſchwor, ſich ſeines Sohnes anzunehmen. — Urtheilen Sie jetzt, wie es mich erſchütterte, daß dieſes Kind ſchon ganz ſo iſt, wie ſein Vater. Derſelbe Leichtſinn, derſelbe empfindliche Ehrgeiz. Er hat zweihundert Louisd'or verſpielt, er iſt verhöhnt und geſchmäht worden und will auch ſchon, wie ſein Vater, in die Elbe ſpringen. — Wird aber mein Mann dem Sohne verzeihen, was er an dem Vater tödtlich haßte?« —

Ihre Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt; ſie wollte ſie trocknen, aber Victor faßte ſanft ihre Hand. Zum zweiten Male war er tief beſchämt, einen Argwohn gegen ſie gehegt zu haben. »Verbergen Sie dieſe Thränen nicht!« flehte er. »Ach, Madame, Sie ſind mehr als ſchön. Die Theilnahme, die Sie dem Schmerze und dem Unglück weihen, iſt mehr als reizend, ſie iſt verlockend, ſie flößt mir den Wunſch ein: auch ein Leidender zu ſein.«

»Fordern Sie nicht den Schmerz und das Unglück heraus. Wohl Ihnen, daß Sie Beide nicht kennen.«

»Und wenn ich nun Beides kenne, wenn ich einer dämoniſchen Gewalt mich zu entreißen hätte, darf ich einem Rettungsengel dann mich zu Füßen werfen?«

Sie waren allein. Er hatte ihre Hand ergriffen und küßte ſie. »Auch Sie?« fragte ſie leiſe und Victor glaubte einen zarten Gegendruck zu fühlen.

Es entſtand eine lange Pauſe.

»Die Quadrille beginnt,« hub ſie wieder an. »Tanze ich ſie nicht mit Ihnen?«

Er reichte ihr ſeinen Arm. Doch als ſie den Ballſaal betraten, hatte die Quadrille ſchon begonnen und ein anderes Paar ihre Stelle eingenommen.

»Meine Schuld, lieber Graf!« lächelte Emeline. »Warum habe ich Sie mit traurigen Geſprächen unterhalten, die für einen Ball nicht ziemen?«

»O, dieſe traurigen Geſpräche haben einen eignen Reiz. Es ſind Ergüſſe einer Seelenſchönheit, die ſich eben ſo ſchön verkörpert dem Auge darbietet.«

»Lieber Graf! ſo aufrichtig iſt man nur gegen edle Freunde, denen man ſehr verpflichtet iſt.«

»Ihr Freund iſt aber nicht ſo edel, Ihnen eine Schuld zu erlaſſen, welche Sie anerkannt haben. Ich habe auf eine Quadrille mit Ihnen Anſpruch.«

»Auf die nächſte bin ich verſagt.«

»Die dritte denn.«

»Auf dieſe ebenfalls.«

»Alſo die vierte?«

»Mit Vergnügen.«

Victor ging geradewegs in's Spielzimmer. Es war ſehr lebhaft dort und das Spiel im vollen Gange. Spiegel thronte hier wie ein König, allein er mäßigte ſich und wagte keine große Coups mehr, um die ausgelaſſene Leidenſchaft zu ſchonen. Er behandelte den nüchternen Spieler ganz anders, wie den erhitzten. Jenen plünderte er ſogleich, dieſen ganz allmälig.

Anfangs hatte er wie ein geſchickter Säemann geſpielt, der für jedes eingeworfene Saatkorn eine dreißigfache Erndte verlangt. Jetzt glich er der Biene, welche jede Blume umſummt und jeder ein wenig Honig ſtiehlt, bis ſie welkt. Victor, der dieſe ſeine Art zu arbeiten kannte, ſeufzte:

»O, Emeline, welch einen Gaſt habe ich über Deine reine Schwelle gebracht!«

Spiegel, der Alles ſah und benutzte, gewahrte auch den Eintritt des jungen Grafen und erkannte darin eine außerordentliche Gelegenheit, um ausnahmsweiſe einen großen Coup zu wagen.

»Ei, da biſt Du ja, lieber Victor!« rief er mit der größten Vertraulichkeit ihm zu, indem er ſich einen König abhob, der ihm ein paar hundert Louisd'or einbrachte. »Sieh' nur! Ich ſitze hier im Schooße des Glückes. Die Könige und Trümpfe verfolgen mich, wie die Ratten den Biſchof Hatto von Mainz. Wirklich, ich muß mich meines Treffers ſchämen!«

»Ich auch!« ſagte Victor beißend.

„Das glaube ich wohl, denn Du weißt, daß ich ſtets zu verlieren pflege. Dich wundert es, daß ich einmal Glück habe!“

Bei Spiegel's vertraulicher Anrede hatten ſich Alle nach der Perſon umgeſehen, der ſie galt. Es war der ſchöne junge Graf, der Held des Tages und des Feſtes, und die Hochachtung, die man ohnedies ſchon für den Freiherrn von Spiegeling hegte, vermehrte ſich noch um ein Beträchtliches.

„Es iſt nicht zu leugnen,“ meinte ein Spieler, der auf den König verloren hatte, „daß der Herr Baron heute Abend entſchiedenes Glück hat!“

Ein Zweiter, dem es nicht beſſer ergangen war, fügte hinzu:

„Der Herr Baron ſpielen aber auch mit einer ſeltenen Ueberlegenheit und Kühnheit.“

„Ich ſpiele, um zu ſpielen!“ meinte dieſer. „Wie ich ſpiele, weiß ich ſelbſt nicht.“

„Auf Regen folgt Sonnenſchein,“ meinte der dicke Mann mit der goldenen Brille.

„Ich wünſche Ihnen den hellſten Sonnenſchein," antwortete Spiegel, „ſo weit es mir möglich iſt, ohne dabei zu kurz zu kommen."

Und über dieſen trivialen Spaß fing er recht philiſterhaft zu lachen an. — —

Victor ſah ſich nach Philipp um und fand ihn immer noch ſtill und niedergeſchlagen in einer Ecke des Nebenzimmers daſitzen.

„Warum ſo einſam?" redete er ihn an.

Philipp erhob ſich:

„Sie, Herr Graf?"

„Es wird ſehr lebhaft hier geſpielt, wie mich dünkt."

„Und ſehr hoch, ach, zu hoch!"

„Sie haben verloren?"

„Wiſſen Sie es ſchon?"

„Es ſprach Jemand davon, ſo daß ich es hörte."

„Ja, Herr Graf, ich habe verloren, ſehr viel verloren."

„Das darf einen jungen Mann nicht niederſchlagen. Nicht wahr, wenn man ſo das Geld rollen und die Karten von allen Farben umſchlagen ſieht, ſo erregt das ganz ſeltſame Gelüſte?“

„Nicht wahr, Herr Graf, Sie fühlen, Sie entſchuldigen das?“

„Kommen Sie!“ ſagte Victor und führte ihn in's Spielzimmer. Dort lud er ihn ein, ſich niederzulaſſen, und nahm ein Spiel Karten. „Ich bin zwar kein Spieler,“ fuhr er fort, „aber ich möchte Sie doch wohl einladen, Ihr Glück einmal gegen mich zu verſuchen. Nur zwei, höchſtens drei Partien; Nicht wahr? Das Glück war eben gegen Sie, um ſo mehr dürfen Sie hoffen, daß es wieder für Sie ſein wird.“

„Nein, Herr Graf, ich werde nie wieder eine Karte berühren.“

„Warum nicht?“

„Ich habe kein Geld.“

„Ich auch nicht. Ich gehöre nicht zu den großen

Herren der Börſe, welche ſtets den Beutel voll Gold und die Brieftaſche voll Banknoten bei ſich führen. Ich wollte Sie bitten, einſtweilen mein Wort gelten zu laſſen.«

Hiermit gab er die Karte und ein wenig verſtand er es, ſie zu miſchen, ſo viel hatte er von Spiegel gelernt.

Philipp nahm die Blätter auf, nicht aus Gewinnſucht, ſondern weil er nichts mehr zu verlieren hatte und noch eine Möglichkeit ſah, ſich vor Schande und Verzweiflung zu retten. Mit den Karten, die er in Händen hatte, war es unmöglich, zu verlieren. — »Sie wollen durchaus,« ſprach er beklommen, »und ich muß mich fügen.«

»Wie hoch ſpielen wir? Funfzig Louisd'or?«

»Ja,« ſagte Philipp, während eiſige Schauer ihn durchrieſelten.

Er gewann die erſte Partie.

»Quitte à double?« rief Victor.

„Nun, Victor, haſt Du Dich auch zum Spiel bequemt?“ fragte Spiegel.

„Nur einige Partien,“ antwortete der Graf und vermied es durchaus, Spiegel zu dutzen.

„Er hat Recht,“ dachte dieſer bei ſich, „er fängt an, ſich ein Beiſpiel an mir zu nehmen. Er will ſich üben und hat ſich einen Gimpel ausgeſucht, an dem er recht gut das Baartſcheeren erlernen kann.“

Philipp gewann auch die zweite Partie und ſein erſtarrtes Herz thaute auf, ſeine Bruſt erweiterte ſich wieder.

„Noch einmal quitte à double?“ fragte Victor. Dieſes Mal ſagte Philipp ein lautes Ja. Die Hoffnung machte ihn trunken und jagte ihm alles Blut zu Kopfe.

„Haſt Du Glück, Victor?“ fragte Spiegel.

„Bis jetzt noch nicht,“ war die Antwort.

Philipp hatte wieder die beſten Karten. Er legte den König an und nahm fünf Stiche.

„Es war ein ſchöner Einfall von mir, zu ſpielen," meinte Victor. „Ich mache auch nicht einen Point."

„Sie haben mir dieſe Karten gegeben," erwiederte Philipp.

„Sie geben, aber dieſes ſei die letzte Partie."

Er quälte ſeinen Gegner nicht lange. Er proponirte nun, ſeine guten Karten abwerfend, und machte wieder keinen Stich.

„Gerettet!" jubelte Philipp heimlich.

Daß ſein Gegner nichts Anderes wollte, hätte er mit einiger Aufmerkſamkeit beim letzten Spiele errathen müſſen.

Victor erhob ſich. „Sie werden entſchuldigen, daß ich aufhöre. Ich habe zu entſchiedenes Unglück, wie Sie einſehen werden."

„O, ich bitte, Herr Graf."

„Aber Sie haben auch an Herrn von Spiegeling etwas verloren. Nicht wahr, eine nicht unbedeutende Summe?"

„200 Louisd'or, Herr Graf."

„200 Louisd'or? Gerade ſo viel, wie ich an Sie verſpielt habe? Das iſt ſeltſam. Der Zufall hat doch wunderliche Launen. — Wollen Sie das Geld baar?"

„Keineswegs, Herr Graf."

„Oder ſoll ich Ihre Schuld bei Herrn von Spiegeling übernehmen?"

Philipps Antlitz ſtrahlte vor Freude.

„Wenn der Herr Graf die Gnade haben wollen?"

„Spiegeling! Nicht wahr? 200 Louisd'or."

„Von dieſem Herrn? Ja!"

„Ich habe dieſe Summe übernommen, die ich ſo eben an dieſen Herrn verſpielt habe."

„Sehr wohl! Sehr wohl! lieber Victor! Alles, was Du willſt!" Und er verbarg ſeinen Ingrimm hinter einer erkünſtelten Zerſtreuung: „Habe ich den Point ſchon markirt, den ich ſo eben machte? Ich weiß es wahrlich nicht."

„Ja wohl, Herr Baron, Sie haben ihn markirt, ſagten die Spieler.“

Victor konnte ſich jetzt zwiefach weiden an der Freude des Geretteten, wie an dem ſtillen Aerger des Gauners, nur daß jene eben ſo vorlaut, als dieſer verſteckt war.

Philipp hatte mit einem Male ſeine ganze Selbſtgenügſamkeit wieder. Uneingedenk, daß er unter all' den Söhnen reicher Häuſer der einzige Abhängige war, miſchte er ſich unter die Spieler und gab mitunter auch ſein Urtheil ab. Grade als ſtände er an der Börſe mit der Vollmacht ſeines Onkels. Er würde ſogar weiter pointirt haben, hätte er nur noch einen baaren Louisd'or in ſeiner Taſche gefunden.

So geſchwinde kehrt der leicht Verzweifelnde zu ſeinem behaglichen Uebermuth zurück. — —

Eben ſo dreiſt ging auch Philipp nach dem Tanzſaale, um Madame W— aufzuſuchen.

„O meine himmliſche Tante! Ich bin wieder glücklich! Ich muß meine Freude Ihrem milden

Herzen ausſchütten. — Sagen Sie dem Onkel ja nichts! Ich bin nichts mehr ſchuldig."

„Du haſt bezahlt?" fragte Emeline erſtaunt.

„Nein, aber Alles wieder gewonnen!"

„Du haſt es denn doch gewagt, wieder zu ſpielen?"

„Beſte Madame, der Herr Graf von Glitzemark beſtand darauf und ich mußte."

Emeline erröthete. — „Hatteſt Du Geld?"

„Er wollte auf's Wort ſpielen und ich durfte mich nicht weigern. Ich hätte ihm weit mehr abnehmen können, denn er machte kaum einen Point. — O, mein Himmel, ich habe vergeſſen, ihm Revanche anzubieten."

„Unterſteh' Dich nie wieder, eine Karte anzurühren!" gebot Emeline mit Hoheit, „und ſprich kein Wort mehr über den ganzen Vorfall, oder der Onkel erfährt Alles." —

Victor ſtellte ſich zur Quadrille ein und bot ihr den Arm.

„Sie wiſſen auch auf andere Weiſe Menſchen zu retten,“ flüſterte ſie ihm zu, „als indem Sie ſchnaubende Roſſe bändigen.“

„Wie meinen Sie das? Madame.“

„Sie verſtehen mich recht gut. Philipp hat mir Alles geſagt.“

„Ja, ich habe geſpielt, um die Zeit bis zur vierten Quadrille zu tödten!“

„Thun Sie recht, eben mir all' Ihre Großmuth, Ihren ganzen Edelſinn zu offenbaren?“

„Die Muſik fängt an, Madame! Wollen wir nicht antreten?“ So ſprach Victor, dem Anſcheine nach unbefangen, doch jedes ihrer Worte war ihm tief zu Herzen gedrungen. —

Der Ball war zu Ende und Victor ſagte beim Abſchied: „Wie ich Sie jetzt erblicke im zarten Ballkleide, ſtrahlend von Jugendreiz, Feſtſeligkeit und Diamanten, ſo will ich Sie in meiner Erinnerung mit mir nehmen jenſeits des Oceans. Einmal muß ich mich von hier losreißen. Es ſei in dieſem Augenblick, wo ich Sie in Ihrer ganzen Holdſeligkeit erblicke.“

Die Leichtgläubige machte wieder eine Scene. Sie ſank weinend an die Bruſt ihres Mannes und Victor, um ihrethalben Aufſehen zu vermeiden, umarmte innig und ſchweigend den Banquier und ſchied, ebenfalls das Schnupftuch vor den Augen. Faſt hätte der Banquier auch geweint.

* * *

Victor war allein nach Hauſe gefahren ohne ſich um Spiegel zu kümmern, der im Spielzimmer ſein Weſen forttrieb.

Unmöglich aber konnte er jetzt ſchon ſchlafen. Dieſer Abend war ein Glückstraum in ſeinem verlorenen Leben, noch einmal mußte er jeden ſüßen Augenblick ſich vergegenwärtigen, noch einmal alle gehabten Wonnen in der Erinnerung durchſchwelgen.

Noch immer fühlte er den zarten Gegendruck ihrer weichen Hand, als er von Schmerz und Unglück zu ihr ſprach; noch immer fühlte er ihren Arm in dem ſeinigen zittern, als ſie mit geſenkten Augen und zärtlich ſchüchterner Stimme fragte: „Thun Sie Recht, eben mir all' Ihre Großmuth und Ihren Edelſinn zu offenbaren?“ und als er gar ihrer Thränen beim Abſchied gedachte, wiederholte er ſich in zärtlicher Ueberſchwenglichkeit: Sie liebt mich! Ja, ſie liebt mich! —

Aber plötzlich verfinſterte ſich ſeine Stirn, der Freudenrauſch verflog und ſchmerzliche Angſt beklomm ſeinen Buſen.

„Nein!“ fuhr er fort, „ſie liebt nicht mich, ſondern die gräfliche Salonpuppe, die auswendige Lüge, womit Victor von Glitzemark die Menſchen blendet. — O! Es iſt ſo ſüß, um ſeiner Selbſtwillen geliebt zu ſein. Und habe ich darauf keine Hoffnung mehr? — Ich habe Dich getäuſcht, holdſelige Emeline! Mein Edelſinn, meine Großmuth ſind Betrug. Der hochgeborne Graf, vor dem Du in zärtlicher Verſchämtheit zitterſt und die ſüßen, holdverſchleierten Blicke traurig ſenkſt, iſt nur der Spießgeſelle eines Gauners.

Allein ich ſah Dich Thränen weinen um einen Laffen, der aus hochmüthiger Dummheit ſeine Ehre in Karten verſpielte; was wirſt Du thun, wenn ich zu Deinen Füßen ſinke und Dich anflehe: Sei Du der Schutzengel, der mich aus den Banden des Laſters befreit. Gieb mich der Ehre, der Tugend wieder. Meine Gewiſſensruhe, die Achtung vor mir ſelbſt fordere ich von Dir. — Du lügſt, Moritz, weil Du behaupteſt, ſie wird fremd ſich von mir wenden und thun, als habe ſie mich nie gekannt! Verflucht ſei Dein Name, den ich in einem Augenblicke nannte, wo ich ihrer gedachte. — Ich will mich ihr zu Füßen werfen, ich will ihr bekennen: Kein Zufall, die Vorſehung, Emeline! hat mich Dir in den Weg geführt. Ich habe Dein holdes Leben gerettet, rette Du mein beſſeres Selbſt. — Was ich gethan, als vor Deinen Blicken ein verderblicher Abgrund lag, hätte ein tüchtiger Reitknecht auch vermocht. Aus dem Abgrund, in den ich verſunken bin, kannſt Du, himmliſches Geſchöpf, ganz allein mich retten. Vor Dir will ich mich demüthigen und zerknirſchen, aus den Händen der Geliebten will ich empfangen, was mein Stolz von Freundeshand zurückwies. Und dann will ich Dich meiden, dann mag der Ocean, die ganze Erde zwiſchen uns liegen, wir gehören uns ja doch einander in dieſem Leben an. Du verdankſt mir Dein Leben und ich will das meinige redlich und gewiſſensfromm Deinem Andenken weihen. Treu Deinen Pflichten, ſollſt Du der reine Unſchuldsengel bleiben, der Du biſt. Emeline, Kind der Armuth! Couliſſenpflegetochter! durch Geſchick und Liebreiz zur großen Dame erhoben, haſt Du mich, den hochgebornen Grafenſprößling, der ſich zur Creatur eines falſchen Spielers erniedrigte, der ſeinen Namen und ſein Wappen mißbrauchte, Gaunereien zu unterſtützen, der Ehre und Rechtſchaffenheit zurückgegeben: die Rettung, die ich mit roher Manneskraft vollbrachte, magſt Du reichlich vergelten, indem Deine Frauenhuld und Anmuth mich erlöſet aus den Schlingen des Laſters.

* * *

Um jeden Preis wollte er ſich von ſeinem finſteren Genoſſen losreißen, nur war dieſer ihm an Liſt und

Scharfſinn weit überlegen, und mit offener Gewalt ließ ſich gegen ihn nichts ausrichten. Zuvörderſt galt es zu wiſſen, welche Zwangsmittel Spiegel noch gegen ihn in Händen habe, ſodann zu erforſchen, was er eigentlich im Schilde führe und wo hinaus er wolle.

Um dahin zu gelangen, mußte er ſich entſchließen, ſcheinbar ſich Allem zu fügen, was Spiegel von ihm forderte und einmal recht vertraut mit ihm zu thun.

Sinnend ſchritt er noch immer auf und ab, als Spiegel plötzlich, ohne anzupochen, eintrat.

Der Morgen graute ſchon, Spiegel war lange ausgeblieben. Für den Zwang, den er ſich beim Spieltiſch angethan, hatte er ſich ſpäter an dem Champagner des Banquiers ſchadlos gehalten, und mit noch mehreren jüngeren und älteren Herren die ganze Nacht hindurch gezecht, bis er endlich fühlte, daß er ſeiner wohl ſo ganz mächtig nicht mehr ſei. Er kannte ſich und zog ſich bei Zeiten zurück, um keinen Anſtoß zu geben.

„Ich ſah noch Licht bei Dir; Du biſt noch wach? — Das iſt mir lieb; ich mag auch noch nicht zu Bette gehen.“

Er warf ſeine Brieftaſche auf den Tiſch. „Hierin ein Wechſel auf 2000 Louisd'or. — Kein Falſcher, Victor! — Der Banquier hatte die Güte, mir die Laſt des Geldes gegen einen Wechſel nach Sicht abzunehmen. Hier iſt noch mehr!“ fuhr er fort und leerte ſeine Taſchen auf den Tiſch aus. „Ich habe tüchtig gearbeitet, während Du tanzteſt und Deiner Schönen verliebte Blicke zuwarfſt; und die 3000 Louisd'or wären voll geweſen, hätteſt Du nicht 200 Louisd'or gefliſſentlich verſpielt. Mit einigem Geſchick und gutem Willen hätteſt Du die Summe verdoppeln können.“

„Unmündigen Knaben muß man kein Geld abnehmen!“

„Warum nicht?“

„Würdeſt Du das Geld jemals erhalten haben?“

„Ganz gewiß! Ein Verwandter des Banquiers, ein Commis, der eine Börſenvollmacht hat und

200 Louisd'or in ſeinem Salon verſpielt? Der Banquier hätte keinen Anſtand genommen zu zahlen."

»Und der arme Junge wäre unglücklich geweſen."

»Und man hätte es ihm gegönnt, dieſem dummen Comptoirlaffen, der mit ſeinem **Wechſelmakler-Hoch**muth überall anſtößt.«

»Es fing an aufzufallen, denn der Knabe war in Verzweiflung. Es würde Geſpräch gegeben haben."

»Wirklich! Aber meine Großmuth gegen ihn wurde allgemein anerkannt. Nachdem ich acht Mal gewonnen, ließ ich mir zum neunten Male ſein quitte à double gefallen. Alles ſetzte gegen mich und ich nahm jeden Satz an.«

„Und gewannſt Alles!« — »Ich mußte Deinen Fehler wieder gut machen. Man weiß, daß ich dieſe Summe abſichtlich verlor, um ſie zu übernehmen."

„Im Ernſte, Victor! haſt Du wirklich mit ſo viel Ueberlegung gehandelt?"

„Weshalb zweifelſt Du daran?«

„Es pflegt Deine Art ſonſt nicht zu ſein. — Du lebſt ohne Plan und Abſicht ſo in den Tag hinein. Diesmal hatteſt Du vielleicht noch andere Gründe, welche ich errathe. — Sie nahm ſich ſeiner an. Sie klagte es Dir. — Schelm! Du biſt glücklich. Alſo das tête à tête iſt richtig!“

„Nicht weiter, Moritz!“ drohte Victor.

„Ereifere Dich nicht! Ich gönne Dir Dein Glück. Sie iſt reizend, engelſchön, und auf mich brauchſt Du nicht eiferſüchtig zu ſein. Für mich hat ſie nur einen Reiz, ihre Diamanten. Ein fürſtlicher Schmuck. Weißt Du, was er unter Brüdern werth iſt? Ich ſchätze ihn auf 100,000 Mark Bco. O, der Banquier muß wahnſinnig in ſie verliebt ſein, weil er mit ſolch einem todten Capital ſie ſchmückt.“

Victor ſeufzte.

„Ach, ich ſeufze auch nach dieſen Diamanten. Victor! Du gefällſt mir heut', Du biſt heut' umgänglich. Ich hätte Luſt noch mehr mit Dir zu plaudern. Wo iſt Hadrian?“

„Zu Bette. Was ſoll er?“

„Ich will noch Champagner.“

„Nach dem Ungar bei dem Banquier ſchmeckt mir nichts mehr.“

„Thorheit! Mir ſchmeckt immer am Beſten, was ich gerade vor mir habe. Und was ich getrunken, iſt vergeſſen. Willſt Du nicht mit trinken?“

„Warum nicht? zwei, drei Gläſer!“ — Er wollte klingeln.

„Wart' einen Augenblick,“ ſagte Spiegel, zog ein Spiel Karten aus der Taſche und zerſtreute ſie auf dem Tiſch, dann theilte er ſein Geld in zwei Theile, ſchob einen Haufen Victor zu und ſprach: „Jetzt klingle immerhin und laß den Kellner kommen, es ſieht hier cavaliermäßig aus. —

„Champagner!“ befahl Spiegel dem eintretenden Kellner; „und neue Wachskerzen. Der Herr Graf und ich, wir wollen noch ein Spielchen machen.“

Champagner nebſt Gläſer wurde gebracht und neue Lichter.

Spiegel ließ den Pfropfen fliegen und ſchenkte ein. „Auf das Wohl Hamburgs,“ ſagte er, es iſt ein geſegneter Ort. 3000 Louisd'or in einem Abend und welch eine Fête, welche Diamanten, welch ein Souper, welche Leckereien, welche Weine. Was wahr iſt, muß wahr bleiben: es giebt nur ein Hamburg, hier iſt gut wohnen. Für's Erſte bleiben wir hier.“

„Ich nicht.“

„Und warum nicht? Willſt Du Deine Dulcinea im Stiche laſſen, wie Deine Creditoren zu —; oder wie mich dieſen Abend im Spielzimmer, ohne mir einmal gute Nacht zu ſagen?“

„Ich ließ Dich weniger im Stiche, als in Stichen. Die Könige und Trümpfe verfolgten Dich ja, wie die Ratten den Biſchof Hatto von Mainz.“

„Und wie Deine Creditoren Dich hier verfolgen werden.“

„Ich werde ſie nicht erwarten, ſondern bei Zeiten gehen.“

„Wenn das Dein ganzer Kummer iſt, ſo bleibe getroſt in Hamburg. Du haſt von Deinen Creditoren nichts zu fürchten, ich habe ſie bezahlt. Deine Ehre iſt die Meinige, Victor, und Deinen Namen, wie Du weißt, ſchätze ich zu hoch, um ihn für einige tauſend Thaler Preis zu geben."

Victor unterdrückte ſeine Freude und ſein Erſtaunen. „Alſo Du biſt mein Gläubiger jetzt ganz allein?"

„Ich ganz allein."

„Und wenn ich nun fortginge und Dich ſitzen ließe?"

„Haſt Du Geld?"

„Ich verſtehe Dich. Und deshalb erhielt ich endlich jenen unglücklichen Wechſel zurück, nachdem ich ihn oft und theuer genug bezahlt habe. Hier in Hamburg, wo ich auf jedem ſegelfertigen Schiffe entfliehen kann?"

„Lieber Victor, es freut mich, daß Du das Alles einſiehſt!"

„Ich verlange aber meinen Antheil an dem heutigen Raub."

„Für's erſte haſt Du noch Geld, für's zweite biſt Du noch im Rückſtand; Dein Antheil ſteht Dir zu Dienſten, wenn Du Deine Wechſel und Schuldverſchreibungen in Zahlung annimmſt."

„Warum nicht?" erwiederte Victor; innerlich froh, denn er dachte bei ſich: Ich bin nicht mehr in ſeinen Händen.

„Alſo bleiben wir in dem reichen, geſegneten Hamburg."

„Ich muß wohl!"

„Bedenke nur, 3000 Louisd'or in einem Abend, und wie freundlich man mir die Hand drückte, mit welcher Hochachtung man mir gute Nacht wünſchte, und wie ernſtlich man Revanche von mir forderte. O, Ihr ſollt Revanche haben, Ihr Börſenratten, Ihr Staatspapierkerle, Ihr lebendigen Bancopoſten, Ihr perſonificirten Nach-Sicht-Wechſel. Ihr ſollt eine Revanche haben, daß Euch die Augen übergehen. Ich will mit Euch ſpielen, wie Ihr mit der Welt ſpielt. Wenn Ihr an allen Börſen die Courſe drückt, um heimlich aufzukaufen, ſo miſcht Ihr falſch, wie ich. Wenn Ihr fünfprocentige Staatspapiere, die nächſtens reducirt werden, von Euren Maklern durch Stadt und Land ausbieten laßt, ſo gebt Ihr falſch die Karte, ſo wie ich. Wenn Ihr vernehmt, daß eine Regierung oder ein Handelshaus im Schwanken ſei und Ihr verkauft Staatspapiere, was das Zeug halten will, ſo ſpielt Ihr falſch, wie ich. Iſt meine Fingerfertigkeit nicht eben ſo viel werth, wie Eure electromagnetiſchen Telegraphen? Schmeichelt Ihr nicht eben ſo gut Euren Mitmenſchen mit trügeriſcher Gewinnhoffnung, wenn ſie ſicher verlieren müſſen?«

Victor dachte: Wenn ich mich heute vor ihm demüthige, um ihn zu erforſchen, ſo werde ich um ſo inniger mich morgen vor ihr demüthigen können und bin gerettet. — »Moritz!« ſagte er, »wir ſind die kleinen Schurken und ſie die Großen.«

»Du biſt heute ſehr liebenswürdig, Victor! Ich trinke auf Dein Wohl.«

Leider aber hängt man die kleinen Schurken und die großen läßt man laufen.

„Victor! Wer von uns iſt der größte Schurke? Ich, der ich es nur auf das Geld des Banquiers, oder Du, der es auf ſein Weib abſieht. Ich trachte nur nach dem, was ihn melancholiſch macht, Du nach dem, worin er den Troſt und das Glück ſeines Lebens findet.“

Victor ſuchte ſich zu faſſen und ſprach: „Moritz, Du biſt wieder unverſchämt.“

„Und wer iſt das nicht in heutiger Zeit. Worin beſteht denn unſere Civiliſation, was lehrt, was befördert ſie? Eine Zeit, in welcher jeder dumme Junge ſich auf ſeine Bildung beruft und den lieben Gott zur Welt hinaus leugnet, um ihr eine Selbſtregierung vorzuſchreiben; eine ſolche Zeit muß endlich da hinauslaufen, daß Unverſchämtheit ſich die Kaiſer-Krone aufſetzt. — Brennus warf ſein Schwert in die Wagſchaale und ſagte: Vae victis! Ich weiß nicht, wie Livius daraus eine weltgeſchichtliche Anecdote machen konnte. Heute iſt dergleichen eben ſo gemein wie alltäglich. Nur daß wir nicht in einer wilden Kriegeszeit leben, ſondern in einer überciviliſirten Friedenszeit, wo man kein Schwert, ſondern ſein Biſchen Selbſt- und Habſucht in die Schaale wirft und ausruft: „Weh den Dummen!“

„Spiegel, ich glaube Du predigſt Revolution!“

„Das that ich 1848, wo es gefahrlos und einträglich war, heute führt es an den Bettelſtab oder in's Exil und ich mache ſeitdem beſſere Geſchäfte mit Dir. — Alſo zurück zu unſerer Frage: wer von uns iſt der größte Schurke?“

„Was ſoll dieſe Frage?“

„Sei Du der größte Schurke, den man laufen läßt, ich, der kleinere, will ſchon dafür ſorgen, nicht gehängt zu werden. Aengſtige Dich nicht; beſorge keine Entdeckung. Den falſchen Wechſel haſt Du zurückerhalten. Morgen empfängſt Du Deine übrigen Wechſel und Schuldverſchreibungen. Ich will nichts mehr gegen Dich in Händen haben und auf mich allein alle Gefahr nehmen. Den Sommer über noch wollen wir arbeiten wie die Schurken. Gegen Winter, wenn wir reich ſind, wandern wir aus und werden jenſeits des Oceans ehrliche Leute. Das heißt, wir etabliren ein Geldgeſchäft, und Du wirſt ſehen, der Unterſchied iſt ſo groß nicht. Wir treiben nur im Großen, was wir hier im Kleinen treiben: wir ruiniren nicht den Einzelnen, ſondern ganze Menſchenclaſſen oder Völker; wir nehmen mit, was die Gelegenheit bietet, wir vertilgen, was die Jahreszeit mit ſich bringt.“

Victor öffnete die dritte Champagnerflaſche und ſchenkte ihm abermals ſein Glas voll: — „Wenn ich nur erſt wüßte, was ich eigentlich ſoll?“

„Das darfſt Du noch nicht wiſſen. Du biſt noch zu romantiſch gelaunt. — Ich war nie ſchön und hatte nie eine empfehlende Perſönlichkeit, wie Du. Ich ward früh in meinem Stolze, meinem Glauben, meinem Selbſtgefühl gedemüthigt und mit Füßen getreten. Du biſt noch zu eitel, um ſchon den Muth zu haben, ein Schurke zu ſein.“

Victor hatte eine plötzliche Eingebung. Er flüſterte leiſe: „Ich bin zu Allem fähig, was ich ungeſtraft thun kann.“

„Allein Du wirſt geliebt?“

Victor ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Ich verſtehe. Alſo das tête à tête iſt noch nicht in Ordnung. Sie iſt tugendhaft. Sie verſagt Dir, was ihr Herz und ihre Leidenſchaft Dir gern gewähren möchte. Sie hält auf ihre Stellung und ihre glücklichen Verhältniſſe und opfert Dich ihrem ſchwächlichen, gebrechlichen Manne auf. — Verzage deshalb nicht. Eine Frau, welche liebt, hat ſchwache Augenblicke und laſſe ſie nur ein einziges Mal ſchwach geweſen ſein, ſo haſt Du mit der gefallenen Tugend ein leichtes Spiel, und ein zartes Gewiſſen iſt der beſte Folterknecht, um einen Menſchen zu Allem zu zwingen. Man muß es nur zu behandeln wiſſen. Das weißt Du. Du haſt ja meine Schule. Laſſe ſie nur einmal ſchwach geweſen ſein und Du hältſt ſie gefeſſelt, wie ich Dich gefeſſelt halte. Du darfſt nicht mehr für ſie ſchwärmen, Du mußt ſie quälen, mißhandeln, erniedrigen, knechten, verachten. Du mußt ihr ihre Stellung und ihr Leben verleiden, daß ſie nichts mehr fühlt und denkt, als an Dich. — Victor, wir brauchen noch eine dritte Perſon in unſerem Bunde und das iſt ſie. Sie muß Dein ſein, nicht blos mit Leib und Seele, ſondern auch mit dem Gelde ihres Mannes. — Bedenke, ihre Diamanten allein ſind Hunderttauſend Mark Banco werth, und wo die Schlüſſel zu den eiſernen Kiſten ihres Mannes liegen, wird ſie auch wiſſen. — Dann wollen wir nicht auswandern. Nein, fliehen! Nach China, nach Californien. Eine ſchöne Frau, Geld und Diamanten ſind überall was werth! — Nun Victor, ſtaunſt Du nicht. Iſt Dir das eingefallen, als Du dem Banquier das Leben retteteſt? — Führen wir ein Spiel geſchickt zu Ende, was ſo groß für uns ſteht.« —

* * *

Emeline gehörte zu den ſanften Geſchöpfen, die ſich gern in Alles fügen und denen es leicht wird, ihre Pflicht zu thun, von denen aber etwas Außergewöhnliches nicht zu erwarten iſt.

Wenn Mittelmäßigkeit (wie Victor ſagte) am beſten in der Welt fortkommt, ſo kann ſie wenigſtens keine reizendere Geſtalt annehmen, als die einer niedlichen, witzigen, gern lachenden Salondame.

Solch eine Mittelmäßigkeit war Emeline und deshalb hatte ſie Glück. Sie konnte zärtlich ſein, aber niemals leidenſchaftlich; lebhaft, aber niemals ausgelaſſen; traurig, aber niemals unglücklich. Selbſt wenn ſie ſich von ihren Gefühlen hinreißen ließ, was ſehr leicht anging, blieb ſie nett und zierlich. Sie konnte daher immerhin in einem Salon eine Scene wagen, ihr konnte man es verzeihen, denn ihre Gefühle hatten keine anſtößige Tiefe, ihre Thränen keine ſcandalöſe Wahrheit, und dieſes ihr mildes Weſen rettete ſie aus einer großen Gefahr und erſparte ihr ſchmerzliche Kämpfe, denen eine Frau von feſterem Charakter und tieferem Gefühl erlegen wäre.

Heute ſaß ſie in ihrem Boudoir und war traurig. Sie ſollte den ſchönen jungen Cavalier nicht wiederſehen, deſſen Huldigungen ausſchließlich ihr gewidmet waren und ſie zur Königin aller Feſte machte, um deſſetwillen ſie wie jede andere große Dame einen

Ball geben und ſich mit ihren Diamanten ſchmücken gedurft hatte, und für den ſie eine ſo innige, mit ihren Pflichten in keinem Widerſpruch ſtehende Freundſchaft fühlte.

Ihre Diamanten, dieſe Gabe der überſchwänglichen Zärtlichkeit, dieſe blitzenden Zeugen ihres geſtrigen Glanzes, lagen vor ihren Augen auf dem Spiegeltiſche, ſie konnte ſich noch nicht entſchließen, ſie wieder wegzulegen.

Ach, die kurze Freudenzeit, wie raſch war ſie verflogen. Von nun an mußte ſie ſich wieder zu der untergeordneten Stelle verſtehen, die ſie bisher in ihrer Umgebung geſpielt hatte, und durfte nicht hoffen, ſo glückliche Tage je wieder zu erleben.

Deshalb war ſie traurig, aber ſie weinte nicht, ſondern ſeufzte nur.

Mit einem Male meldete ein Diener den Grafen Glitzemark an. Emeline ward feuerroth und ſagte in ihrer Verwirrung, ohne zu wiſſen, was ſie ſprach: »Sehr willkommen!«

Sogleich verſchwand der Diener und ließ die

Thüre offen. Victor, todtenbleich und verſtört, ſtand an der Schwelle.

»Nur näher, Herr Graf,« lächelte ſie ihm freundlich entgegen, ohne ſich vom Sopha zu erheben. „Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie noch einmal kommen zu einem herzlichen, wohlgemeinten Abſchied. Obſchon Sie mich in dieſem Augenblicke überraſchen, habe ich mir heimlich doch das von Ihnen verſprochen. Das ſchöne Glück, was Ihre Anweſenheit uns Allen gewährte, durfte ſo plötzlich und unerwartet nicht abgebrochen werden, wenn ich geſtern auch ballmäßig geſchmückt eine beſſere Figur machte, als ohne Zweifel dieſen Morgen. Ein wenig will man ſelbſt auch gelten. Es iſt Ihrer durchaus würdig, nicht im Sturm von uns zu ſcheiden, ſondern unſer ewiges Lebewohl ſo herzlich und aufrichtig, wie wir es meinen, ſich gefallen zu laſſen.« — Sie reichte ihm lächelnd das weiße Händchen und Victor ergriff es krampfhaft, preßte es ſtürmiſch an ſeine fieberiſchen Lippen und warf ſich ihr zu Füßen.

Sie ſprang empor: — »Um Gotteswillen, Herr Graf! Was ſoll das?«

„O Madame! Emeline! Zu Ihren Füßen flüchte ich mich, verfolgt von einem böſen Schickſale. Retten Sie mich. Sein Sie mein Schutzengel. Sie lieben mich? Sagen Sie mir, daß Sie mich lieben. Ich muß es wiſſen. Nur Ihre Liebe kann mich retten.“

„Welche Anwandlung, Herr Graf?“

„Sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, aus Ihrem Munde will ich es hören, ſonſt bin ich verloren.“

„Sie ſind außer ſich, Herr Graf. Sie zittern.“

„Ich ſage Ihnen ja, daß ich ohne Ihre Liebe verloren bin.“

„Ich bin verheirathet, Herr Graf, ich habe Pflichten, die mir heilig ſind und die Sie ehren müſſen.“

„Ich fordere keine Liebe von Ihnen, die Ihr Gewiſſen mir verſagen muß. Mein Schutzgeiſt, mein Rettungsengel ſollen Sie ſein, deshalb liege ich weinend, flehend zu Ihren Füßen.“

„Sie! ſo ſtolz, ſo jung, ſo vornehm, und unglücklich? Ich vermag das nicht zu faſſen. Aber ich ſehe, daß Sie leiden, und das iſt mir genug. Stehen Sie auf, ſetzen Sie ſich hier neben mich. Sein Sie gelaſſen und erwarten Sie von mir Alles, was ich kann und darf.“

„Aber lieben Sie mich! werden Sie mich noch lieben können, nachdem ich Ihnen Alles geſtanden? Ich liebe Sie, Madame, von jenem Augenblicke an, wo Gott mir eingab, mein Leben für das Ihrige zu wagen. Von jenem Augenblicke an beherrſchte Ihr Bild alle meine Gedanken und Gefühle und war der einzige Troſt und Traum meines Lebens.“

„Herr Graf! Sollte ich jemals entdecken, daß die Dankbarkeit und Zuneigung, die ich für Sie hege, ſtrafbar iſt, ſo muß ich mich entſchließen, und werde Ihnen befehlen, mich nicht wieder zu ſehen.“

„Unausſprechlich liebe ich Sie, mit unſäglichen Schmerzen. Allein ich weiß Schmerzen zu ertragen. Was ich litt, verhehlte ich Ihnen. Ich wollte Sie meiden, von jenem erſten Augenblicke an, wo Ihr

Engelsbild mich todesmuthig machte, beſchloß ich, Sie zu fliehen. Jetzt liege ich, ein demüthiger, zerknirſchter Sünder, zu Ihren Füßen und erhebe meine Hände zu Ihnen, wie zu einem Heiligenbilde. Können Sie mich noch lieben, wenn Sie das Aergſte von mir vernehmen? Wollen Sie mich retten? O verhüllen Sie Ihr Antlitz nicht; wenden Sie ſich nicht von mir, verſtoßen Sie mich nicht, oder ich werde wahnſinnig."

Emeline erwiederte weinend: „Sie ſind ſchon wahnſinnig und ich haſſe mich ſelbſt, weil ich der ſchuldloſe Anlaß bin zu der Verſtörung eines ſo ſtolzen, vornehmen Jünglings. Hoffen Sie nichts von mir, aber ſchonen Sie mich. Ich bin ſchwach und furchtſam. Wenn man mich ſo beſtürmt und drängt, ſo weiß ich nicht mehr, was ich thue und ſage. Ihre Leidenſchaftlichkeit erſchreckt mich. Ihr Ungeſtüm betäubt mich."

Mit verhülltem Antlitz ſank ſie in das Sopha zurück und Victor fühlte den Muth ſchwinden, der ihn bewogen hatte, zu den Füßen der Geliebten ſein

Heil zu ſuchen. Erſchöpft erhob er ſich, und ohne zu wiſſen, was er that, trat er an einen Tiſch, nahm ein Album in die Hand und blätterte darin.

Tiefe Stille trat ein, die hie und da von einem Seufzer unterbrochen wurde. — Mit einem Male öffnete ſich die Thür und geräuſchvoll trat der Banquier ein. —

* * *

Der Banquier hatte den Grafen durch den Garten gehen ſehen. Von der Einfahrt bis zu den Stufen des Portals waren ein paar hundert Schritt und Victor war ſehr aufgeregt, er ſprach mit ſich ſelbſt. Er geſtikulirte ſogar ein wenig. Nach der Abſchiedsſcene von geſtern Abend befremdete dies den Banquier. Solche Auftritte fingen an, ihm zu mißfallen und er wünſchte ſie für die Folge vermieden zu ſehen. Geldmenſchen ſind nicht zartfühlend. Er trat auf die Lauer, er horchte an der Thür und vernahm dieſes ganze verworrene Zwiegeſpräch, wovon jedes Wort mißverſtanden ward und zu neuen Mißverſtändniſſen führte.

Des Grafen Ungeſtüm machte ihn zittern, allein Emelinens tugendhafter Widerſtand rührte und entzückte ihn. Er liebte ſie in dieſem Augenblick mehr als je, er war ſtolz auf ſie. Allein ſie ermattete; plötzliche Stille trat ein; es ſchien ihm die höchſte Zeit, ihr zu Hülfe zu kommen. Haſtig ſtieß er die Thüre offen.

Emeline, deren Gefühle nicht tief waren, hatte ſich ſchon völlig erholt und Victor blätterte in einem Album.

Der Banquier ſammelte ſich, ſo gut er konnte und ſprach mit der Geiſtesgegenwart eines Geſchäftsmannes:

„Sie hier, lieber Graf! Verzeihen Sie, daß ich Sie noch einen Augenblick allein laſſe, ich habe dringende Geſchäfte.“

„Was fehlt Dir, Edward,“ fragte ſie. „Du ſcheinſt mir ſehr beunruhigt, ſo ſah ich Dich noch nie.“

„In der That, ich habe eine ſehr beunruhigende Nachricht erhalten.“

„Auch Du im Unglück!“ rief ſie.

Victor gab ihr einen Wink zu ſchweigen.

„Kein Unglück eben!“ meinte der Banquier, „aber wie es ſo in Geſchäften geht, eine Unannehmlichkeit. — Ich verreiſe auf zwei, drei Tage. Meine Gegenwart thut dort Noth, ich muß mich augenſcheinlich von Allem überzeugen. Bleibſt Du inzwiſchen hier oder in der Stadt?“

„Ich würde es allerdings vorziehen, hier auf dem Garten zu bleiben.“

„Ganz nach Deinem Gefallen, liebe Emeline.“

Victor nahm ſeinen Hut. „Ich will nicht länger ſtören, Herr W—, ich wünſche Ihnen eine glückliche Reiſe, und daß die Angelegenheit, welche Sie beunruhigt, von keinen verderblichen Folgen ſein möge.“

„Danke, lieber Graf. Aber bleiben Sie doch in Gottes Namen. Ich habe nur ein paar Briefe zu ſchreiben und bin dann gleich wieder bei Ihnen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er. Victor und Emeline waren wieder allein und die frühere peinliche Stille herrſchte von Neuem.

Endlich begann Victor: „Vor der Frau, die ich anbete, kann ich mich noch tiefer demüthigen. Ich will Sie nicht mehr bei Ihrer Liebe beſchwören, ſondern nur ihr Mitleid anrufen.“

„Reden Sie nicht von Demüthigung und Mitleid. Ich habe nie aufgehört, Ihre Freundin zu ſein, der Sie unter allen Umſtänden ſich anvertrauen dürfen.“

„O das war ein himmliſches Troſtwort. Ich möchte Ihnen von Neuem zu Füßen fallen, allein ich darf nicht. Ja, ich muß Sie ſprechen, heut noch. Verſtehen Sie mich nicht? Errathen Sie mich nicht? Ich habe Ihnen ein fürchterliches Geheimniß anzuvertrauen.“

„Gerechter Gott! reden Sie. Ich vergehe vor Angſt und Qual.“

„Jetzt nicht. — Herr W— könnte jederzeit wiederkehren.“

„Wenn auch! Er iſt Ihr Freund und was vermag ich ohne ihn?“

„Ich kann mich Ihnen entdecken, Ihm unmöglich. Ich muß Sie ſprechen, heute noch! Allein! Niemand darf drum wiſſen! Niemand uns belauſchen. Es gilt meine Rettung. Wollen Sie? — Können Sie ſich entſchließen, Etwas für mich zu wagen? Als ich Sie in Gefahr ſah, fragte ich nicht: darf ich's wagen, oder komme ich dabei um!« —

„Herr Graf, Sie quälen mich grauſam!«

»Quälen will ich Sie nicht. Ueberlaſſen Sie mich meinem böſen Schickſal! Es giebt auch noch einen anderen Ausweg. Graf Victor von Glitzemark, der vergeblich ſich Ihnen zu Füßen warf, weiß auch den Tod eines Cavaliers zu ſterben und iſt es ſeinem Namen ſchuldig, die Kugel ſich durch den Kopf zu jagen. Leben Sie wohl!« —

Er greift nach ſeinem Hute, ſie aber hielt ihn zurück: — »Nein! So wollen wir nicht ſcheiden! — Ich bin nicht ſo ſelbſtſüchtig und herzlos, wie Sie glauben. Ich kann jedes Opfer bringen, was mit meinen Pflichten übereinſtimmt. Geben Sie mir Ihr Wort als Cavalier, daß Sie nichts von mir fordern, was gegen meine Ehre und meine Tugend iſt, und Ehre und guten Ruf lege ich in Ihre Hände.“

Victor erwiederte ſchwärmeriſch: „Bei jedem Tropfen adeligen Blutes in meinen Adern, bei dem Wappen, der Ehre und den Ehrenthaten meiner Ahnen. Sie ſind die Heilige mir, der ich als zerknirſchter Sünder mich zu Füßen werfe, um Rettung, Friede und Verzeihung zu erlangen. — Wann darf ich kommen?“

„O mein Gott! W— verreiſet?“

„Sobald er fort iſt?“

„Seine Verwandte wohnen hier rings herum und verfolgen mich mit feindſeligen Argusaugen.“

„Ich warte bis zur völligen Dunkelheit.“

„Und allein! O mein Gott!“

„Anbetungswürdiges, engelgleiches Weſen. Erndten Sie dafür den Lohn Ihrer ſchönen That, einen Verlorenen aus dem Abgrund gerettet zu haben, in dem Augenblicke, wo er verſinken mußte.“

„Wie Sie in der Pforte ſind“ — ſagte Sie endlich — „wenden Sie ſich gleich links in die Baumgänge. Sie führen nach dem Stall. Gegenüber iſt die Hinterthür. Ich will ſorgen, daß ſie offen iſt. Die Treppe führt zum Corridor; ich werde die Dienerſchaft fortſenden. — Victor! Ich vertraue Ihnen meine Ehre und meine Zukunft an, weil Sie mir theuer ſind, weil ich mich glücklich ſchätzen will, wenn ich Sie retten kann. Geben Sie mich nicht der Schmach und dem Unglück preis.“

Sie fing an, heftig zu weinen und zu ſchluchzen.

„Faſſen Sie ſich, Emeline!“ ſprach Victor, „Herr W— könnte kommen, und darf Ihre Thränen nicht ſehen. — Leben Sie wohl. Auf Wiederſehen zum Glücke!“

Haſtig ging er.

Der Banquier hatte wieder jede Sylbe vernommen und hörte Emeline noch lange weinen und ſchluchzen. Er guckte durch's Schlüſſelloch. Er ſah, wie ſie ſich mit dem Schnupftuch Kühlung zuwehte, um die Spuren der Thränen aus den Augen und von den Wangen zu tilgen; und er freute ſich ſeines Einfalls, eine Reiſe vorgegeben zu haben. In eben dieſem Verſteck konnte er die verabredete Zuſammenkunft belauſchen. Er konnte ſich von dem Werthe und der Tugend ſeiner ſchönen, vielgeliebten Frau auf's Schmeichelhafteſte überzeugen. Er konnte, wenn der junge Graf ein hinterliſtiger Verführer war, der ſich auf ſeine Ritterthat berief, um die Unſchuld und Leichtgläubigkeit einer ſchönen Bürgerfrau zu mißbrauchen (und dafür hielt ihn W—) als glücklicher Ehemann dazwiſchen treten, den ſchamloſen Cavalier verhöhnen und mit dem verrätheriſchen Lebensretter die Rechnung abſchließen.

Dieſes Alles überlegte der Banquier voller Selbſtzufriedenheit und erſt nachdem Emeline ſich völlig erholt hatte, trat er mit einem höchſt zerſtreuten und geſchäftigen Comptoirgeſicht wieder zu ihr und fragte:

„Der Graf ſchon fort?“

„Wie lange ſchon!“

„Ich weiß nicht, Emeline, ob ich nicht beſſer thue, heute in irgend einem Hôtel in der Stadt zu ſpeiſen.“

„Wenn es Deine Zeit erlaubt, ſo laß mich nicht ganz allein bei Tiſche ſitzen.“

„Morgen und übermorgen wirſt Du auch ganz allein ſpeiſen.“

„Das iſt ein Anderes, aber thu' nach Deiner Bequemlichkeit. — Gehſt Du in der Stadt noch zu Hauſe vor?“

„Ganz gewiß!“

„Willſt Du meine Diamanten nicht mitnehmen und ſie wieder wegſchließen?“

„Gerne, liebe Emeline, gieb her! — Doch nein, behalte ſie hier. Du wirſt einſam ſein, ſpiele damit, wenn Du Langeweile haſt, ſchmücke Dich damit und tritt vor den Spiegel.“

„Ich werde keine Langeweile haben. Ich habe im Hauſe zu thun und kann mich beſchäftigen: ich leſe, ich ſtricke und zwei, drei Tage ſind bald hin.“

„Ich hätte gerne, Du behielteſt ſie hier, in Deinem Boudoir. Unterwegs denke ich dann, hin und wieder fällt Dein Blick darauf, Du freuſt Dich an dem Farben- und Funkenſpiel und ich gab ſie Dir nach der Trauung. Es war die erſte Huldigung, die ich Dir als Frau darbrachte. Sieh', empfindſam bin ich nicht, das würde einem Geſchäftsmanne übel kleiden. Viel Poeſie haſt Du von mir nicht zu erwarten und die Diamanten haben nur Geldwerth. Du mußt vorlieb nehmen mit dem, was ein Kaufmann leiſten kann.«

Emeline fing abermals zu weinen an. »Biſt Du unzufrieden mit mir? Habe ich mich Deiner Liebe jemals unwerth gezeigt?«

„Wer ſagt das? Warum weinſt Du? Emeline, laß heute dieſe elegiſchen Launen. Ich habe verwickelte Geſchäfte zu beſorgen, und wenn ich Dich weinen ſehe, vergeſſe ich Alles.“

Gehorſam trocknete ſie ihre Thränen.

* * *

Spiegel hatte eine Droſchke genommen, um Victor nachzufahren, und wie er richtig vermuthet hatte, ſah er ihn vor dem Landhauſe des Banquiers ausſteigen. Er wartete.

Victor kehrte zurück. Sein Antlitz ſtrahlte von Freuden. Wonne blitzte aus ſeinen Augen, er ſchien beglückt in ſeinem ganzen Weſen.

„Alſo das tête a tête iſt in Ordnung,“ dachte Spiegel.

Zu Hauſe gab er ihm Schuldverſchreibungen und Wechſel zurück, welche Victor in ſeinem Beiſein augenblicklich vernichtete.

„Du ſiehſt, Victor, ich habe nichts mehr gegen Dich in Händen.“

„So iſt es.“

„Jetzt bindet Dich nichts weiter mehr an mich, als Dein Wort.“

„Mein Wort?“

„Was Du dieſe Nacht mir gegeben. Wir brauchen noch eine dritte Perſon in unſerem Bunde, Du biſt ein Cavalier und ein Cavalier muß ſein Wort halten.“

„Moritz, quäle mich heute nicht.“

„Heute, jederzeit und überall halte ich mich an Dein Wort.“

* * *

Gegen 10 Uhr ließ Madame W— das Haus ſchließen, die Dienſtboten ſich zur Ruhe begeben und zog ſich in ihre Zimmer zurück. Das Alles hatte nichts Befremdendes, denn der Ball in der vorigen Nacht hatte bis gegen Morgen gedauert und zu dem war Herr W— verreiſt.

Victor wartete in der Nähe die völlige Dunkelheit ab, um ſich nach dem Landhauſe des Banquiers zu wagen. Ihm ahnete nicht, daß Spiegel in einiger Entfernung ihm folgte, eben ſo wenig wie Emeline wußte, daß ihr Mann heimlich zurückgekehrt war, um ſie zu belauſchen.

Das Hinterthürchen war nicht verſchloſſen und Victor erſtieg mit Herzklopfen die kleine Treppe. Geräuſchlos folgte ihm Spiegel, nur die Stufen knackten unter dem Gewichte ſeines Körpers.

Zitternd empfing Emeline den jungen Grafen in ihrem Boudoir. „Ich weiß, ich bin nicht ſtrafbar,“ ſeufzte ſie, „und dennoch macht mein Gewiſſen mir Vorwürfe.“

Victor ſank ihr zu Füßen. „Dank, tauſend Dank dafür, ſüße Emeline. Ach! wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe.“

„Victor, das iſt gegen unſere Uebereinkunft. Stehen Sie auf.“

„Laſſen Sie mich knieen, während ich beichte. Ach! wenn Sie Alles wiſſen, werden Sie Ihr holdes Antlitz nicht von mir wenden, werden dieſe weißen, zarten Hände mich nicht von ſich ſtoßen und dieſer ſüße Mund nicht ſagen: Fliehen Sie!“

„So reden Sie endlich. Nehmen Sie die Qual von mir, womit Sie mich bis jetzt gemartert haben.“

„Emeline! Ein einziger Fehltritt, nein, ein ſchweres Vergehen, das ich mir nie verzeihen werde, hat mich einem Elenden in die Hände geliefert, der mich Schritt für Schritt weiter in's Verderben ſchleppt.“

„Wäre das etwa der Herr von Spiegeling?“

„Mein Himmel, Sie errathen?“

„Seit Sie mich verließen, habe ich unaufhörlich an das ſchreckliche Räthſel gedacht, welches Sie mir jetzt löſen wollen.“

„Ja! Er iſt es. Und ſeinen Gaunereien verdanke ich das Geld, was ich verſchwende, den Glanz, mit dem ich mich umgebe, den Aufwand, den ich mache. Ich wollte mich losreißen von dieſem Dämon und ſeinen ſchmählichen Ketten entgehen. — Eine kleine Erbſchaft fiel mir zu, damit wollte ich fliehen, um in der neuen Welt ein beſſeres, redlicheres Leben zu beginnen. Und ich erblickte Sie, Emeline, ich zögerte, der Dämon folgte mir, holte mich ein und ich zapple wieder ohnmächtig in ſeinen Banden. Ach! Seit ich Sie geſehen, fühle ich meine Schande und erröthe über mich. Mein beſſeres Selbſt, der Stolz meiner Väter iſt wieder angeregt, aber ach, meine eigenen Kräfte reichen nicht hin, mich zu befreien, was bleibt nun übrig, als von Ihnen Rettung, Heil und Frieden zu erflehen!“

„Victor, weiß ich jetzt Alles?“

„Alles!“

„Und Sie haben keinen unmittelbaren Antheil genommen an den — wie ſoll ich ſagen — heimlichen Thaten des Herrn von Spiegeling?“

„Ich habe den Raub mit ihm getheilt.“

„Victor, ſtehen Sie auf. In meinen Augen ſind Sie entſchuldigt und ich kann Ihnen verzeihen. Sie ſind der erſte junge Cavalier nicht und werden auch nicht der letzte ſein, der ſtrafbar ward, weil das Glück ihm den Glanz verſagte, für den er durch ſeine Geburt beſtimmt war. Sie haben zwei Menſchenleben gerettet, das wiegt reichlich alle Ihre Verirrungen auf. Wir müſſen Sie retten, es iſt unſere Pflicht und ich freue mich, es macht mich glücklich, daß Sie mich zu Ihrem Schutzgeiſt erwählt haben. Sie ſind gerettet, ich verſpreche es Ihnen.“

Der Banquier, der auf der Lauer ſtand und ſeine Frau ſo würdig reden hörte, konnte nicht umhin, vor Stolz und Luſt Freudenthränen zu weinen. Wenig fehlte, ſo hätte er ſich gezeigt, um ihr jedwede Summe zur Verfügung zu ſtellen, damit ſie Gutes thun könne ganz nach ihrem Ermeſſen, ſo viel ſie wolle.

In der That auch war Emeline, von ihrer Schutzengelrolle begeiſtert, in dieſem Augenblicke ſchöner als je und Victor ergriff ihre Hand, die ſie ihm reichte, um ihn von ſeinen Knieen zu erheben, bedeckte ſie mit Küſſen und rief leidenſchaftlich: „Kann ein Engel des Heiles und der Barmherzigkeit holdſeliger ausſehen, wenn er ſich auf Erden zeigt? Spiegeling dagegen, oder vielmehr Moritz Spiegel iſt der gemeinſte Dämon den es giebt, das eingefleiſchte Laſter, die leibhaftige Sünde, die perſonificirte Schurkerei.“ —

„In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür. Spiegel trat gemächlich ein und ſprach mit ſeiner tönenden Baßſtimme:

„Victor, das iſt nicht ſchön von Dir, daß Du hinter dem Rücken Deines Freundes ſo ſchlecht von ihm ſprichſt.“

„O, mein Gott!“ rief Emeline, bedeckte ihr

Antlitz mit beiden Händen und ſank auf das Sopha nieder.

„Du hier?“ fragte Victor, wild drohend. „Kommſt Du, mir vorzuwerfen, daß ich Dich noch nicht erwürgt habe?“

„Nein, Victor, der Hanf zu dem Stricke, der mich erwürgt, iſt noch nicht gewachſen. Das Boudoir einer Dame iſt kein Hochgericht und dieſe Klingelſchnur iſt das beſte Präſervativ gegen alle Schnüre, die meinen derben Hals beläſtigen könnten. Eine Art homöopathiſches Präſervativ, similia similibus. Zu Deutſch: Schnur wider Schnur.“

„Was ſuchſt Du hier?“

„Dich, lieber Victor. Ich habe Dir Deine falſchen Wechſel, Deine Schuldbriefe und Verſchreibungen zurückgegeben. Aber, wie Du ſiehſt, biſt Du immer noch mein und wirſt es ewig bleiben — und wirſt es ewig bleiben,“ wiederholte er nach dem Refrain eines Volksliedes.

Emeline ließ ihre Hände ſinken und fragte leiſe: „Victor, was will dieſer Menſch?“

Victor ſchlug die Hände vor das Angeſicht im Bewußtſein ſeiner augenblicklichen Ohnmacht und bei der kochenden Wuth in ſeinem Herzen.

Spiegel fuhr fort:

„Was ich will, Madame, kann ich ſelbſt Ihnen ſagen, meinen Grafen will ich. Es iſt mein Graf, ich halte ihn aus, ich laſſe ihn grafenmäßig leben. Wenn Sie ihn vielleicht einmal geliehen haben wollen, auf ein Schäferſtündchen oder zwei, ſo kommt mir das nicht darauf an. Ganz entbehren aber kann ich ihn nicht, denn er iſt mein Entréebillet, mein Paſſepartout für die Salons.“

„Victor,“ rief Emeline, „was ſagt dieſer Menſch? Ich verſtehe ihn nicht, reden Sie mit ihm.“

„Er benutzt ſeine Strafloſigkeit hier in dieſem Zimmer, um ſeine Frechheit bis auf's Aeußerſte zu treiben.“

„Madame! verſetzte Spiegel, Sie wollen eine Schutzengelrolle ſpielen, die Sie noch nicht inne haben. Sie verſehen ſich in Ort und Zeit. Man ſpielt nicht

Schutzengel Abends nach zehn Uhr in ſeinem Boudoir gegen einen ſchönen jungen Cavalier, wenn der Mann höchſt wahrſcheinlich über Land iſt, denn ſonſt würde man nicht ſicher ſein.“

„Läſtere nur die Unſchuld, elender Gauner!« knirſchte Victor, »Madame bleibt engelrein.«

»Ich bin zwar nicht von zarter Kindheit an auf der Bühne zu allem Zierlichen und Liebenswürdigen angehalten worden, um nachmals Haus und Bett eines Millionairs auszuſchmücken. Mich hat das Schickſal nicht für den Putz, ſondern zum Verbrauch gearbeitet. Ich bin zu Allem zu gebrauchen, und wenn Madame nicht ſchwierig in der Wahl ſein will, denn freilich, ich bin nur der gemeinſte Dämon, das eingefleiſchte Laſter, die perſonificirte Schurkerei u. ſ. w., ſo will ich, Madame, Ihr Schutzengel ſein, der Ihre Aufführung Ihrem Manne verſchweigt.“

»Deine Bedingungen?« fragte Victor haſtig.

»Sind ſeit geſtern Nacht verabredet. Madame wird zu uns gehören.«

„Es ſei. Jetzt gehe!“

„Was ſoll ich?“ fragte Emeline. „Victor, Sie verhandeln mich?“

„Nein, Madame, dieſer Gauner täuſcht ſich nur in Ihnen, er hält Sie für ſchuldig.“

„Sie wollen Geld?“ fragte Emeline. „Geld habe ich nicht in dieſem Augenblick. Ich habe kein Nadelgeld, ich habe mein Conto auf dem Comptoir, wo ich mir holen laſſe, was ich brauche.“ Sie trat an den Spiegeltiſch, nahm das erſte beſte Etui und öffnete es, es waren ihre Ohrringe.

„Wollen Sie das?“ fragte ſie Spiegel.

„O, Madame haben noch mehr da liegen,“ ſagte der Schamloſe, trat an den Spiegeltiſch, öffnete die Etuis eines nach dem anderen und ſteckte ſie in die Taſche.

„Ich verſchmähe dergleichen durchaus nicht. Habe ich nun nicht recht, Victor, Madame iſt die unſrige und wir theilen uns brüderlich; ich nehme die Diamanten, in die ich verliebt bin, Du Dasjenige, worin

Du verliebt biſt. — Für dieſen Preis," ſagte er zu Emeline, „nehmen Sie meinen Grafen hin, ich überlaſſe Ihnen denſelben. Seien Sie ſein Schutzengel."

„Ich bin verloren!" weinte Emeline. „Mein Mann hält viel auf dieſe Diamanten. Allein ich habe ein gutes Gewiſſen; ich habe das Beſte gewollt und werde Muth finden, zu dulden."

„Nicht doch, Madame," ſagte Victor, bleich und vor Wuth zuckend, „er wird nicht weit kommen mit Ihren Diamanten. Endlich hat mein verfehltes Daſein ein Ziel gefunden. Ritter und Heroen haben die Welt von Ungeheuern befreit, meine Aufgabe iſt, dieſes moraliſche Ungeheuer von der Welt zu tilgen, und dann will ich dem Henker verfallen ſein."

„Thut nicht nöthig!" ſprach eine Stimme. Es war der Banquier, welcher eintrat, in jeder Hand eine Piſtole.

Mit einem Schrei des Entſetzens ſank Emeline auf ihre Kniee.

„Herr Graf!" begann der Banquier, „Madame

W— hat mir Alles geſagt. Ich weiß, was Sie von ihr verlangt haben und was ſie Ihnen ſchuldig zu ſein glaubte, und ſie hat mich gebeten, unſichtbarer Zeuge dieſer Zuſammenkunft zu ſein."

„So laſſen Sie dieſen Gauner verhaften, der die Diamanten Ihrer Frau geſtohlen hat!" rief Victor und ergriff Spiegel, der Miene machte, zu entſchlüpfen, mit beiden Händen bei den Hüften, hob ihn empor und ſchleuderte ihn wie eine lebloſe Maſſe dem Banquier zu Füßen. „Schurke," drohte er, „wenn Du Dich rührſt, ſo zertrete ich Dich."

„Kein Aufſehen, Herr Graf, im Boudoir meiner Frau," gebot der Banquier. „Herr von Spiegeling wird die Diamanten herausgeben und zufrieden ſein, wenn wir ihn entſchlüpfen laſſen. Was Sie betrifft, Herr Graf, ſo iſt meine arme Emeline jetzt in der That der Schutzengel, der Sie von Ihrem Dämon befreit hat. Sie hat dafür genug gelitten. Ich übernehme jetzt das Verſprechen, welches ſie Ihnen gegeben hat, und die Schuld der Dankbarkeit gegen unſern gemeinſamen Lebensretter, wie ich dieſes Ihnen gleich zu Anfang anbot, abzutragen. Ihr Zartgefühl wird jetzt nichts mehr dagegen einzuwenden haben nach all den peinlichen Erregungen und leidenſchaftlichen Auftritten, welche die Folge Ihrer Weigerung waren.“

„Und ich?“ fragte Emeline, „haſt Du kein beruhigendes Wort für mich?“

„Ich wüßte Dir nichts zu ſagen, was Du nicht ſchon wüßteſt, Du treue, brave Hausfrau. Handle frei nach Deinen Eingebungen, ohne mich zu fragen, thue Gutes, ſo viel Du kannſt und magſt, was Du verlangſt, ſteht zu Deiner Verfügung.“

* * *

Graf Glitzemark kehrte wenige Tage ſpäter in ſeine Heimath zurück, wo er jetzt von einer anſehnlichen Jahresrente lebt. Spiegel hat ſeitdem noch nichts wieder von ſich hören laſſen.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

In demſelben Verlage erſchienen:

Eine gute Verſorgung, Roman von Amely Bölte, Verfaſſerin des Viſitenbuchs eines deutſchen Arztes. 2 Thlr.

Ballkleid und Demantſchmuck, Novelle von Dr. Hermann Schiff.

Dunkle Wege, Roman von Marie Norden. 2 Bände.

Komiſche 1001 Nacht. Eine Quinteſſenz amüſanteſter humoriſtiſcher Lectüre von Ad. Glaßbrenner. 1 Band von 260 Seiten. Eleg. geheftet Preis: 1 Thlr.

Illuſtrirte Romane.

Große prachtvolle Ausgabe mit vielen Holzſchnitten geziert zu beiſpiellos billigen Preiſen.

Die Ritter vom Landsknecht, von Foudras. ꝛc. Mit 29 Illuſtrationen. Preis: 22½ Sgr.

Der Bandit von London, von Ainsworth. Mit 38 Illuſtrationen. Preis: 20 Sgr.

Die drei Musquetiere, von A. Dumas. Mit 56 Illuſtrationen. Preis: 21 Sgr.

Die Kunſt zu gefallen, von E. Sue. Mit 22 Illuſtrationen. Preis: 6 Sgr.

Manon Lescaut, von Prevoſt. Mit 26 Illuſtrationen. Preis: 6 Sgr.

Japhet, der einen Vater ſucht, von Marryat. Mit 24 Illuſtrationen. Preis: 12 Sgr.

Johanna von Neapel, von Gentilhomme. Mit 17 Illuſtrationen. Preis: 6 Sgr.

Novellen

aus der

Theaterwelt.

Das Recenſenten-Kunſtſtück.
Von D. Schiff.

„Der Freiſchütz."
Von Adalbert vom Thale.

Ein neuer Hamlet.
Von A. Naumann.

Ein Schauſpielabend in Berlin.
Von Julius Curtius.

Berlin. 1857.
Vereins-Buchhandlung.

r: .– 1842

Das

Recenſenten-Kunſtſtück.

Von

D. Schiff.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Im Jahre 1824 war ich ein gefürchteter und beliebter Journal-Redacteur. Damals lebten und dichteten Goethe und Jean Paul. Tieck ſtand in der Mittagshöhe ſeines Ruhmes, und ich bewohnte drei elegante Zimmer in der Bel-Etage eines anſehnlichen Gebäudes an der Promenade. Das mittelſte und größte war das Putzzimmer, und meiſtens blieben die Seitenthüren offen, damit die Künſtler und Künſtlerinnen, welche mir ihre Aufwartung machten, Gelegenheit hatten, die geſchmackvolle Einrichtung meines Schlaf- und Studirzimmers zu bewundern. — Solch ein Luxus indeſſen gewährt wenig Behagen. Er iſt koſtſpielig, Alles will geſchont ſein und iſt hin, ſobald der Glanz der Neuheit ſich abgeſtreift. Ich blieb auch ſelten zu Hauſe, außer wenn ich Beſuch erwartete. Die allerliebſten Aufſätzchen, womit ich Tag für Tag meine Leſerinnen und Leſer entzückte, erſann ich nicht in der Einſamkeit des Studirzimmers. Das Leben, die Geſellſchaft, die Unterhaltung erzeugte ſie. Ich galt in jeder Geſellſchaft für einen empfindſamen Humoriſten und für einen bosbaften Witzling, für einen zartſinnigen Dichter und für einen unbarmherzigen Recenſenten. Und wär's nicht ſchade geweſen, wenn meine Einfälle, Lieder, Sarkasmen und die phantaſtiſchen Träume, die damals ſehr beliebt waren und ich geſchickt improviſiren konnte — Träume, die kein Menſch träumt und Jeder doch gern hört und lieſt — wenn ſie von den Wenigen nur hätten genoſſen werden ſollen, in deren Gegenwart ſie entſtanden? Zum Glück hatte ich ein trefflicbes Gedächtniß und eine geübte Feder, wenig Stunden vor dem Schlafengehen genügten, meine Tagesausbeute dem Papier anzuvertrauen. So lebte ich einen Tag nach dem andern: ein glückliches Schlaraffenleben. Ich war wohlgebildet, jung, reich, eitel, überall gern geſehen, überall der gefeierte Tagesheld, und ich fühlte mich berufen, zu genießen und glücklich zu ſein. Auch trug ich ein Schnurrbärtchen und ſilberne Sporen und Reitpeitſche: Attribute eines mythiſchen Selbſtgefühls, Symbole eines eximirten Bewußtſeins.

Mit einem Male vereinten ſich die ſeltſamſten Zufälle, die allgemeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme, die das Element meines Lebens ausmachten, von mir abzuwenden, und auf eine junge gänzlich unbekannte Schauſpielerin zu lenken, welche nächſtens auf unſerer Bühne gaſtiren wollte. Julia Fettig hatte bisher in einer kleinen Univerſitätsſtadt geſpielt, brachte aber bedeutende Empfehlungen von den dortigen Profeſſoren mit. Mehrere dieſer Briefe lauteten an den ſiebzigjährigen Director des Gymnaſiums, einen trockenen, redlichen Pedanten, der ſich wunder wie geſchmeichelt fühlte, auf einmal ſo viel artige Briefe von namhaften Gelehrten zu empfangen. Man forderte ihn auf, die ſchöne und talentvolle Ueberbringerin durch eine vorläufige Anzeige der Gunſt des Publikums zu empfehlen, und er glaubte, einer ſo ehrenvollen Zumuthung auf's Gewiſſenhafteſte und Pünktlichſte nachkommen zu müſſen. Leider aber verfuhr er dabei mit aller Weltunkenntniß eines Pedanten, mit aller Eitelkeit eines ſiebzigjährigen Schulmannes und mit allem Stolz auf ſeine gelehrte Würde. — Mit Erſtaunen las man eines Tages in der Zeitung einen mit Namen und Titel des Directors unterzeichneten Artikel: „Julie Fettig, bisheriges Mitglied des Stadttheaters zu ******." Und in einem Deutſch — oder vielmehr in einem ſchlecht überſetzten trefflichen Latein, erklärte der Director zuvörderſt, daß er ein abgeſagter Feind aller modernen Kunſt ſei, und es ſeiner Würde unangemeſſen erachte, ſich um Theaterangelegenheiten zu kümmern, dennoch aber nicht umhin könne, folgende Privatmittheilungen berühmter jetzt lebender Gelehrten über die junge Schauſpielerin Julie Fettig zur öffentlichen Kunde zu bringen.

Es folgten wörtlich angeführte Stellen aus jenen Empfehlungsbriefen, welche die ſchöne Geſtalt der jungen Darſtellerin, ihre melodiſche Stimme, ihren würdigen Anſtand, die ruhige Klarheit ihres Spieles lobten, und ihre Deklamation einen Geſang, ihre Geſtikulation einen Tanz nannten. Dem redlichen Director leuchtete nicht ein, daß Empfehlungsbriefe eher zu viel als zu wenig ſagen müſſen. Das Wort eines Gelehrten war ihm baare Münze, und als ſolche gab er es weiter. Ein gewiſſenhafter Compilator hatte er ſämmtliche Lobſprüche excerpirt und unter gewiſſe Rubriken gebracht, fügte dann, wie bei gelehrten Citaten, jeder höflichen und ſchmeichelhaften Redensart den Namen und Titel des Verfaſſers bei, bemerkte auch hin und wieder, durch welche Schriften ſich dieſelben berühmt gemacht hatten, und die Titel ſolcher Schriften bildeten nicht ſelten die lächerlichſten Contraſte mit den geprieſenen Eigenſchaften der jungen Künſtlerin.

Wahrheiten läßt man meiſtens dahingeſtellt ſein; was aber Zufall und Unverſtand zuſammengewürfelt, darüber zerbricht man ſich die Köpfe. Daß ein gelehrter Greis Streiche begeht, wie Eulenſpiegel ſie nicht muthwilliger erfinden kann, das ahnte Niemand, und ich am wenigſten. Es lag Schwarz auf Weiß vor mir: vier Fakultäten hatten ſich vereint zum Lobe eines neunzehnjährigen Mädchens, und zwei Dutzend Profeſſoren hatten Namen und Autorität verpfändet, den Ruf einer Schauſpielerin zu begründen. Selbſt die in ſchlechtes Deutſch verlarvte Latinität des Directors ſchien mir nur deſſen Vollmacht zu beſtätigen, um Julia als claſſiſch zu kanoniſiren.

Julie war das allgemeine Geſpräch, alle Welt nannte ſie Julie und ignorirte ihren Familiennamen; man konnte ja an ein ſo claſſiſch vollendetes Weſen nicht denken, und „die Fettig“ ſagen. — Ich war übel daran! Was halfen mir meine glänzenden Converſationstalente, man wollte nur von Julien und vom Claſſiſchen hören; ich aber hatte ſie noch mit keinem Auge geſehen, und eben ſo unbekannt war mir die Antike. Andere aber hatten Julie geſehen, und wußten ihre Schönheit, ihre Sittſamkeit, ja ihre Gelehrſamkeit zu rühmen, und was man irgend von ihr hörte, ſprach zu ihrem Vortheil. — Ihr verſtorbener Vater, ein verdienter Philolog, liebte ſie wie ſeinen Augapfel, ließ ſie nicht von ſeiner Seite und lehrte ihr Latein und Griechiſch. Julie lernte, indem ſie meiſtens weibliche Handarbeiten verrichtete. In ihrem elften Jahre verlor ſie ihre Mutter, ſie übernahm jetzt die Führung des Hausweſens; fünf Jahre ſpäter ſtarb auch ihr Vater, ſein Nachlaß war höchſt geringfügig, und Julie ſah ſich mit drei jüngeren Geſchwiſtern der Noth und Armuth preisgegeben. Als Lieblingstochter des berühmten Mannes, als ſchönes geiſtreiches Mädchen, war ſie nicht nur von ihrem Vater, ſondern von allen deſſen zahlreichen Freunden und Bekannten verzogen und ihr geſchmeichelt worden. Das Alles hörte mit einem Male auf. Von Verarmten zieht man ſich zurück, und Julie war zu ſtolz, Hülfe bei Denen zu ſuchen, die gefliſſentlich jetzt ſie vernachläſſigten. Einige Zeit ernährte ſie ſich und ihre Geſchwiſter durch ihrer Hände Arbeit; ſie, die gelehrte Tochter des Philologen, machte Putz. Das ſchöne Kind mit dem glattgeſcheitelten Haare, in der einfachſten Kleidung, um ungeſchmückt ſchön zu ſein, bemühte ſich durch Spitzen, Schleifen und Bauſchen den alltäglichſten Geſichtern ein Anſehen zu geben. Aber ihre Geſchwiſter wuchſen heran, der Nachlaß des Vaters war aufgezehrt, die genaueſte Einſchränkung half der Noth nicht mehr ab.

Julie wollte eine Schule anlegen, aber man ſcheute die gelehrte Profeſſorstochter und wollte ſeine Töchter nicht pedantiſch erzogen wiſſen. Für Knaben gab es arme Studenten die Menge, die wohlfeil genug unterrichteten. In einer Art Verzweiflung entſchloß ſich Julie, ihre Studien fortzuſetzen, um zu promoviren und Vorleſungen zu halten. Sie hielt den Plan nicht geheim genug. Die Studenten freuten ſich auf die ſchöne Jungfrau Doctorin und ihre Vorleſungen, und waren nicht zart, indem ſie Julien huldigten. Es gab Aergerniß, man rieth der ſchönen Candidatin unter der Hand, wieder zur Putzarbeit zurückzukehren. Gewiß fühlte Julie ſich verloren und Verzweiflung haſcht nach Extremen; die ſtolze gelehrte Jungfrau betrat ſtatt des Katheders — die Bühne. Aber ſiehe da! Julie entwickelte auch hier einen ungewöhnlichen Geiſt, ein hinreißendes Talent. Sie gefiel. Diesmal gönnte man ihr die Huldigung der Studenten, ſelbſt die Profeſſoren feierten ſie als Künſtlerin; man erinnerte ſich zugleich ihres Vaters, und alle Thüren, die ſich ihr geſchloſſen hatten, öffneten ſich wieder. —

Dies wußten Andere zu erzählen, und ich mußte mich begnügen, zuzuhören, ohne mitreden zu dürfen. Zuweilen wurde ich wohl gefragt: ob ich ſie ſchon kennen gelernt? ob ſie mir noch keinen Beſuch gemacht? und dies waren Augenblicke, wo ich der allgemeinen Aufmerkſamkeit wieder völlig theilhaftig wurde. Kaum aber ſagte ich: „Nein!“ ſo ſank ich aus dem Lichte allgemeiner Beachtung in die mir ſo verhaßte Unbemerktheit zurück. — Wirklich machte ich mir Sorge. Nicht, weil Juliens Name den meinigen verdunkelte: das ſchadet dem Journaliſten nicht; im Gegentheil, es iſt ihm erwünſcht, wenn etwas Furore macht, was es ſei: Menſch, Begebenheit, Maſchine. Da gilt es, das Furore zu überphantaſiren; da gilt es, die Allerweltsbegeiſterung poetiſch, märchenhaft, allegoriſch darzuſtellen, damit der Leſer merke, was es heißt, ein Poet ſein. Der Leſer hat daſſelbe gedacht, daſſelbe gefühlt, aber er konnte ſich ſo nicht ausdrücken. Das alſo kümmerte mich nicht. — Aber Julie war, wie es hieß, claſſiſch, und ich hatte eine Gegenpartei: die Primaner. Auch vor ein paar Jahrzehnden trieb man ſchon auf Schulen Belletriſtika, und die Autoren reiſten früh. Die Primaner verfolgten mich mit ihren Correcturen, bald ſollte ich logiſch, bald grammatiſch geſündigt haben. Bisher konnte ich leicht ihnen obſiegen, ich konnte Nachläſſigkeit, Druckfehler vorſchützen; ich forderte ſie auf, Correctoren zu werden, und verſprach ihnen eine Anſtellung bei meinem Blatte. War aber Julie wirklich claſſiſch, etwa in Talma's Manier — und in Prima las man griechiſche Tragödien — dann wurde mir jeder Primaner gefährlich.

Unter dieſen Umſtänden war es für mich allerdings kränkend, daß Julie mir keinen Beſuch machte, mir dieſen Beweis der Achtung, den bisher jeder Künſtler, jede Künſtlerin mir erwieſen, zu verſagen ſchien. Warum ſie, die Einzige, die Erſte? War das Stolz auf ihre Claſſicität? Dies wollte ich mir und ihr zu Liebe nicht glauben.

Mehrere Vormittage ſchon war ich zu Hauſe geblieben. Heute trat ſie zum erſten Male auf, heute mußte ſie kommen, oder wir konnten nicht Freunde bleiben. Ich weiß nicht wie es geſchah, aber eine ſeltſame Unruhe befiel mich, ſo oft die Hausthür ſich öffnete; pochte es an meine Thür, ſo pochte auch mein Herz, mit einem vornehmen erkünſtelten Leichtſinn rief ich: „Herein!“ Und ſtets nur trat ein, wen ich nicht herein rufen wollte. Endlich ſchlug es Eins, die Mittagsſtunde. Jetzt war's entſchieden, Julie kam nicht, und ich erhob mich in meinem Zorn und ſprach laut: „Alſo du verachteſt mich, Julia, denn ich bin kein Gelehrter und mein Wiſſen iſt unſolide. Wohlan! auf deiner Seite iſt Schönheit und alle Reize des Geſchlechts; du haſt die Macht der Schauſpielkunſt für dich und den Beifall der Gelehrten:

ich habe nichts als Witz und meine Feder. Aber bei meinem Witz und meiner Feder ſchwör', ich: es ſoll dich reuen, daß du mich zu verachten wagteſt!" — Ich ſchwur's, kein Wunder, wenn ich Wort hielt; — vorläufig wollte ich nur zu Tiſche gehen. Ich eilte in's Schlafzimmer, meinen Anzug zu wechſeln.

Da fuhr ein Wagen vor, die Hausthür wurde aufgeriſſen. Es ſprang je zwei und zwei Stufen die Treppe heran und pochte an meine Thür. Ein Diener überreichte mir eine Karte von „Julia Fettig." — „Willkommen!" ſagte ich leichten Herzens, „ſehr willkommen!" — Der Diener ſprang fort, ich betrachtete mich im Spiegel, offenbar hatte ſich meine Geſichtsfarbe erhöht, wie vor Freuden.

Julie trat ein und ich war überraſcht, nicht weil mir etwas Unerwartetes begegnete: im Gegentheil. „Das iſt ſie!" mußte ich mir heimlich ſagen, und dieſes Bild hatte ich mir im Voraus von ihr entworfen. Eine hohe bleiche Jungfrau in Tauerkleidern, mit ſchlicht geſcheiteltem, tiefſchwarzem Haar. In ihrem Gange, ihrer Haltung lag etwas Feierliches, aber Jugend und Unſchuld goſſen ihre Zauber darüber und milderten den Ernſt. Ihre Erſcheinung hatte etwas Rührendes, und auch ich war mit dem erſten Blick für ſie gewonnen. — Statt mich zu begrüßen, erröthete ſie und ſah ſich nach ihrem Begleiter um, einem gebückten kleinen Männchen, das noch an der Thür ſtand, den Hut abnahm und mit zitternder Hand ſich bemühte, ſeinen Kahlkopf mit einem ſchwarzen Sammetkäppchen zu bedecken. — Es war der Director des Gymnaſiums. Ich nöthigte Beide, auf dem Sopha Platz zu nehmen, und ſetzte mich ihnen gegenüber, um Juliens Schönheit mit Andacht und Muße zu bewundern.

Vielleicht iſt jede Schönheit des Weibes das Symbol einer Seelenvollkommenheit, vielleicht iſt ihr Trieb, ſich zu ſchmücken, der verſinnbildlichte Beruf zur Güte, zur Seelenreinheit, zur moraliſchen Schönheit. Juliens klarblaue, von langen Wimpern beſchattete Augen verkündeten mir eine hochgeſtimmte Seele, die feinen Züge, die durchſichtige Haut beſtätigten das Geſunde, das Naive, ihre ſchlichte, ſchmuckloſe Art, ſich zu kleiden, die edle Einfachheit ihrer Geſinnung, ihre Unſchuld und ſtrenge Tugend: — ſie konnte kein gewöhnliches Mädchen ſein. Dieſe Bemerkung machte ich nicht etwa in der Stille; zuerſt wagte ich kleine Schmeicheleien, und weil Julie ſie gern anhörte, fuhr ich fort und immer fort, ſie mit Complimenten zu überhäufen, die ſie mir ſogar erwiederte, aber ſo naiv, ſo aufrichtig, daß es keine Complimente mehr waren.

„Haben Sie nichts für die Bühne geſchrieben?" fragte ſie mich unter Anderem, und als ich verneinte, fügte ſie hinzu: „Sie ſind doch ein Dichter, denn Sie wiſſen Worte und Gedanken mit einer Leichtigkeit und Geſchicklichkeit zu handhaben, wie ich in einem freien Geſpräche noch nie gehört." So plauderten wir mit einander; ich ſuchte ihr zu gefallen, ſie bezauberte mich und ich fühlte mich glücklicher als je, als der Director uns plötzlich ernſt und feierlich unterbrach.

„Herr Doctor Alfred! Dieſe junge Künſtlerin, Demoiſelle Julie Fettig, empfehle ich Ihrem Schutze und Ihrer Nachſicht. Julie iſt die Ernährerin ihrer drei Geſchwiſter und ganz auf den Erwerb ihrer Kunſt angewieſen, ſie hat noch keinen Ruf, iſt noch Anfängerin. Was mich betrifft, ſo lebe ich ganz und gar meinem Fache und meiner Wiſſenſchaft, ſo daß ich weder Ihre Stellung in der Welt, noch Ihren Wirkungskreis genau begreifen kann; indeß hat man mir geſagt, und ich muß es glauben, daß Ihr Urtheil von Gewicht iſt. Sie können, ſo höre ich, mit wenig Worten den Ruf eines Künſtlers ſchaffen, und mit noch weniger Worten den Ruf eines Künſtlers vernichten. Ich bin deshalb hier, um Ihnen das Verſprechen abzufordern, wenn Sie auch Julien nicht nützen wollen, ihr wenigſtens auf keine Weiſe zu ſchaden!"

Wahrlich, dieſe Anrede ſetzte mich in Erſtaunen; ich wandte mich an Julie und fragte ſie mit dem ſanfteſten Tone, deſſen meine Stimme fähig war: „Fürchten Sie etwas von mir, ſchöne Julie?"

„Wenigſtens finde ich Sie anders, als ich Sie mir vorgeſtellt."

„Und wer hat Ihnen einen ſo ungünſtigen Begriff von mir beigebracht?"

„Wer? Niemand! Aber — was ſoll ich ſagen, — was?"

„Immerhin!"

„Ihre Recenſionen! Mich dünkt, Sie beurtheilen Schauſpieler und Bühne mit einiger Willkür. Geſtehen Sie, daß Ihre guten Einfälle Ihnen weit mehr gelten als die beſten Künſtler."

Der Vorwurf war gerecht, und ſo reizend, ſo naiv wurde er mir geſagt, ich konnte nichts erwiedern.

Der Director begann von Neuem: „Mein Herr Doctor, Sie fragen vielleicht, mit welchem Rechte ich komme, Ihnen ſolch ein Verſprechen abzufordern. — Wohlan denn, hören Sie! Juliens Vater war einer meiner älteſten Schüler, einer meiner Lieblinge. Allein ſo geht es mir! Hänge ich mein Herz an einen Schüler, ſo verläßt er mich nach wenig Jahren, geht auf Academien, tritt in Amt und Würde, und denkt nicht wieder an ſeinen alten Lehrer. Hätte der ſelige Fettig ſich nur noch auf dem Sterbebette meiner erinnert, hätte er eines ſeiner Kinder, dieſe Tochter, die ihm Alles in Allem war, mir empfohlen! Ich bin alt, unverheirathet, nur von unwiſſenden Dienſtboten umgeben, es hätte mich ſehr glücklich gemacht, den verwaiſten Kindern meines berühmten Schülers ein Vater zu ſein! Aber Julie hat die Bühne betreten. Eine Schauſpielerin gehört nicht in ein Haus, welches ſechs- bis ſiebenhundert erwachſene Knaben täglich beſuchen.“

Leicht überfließen die Augen eines Greiſes, der Director ſprach die letzten Worte faſt mit wankender Stimme und ſeine Augen ſchimmerten.

„Alſo auch dieſer Kahlkopf in Julie verliebt!“ dachte ich.

Julie ſchien verletzt. „Mein väterlicher Freund!“ begann ſie, „Sie wiſſen, wie peinlich mir meine Stellung iſt; womit aber verdiene ich dieſe Beſchämung in Gegenwart des Herrn, der mich heute zum erſten Male ſieht?“

Sie wandte ſich zu mir. „Glauben Sie nur“, fuhr ſie fort, „daß Luſt und Neigung, die ich, ſo lange ernſte Pflichten es begehrten, unterdrücken mußte, mich bewogen haben, die Bühne zu betreten!“

„Ich glaube es Ihnen“, antwortete ich; „denn ich weiß, Sie hatten eine Wahl zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft. Nicht aus Eitelkeit, weil Gelehrſamkeit einer Dame minder gut läßt, entſchieden Sie ſich für die Kunſt. Der Schönheit huldigt man überall, und am meiſten in jenen höheren gebildeten Kreiſen, wohin der Gelehrte eher Zutritt findet als der Schauſpieler. Auch nicht aus Ehrgeiz; der gelehrte Ruhm iſt ſicherer als der Künſtlerruhm: nur der Gelehrte beurtheilt den Gelehrten, während der Schauſpieler vom Glück abhängig iſt und ſeine Anerkennung von einer unverſtändigen Menge erwartet. Sie haben der Kunſt große Opfer gebracht, ein Beweis, daß nur Beruf Ihre Wahl leitete.“

Julie ſchien befriedigt, und der Director ſagte: „Wenn das Ihre Meinung iſt, ſo werden Sie nicht zögern, mir das Verſprechen zu leiſten.“

Ich zögerte, ich wußte nicht warum! Auch Julie ſah mich bittend an. „Was ſoll ich verſprechen?“ fragte ich.

„Daß Sie Julien niemals als Komödiantin, als Gauklerin, in Ihren Recenſionen behandeln werden.“

„Das trauen Sie mir zu?“

„Fertigen Sie mich nicht mit Umſchweifen ab. Ich bin ein alter Mann, ich habe die Urtheile vieler berühmter Gelehrten über Julien veröffentlicht, denn ich lernte ſie kennen, ich weiß, man hat ihr nicht geſchmeichelt. Sie kennen ſie jetzt, Sie ſind, wenn man Ihren Worten trauen darf, derſelben Meinung. Wohlan!“ — er reichte mir die Hand — „wir ſind beide Gelehrte, den Handſchlag, das akademiſche Ehrenwort!“

Julie ſchien ängſtlich. Ich ſchlug ein. „Mein Ehrenwort!“ ſagte ich, „damit endlich jedes Mißtrauen beſeitigt werde.“

In dieſem Augenblicke erhoben ſich Beide, um ſich zu verabſchieden. Julie machte aus ihrer Freude keinen Hehl und drückte dem Alten recht zärtlich die Hand. Er ſtreichelte lächelnd ihre Wangen und fragte: „Habe ich es gut gemacht, biſt Du nun befriedigt?“ — „Vollkommen!“ rief ſie, umarmte ihn und küßte ſeine Wange; dann reichte ſie mir freundlich die Hand, die ich zärtlich küßte.

Ich geleitete ſie bis zur Treppe. Ich fürchte, dachte ich bei mir, ich fürchte, ich habe eine große Dummheit begangen. Dahin waren alle Glücksgefühle, mit denen Juliens Gegenwart mich erfüllt; mir war recht ſchwer, recht weh um's Herz.

Als ich im Hôtel zur Table d'Hôte mich einfand, war man ſchon bei dem Deſſert. Laut und lärmend ward ich begrüßt, denn man wußte bereits, welch eines Beſuches halber ich mich verſpätet hatte, und zeigte ſich begierig, etwas darüber zu hören. Doch mein Herz war voll, mein Kopf wirr, meine Gedanken konnten ſich noch von Julien nicht löſen; ſo fühlte ich mich denn ſehr unbehaglich in einer Geſellſchaft, die mir zum erſten Male flach, fade, unbedeutend vorkam. Meine Zerſtreutheit, mein Stillſein fiel auf. Es fragte Jemand: „Sie haben ſich doch nicht etwa in Julien verliebt?“ Ich wollte lachen, aber ich ward verlegen und feuerroth. „Nein! nein!“ rief ich ärgerlich.

„Ihr Mund ſagt nein, Ihre Wangen ja!“ ſprach der Eine. Ein Anderer fügte hinzu: „Offenbar ſind Ihre Wangen redlicher“; — er ſprach dies abſichtlich im ſächſiſchen Dialect, ſo daß „röthlicher“ herauskam. Es wurde laut gelacht.

Ich war mir ein Räthſel. Vergebens rang ich nach Kraft, dem Spotte dreiſt entgegen zu gehen. So oft der Name „Julie“ genannt wurde, glühten meine Wangen, und ich ſchämte mich — zu erröthen. Ich fürchtete, der Name könnte wieder genannt werden, und weil ich fürchtete, überraſchte mich das Wort „Julie“ ſtets von Neuem. — Da waffnete ich denn endlich meine

Stirn mit meiner ganzen Baarſchaft von Unverſchämtheit, ich wollte den Reiz beſiegen und hub zum Nächſten an, der „Julie“ ſagte: „Warum betonen Sie den Namen ſo ſcharf? Glauben Sie, daß er Eindruck auf mich macht?“

Mein Nachbar ſah mich ironiſch lächelnd an und anwortete nicht.

„Daß ich heut unruhig bin und unfähig, viel zu reden und zu eſſen, hat ſeinen guten Grund: ich bin geplagt von einem böſen Zahn. Mich hungert ſehr, aber ohne beſondere Mühe bringe ich keinen Biſſen hinunter, ja, ſo oft ich den Zahn nur berühre, ſteigt mir alles Blut zu Kopf.“

„So muß ich um Entſchuldigung bitten“, fuhr Jener boshaft fort. „Ich habe nicht richtig beobachtet, ich glaubte wirklich, der Name Julie ſchon reiche hin, Sie roth zu machen.“ Hierbei ſah er mich ſcharf an, ich aber hielt den Blick aus und ſagte: „Es wird Ihnen nicht gelingen, mich in Verlegenheit zu ſetzen. Ich höre den Namen ſehr gern.“

„Ich auch! Bitte, nennen Sie mir ihn ein paar Mal.“

„Warum nicht? Julia! Julia! Julia!“ — Aller Augen waren feſt auf mich gerichtet, und ruhig und wie ein Weiſer lächelnd fuhr ich fort: „Es iſt ein hoher Grad des Verliebtſeins, wo der

Name der Geliebten hinreicht, das Blut in Wallung zu bringen, einer ſo ungewöhnlichen Leidenſchaft ſind wir Alle nicht fähig.“

Indem trat ein Fremder ein, gab ſeinen Zimmerſchlüſſel dem Kellner, begehrte raſch das Eſſen, und daß inzwiſchen ſein Zimmer unverzüglich gereinigt werde. Der dienſtfertige Kellner empfing den Schlüſſel, rannte geſchäftig zur Thür und rief auf den hallenden Flur mit Donnerſtimme hinaus: „Jule! Jule!“ — Jule war die Bettmacherin. Noch hielt ich mitten im Probeſtück, noch waren Aller Augen feſt auf mich gerichtet: auf dieſen tückiſchen Zufall war ich nicht gefaßt. Ich ließ Meſſer und Gabel fallen, verbarg mein glühendes Antlitz in die Serviette, ſchrie laut auf und — behauptete, ich hätte den böſen Zahn angeſtoßen.

Beſchämt und ſehr verſtimmt kam ich nach Hauſe. „Bin ich verliebt?“ fragte ich mich mit Schrecken, und konnte es nicht leugnen, daß ich's war. Ja, verliebt bis über die Ohren, verliebt, daß es eine Schande iſt, daß ich mich compromittiren mußte vor den Elegants an der Table d'Hôte, wo und vor denen alles Empfinden ein Spott und eine Schmach iſt. Aber das ſind die Folgen frühzeitiger Ausſchweifungen; ſie ſchwächen uns moraliſch, daß wir keiner edlen Leidenſchaften mehr fähig ſind. Nur mit der Phantaſie noch können wir uns zu den Höhen und Gipfeln der Empfindung emporſchwingen; wo Wirklichkeit Gefühle uns abfordert, haben wir nur noch Irritabilität wie Pflanzen; phyſiſche Symptome ohne Geiſt, ohne Willkür. Wie rein, wie edel, wie ſchuldlos war Julie gegen mich! Sie, frühzeitig durch Leiden heimgeſucht, hatte ihre Tugenden in Prüfungen geübt und befeſtigt. Mich hatte Reichthum verzärtelt, die Genußſucht entnervt, und der Ehrgeiz, die Sucht zu gefallen, zu glänzen, zu prunken, ausgehöhlt. Und — ſollte man es denken — ich zürnte Julien, weil ich ſie lieben mußte. „Was ſoll daraus werden?“ fragte ich mich; „eine arme Schauſpielerin, ohne Ruf, mit drei unerzogenen Geſchwiſtern belaſtet!“

O du ſogenannte Weltklugheit, wie viel Schönes und Edles erſtickſt du, wie klein und elend machſt du uns! Aber Liebe, Quell alles Wahren und Guten, freundliche ſüße Aufforderung der Natur, die uns vollendete, jetzt uns zu verſchenken, damit wir ſelbſtſtändig, bewußt, erweitert uns wiederfinden! Liebe iſt keine Täuſchung, täuſcht auch ihr Gegenſtand. Denn was verſchenken wir? Tolle Schwärmerei, rohe Inbrunſt. Und was gewinnen wir? Unſere Menſchheit, unſer Menſchenſchickſal, unſern Lebenszweck. Lebenszweck iſt ein Leben für Andere, die wieder für uns leben. Nicht nur den Mammon beſitzen wir für unſere Kinder; auch unſere Fähigkeiten, unſer Glaube, unſere Sitten, unſere Bildung, unſere Tugenden gehen auf ſie über. Aber der civiliſirte gemeine Menſch beſchränkt ſein Selbſtbewußtſein und ſeinen Stolz auf den Rock, den er trägt, auf die Tapeten, womit er ſein Zimmer behängt, auf die Rente, die er jährlich verzehrt. —

Das Schauſpielhaus war überfüllt. Eine dichtgedrängte Menge harrte, wie mir ſchien, bleich vor Erwartung dem Augenblick des Genuſſes entgegen, dem Augenblick, Julien zu huldigen. Ich ſaß in einer Loge, ergeben in mein Schickſal, und beneidete ſie. Schauſpieler haben es beſſer als Dichter. Hatte ich Hoffnung, je einen Triumph zu erringen, gleich dem, der ſie heute erwartete? — Aber der Vorhang ging auf und Alles kam anders. Ihre herrliche Erſcheinung ward natürlich mit Beifall begrüßt, im Uebrigen täuſchte ſie die Erwartung. Nicht daß ſie eben ſchlecht ſpielte: ſie hatte viel natürlichen Anſtand, bewegte ſich fein und edel, declamirte äußerſt richtig; aber ſie blieb ruhig. Sie hatte Geiſt, Bildung, Erziehung, aber ſie war noch ſo unſchuldig, daß ſie nicht wußte, es gebe Leidenſchaften auf der Welt. In einer kleinen Stadt konnte ſie gefallen, hier aber wurde theatraliſch aufgetragen und auf Effekt geſpielt: alle ihre Mitſpieler erhielten lauten Beifall, für ſie regte ſich keine Hand. Daß ſie am Schluſſe gerufen wurde, geſchah wohl ihrer Schönheit, ihrem angenehmen Weſen zu Liebe. Man wollte ſie noch einmal ſehen. Mißfallen konnte ſie nicht, noch viel weniger hatte ſie gefallen; mit einem Worte: ſie hatte kalt gelaſſen.

Ich vermochte jetzt viel ruhiger an ſie zu denken, weil der glänzende Nimbus der allgemeinen Bewunderung ſie nicht mehr umgab. Auch war ihr Ruf jetzt in meinen Händen. Ich konnte ihr kaltes Spiel ein echt claſſiſches nennen, an das ſich unſer Publikum gewöhnen müſſe, ich konnte ſie zu einer denkenden Künſtlerin machen, denn die denkenden Künſtler ſind meiſtens Geſchöpfe der Recenſenten. Oder ich konnte auch ſagen, daß ſie in einer kleinen Stadt unter zuſammengelaufenen Winkelkomödianten gefallen könne, unter den Künſtlern der Reſidenz aber eine ſchlechte Figur ſpiele.

Zu Letzterem war ich ſehr geneigt, um zwei Dutzend Profeſſoren von allen vier Fakultäten mit zu blamiren. Nebenbei verſpürte ich ein heimliches Gelüſte, ſie zu kränken. Ich weiß nicht, ob ich die Beſchämung von dieſem Mittag an ihr rächen wollte, oder mich ganz rein brennen vom Verdacht ſie zu lieben. Aber mein Ehrenwort! Ich durfte nichts ſchreiben, ihr zu ſchaden, nützen wollte ich ihr nicht. — Ich beſchloß, ſie ganz unerwähnt zu laſſen.

Am andern Tage beſuchte ich ſie, ſie war nicht zu ſprechen. Am zweiten Tage kam ich wieder. Sie ließ ſich durch ihre Hauswirthin flehentlichſt entſchuldigen: ſie ſei nicht eingerichtet, Beſuche zu empfangen, und müſſe ihre Zeit in Acht nehmen, um ihre Geſchwiſter zu unterrichten. Das war rückſichtslos, ſo freundlich mir das Verſprechen abzunehmen und dann gleichgültig mich ſtehen zu laſſen.

Gegen Abend beſuchte ich den Director, ich hoffte ſie dort zu finden. Umſonſt! Der Alte war ſehr artig und zuvorkommend, bis von Julien die Rede war. Er fragte mich, wie ſie mir gefallen. Ich ſagte die Wahrheit; das verdroß ihn. Was ich tadelte, lobte er eben als recht. Ich machte ihn aufmerkſam, daß er nicht im Theater geweſen und Julie nicht geſehen habe: er berief ſich auf die Urtheile ſo vieler Gelehrten.

„Muß ein Gelehrter gerade über Theater urtheilen können?“

„Nur der Gelehrte hat ein Urtheil.“

„Und mich halten Sie für keinen Gelehrten, ich habe kein Urtheil?“

Er ſah mich ſcharf an, dann lächelte er: „Ich habe klug gethan, Ihnen das Ehrenwort abzunehmen, das bezeugen mir Ihre jetzigen Aeußerungen. Wer weiß, wie Sie mit dem armen Kinde ſonſt umgegangen wären. Ich habe Ihnen ſchon einmal geſagt, daß ich von Ihrem Thun und Treiben, von Ihrem Gelten, Ihrer Exiſtenz in der Welt keinen Begriff habe. Doch allen den ſchönen Worten, die Sie in meiner Gegenwart Julien gaben, traute ich gleich nicht. Nur drei Tage ſind vergangen und ſchon reden Sie anders.“

„Es war mir Ernſt, ſo dachte ich damals!“

„Ich wußte, daß Sie Ihre Geſinnung ändern würden.“

„Wie konnten Sie das wiſſen?“

„Wenn ich's Ihnen ſage, werden Sie mir nicht zürnen?“

„Gewiß nicht.“

„Ihr Zimmer hat mir das verrathen. „Ex ungue Leonem!“ Sehen Sie ſich hier einmal um. Es ſieht hier nicht ſo koſtbar aus. Und doch ſteckt in dieſem Bücherbord mehr Geld, als Ihnen Ihre ganze Einrichtung koſtet. Ihre Zimmer ſind koſtbar decorirt, aber es iſt ein Luxus, der nur zur Schau ſteht und nicht nützt. Welch eine Menge werthloſer Spiel- und Galanteriesachen ſchmücken Ihren Spiegeltiſch, die doch wohl theuer genug ſein mögen. Ihre zierlichen Bücherſchränke, werden ſie bisweilen erſchloſſen? Die ſchönen reich vergoldeten Saffianbände, werden ſie bisweilen geöffnet zum Leſen? Es ſieht bei Ihnen wie bei einer vornehmen Dame aus, die für nichts Sinn hat als für Putz. Und das thut mir leid Ihrethalben, gewiß haben Sie viel Talent, man redet viel und mit Achtung von Ihnen. Aber leider ſind Sie ein Verſchwender."

„Ich bitte um Vergebung, ich verzehre nur meine Einkünfte."

„Sie mißverſtehen mich. Sie verſchwenden nicht Ihre Capitalien, aber Ihr Capital, ſich ſelbſt. Vielleicht verzehren Sie jeden Mittag mehr, als ein armer Student gebraucht, ſein Leben wochenlang zu friſten, und das ruinirt Sie nicht. Ich aber habe ſo manchen armen Studenten aus meinen ſchwachen Mitteln unterſtützt, und es wurde ein wackerer Gelehrter aus ihm, der die Wiſſenſchaft förderte und brave Schüler zog, die daſſelbe thaten. — Thun Sie auch Gutes? Stiften Sie auch Nutzen? Oder gleicht Ihr Leben nur einem üppigen Mittagsmahle, von dem man aufſteht und ſich den Mund wiſcht? — Herr Doctor! wer leichtſinnig mit ſich ſelbſt umgeht, geht viel leichtſinniger noch mit Andern um.

Deshalb mußte ich Julie ſchützen. Je nun! Ich habe Ihr Wort und das genügt. Nehmen Sie mir meine Aufrichtigkeit nicht übel; ich bin ein alter Mann, ich ſtehe vielleicht morgen, vielleicht heute ſchon vor Gott, wo es auf die Formen der Höflichkeit nicht mehr ankommt. Freilich habe ich Sie ein wenig geſchulmeiſtert, aber ich bin Zeit meines Lebens nur ein Schulmeiſter geweſen. Bedenken Sie das."

„Ich will es bedenken!" ſagte ich und empfahl mich raſch.

Das alſo denkt man von mir! Ein Leichtſinniger, ein Verſchwender! Und deshalb hält ſich auch wohl Julie mir fern. Und ich kam ihr ſo liebevoll entgegen! Und ich habe recht, und mit einem einzigen Worte könnte ich heute noch die ganze pedantiſche Anmaßung zu Boden ſchlagen! — Doch mein Ehrenwort!

Ja! mein Ehrenwort war mir heilig!

Aber es giebt eine Macht, die über den Willen, über das Bewußtſein geht: die Macht der Eiferſucht. — Ich eiferſüchtig? liebte ich Julie? Kaum! Liebe vermochte nicht viel über mich: Eiferſucht Alles. Ich war eitel; was weiß der Eitle von wahrhafter, aufopfernder Liebe? Eitelkeit aber iſt das Element der Eiferſucht.

Ich hörte an der Table d'Hôte erzählen, daß Julie den Darſteller der Liebhaberrollen nicht ungern ſähe und ſogar Beſuche von ihm empfinge. Einige meinten, dies geſchähe, um ihre Scenen miteinander einzuſtudiren. Andere ſagten: Gewöhnlich ſetzen Liebhaber und Liebhaberinnen, wenn der Vorhang gefallen iſt, ihre Rollen zu Hauſe fort. Liebe laſſe nicht mit ſich ſpielen, ſie iſt Sache der Phantaſie und die Schauſpielerphantaſie knüpft meiſtens die Schauſpielerehen. Ubertus, ſo hieß jener Schauſpieler, war ſeiner Avanturen mit Damen halber berüchtigt, und es fehlte nicht an Anſpielungen, daß ein gefährlicher Recenſent von einem gefährlichen Schauſpieler verdrängt ſei.

Mein Heimweg führte mich dem Schauſpielhauſe vorüber. Es wurde Probe gehalten, denn die Nebenthür zur Bühne war offen. Ich ging hinein, ohne daß mir Jemand begegnete; die Bühne war nur ſpärlich erleuchtet, das Haus finſter. Ich nahm in einer Loge Platz, ohne daß Jemand meine Anweſenheit bemerkte.

Das „Käthchen von Heilbronn" wurde probirt, es ſollte am folgenden Tage gegeben werden. Julie war dabei freilich nicht zu Rathe gezogen worden. Sie war zu drei Gaſtrollen engagirt, ſie gefiel nicht, und der Director machte ſich nicht viel aus ihr; deshalb mußte ſie thun, was er ihr vorſchrieb, und was ihm am wenigſten Umſtände machte. Julie gab ſich viel Mühe, und ich mußte lachen, wie ihr Alles mißrieth. Dieſe Rolle verſtand ſie ganz und gar nicht. Doch das war es nicht, was ich beobachten wollte. Ich ſah lange nichts Verdächtiges, denn „Käthchen“ oder der „Graf von Strahl“ waren meiſtentheils in Scene. Erſt am Schluß des vierten Akts, als „Käthchen“ dem „Grafen Wetter von Strahl“ in die Arme ſinkt, fing mein Blut zu ſtürmen an. Ich glaubte allerdings, dies ſei mehr als Probe, mehr als Spiel. Der Akt war aus, Ubertus aber blieb auf den Knieen liegen, hielt Julie ſtets umfaßt, drückte ihre Hand an ſeine Lippen und ſagte ihr Süßigkeiten, denn Julie lächelte. Ich kannte dies Lächeln, wenn man ihr ſchmeichelte. — Ich hatte genug geſehen und ſuchte unbemerkt, wie ich gekommen war, dem Hauſe wieder zu entkommen. Ich mußte mich rächen, denn ich gehörte mir ſelbſt nicht mehr an. Ich war mir eine Genugthuung ſchuldig, ich hatte meine Liebe öffentlich verrathen und eben ſo öffentlich war es, daß ſie mich verſchmähte. Zuvörderſt entband ich mich feierlich meines Ehrenwortes; es war mir abgelockt worden. Ich gab es, weil ich Julie für eine Künſtlerin, für eine keuſche, edle Jungfrau hielt: ſie war eine gewöhnliche Komödiantin, eine Kokette, die ſich mit dem berüchtigten Ulbertus einließ. Mein Urtheil war ich dem Publikum ſchuldig, beeinträchtigen wollte ich Julie nicht, aber die Wahrheit ſagen!

Ich begann ſogleich eine Recenſion, denn ich hatte die Probe geſehen, ich wußte, wie ſie ſpielen würde. Der Zorn macht witzig, und ſo glücklich waren mir noch nie Gedanken zugeſtrömt. Ich verkleidete meine Bosheit in ſentimentale Ironie. Ich beklagte Julie, weil Unglück ſie genöthigt, die Bühne zu betreten, gegen die ſich ihre Erziehung. ihr ganzes Weſen ſträubte. Sie ſchäme ſich, Schauſpielerin zu ſein, wolle in keinen Affect, keine Leidenſchaft gerathen, aus Beſorgniß für ihren Ruf. Auch kleide und friſire ſie ſich nie, wie es eine Rolle erfordere, um den Namen Fettig nicht zu compromittiren. Jetzt kamen die Profeſſoren und ihre Empfehlungsbriefe an die Reihe. Es wurde ihnen vorgeworfen, daß ſie die hülfloſen Waiſen eines verdienſtvollen Gelehrten vernachläſſigt hätten, und Julie mit prahleriſchen Empfehlungen nach der Reſidenz geſchickt, um ſie und ihre Geſchwiſter auf die beſte Weiſe los zu werden. Auch des gelehrten Directors Köhlerglaube an die Untrüglichkeit kleinſtädtiſcher Gelehrten wurde gehörig bewitzelt und er ſelbſt auf ſein Studirzimmer verwieſen, welches er zu ſelten verließ, um zu wiſſen und beurtheilen zu können, was in der Welt ſich zutrage. Ich kam jetzt auf Julie ſelbſt, und behauptete, wer ſie in einer Rolle geſehen, habe ſie in allen Rollen geſehen, bei jedem bekannten Stücke ließe ſich vorherſagen, wie ſie ſpielen werde. Zum Beweiſe wollte ich nicht ihre letzte, ſondern ihre nächſte Darſtellung — und zwar im voraus beurtheilen: „Das Kätbchen von Heilbronn.“ Daß ich ſie in der Probe geſehen, verſchwieg ich natürlich. Ich ſtellte Muthmaßungen auf, entwickelte Folgerungen und zog Schlüſſe. „Kätbchen“ und Julie — ein ſchrofferer Gegenſatz war nicht denkbar; hingebende Weiblichkeit und ſtrenge Prüderie, Clairvoyance und pedantiſche Gelehrſamkeit. Auch auf Einzelnheiten ging ich über, zählte die Momente auf, wo ſie Sentenzen vortragen würde, oder ihren Vater anblicken, als ſei er nicht werth, daß ſie mit ihm rede, oder „Gottſchalk“ in ehrerbietiger Entfernung halten, oder gar in das Proſcenium treten würde, um als leibhaftige Profeſſorstochter in's Parterre hinab zu dociren. Nichts erſparte ich dem armen Kinde, auch nicht, daß ſie vielleicht einige Herzlichkeit und Wahrheit in den Armen des „Grafen von Strahl“ verrathen, und als Kaiſerstochter vielleicht ein weißes Kleid an ſich wagen würde.

Letzteres war allerdings gewagt. Aber Schauſpieler und gar Schauſpielerinnen laſſen nie von ſolchen kleinen Eigenheiten. Die Vorſtellung war am Sonntag, ich prophezeite daher auch viel Gallerie-publikum und viel Gymnaſiaſten im Parterre, ingleichen, daß Julie und der „Graf von Strahl" gerufen werden. Denn das Sonntagspublikum weicht nicht von ſeinen Gewohnheiten, und ohne das Liebespaar nach ſeinem Glück oder Ende noch einmal zu ſehen, war ein Theatervergnügen unvollſtändig.

Das Blatt, welches dieſe Recenſion enthielt, wurde am Sonnabend zurück gehalten und Sonntag kurz vor Anfang des Theaters ausgegeben.

Alles traf zu, ſelbſt die Prophezeiung in Betreff des reinen weißen Kleides, und weil mehrere Zuſchauer vorher und in den Zwiſchenakten mein Blatt in den benachbarten Kaffehäuſern ſchon geleſen hatten, erregte das weiſſe Kleid viel Gelächter, was aber dem größeren Theile des Publikums unverſtändlich war.

Alle Welt erſtaunte über mein Kunſtſtück und über meine Theaterkenntniſſe, die an's Wunder grenzten. Die arme Julie war vernichtet, zwei Dutzend Profeſſoren compromittirt und die Belletriſtik hatte einen vollkommenen Sieg über die Gelehrſamkeit davon getragen. Die ganze

Stadt ſprach wieder von mir und war meines Ruhmes voll. — Nur eine Perſon wußte nichts von meiner Recenſentenbravour — Julie ſelbſt! — Sonntag Abends war ſie nach Hauſe gegangen. Montags früh hatte ſie ihre Geſchwiſter unterrichtet und ihnen neue Lectionen aufgegeben, hierauf war ſie in die Probe gegangen, um am Abend ihre dritte Rolle zu geben. Von den Schauſpielern hatte ſie nichts erfahren. Schauſpieler ſind gutmüthig, das arme Kind war zu arg mißhandelt, man konnte und durfte in ihrer Gegenwart von der Recenſion nicht reden.

Als ſie aus der Probe kam, begegnete ich ihr. Sie ging am Arme des gefährlichen Ubertus, es war mir ein Stich in's Herz. Sie blieb ſtehen, mich anzureden. Ich aber ſagte ergrimmt: „Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Sie ſind in guter Geſellſchaft."

Ein anderer wie Ubertus hätte ſich über mein Benehmen ſehr beleidigt gefühlt, er aber durfte es mit mir nicht verderben. Nachmals kam er zu mir, um mich zu fragen: „was er mir zu Leide gethan, daß ich ihm zürne?" und bei der Gelegenheit erfuhr ich durch ihn, was hier folgt, und was ich genau berichte, wie er es mir beſchrieben.

Julie war ganz erſtaunt über mein ſeltſames

Betragen und fragte Ubertus: „Was fehlt dem Menſchen?“

„Er hat recht! Wollen Sie ihm eine Scene auf der Straße machen?“

„Ich? weshalb?“

„Wegen der Recenſion!“

„Hat er 'was geſchrieben?“

„Wiſſen Sie es nicht?“

„Unmöglich hat er mir eine Kränkung zugefügt!“

„Giebt's eine größere Kränkung? Er hat vorhergeſagt, ſo und ſo würden Sie ſpielen, und ſo und ſo haben Sie geſpielt, das Publikum war Zeuge, und die Recenſion war vor Anfang des Theaters ausgegeben!“

„Herr Ubertus! Schämen Sie ſich nicht, ſo zu windbeuteln? Wir Schauſpieler müſſen uns hauptſächlich bemühen, wahr zu bleiben, ſonſt entmenſchen wir uns und ſind Phantome!“

„Mein Fräulein, ich bin niemals aufrichtiger geweſen als in dieſem Augenblick.“

„Das ſagt ſehr wenig.“

„Aber ich lüge nicht.“

„Das behaupten Sie ſehr oft. Aber Alfred iſt ein Gelehrter und hat den Doctorgrad.“

„Das weiß ich, und was folgt daraus?“

„Daß er in mir die Tochter eines Gelehrten achtet.“

„Gerade in dieſer Hinſicht mißhandelt er Sie.“

„Schweigen Sie, Herr Ubertus, wenn wir Freunde bleiben wollen! Ich habe ſein Ehrenwort; wiſſen Sie, was das Ehrenwort eines Gelehrten iſt, davon haben Sie keinen Begriff!“

„Aber ich habe das Blatt zu Hauſe!“

„Werden Sie endlich ſchweigen!“

„Darf ich Ihnen auch das Blatt nicht bringen?“

„Das kann ich Ihnen nicht wehren.“

Dieſes Geſpräch, welches Ubertus mir wörtlich ſo berichtet, beweiſt deutlich, daß kein zärtliches Verhältniß zwiſchen ihm und Julien ſtatt fand. Ubertus aber drängte ſich gern auf bei allen Frauen, die im Rufe der Schönheit ſtanden, nur um von ſich reden zu machen, und los werden konnte ihn Keine: er ließ ſich Alles gefallen.

Das Haus war am nächſten Abend gedrängt voll. Meinethalben! Alle Welt wollte ſich von der Richtigkeit meiner Bemerkungen überzeugen, und Zug für Zug unterſuchen, inwiefern ich recht hätte und mir eine Prophezeiung gelingen konnte. Daß ich etwa eine Probe belauſcht, fiel Keinem ein.

Die Ouvertüre begann und Julie trat in's Converſationszimmer, ohne Schminke, das volle rabenſchwarze Haar aufgelöſt, wie es die erſten

Scenen des Melodrams erforderten, deſſen gleichnamige Titelrolle ſie gab.

Ubertus erwartete ſie, um ihr das Blatt einzuhändigen. Er brannte vor Begier, ihr darzuthun, daß er manchmal auch nicht lüge. Aber ſchon bereute er ſeine Unvorſichtigkeit, denn Julie erblaßte und zitterte. Er wollte ihr das Blatt entreißen; ſie ließ es nicht und las und las wie eine Irrſinnige. „Julie! Um Gotteswillen, faſſen Sie ſich!“ bat er ängſtlich, denn der Director trat ein. Ubertus zog ſich zurück, ihm ahnte ein ſchlimmer Auftritt.

„Demoiſelle Fettig“, begann der Director, „Sie noch hier? haben Sie nicht die Klingel gehört? Wollen Sie Strafe zahlen?“

Julie reichte ihm das Blatt hin, ſeufzte, ächzte, endlich fand ſie Thränen und ſchluchzte: „Ich kann heute nicht ſpielen.“

„Poſſen! was haben Sie?“

„Poſſen? Ich bin entehrt vor Denen, die es gut mit mir meinen, vor aller Welt beſchimpft.“

„Sie ſind verrückt!“

„Wär' ich's, wäre es Traum! Wahnſinn!“

Der Director faßte ſie ungeduldig bei dem Arm und wollte ſie hinaus drängen.

„Wollen Sie Gewalt brauchen gegen eine Dame?“ rief ſie empört. Und der Director begriff, daß bei ihrer jeßigen Aufregung mit Gewalt nichts von ihr zu erlangen ſei.

„Es iſt alſo Ihr Ernſt? Sie wollen nicht ſpielen?“ fragte er.

„Man wird bei dem erſten Wort mich auslachen, bei meiner erſten Bewegung mich auszischen. Selbſt daß ich mich züchtig kleide, wird mir zum Verbrechen gemacht, die ganze Bühne iſt beſchimpft, als müſſe jede Schauſpielerin eine Verworfene ſein.“

„Soll ich den Vorhang aufziehen laſſen und annonciren, daß Sie nicht ſpielen wollen?“

„Das will ich Ihnen auf meinen Knieen danken.“

„Aber die Folgen! Das Publikum wird wüthen, die Bühne ſtürmen — und Sie ſind für alle Exceſſe verantwortlich. Noch ſind Sie nicht entehrt — Sie können ſich aber entehren als muthwillige Tumultſtifterin! — Sie können als ſolche ſchimpflichen Arreſt bekommen! — Wiſſen Sie das?“

Julie warf ſich auf die Kniee. „Gott! Gott!“ rief ſie, „was habe ich begangen, daß ich das elende verworfene Geſchöpf ſein ſoll, welches ſich zum Geſpötte hergeben muß!“

Ubertus, der mir nachmals dies Alles erzählte, verſicherte: ihre Geberden waren ſo tragiſch, ihre

Stimme ſo erſchütternd, daß der Director ſelbſt davon ergriffen wurde.

Die Ouvertüre war vorüber, das Parterre wurde unruhig und ſchrie: „Vorhang auf!“ Der Lärm wurde immer drohender.

„Machen Sie ein Ende“, rief der Director, „oder ich trete hinaus.“

„Ich ſpiele!“ ſchluchzte Julie, „ich ſpiele, — aber eine Bitte!“

„Was Sie wollen! — Vorhang auf!“

„Schaffen Sie mir den Doctor Alfred hieher!“

„Sie ſollen ihn finden, ſo wie Sie von der Scene kommen!“

Der Vorhang war aufgezogen, die erſte Scene hatte begonnen. Gleich in der zweiten mußte Julie auftreten und ſtand hinter den Couliſſen, auf ihr Stichwort zu warten. Der Director, um endlich ſeinem Aerger Luft zu machen, ſtellte ſich hinter die Couliſſen daneben und murmelte ingrimmig, daß Julie es durch die Leinwand hörte: „Jämmerliche Närrin! elende Pfuſcherin, will ſich keine Kritiken gefallen laſſen, als wäre ſie 'was Beſſeres als Unſereiner. Eine gelehrte Profeſſorstochter, hätte bei ihrem Winkeltheater bleiben ſollen! Leiſtet nichts, ſollte Gott danken, wenn ſie als Schauſpielerin noch trockenes Brod findet.“

Das Stichwort kam; Julie mußte hinaus. Es war eines jener Melodramen, wo ein ſchuldloſes Geſchöpf, auf den Tod verfolgt, ſtets durch ein Wunder gerettet wird. In einer ſtürmiſchen Nacht wankt ſie als Flüchtling auf der Bühne herum und bittet eine Bauernfamilie um Obdach. Aber die Verfolger ſuchen in eben der Hütte Schutz gegen das Unwetter, und mit einem lauten Schrei flüchtet Julie wieder in's Freie. Schon hier erhielt ſie Beifall. Aber ſie achtet nicht darauf; hinter den Couliſſen fragte ſie nach mir. Der Director beſchwichtigte ſie: ich würde ſogleich kommen. Sie ſetzte ſich und weinte und ſchluchzte, bis ſie wieder in die Scene mußte.

Aber ein neuer Geiſt war über ſie gekommen. Sie konnte mit einem Male ſtolz und edel ihre Unſchuld behaupten, die Furcht vor ihren Verfolgern wahr und lebhaft ausdrücken, und ſo rührend klagte ſie ihre Leiden, mit ſo naivem, brennendem Zorn ſagte ſie ihren Feinden in's Angeſicht: ſie ſeien ausgemachte Schurken und Böſewichter, daß Alles in Thränen zerfloß. — Aus dieſen Elementen war ihre Rolle zuſammengeſetzt, und auch ich mußte weinen; ſo hatte noch keine Vorſtellung auf mich gewirkt, und wird auch keine je wieder auf mich wirken. Ich ſah, wie Julie mich ſtets vor Augen hatte, ſie klagte über mich, vertheidigte ſich gegen mich und ſchalt mich. — Ich aber verbarg mich im Hintergrunde meiner Loge, damit Niemand meine Bewegung bemerkte. Es war überflüſſig, Keiner hatte Zeit dazu, Julie beſchäftigte viel zu ſehr. So oft ſie abtrat, fragte ſie nach mir, und ein Theaterdiener kam in meine Loge. Ich aber entſchuldigte mich ſtets: Ich ſei noch zu ſehr von ihrem herrlichen Spiel hingeriſſen. Und wenn Julie das hörte, fing ſie von Neuem an zu weinen.

Alle Schauſpieler bedauerten das arme Mädchen, das bisher noch keine Ahnung von Recenſenten-Tücke gehabt und ſie ſo bitter erfahren mußte. Doch Beweiſe der Theilnahme, Aufmerkſamkeiten, Lobſprüche, Tröſtungen, Glückwünſche, das Alles beachtete Julie nicht, ſie fragte nur nach mir.

Auch der zweite Akt ging glücklich zu Ende. Weil ich aber trotz wiederholtem Schicken nicht kam, überließ ſich Julie einer faſt kindiſchen Verzweiflung. Der Director fürchtete ſchon, ſie würde den dritten Akt nicht mehr durchführen können. Er trat zu ihr. „Aber ſagen Sie in aller Welt, Mamſell Fettig! was wollen Sie von dem vermaledeiten Doctor!“

„Nichts, als ihm ſagen, daß ich ihn recht von Herzen verachte.“

„Proſit die Mahlzeit! Dergleichen kann auf einer Bühne wie dieſe nicht vorfallen!“

„So kann ich mich auch nicht beruhigen!“

„Wollen Sie Tinte und Feder haben? Schreiben Sie es ihm, ich ſchicke es ihm hinauf in ſeine Loge, wenn Sie das beruhigen kann.“

„Schreiben?“ rief Julie; „ſchreiben kann jeder Feige, jeder Lump. Zum Schreiben braucht man keinen Muth, nicht einmal Bosheit. Der blutſcheue Schwächling kann leichtſinnig mit der Feder morden. Ich muß es ihm in's Angeſicht ſagen!“

„Heftig! Heftig!“ ermahnte der Director; „Sie wollen immer ſo edel und ſtolz ſein, aber iſt dies Betragen auch nur weiblich! — Sie werden ſich um Ihre Geſundheit bringen — Sie können den Tod auf der Stelle haben!“

„Ich kann viel ertragen, nur keine Entehrung! Lebte ich doch gar nicht! Ich habe nie für mich gelebt, nur für Andere!“

„So ſchonen Sie ſich um Anderer willen, denken Sie an Ihre Brüder und Ihre kleine Schweſter! Heute ſpielen Sie gut. Spielen Sie noch einmal ſo, dann ſollen Sie ein gutes Engagement hier finden, daß Sie mit den Ihrigen über alle Sorgen hinaus ſind; das iſt doch wohl beſſer, als nur Ihr Müthchen zu kühlen.“

Julie ſchwieg und verlangte nicht mehr nach mir. Doch vermochte ſie ihre Thränen nur zu ſtillen, wenn ſie in die Scene mußte. Sobald ſie zurück kam, weinte ſie wieder. Und fragte man ſie, was ihr noch fehle, ſo klagte ſie: „Ich muß immer an die Recenſion denken, ſie will mir gar nicht aus dem Sinn.“

Auf der Bühne ging indeß Alles gut, bis zur Schlußſcene. Da ereignete ſich etwas, daß mir das Herz ſchlug und der Athem verging. Julie fällt zuletzt in die Schlinge ihrer Mörder. Bei dem Anblick der gezückten Dolche verirrten ſich ihre Sinne und ſie ſchrie: „Mord! Hülfe!“ Das paßte für den Augenblick, nur hatten die Mörder Mühe, ſie zu halten. — Abermals erſchienen ihre Retter, ihre Freunde, Julie ſollte glücklich werden. Aber ſie kannte ſie nicht, irrte wie eine Unſelige auf der Bühne umher und ſank in Ohnmacht. Es war ein entſetzlicher Moment, deſſen Zuſammenhang ich allein begriff. Auch im Wahnſinn war Julie reizend, ihr Sinken, ihre Lage war anmuthig. — Die Schranken des Schönen waren auch die Schranken ihres jugendlichen jungfräulichen Weſens — und ich hatte dieſes liebliche Geſchöpf ſo roh, ſo rückſichtslos behandelt, ich hätte ſie tödten können. —

Die Verwirrung auf der Bühne machte nöthig, daß der Vorhang fiel. Er wurde ſogleich wieder aufgezogen und der Director erſchien, um ſich zu entſchuldigen, daß die plötzliche Unpäßlichkeit der Demoiſelle Fettig die Vorſtellung unterbrochen habe.

Zitternd eilte ich auf die Bühne. Man hatte Julie in's Converſationszimmer getragen und wuſch ihr Stirn und Schläfe mit Eſſenzen. Die Herren ſtanden in einiger Entfernung, blickten lüſtern nach den gelöſten Kleidern und wechſelten Bemerkungen und Winke. Sie ſchlug die Augen endlich auf und fragte: was ihr geſchehen ſei. — Man gab ihr ſchonende Antworten, ſie erholte ſich ſichtbar, und ich begab mich einigermaßen beruhigt in meine Loge zurück.

Noch war das Haus voll. Julie hatte ſich ſelbſt geſpielt und ſich zuletzt mit ihrer Rolle verwechſelt. Auch dahin mußte der Zuſchauer ihr folgen, er vergaß das Stück, um das Intereſſe für die Heldin auf die Perſon der Schauſpielerin zu übertragen. Ihre Unpäßlichkeit war eine neue Verwickelung, und die Bühne, die angefangen, mit Komödie zu ſpielen, mußte dieſen Knoten löſen. Ich machte mich zum Deus ex machina. Im

Hintergrund der Loge fing ich an zu applaudiren und „Julia“ zu rufen, und „Julia“ wiederhallte das ganze Haus.

Noch einmal erſchien der Director, und als er endlich zu Worte kommen konnte, ſagte er ſehr höflich, daß Julie bereits angefangen, von ihrer leichten Unpäßlichkeit ſich zu erholen, und dieſer ſchmeichelhafte Beweis der unſchätzbaren Theilnahme eines hochzuverehrenden Publikums unſtreitig ihre Geneſung vollenden würde. Wieder fiel der Vorhang. Aber das Publikum ließ ſich heute nicht mit Worten abſpeiſen. „Julie! Demoiſelle Fettig!“ ertönte es noch lauter und ſtürmiſcher als zuvor.

Abermals mußte der Vorhang aufgezogen werden, und mit donnerndem Applaus führte der Director die bleiche matte Julie im Häubchen und mit einem Umſchlagetuche vor die jauchzende Menge. Man begehrte die Wiederholung des Stückes, und der kluge Director, um ſein Eiſen zu ſchmieden, weil es heiß war, ſagte: „Ich muß für Demoiſelle Fettig das Wort nehmen. Wie ſehr erſchöpft ſie auch iſt, ſo hofft ſie doch, morgen völlig hergeſtellt zu ſein und dieſe Rolle noch einmal geben und glücklich zu Ende bringen zu können.“

Neuer Beifall! Man rief: „Nicht abreiſen, hierbleiben!“

„Unmöglich, nimmermehr!“ ſagte Julie halblaut. Der Director überſetzte dies: „Demoiſelle Fettig bittet um Erhaltung dieſer gütigen Geſinnungen, die ſie unausſprechlich glücklich machen. Was mich betrifft, ſo ſcheue ich kein Opfer, allen Wünſchen eines hochgeehrten Publikums nachzukommen.“

Neuer Tumult, neuer Beifall! Man war befriedigt, denn man hatte die Heldin im Negligé und matt von der überſtandenen Ohnmacht wiedergeſehen. Zum letzten Male fiel der Vorhang und hob ſich nur bei leerem Hauſe wieder, um für heute Ruhe zu haben.

Das war ein merkwürdiger Theaterabend. Und alles Merkwürdige, alles Unerhörte hatte ich herbeigeführt. Welche Folgen es für mich haben, wie das Publikum darüber urtheilen würde, war mir gleichgültig. Ich fühlte nichts als bittere Reue und dachte nur daran, Julien wieder zu verſöhnen.

Ich wollte ihr ſchreiben. Aber jedes Schreiben verwandelte ſich in eine Liebeserklärung, in einen Heirathsantrag. Die Nacht ging darüber hin. Bald ſchritt ich im Zimmer auf und ab, bald ſetzte ich mich an mein Pult und verdarb einen Bogen Velin. Gegen Morgen endlich hatte ich folgende Zeilen niedergeſchrieben:

„Können Sie mir vergeben, Julie? — O, gewiß, Sie können, und je unerhörter die Beleidigung iſt, die ich Ihnen zugefügt, um ſo eher hoffe ich von Ihnen Verzeihung, denn all' Ihr Thun und Weſen iſt ungewöhnlich. — Ach, Julie, ſo roh, ſo unwürdig hätte ich mich nicht an Ihnen vergangen, wenn ich Sie nicht liebte. Ich glaubte mich zurück geſezt, und Hoffnungsloſigkeit verleitete mich zu ſo wahnſinniger Ausſchweifung, die ich eben ſo verzweiflungsvoll bereue, wie ich unausſprechlich Sie liebe. — Liebe Julie, ich bin reich, mein Reichthum aber gewährt mir keine Freude, kann ich Ihnen nicht damit ein ſo gländes Loos bereiten, wie Sie es verdienen! Denken Sie an ſich, an Ihre Geſchwiſter, nicht an mich. Ich will Ihr Sklave ſein, mich beſſern in Ihrem Umgange, damit ich gut und edel werde und mich eben ſo glücklich fühlen kann, wie Sie ſich fühlen müſſen."

Nachdem ich dieſen Brief vollendet, fühlte ich mich beruhigt. Ich ſuchte den Schlaf und erſt ſpät erwachte ich wieder. Mein erſter Gedanke war Julie. Ich überlas den Brief und fand ihn meinem Sinn und meinen Wünſchen ſo entſprechend, daß ich ihn ſogleich abſendete.

Die Anwort erhielt ich eine Stunde darauf; zärtlich küßte ich die zierlichen Schriftzüge, die meinen Namen bildeten, zagend erbrach ich das Schreiben. Zuerſt fiel mir mein Brief ungeöffnet entgegen. Julie ſchrieb:

„Mein Herr!

Geſtern Abend hätte ich Sie gern geſehen, um Ihnen in's Angeſicht zu ſagen, daß ich Sie verachte. Heute denke ich gleichgültiger darüber, ich begreife ſogar, daß ich Ihnen einigermaßen Dank ſchuldig bin. Sie haben mich Vieles gelehrt. Bisher wußte ich nicht anders, als man müſſe dem Böſen mit Liebe begegnen, dem Schwachen helfen und ihn ermuthigen. Nur ſo gefiel ich mir, nur in ſolchen Geſinnungen wagte ich, mich auf der Bühne zu zeigen. Aber Schwäche und Bosheit — ſie ſind ſich ſehr verwandt, es ſind die verſchiedenen Pole der moraliſchen Hülfloſigkeit — Schwäche und Bosheit aber können uns ſo überraſchen, daß wir wider unſern Willen für den Augenblick den Böſen haſſen, den Schwachen verachten. Es genügt einer Schauſpielerin nicht, daß ſie denkt und fühlt, ſie muß auch überraſcht, empört ſein, leiden können. Sie haben mich zur Schauſpielerin gemacht. Aus Dankbarkeit möchte ich Sie ebenfalls zu einem Bewußtſein, zu einer Selbſterkenntniß führen. Sie ſind nämlich das trefflichſte Modell, woran junge unerfahrene Künſtlerinnen können haſſen und verachten lernen.

Aber denken Sie nicht an Ihre Zukunft? Wollen Sie fortfahren, ſich zum Modell herzugeben? Nicht Jede wird Ihnen Dank ſagen wie

Julia Fettig.“

Fahre hin, Liebe! Willkommen, Leichtſinn! rief ich muthig und entſchloſſen. Nicht jeder Menſch iſt geboren und berufen, innerlich zu leben. Ich will auswendig leben mit der auswendigen Welt. Es lebe der Schimmer und der Genuß! Auf des Lebens höchſten Höhen lebt Friede und Verträglichkeit, wenn ſich die Völker ſchlachten und aufreiben, handeln die Könige mit einander bedächtig verträglich. Nur innen, unten — gährt es, zürnt es immer. Einmal habe ich gefühlt und geliebt, und ich habe mich verwildert. —

Julie gab die Rolle noch einmal, brachte ſie glücklich zu Ende und gefiel nicht minder als geſtern. Sie war jetzt eine Schauſpielerin, die überall gefallen mußte. Aber in der Reſidenz war ihres Bleibens nicht, ſie ſchlug die glänzendſten Anerbietungen aus und reiſte nach wenigen Tagen ab.

Mein Blatt enthielt Folgendes über ſie:

„Julie iſt genial und ſchön, ſtolz und glücklich. Sie wird es ſehr weit bringen, denn ſie nimmt, ſie eignet ſich gute Lehren an und Alles, was ihr nützt. Der Scherz, den ich mir erlaubte, eine prophetiſche Recenſion zu ſchreiben, hat für ſie die beſten Folgen gehabt. Sie iſt nicht beleidigt darüber. Im Gegentheil, ſie iſt mir wahrhaft dankbar. Folgendes ſchreibt ſie mir:

„— — — Sie haben mich Vieles gelehrt: bisher wußte ich nicht anders, als man müſſe dem Böſen mit Liebe begegnen, dem Schwachen helfen und ihn ermuthigen. Nur ſo gefiel ich mir, nur in ſolchen Geſinnungen wagte ich, mich auf der Bühne zu zeigen — Schwäche und Bosheit — ſie ſind ſich verwandt, es ſind die verſchiedenen Pole der moraliſchen Hülfloſigkeit — Schwäche und Bosheit aber können uns ſo überraſchen, daß wir für den Augenblick wider unſern Willen den Böſen haſſen, den Schwachen verachten. Es genügt einer Schauſpielerin nicht, daß ſie denkt und fühlt, ſie muß auch überraſcht, empört ſein, leiden können. Sie haben mich zur Schauſpielerin gemacht! — — — Julia Fettig.

Hierzu die extraordinaire lithographirte Beilage:

Das Facſimile jenes Briefes, der hinſichts der Geſinnungen und der wichtigen Definitionen ein Muſter für alle Bühnenkünſtler iſt. Die mit Gedankenſtrichen bezeichneten Stellen geben mich als Redacteur perſönlich an, und ich hielt für gerathen, ſie nicht mit zu veröffentlichen.“

Der Freiſchütz.

Von

Adalbert vom Thale.

1.

„Guten Morgen, Moſje Reinold! warten Sie doch ein wenig, ich will Ihnen 'was ſchenken!" — ſo rief Madeweis, der Theater-Friſeur, im kurzen Trott durch die ſcharfgefrorene Straße trippelnd, und drückte dem Angerufenen etwas Hartes in die Hand. — „Ein Parterre-Billet? was ſoll mir das?" entgegnete Reinold düſter, und wies das Geſchenk von ſich. „Ich habe keine Theaterlaune, und außerdem kann eins mir nichts nützen." — „Ich verſtehe!" meinte der Puderfürſt lächelnd; „ein Vergnügen, ohne die Jungfer Liebſte genoſſen, iſt kein Vergnügen für einen ſo treuen Schäfer. Ja, ja, Sie gehören noch zu den Brautpaaren von altem biederen Schrot und Korn. Nun, die Linke ſoll nicht wiſſen, was die Rechte thut, und damit Sie ſehen, daß ich Ihnen den Dienſt von neulich nicht vergeſſen habe, da iſt noch eins; auf Ehre! es iſt das letzte, und eigentlich ſchon vergeben; aber nehmen Sie! und" — das flüſterte er ihm in's Ohr — „am Hochzeittage friſire ich die Jungfer Braut à la Nicolette. gratis!" — „Damit hat's noch lange Wege!" ſeufzte Reinold — „was wird denn gegeben?" ſetzte er gleichgültig fragend hinzu. — „Sie fragen noch, Sie Heide, Sie? „Der Freiſchütz"!" raunte er ihm in's Ohr; „laut darf ich's nicht ſagen, ſonſt plagen mich die Leute todt um Billets, denn man hat Connexionen und intereſſante Connaiſſancen!"

Damit ſchlüpfte die freigebige Hand wieder in den mehlweißen Handſchuh von Katzenfell — und ehe noch Reinold das wunderliche Geſchenk im Drehen und Wenden beſehen hatte, war Madeweis ſchon um zwei Straßenecken weiter und über alle Berge. —

„Sie geht ohnehin einem freudloſen Weihnachten entgegen!" dachte Reinold, „und es iſt längſt ihr Wunſch geweſen, dies Wunderſtück zu ſehen, an dem ſich bis jetzt nur die Auserwählten erfreuen durften. Ich preiſe den Zufall, daß gerade ich ihr die Freude machen kann."

2.

Reinold gehörte zu jenen Leuten, denen, wie man ſagt, Alles contrair geht, denen nichts glückt, ſie mögen anfangen, was ſie wollen, die überall zu ſpät kommen und noch vom Regen naß werden, wo alle Andern ſchon längſt im Trockenen ſich befinden. Reinold hatte eine weiche verzärtelte Erziehung genoſſen, was nicht wenig dazu beitrug, ſeinen ohnehin nicht ſtarken Charakter noch mehr zu ſchwächen und ihn bei jeder Gelegenheit das Schlimmſte fürchten zu laſſen. Weniger aufgeklärt, als er es war, würde er geglaubt haben, unter dem Einfluß böſer Geſtirne oder finſterer Mächte geboren zu ſeyn; ſo aber begnügte er ſich mit dem Troſtſpruch: „Du haſt einmal kein Glück, und gegen den Strom kann der Menſch nicht ſchwimmen!“

Nur in der Liebe machte das Schickſal bei ihm eine Ausnahme; hier war er glücklicher als mancher Begüterte, denn Luiſens Herz war ihm treu und innig ergeben, und die Schwierigkeiten, mit denen ihre Liebe zu kämpfen hatte, ſchienen ihren Gefühlen nur neue Nahrung zu geben. Uebereinſtimmung in allen Verhältniſſen ſoll Grundbedingung für dauernde Liebe ſeyn; nun, hier ſprach ſie ſich bewundernswürdig klar aus, denn Luiſe war — bei allem äußeren Liebreiz — eben ſo arm, als er, und ſeine Ausſichten waren nicht minder trübe, als die ihrigen. Ihre Mutter war todt, das achtzehnjährige Mädchen führte ihrem Vater — einem betrieb- und arbeitſamen Bürger, der ein kleines Aemtchen bei dem Packhof bekleidete — die Wirthſchaft; ſie war klein und dürftig genug! — Luiſe benutzte jede freie Stunde zur fleißigen Handarbeit, nahm die erſte Hälfte mancher langen Winternacht willig und ohne Murren zu Hülfe, und fühlte ſich nicht glücklicher, als wenn ſie einen Sonntag um den andern ihrem Vater ſein Lieblingsgericht zubereiten konnte, wozu — wie es ſich von ſelbſt verſteht — Reinold ein für allemal geladen war. — Wie es mit ihrer Liebe noch werden würde, daran mochte ſie abſichtlich nicht denken. Fromm und duldſam, wie ſie war, ſtellte ſie ihre Sache im eigentlichen Sinne dem lieben Gott anheim, erfüllte ihre Pflichten als Tochter mit kindlicher Hingebung, und bewahrte ihrem Reinold ein treu liebendes Herz, das rein und fleckenlos in ihrer keuſchen Bruſt ſchlug.

3.

Reinold war kein Müßiggänger und hatte etwas Rechtſchaffenes gelernt; ſeine Schulkenntniſſe, vor Allem aber eine zierliche ſchöne Handſchrift zeichneten ihn aus. Dennoch konnte er keine Anſtellung finden, weil überall noch ein Vetter oder ſonſtiger Verwandter des General-Ober-Land-Brief-Couvert-Kleiſter-Kochers, oder ein Schützling der Geheimen-Ober-Hof-Beſen-Kehrerin zu verſorgen blieb. Selbſt ſeine Theilnahme an dem Feldzuge der hundert Tage kam in Vergeſſenheit, da er die Ausgabe für neues Band an dem Ehrenpfennig ſcheute, und das erworbene längſt aufgetragen war.

Reinold war an dieſem Wintertage in das Büreau eines hochwichtigen Mannes im Staate, des Patentpapiermüllers Lumpentreter, beſchieden worden, der ihm Hoffnung zu einem kleinen Poſten als Vice-Buchhalter-Gehülfe bei ſeiner Fabrik gemacht hatte, da Reinold als ein genügſamer und grundehrlicher Menſch bekannt war, und — wie ſchon geſagt — eine ſchöne Hand ſchrieb. — „Aller Anfang iſt ſchwer!“ hatte ihm Luiſe bei dem geſtrigen Abſchiede tröſtend nachgerufen; „vielleicht will des Jahres Ende uns wohler als ſein Anfang!“ — Aber der Poſten war vor einer Stunde an einen, auf halbem Wege nach Morea wankend gewordenen Heldenjüngling vergeben, deſſen Vater dem Papiermüller ſich verpflichtet hatte, und der nun, da es mit den griechiſchen nicht gehen wollte, deutſche Lumpen zu bearbeiten geſonnen war. — Niedergeſchlagener als je trat Reinold zu Luiſen in's Zimmer.

„Es iſt nichts? Nicht wahr, es iſt nichts?“ rief ſie ihm fragend mit halber Ueberzeugung entgegen, und ſein finſterer Blick ergänzte die fehlende Hälfte. Doch ſchnell gefaßt ſtrich ſie ihm lächelnd das krauſe Haar von der faltenreichen Stirn, und meinte beſänftigend: „Verzage nicht, guter Reinold, die Frucht unſeres Glückes iſt wohl noch nicht reif; wir wollen nicht murren, ſondern den Sonnenſchein der himmliſchen Gnade abwarten.“ — „Und alt und grau darüber werden, und verdorren!“ murmelte er zwiſchen den Zähnen; doch des Mädchens frommer vorwurfsvoller Blick entwaffnete ſeinen Unmuth. Er gelobte, nicht müde zu werden in dem ſchweren Geſchäft, eine Anſtellung zu ſuchen, und den guten Muth nicht zu verlieren. Hierauf zeigte er ihr des Haarkünſtlers Geſchenk, erregte dadurch große Freude — denn der Beſuch des Theaters erſchien dem güterloſen Mädchen als Ideal aller öffentlichen Vergnügungen — und verſprach, um drei Viertel auf Fünf ſie abzuholen.

4.

Die Vorſtellung war meiſterhaft und machte auf beide Neulinge in der Bühnenwelt einen tiefen, eigenthümlichen, aber ganz verſchiedenen Eindruck. Wer das Theater ſelten, faſt nie beſucht, vergißt ſehr leicht, wo er iſt, und glaubt ſich in das wirkliche Leben, mitten unter die Handelnden verſetzt. Er freut ſich mit dem Fröhlichen, duldet mit dem Gekränkten, leidet mit dem Unglücklichen, erröthet über den Zuchtloſen, wird empört über den Verbrecher, und weint der ſiegenden Unſchuld die Thräne der Freude. Bei dem fleißigen Theatergänger ſind die feineren empfindlichen Spitzen dieſer mannigfachen Gefühle ſchon mehr abgeſtumpft; er hat Beſonnenheit genug erlangt, Ernſt von Scherz, Wahrheit von Täuſchung, Wirklichkeit von Schein zu ſondern. Er weiß, wo er ſich befindet; unſre beiden Leutchen aber hatten Alles rundum und neben ſich rein vergeſſen, und lebten und webten in den Räumen jenſeits der Lampen.

Luiſe wurde mit jeder Scene ängſtlicher, ſcheuer, wehmüthiger; Reinold freier, dreiſter, vergnügter. Luiſe weinte ſtill in ihr Tuch hinein, Reinold trat luſtig den Takt zu den Chören; Luiſe zitterte vor dem Ende, Reinold wünſchte es mit Begierde herbei; ihr waren die kurzen Zwiſchenakte willkommene Ruhepauſen, er war unwillig darüber. Zum erſten Mal ſprach ſich ein greller Contraſt zwiſchen den ſonſt ſo übereinſtimmend Fühlenden aus.

Als Max hoch oben auf dem jähen Abhange der furchtbaren Wolfsſchlucht erſchien, weinte Luiſe heftiger und flüſterte halb in Verzweiflung: „So kommt er wirklich? O mein Gott, ich habe immer noch daran gezweifelt!“ Reinold aber meinte, er wäre ein Thor geweſen, wenn er nicht gekommen wäre. Sie fand weder Zeit noch Ruhe, über dieſe auffallende Meinung nachzudenken und zitterte immer heftiger. Reinold hatte alle Mühe, ſie zu beruhigen, und ſuchte vergeblich ihr begreiflich zu machen, daß doch Alles eigentlich nur Spaß ſey; ein Troſt, den er übrigens ſich ſelbſt aufdrang, denn auch ihm ſtand das Haar zu Berge und ſeine Gebeine ſchlotterten, als der feurige Samiel die grauſenden Worte mit tiefen Baßtönen, als ſtiegen ſie aus dem Innerſten der Hölle empor, ausſprach: „Er oder Du!“

„O, mit dem Ernſten ſoll man nicht Spott treiben, den Böſen nicht an die Wand, geſchweige denn ſo malen, daß man ihn mit Händen greifen kann!“ rief Luiſe faſt empört; und als Max nun unten ſtand und mit ſchneidend kalter Reſignation die Worte ſagte: „Hier bin ich! was habe ich zu thun?“ — da ſchluchzte ſie ſtill vor ſich hin: „Nun muß auch die arme Agathe ſterben!“ — Als gegen das Ende des dritten Akts Max den entſcheidenden Probeſchuß that und Agathens Angſtruf: „Schieß nicht, Max! Ich bin die Taube!“ — ſchmerzlich erſcholl, rief Luiſe im Selbſtvergeſſen aus: „Gottlob! ſo iſt ſie wenigſtens von ſeiner Hand geſtorben!“ — denn ſie konnte nicht anders glauben, als daß die Freikugel Agathen durch das Herz gegangen ſey; die hinweg fliegende weiße Taube hatte ſie überſehen. —

„Wie Du nun biſt!“ ſagte Reinold halb unwillig; „ſo freue Dich doch! Sie lebt ja, und nach einem Jahre — Du hörſt es! — wird ſie ſeine Frau. Wie ſchnell iſt nicht ein Jahr dahin!“ — Aber Luiſe ſchüttelte den Kopf und ſeufzte traurig: „Wenn ich Agathe wäre, ich nähme ihn nicht!“ — „Nicht?“ entgegnete Reinold gereizt und mit Heftigkeit: „So willſt Du ſtrenger richten als die Vorſehung?“ — Aber Luiſe fragte ernſt: „Hat denn hier die Vorſehung gerichtet? Was der alte Mann da ſprach, klang rein menſchlich; aber was Max that, war teufliſch, denn er war gewarnt und wußte, mit wem er es zu thun hatte.“ — „Haſt Du denn nicht geſehen, daß ihm der Andere berauſchende Tropfen in den Wein goß?“ — „Der Rauſch war längſt verflogen!“ erwiederte Luiſe; „denn wie er Abſchied nahm von Agathen, hatte er völlige Beſinnung und belog ſie mit kaltem Blute über ſeinen Gang zur Wolfsſchlucht.“ — „Wir wollen darüber nicht richten!“ meinte Reinold; „genug, der fromme Eremit hat ihm vergeben und der Graf ihm verziehen, auch büßt er ja hinlänglich durch das Probejahr.“ — „Beſchönige die That nicht mit leeren Worten, Reinold!“ ſagte Luiſe, und faßte ſeine Hand; „der fromme Eremit kann ihm die Sünde vergeben und ihm Ablaß ertheilen, ich gebe es zu;

der edle Graf ihm die Unthat verzeihen, es mag drum ſeyn; aber Agathe mit ihrer reinen Seele kann ihn nicht mehr lieben, denn er befleckte ſeine Seele, als er ſeinen Gott verleugnete."

Der Vorhang fiel, die beiden Liebenden gingen verſtummt nach Hauſe. — Unterwegs fing Reinold noch einmal an: „Es macht dem Mar doch Ehre, daß er das Theuerſte, was der Menſch beſitzt, für Agathen opfern wollte!" — „Pfui über eine Liebe, die durch ſolch ein Opfer an's Ziel gelangt!" rief Luiſe, bis in's Innerſte empört, und ließ ſeinen Arm los. „Ich könnte Dir gram werden, wenn das Dein Ernſt wäre, wenn Du nur einen Augenblick daran dächteſt, mir jemals ein ähnliches Opfer bringen zu wollen." — „Sey unbeſorgt!" ſagte Reinold lächelnd; „es giebt heut zu Tage keine Freikugeln und keinen Samiel mehr!" — Luiſe ſtand ſtill und ſah ihn befremdend in's Geſicht. „Faſt ſcheint es, als ob es Dir leid thäte!" rief ſie zwiſchen Zorn und Wehmuth; „Reinold, ich wollte, Dein Gönner hätte ſeine Freibillets behalten und wir hätten das ſchreckliche Stück nicht geſehen! Wenn Du mich lieb haſt, ſo ſprich mir nicht mehr davon, und überrede mich wenigſtens dadurch, daß auch Du es vergeſſen haſt."

Sie waren zu Hauſe und wünſchten ſich zum erſten Mal nicht ſo herzlich gute Nacht, als ſie es ſonſt immer zu thun gewohnt waren.

5.

„Sind Sie's, Herr Reinold?“ rief eine bekannte Stimme ihm auf der Treppe nach; „treten Sie doch einen Augenblick zu mir herein, ich habe Ihnen etwas zu ſagen!“ — und Reinold trat in Herrn Gloom's Zimmer.

Dieſer Gloom war ein ſogenannter Partikulier, ein Engländer, aber der deutſchen Sprache vollkommen mächtig, der ſeit vier Wochen einige meublirte Zimmer im erſten Stockwerk bewohnte, von ſeinen Geldern lebte und alle drei Monate ſeine Wohnung wechſelte. Niemand wußte, wer er war, noch was er trieb. Sein finſterer unſteter Blick erſchreckte die Hausgenoſſen, und die Kinder flohen ihn wie den gefürchteten Ruprecht; wenn aber Luiſe ihm begegnete, lief ihr, wie man zu ſagen pflegt, der Tod über's Grab. Doch that er Niemand etwas zu leide, bezahlte pünktlich die Miethe, ließ keinen Bettler unbeſchenkt von ſeiner Thür, beſuchte auch alle Sonntage regelmäßig die Kirche; aber in ſeinen dunkeln Augen, die ſcheu und menſchenfeindlich unter den buſchigen Brauen hervorblitzten, lag etwas Abſchreckendes, in ſeiner heiſeren Stimme etwas ungemein Widerliches.

Herr Gloom hieß Reinold niederſitzen und befragte ihn: ob er zur Zeit ſehr beſchäftigt ſey, oder Muße genug habe, ſich einige Thaler zu verdienen? — Reinold's trübes Geſicht erheiterte ſich bei dieſer Frage, und mit Freuden erbot er ſich zu Allem, was irgend nur mit ſeinen ſchwachen Kräften und ſeinen geringen Fähigkeiten vereinbar wäre. — „Ich bin ein Freund der Wappen- und Alterthums-Kunde“, begann Herr **Gloom**, „und haſche nach Seltenheiten, beſonders nach Verzierungen ausgegrabener Urnen, Denkſchriften auf alten Säulen und überhaupt nach Allem, was auf das Alterthum Bezug hat. Leider aber gelingt es mir nicht immer, die Originale — wie hohen Preis ich auch bieten mag! — käuflich an mich zu bringen, und ich muß mich oft mit der Erlaubniß begnügen, ſie abformen oder copiren zu dürfen. Ich hatte bisher einen geſchickten Zeichner, der es zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit, die Originale täuſchend treu zu copiren, gebracht hatte; der iſt mir aber geſtorben, und nun ſeh' ich mich nach Jemand um, der ſeine Stelle erſetzt. Ich weiß, Sie ſchreiben eine ſchöne Hand, lieber Herr Reinold, und ich meine, bei einiger Uebung und regem Fleiße — woran es Ihnen doch gewiß nicht fehlt — würden Sie bald ſo weit ſeyn, wie ich es wünſche.“ — „An meinem Fleiße ſoll es nicht liegen", erwiederte Reinold, „und unbeſchäftigt, wie ich eben bin, mangelt es mir auch nicht an Zeit; nur ſpreche ich Ihre Nachſicht an, denn ich habe mich — einige Kleinigkeiten ausgenommen — nie an Zeichnungen gewagt." — „Uebung macht den Meiſter. Ich gehe, Ihnen einige Probearbeiten zu holen, an denen Sie Ihre Kräfte verſuchen können." —

Er ging in das Nebenzimmer, und kramte eine geraume Zeit in Schubladen umher, die Reinold auf und zu ſchieben hörte. Die Thür war offen geblieben, und Reinold gewann dadurch Gelegenheit, einen Blick in das anſtoßende Zimmer zu werfen. Es ſchien Gloom's Arbeitszimmer zu ſeyn; ein grüner Fußteppich lag darin ausgebreitet. Ein großer Schrank mit zwei verhangenen Glasthüren, wahrſcheinlich ein Bücherſchrank, nahm die Hälfte der einen Wand ein; in der Ecke am Fenſter ſtand ein Tiſchchen mit allerhand Gläſern beſetzt, worin Reinold einen chemiſchen Apparat zu erkennen glaubte. Zwiſchen dem Tiſchchen und dem Schranke ſtand ein größerer Tiſch mit abgeſtumpften Ecken und ungewöhnlich ſtarken Füßen, die überdies an den Fußboden feſt geſchraubt zu ſeyn ſchienen. Was auf dem Tiſche ſtand, konnte Reinold nicht deutlich erkennen, denn es hing eine dunkle Tuchdecke darüber; doch dünkte ihn, ſie verhülle eine Maſchine, weil der eine Zipfel des Tuchs den Kopf eines Schraubenſtocks nur zur Hälfte verdeckte. Aus Allem ging hervor, daß Gloom ſeine Antiquitäten-Liebhaberei ziemlich ſyſtematiſch trieb. — Das Vorderzimmer war zwar nicht auffallend, aber ſehr elegant eingerichtet; was jedoch Reinold etwas ſtutzig machte, war ein doppelter innerer Riegel an der Thür, die nach dem Hausflur führte. So unbedeutend dieſer Umſtand an und für ſich auch hier ſeyn mochte, ſo wurde doch bei Reinold ein eigenes Gefühl rege, das unwillkürlich an ein geheimes Grauen ſtreifte. Es kam ihm vor, als ſey er nicht ganz auf rechtem Wege, und doch verwarf ſeine Vernunft ſogleich wieder den lächerlichen abgeſchmackten Gedanken.

Gloom kam in das Wohnzimmer zurück, mit einigen Papieren in der Hand, und nahm ſeinen vorigen Sitz neben Reinold wieder ein. — „Bevor ich Ihnen die Probearbeiten einhändige“, fuhr er, ſich räuſpernd fort, „muß ich Sie mit einigen Bedingungen bekannt machen, unter welchen allein ich Ihnen die Arbeit anvertrauen kann.“ — Reinold wiederholte das Wort „Bedingungen!“ mit fragendem Ton und nicht ohne Verwunderung über den ſonderbaren Eingang; doch Gloom ließ ſich nicht ſtören. — „Ich bezahle gut und prompt“, ſagte er; „aber ich bin, was man nennt, eigen, ſehr eigen; ich verlange zum Beiſpiel die treueſte, genaueſte Copie des Originals. Die kleinſte Abweichung, ein einziger verfehlter Strich, ein ausgelaſſener Punkt nimmt der Arbeit allen Werth und könnte Sie um den ganzen Ertrag einer tage-, ſelbſt wochenlangen Mühe bringen.“ — „Ich werde mit gewiſſenhafter Pünktlichkeit arbeiten, mit ſtrengſter Aufmerkſamkeit verfahren!“ erwiederte Reinold. — „Ferner, und das iſt eine Hauptbedingung, verlange ich ſtrenges, unverbrüchliches Schweigen von Ihrer Seite. Niemand, wer es auch ſey, darf wiſſen, daß und was Sie für mich arbeiten; ſo wie ich das Gegentheil erfahre, iſt unſer Contract auf der Stelle aufgehoben. Sie werden daher ſtets bei verſchloſſenen Thüren arbeiten, und ſolche Einrichtungen treffen, daß, wenn Sie Beſuch bekommen, Sie die Arbeit ſogleich bei Seite legen können.“ — „Mich beſucht Niemand.“ — „Deſto beſſer. Es mag eine Eitelkeit von mir ſeyn, die Quellen nicht gern verrathen zu ſehen, aus welchen ich die kleinen Raritäten für mein Kunſtkabinet ſchöpfte, Sie müſſen ſie mir ſchon zu Gute halten. Dieſe Liebhaberei iſt mein Steckenpferd, und für meinen Eigenſinn bezahle ich gut.“ Er betonte das Wort, und Reinold verſprach, ſeinem Willen in Allem auf das

Genaueſte nachzukommen. — Gloom fuhr fort: „Das iſt mir genug!“ und ſchlug das Papier auseinander. Es enthielt kleine, kaum einen Zoll lange und einen halben Zoll breite Zeichnungen in Strich-Manier, nach Art der Arabesken. „Sie ſollen fürerſt dieſe Kleinigkeiten copiren, aber genau nach allen Nüancen. Glauben Sie, daß es Ihnen gelingen wird?“ — Dabei ſah er Reinold ſcharf in's Auge, während dieſer die Blättchen aufmerkſam betrachtete und ſie mit den Worten zurückgab: „Ja, ich glaube es!“ — „Das Material, mit dem Sie arbeiten müſſen“, ſagte Gloom ſichtbar vergnügt, „iſt Tuſche, aus Braunkohle präparirt; beſitzen Sie dergleichen?“ — „Nein, doch wird ſie zu haben ſeyn.“ — „Ich kann Ihnen damit aushelfen!“ — er zog ein Stückchen der benannten Tuſche aus der Weſtentaſche — „dies wird eine Weile hinreichen. Arbeiten Sie mit ſtets neu geſchnittenen Krähenfedern, bringen Sie die Feder nie an die Lippen, es würde Ihnen ungeſund ſeyn. Und nun noch eins: Sie müſſen einen Rahmen, mit Milchflor überzogen, vor Ihr Fenſter hängen, nach Art der Kupferſtecher, das conſervirt die Augen. Zum Ankauf deſſelben, und damit es Ihnen überhaupt nicht an irgend etwas fehle, nehmen Sie dieſe Kleinigkeit auf Abſchlag.“ Er wollte Reinold eine kleine Geldrolle in die

Hand drücken, doch dieſer lehnte es ab. „Machen Sie keine Umſtände!“ entgegnete Gloom; „ich habe Sie längſt ſchon beobachtet; Sie ſind ein ſtiller betriebſamer Mann, aber vom Glück nicht allzu verſchwenderiſch begünſtigt. Es mag Ihnen nicht immer zum Beſten gehen; ich aber will Ihnen wohl und habe es übrig, alſo nehmen Sie. Sie können es ja, wenn Sie nicht anders wollen, als ein Darlehn anſehen, und geſetzt, die Arbeit mißriethe, ſo bleiben Sie mir dieſe Kleinigkeit bis auf beſſere Zeiten ſchuldig. Gelingt ſie aber, woran Sie ſelbſt nicht zweifeln, ſo ſoll bald mehr nachfolgen und von dem Darlehn iſt die Rede weiter nicht. Spielen Sie alſo nicht den Spröden aus übelverſtandener Delikateſſe und — nehmen Sie!“

Die Rolle glitt in Reinold's Hand; dieſer aber warf noch einmal einen flüchtigen Blick auf die Zeichnung, gedachte ſeiner Armuth, Luiſens und der Weihnachtszeit, gelobte ſich im Stillen, das Geld bei Heller und Pfennig zurückzuzahlen, und nahm die ſo gutmüthig gebotene Gabe an. Es waren fünf Thaler. „Aber reinen Mund, darum bitte ich!“ ſagte Gloom noch in der Thür, „beſonders gegen die Jungfer Liebſte! Frauenzimmer ſind eben ſo neugierig als plauderhaft, und

möchten ſo gern Alles bis auf den Grund wiſſen."
Reinold wiederholte ſein Verſprechen und ging.

6.

Einige Tage nachher, als Luiſens Vater auf dem Packhofe beſchäftigt war, legte Reinold einen blanken Thaler ſtill und freundlich auf des Mädchens Arbeitstiſch; ſie ſah ihn verwundert an. „Koche Deinem Vater eine kräftige Suppe dafür!" ſagte er heiter lächelnd, „und laß ihm ein Viertelchen Wein dazu holen; der Alte hat wohl ſchon lange dieſe Stärkung entbehrt." — Luiſe ſträubte ſich gewaltig, das Geld anzunehmen, denn ſie wußte, daß Reinold die Thaler nicht übrig hatte, und nur ſeine feierliche Verſicherung, daß er ſich durch Abſchreiben zwei Thaler verdient, oder vielmehr auf eine beſtellte Abſchrift von einem reichen Manne voraus empfangen habe und den kleinen Ertrag jetzt aus gutem Herzen mit ihr zu theilen komme, vermochte zuletzt ſie zu beruhigen. Gegen das Vorausbezahlen hatte ſie Mancherlei einzuwenden und meinte, ohne beſondere Abſicht thäte Niemand und ſelbſt kein reicher Mann dergleichen; und als Reinold ihr den Namen des reichen Mannes, für den er arbeiten ſollte, durchaus nicht nennen wollte und dabei blieb, ihn ihr aus Gründen verſchweigen zu müſſen, wurde ſie von Neuem unruhig, that zehn Kreuz- und Querfragen, die den armen Reinold ſo in die Enge brachten, daß ihm der Angſtſchweiß vor die Stirn trat, und ſchlug endlich die Hände mit den Worten zuſammen: „Heiliger Gott, jetzt geht mir ein Licht auf! Herr Gloom und kein Anderer hat Dir das Geld gegeben!“ — Reinold verſuchte zu leugnen, aber man konnte es ihm anſehen, daß er ſich auf unrechtem Pfade befand und der Lüge nicht kundig war. Das Mädchen fuhr fort: „Du biſt geſtern und vorgeſtern bei ihm geweſen, Kriegsraths Köchin ſah Dich hinein gehen, und mir haſt Du kein Wort davon geſagt; warum verbirgſt Du mir Deine Schritte, wenn nicht etwas Unrechtes dabei wäre? Da, nimm Dein Geld, ich mag es unter dieſen Umſtänden nicht.“ — Reinold erwiederte unwillig und halb beleidigt: „Und geſetzt, ich bekam es von ihm, ſo iſt es ehrlich verdient, und ſelbſt, wenn er es mir geſchenkt hätte, könnteſt Du mir nicht wehren, es mit Dir zu theilen.“ — „O Reinold, trage ihm das Geld zurück!“ rief Luiſe, von Angſt gefoltert; „ich beſchwöre Dich, bringe es ihm wieder!“ — „Du biſt ſonderbar!“ ſagte er, und beſah die Nägel ſeiner Finger. — „Warum fällt mir doch die Scene aus dem „Freiſchütz“ dabei ein“, fuhr ſie bewegt fort, „wo der böſe Caſpar dem guten Max zu dem Schuß in der Dämmerung verhilft.

Der Steinadler war ihm auch ſo zu ſagen geſchenkt, aber der arme bethörte Max hat ihn nachher theuer bezahlen müſſen.“ — „Alberne Grillen!“ fuhr Reinold entrüſtet auf; „ich will doch hoffen —.“ — Doch ſie unterbrach ihn: „Hoffen? Nein. Hoffen läßt ſich nichts von Deiner Bekanntſchaft mit dieſem Gloom, den Niemand kennt und der Jedem ſcheu aus dem Wege geht; aber wohl iſt dabei zu fürchten. Reinold, noch einmal beſchwöre ich Dich, trage ihm das Geld zurück, ich bitte Dich darum. Thue es mir zu Liebe!“ — „Soll ich mich auslachen laſſen?“ — „Beſſer ausgelacht, als verachtet. Aus Furcht vor Spott und Hohn rannte Max in ſein Verderben.“ — „Mit Deinem albernen Max! Ich verſichre Dir, das Geld iſt ehrlich verdient, und das, denke ich, kann Dir genügen.“ — „Ehrlich verdient? das glaube ich Dir; aber auch in ehrlicher Sache? Zeige mir die Arbeit, die Du für Gloom verfertigen ſollſt.“ — „Das kann ich nicht, ich habe es ihm verſprechen müſſen.“ — „Siehſt Du wohl, Reinold? Iſt es eine ehrliche Arbeit, warum darfſt Du ſie mir nicht zeigen? Wer das Licht meidet, wandelt auf verbotenem Pfade.“ — „Das verſtehſt Du nicht! Es iſt eine Künſtler-Caprice; darum beruhige Dich und vertraue mir; ich dächte, ich hätte ſchnödes Mißtrauen nicht um Dich verdient.“ —

Nur erſt der ſorgfältigſten und zärtlichſten Ueberredung von ſeiner Seite gelang es, das Mädchen von dem ſonderbaren Gedanken zu entfernen, das Geld ſey ein Handgeld des Böſen. Zu unzähligen Winkelzügen mußte Reinold ſeine Zuflucht nehmen, um nur Luiſe zu überzeugen, daß er das Geld wirklich durch Arbeit erworben habe, aber immer ſtand ihm ſein gegebenes Verſprechen im Wege; denn Luiſens Neugierde war erregt, ſie verlangte die Arbeit zu ſehen, und meinte, es müſſe wohl mehr als ſimples Abſchreiben ſeyn. Ein liebendes Mädchenherz, wenn es den Geliebten in Gefahr glaubt, iſt unendlich erfinderiſch. Luiſens Sinn war durch die, ihr ſelbſt unerklärliche Angſt noch geſchärft, und der arme Reinold verwünſchte im Stillen den wunderlichen geheimnißvollen Antiquitäten-Sammler, ſeine eigene Gutmüthigkeit und den „Freiſchütz“. Doch blieb er ſtandhaft, betheuerte — wie er auch nicht anders konnte — ſeine Unſchuld, und daß Alles ordentlich und mit rechten Dingen zugehe. Indeſſen ſchieden die Leutchen abermals nicht ſo freundlich und harmlos, als an dem Morgen, da Reinold den Gang zum Papiermüller Lumpentreter zu machen im Begriff geſtanden hatte.

7.

Luiſens ſonderbare Aengſtlichkeit war — ohne daß er ſelbſt es wußte — unvermerkt auf Reinold übergegangen. Als er in ſein Zimmer kam, verſchloß er die Thür, wie Gloom es geboten hatte, ſuchte die empfangenen Original-Zeichnungen hervor, beſah ſie von allen Seiten, und mühte ſich vergebens, ihren Sinn zu ergründen. Es blieben verſchlungene Zweige, ihm völlig unbekannte Gewinde, die ſich wie Hieroglyphen durcheinander kreuzten. Er erinnerte ſich dunkel, Aehnliches geſehen zu haben, aber wo? und wie? — das konnte er nicht herausbringen.

„That ich denn unrecht“, fragte er ſich ſelbſt, „wenn ich eine Arbeit übernahm, deren Sinn und Zweck mir fremd iſt? Kann es mich kümmern, wozu Gloom meine Zeichnungen braucht? Das hat er zu verantworten, nicht ich. Aber Luiſe hat mich gewarnt! Wäre Marens Fall wirklich der meinige? Nein! Der wußte, daß er eine Freikugel gebraucht hatte, und verlangte mehr ſolcher Kugeln. Er wußte ſogar, daß er den Adler mit einer Freikugel aus der Luft herunter ſchießen würde — doch halt! das wußte er nicht, denn er kam eben ſo unſchuldig zu dem Glücksſchuß, wie ich zu dem Gelde, das ich mir obenein ſauer genug verdienen muß, und zurückzuzahlen geſonnen bin. Aber wie? Max kannte ſeinen Gefährten als einen böſen nichtsnutzigen Buben, denn der alte Kuno hatte in ſeiner Gegenwart zu ihm geſagt: „Du biſt ein Tagedieb, ein Schlemmer, ein falſcher Würfler — hüte dich, daß ich nicht noch Aergeres von dir denke!“ — und doch nahm er die Büchſe aus ſeiner Hand an, doch that er den Schuß in's Blaue nach dem Adler, den er, wenn es mit rechten Dingen zuging, nimmermehr hätte treffen können, weil er, was er ſelbſt ſagt: „wie ein ſchwarzer Punkt in der Luft wolkenhoch über Schußweite ſchwebte“ — alſo mußte er ja vorher wiſſen, daß die Gabe, aus böſer Hand empfangen, nur böſe Frucht treiben konnte? — Das iſt wieder nicht mein Fall, denn ich weiß von Gloom weder, daß er gut, noch daß er ſchlecht iſt. Nein, nein! Luiſe iſt verſtimmt, ſieht Alles ſchwarz, macht ſich zu wenig Bewegung, blickt allzu düſter in die Welt hinein, iſt zu viel ſich ſelbſt überlaſſen und fängt in der Einſamkeit üble Laune. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß! Das ſoll mein Wahlſpruch ſeyn und bleiben, alſo nur friſch wieder an's Werk.“

Damit ſetzte er ſich an die Arbeit, pfiff ſich ein munteres Liedchen, und mit erneuter Leichtigkeit ging ihm das mühſame Werk von den Händen.

8.

Vier Wochen waren wieder vergangen. Reinold bekam immer mehr Uebung, immer zufriedener wurde Gloom mit ſeinem Schüler, immer beſſer bezahlte er ihm die abgelieferte Arbeit, und ſchon hatte Reinold ein Kapitälchen von beinahe fünf und zwanzig Thalern bei Seite gelegt, neben manchem Guldenſtücke, das er Luiſen bald unter dieſem bald unter jenem Vorwande in die Hand zu ſpielen wußte. Auch einen nach ihrer Art glänzenden Weihnachten hatten Beide verlebt, und eigentlich hätte Reinold ihr — mit Rückſicht auf ſeine Kaſſe — ein weit koſtbareres Geſchenk bieten können, aber abſichtlich that er es nicht, um ihren Argwohn nicht von Neuem zu wecken.

Reinold's heitere Laune war ganz zurückgekehrt, da ihn Nahrungsſorgen nicht mehr quälten; Schwermuth und tiefes Grübeln waren ohnehin nicht ſeine Sache, und allzu ängſtliche Beſorgniß über die Zukunft hatte niemals ſeinen Schlaf geſtört. In ſeiner Reizbarkeit beſtürzte ihn zwar der erſte Augenblick außerordentlich, aber ſein leichter Sinn half ihm lächelnd über den zweiten. Auch Luiſe war wieder froh geworden, da der Mangel an dem Nothwendigſten ſie jetzt ſeltener mahnte, und ſelbſt die lieblichen Frühlingskinder der zurückgekehrten Hoffnung tanzten zuweilen wieder um ihr Lager. — Nur dunkel noch in weiter Ferne ſpukte der „Freiſchütz“.

9.

Eines Abends, es dämmerte ſchon, ging Reinold über den breiten Weg. Sein Fuß ſtieß an etwas Hartes, er bückte ſich und hob ein Päckchen auf, deſſen Gewicht ihn auf eine Geldſumme ſchließen ließ. Es war ein gelb leinenes Beutelchen, worin die Wechsler die Dukaten zu verſenden pflegen, und als er es genau unterſuchte, beſtätigte es ſich, daß er einen koſtbaren Fund gethan hatte. Er ſann eine Weile hin und her, wie er es wohl am beſten anzufangen habe, den Eigenthümer auszumitteln und ihm das Verlorene zurückzubringen, und endlich beſchloß er, Gloom darüber um Rath zu fragen. Angſt und Freude liehen ihm Flügel, und im höchſten Grade erhitzt kam er bei ſeinem erfahrenen Freunde an. Gloom lächelte zwar anfangs über ſeine — wie er es nannte — antike Ehrlichkeit, belobte ihn aber doch, und rieth, das Päckchen ruhig aufzuheben, bis ſich der Eigenthümer in den öffentlichen Blättern ſelbſt melden würde. — „Wahrſcheinlich iſt's ein reicher Jude“, ſetzte er ſpöttiſch hinzu — „oder ein anderer reicher Filz, dem die kleine Angſt ſchon recht iſt; je länger ſie ihn martert, deſto höher ſteigt die Belohnung des ehrlichen Finders; meldet er ſich aber nicht, nun ſo bleiben Sie im Beſitz des Näherrechts. Laſſen Sie uns doch einmal den Inhalt unterſuchen.“ — Doch dagegen that Reinold Einſpruch mit aller Macht; überhaupt gefiel ihm Gleem's Rath nicht, noch weniger aber die Miene, von der er begleitet war. Er unterdrückte jedoch ſeine Aufwallung zu Gunſten der guten Meinung von ſeinem Wohlthäter — denn als ſolcher war Gleem ihm erſchienen — verſprach es gerade ſo zu machen, wie er ihm gerathen, und — ging zu Luiſen.

Der weibliche Scharfſinn zeichnet ſich vor dem männlichen dadurch aus, daß er nicht nur ſtets das Beſte, ſondern gewöhnlich auch das Nächſte trifft, während die Gelehrten nicht ſelten auf weitem Umwege erſt dazu gelangen, die Combinationen mit erhobenem Haupte in den Wolken ſuchen und dabei oft recht tüchtig auf die Naſe fallen. So auch hier. Luiſe gab ihm den einfachen Rath, das Päckchen auf der Stelle, und ohne es auf irgend eine Weiſe näher zu unterſuchen, zum Polizei-Lieutenant zu tragen, und Reinold ſchlug ſich lächelnd vor die Stirn: „Wie konnte mir doch dies natürlichſte und einfachſte aller Mittel nicht gleich einfallen!“ — Mit zwei Sprüngen war er bei dem Prieſter der praktiſirenden Themis.

Schon am zweiten Tage beſchied ihn ein reich vergoldeter Lakey in das Haus des Banquier **. Der vornehme Mann — denn alle reichen Leute ſind heutigen Tages vermöge des Reichthums vornehm — empfing ihn mit großer Leutſeligkeit; das bewußte Päckchen lag neben ihm auf dem Tiſche. — „Sie ſind ein ehrlicher Mann!“ ſagte er freundlich herablaſſend zu Reinold; „und als ſolcher kann ich Sie wohl eigentlich nicht belohnen; doch der Zufall hätte mein Eigenthum in weniger gewiſſenhafte Hände ſpielen können, und Erkenntlichkeit iſt mir Pflicht. Ich bitte Sie daher, dieſe Kleinigkeit von mir anzunehmen und ſich einige Annehmlichkeiten des Lebens dafür zu bereiten.“ — Er blätterte in einem Taſchenbuche von rothem Maroquin mit ſilbernen Zierrathen, und reichte Reinold ein Papier. Dieſer weigerte ſich anfänglich, murmelte einige Worte von bloß erfüllter Schuldigkeit und ſo weiter; doch der reiche Mann ſprach ihm freundlich zu, fand das Gegengeſchenk ganz in der Ordnung und überdies ſo unbedeutend, da es kaum den zehnten Theil von dem betrage, was Reinold ihm gerettet habe, ſo daß dieſer endlich nachgab und ſehr vergnügt nach Hauſe eilte. Das Papier war eine Banknote von funfzig Gulden.

Noch überlegte Reinold, ob er die Note gleich zum Wechsler tragen oder in ihrer jetzigen Geſtalt dem kleinen Sümmchen ſeiner Sparkaſſe beigeleſen ſollte, da fiel es ihm wie Centnerlaſt auf's Herz und Todesſchrecken bemeiſterte ſich ſeiner; denn er gewahrte, daß die Rückſeite der Note genau dieſelben Zeichen trage, die er ſeither für Gloom hatte copiren müſſen. Mit Schaudern fielen ihm die Schuppen von den Augen. Es lag am Tage, Gloom war ein falſcher Münzer und Reinold das unſchuldige Werkzeug ſeines ſtrafbaren Gewerbes; er hatte ihn förmlich dazu anlernen wollen, und ihn deshalb erſt kleinere, dann immer größere Theile zeichnen laſſen. Da ſtand auch der „Freiſchütz" wieder vor ſeiner Seele, und ſein Ohr vernahm Maxens Worte: „Bube, Agathe hatte recht, mich vor dir zu warnen!"

Im erſten Zorn wollte er hin zu Gloom, ihm ſeine Schandthat vorhalten, ihm mit der Anzeige an die Obrigkeit drohen; dann überlegte er wieder, ob es nicht beſſer ſey, dieſe Anzeige gleich ſelbſt zu machen und lieber Gloom die Entdeckung ganz zu verſchweigen? „Wird man dir aber auch glauben?" fragte er ſich, plötzlich erſtarrt; „wird man dir glauben, daß du ohne Wiſſen daran Theil hatteſt?" Seine Angſt ſtieg mit jeder Sekunde. „Und wenn nun Gloom leugnet? womit kann ich ihm die That beweiſen? Können nicht dieſe Zeichen zufällige Aehnlichkeit mit jenen haben? Nur kleine Fragmente habe ich copirt, wie leicht kann ich mich irren! Und wird mich nicht endlich der Vorwurf treffen, eine Arbeit unternommen zu haben, deren Sinn und Zweck mir fremd war? O Luiſe hatte wohl recht!“ — Von Neuem verglich er die kleinen Zeichnungen mit der Banknote; die Aehnlichkeit blieb unverkennbar, ſeine Vermuthung ging in ſchaudervolle Gewißheit über.

Sein beſſerer Genius trieb ihn an, zu Luiſen zu gehen. „Sie gab dir den beſten Rath, als du das Päckchen fandeſt, ſie wird dir auch hier zu rathen wiſſen!“ flüſterte eine innere Stimme ihm zu; aber ein Gefühl von ganz anderer Art hielt ihn von dieſem Schritte ab. Die Furcht, das bisherige ſo bequeme Einkommen und mit ihm die Ausſicht auf Luiſens Beſitz zu verlieren, brachte ihn zu Zögerungen und legte ihm ganz heimlich und im weiteſten Hintergrunde die betrügeriſche Frage vor: ob es nicht vielleicht dennoch möglich ſey, die Arbeit, trotz der gemachten Entdeckung, fortzuſetzen, ohne daß es ihm gefährlich werden könne? — Der „Freiſchütz“ half ſie ihm beantworten. — Noch war ſeine Hand rein, wenigſtens ſo rein wie Maxens Hand, als dieſer den Steinadler geſchoſſen und bevor er den unſeligen Entſchluß, zur Wolfsſchlucht zu kommen, gefaßt hatte. Blieb ſie denn nicht auch fernerhin rein, wenn er die Arbeit fortſetzte, da er ihren ſchändlichen Zweck zwar ahnte, aber doch nicht unwiderſprechlich beſtimmen konnte? Und trägt nicht Gloom die ganze Schuld, muß er nicht auch die ganze Strafe tragen, wenn ſich die Sache wirklich beſtätigt? — So wiegte Reinold durch gleißneriſche Klügeleien ſein beſſeres Gefühl in den Schlaf und blieb dabei: „Ich will nicht beſſer ſeyn als Max, aber ich bin auch um nichts ſchlechter.“ — Er kam mit ſich ſelbſt dahin überein, Luiſen vorläufig nichts von ſeiner Vermuthung zu ſagen, aber ſich bei Gloom um jeden Preis Gewißheit zu verſchaffen. Die Gelegenheit fand ſich aber nicht ſo leicht, denn Gloom war ein gar feiner Fuchs und ſtets auf ſeiner Hut.

Reinold mußte noch beinahe vierzehn Tage den nagenden Wurm mit ſich herum tragen. Zwar machte er ſich die bitterſten Vorwürfe, in dieſer Zeit neue Arbeiten für Gloom anzunehmen und gewiſſermaßen von dem Sündengelde zu leben; aber Gloom bezahlte gar zu prompt, gar zu gut. Der alte Spruch: „Was ich nicht weiß“ und ſo weiter, ſollte ihn tröſten; aber ſein Gewiſſen rief ihm drohend zu: „Du weißt es ja nun!“ — „Nun denn“, antwortete er wie ein echter Gleißner, „ſo will ich's nicht wiſſen!“ —

10.

Nach dieſer Zeit gab Gloom an Reinold eine Art Stern zu copiren, wie ihn die Banknoten in zwei gegenüber ſtehenden Ecken zu haben pflegen, und dies ſetzte die Sache außer allem Zweifel; ſchwieg er noch länger, ſo konnte er es nun nicht mehr vor ſich ſelbſt verantworten. Er zog alſo die vom Banquier empfangene Note in Gloom's Gegenwart hervor und that, als ob er ſie mit dem ſo eben erhaltenen Original vergleichen wolle; dabei beobachtete er aber Gloom's Geſicht ſo ſcharf als möglich. Der kecke Betrüger verlor die Faſſung nicht, ſondern ſagte verſchmitzt lächelnd: „So ſind Sie mir doch auf die Sprünge gekommen! Nun, es ſoll Ihr Schade nicht ſeyn, und auf meine Verſchwiegenheit können Sie zählen, ſo wie ich nunmehr ein Unterpfand für die Ihrige habe.“

Reinold ſtand wie verſteinert und wurde todtenbleich. Das hatte er nicht erwartet, dieſe Wendung nicht voraus geſehen, ſo glaubte er nicht vor Gloom ſtehen zu müſſen, ſo ſchnell nicht auf die Selbſtvertheidigung zurückgeführt zu ſeyn. Aber Gloom hatte recht, denn unwillkürlich fielen ihm die Worte Caspar's ein: „Und brauchteſt du nicht ſchon eine Freikugel?“ — und mit Schaudern ſah er ſich gefangen. —

„Wie! Ich könnte nicht mehr zurück?“ fragte er Gloom mit angenommener Entrüſtung; doch ſein Ton verrieth nur zu deutlich, daß er ſelber daran zweifelte. — „Nicht füglich!“ erwiederte Gloom achſelzuckend; „Sie kennen den Zweck Ihrer Arbeit jetzt; ich will gutmüthig genug ſeyn, Ihnen zu glauben, daß Sie ihn heute erſt kennen lernten; allein wird auch ein Dritter ſo tolerant, vielmehr ſo leichtgläubig ſeyn? Ich rathe Ihnen daher, um Ihrer ſelbſt willen, zu ſchweigen, und lieber offene Partie mit mir zu machen.“

„Nimmermehr!“ rief Reinold, jetzt im vollen Ernſt entrüſtet; „ich kann beſchwören, daß ich Ihr ſchändliches Gewerbe erſt in dieſem Augenblick — mit Gewißheit“ — ſetzte er kleinlaut hinzu — „kenne, und auf der Stelle gehe ich zum Richter.“ — Gloom ſchlug eine teufliſche Lache auf, gerade wie Samiel im Walde, und ſagte dann, mit plötzlich eiſiger Kälte: „Wie Sie meinen! So nehme ich wenigſtens meine Maaßregeln; doch verlaſſen Sie ſich darauf, Sie ſind mit verloren, wenn ich es bin, ſind um Ehre und Braut betrogen!“ — Reinold verhüllte das Geſicht. „Aber ſeyn Sie vernünftig!“ ſprach Gloom weiter, und faßte ſeine Hand; „ich bin Ihr Freund und meine es gut mit Ihnen.“ — Reinold ſchleuderte ſeine Hand von ſich. — „Sehen Sie hier“, fuhr Jener fort, „die Früchte, welche Ihre Arbeit mir bereits eingebracht hat" — er holte ein Packet Banknoten hervor — „Sie zeichneten, ohne vielleicht es zu wiſſen, mit chemiſcher Tuſche; Ihre Zeichnungen zuſammen zu ſtellen und auf präparirtes Kupfer zu übertragen, war meine Sorge, die Abdrücke mittelſt meiner Handpreſſe dort im Nebenzimmer zu liefern, ebenfalls. Da, nehmen Sie! Dies Packet iſt das Ihre, wenn Sie reinen Mund halten; wo nicht, ſo überlaſſe ich Sie Ihrem Schickſal. Wenn Sie aber die Arbeit fortſetzen wollen, ſo ſollen Sie nicht mehr und nicht weniger thun, als bisher; die Hauptſache beſorge ich nach wie vor, und verbürge Ihnen obenein in drei Monaten das Zehnfache."

„Nein, nein!" rief Reinold, mit dem Fuße ſtampfend, „ich thue es nicht! Lieber unterwerfe ich mich jeder Strafe, die zu hart nicht ausfallen kann, da ich unwiſſentlich fehlte." — Gloom lachte noch teufliſcher als zuvor: „So gehen Sie denn hin und machen Sie ſich zum Gelächter der Welt, die Sie entweder für einen Dummkopf oder für einen Heuchler halten wird. Bringen Sie ſich durch Ihren Trotz um ein gemächliches Einkommen und um die Braut!" Dies wirkte.

„Die Banknoten ſind falſch?" fragte Reinold gedehnt. — „Das können Sie nicht beweiſen; für Sie ſind ſie echt, denn ſie leiſten Ihnen die

Dienſte der echten. Das Gefährliche dabei, fände es wirklich ſtatt, bringt Ihnen keinen Schaden; die mögliche Strafe, wenn davon die Rede ſeyn ſoll, fällt ja eher auf mich als auf Sie und dann — das Geld, das Sie bereits von mir empfingen, war mit ähnlichen Papieren eingewechſelt und hat Sie doch erfreut; das Unrecht alſo — wäre eins dabei — das daran haftet, trugen Sie bereits zur Hälfte. Können Sie es mir zurück erſtatten? Und wenn Sie es könnten, wäre Dem damit geholfen, der es eigentlich hergab?" Höhniſch lächelte er bei dieſer Frage. —

„Sie ſind ein ſchrecklicher Menſch!" rief Reinold, ſich von ihm abwendend. Die Scene zwiſchen Caſpar und Max vor der Waldſchenke ſtand mit Flammenzügen vor ſeiner Seele. — „Ich will es mir überlegen!" ſagte er langſam, „und bitte um Bedenkzeit." — „Nicht allzu lange darf ich ſie Ihnen bewilligen!" entgegnete Gloom; „in einer Stunde muß ich Antwort haben. Gehen Sie nach Hauſe und nehmen Sie Vernunft an, ich bin Ihr Freund. Denken Sie an Ihre Braut und ſeyn Sie kein Thor. Noch einmal, ich nehme Alles auf mich! Gehen Sie nach Hauſe, Ihre eigene Sicherheit verbürgt mir die meinige." — Er ſchob ihn zum Zimmer hinaus, und Reinold's erhitzte Einbildungskraft ließ ihn noch in der Thür die Worte vernehmen: „Hilf, Samiel, hilf!"

11.

„Reinold überdachte ſeine Lage von allen Seiten. Immer mehr und mehr Aehnlichkeit fand er zwiſchen ſeinem Schickſal und dem des Max. „Er war ſchlimmer als ich“, ſo grübelte er, „denn er wußte, daß er eine Freikugel einlud, als er den Probeſchuß that, um Braut und Erbförſterei zu gewinnen. Behalte ich die fünfhundert Gulden, die Gloom mir heute gab, ſo thue ich wenigſtens nicht Schlimmeres. Und geſetzt, ich arbeite fort, bis ich das verſprochene Zehnfache, alſo fünftauſend Gulden, zuſammen habe, was gerade hinreicht, mich und Luiſe für immer ſicher zu ſtellen, ſo kann ich doch jedenfalls denſelben Anſpruch an die Gnade, an die Großmuth machen, wie Max, der mit einem leichten Probejahr davon kam. — Wie nun, wenn ich mir das Probejahr ſelbſt auferlegte, wenn ich freiwillig ein Jahr lang mein Glück in Luiſens Beſitz hinaus ſchöbe, wäre das nicht noch verdienſtlicher, wäre ich dann nicht ſogar beſſer als Max, der nur dem fremden Gebot Folge leiſtete, während ich der Stimme der Pflicht aus eigenem Antriebe Gehör gebe? Als Max die Frage an Caspar that: „Haſt du noch mehr ſolche Kugeln?“ ſchloß er eigentlich die Rechnung mit ſeinem Gewiſſen ab; alles Uebrige und ſelbſt die Poſſe in der Wolfsſchlucht war nur

Nebenſache. Dieſe gefährliche Frage liegt aber bereits hinter mir und iſt einmal überſtanden: denn ich ernährte mich bereits von Gloom's falſchem Gelde, und ſelbſt Luiſe hat ihr gutes Theil, denn für ſie habe ich gearbeitet und auch ſie genoß die Frucht. Sie weiß zwar nichts davon, ſo wenig wie ich im Anfang davon wußte, aber ſie muß doch eine leiſe Ahnung gehabt haben, das beweiſen ihre Anſpielungen auf den „Freiſchütz". Und war nicht auch Agathe gewarnt durch das Herabſtürzen des Ahnenbildes, durch die Todtenkrone? Ja was noch mehr, ſie entzog dem Max auch ſpäter ihre Liebe nicht, als es zu Tage lag und er ſelbſt es eingeſtand, daß er mit dem Böſen verkehrt hatte; der fromme Eremit vergab ihm die Schuld, und ſie büßte ja eben ſo gut durch das Probejahr, wie Max. Will Luiſe beſſer ſeyn, als die fromme engelreine Agathe, die nichts that als beten und ſingen? Alſo wird auch ſie das Probejahr überſtehen und ſich tröſten, wenn ſie es jemals erfahren ſollte, was noch keinesweges ausgemacht iſt. Nein, nein, die Sache ſteht ſo ſchlimm nicht; der „Freiſchütz" wird hier mein treuſter Rathgeber, denn was das Auge ſieht, glaubt das Herz. So ſey es denn! Gloom iſt Caspar, und auf den fällt alle Schuld, er mag ſehen, wie er mit Samiel fertig wird, was kümmert's mich! Ich bin Max und büße mein Probejahr; Luiſe iſt Agathe, und ihr ſage ich nichts, damit ſie in ihrer glücklichen Unwiſſenheit bleibt, gerade wie Max es that. Der Eremit endlich gleicht meinem freiwilligen Entſchluß, mir die Prüfung ſelbſt auferlegt zu haben. So ſey es! Und wenn ich die fünftauſend Gulden zuſammen habe, ſetze ich keine Feder mehr an und thue Buße; hat doch auch Max geſagt: „Noch einmal und dann nicht wieder!“ als er die ſiebente Freikugel in den Lauf rollen ließ. Ich könnte mir ja ſtatt fünftauſend Gulden zehntauſend machen, aber ich will es nicht thun, gerade um zu beweiſen, daß ich nicht ſchnöde Abſicht habe, mir nur Luiſen und ſo viel gewinnen will, daß wir Beide bequem leben können. Max hatte durch die Freikugel mehr gewonnen, als fünftauſend Gulden; wer weiß wie viele er noch verſchoſſen haben würde, wenn er nicht ſo wohlfeil zum Ziel kam!“

12.

Wie Reinold ſich überredete, ſo thut es jeder gemeine Selbſtſüchtler, jeder Schwächling; wie er ſein Glück mit falſchem Gelde zu erkaufen und ſein Gewiſſen mit falſchen Gründen zu beſchwichtigen gedachte, ſo verſucht es jeder Klügling ohne Grundſätze, ohne moraliſche Kraft. Aber er hatte ſich verechnet. Sein Märchen nahm kein poetiſches, ſondern ein ſchreckliches, aber geſetzliches Ende; ſein Eremit blieb aus, ſein Graf wachte ſtrenger über die Geſetze als über ſeine Großmuth, und ſelbſt Luiſe trug zu viel echte Religion im Herzen, um ſich ſo leicht beſchwichtigen zu laſſen, wie die bloß frömmelnde Agathe, die doch dabei ſinnlich genug dachte, als ſie den Grafen anflehte: „O reißt ihn nicht aus meinen Armen!“

Reinold hatte das erſte Tauſend des Sündengeldes noch nicht zuſammen, als die immer wache Gerechtigkeit den Falſchmünzern ſchon auf die Spur kam. Bei Nacht wurden ſie überraſcht in ihren Werkſtätten; Gloom — immer auf dieſen Fall gefaßt — endete zwar durch einen Piſtolenſchuß ſein Leben, aber an ſeinem Körper wurde die Strafe vollzogen, und ſein verſtümmelter Leichnam den Raben zur Speiſe in Ketten an das Hochgericht gehangen. Reinold aber, der — wie Max — weder den Muth gehabt hatte, als ein ehrlicher Kerl zu leben, noch als ein vollendeter Böſewicht zu ſterben, ward in gefängliche Haft gebracht und zu lebenslänglicher Zuchthausſtrafe verurtheilt. Luiſe kämpfte gegen den Wahnſinn an, als ſie Kunde von dem Urtheil bekam.

Am Tage vor ſeiner Abführung erhielt ſie noch die Erlaubniß, ihn im Gefängniß beſuchen und Abſchied von ihm nehmen zu dürfen. „Du haſt mich wohl gewarnt, treue fromme Seele!“ redete er ſie mit tiefem Schmerz an; „aber ich verſchloß mein Ohr gewaltſam vor der Stimme

Deiner frommen Warnung und übertäubte den Ruf der Religion und der Tugend durch ſchamloſe Scheingründe, ob auch Vernunft und Gewiſſen mir ſagen mußten, ich ſey auf falſchem Wege. Ich hätte Deiner frommen Klarheit mehr folgen ſollen als den gleißneriſchen Aftergründen, den Spiegelfechtereien meines befangenen Verſtandes. Der „Freiſchütz" iſt die Quelle meines, leider! nur zu verdienten Unglücks. Fluch über die Lehren, die ich an jenem unglücklichen Abend einſog, und keinen Dank Dem, der mir das gefährliche Geſchenk machte! Ich hätte mich freilich an Caspar's ſchrecklichem Ende ſpiegeln, hätte daran denken ſollen, daß ſeine Gebeine fern von geweihter Erde in der verrufenen Wolfsſchlucht vermodern mußten; doch ihn trugen ſie fort, Max und Agathe aber blieben da, und immer gedachte ich der Worte: „Was das Auge ſieht, das glaubt das Herz!" — Der Gedanke an Strafe lag mir damals viel zu fern und regt ſich jetzt erſt in mir auf, da ſie über mich eingebrochen iſt. Daß der Eremit dem Max das Wort redet, der Graf ihm verzeiht, Agathe ihn nicht verwirft, und er am Ende mit einem leichten Probejahr davon kommt, das war der bleibende Eindruck in meiner Seele, der mir Tag und Nacht vor Augen ſchwebte, mich zur Unthat ſtachelte; denn jetzt, Luiſe, jetzt darf ich Dir's geſtehen, es that mir wirklich leid, daß es keinen

Samiel mehr gäbe, als Du mich bei dem Nachhauſegehen fragteſt. Ich dachte, mein Verbrechen eben ſo leicht zu büßen, wie Max, und ſehe jetzt mit Schaudern, daß ich die ſiebente Kugel gegen mich ſelbſt verſchoß. Hundert Mal war ich auf dem Punkt, zur Pflicht zurückzukehren, aber immer hörte ich die Entſchuldigungsworte meines Vorbildes: „Denn ſchwach war ich, obwohl kein Böſewicht!“ Jetzt fällt die Binde von meinen verblendeten Augen, jetzt, da es zu ſpät iſt, und büßen muß ich, was ich verſchuldete. — Lebe wohl, Luiſe! uns rettet kein Eremit, kein Probejahr!“ —

13.

Am folgenden Morgen, eine Stunde, nachdem Reinold nach der Feſtung abgeführt war, trollte Meiſter Madeweis wieder durch die Straßen. Ein Auflauf von Menſchen lockte ihn an den Kanal; man zog ſo eben einen weiblichen Leichnam an das Ufer, und mit Entſetzen erkannte er in der Entſeelten die Geſichtszüge Luiſens. Als er aber die näheren Umſtände erfuhr, verwünſchte er ſeine Freigebigkeit. Agathens faſt frevelhafte Seelenruhe war nämlich Luiſen bei dem ſchmachvollen Schickſal ihres Reinold's nicht zu Theil geworden, und der finſtere Wahnſinn hatte ſie dem freiwilligen Tode in die Arme geführt.

Der neue Hamlet.

Von

A. Naumann.

Herr Auguſt Heinrich Wilhelm Conſtantin Raſemann war der Sohn Fritz Raſemann's, des Gemahls der würdigen Frau Angelika Raſemann, welche eine Tochter und einzige Erbin geweſen des ehrenwerthen Freiherrn von Bleichwange auf Nettrode, am Geſtade der Oder im Bruch, dort, wo die Güter am höchſten im Preiſe ſtehen in unſerer gütergierigen Zeit.

Fräulein Angelika von Bleichwange wandelte bereits auf dem Blumenpfade ihres ſiebenundzwanzigſten Frühlings, ohne indeß Luſt zu haben, der Männerwelt zu entſagen; ſie ſang noch immer manch wehmüthig Lied an den bleichen Mond, wie in jenen Tagen nach ihrer Confirmation, da ſie die erſten Thränen geweint über die Untreue des Fähndrichs von Gaswitz, welcher die gewöhnliche Conferenzſtunde um Mitternacht, an der Bildſäule Diana's im Park von Nettrode, ſeit mehreren

Nächten zu verſäumen angefangen. Unter dem Einfluß der Ueberzeugung, daß ein Fräulein eine Frau werden müſſe, geſchah es, daß ſie mit etwas ungeduldiger Hingebung Gehör gab dem zärtlichen Flehen und den Bewerbungen des Herrn Fritz Raſemann's, eines jungen Mannes von vierundzwanzig, welcher ein wohleingerichtetes Modenmagazin beſaß in der gangbarſten Straße der Reſidenz, nebſt ein Paar ſchwarzen Augen, vollen Wangen, und einer, wenn gleich nicht hohen, doch deſto rundlicheren Geſtalt. Ihr Vater genehmigte unwillig ihre Wahl; Herr Raſemann genehmigte um deſto williger ſein gutes Glück, und ſtrich baare zwanzig Tauſend Thaler ein für die Hingabe ſeines Namens an Angelika, obendrein noch eine gewiſſe Ausſicht in den Kauf erhaltend auf wenigſtens noch ein Mal ſo viel, ſobald es dem geliebten Schwiegerpapa gefallen ſollte, von dem ſchönen Nettrode nichts weiter als ein Plätzchen der Erbgruft in Anſpruch zu nehmen.

Zwar habe ich nie einen jener berühmten ſilbernen Löffel geſehen, welche man in dem Munde gewiſſer Glückskinder finden ſoll, wenn ſie zur Welt kommen; aber ich glaube an dieſes Wunderbare eben ſo feſtiglich, als an manche andere Dinge, von denen ich keinen augenſcheinlichen Beweis habe. Daher kann ich auch um ſo kräftiger glauben an die Manufaktur beſagter Silberlöffel, welche bekanntlich entſchiedenen Einfluß ausüben auf das Glück eines Mannes in dieſer Welt; denn, ob ich auch nie einen ſolchen Löffel ſelbſt ſah, ſah ich doch zahlloſe Beiſpiele ſeines ſegenvollen Einfluſſes bei Leuten, deren Gedeihen in allen Dingen vernünftiger Weiſe keiner andern Urſache zuzuſchreiben, und aus keinem andern Grunde zu erklären ſeyn möchte.

Beſtimmt angegeben finde ich es nirgends; aber ich behaupte, Fritz Raſemann kam auf die Welt mit einem Silberlöffel im Munde. Alles, was er anfaßte, gelang ihm; ſein Geſchäft ging vortrefflich. Das nun zwar, läßt ſich einwenden, war eine Folge ſeiner Klugheit und Umſicht; gut! Aber er brannte dreimal ab in ſieben Jahren, und gewann dabei jedesmal beträchtlich, Dank der Solidität der Aſſecuranz-Anſtalt, worin er ſich hatte verſichern laſſen. Drei Jahre nach ſeiner Verheirathung ſtarb ſein Schwiegervater, und die Maſſe des Bleichwangeſchen Vermögens, ohngefähr fünfundzwanzig Tauſend Thaler im Ganzen, fiel ihm Rechtens ſeiner Frau zu. So mehrten ſich ſeine Capitalien, bis er ſein eheliches Geſpons auf einem Kirchhofe der Reſidenz zurückließ, und ſich von den Geſchäften zurückzog auf ſein Landgut an der Havel, mit einer runden Summe von hundert

BAYERISCHE STAATS-

Tauſend Thalern wohlangelegter Capitalien, bevor er die Stufen der kupferſtichlich bekannten Lebensſtationen hinabzuſchreiten begann. Wie hoch er es zu Jahren gebracht haben würde, hätte er regelrecht nach Hufeland gelebt, iſt unmöglich zu beſtimmen; da er es aber nicht gethan, ſo fand ſich eines Tages die Nothwendigkeit ein, den Kutſcher nach einer Doſis Epſomer Salz zu ſchicken; der Zufall, im Bunde mit der Zerſtreutheit des Proviſors, ſpielte ihm ſtatt deſſen eine Portion Oxalſäure in den Magen, und weil damals noch keine Magenpumpen erfunden waren, ließ ſich das ſelige Ende des Herrn Fritz Raſemann nicht füglich beſeitigen. „Der Menſch ſtirbt ſich ſelber!“ lehrt ein talmudiſches Sprüchwort; von dem alten Herrn war alſo bald nicht mehr die Rede, und nur die Frage: ob der junge Herr Auguſt Heinrich Wilhelm Conſtantin Raſemann fortfahren würde, auf ſeinem Landſitz an der Havel zu leben und zu wohnen oder nicht. Derſelbe machte allen Muthmaßungen und Wahrſcheinlichkeiten plötzlich ein Ende; bevor drei Monate verſtrichen, war ſein Landſitz an der Havel verkauft und er im Beſitz eines der ſchönſten Häuſer in der ſchönſten Gegend der Reſidenz, um es zu ſeiner künftigen Wohnung einrichten zu laſſen.

Die Erziehung unſeres Helden war eben nicht vernachläſſigt; das will ſagen: ſein Vater ſchickte ihn, als er das neunte Jahr erreicht, in eine jener Erziehungs-Anſtalten für Söhne, deren gealterte Vorſteher gewöhnlich wohl wiſſen, was es auf ſich habe, in der Jugend nicht reich geweſen zu ſeyn. Sie ſetzen deshalb einen rühmlichen Stolz darein, das aufwachſende Geſchlecht zu befähigen, von dem Baum der Erkenntniß Früchte pflücken zu können, die ſie ſelber nie gekoſtet haben. Der junge Raſemann hatte da, bis zu ſeinem ſiebzehnten Jahr, ein wenig Franzöſiſch gelernt, ein wenig Griechiſch, ein wenig Latein, ein wenig Mathematik, ein wenig Logik, ein wenig Geographie, nebſt etwas Kunde im Gebrauch der Erd- und Himmels-Globen; — kurz, er brachte von hier ein wenig Gelehrſamkeit mit, wofür ſein Vater nicht wenig Geld ausgegeben. Darauf erweiterte er ſeinen Lilliputaniſchen Ideenvorrath mittelſt eifrigen Studiums zu Hauſe, auf welches er in jeder Woche drei Tage, und an jedem dieſer Tage drei Stunden verwendete. Er lernte noch Italieniſch, Horn, Fechten, Deklamiren, Tanzen, und andere Wiſſenſchaften. Dieſe löbliche Pflege ſeiner Geiſteskräfte beſchäftigte ihn bis in ſein zweiundzwanzigſtes Jahr, wo er dann ſeine Stelle einnahm in ohngefähr drittem Grade einer faſhionablen Geſellſchaft, als Mann von Gelehrſamkeit und Geſchmack.

Sein Vater beſtimmte ihn nämlich zu einem **Mann von Welt**, und hütete ſich alſo ſehr gegen den „Anachronismus“, wie er es nannte, ihn zu einem beſtimmten Beruf anzuhalten.

Man glaubt — oder man ſagt gewöhnlich ſo — es wurzle in jedem menſchlichen Gemüth eine beſondere, alles Andere überwiegende Leidenſchaft — eine vorherrſchende Neigung zu irgend einem beſtimmten Gegenſtand oder Geſchäft. Unſer Auguſt Heinrich Wilhelm Conſtantin machte keine Ausnahme von der Regel. Auch er hatte ſeine herrſchende Leidenſchaft, und obſchon ihn ſein Vater zu einem Weltmann beſtimmte, er war für ſeinen Theil zu gewiß, die Natur habe ihn zu einem Roscius oder Talma ſeines Vaterlandes geboren werden laſſen. Von ſeiner früheſten Kindheit, wo er ſein erſtes Gratulations-Gedicht zum Geburtstag ſeines Vaters auswendig, zum aufrichtigen Erſtaunen des Hausknechts, deklamirte, bis zu den reiferen Früchten ſeines redneriſchen Studiums im Vortrag ſeines: „Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen!“ — ſchwebte die Idee, ein trefflicher Schauſpieler zu ſeyn oder zu werden, unaufhörlich vor ſeiner Einbildungskraft. Als er noch im väterlichen Hauſe lebte, ſtahl er ſich oft hinunter in die Küche, um, mit Handtüchern behangen, das Rollholz als Scepter, die blecherne Bratpfanne als Schild brauchend, die Bevölkerung am Herde mit ſeinen hiſtrioniſchen Künſten zu entzücken. Zuweilen war er „Lear“, geberdete ſich wahnſinnig und ſchlug unbarmherzig mit dem Lerchenſpieß um ſich, indem er rief: „Schlagt todt! ſchlagt todt!“ — Zuweilen machte er den liebeſiechen „Romeo“, wo der dicke Koch hinter dem Speiſeſchrank „Julia“ auf dem Balkon vorſtellen mußte; ein ander Mal bekam der Kutſcher den halben Inhalt der Mehltonne in's Geſicht, um den Geiſt im „Hamlet“ zu repräſentiren, welchen unſer Held als „Königliche Majeſtät von Dänemark“ apoſtrophirte. Gelang es ihm einmal, der Dienerſchaft des Hauſes in Maſſe habhaft zu werden, ſo placirte er ſie ſämmtlich an einen langen Tiſch, Koch, Kutſcher, Hausmagd, Ausläufer, Küchenjunge durcheinander, als Repräſentanten des hohen Raths von Venedig, und erzählte von ſeiner Liebe zu „Desdemona“ mit ſolchem rührenden Pathos, daß die Hausmagd das Schluchzen bekam, und erklärte, keine Chriſtenſeele, und wäre es ſelbſt ein ſchwarzer Mohr, könne je geliebt haben auf ſolche Weiſe.

Das waren ſeine jugendlichen Heldenthaten. Herangewachſen nahm ſein Ehrgeiz weit höheren Flug. Schon im ſechszehnten Jahre ſpielte er auf einem Privattheater den „Karl Moor“, und zeichnete ſich aus als „Ferdinand von Walter“, als „Marquis Poſa“, „Romeo“ und „Cäſar“ in der „Braut von Meſſina.“ Vorgeſchritten an Jahren, nahm er auch an Ruhm zu, und in ſeinem zwanzigſten gab es in den neununddreißig Staaten und Städtlein des lieben Vaterlandes wenigſtens ein Individuum, welches nicht den mindeſten Zweifel daran hegte, alle die vereinzelten Talente und Vortrefflichkeiten, welche von Eckhoff, Brockmann, Schröder an bis auf Fleck und Iffland die deutſche Bühne geziert, ſeyen auf die glücklichſte Weiſe in ſeiner äußerſt günſtig begabten Perſönlichkeit zu einem ſchönen Ganzen vereinigt. Daſſelbe Individuum war auch der Meinung, es ſey beinahe ein Nationalunglück, daß, in ſeiner Eigenſchaft eines vornehmen Weltmannes, die Entwickelung ſeines unvergleichlichen Genies beſchränkt bleiben müſſe auf zufällige Offenbarung in Liebhaber-Theater-Darſtellungen, ſtatt jeden Abend verſammelte Tauſende zu entzücken.

Eine natürliche Folge dieſes theatraliſchen Feuereifers war, daß Herr Raſemann in genaue Berührungen kam mit Schauſpielern, Schauſpielerinnen, Schauſpielſchreibern und Schauſpiel-Directoren aller Art; es war ſeine höchſte Seligkeit, ſolchen Geſellſchaft zu leiſten, oder ſich zu Hauſe von ihnen Geſellſchaft leiſten zu laſſen. Er lud ſie häufig zu Tiſche ein, und da er einen guten Tiſch führte, guten Wein im Keller und einen erleſenen Koch hatte, ſo lag es nur an ihm, zu wählen, wen er haben mochte. Daher hatte er auch freien Eintritt in die Garderobe beider Theater, und war bald auf's Innigſte vertraut mit allen Eiferſüchteleien, Nebenbuhlerſchaften, Sänger- und Intendantur-Launen, Intriguen, Umtrieben, der poſſirlichen Würde und der feierlichen Ernſthaftigkeit dieſer mimiſchen Welt. So lebend in einer elektriſchen Atmoſphäre beſtändiger Aufregung, was Wunder, daß er nach und nach minder empfindlich wurde in Hinſicht des zweideutigen Hinderniſſes, welches ihn bisher abhielt, ſich ganz der Neigung ſeines Herzens hinzugeben. Er war noch immer ein vornehmer Mann; aber ſollte dieſe bloß herkömmliche Auszeichnung ein unüberſpringbarer Stein des Anſtoßes ſeyn?

Wenn irgend Jemand einmal mit ſich ſelber zu vernünfteln beginnt über die Abgeſchmacktheit, nicht ſeiner Neigung zu folgen, iſt er ſehr nah der Entdeckung eines guten Grundes für die Thunlichkeit der Sache. Das war der Fall mit Herrn Raſemann. Endlich ging ihm ein heller Gedanke auf, eben als er das Licht auspuzte eines Abends vor dem Zubettegehen — nämlich: es befinde ſich ſchon etwas Ausgezeichnetes und

Ruhmvolles in dem bloßen Umſtande, wenn ein Mann von Geburt und Welt der eleganten Zurückgezogenheit einer vornehmen Lebensart entſagen könne, um die Bretter zu betreten. So lag er faſt eine halbe Stunde ſchlaflos da, dieſe neugeborene Idee überdenkend. Noch andere Gebilde des Ruhms ſtiegen auf vor ſeiner Seele; er gefiel ſich in dem Gedanken, keinen Gehalt zu beziehen, wenigſtens nicht für ſich ſelber, ſondern die ihm zuſtrömenden Tauſende minder gedeihenden Talenten als den ſeinen, oder dem Theater-Armenfond zu überweiſen — der Vieles brauchen kann, ſintemalen die Schauſpieler, wie die Engländer, faſt durchweg nur in zwei Klaſſen zu theilen ſind: in Vielempfangende (wir wollen nicht behaupten: Vielhabende) und in Bettelarme. Er genoß im Geiſte voraus der Ehre, welche in Folge ſo beiſpielloſer Großmuth ſeinen Namen verklären würde. Inmitten dieſer Betrachtungen ſchlief er ein. Glückſeliger! Er träumte lauter überfüllte Häuſer, dreifache Applaus-Salven alle drei Minuten — endlich wahrhaft begeiſterte Parquets und Ranglogen, überbotenes Prager und Wiener Herausrufen, und ein Raſemanns-Fieber unter den Enthuſiaſten, erzeugt von der erſtickenden Hitze des übervollen Schauſpielhauſes in den Hundstagen.

Und es ereignete ſich zufällig, während Herr Raſemann eines Morgens ſeinen Kaffee ſchlürfte, und die ausfallende Recenſion eines, Tags vorher durchgefallenen Stücks las, daß Herr Schleicher, der Vice-Director des Stadttheaters, hereintrat. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen bemerkte Herr Schleicher, es wäre heut ein ſchöner Morgen; Herr Raſemann fügte bei, es wäre ein windiger, und fiel in tiefes Nachſinnen. Sein Geiſt arbeitete an einem gigantiſchen Werke. Es war ein Augenblick, von dem die Welt abhing! — Soll ich? — wird er? — Ich will — er wird! Und er that's; er theilte ſeinem Freunde, dem Vice-Director, den Entſchluß mit, zunächſt das erſte Mal die Bühne zu betreten.

Herr Schleicher zweifelte anfangs an der Aufrichtigkeit dieſer Abſicht und Mittheilung; aber Raſemann verſicherte auf ſeine Ehre, es ſey ihm voller Ernſt, und die Zweifel Schleicher's zerfloſſen wie Rauch in der Luft. Man verabredete, daß der Vice-Director heut bei Herrn Raſemann ſpeiſen ſolle, um bei einem Glaſe Wein die Sache weiter zu beſprechen. Die Stunde kam; der Tiſch war, wie gewöhnlich, vortrefflich, der Wein, wie gewöhnlich, koſtbar; Herr Schleicher, wie gewöhnlich, liebenswürdig, und Raſemann, wie gewöhnlich, vollkommen zufrieden mit ſich ſelbſt. Zuerſt behandelte Herr Schleicher den Gegenſtand ganz geſchäftsmäßig; als er aber Abſchied nahm, und ihm, dem Raſemann, die Hand ſchüttelte, rief er warm aus: „Hol' mich Mephiſto! Raſemännchen, Du biſt ein nobler Burſche, und unſer Theater ſoll Dir zur Entwickelung Deines Genies offen ſtehen, ſo wahr ich dabei was zu ſagen habe, trotz Ober- und Sub-Intendanz und Allen, welche 'was dagegen einzuwenden haben möchten!"

Glücklicher Raſemann! Der heftige Trieb und Drang eines mehr als zwanzigjährigen ehrgeizigen Strebens ſollte nun Befriedigung erhalten! Die beſchränkte Glorie eines Privattheaters ſollte nun umgetauſcht werden gegen den durch Correſpondenten weit verblätterten Ruhm in geſammten deutſchen Gauen, und die unbefleckte Würde eines Weltmannes ihren Glanz verbinden mit der blendenden Herrlichkeit eines Künſtlers, wie ihn die Welt noch nicht geſehen, weshalb auch hier kein Name als Beiſpiel angeführt werden ſoll!

Nur ein Punkt blieb noch feſtzuſtellen. In welcher Rolle ſollte er zuerſt die Stadt in Erſtaunen verſetzen? Sollte er das Haus in Thränen zerfließen laſſen als „Lear"? oder Bewunderung einerndten von glänzenden Augen als „Romeo"? oder die gefühlloſeſten Herzen in Entſetzen verſetzen als raſender „Othello"? oder ein paar

Dutzend Ohnmachten bewirken als „Macbeth“? Seine Verlegenheit wuchs, nicht etwa, weil er an ſeiner Fähigkeit für dieſe oder jene Rolle zweifelte, ſondern weil es ihm ſchwer fiel, zu wählen, wo Eins ſo vortrefflich war als das Andere. Er konnte Alles ſpielen, er fühlte ſich fähig zu Allem. Am Ende ſtellte er ſeine Wahl feſt auf „Hamlet“, bloß darum, weil der Charakter ſo wunderbar mannigfaltig ausgeſtattet worden von Shakſpeare, daß er Gelegenheit bot zur Darlegung einer eben ſo wunderbaren Mannigfaltigkeit des Talents in Dem, der ihn darzuſtellen hatte.

Er machte ſeinen Freunden kein Geheimniß aus ſeinem Vorhaben, und einer derſelben ward beſonders zum Vertrauten erwählt bei allen dazu nöthigen Vorbereitungs-Anſtalten. Dies war Herr Krabbe, ein kleines, neckiſches Männchen, deſſen gelegentliche Heftigkeit und beißender Witz, obwohl geeignet, empfindlichere Naturen in Harniſch zu jagen, nie der ruhigen Milde des Selbſtbewußtſeyns und der Selbſtachtung einen Stoß beizubringen vermochten, welche wie ein ewiger Frühling das Gemüth des Herrn Raſemann's umgaukelten. Herr Krabbe war theatraliſcher Dilettant; er hatte ſelbſt ein leidliches Luſtſpiel und ein ſchauderhaft unleidliches Trauerſpiel geſchrieben; zudem waren ſeine furchtbaren Kritiken das Schrecken aller

Autoren und Schauſpieler, die nicht Willen oder Kräfte hatten, ihm den literariſchen Mund mit Auſtern oder Champagner zu ſtopfen.

Es muß hier bemerkt werden, daß unſer Raſemann ſich für einen gründlichen Kenner Shakſpear's hielt, und viele bisher verborgene Schönheiten in den Wunderwerken dieſes Dichters ausgefunden zu haben vermeinte. Er bildete ſich nicht wenig ein auf ſeinen kritiſchen Blick und die philoſophiſche Verſtandesſchärfe, womit er manche Charakterſeiten der Shakeſpeareſchen Perſonen zu Tage gefördert, und er äußerte öfters, wenn er Schauſpieler wäre, würde er manche der Rollen ganz neu auffaſſen, und ſie auf eine bisher unerhörte Weiſe darſtellen. Jetzt war er daran, ein Schauſpieler zu werden, und entſchloſſen, bei ſeinem erſten Verſuche eine ſeiner neuen Auffaſſungen zu verwirklichen. Wie es um dieſe Sache ſtand, wird man am beſten aus nachfolgender Converſation entnehmen, welche zwiſchen ihm und Herrn Krabbe, in Betreff des Gegenſtandes, ſtattgefunden.

„Verlaſſen Sie ſich d'rauf, beſter Krabbe!“ ſprach Raſemann, indem er einen Band Shakſpeare herbeiholte — „verlaſſen Sie ſich d'rauf, meine Auffaſſung, ſo neu ſie iſt, hat den Text des unſterblichen Dichters ſelbſt für ſich. Ich behaupte, Hamlet muß nothwendig —.“ — „Ein Stück vom

Falſtaff ſeyn, vermuthlich!“ fiel ihm Krabbe in's Wort. — „Keinesweges“, erwiederte Raſemann, „nicht gerade corpulent, aber auf jeden Fall iſt ihm ein ſtarkes Embonpoint nöthig.“ — „Um's Himmelswillen! Sie ſprechen vom Text Shakſpeare's als von Ihrer Autorität!“ fiel abermals Krabbe ein; „auch ich berufe mich auf den Text, und führe die Schilderung Hamlet's durch Ophelia an nach der Zuſammenkunft mit ihm; was ſagt ſie da?

„O! welch ein edler Geiſt ging hier verloren!
Der Sitte Spiegel, Vorbild alles Schönen!“

oder wie es vollſtändiger im Original heißt:

„O what a noble mind is here o'er thrown!
The expectancy and rose of the fair state;
The glass of fashiong, and the mould of form,
The observed of all observers.“

Dies Eulogium malt in beſtimmten Farben, wie die Perſönlichkeit des Hamlet auf der Bühne beſchaffen ſeyn muß. Es verlangt — nicht einen kurzen, ſtämmigen Burſchen von fünf Fuß Höhe bei drei Fuß Breite, wie Sie einer ſeyn werden, wenn Sie ihn nach Ihrem Begriff auspolſtern, ſondern vielmehr eine Geſtalt, wie Hamlet ſelbſt ſeinen Vater beſchreibt, eine Geſtalt:

„Worauf ein jeder Gott ſein Siegel ſchien
Gedrückt zu haben, um der Welt zu zeigen,
Dies ſey ein Mann —.“

„Werfen Sie mir nicht meine Nicht-Höhe vor!“ ſagte Raſemann, ſein Haupt empor richtend, und ſein Kinn aus der Kravatte empor reckend gute anderthalb Zoll. „Garrick, wie Sie wiſſen, war nicht einmal ſo groß als ich, und dennoch war er nach meiner Meinung ein leidlich guter Schauſpieler zu ſeiner Zeit. Aber es giebt Leute, die da denken, die Natur ſey Alles in Allem, und Niemand ſey ein Held, der nicht wenigſtens elf Zoll mißt. Geiſt, Herz, Gemüth, Gefühl erſetzen jeden ſolchen Mangel. Ich ſchätze den Schauſpieler nicht nach ſeiner Länge; übermäßige Höhe erfordert übergewöhnliche Anmuth, und zu was iſt ein Rieſe mit leerem Geſichte weiter nütze, als etwa um einen Flügelmann oder Regiments-Tambour vorzuſtellen?“

„Das iſt Alles ſchön und wahr, und ich könnte in gleichem Sinne darauf Antwort geben; aber ich bemeiſtere mich, und ſpitze meine Ohren auf die Gründe, welche Sie anführen werden für Ihre Meinung, Hamlet müſſe ein ſtattlicher Gentleman ſeyn; ich ſehe, Sie haben ſolche auf der Zunge!“

„So iſt es, und ich wette die ganze Einnahme am Abend meines erſten Auftretens gegen das Honorar Ihres nächſten Luſtſpiels, daß Sie von meinen Gründen überzeugt werden, bevor ich ſie alle aufgezählt habe.“ — „Nun, ſo legen Sie 'mal los!“ ſagte Krabbe.

Und Raſemann fuhr fort, ernſten Blicks und Angeſichts: „Wenn, ſag' ich, wir nur den erſten Monolog Hamlet's berückſichtigen, ja nur die erſten Worte, die er zu ſprechen hat, ſo finden wir eine ſtarke Anſpielung auf ſeinen körperlichen Zuſtand; und nicht allein iſt dieſe Anſpielung in die Augen fallend: ſondern ich behaupte, die ganze Kraft und Bedeutung dieſer Stelle geht verloren, wenn der Sprecher nicht ſeine Hände auf einen mäßig ſtarken Leib legen kann, während er ausruft:

„O ſchmölze dieſes allzu feſte Fleiſch,
Und löſ'te ſich in Thau und Thränen auf!“

Denn wir dürfen nicht annehmen, Hamlet ſpreche hier metaphoriſch, ſondern phyſiſch, und ſein körperliches Ausſehen muß nothwendig zur Verdeutlichung ſeiner Worte beitragen. Er iſt bereits müde der Welt, und wünſcht ſich den Tod: aber „der Ewigdauernde hat ſeine Donner gegen Selbſtmord gerichtet“; daher ſehnt er ſich nach natürlicher Auflöſung, mittelſt irgend einer Krankheit, zum Beiſpiel Schwindſucht, welche ſein „allzu feſtes Fleiſch“ in Thau auflöſen möchte. Das mag Ihnen vielleicht als bloße kritiſche Conjectur vorkommen, die ſich wohl hören läßt, aber nicht erwieſen iſt. Ich jedoch für mein Theil denke ernſter davon, und wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo ſpielt ſelbſt der Geiſt ſeines Vaters auf Hamlet's Wohlbeleibtheit an, wenn er ſagt:

„Du wäreſt träger als das dicke Rohr,
Gemächlich wurzelnd am Geſtad' des Lethe,
Wenn dich die Kunde nicht aufregen ſollte."

Das heißt nach meiner Leſe-Art: „Du biſt dick; aber du müßteſt noch träger ſeyn, als das dicke Rohr am Lethe, wenn du dich nicht von der Lage der Dinge in Bewegung bringen ließeſt." Bemerken Sie überdies, wie treffend Shakſpeare hier das Wort aufregen anwendet; denn es iſt bekannte Thatſache, daß fette Leute gewöhnlich ſtarke Abneigung gegen jede Bewegung haben. Und Hamlet ſelbſt deutet in ſeiner Unterredung mit Roſenkranz und Güldenſtern offenbar auf die Indolenz und Lethargie hin, welche gemeiniglich die Beleibtheit begleitet. „Ich habe ſeit Kurzem", ſagt er, „ich weiß nicht warum, alle meine Munterkeit verloren, alle meine gewohnten Uebungen aufgegeben, und bin überhaupt ſo ſchwerfällig worden." Nun bitt' ich, was heißt ſo etwas weiter, wenn es nicht die Klage ſeyn ſoll eines Mannes, der unter dem Druck und Uebermaaß des Fleiſches ächzt? — Sie hatten mir vorhin Ophelia angeführt. Behufs der gewöhnlichen Anſicht über die Perſönlichkeit dieſes Charakters; aber Sie vergaßen wohl den merkwürdigen Ausdruck, deſſen ſie ſich bedient, da, wo ſie ihrem Vater Rechenſchaft ablegt über den unerwarteten Beſuch, den ihr Prinz Hamlet in ihrem Gemach abgeſtattet:

„Zuletzt, ein wenig ſchüttelnd meine Hand,
Und dreimal alſo mit dem Haupte nickend,
Erſeufzte er ſo tief aus voller Seele,
Als könnt's die ganze Maſſe ſeines Weſens
Zertrümmern und erſchüttern.“

Was ſagen Sie dazu? Seine Maſſe! der Seufzer war ſo tief, daß er ſelbſt ſeine Maſſe erſchüttern konnte. Ich denke, ich dürfte hier genug ſeyn laſſen, und meine Wette für gewonnen erklären. Aber ich bin ein zu kluger General, um alle meine Kräfte bei'm Beginn der Schlacht auszuſetzen. Ich hab' ein Reſerve-Corps, welches auf einmal meinen Sieg entſcheiden ſoll. Sie erinnern ſich wohl der Schlußſcene, des Gefechts zwiſchen Laertes und Hamlet? Nun, was ſagen Sie zu nachſtehendem Pröbchen des Dialogs?

„Laertes.

Ich bin getroffen, ich bekenne es.

König.

Ich wette, unſer Sohn gewinnt.

Königin.

Er iſt beleibt, und außer Athem faſt.

Komm, Hamlet, nimm dies Tuch, und trockne dir
Die Stirne ab — — —,
Komm, daß ich dir den Schweiß vom Antlitz wiſche."

Sehen Sie bei dieſen Worten nicht den Prinzen ordentlich keuchen und ſchnaufen und ſchwitzen unter der Anſtrengung des Gefechts, die „mag're Erde ſpickend" wie faſt ein zweiter Fallſtaff? Ja, auch dieſelben Worte: „Komm, laß mich dir den Schweiß aus dem Geſichte wiſchen!" gebraucht Dorchen Lackenreißer bei Fallſtaff, als er ſich in der Verfolgung Piſtol's erhitzt: „Himmel, du armer Affe! wie du ſchwitzeſt! Komm, laß mich dir den Schweiß vom Antlitz wiſchen!" — Ich bin fertig!" ſetzte Herr Auguſt Heinrich Wilhelm Conſtantin Raſemann hinzu, als eine Pauſe ſtatt Antwort erfolgte.

„Sie werden ſchrecklich ausgelacht werden!" meinte Herr Krabbe, „wenn Sie aus Hamlet einen fetten dickwanſtigen Burſchen machen."

„Werd' ich?" erwiederte Raſemann, mit zurückgehaltenem mitleidigen Lächeln ſich die Hände reibend. „Werd' ich ausgelacht werden?"

„Und glorios verhöhnt und niederträchtig heruntergemacht in allen Zeitungen und Journalen am andern Tage für den Sancho Panſa-Streich!"

„Pah, pah!" rief unſer Heros; „was kümmern mich die lumpigen Journale! Weiß ich nicht etwa, was das für ein Gelichter iſt, welches ſich herausnimmt, den Geſchmack des Publikums leiten zu wollen, mit ſeinem gewaltigen „Wir“ ſeine Blitze ſchleudernd gegen Leute, denen daſſelbe oft nicht werth iſt, die Schuhriemen aufzulöſen?“

„Das weiß Gott!“ antwortete Krabbe; „beſonders wenn man bedenkt, daß neunzehn von zwanzigen dieſer Schmierer weiter nichts niederzuſchreiben wiſſen, als die Gedanken Anderer, da ſie ſelber nie welche gehabt haben; es wäre Wahnſinn, nur eine Stecknadel Werthes auf ihr Geſchwätz zu geben. Das Unglück dabei iſt nur, daß, trotz aller unſerer Verachtung, es dennoch Leute giebt — und nicht wenige — die auf ſolch Zeitungslob und Tadel achten und ſchwören, als wär's ein Evangelium!“

„Ich weiß, was ich thue!“ rief Raſemann. „Ich will das Publikum vorbereiten auf meine beabſichtigte Neuerung, oder vielmehr, Neuerungen; denn ich hab's im Sinne, mehrere neue Auffaſſungen in der Rolle ein- und durchzuführen, ſämmtlich ſo origineller Natur, als die eben erwähnte. Ich will zwei oder drei Briefe einſenden an ein Tagesblatt, dem es an Beiträgen fehlt, und etwas mit unterfließen laſſen von einem „unabhängigen Mann“, welcher nächſtens mit einer

Original-Auffaſſung des Hamlet auf der Bühne das Publikum zu überraſchen gedenke. Das wird eine treffliche Kriegsliſt werden; was meinen Sie?“

„Thun Sie das nicht!“ erwiederte Krabbe mit einer malitiöſen Ernſthaftigkeit. „Erobern Sie das Publikum durch einen Ueberfall. Es iſt der einzige Weg, füglich einzuſchlagen, wenn allenfalls das Publikum zu gewinnen ſteht. Doch, welches ſind die übrigen Ihrer neuen Auffaſſungen?“

„Ich möchte Sie ermüden, wenn ich ſie alle aufzählen wollte. Eine indeſſen ſey hier erwähnt. Ich will nämlich Ophelia überzeugen: „ich ſey nicht wirklich toll“, ſondern „bloß toll aus Liſt“ — daher, nachdem ich ſie aufgefordert habe, in ein Kloſter zu gehen, will ich, bevor ich abgehe, ihre Hand faſſen, ſolche auf's Feurigſte küſſen, ihr in die Augen ſehen, ſchweigend, mit dem Ausdruck zärtlicher Liebe, und bei'm Wegwenden einen Seufzer voll Verzweiflung ausſtoßen.“

„Das wird neu ſeyn! — in der That!“ rief Krabbe; „aber auch zugleich eine offenbare Verletzung des Textes.“

„Wie ſo, Freund Krabbe?“ fragte Naſemann.

„Wie ſo? Sie vergeſſen, daß Polonius und der König in der Couliſſe lauſchen, mit der Hoffnung, in's Klare zu kommen, ob Hamlet's Tollheit aus Liebe entſpringe oder nicht, und daß der König, unmittelbar darauf, nachdem Hamlet die Bühne verlaſſen, hereintritt und ausruft:

„Liebe? Nein, die Liebe geht nicht dieſen Weg!“
Gewiß würde Shakſpeare eine ſolche Sentenz nicht in des Königs Mund gelegt haben, hätte Hamlet am Schluß dieſer Scene zu zeigen, daß Liebe die vorherrſchende Leidenſchaft ſeiner Seele ſey in dieſem Augenblick.“

„Je nun“, meinte Raſemann, ein wenig irre gemacht, „ich will gerade nicht behaupten, ich hätte hier eben ſo ſehr recht, als im Punkte der Corpulenz; aber ein leidenſchaftlicher Handkuß, wie zur Ausſöhnung, für ſeine vorhergehende Rauhheit — das muß ſeine Wirkung machen, verlaſſen Sie ſich darauf. Es wird einen ungeheuren Applaus erhalten.“

„Ohne Zweifel!“ entgegnete Krabbe, „denn es wird ſich ungeheuer lächerlich ausnehmen!“

„Immerhin!“ rief Raſemann; „es giebt in dieſer Welt mehr Bewunderer des Lächerlichen, als des Wahren — das laſſen Sie ſich ſagen. Doch ich muß an meine Rolle; die Nacht kommt heran. Am nächſten Montag iſt die Vorſtellung, heut iſt Donnerſtag, und ich bin noch nicht im Reinen mit meinem Part. Guten Morgen!

Laſſen Sie ſich bald wieder ſehen. Adieu! denken Sie an mich!"

Krabbe ging und Herr Raſemann ſtudirte ſein „Seyn oder nicht Seyn" vor dem Spiegel, welcher das Ganze ſeiner edlen Perſon ihm wohlgefällig entgegen ſtrahlte.

Montag kam, und — o! mit welchem Entzücken weilten die Augen Raſemann's auf dem Repertoir, worauf deutlich zu leſen ſtand:

„Montag den 31: Hamlet. Herr A. H. W. C. R., ein Kunſtfreund, wird zum erſten Male als Hamlet die Bühne betreten."

Das aber war nicht hinreichend zur Sättigung ſeines höchſt aufgeregten Ehrgeizes. Er klingelte nach ſeinen Stiefeln; er nahm Hut und Handſchuhe; er lief umher in funfzig Straßen, hielt an allen Ecken, Brunnen und Bäumen ſtill, wo der Zettel angeſchlagen war, und las aber- und abermals: „Herr A. H. W. C. R. wird zum erſten Mal als Hamlet die Bühne betreten." — Er ſtellte ſich mitten in eine Gruppe von Schulknaben, welche den Theaterzettel herunter buchſtabirten — ſich freuend über den zunehmenden Geſchmack der untern Klaſſen an der dramatiſchen Kunſt — und kehrte von ſeiner Promenade, auf's Köſtlichſte ermüdet, nach Hauſe. Die letzte Probe hatte am verwichenen Sonnabend ſtattgefunden, er durfte für den Reſt des Tages keine Unterbrechung ſeiner Meditationen beſorgen; und damit er auch wirklich darin nicht unterbrochen würde, ſchärfte er dem Diener kräftig ein: „er ſey für Niemand zu Hauſe.“ Er ſpeiſte allein, ein gebratenes Huhn, und trank dazu eine Flaſche Madeira. Auf der einen Seite des Tellers lag: „Hamlet, Trauerſpiel von Shakſpeare“; auf der andern der Theaterzettel, beſchwert mit dem Salzfaß, damit ihn der Luftzug nicht hinweg wehe, wenn der Diener die Thür aufmache.

So ſaß er, ſich labend an Knackmandeln und Gebilden des Ruhms, bis die Glocke Fünf ſchlug, wo er ſich aufraffte, ſich in's Theater zu verfügen. Sein Wagen hielt an der Hausthür, und er befahl dem Kutſcher, über den Theaterplatz zu fahren, damit er die Menge ſehen möge, die an den Thüren um den Einlaß ſtreitet. Wie er vorüberfuhr, glaubte er deutlich aus dem Haufen der Harrenden ſeinen Namen zu hören, und es war offenbar, daß die zehn bis zwölf Perſonen, welche an dem hintern Bühnen-Eingang ſtanden, mit ehrerbietiger Bewunderung Platz machten, als er aus ſeinem Wagen ſtieg.

Er eilte nach der Garderobe, wo er ſeinen Freund, den Vice-Director Schleicher, fand, der ihm herzlich die Hand ſchüttelte, ihm berichtend, alle Plätze des Hauſes ſeyen bereits verkauft. Raſemann ſchmunzelte gnädig, und Schleicher ließ ihn allein mit dem Coſtumier, ihn in die „gewöhnliche Tracht ernſter Trauer“ einzunähen. Raſemann hatte ſeine Abſicht, den Hamlet auszupolſtern, vor aller Welt, außer Krabbe, geheim gehalten, in Furcht, daß etwa Schleicher Einwendungen dagegen machen möchte, und begierig, damit den erſten Eindruck in der Garderobe zu bewirken. Als er demnach in das Gemach eintrat, ähnlicher einem gemäſteten Hageſtolzen, als einer blühenden jugendlichen Geſtalt, lauſchten ſeine Augen und Ohren lüſtern nach dem Ausbruch der Bewunderung und Ueberraſchung, deren er in ſeiner Seele gewiß war. Es befremdete ihn daher in etwas, als er ein unterdrücktes Kichern rund um ſich bemerkte; äußerſt beſtürzt aber ward er, als ſein beſter Freund, Herr Schleicher, bei ſeinem Anblick ausrief: „Was zum Guckuk, ſind Sie raſend? Was haben Sie da gemacht? Das hält das Publikum nicht aus!“

„Was hält's nicht aus?“ fragte Herr Auguſt Heinrich Wilhelm Conſtantin Raſemann.

„Was?“ wiederholte Schleicher — „dieſer Wanſt, die Poſaunen-Engelsbacken —.“

„Pah, pah! das iſt Shakſpeariſch; ich kann's beweiſen!“

„Sie mögen's beweiſen, ſo viel Sie wollen!“ erwiederte der Vice-Director; „aber ausgelacht werden Sie doch, wenn nicht 'was Aergeres noch paſſirt.“

„Meinen Sie?“ — rief Hamlet, einen Blick in den Spiegel werfend — „aber ich verſichere, es iſt durchaus Shakſpeariſch. Indeß, was ſoll ich thun?“ ſetzte er hinzu, mit einem wehmüthigen Blick auf die grinſenden Geſichter der übrigen Schauſpieler.

„Thun?“ rief Schleicher, der Vice-Director, aus — „zu thun giebt's nicht mehr, der Vorhang iſt auf ſeit fünf Minuten; Horatio und Marcellus gehen gleich ab, und Sie müſſen hinaus!“

In dieſem Augenblick trat der Geiſt des alten Hamlet's herein; bevor er aber Zeit gehabt, ſeinen Sohn in Augenſchein zu nehmen, rief der Inſpector: „König, Königin, Hamlet, Laertes, Polonius hinaus!“ — und hinaus eilte Raſemann, um, wenn es anging, das Publikum zu überzeugen, ſeine Kugelgeſtalt ſey vollkommen Shakſpeariſch.

Der verhängnißvolle Pauken- und Trompetentuſch erſcholl. Die Majeſtäten von Dänemark traten mit ihrem geſammten Hofe hinaus in die Staatshalle. Eine Pauſe voll Grabesſtille. Alle Augen ſuchten begierig den neuen Hamlet unter dem königlichen Geleite — alle Hände waren bereit zum Applaus. Er erſcheint — Logen, Parquet, Parterre, Balkons, Gallerie, Alles bricht in ein großmüthiges Willkommen aus, dem unbekannten Candidaten des Lampenruhmes dargebracht. Er lebt auf, tritt an die Lampen vor, verbeugt ſich — eine zweite Applausſalve — er verbeugt ſich nochmals, und nochmals — und tritt dann zurück, der Handlung der Scene freien Lauf zu laſſen. — Unterdeß blickt er umher mit dem erhebenden Bewußtſeyn, er ſey es, auf den ſich alle Augen richten — der „Beachtete von allen Achtenden!“ — und ſucht ſeine aufgeregten Geiſter zu ſammeln. Doch indem er eben dieſe wichtige Arbeit beginnen will, erblickt ſein Auge das ominöſe Antlitz Krabbe's in der Vorderreihe der untern Proſceniums-Loge — es war dieſelbe Miene, mit der er früher ſagte: „Das Publikum wird das nicht aushalten!“

Und es ward bald offenbar, daß es in der That ſo etwas nicht aushalten mochte, oder vielmehr nicht konnte. Denn nicht nur ſeine neue Auffaſſung in Betreff der Perſönlichkeit Hamlet's allein war's, was das Erſtaunen erregte. Herr Raſemann brachte ſo mancherlei neue Anſichten und Lesarten vor, daß, ſchon ehe er ſeine erſte Rede:

„Scheint, Mutter? Nein — es iſt —“

zu Ende geſprochen, die Zuſchauer hinreichend klar waren über Das, was folgen würde. Als indeß unſer Hamlet endlich allein ſtand auf der Scene, in vollſter Vollkommenheit ſeiner Geſtalt der ungetheilten Aufmerkſamkeit des Hauſes preisgegeben; als er ſein Antlitz zu dem „unausſprechlichen Ausdruck des Grams“ zuſammenzog, vor Allem aber, als er ſeine beiden Hände auf ſeinen kleinen runden Wanſt legte, und, ſchmerzlich auf denſelben niederblickend, rief:

„O, ſchmelze dieſes allzufeſte Fleiſch —
(Klapp, ſank die rechte Hand)
Und löſte ſich in Thau und Thränen auf!“
(Klapp, ſank die linke)

— da war die Wirkung unwiderſtehlich. Ein Sturm brüllenden Gelächters erſchütterte das Haus von den erſten Parquetſitzen an bis zu den letzten Bänken der Gallerie, gemiſcht mit donnerndem „Bravo! Bravo! Dacapo! Ruhe! Bravo! Still! — Ruhe!“ Hamlet indeſſen blickte hinab in das Haus wie verwundert, daß man hier lachen könne, und als endlich theilweiſe die Ruhe wieder hergeſtellt worden, fuhr er muthig in ſeinem Selbſtgeſpräch fort. Sein Vortrag der Stelle:

„Pfui, pfui! es iſt ein pflegvergeſſ'ner Garten,
Wo Unkraut wuchert und in Samen ſchießt!“

gehörte zu ſeinen neuen Auffaſſungen; denn beide abgekehrten Hände mit erhabenen Fingern vor ſich hinhaltend, und mit ſtrengem Blick auf die Zuſchauer niederſehend, ſchien's, als wollte er ſie für die Ungezogenheit, ihn auszulachen, ausſchelten, als er „Pfui! pfui!“ ſagte.

Indeß, man ließ ihn fortſpielen, jedoch mit ſolchen Unterbrechungen, die durch ſeine originelle Auffaſſungen von Zeit zu Zeit veranlaßt wurden; oder wenn er etwas zu ſagen hatte, was ſich augenſcheinlich auf ihn ſelbſt beziehen ließ. So zum Beiſpiel in der Scene mit Marcellus und Horatio, nach ſeiner Scene mit dem Geiſt:

Hamlet.

„Und, Freunde! nun —
Wenn Ihr auch wirklich meine Freunde ſeyd! —
Gewähret mir eine kleine, arme Bitte!

Horatio.

Was es auch ſeyn mag — wir verſprechen es.

Hamlet.

Laßt Niemand wiſſen, was Ihr heut geſehen.“

„O laßt ihn doch!“ rief eine Stimme von der Gallerie herab; „er wird ſo etwas nicht zum zweiten Mal wieder ſehen!“ — Und als er den Schauſpielern die guten Lehren ertheilte, war ſeine Rede ohngefähr wie in nachſtehendem Bruchſtück mit laufenden Bemerkungen begleitet:

„Sprecht Eure Rede ſo, ich bitt' Euch, wie ich ſie Euch vorgeſagt (das iſt unmöglich). Denn, wenn Ihr das Maul ſo voll nehmt, wie manche unſrer Schauſpieler thun (Gelächter), ſo wollt' ich lieber, daß der Ausrufer meine Verſe herſagte. — Oh, es ſchmerzt mich tief in der Seele, wenn ich ſo einen ungeſchlachten, haarbuſchigen Geſellen ſehe (wir ſehen ihn!), der eine Leidenſchaft zu Fetzen zerreißt (wie heut' Einer!), ich könnt' ihn prügeln (wird nichts helfen!). — O, ich habe Schauſpieler ſpielen ſehen (wir auch!) und habe ſie loben hören (unmöglich!), die weder die Sprache, noch die Haltung eines Chriſten hatten (Gelächter), noch eines Heiden, oder eines Menſchen überhaupt; die ſo brüllten und bellten (Bravo! Mach' es ihm Einer vor!), daß es mir vorkam, irgend ein Tagelöhner der Natur habe einen Menſchen machen wollen, und er ſey ihm mißrathen (das weiß Gott!), ſo abſcheulich ahmten ſie die menſchliche Natur nach (General-Gelächter).“

Auf ſolche Weiſe ſpielte Herr Auguſt Heinrich Wilhelm Conſtantin Raſemann ſeinen Hamlet ab; und es geſchah nicht früher, als am Ende des vierten Akts, daß er ſich eine Bemerkung entſchlüpfen ließ, welche andeutete, er glaube es in Etwas verfehlt zu haben. Als er nämlich, in der Garderobe ſitzend, von dieſer Idee ergriffen wurde, wendete er ſich zu Herrn Schleicher, und ſprach: „Beſter! ich glaube, ich habe einige Feinde im Hauſe: denn als ich in der Scene mit Ophelia ſagte: „Was ſollen ſolche Burſche, wie ich, zwiſchen Himmel und Erde herumkriechen!“ rief Jemand laut genug, daß ich's hören konnte: „Das iſt auch wahr!“ Es iſt abſcheulich! Haben Sie's nicht gehört, Madame?“ fuhr er fort, indem er ſich zu der Schauſpielerin wandte, welche die Ophelia ſpielte. — „Ich kann nicht ſagen, daß ich's gehört habe!“ erwiederte Ophelia, ſich unbarmherzig die Zunge zerbeißend, um ernſthaft bleiben zu können.

Das war die einzige Bemerkung, welche ſich der unnachahmliche Herr Raſemann während des ganzen Abends erlaubte, und er ſpielte ſeinen fünften Akt durch mit unerſchüttertem Selbſtvertrauen. Seine Sterbeſcene ward mit einem dreifachen donnernden Applaus belohnt, und ein allgemeines Dacapo erſcholl aus allen Winkeln des Hauſes. Raſemann erhob das Haupt gegen Horatio, welcher ſich über ihn gebeugt hatte — und fragte: „Soll ich?“ — „Liegen Sie ſtill, um's Himmelswillen!“ rief ihm Horatio leiſe zu — und der Vorhang rollte langſam herab mitten unter betäubendem Gelächter und brüllendem Bravo! Braviſſimo! daß das Haus darob einzuſtürzen drohte.

Am nächſten Morgen ſaß Hamlet bei'm Frühſtück, und fand ſämmtliche Blätter des Tages vor ſich auf dem Tiſche ausgebreitet, wie er ſeinem Diener den Auftrag gegeben. Er nahm eins davon zur Hand, und las mit geſperrter Schrift Folgendes:

„Geſtern trat Herr Auguſt Heinrich Wilhelm Conſtantin Raſemann zum erſten und zum letzten Mal in der Rolle des Hamlet —.“

Er hörte auf zu leſen: das Blatt entſank ſeiner Hand. Herr Auguſt Heinrich Wilhelm Conſtantin Raſemann blieb für den Reſt ſeines übrigen Lebens ein vornehmer Mann, und nichts weiter.

Ein Schauſpiel-Abend in Berlin.

Kritik über Raupach's vieraktiges Luſtſpiel:

„Kritik und Antikritik.“

Schwank in fünf Aktchen

von

Julius Curtius.

Erſter Akt.

(Vor dem Schauſpielhauſe.)

Prolog.

Kurioſes Zeug giebt's jetzo in der Welt!
Daß man Kritik in Verſ' und Reime bringt,
Iſt längſt bekannt, doch daß ein Drama man
„Kritik und Antikritik" ſchrieb, und wiederum
Ein Drama über dieſes Drama ſchreibt,
Das iſt noch neu; doch dünkt es mich natürlich.
Man blick' umher, man höre oder leſe,
Was nur lebend'gen Odem in ſich ſpürt,
Das will was ſagen: Männer, Weiber, Kinder,
Und Hunde, und vielleicht manch and'res Vieh;
Und über Nichts wird nun ſo viel geſagt,
Als über Schauſpiel, Kunſt und Kunſtkritik.
Da ſchreit denn Alles fürchterlich, verwirrt,
Bunt durch einander und was kann das geben?

Ein großes Drama, mein' ich, darf ich ſagen,
Denn daß ich auch 'was ſagen will, verſteht ſich.
Ein ſolches Drama hat ein junger Mann
Als Stoff zu neuem Drama hier copirt,
Und in fünf luſt'ge Akte kunſtgerecht,
Ich weiß nicht, ob gereckt, ob eingeſchnürt.
Er giebt es Euch; Ihr dürſt Euch nicht beklagen,
Dürſt es nicht tadeln, habt's ja ſelbſt geſpielt,
Und würdet Euch vor aller Welt blamiren.
Ich könnt' Euch noch erſtaunlich viel erzählen,
In Verſen und in Reim inproviſiren,
Doch weil jezt Alles ſagt, ſo kann man leider
Nur wenig ſagen, wenn man noch 'was ſagt.
Sie ſtoßen ſchon, die ſich zur Kaſſe drängen,
Und derbe Fäuſte ſind fürwahr nicht labend;
Ich weiche ſchon — ſo habt denn guten Abend!

(Allerlei Leute gehen in's Theater.)

Studenten.

Wir geh'n doch wieder in's Parterre,
Da giebt es manchen Extra⸗Witz,
Und Stimme hat man da vor Allen,
Wenn auch nicht immer einen Sitz.

Theolog.

Wie ſich das Alles zum Theater drängt:
Bethörtes Volk, wie ſündigſt du ſo ſchwer!
Am Narrenſpiel verthuſt du Zeit und Geld,
Und deine heil'gen Tempel ſtehen leer!

Ludwig.

Ich habe keine frohe Stunde mehr.
Heirathen ſoll ich, trauriges Geſchick!
Gewöhnt, mit Freunden Kunſtgenuß zu theilen,
Mit edlen Frauen und gebildeten
Nur umzugeh'n, ſoll jetzt, geliebter Freund,
Ich an ein Mädchen mich für ewig ketten,
Die auf dem Lande bäueriſch erzogen,
Die Stadt nicht ſah, und ſie nicht wünſchen mag;
Die nie im Traum von Kunſt und Wiſſenſchaft
Ein Wort gehört, — wie kann ich das ertragen?
Da werd' ich nun auf ödem Lande wohnen,
Die Tage dort verſeufzen und verklagen.

Carl.

Du ſtellſt Dir Alles auch zu ſchrecklich vor,
Haſt Deine Braut ja nicht einmal geſeh'n?
Man ſagt, ein Engel ſey ſie von Geſtalt;
Und Schönheit kann, und Unſchuld, reine Liebe,
Dir wohl erſetzen, was Du hier verlierſt.
Und mußt Du es denn gradezu verlieren?
Ihr habt ja Geld, und alle Frau'n ſind eitel;
Zieh' ſie hinein in's bunte Städtertreiben,
Da iſt ſo Vieles, was ſie feſſeln wird.

Ludwig.

Ach glaube mir, ich ſehe ſchon mit Thränen
Mich nach der Kunſt und nach den Freunden ſehnen.

Carl.
O ſey kein Thor; noch iſt ja nichts verloren!
Komm in's Theater, ſteh'n wir eben doch
Hier an der Thür. Was wird denn heut geſpielt?
Ein neues Stück, das wird Dich ſchon zerſtreuen!
Ludwig.
Wohl überſetzt?
Carl.
Nein, diesmal nicht; von Raupach:
„Kritik und Antikritik."
Ludwig.
Nun ſo ſey's;
Von Raupach kann man ſchon 'was Gutes hoffen.
Jude.
Beliebt es, zwei Billetchen in's Parquet?
Ich will ſie Ihnen um Geringes laſſen.
Zwei ſchöne Dämchen haben ſie verkauft,
Die irgend 'was am Schauſpiel heute hindert.
Ludwig.
Gieb her! (Sie bezahlen und gehen ab in's Haus.)
Louiſe.
Wir müſſen in den erſten Rang,
Und ſoll der letzte Heller d'ran,
Wie leicht, daß man durch ein Billet
Zehn folgende erwerben kann.
Amalie.
Man iſt ja hübſch, hat Seidenzeug,

Im erſten Rang, das lockt den Mann,
Und wenn man ſich zu nehmen weiß,
Bald knüpft er ein Discurschen an.

Louiſe.

Da geh'n denn Worte hin und her,
Gefälligkeiten hier und dort,
Man wird entzückt, vergißt ſich, ſcheint's,
Er hält uns, und wir ihn bei'm Wort.

Amalie.

Man wandelt nach den Linden noch,
Beſieht den Mond, das alte Ding,
Trinkt Chocolade irgendwo,
Vertändelt einen ſchlechten Ring —

Louiſe.

Und Morgens bei dem Kaffee ſtellt
Sich unſer Liebesritter ein,
Bringt Geld, Billet, ſich ſelber mit,
Da wird man auch kein Stockfiſch ſeyn; —

Beide.

Und eh' der dritte Tag vergeht,
Wird ſchon in's Fäuſtchen ſtill gelacht,
Durch ein Billet im erſten Rang
Hat man ſein ſchönſtes Glück gemacht.

Bürger.

Wie Jene hold die Blicke ſenden!

Anderer.

Wir gehen in den zweiten Rang.

Erſter.
Das Schauſpiel iſt die beſte Zuflucht,
Wird Unſereins die Zeit zu lang.

Theolog.
Da zwängen ſie ſich durch die weite Pforte,
Und hören nicht des Prieſters Warnungsworte,
Verſpotten mich, wie ſie den Herrn verſtießen,
Ich ſchüttle fromm den Staub von meinen Füßen!

Enthuſiaſt.
O weh, ſo ſpät, wo werd' ich ſitzen?
Und Raupach's Luſtſpiel muß ich ſeh'n,
Den zweiten Shakeſpeare, den dritten Schiller,
Und ſoll ich oben in's Himmelreich geh'n!

Zweiter Akt.

(Im Theater nach dem Ende des dritten Aufzugs.)

Antikritiker.
Wahrhaftig brav, den Raupach muß ich ehren,
Sein Ruf hat mir nichts vorgelogen.

Buchhändler.
Dem zahl' ich dreiſt zwei blanke Louisd'or
Für einen mäßig ſtarken Bogen.

Kritiker.
Ich muß geſteh'n, ich liebe zwar den Tadel,
Doch ehr' ich auch des wahren Dichters Adel.

Noch kenn' ich nichts, das keinen Fehler hat,
So dünkt mich auch der dritte Akt ſchon matt.

Enthuſiaſt.

Mein Raupach, ja, Du drängſt die ganze Bande
Franzoſen wieder heim in ihre Lande!

Louiſe (im erſten Rang).

Merkſt Du hier neben die Offiziere,
Die ſehen auf uns, wie ich verſpüre.

Amalie.

Sieh' nur nicht hin, mein liebes Kind,
Sie kommen ſchon allein;
Denn dreh'ſt Du Dich, ſo halten ſie
Dich gleich für ganz gemein.

Louiſe.

Das glaube nicht, mein liebes Kind,
Man iſt nicht bloß gemein,
Wenn man nach Offizieren ſieht,
Kann auch was Hohes ſeyn.

Bürger (im zweiten Rang).

Es iſt wohl gut, doch wird nicht d'rin geſchoſſen,
Und nicht gezankt, geboxt, geſtoßen;
Es iſt beſonders, wenn es kracht,
Was das auf mich für Eindruck macht.

Bürgerfrau.

Wenn er im Anfang auch erſchreckt,
Ein Knall bleibt doch ein Knall-Effekt.

Ludwig (zur Nachbarin im Parquet).
Dürft' ich ein wenig um den Zettel bitten?
Es ſcheint als hätten Sie ſich auch erfreut;
Das Stück iſt gut, ich achte dieſen Dichter.
Mariane.
Ich auch; ſo neu, als ſpaßhaft iſt das Stück,
Und vollgepfropft von witziger Satire;
Es hat gewiß in unſres Dichters Leben
Ein Vorfall Stoff zu dieſem Spiel gegeben.
Ludwig.
Wenn ich nicht irre, hat es viel Bezug
Auf eine etwas bitt're Recenſion,
In der jedoch auch Manches treffend war,
Im „Converſationsblatt“.
Mariane.
Ganz gewiß!
Ich glaube, daß der Dichter, aufgeſtört
Durch ſolchen Zufall, in der Mitte wohl
Von and'rem Schaffen dieſes Luſtſpiel ſchuf,
Vielleicht in kurzer Zeit, und es gerieth.
Ich bin geſpannt auf unſ'ren vierten Akt.
Ludwig (bei Seite zu Carl).
Ein herrlich Mädchen, meine Nachbarin,
Im Himmel lebt, wer einſt ihr Gatte wird,
Und ich, o weh! — Ein dummer Tölpel einſt,
Der reich an Gold, führt dieſen Engel heim,
Wenn wieder ich mit einem andern Tölpel —.

Carl.

O höre doch die Leutchen im Parterre!

A.

Mein Herr, hier ſitz' ich, weil ich hier geſeſſen!

B.

Mein Herr, Sie werden wirklich ſehr vermeſſen!

A.

Was da! Es bleibt ein ewig wahrer Satz:
„Dies iſt mein Platz!“ Fort, Du Philiſterſpatz!

Polizei-Diener.

Mein Herr!

A.

Das bin ich, ja, weil Ihr mein Diener ſeyd;
Ihr kommt umſonſt ſo ſchnell, ich rief nicht, thut mir leid!

Polizei-Diener.

Sie wagen gegen mich verwegen und verwogen — !

A.

Nun bitt' ich, geht hinaus, es iſt ſchon aufgezogen!

Dritter Akt.

(Nach dem Stück „Kritik und Antikritik“ und vor dem „Magiſter Quadrat“.)

Enthuſiaſt (aus dem Himmelreich).

Raupach 'raus, Raupach, Raupach 'raus!

Stimme.

Der Kerl iſt toll, bringt ihn nach Haus!
Dem Raupach iſt Herausruf ſtets ein Graus,
Nur eitler Flachheit iſt er Ohrenſchmaus!
(Gelächter.)

Mariane (halblaut zu Eliſen).

Ganz recht! des Dichters Geiſt ſoll uns erfüllen,
Und nur, wer geiſtlos iſt, liebt ſolch ein Brüllen!

Einer aus dem Parquet.

Kommt nicht, mein lieber Nachbar, noch ein Akt?

Nachbar.

So möcht' ich auch den Herren Nachbar fragen;
Doch, dünkt mich, hab' ich viere ſchon geſeh'n.

Erſterer.

So ſchönes Stück und hinten ſo verſtellt!
Es kann nicht ſeyn, es muß noch weiter ſpielen.

Nachbar.

Vielleicht ſpielt's hinter'm Vorhang völlig aus.

Ludwig.

Sind Sie zufrieden mit dem Schluß des Stücks?

Mariane.

Es dauert mich, daß ich's verneinen muß;
Der letzte Akt ſchien merklich mir verfehlt,
Vermißt hab' ich, was noch erſcheinen ſollte;
Den raſenden „Studenten“ hätt' ich, und
Den „Stadt-Director“ wieder ſehen mögen.

Carl.
Auch daß die Heldin bei dem Sühnungspunkt
In Männertracht war, hat mich ſehr geſtört.

Eliſe.
Gewiß, auch mir gefiel es nicht, und gar
Der ſcharfe Schluß, der Monolog des „Till“
Iſt häßlich.

Ludwig.
Bitt're Laune hat gewiß
Den Dichter hier am Ende noch einmal
Ergriffen, und zur Unzeit ſcheint's.

Carl.
Gewiß!
Ein and'rer Schluß, wie nah war er dem Dichter!
Er wollt' ihn nicht! Der wahre „Löwenklau“,
Er konnte leicht ja dieſen Abend noch
Der Stadt entwandern, die er haſſen mußte.
Ein naher Zufall in der finſt'ren Nacht
Bracht' eben ihn in dieſes Hüterhaus —.

Eliſe.
Ihn wieder abzuführen war ja leicht,
Und wahrhaft komiſch wurde dann der Schluß.

Mariane.
Bei Shakſpeare halten die Perſonen aus,
Und ſpielen mit am Ende, wie am Anfang.

Ludwig (bei Seite zu Carl).
O möchte dieſer Abend ewig währen!

Schon lieb' ich ſie, wie werd' ich ſie entbehren,
Wie werd' ich mich in eig'ner Qual verzehren!
Mit ihr erſchiene mir die Welt ein Eden!

Carl.

O ſchweig' und höre auch, was Andre reden.

Kritiker.

Wo kommſt denn Du her?

C.

Ebert ging nach Haus.
Er gab mir vor der Thür die Contremarque.
Wie war das Stück? Mir fehlte Geld und Zeit,
Hineinzugeh'n.

Kritiker.

Ei, gut im Ganzen, nur
Das Ende wollte mir nicht recht behagen.

C.

Du kannſt mir wohl die Fabel nicht erzählen?

Kritiker.

O wohl! Die Heldin iſt ein ſchönes Weib,
Baronin Fliedershauſen, junge Wittwe.
Seit ihres Mannes Tode hat ſie ſich
Der Poeſie — verſteht ſich, wie ſie kann —
Der Weiber-Poeſie ganz hingegeben.
Den Antrag eines Edlen ſchlägt ſie aus,
Und lebt drei Jahre lang im Reich der Träume.
Ergötzlich wird ſie da uns vorgeführt,
Ihr Weſen treibend bei der Taſſe Thee.

Auch Recenſionen ſchreibt die Edelfrau,
Und unter Anderm kritiſiret ſie
Ein Trauerſpiel, und nimmt es tüchtig mit,
Wie wir es nächſtens auch probiren wollen.
Doch höre mich in ſchlichter Proſa weiter:
Die Narren ſprechen ja im Shakſpeare auch
In purer Proſa, daß ſie leichter ſtets
Extemporiren können, wenn ſie wollen.

Der Verfaſſer des Trauerſpiels iſt eben jener junge Mann, deſſen Heiraths-Antrag die Baroneſſe ausgeſchlagen hat. Dieſer ſchrieb das ſchlechte Stück nur deshalb, um es der Schönen zur Kritik in die Hände ſpielen zu laſſen, und dann für die Kritik die Dichterin zu ängſtigen. Sie geht wirklich in die Falle; unter dem Namen „Löwenklau" kommt der junge Adonis nach dem Wohnort der Schönen, und droht die Recenſentin aufzuſpießen, wenn ſie nicht eine Ehrenerklärung abgiebt. Das will und kann aber die Frau, welche plötzlich ſehr geiſtreich wird, nicht, und eine Hetze, zu der ſich eine Anzahl Männer verbünden, bringt ſie am Ende dahin, daß ſie ſich, aus Furcht vor Drohungen des erdichteten Löwenklau, und aus Dankbarkeit für geleiſteten Schutz, ihrem entzückten Liebhaber in die Arme wirft. Ein Commiſſions-Rath und Buchhändler, unter der Schellenkappe „Till", wird dabei um ſeine

Spekulationen geprellt, nachdem er ſich durch blankes Gold zu allerlei verächtlichen Dienſtleiſtungen gebrauchen ließ. Ein „Stadt-Director“, den die Schöne zu Hülfe ruft, ſchwört, den benannten „Löwenklau“ nicht in den Mauern zu haben, und iſt außer ſich, als ein toller Student, ein wahrer Löwenklau, durch den Zufall in einen Gaſthof der Stadt einkehrt. Natürlich wird dieſer unſchuldiger Weiſe verhaftet und ſein phantaſtiſcher Charakter, indem er nur immer aus dem Shakſpeare, beſonders aus dem „Hamlet“ deklamirt, machen ihn zu einer der luſtigſten Figuren. Es iſt zu bedauern, daß der Schluß des Stücks unbefriedigend bleibt. Von ihrer Schriftſtellerei, ein Hauptzweck der Verſchwörung gegen die Schöne, wird ſie nicht geheilt, und die Heirath iſt noch zweifelhaft. Das Stück verdiente eine Umarbeitung. Mit Leichtigkeit ließen ſich fünf Akte daraus machen, und faſt möcht' ich glauben, daß der urſprüngliche Plan darauf hinaus wollte. Der weibliche Charakter iſt ebenfalls nicht gleich gehalten, wenn man im Einzelnen auch den tüchtigen Menſchenkenner in dem Dichter ehren muß.

Offizier.

Glas Eis!!

Conditor.

Sehr wohl!

Zweiter Offizier.
Es iſt erſchrecklich heiß!

Louiſe.
Ja wohl!

Erſter Offizier.
Das Wetter iſt recht ennuyant!

Louiſe (bei Seite).
Er hat entſetzlich viel Verſtand!

Amalie (halblaut).
Ja wohl!

Conditor.
Glas Eis!

Erſter Offizier.
Sehr wohl! (Zu Louiſen)
Könnt' ich mit einem Glaſe dienen?

Louiſe.
Ach, ich bitte Ihnen! (Sie nimmt eins, auch Amalie.)

Zweiter Offizier (bei Seite).
Beau monde? — Ei, das iſt charmant!

Louiſe (bei Seite).
Wie mir der hübſche Mann gefällt!

Zweiter Offizier.
Das Stück war heute recht plaiſant!

Amalie.
Ja — o ich bitte —.

Louiſe.
Ja, recht amüſant!

Erſter Offizier.
Sie gehen oft in's Schauſpiel? Wie?
Amalie.
Wenn's möglich iſt, ſo fehl' ich nie: (deklamirt)
„Im Nebelreich der Silberträume,
Wie denn das Schauſpiel auch dergleichen,
Genießt man nur die höchſte Wonne,
Die in der Wirklichkeit nicht möglich zu erreichen!“
Zweiter Offizier (bei Seite).
O weh! (Laut) Sie lieben wohl die Poeſie?
Amalie.
Ich hab' entſetzlich ſtarke Phantaſie;
Den Goeth' und Schiller leſ' ich gern,
Jean Paul iſt oft mir zu albern!
Zweiter Offizier (bei Seite).
O Gott im Himmel, ſteh' mir bei!
Amalie.
Auch nütz' ich meine Phantaſei,
Mag gern in Dichters Lande gehen.
Louiſe (bei Seite).
Du mußt auch ſprechen, daß ſie Dich verſtehen.
Amalie.
Wo man gleichgeſtimmte Seelen
Hier auf dieſer Erde findet —.
Zweiter Offizier.
O da ſchwindet,
Was nur da iſt, uns zu quälen!

Louiſe.

Fliehet das ſteife geregelte Weſen.

Amalie.

Haben Sie Schiller's Gedichte geleſen?

Zweiter Offizier.

Ich denke, ja!

Amalie.

So kennen Sie die Stelle,
Die ich ſo gerne deklamire.
O hören Sie, wenn ich Sie nicht genire:
„O zarte Sehnſucht,
Süßes Hoffen!“ —

Geſell (im dritten Rang).

Kommt noch ein Stück? Iſt's aus geweſen?

Anderer.

Hier iſt der Zettel, ich kann nicht leſen.

Geſell.

Ja, in der That:
„Magiſter Quadrat.“

Anderer.

Pots Welt!
Ach, das iſt ſchön!

Dritter.

Man muß doch auch für's liebe Geld
Was ſeh'n!

Verwandlung.

(Corridor.)

Erſter Stutzer.

Nein wahrlich, das Mädchen iſt kap'tal,
Ich longettirte ſie einige Mal.

Zweiter Stutzer.

Ich ſage Dir, ſie hat eine Taille —.

Erſter Stutzer.

Und ein Geſicht wie auf alter Emaille!

Zweiter Stutzer.

Wir müſſen beim Nachhauſegeh'n
Ihr grüßend keck im Wege ſteh'n;
Ich ſuch' an ihr ein Abenteuer! —

Erſter Stutzer.

Die Dreiſtigkeit nutzt ungeheuer!

Antikritiker (ihnen nachſchauend).

Nur zu, nur zu! Trotz Eurer Brillen
Iſt Euch nur Echtes, was geſchminkt. —
Wenn hier ſchon Euer Urtheil hinkt,
Was Wunder, Püppchen ohne Mark,
Iſt Euch ein Dichterwerk nur Quark!

Vierter Akt.

(Nach dem Ende des „Magiſter Quadrat“.)

Suſe.

Wenn wir doch ſolchen Hofmeiſter hätten,
Das wäre für uns ein köſtlicher Mann!

Jette.

Wie och der Vater ſolch'n albernen Menſchen
Zum Hauslehrer erwählen kann.

Suſe.

Ich hab' genung, wenn ich ihn ſehe.

Jette.

Er macht ſich zu wichtig für ſeinen Stand.

Suſe.

Er thut, als hätt' er zu befehlen.

Jette.

Ja, ja, ganz richtig, der junge Fant!

Suſe.

Wir wollen ihm zeigen, wer Herr im Haus!

Jette.

Ich werf' ihn nächſtens zur Thür hinaus!

Suſe.

Was iſt er denn, der junge Held?
Von uns erhält er ſein Bischen Geld,
Und was er an dem Albert thut —.

Jette.

Das kann ein Anderer eben ſo gut!

Suſe.

Und dabei frißt er wie ein Bär!

Jette.

Ich leid' ihn keine Woche mehr! (Ab.)

Aus dem zweiten Rang.

Das Ding, das hat mir doch gefallen,
Das kann man überall verſteh'n.

Gallerie-Stimme.

Alle, Alle 'raus!

Parterre-Stimme.

Ziſcht die Schreier aus! (Lärm.)

D. (im dritten Rang).

Und wie ſe ihm Ens an't Ohr gegeben,
Deß war 'mal ſchön mit anzuſehn.

E.

Der Donner, kann die aberſch ſchlagen!

D.

Der Kerl kannt och recht jut verdragen,
W'rum merkt er niſcht!

E.

Ich gäb' ihr wedder Ens in't Geſicht!

D.

Ne Du, extemporiren derfen ſe nicht.

E.

Det Vorigte war man Narredei.

D.

Ne! Wat Vernünftiges war nicht derbei. (Ab.)

Louiſe.

Wie werden wir nach Hauſe kommen?
Ein Frauenzimmer in der Nacht —
Es iſt gefährlich für den Ruf!

Amalie (leiſe).
Ich ſehe ſchon, wie ſie ſich ſtreiten!
Erſter Offizier.
O könnten wir nicht die Ehre haben,
Sie, ſchöne Damen, zu begleiten?
Louiſe.
Sie ſind zu artig! — Ich bitte Ihnen!
Zweiter Offizier.
Kann ich mit meinem Arme dienen?
Louiſe und Amalie.
Ich bitte Ihnen! Ich bitte Ihnen! (Ab.)
C.
Das Stück macht Einen munter und froh!
Kritiker.
Es iſt aber immer doch nur ſo ſo! (Ab.)
Ludwig (bei Seite).
Sie geh'n! (Laut) Verzeihen Sie, daß ich es wage,
Und um Erlaubniß, meine Damen, bitte,
Durch dieſes wilde Drängen Sie zu führen!
Mariane.
Ich nehm' es an, und da ich fremd hier bin,
Würd' ich Sie gern um etwas mehr erſuchen.
Ludwig.
Sie wünſchen —.
Carl.
Darf ich bitten?

Eliſe.

Herzlich gern! (Ab.)

Fünfter Akt.

(Unter den Linden. Mondſchein.)

Stutzer (ſingt).

„Guter Mond, du gehſt ſo ſtille“ —

Mädchen.

Heute möcht' ich wohl zum Scherz
Noch geh'n mit einem Andern! —
Doch wenn es Keiner hören will,
Muß ich alleine wandern.

Stutzer (ſingt).

„Jetzt iſt wohl ihr Fenſter offen“ —

Mädchen (ſingt).

„Wer doch nur ein Liebchen hätte,
Wie die Vögellein im Walde,
Die ſchlafen ſchon lang' im weichen Bette,
O komm, Herzliebſter, komm balde!“

Bettler.

Ich bitt' um eine kleine Gabe!

Dichter.

Da nehmt, was ich zu bieten habe.

Bettler.

Ich bitt' um eine kleine Gabe!

Dame.

Fort Du, mit Deiner Bettelei,
Was? Giebt es keine Polizei?

Dichter.

Ein wildes Wirren, ein luſtig Treiben!
Wer's ſo lebendig könnt' beſchreiben,
Wie ſich das durcheinander webt,
Zum Knäuel und zum Faden ſtrebt;
Aus allen Gaſſen herüber eilt,
In alle Straßen ſich vertheilt,
Und ſpricht und neckt und ſingt und lacht —

Spaziergänger.

— und allerhand Spekulationen macht.

Rumps.

Du biſt's zufrieden?

Caroline.

Ja!

Rumps.

Gut alſo? Gut!
So lebe wohl! Verſtehſt Du, was ich ſage?
Auf ewig, hörſt Du? Ewig lebe wohl!

Caroline.

Wo willſt Du hin?

Rumps.

Erſäufen will ich mich!

Caroline.

So, ſo?

Rumps.
Ich raſe, ſag' ich, hörſt Du! raſe!
Caroline.
So, ſo!
Rumps.
Wahrhaftig, glaube mir, ich ſchieße —
Mich — wahrlich — todt!! — Es iſt ein großes Wort,
Doch iſt's geſagt!
Caroline.
So?
Rumps.
Fort denn! Todt und todt,
Und wieder todt, und endlich mauſetodt!
Caroline.
Und nach dem mauſetodt doch noch nicht todt!
O komm nur, Rumps, wir wollen uns verſöhnen;
Und morgen magſt das Aufgebot beſtellen:
Du biſt ja ſterblich doch in mich verliebt.
Rumps.
O Gott!
Caroline.
O Noth!
Kritiker.
Der Künſtler ſoll in allen ſeinem Thun
Sein ganzes Leben lang begeiſtert ſeyn,
Nicht Augenblicke der Begeiſt'rung kennen,

In ew'gem Feuer ſeines Innern brennen.
Und ſo erkenn' ich es an unſrer Stich,
Dem hohen Weibe, dem wohl Keine glich.

Antikritiker.

Wie ſeyd Ihr, guter Jüngling, in Extaſe!

Kritiker.

Schlimm iſt es freilich, daß ich ſchweigen muß,
Nicht ſagen kann, faßt Euch an Eure Naſe! —

Mariane.

So wie es Ihnen da, mein Herr, ergeht,
Geht es auch mir. Mein Vater hat beſchloſſen,
Mit einem jungen Mann mich zu vermählen,
Den ich in meinem Leben nicht geſeh'n.
Wir reiſten eben darum nach Berlin,
Doch nirgends iſt der junge Mann zu treffen.

Eliſe.

Es muß, wie wir von ihm erzählen hörten,
Ein ſaub'res Herrchen ſeyn, und ich bedaure
Die Schweſter, die ihm angehören wird.

Carl.

Sind Ihre Eltern mit hieher gereiſt?

Eliſe.

Wohl ſind ſie hier; ein Zufall hielt ſie ab,
In's Schauſpiel heut zu kommen, und, beſonders!
Sie hatten ihre Plätz' im Schauſpielhauſe.

Ludwig.

Ein ſchöner Zufall führte uns zuſammen,

Doch wünſch' ich faſt, er hätt' es nicht gethan;
Denn doppelt ſchrecklich, ſeit ich Sie geſehen,
Wird mir mein künft'ges banges Schickſal werden.

Mariane und Eliſe.

Der Vater —!

Ludwig.

Vater? Wie, iſt das Ihr Vater?

Vater.

Da ſeyd Ihr, meine Kinder! Schon zurück?

Ludwig.

Verzeihen Sie —.

Eliſe.

Die Herren waren Beide
So gütig, uns nach Hauſe zu begleiten.

Vater.

Empfangen Sie von mir den beſten Dank;
Gefällt es Ihnen, geh'n wir noch zuſammen.
Doch Sie verzeihen mir, wenn ich Sie frage,
Wer mir die Ehre giebt —?

Ludwig.

Mein Nam' iſt Ludwig
Von Linden.

Mariane und Eliſe.

Ludwig?

Vater.

Ludwig? — Ludwig Linden
Aus Ellerſtedt?

Ludwig.
Der bin ich!
Vater.
Lieber Sohn!
In meine Arme komm! Komm, Mariane!
Ludwig.
Sie, Mariane? O des höchſten Glücks,
Das mir zu Theil wird; aber darf er auch
Verzeihung hoffen, der ſo ſehr gefrevelt?
Vater.
Ja freilich, locker haſt Du, ſcheint's, gelebt!
Mariane.
Mein Vater!
Ludwig.
Theure Mariane! können
Sie mir verzeih'n?
Mariane.
Der Tölpel hat verzieh'n!
Vater.
Der Tölpel?
Ludwig.
Gott!
Mariane.
So hat er unbewußt,
Wer neben ihm, im Schauſpiel mich genannt.
Carl.
Und Sie, Eliſe, iſt Ihr Herz noch frei?

Eliſe.

Seit heute Abend möcht' ich es bezweifeln.

Carl.

So darf ich hoffen?

Eliſe.

Wenn's der Vater will!

Carl.

Mein Vater!

Vater.

Wie?

Carl.

Eliſe ſendet mich;
Sie iſt bereit, mein Lebensglück zu theilen.
Umarmen Sie in mir den Vetter Carl,
Und was ich bitte, mögen Sie's gewähren!

Vater.

Potz alle Wetter, das iſt ſchnell gegangen!
In Gottes Namen, nehmt Euch, macht Euch glücklich,
Wie's Euch beliebt; doch jetzo ſchnell nach Hauſe
Zu meiner Frau, die wird vor Freuden weinen.

Nachtwächter.

Die Glocke hat Elf geſchlagen! —

Louiſe.

„Was rennt das Volk, was wälzt ſich dort
Die langen Gaſſen brauſend fort?"

Amalie (ſingt).

„Ob Mond auf ſeinem Pfad wohl lacht?
Welch ſchöne Nacht!"

Zweiter Offizier.

Sie haben recht, ſchön iſt ſie, bis es tagt!

Amalie.

Sie reimen ſchlecht, zum mindeſten gewagt!
„O zarte Sehnſucht! —

Zweiter Offizier.

Süßes Hoffen! —

Louiſe.

Der erſten Liebe gold'ne Zeit! —

Erſter Offizier.

Das Auge ſieht den Himmel offen —

Zweiter Offizier.

Es ſchwelgt —

Louiſe.

Das Herz —

Amalie.

In Seligkeit!“ —

Nachtwächter.

Die Glocke hat Zwölfe geſchlagen! —

Stutzer.

Ja, ein Sonett muß ich der Holden weihen!
Hier will ich's dichten in den Linden-Reihen,
Hier ſoll mein Lied, wie Moos auf dieſen Bänken
Erkeimen, ja, hier will ich Dein gedenken!
Hier ſey an Dich, von mir und meinem Lieben,
Hier ſey an Dich der erſte Vers geſchrieben.

„O Schöne, die Du auf der Bühne ſchreiteſt —
Nein — tanzeſt müßt' ich eigentlich wohl ſagen,
Dürft' ich's des Reimes wegen, Holde, wagen —
O Schöne, die Du Anmuth rings bereiteſt,
Die auf dem Pegaſus zum Himmel reiteſt —
Wohl beſſer klingt's — vom Pegaſus getragen
Schwebſt zum Olymp mit innigem Behagen,
Und keiner Zeit aus feſtem Sattel gleiteſt:

Ich liebe Dich! — Jetzt haſt Du es vernommen,
Es iſt heraus, was mich ſo lange drängte,
Was mir die Bruſt, den Hals, den Kopf beengte.

Ich werde nächſtens in's Theater kommen,
Da ſiehſt Du mich! — O Bravo! Wie gelungen!
So ward noch keine Künſtlerin beſungen!"
Gewiß, gewiß wird ſie die Verſe ſehen!
Sie muß mich lieben, kann nicht widerſtehen:
Ja, ſolch Gedicht erkeimt nur in der Nacht,
Wird nur im Mondlicht auf der Bank gemacht.

Nachtwächter.

Die Glocke hat Eins geſchlagen!
Eins iſt die Glock.
Lobet Gott den Herrn! —

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Im September d. J. erſcheint wie bisher in unſerm Verlage:

Gubitz' Volks-Kalender für 1858.

Vierundzwanzigſter Jahrgang.

Mit vielen neuen, zum Theil in Farbendruck umrahmten Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung, nach Zeichnungen von H. Holbein, L. Löffler und Andern.

Preis: 12½ Sgr. oder 45 Kr. Rhein.

Gubitz' „Volks-Kalender“ für 1857.

Inhalt:

Daß der vollſtändige und ausführliche Kalender (mit ſeinen bezüglichen Bildern) den Anfang macht, Alles, was ihm ſonſt, je nach Veränderungen, welche aus dem genannten Jahre hervorgehen, beigeſellt iſt (Aſtronomiſches, alter Kalender, Feſttage der Juden, Jahrmärkte [bei der Ausgabe für nicht-preußiſche Landestheile durch allgemeinen Stoff erſetzt], Genealogie, Uhrentafel ꝛc.), verſteht ſich von ſelbſt. Die Nebenräume ſind mit dem Mannigfachſten ausgeſtattet. Ueber einer am unteren Rande ſämmtlicher Monate ſich fortſetzenden Abhandlung: „Tag und Nacht, Wachen und Schlafen“ – eine Abhandlung, wichtig für das geiſtige und körperliche Leben — findet ſich an herzigen und beluſtigendem Beiwerk: Zeitgloſſe. Empfehlenswerthe Bemerkung. Nachtheil vom Leben. Kunſt und Luxus. Das könnte wirken! Wiſſenſchafts-Eifer. Ernſtes in einem Zahlen-Scherz. Geſpräch aus der Partei-Zeit. Arbeits-Eintheilung. Wähle! Der ſichere Fortſchritt. Verſucht. Die Wiſſenſchaft muß umkehren?! Manchem Vereine. Beſcheid. Das Zweifeln. Hoffentlich ein falſcher Prophet. Rath. Ein Glaubensſatz. Die zehn Pflichten des Braminen. Grabſchrift des Wundarztes Billier. Abfertigung. Gelegentlich den Schlemmern mitzutheilen. Was die Menſchen ſagen. Ego und Echo. Des Teufels rechter Name. Neuzeitlicher brieflicher Heirathsantrag. Jetzige Grundſätze. Was Jeder liebt. Streiflichter. Sprüche. — Nun ſchließt ſich an das

„Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden“,

deſſen Inhalt in den beigefügten Zahlen die der Bilder angiebt: Titel mit Sinnſpruch. (1) Geſpräch mit der inneren Stimme. Von F. W. Gubitz. (1) Unſterblichkeit der Seele. Von F. W. Gubitz. Mit Zeugniſſen von Jeſus Chriſtus, Fichte, Gleim, Goethe, Andreas Gryphius, Kant, Johann Keppler, Laſſenius, Leibnitz, Oerſtedt, Jean Paul (Richter), Schopenhauer, Solon, Taſſo und Vanini. (3) Luiſe, Königin von Preußen. (1) Der Freude Denkſpruch. Des Leides Denkſpruch. Von Gtz. (2) Die Oberſtolzen und Weiſen in Cöln. Von Reinold Spann. (1) Im Walde. Von L. Heros. (2) Rudolph von Erlach. Von H. Rino. (5) Ahasverus. (Aus des „ewigen Juden“ Tagebuch.) (2) Abenteuer eines Wandergeſellen. Von W. Reimann. (1) Tugend und verſchiedene Eigenſchaften. Wohlthun. Wahrhaftigkeit. Klugheit. Vertrauen. Geſundheit. Sanftmuth. Kultur — Bildung. Humor. Geduld. Glaube. Charakter. (12 mit Buntdruck umrahmt). Johann Jakob Engel. Von Fr. Schultz. (3) Heimiſche und fremde Vögel. Von F. W. Gubitz. (4) Zwei Parabeln von Clemens Brentano. (Nicht in der Sammlung ſeiner Schriften befindlich.) (4) Auſtralien. Von Anton Gubitz. (16) Der Rathsherr von Stralſund und ſein Weib. Von Fr. Bertram. (1) Hausreiſen. I. Die Reiſe von der Dachkammer und wieder zurück. II. Vom Bodenverſchlag bis zum erſten Stock. Von Th. Daun. (7) Der Hammer. Von L. Heros. (17) Aus der Vorzeit Berlin's. Von Fr. Bertram. (2) Johann Gottlob Käſtner. Von Fr. Becker. (1) Das Apotheker-Dorf in Schleſien. Von E. Rienitz. (1) Hans Donner. Von L. M. Fouqué. (Nicht in der Sammlung ſeiner Schriften befindlich.) (10) Die Marter-Anſtalt. Von A. v. Möller. (2) Der Brügger Kaufmann Beckerholt. Von H. Rino. (1) Beſchlüſſe und Schluß. Von Gtz. [F. W. Gubitz.] (1)

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1857.

Sechsunddreißigſter Jahrgang.
Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.
Inhalt:

Marguerite, oder die Macht des Zufalls. Schauſpiel in Vorſpiel und fünf Akten von Charlotte Birch-

Pfeiffer. — Gewagt und verzagt. Idyll-Schauſpiel in einem Akt von F. W. Gubitz. — Theodoſia. Drama in drei Akten von H. Rino. — Die Grundſätze. Luſtſpiel in fünf Akten von A. P. (Werner). — Gisbert von Rheineck. Drama in drei Aufzügen von J. E. Erhardi. — Keck und verwegen. Luſtſpiel in einem Akt von F. W. Gubitz.

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1858.

Siebenunddreißigſter Jahrgang.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt:

Winkelränke. Luſtſpiel in einem Akt von F. W. Gubitz. — Roſe und Röschen. Schauſpiel in vier Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Maria, Königin von Schottland. Hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen und einem Vorſpiel von E. Raupach. — Karl der Große daheim. Vorzeit-Bild in drei Akten von F. W. Gubitz. — Virginia. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von J. Ch. F. Rage.

Lachender Ernſt und Stacheln der Laune.

Geſammelte Blättchen des Humors von F. W. Gubitz.

Preis: 1⅓ Thlr.

Inhalt: Eine Dedication, die über Dedicationen ſpricht. — Der Freiheitbringer Frankreichs. — Larvenſpiel. — Das Glück der Dummheit. — Teufeleien. (I. Flüchtige Gedanken über den Teufel. — II. Blättlein aus der Hölle. — III. Aufgefangenes Sendſchreiben eines hölliſchen Abgeſandten an den Teufel. — IV. Satan in Nöthen – Neuaufgeſtutzte Mönchsrede am Grabe des Paters Spiridion. — Ein Flüchtling aus dem Irrenhauſe. — Der Kurzweilige. — Die Gefahr der Kirche und Nothwendigkeit dieſer Gefahr. — Mode und Affenthum. — Friedrich Heiter und Peter Düſter. — Plaudereien von Monat und Jahr. (I. Offizielles Schreiben an den Monat Februar 1817. — II. Gnädiges Antwortſchreiben des Februars 1817. — III. Das Jahr 1825 an ſeinen Nachfolger. — IV. Proklamation des Jahres 1835.) – Gluth- und Wuthrede vom Geiſte des Paters Abraham a Santa Clara. — Aus dem Gedankenwuſt eines Menſchenfeindes. (I. Rathſchläge an Schwachköpfe von Einem Ihresgleichen. — II. Sein letzter Freund. — III. Gründliche Urſache zur Menſchenfeindlichkeit.) — Allerhands-Mappe. (Prozeß zwiſchen den Buchſtaben „D“ und „T“. — Steckbrief. — Ja und Nein im Geſpräch. — Die Ruhms- und Unſterblichkeits-Gegenſeitigkeits-Geſellſchaft. — Staberl als muſikaliſcher Enthuſiaſt. — Vater-Unſer eines Wucherers. — Apoll und Pegaſus auf dem Berliner Schauſpielhauſe. — Todes-Anzeige. — Diogenes ſpricht mit einem Ultra. — Schutz- und Trutzrede der Zahl Eins. — Hirngrillen ohne Obdach. — Glaubensbekenntniß eines Offenherzigen.)

Tagebuch der Belagerung von Colberg

im Jahre 1807

und

Tagebuch der Geſchichte des Schill'ſchen Corps.

Nach Handſchriften mitthätiger Offiziere.

Preis: 10 Sgr.

Luther's Leben, Sterben

und

vollſtändige Geſchichte der Reformation.

Nebſt noch gar Vielem, was zu wiſſen jetzt Jedem noth,
von welcher Confeſſion er ſey.
Mit elf Bildniſſen und Darſtellungen und der echten
Handſchrift Luther's.
Fünfte vermehrte Auflage.
Zehn inhaltvolle Bogen. Preis: 6 Sgr.

Geſchichte

des brandenburgiſch-preuſsiſchen Staates

zum Vertrag und Selbſtunterricht. In zwei Bändchen.
Von Dr. Karl Roſenberg,
Profeſſor und ordentlichem Lehrer der Geſchichte und Literatur
an der ſtädtiſchen Gewerbeſchule zu Berlin.
Von den älteſten Zeiten bis zum Jahre 1815.
Preis: 1 Thlr. 5 Sgr.

Die Auferweckung des Lazarus.

Eine Erzählung von E. Raupach.
Mit ſechs Abbildungen in vortrefflichem Holzſchnitt und feinem Buntdruck. Elegant broſchirt: 15 Sgr.

Der Bergknabe,

oder:

„Mir iſt's nicht um's Geld, ſondern um's Wort halten.“
Erzählung für die Jugend von A. v. Möller.
Zweite Auflage Geſchmückt mit ſechs Abbildungen in trefflichem Holzſchnitt und feinem Buntdruck.
Elegant broſchirt: 15 Sgr.

Jeſuiten und Jeſuitereien.

Wirkliche Begebenheiten und geſchichtliche Thatſachen nebſt Gründen der Erfahrung. 1 Thlr.

Inhalt: Drangſale der Proteſtanten in Landeshut. — Geſtändniſſe und Flucht des Jeſuiten Archibald Bower. Ein Beitrag zur Geſchichte der Inquiſition. — Die Bartholomäus-Nacht in Halberſtadt. — Die Brüder Juan Diaz und Alphonſo Diaz de Cuenza. — Mehrere Greuelthaten in kurzen Berichten. Ermordung Heinrich des Dritten durch Jakob Clement. Nach Lacretelle. Dorothea Lazecka. Von C. B. Der Mörder Wilhelm des Erſten von Oranien. Peter Dietel. Pater Olnianus. Michael Solano, Inquiſitions-Opfer im jetzigen Jahrhundert. — Jeſuitiſche Grundſätze und ſchmiegſame Umtriebe. Nebſt Anſichten darüber. Zwei Abhandlungen über den Jeſuitismus. Von F. Génin. I. Loyola's Conſtitutionen. II. Die Moral der Jeſuiten. Die drei großen B. der päpſtlichen Hierarchie. Von Süßmilch. Die Jeſuiten unter Leopold I von Oeſtreich. Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Die Liguorianer. Die Jeſuiten vor hundert Jahren. Von C. Braun. Ueber die Ableſung der Bannbulle Urban's VIII. Aus dem Tagebuche des Herrn von Geuſau vom Jahre 1742. Die neuen Jeſuiten. Von Olm. Elf Behauptungen. Schmeichelei eines Jeſuiten. Von v. Göckingk. Das Fegefeuer. Von Hb. Aus einer Predigt.

Mehrere Antworten auf eine Frage. Von **Wilibald.** Luther als Fahnenträger. Von A. **Weber.** Aus den Aufzeichnungen eines Beobachters alter und neuer Zeit. **Kaiſer** Heinrich zu Canoſſa. Von **Körner v. Nietleben.** — Anhang. Drei Urkunden. Zwiefacher Religionswechſel des Herzogs von Sachſen-Zeiz, Moriz **Wilhelm.** Aus einem Briefe der Königin von Polen und Kurfürſtin von Sachſen Chriſtine Eberhardine, geborene Markgräfin von Baireuth, an ihren Sohn Friedrich August **III, als** er ſich 1717 öffentlich zur römiſch katholiſchen Religion bekannt hatte. Ein Beiſpiel der Anmaßung und der — Abweiſung.

Der Himmel auf Erden.

Weihe der Andacht zur Tröſtung im Leben und zum Frieden der Seele. Vom Prediger Dr. J. F. Voß.
Preis: 15 Sgr.

(Dichter. Achim v. Arnim, Fr. Bertram, Agnes Franz, C. F. Gellert, P. Gottwalt, F. W. Gubitz, N. L. Heilmann, F. Mey, Ed. Rolle, J. Rouſſeau, Schmidt v. Lübeck, H. Schröder, J. G. Seidl, Adelheid v. Stolterfoth, J. F. Voß und Andern.)

Inhalt. Lieder allgemeiner Andacht und innerer Betrachtung. Gebete im Frühling. Gebete im Sommer. Gebete im Herbſt. Gebete im Winter. Feſtgebete. Der Erlöſer und das Gebet des Herrn. Taufe. Confirmation. Abendmahl. Für Kranke und Leidende. Chriſtliches Stammbuch.

Am Himmel und auf der Erde.

Naturwiſſenſchaftliche Unterhaltungen.
Mit Beiträgen von Dr. **L. Heros,** Dr. **Mädler, F. v. Schönholz,** Dr. **Ed. Stolle und Anderen.**
Herausgegeben von Anton Gubitz.
Mit 220 in den Text gedruckten Abbildungen und Figuren.
30 Bogen. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Wir enthalten uns des Anpreiſens in der Ueberzeugung daß wir Werthloſes nicht in Verlag nehmen.

Berlin. **Vereins=Buchhandlung.**

Die Ariſtokraten.

Die Ariſtokraten.

Novellen

vom

Verfaſſer des „Schief-Levinche“.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.

1860.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von H. W. Voigt.

Dem

Herrn Guſtav Heine

in Wien

und

Herrn Francois Wille

auf Mariahilf

in Dankbarkeit gewidmet

vom Verfaſſer.

I.

Geiſtes-Adel.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Vor Zeiten gab es unfern der Reſidenz in dem anſehnlichen Dorfe Kolthauſen ein prächtiges Etabliſſement, welches ſeiner hohen und dunklen Baumgänge, ſeiner ſchattigen Boskets und Lauben halber clair obscür hieß. Ein Reſtaurateur hatte ſich in dieſem Feenpallaſt wahrhaft fürſtlich eingerichtet, in der Hoffnung, den ganzen lieben Sommer lang die ſchöne Welt bei ſich zu ſehen. Doch Aufwand iſt Sache der Einzelnen und ein großes Publikum kann nicht auf die Dauer fürſtlich leben. Auch koſtete die Unterhaltung des Parkes, große Summen. Kurz der Wirth merkte zu ſpät, wie ſehr er ſich verrechnet hatte und mußte endlich froh ſein, einen Käufer zu finden, der dieſen fürſtlichen Sommerſitz nicht eben unter dem Werthe an ſich brachte. Das reizende clair obscür gerieth demnach in den Beſitz eines Millionairs, des Finanzrathes Ruhland.

Glück ohne Verdienſt erregt jederzeit Neid und Mißgunſt und dem Geldmenſchen gönnt man ſelten, daß er genieße was er baar bezahlt hat. Man verargte es dem Millionair, daß er das ſchöne clair oscür dem öffentlichen Vergnügen entzogen und es zu ſeinem Privateigenthum gemacht hatte, und rächte ſich dafür mit denjenigen Waffen, welche einem Publikum zu Gebote ſtehen, mit Nachreden und Spottworten. Aus clair oscür in Kolthauſen machte man coeur obscür in Goldhauſen und dieſer Name ward im Laufe der Zeit gang und gäbe. Selbſt der Millionair fand ihn nach ſeinem Geſchmacke und nannte ſeine prächtige Villa coeur obscür. Vielleicht um der öffentlichen Mißgunſt Trotz zu bieten, vielleicht aber auch, weil er nicht franzöſiſch genug verſtand, um die Bedeutung dieſes Wortes zu kennen.

Wirklich hatte der Millionair ein blindes Glück, welches ihm ſtets das Auserleſenſte und Koſtbarſte zuwarf. Alles Seltene und Begehrenswerthe gerieth mit der Zeit in ſeinen Beſitz, während doch eigentlich nur das baare Geld für ihn Werth hatte. — Er war kein Kunſtkenner, allein in ſeinen Zimmern erblickte man herrliche Gemälde, Kupferſtiche, Gemmen und Antiken. Er war kein Gelehrter und hatte doch eine artige Bibliothek. Er konnte weder fechten noch ſchießen, und hatte doch eine reiche Sammlung von Waffen aller Völker und Zeiten, welche die Säulen auf coeur obscür als Trophäen ſchmückten, und das war immer noch das Geringſte, was er der tollen Laune Fortunas verdankte.

Er ſelbſt war weder von Perſon noch in ſeinem Benehmen liebenswürdig, während ſeine Frau, deren Geiſt und Herzensgüte man rühmte, obſchon ſie bereits ihr vierzigſtes Jahr zurückgelegt hatte, noch immer für eine der ſchönſten und eleganteſten Damen der Reſidenz galt; und endlich auch war er am allerwenigſten ein zärtlicher Vater; während ſeine einzige bildſchöne Tochter mit allem möglichen erdenklichen Körperreiz auch die edelſten Geiſtesgaben verband, ſo daß die elegante Herrenwelt ſie den Engel auf coeur obscür nannte.

Das alles mißgönnte man dem Miſſionair und vielleicht auch nicht mit Unrecht, in ſo fern er ſelbſt blutwenig danach zu fragen ſchien. Wodurch er aber am mißliebigſten machte, war, daß er bei ſeinem fürſtlichen Aufwande, niemals Geſellſchaften gab und beſuchte. Seine ſchöne Frau und ſeine engelgleiche Tochter zeigten ſich nur in Theatern, in Concerten und auf eleganten Promenaden, indem die vornehme Welt dem Finanzrath zu weiter nichts gut dünkte, als nur um Geſchäfte mit ihr zu machen.

Indeß war Bertha, ſo hieß der Engel von coeur obscür in einer vornehmen Penſion erzogen, wo ſie unter lauter adeligen Fräuleins die einzige bürgerliche war. Schon als Kind war ſie eine Zierde dieſer Anſtalt und die liebenswürdigſte und talentvollſte ihrer Mitſchülerinnen. Die Lehrer, die Erzieherinnen ſtellten ſie den Elevinnen als Muſter auf und ſelbſt die Eltern ihrer Geſpielinnen, ermahnten ihre Töchter ſich ein Beiſpiel an Bertha's Artigkeit und Fortſchritte zu nehmen. Dafür rächten ſich ihre Mitſchülerinnen, indem ſie jede Gelegenheit benutzten, ihr ihre bürgerliche Abkunft vorzuhalten. Bertha war ſomit genöthigt, bei Zeiten ſich an Beſcheidenheit und Verträgträglichkeit zu gewöhnen. Um ſo mehr aber machte ſie ihre perſönlichen Eigenſchaften geltend, ſie gewöhnte ſich ebenfalls daran, ihrer geiſtigen Ueberlegenheit zu vertrauen, und ſie geltend zu machen; und wo von Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft die Rede war, wollten ſie vor ihren Altersgenoſſinnen ſtets Recht haben und Recht behalten.

Als ſie die Penſion verließ, blieb ſie zwar mit ihren adeligen Jugendfreundinnen, im beſten Vernehmen; beſuchte auch die engeren Zirkel, wo die jungen Mädchen unter ſich waren. Aber für Herren blieb der Engel von coeur obscür unnahbar, was jedoch dieſen und jenen vornehmen und reichen Cavalier nicht hinderte, ſich um die Hand der ſchönen Erbin zu bewerben.

Wandte er ſich nun deshalb an die Finanzräthin, ſo lautete die Antwort: „Ich allein habe über die Hand meiner Tochter nicht zu verfügen;" wandte man ſich an den Finanzrath, ſo hieß es: „Meine Tochter iſt viel zu jung, um an's Heirathen zu denken;" und war man dreiſt genug, ſich an den Engel ſelbſt zu wenden, ſo erhielt man gar keine Antwort.

Dies alles vermehrte nur den Unwillen gegen den Miſſionair, welcher in blindem Vertrauen auf ſein unverſchämtes Glück ſelbſt nicht zu wiſſen ſchien, wie hoch hinaus er mit ſeiner Tochter wollte. Man fand nicht Worte genug, Fortuna's tolle Laune zu ſchmähen, die ſonſt ſo wandelbar, nur dieſem Einzigen ſtets treu blieb, und man ärgerte ſich im Voraus über den Phönix, den Ausbund von Liebenswürdigkeit und Tugend, den ſie jedenfalls über lang oder kurz, als Tochtermann ihrem unverſchämten Günſtling zuführen müßte.

Fortuna aber freut ſich Aergerniß zu geben, und in den Läſterungen, die man ſich wider ſie erlaubt, erblickt ſie nur Gebete, die zu ihr emporſteigen, auf daß ſie ſie erfülle. So nahm ſie denn auch diesmal alle ihr zugefügte Schmähungen als Fürbitten für ihren Glückspilz auf, und erhörte ſie auf eine Weiſe, die alle Uebertreibungen der Ironie weit hinter ſich zurückließ.

1.

Eine ſeltene literariſche Erſcheinung erregte die Theilnahme des Publikums. Ein Büchlein, betitelt: Philoſophie für Damen in Geſprächen zwiſchen Doctor Brauſewald und Victor, behandelte die wichtigſten Fragen, die ſchwierigſten Probleme und die neueſten Erſcheinungen im Gebiete der Religion, der Wiſſenſchaft und Geſittung, auf eine ſo anmuthige Weiſe und theils in einer naiv poetiſchen, theils in einer modern pikanten Sprache, daß die neuere Philoſophie, welche vermöge ihrer vornehmen Dialectik und ſpitzfindigen Terminologie nur Eigenthum der Studirenden ſein konnte, durch große Sprachgeſchicklichkeit bei reicher Gedankenfülle den Damen ſowohl wie Leſern jeglichen Standes zugänglich gemacht worden war. Es waren Geſpräche zwiſchen Lehrer und Schüler. Jener ein viel bekannter, mit Geiſt, Witz und Humor begabter, jedoch blaſirter und überſättigter Schriftſteller, hatte ſich als Meiſter dahin geſtellt, der ſeinen Zögling, einen poetiſch geſunden, ſittenreinen Jüngling jederzeit auf die Ideen hinleitete, oder mit ſokratiſcher Hebammenkunſt, ſie ihm zu entlocken ſchien. Und die naturfriſche blühende Sprache des Schülers war ebenſo kühn und glücklich in der Wahl ihrer Ausdrücke, als die mephiſtopheliſche Mediſance des Lehrers pikant und treffend in ihren Wendungen, ſo daß: während der klare milde Geiſt des Schülers, den liebenswürdigſten Contraſt zu der brillanten Ironie des Meiſters bildete, die ſeltſamen Gegenſätze von Unſchuld und Genußſucht, Jugendglück und Ueberſättigung, Naivheit und Ueberbildung durchweg von ſchlagender Wirkung waren, und ſich immer wieder zu einem zauberiſchen Ganzen vereinten.

Der Titel des Buches machte zwei Verfaſſer namhaft. Den Doctor kannte man ſeit lange als Philoſophen und Schriftſteller und pflegte ſchon bei Ankündifung eines Werkes ihm jeden Erfolg zuzutrauen und vorauszuſagen. Victor hingegen, ein kühner, liebenswürdiger Denker von erſtaunlicher Originalität, war in der Oeffentlichkeit völlig unbekannt und es ſchien kaum glaublich, daß es einen blutjungen Philoſophen geben könne, der ſo klar und weiſe dachte und ſo edel und fertig ſich auszudrücken verſtand, ohne daß man emals irgend was von ihm gehört hatte.

Von Brauſewald wußte man, denn er ſelbſt that das Seine; um alles, was ihn perſönlich anging, aufs Vortheilhafteſte bekannt werden zu laſſen, daß er aus Mißmuth, und Calamitäten halber, eine Zeit lang ſeiner öffentlichen Thätigkeit entſagt hatte, um auf den Gütern eines reichen jungen Cavaliers ehrenvolle Gaſtfreundſchaft zu genießen. Dieſer ſein vornehmer Gönner hieß Victor Graf Wüſterode auf Wüſterode Hohendrück u. ſ. w. u. ſ. w. Ferner ſtand Brauſewald nicht ganz mit Unrecht in dem Verdachte, daß er mehr ſchlau als gewiſſenhaft, in der Oeffentlichkeit lieber für ſich ſelbſt, als für ſeine Parthei intriguirte, und daß er es niemals verſchmähte, ſich um vornehme Protectionen zu bewerben, oder wenigſtens zu thun, als ob er mächtige Gönner habe. Demnach war es ziemlich wahrſcheinlich, daß er einem eitlen und anmaßenden Krautjunker auf eine ſo feine Weiſe geſchmeichelt hatte, um einmal wieder mit einer vornehmen Connexion zu prahlen, und um auf ein engeres Freundſchaftsverhältniß mit einem Grafen Wüſterode hinzudeuten, in Folge deſſen er ſich herausnehmen durfte, den Vornamen ſeines vornehmen jungen Freundes, Hand in Hand mit dem Seinigen, auf das Titelblatt hinzuſtellen.

Manches aber kann für eine Wahrſcheinlichkeit gelten, was im Grunde eine Unmöglichkeit iſt und jedenfalls giebt die Behauptung einer Unmöglichkeit ein furchtbares Gegengewicht wider die Annahme einer Wahrſcheinlichkeit.

Es fragte ſich daher ganz ernſthaft: Rührt dieſes

Buch von zwei Verfaſſern her, oder hatte es nur einen. Gab es einen wirklichen Victor, der ſo ſprach und dachte, oder hatte Brauſewald ſich nur einen Victor erſonnen, um ihm dieſe Worte und Gedanken in den Mund zu legen. Kurz, war dieſer Victor concret oder abſtract, reell oder imaginär, ſynthetiſch oder analytiſch?

Jedenfalls hatte die deutſche philoſophiſche Kritik noch niemals einen prächtigeren Zankapfel gehabt. Sie fiel auch über die liebenswürdige und harmloſe Damenphiloſophie her, wie die Raben oder die Wölfe um ſie zu zergliedern, ihre Eingeweide zu zerlaſſen und ihre Beſtandtheile zu unterſuchen, ob ſie Brauſewald oder Victor hießen.

2.

Victor, Graf von Wüſterode-Hohenbrück führte ein Tagebuch, gleichſam um geiſtige Toilette zu machen, oder um ſeinen ſittlichen Charakter zu pflegen und ſich deſſen bewußt zu bleiben. Sauberkeit im Inneren wie im Aeußeren war ihm einmal Bedürfniß geworden und ſein Tagebuch war folgendermaßen eingeleitet.

„So lange deine Seele rein, dein Geiſt ſchön und würdig des göttlichen Hauches iſt, der ihn ins Daſein rief, ſo lange du geſund an Leib und Seele, mehr nicht ſein willſt, als du ſein kannſt, biſt du hienieden ſchon einer Glückſeligkeit fähig; wenn auch nur einer unreifen und unvollkommenen, denn es iſt nur die Glückſeligkeit der Jugend, die aber dennoch eine Wahrheit hat, wodurch ſie befähigt iſt, ſich zu veredeln und zu vervollkommnen: einer der ſchwierigſten Proceſſe — Uebereile nichts: die Natur läßt ſich Zeit. Sie arbeitet träge, allein ſicher und ſauber. Es hat Jahrtauſende gekoſtet, bevor die natürliche Weisheit (die Divination) zur geſchulten, der wiſſenſchaftlichen oder bewußten Weisheit wurde und du haſt nur ein kurzes Menſchenleben. Darum bewahre, pflege und ſchone die Divinationen der Jugend und Unſchuld. Wage es, der Schüler deiner ſelbſt zu ſein. Die bewundernswürdigſten, die unſterblichen Meiſter aller Zeiten waren die Schüler ihrer ſelbſt und wurden die Lehrer der Menſchheit. Ueberlaſſe auch dieſes der Vorſehung. Sie wird dich der Beſtimmung entgegen führen, zu der ſie dich berufen hat. — Was ſie mit dir vor hat, wird dir nicht jederzeit einleuchten und oftmals ſelbſt dann noch nicht, wenn ihre Zwecke an dir, bereits vollzogen ſind.

Nicht jeder kann ein Held und Tugendmuſter ſein und wer leichtſinnig und eitel genug iſt, ſeinen phyſiſchen Muth und ſeine moraliſche Kraft zu überſchätzen, der läuft Gefahr, ſich als einen Feigling oder Laſterhaften kennen zu lernen.

Ach! Es ſind die edelſten, begabteſten, tüchtigſten Menſchen, die ſich für etwas Beſſeres halten, als ſie ſind, denn ſie ſpiegeln ſich in den Ehren, die man ihnen erweiſt. In den Gaben des Glückes und des Zufalls, welche ſie beſitzen, und in der Macht, welche ſie dieſen verdanken. Wehe ihnen, wenn dereinſt Leid und Mißgeſchick ſie an ihrem Selbſt irre machen ſollte. Denn alsdann können ſie, eben ſo gut zu verſchmitzten Böſewichtern, wie zu gemeinen Sündern verwildern. — Die gute Meinung, die man Dir ſchenkt, Deine Stellung im Leben und das Anſehen, daß Dir Deine Beſitzthümer verleihen, mögen Dir ein Spiegel für Deine Selbſtgerechtigkeit ſein, um Dich über Pflichten zu belehren, die Du frei auszuüben, und deshalb von Deinem Selbſt zu ſondern haſt, um ebenfalls Dein Selbſt zu beherrſchen.

Deines wirklichen Spiegels bediene Dich, wenn Du Toilette machſt, um auch Deiner Mitwelt in anſtändiger Aeußerlichkeit zu erſcheinen. Berathe Dich mit ihm über Deinen Anzug. Es giebt aber Viele, die thöricht genug dieſem todten Queckſilber-Glaſe ein Urtheil über ihr ganzes Selbſt einräumen, weil ſie weiter nichts ſein wollen, als was ihnen der Spiegel ſagt.

Vergiß niemals, daß Du nackt zur Welt gekommen biſt und was auch ein freundliches Geſtirn Dir an Geiſtes- und Körpergaben, Geburtsvorzügen und Glücksgütern verliehen: Sei nackend ſtets vor Deinen eigenen Augen und trachte danach, alles irdiſchen Glanzes entkleidet, Dich Deiner Blöße vor Dir ſelbſt nicht ſchämen zu müſſen. —

Wenig beſchäftigte ſich Victor mit der Tagespreſſe und Tagesliteratur. Um ſich au courant der Tagesneuigkeiten zu erhalten, beſuchte er ſeinen Gutsnachbar, den Freiherrn von Hartung auf Hartenſtein, vormaligen Kammerherrn, der aber, ſeit er in Ungnade gefallen, beſtrebt war, ſeine ländliche Umgebung zu Bewegungen und Fortſchritt zu bekehren.

Sein älteſter Sohn Heinrich, Legationsſecretair bei der —ſchen Geſandtſchaft, verſorgte ihn ſtets mit den pikanteſten Neuigkeiten, vornehmen Familienſkandalen, Blamagen hochgeſtellter Perſonen, Salons- und Geſellſchaftsperſonalgeſprächen u. ſ. w., und der alte Freiherr pflegte häufig zu ſagen: In meinem Heinrich ſteckt ein trefflicher Polizeiminiſter, wo nicht ein unvergleichlicher geheimer Polizeiagent, denn ſeine Mittel reichen nicht hin, Hausfreunde und Dienerſchaft zu beſtechen und er berichtet mir jederzeit ſo viel Neues, als habe er eine Unzahl geheimer Spione im Solde.

Eines Tages erhielt Victor ein Schreiben von Heinrich.

„Lieber Freund, nimm Dich eines edlen Verfolgten an. Doctor Braunewald, ein ſehr berühmter Schriftſteller, iſt in dieſem Augenblick das Opfer einer finſteren Cabale, und es iſt den heimlichen Machinationen der Schadenluſt und des Brotneids gelungen, ihn, dem ſonſt nicht leicht etwas anzuhaben iſt, bei den Regierungen anzuſchwärzen und ihm mächtige Feinde zu erwecken. Er ſieht ſich demnach genöthigt, bis auf Weiteres die Reſidenz, den Schauplatz ſeiner bisherigen Thätigkeit zu verlaſſen, allwo man ihn nur alſobald vermiſſen und ſchleunigſt zurückverlangen wird. Inzwiſchen muß ihm ein ehrenvolles Aſyl angewieſen werden und zwar bei einem Ariſtokraten von echtem Schrot und Korn, wohin kein Verdacht ſchädlicher Geſinnung ihm nachfolgen kann, bis aller Argwohn wider ihn ſich überlebt hat und eingeſchlafen iſt.“

„Ich würde keinen Anſtand nehmen, mich ſeinethalben an meinen eignen Herrn Papa zu wenden. Leider aber mein lieber Victor, leben wir in Zeiten, wo der Sohn nicht denkt wie der Vater. In den hochariſtokratiſchen Kreiſen, denen ich angehöre, darf es niemals heißen, der Legationsſecretair von Hartung protegirt gefährliche Literaten und was meinen Herrn Papa anbetrifft, ſo iſt er noch immer in Ungnade, weil er ſich nicht menagiren kann, und ich fürchten muß (denn lieber Freund, man muß an alles denken), daß ein heller Kopf wie Brauſewald ihn vollends zum Demagogen ausbilden könnte, was mir bei der Stellung, die ich hier einnehme, höchſt fatal ſein würde.

Du aber mein Freund biſt ein Cavalier comme il faut und Dein Vater ein ſtrengloyaler eiſenfeſter Ariſtokrat. Schloß Wüſterode wäre der Ort, wo Brauſewald, ohne das mindeſte Aergerniß zu geben, das Vorüberziehen des jetzt ihm drohenden Gewitters ruhig abwarten könnte.

Indem ich nun, mein lieber Victor, auf dieſe Weiſe Deine Freundſchaft in Anſpruch nehme, geſchieht es, um Dir einen größeren Dienſt zu erweiſen, als ich von Dir fordre. Denn was kümmert mich eigentlich Brauſewald? Ich thue ſogar Unrecht bei meiner gegenwärtigen Stellung, mich mit einem Verdächtigen zu befaſſen. Aber ich habe Deine Agrements, und nicht ſeinen Nutzen im Auge. Dem ländlichen Philoſophen muß es von großem Intereſſe ſein, eine Celebrität der Jetztzeit kennen zu lernen und Brauſewald iſt eine ſolche erſten Ranges. Du ſiehſt alſo, daß weder die Zerſtreuungen der Reſidenz, noch der Strudel der großen Welt, noch überhäufte Geſchäfte mich hindern, Deiner zu gedenken und daß ich ſtets befliſſen bin, Dich zu erfreuen, wie und wo ich irgend kann."

Victor antwortete hierauf:

„Lieber Heinrich! Mach nicht ſo viele Worte. Du weißt, ich kann das nicht leiden. Brauſewald ſoll willkommen ſein. Für den Fall aber, daß ſeine Legitimationspapiere nicht in Ordnung ſind, mußt Du ihm ein Schreiben mitgeben, worin Du ihn mir natürlich nicht als Flüchtling, ſondern als einen verdienſtvollen Gelehrten empfiehlſt."

3.

Wirklich befand ſich Brauſewald für den Augenblick in einer ſehr kritiſchen Lage. Nicht aber weil Regierungen und mächtige Feinde ihn verfolgten, ſondern nur, weil er ſeinen Gläubigern aus dem Wege gehen mußte.

Er langte auf Wüſterode an, ließ ſich im Namen des Legationsſecretairs von Hartung bei dem jungen Grafen anmelden, und ſtellte ſich vor mit den Worten:

„Ihr Wunſch, Herr Graf, mich perſönlich kennen zu lernen, galt mir für einen Befehl, den zu befolgen ich mir zur Ehre ſchätze."

Victor war ſich ſolch eines Wunſches nicht bewußt und fand dieſe Art ſich einzuführen, ſehr anmaßend, zumal von einem Flüchtlinge. „Haben Sie mir nichts Schriftliches von Herrn von Hartung zu überbringen?" fragte er.

— „Er hat mich beauftragt, Ihnen ſeinen freundſchaftlichen Gruß zu überbringen."

— „Aber Sie haben Legitimationspapiere?"

— „Wünſchen Sie Einſicht davon zu nehmen?"

— „In Betracht des hohen Alters meines gnädigen Herrn Vaters muß ich ſorgen, daß ſeine grundherrlichen Pflichten der Regierung gegenüber vorſchriftsmäßig vollzogen werden. Und da ich bis jetzt noch nicht die Ehre habe, Sie perſönlich zu kennen, ſo muß ich bitten —

Indeß hatte Brauſewald ſein Taſchenbuch ſchon hervorgezogen und überreichte dem Grafen ſeinen Paß, der nach Wüſterode lautete und ſtatt eines Signalements die Bemerkung enthielt: Bekannt. Als Zweck der Reiſe war angegeben: Zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit. — Flüchtlinge pflegen ſolche Päſſe nicht zu erhalten.

„Sie ſind leidend?“ fragte Victor, der ihm den Paß zurückgab.

— „Ja Herr Graf! Sehen Sie in mir ein Opfer der Hypercultur unſeres Jahrhunderts. Als ich anfing zu denken ward ich mit Kenntniſſen überfüllt, und überladen mit allen Schätzen des Wiſſens. Als ich anfing zu fühlen, ſtürmten alle Illuſionen der Kunſt, der Bühne, der Lectüre auf mich ein und verwüſteten meine Nerven. Jetzt kann nichts mehr auf der Welt mich reizen und erregen. Ich intereſſire mich für gar nichts mehr!“

— „Sie ſind doch ſo alt noch nicht!“

— „Weniger alt, als ausgehöhlt. Die bedeutungsloſe Gegenwart verlangt ihre Märtyrer und als ein ſolcher habe ich die Ehre vor Ihnen zu ſtehen.“

— „Ich verſtehe Sie nicht! Hat der Schriftſteller nicht die Intelligenz ſeiner Zeit zu vertreten?“

— „Freilich Herr Graf. Aber die heutige Intelligenz heißt Blaſirtheit.“

— „So iſt der deutſche Schriftſteller nur eine Merkwürdigkeit für Andere und an und für ſich ſelbſt inhaltleer?“

— „Ja Herr Graf! „Inhaltleer“ iſt das Wort. Die Merkwürdigkeit unſerer Zeit iſt ihre Inhaltleerheit und das Merkwürdigſte deutſchen Tages iſt allemal das Inhaltleerſte. Um zum Beiſpiel den Inhalt eines Buches kennen zu lernen, muß ich es durchleſen. Habe ich es aber durchgeleſen, ſo finde ich keinen Inhalt und lege es aus der Hand, wie ich es in die Hand genommen, um es für ewige Zeiten zu vergeſſen."

— „Was kann denn einen heutigen Leſer bewegen, ein Buch in die Hand zu nehmen und es durchzuleſen?"

— „Zweierlei Herr Graf: Der Titel des Buches oder der Name des Verfaſſers."

— „Das kann mich höchſtens bewegen ein Buch in die Hand zu nehmen, aber nicht es durchzuleſen."

— „Warum nicht?"

— „Wo ſoll die Geduld herkommen?"

— „Sie braucht nicht zu kommen, denn ſie iſt heutigen Tages allgegenwärtig. Wie heißt unſere Zeit? — Ihr Name iſt Geduld. Und ſie heißt nicht nur ſo, ſie hat ſich mit der Geduld identificirt, ſie iſt eine realiſirte vis inertiae. — Geht es etwa mit Menſchen anders, als mit Büchern? Fragt man nach dem Inhalt irgend eines Menſchen?"

Victor ſtutzte. Dies war das erſte Wort Brauſewalds, was ihm anſprach.

„Sie haben Recht!" ſagte er, „die Geſellſchaft fragt nicht nach dem Gehalt des Menſchen, ſie darf aber auch nicht danach fragen, denn mein Inneres iſt mein Eigenthum, welches ich Niemanden Preis gebe."

— „Ja Herr Graf, Sie ſind befugt und dürfen einen Inhalt haben, den Sie als unantaſtbare Innerlichkeit für ſich ſelbſt bewahren. Dergleichen darf ich mir aber nicht herausnehmen, da ich nur für die Oeffentlichkeit lebe."

— „Ich verſtehe Sie ſchon wieder nicht," ſagte Victor, der dem ſeltſamen Gaſte mehr und mehr Intereſſe abgewann. — „Warum darf ich mir herausnehmen, eine Innerlichkeit zu haben, und Sie nicht?"

— „Zwiſchen meiner Wenigkeit und Ihnen, Herr Graf, iſt ein großer Unterſchied. Graf Victor von Wüſterode auf Wüſterode Hohenbrück Roſendorf Wunsdorf Ober- Mittel- und Unter-Anger Zerringen Langfeld und Mädienheim iſt ein Titel, den die höchſten Kreiſe der Geſellſchaft anerkennen, und der nur genannt zu werden braucht, um Hochachtung und Ehrfurcht einzuflößen. Er iſt Ihnen angeboren, und ſie dürfen ihn nicht verleugnen, oder, wie Ihren perſönlichen Gehalt, der Menſchheit entziehen wollen. Doctor der Philoſophie Andreas Brauſewald hingegen iſt nur der Name eines Verfaſſers, und dieſer Verfaſſer würde klägliche Geſchäfte machen, wollte er ſich nicht befleißigen perſönlich weiter nichts zu ſein, als ein leerer Name. Sollte daher jemals ein Buch erſcheinen: Victor Graf von Wüſterode herausgegeben von Doctor A. Brauſewald, ſo würde dieſes Buch ein fabelhaftes Aufſehen erregen, ſowohl ſeines Titels wie ſeines Verfaſſers halber."

„Sie meinen doch das hoffentlich nicht im Ernſte?" lächelte Victor.

—„Es iſt mein fürchterlichſter, grimmigſter, bitterſter Ernſt. Mein Autorname iſt mir nicht angeboren wie Ihnen der Ihrige, und damit die Welt ihn nicht vergeſſe, muß ich ſtets neues Aufſehn zu machen ſuchen, um ihr immer wieder Anerkennung abzuringen, abzuliſten, abzueskamottiren. Ich muß mit jedem Worte pikant ſein und mit jedem Gedanken frappiren. Nur verſtanden darf ich nicht werden, denn ſonſt iſt es aus mit mir, und niemand wird ſich ferner um mich kümmern. Alſo muß ich trachten, mich mit meinem hohlen Namen zu identificiren um gedankenlos, inhaltleer und Nichtsſagend mich in vornehm und wiſſenſchaftlich klingenden Phraſen zu ergeben. Was ich ſchreibe glaube ich ſelbſt niemals, bisweilen auch verſtehe ich es gar nicht. Aber ich frappire damit, ich reize, ärgere und errege Aufſehen, Sympathien und Verwunderung."

Victor, der Anfangs Luſt hatte herzlich zu lachen, war plötzlich ernſt gewordrn und empfand für den Augenblick Mitleid mit einem Gaſte von ſolch precärer Exiſtenz.

Er reichte ihm die Hand und ſprach: „Sein Sie willkommen auf Wüſterode. Bleiben Sie hier, ſo lange es Ihnen gefällt, und wäre es für immer. Nur

Eines müſſen Sie entſchuldigen. Ich führe keinen herrſchaftlichen Haushalt. Mein alter kränklicher Vater hat ſeine beſondere Küche und ich muß bald hier bald dort ſein und kann meine Lebensart an keine beſtimmte Stunde binden. Betrachten Sie daher dieſes Schloß wie ein Hôtel. Es ſollen Ihnen Zimmer angewieſen werden ſo gut ich ſie für einen Großſtädter habe. Klingeln Sie, und Sie werden bedient werden.“

— „Herr Graf! Sie ſind allzugnädig!“

— „Keine Umſtände! Wir ſind hier auf dem Lande und geniren Sie ſich im Mindeſten, ſo machen Sie mich böſe. Ferner ſollen Sie den Schlüſſel zur Bibliothek haben. Aber ſchließen Sie jedesmal ſorgfältig wieder zu, denn dieſe Bibliothek iſt zugleich auch mein Studirzimmer. Es iſt groß genug für uns Beide, und wir werden uns nicht im Wege ſein. Apropos Sie gedenken doch dem Freiherrn von Hartung einen Beſuch zu machen?“

— „Ich bin es dem Herrn Legationsſecretair von Hartung ſchuldig dem Freiherrn ſeinem Vater meine Aufwartung zu machen.“

— “Reiten Sie?“

— „Ich bitte Herr Graf, betrachten Sie mich. Sehe ich aus wie ein Reiter?

— „Für dieſen Fall ſteht ein Cabriolet oder eine Chaiſe zu Ihrer Verfügung. Sie brauchen nur zu beſtellen. Ich bin nicht immer zugegen, alſo ſchonen Sie die Klingelſchnur nicht.“

— „Herr Graf!“

— „Lieber Doctor ſtören Sie mich nicht in meinen Dispoſitionen. Meine Bibliothek wird Ihnen nicht genügen. Allein der Freiherr iſt der Mann für Sie und Sie finden bei ihm Zeitungen, Journale, Novitäten, Alles. Ich wünſche ferner, daß Sie die Umgegend kennen lernen, und daß Sie ſich augenſcheinlich überzeugen, in welch einen Zuſtand meine Güter ſind. Die Wege, die Brücken, die Stege, die Felder, die

Holzungen, die Weinberge, die herrſchaftlichen und die wirthſchaftlichen Gebäude, die Pferde- und die Viehſtälle. Vielleicht erkennen Sie auf den erſten Blick, was mein Gebiet iſt oder was meinen Gutsnachbarn gehört. Wir haben alle unſere kleinen Eitelkeiten, und ich ſchäme mich der meinigen nicht. Aber folgen Sie mir jetzt in Ihre Zimmer. Sie werden Ihr Gepäck dort finden, denn wie Sie ſehen, bin ich geſtiefelt und geſpornt, und wären Sie nicht bei Zeiten eingetroffen, ſo würde ich erſt Abends ſpät das Vergnügen gehabt haben, Sie zu bewillkommnen."

Verwundert folgte ihm Brauſewald und dachte:

Erſt territorialherriſch ſchroff wie ein Landdragoner und jetzt ſplendide gaſtfrei wie ein Paſcha." —

4.

Wenige Tage ſpäter meldete eine Zeitung: „der berühmte Brauſewald ſcheint die nüchterne Gegenwart ſeiner geiſtigen Thätigkeit endlich völlig unwerth zu halten: Wie man ſagt, hat er ſich auf das Stammſchloß eines ihm befreundeten jungen Cavaliers, welcher einem der reichſten und vornehmſten Geſchlechter des Landes angehört, zurückgezogen, um in ländlicher Einſamkeit ſeine zerrüttete Geſundheit und ſeine erſchöpften Kräfte herzuſtellen. Wenn ſolche Köpfe feiern, wie viel Verluſt für eine Zeit. Wie beklagenswerth es auch immer ſein mag, daß ein Schriftſteller von ſolchen Gaben ſich veranlaßt fühlt, plötzlich ſeiner Thätigkeit zu entſagen, ſo iſt der Rückzug Brauſewald's aus der Oeffentlichkeit, in welcher er ſich ſo lange mit Glanz und Ruhm behauptet hat, doch wenigſtens ein ehrenvoller zu nennen.

5.

Was bei dem Freiherrn zu finden war, konnte einem eingefleiſchten Journaliſten, der kaum eine

Stunde braucht um zwanzig der größten Zeitungen zu durchleſen, kaum eines Blickes werth erſcheinen und was die Schloßbibliothek enthielt, fand Brauſewald vollends nicht nach ſeinem Geſchmacke. Allein der Arbeitstiſch des jungen Grafen war mit Conceпten und Heften bedeckt und unverſchämt wie er war, nahm er keinen Anſtand, auch dort alles zu durchzuſtöbern.

So fiel ihm Victors Tagebuch in Händen. Er ſchlug es auf, blätterte darin und fing endlich aufmerkſam zu leſen an.

„Beim Herkules!“ rief er verwundert aus. „Wenn ich nicht Brauſewald wäre, möchte ich wohl Victor ſein.“ Mit anderen Worten: „Wäre ich nicht der Autor der in der Welt alles gilt, ſo möchte ich wohl der Autor ſein, der alles für ſich ſelbſt iſt.“

Er las weiter und ſein Erſtaunen mehrte ſich bei jeder Seite, ſo daß er endlich den Entſchluß faßte, heimlich das ganze Tagebuch abzuſchreiben, um bei günſtiger Gelegenheit den beſten Nutzen davon zu ziehen. —

Die Gelegenheit dazu konnte nicht bequemer und günſtiger ſein.

Brauſewald hatte den Schlüſſel zur Bibliothek. Sie befand ſich auf dem runden Glockenthurm des hochbelegenen Feudalſchloſſes und die kleinen runden Gucklöcher, die man zu gothiſchen Fenſtern erweitert hatte, gewährten nach allen Seiten hin, eine freie Ausſicht in die Umgegend.

Brauſewald war daher im Stande, wenn der junge Graf das Schloß verließ, ihn abreiten zu ſehen, und wenn er wiederkehrte, ſchon aus anſehnlicher Ferne ihn zu gewahren. Ferner brauchte er, um ſich vor jeder Ueberaſchung zu ſichern, (da ſonſt niemand außer Victor ſelbſt, dort etwas zu ſuchen hatte,) nur die Thür von innen zu verſchließen, und ließ er obendrein den Schlüſſel ſtecken, ſo konnte ſelbſt der junge Graf mit ſeinem eigenen Schlüſſel, eher nicht herein, als bis es Brauſewald für gut fand, ihm zu öffnen.

Der berühmte Doctor verſchmähte keine einzige dieſer Vorſichtsmaßregeln, um mit Seelenruhe zu dem Beſitze des Tagebuches zu gelangen. — Er ging noch weiter. Als Autor hatte er den ſogenannten Maculaturcredit, das heißt Bücher konnte er bekommen ſo viel er wollte, denn dergleichen wird nicht baar bezahlt, ſondern mit Manuſcripten compenſirt. Die Bücher, die ſich Brauſewald verſchrieb, waren meiſtens neuere oder ſolche philoſophiſche Werke, die auf der Schloßbibliothek noch fehlten, von denen ſich aber mit Gewißheit erwarten ließ, daß ſie den jungen Grafen lebhaft anſprechen, wo nicht gar ärgern würden. Auch nahm er jede Gelegenheit wahr, Victor in philoſophiſche Geſpräche zu verwickeln, reizte ihn durch Widerſpruch und ironiſche Seitenſprünge, neckte ihn mit dialectiſchen Fechterkünſten, bis er ihm eine letzte entſcheidende Erklärung abgenöthigt hatte, indem er mit verbindlichem und beifälligem Lächeln alsdann ſeinem vornehmen jungen Gegner den Sieg einräumte.

Dieſes geſchickte und ſchlaue Verfahren hatte zur Folge, daß die Reſultate dieſer Geſpräche zu Brauſewald's völliger Zufriedenheit, mit genialen Verbeſſerungen und ſauber ausgearbeitet, in's Tagebuch übergingen, aus welchem der berühmte Doctor ſie jederzeit gewiſſenhaft wieder abſchrieb.

Victor war ſo arglos, daß er auf der geräumigen Bibliothek, zwiſchen den Bücherbörtern, wo einer kaum die Anweſenheit der anderen gewahrte, augenblicklich ſeine Concepte entwarf oder auch dasjenige, worüber er bereits einig mit ſich ſelbſt war, im Beiſein Brauſewald's in ſein Tagebuch eintrug.

Und doch war Victor keineswegs ein nachläſſiger, unvorſichtiger oder leichtſinniger Gutsherr. Er gab ſonſt keine Gelegenheit beſtohlen zu werden. Für ſein Geld und ſeine Effekten hatte er eiſerne, feuerfeſte mit künſtlichen Schlöſſern wohlverſehene Kiſten. Seine Böden, Vorrathskammern und Wirthſchaftsbehälter mußten feſt und ſorgfältig verſchloſſen ſein, und nirgend durften ſich morſche Stellen, Baufälligkeiten, oder gar Löcher zeigen, aus denen etwas zu entwenden war. Nur was ſeine Einſamkeit, ſein Studierzimmer, ſeine Bibliothek betraf, das ließ er alles frei und offen liegen, nicht vor ſeinen Hausgenoſſen etwa, welche Schriften nicht zu würdigen wußten und ſie vernachläſſigen, durcheinander werfen, vertrödeln konnten; wohl aber vor einem Gelehrten, dem der Schreibtiſch eines Anderen heilig ſein ſoll. Auch war es ihm noch niemals in den Sinn gekommen, daß dasjenige was er ſchrieb, um ſich mit ſich ſelbſt zu verſtändigen, für andere auch noch Werth haben könnte, oder gar der Mühe eines Diebſtahls ſich lohnte. Endlich auch war Brauſewald ſein Gaſt; niemals wird man einem wildfremden Menſchen eine ſo unbeſchränkte Gaſtfreundſchaft erweiſen, wenn man im Entfernteſten nur ſich Indiscretionen, Verräthereien, Infamien, von ihm vermuthen iſt. —

Inzwiſchen hielt ſich Brauſewald für alle dieſe Anſtrengungen an der Klingelſchnur nur ſchadlos und lebte wie der Herr Gott in Frankreich. Abends trank er Thee bei dem alten Grafen, dem er aus Jagd-, Wappen- und andern Kupferwerken der Schloßbibliothek vorlas, und ſo ermangelte der geſprächige Geſellſchafter nicht, ſich eben ſo beliebt bei dem alten, wie bei dem jungen Herrn Grafen zu machen, ſo daß Beide ſchon anfingen ihn nicht mehr als Gaſt, ſondern als einen lebenslänglichen Hausgenoſſen zu betrachten.

Allein der Sommer ging vorüber und die Michaelismeſſe ſtand vor der Thür, eine für Litteraten wichtige Geſchäftszeit. Unter obgenannten Umſtänden war die **Philoſophie für Damen** in Geſprächen zwiſchen Brauſewald und Victor zur Vollendung gediehen und Brauſewald mußte ſich eingeſtehen, mit dieſem ſeinem (?) jüngſten Werke ſich ſelbſt übertroffen zu haben. Er ſäumte nicht länger, das Manuſcript ſeinem Verleger zuzuſenden, welcher ſich auf alle ihm geſtellten, ziemlich dreiſten Bedingungen, ohne Weiteres einließ.

Brauſewald mußte jetzt nach der Reſidenz, um mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln und Wegen, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſein neuerſcheinendes Werk zu lenken, welches ſogleich angekündigt werden ſollte. –

Victor erſtaunte, als er ſeinen Gaſt von einer bevorſtehenden Abreiſe reden hörte.

6.

— „Gefällt es Ihnen nicht mehr auf Wuſterode?" fragte er.

— „Herr Graf! Erkundigen Sie ſich bei der Klingelſchnur, wie wohl ich es mir ſein laſſe."

Victor lächelte. „In allem Ernſte aber," fuhr er fort. „Sind Ihnen die Zerſtreuungen der Reſidenz ſo unentbehrlich, daß ſie ſich von Neuen in dieſen Strudel ſtürzen müſſen, der verwüſtet, aushöhlt und zerſtört und kein edles Selbſtgefühl aufkommen läßt?"

— „Es iſt nun einmal mein Beruf, meine Beſtimmung und außerdem habe ich Verpflichtungen."

— „Das Letztere muß ich gelten laſſen, das erſtere konnte ich beſtreiten. Allein ich bin beſcheiden, ich begnüge mich mit der Hoffnung. Sie recht bald wieder zu ſehen."

— „Herr Graf haben nur zu befehlen, ich werde es mir zu Glück und Ehre ſchätzen zu gehorchen."

— „Erwarten Sie keine beſtimmte Einladung, da Sie auf Wuſterode jederzeit willkommen ſind." —

Die Trennungsſtunde ſchlug. Brauſewald in Reiſekleidern verabſchiedete ſich bei dem alten Grafen. Victor ſelbſt fuhr ihn vierſpännig nach dem nächſten Poſthauſe und leerte dort mit ihm noch eine Flaſche Wein.

„Noch eine Frage!" begann er, „wie ſteht es mit Ihrer Reiſekaſſe, ſind Sie mit Geld reichlich verſehen?"

— „Ja! Herr Graf."

„Ich habe gefragt reichlich. Das dürfen Sie nicht übel nehmen. Ich meine, wenn Sie Geld zum

Ueberfluß haben, ſo will ich es Ihnen aufheben, bis Sie einmal wieder nach Wuſterode kommen.

— „Herr Graf, ein Mann meines Standes muß immer brauchen, was er hat und hat viel mehr nicht als er braucht um ſich bemerklich machen zu können.“

— „In dieſem Falle bitte ich Sie um dieſelbe Gefälligkeit, die ich Ihnen, leider vergebens angeboten habe. Ich habe eine kleine Summe, mit der ich nichts anzufangen weiß und erſuche Sie, ſie mir aufzuheben, bis Sie einmal, da Sie doch öfter wieder hieher zurück kehren, Gelegenheit finden, ſie mir wiederzugeben.“

Brauſewald fühlte das Gewicht zweier Goldrollen in ſeiner Hand, die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, er ergriff die Hand des jungen Grafen und wollte ſie küſſen. Aber Victor entzog ſie ihm.

— „Sammeln Sie ſich!“ ſprach Victor mit der größten Seelenruhe. „Ich weiß es zu ſchätzen, daß ein Mann von Ihren Kenntniſſen, Talent und Bildung mir ſeine Zeit und ſeine Unterhaltung geweiht hat.“

Er fuhr nach ſeinem Schloſſe zurück. Und Brauſewald, immer noch gerührt, ſprach zu ſich ſelbſt:

O Deutſchland! Wenn alle deine Cavaliere wie dieſer wären! — Er hat etwas Fürſtliches in ſeinem Weſen; iſt gnädig in allem was er thut und jedes Wort was er ſpricht, klingt wie ein Befehl.

7.

Kurze Zeit hierauf brachte der „Zeitſpiegel,“ Blätter für die elegante Welt, eine vorläufige Anzeige der Philoſophie für Damen: Geſpräche zwiſchen Brauſewald und Victor, welche die Runde durch alle deutſche Zeitungen machte.

„In blühender Geſundheit, gekräftigt, verjüngt, und kampfluſtiger als je, ſtellt ſich unſer trefflicher Brauſewald wieder ins Feld der Literatur. Sein zeitweiliges Verſchwinden iſt nicht nur erklärt, es iſt ſogar glorreich gerechtfertigt. Arm in Arm mit einen hochgeſtellten, höchſt talentvollen jungen Cavalier tritt er mit einen populären philoſophiſchen Werke in die

Oeffentlichkeit und fordert ſein Jahrhundert in die Schranken. Der hochadlige Geſchlechtsname dieſer vornehmen Gönnerei gehört nicht in die Oeffentlichkeit, obſchon er verdiente bekannt gemacht zu werden wegen der noblen Gaſtfreundſchaft, welche dieſer glänzende Jüngling dem Heroen unſerer Preſſe erwies. Eine nähere Bezeichnung würde indiscret ſein. Das Genie iſt in allen Ständen heimiſch, und verträgt ſich mit allen Grundſätzen und Geſinnungen. Möge das Freundſchaftsbündniß eines der vornehmſten jungen Ariſtokraten mit einem unſerer beſten und freiſinnigſten Schriftſteller von Dauer und Segen ſein."

8.

Der Freiherr von Hartung war der Erſte, der mit ſehr gewichtiger Miene Victor verkündete, daß ſein Vorname mit handgreiflichen Anſpielungen auf ſeine Perſon neben dem Namen Brauſewald in allen deutſchen Zeitungen auf eine bedenkliche Weiſe prange. Die Warnung kam zu ſpät. Der alte Graf hatte obigen Artikel ſchon in irgend einer Zeitung geleſen.

Victor antwortete daher ſehr gelaſſen: „Freiherr! reden wir nicht davon. Ich habe meinem gnädigen Herrn Vater auf Cavalierparolle verſichert, daß ich zu dieſem gemeinen Menſchen in keinem anderen Verhältniß geſtanden habe, als in dem eines großmüthigen Wohlthäters zu einem bettelnden Schriftſteller. Das hat meinen Herrn Papa beruhigt. Er hat alle Zeitungen auf ſeinem Gebiete verboten, und Ulrich, ſein alter Kammerdiener, iſt beauftragt, Jedwelchen, der zu ihm will, zu benachrichtigen daß der geſtrenge Herr Graf in ſeinen Gemächern ſich alle Zeitungsgeſpräche verbittet." —

— „Wie kann Dein Vater aber die Zeitungen auf ſeinem Territorum verbieten? Das iſt eine türkiſche Maaßregel, dazu hat er gar kein Recht."

— „Mein Herr Papa hat das Recht zu befehlen, und ich keines ihn zu beſchränken! Sobald mein geſtrenger Herr Vater geſprochen, kümmere ich mich um weiter nichts.“

— „Du biſt ein guter Sohn, Victor. Allein ich weiß, was die Befehle Deines Vaters zu bedeuten haben. Die Gerichtsfrohne haben es mit den Juſtitiarien zu thun, dieſe ſehen durch die Finger und Du kümmerſt Dich um Nichts.“

— „Still davon Freiherr! Ich bitte ſehr darum!“

— „Lieber Victor, ich weiß wie die Juſtitiarien, die Paſtoren, die Schulmeiſter und die Schulzen Dir zugethan ſind. Deine einfache Herzlichkeit macht ſie Dir unterthänig!“

— „Das gehört nicht hierher! Freiherr! Sein Sie nicht ſchlimmer als Brauſewald, deſſen Gebiet die Oeffentlichkeit iſt. Sie haben kein Recht, mir Vorſchriften zu machen, wie ich handeln ſoll. Das weiß ich ſelbſt.“

— „Bei allem dem, muß doch dieſem Skandal ein Ende gemacht werden. Er läßt ſich heute noch im Keime erſticken. Das Buch iſt noch nicht erſchienen!“

— „Wie meinen Sie, daß das angehen könne?“

— „Sehr einfach. Du biſt ein Cavalier!“

— „Ich ſoll mich mit dieſem elenden Schwächling ſchlagen?“ —

— „Das habe ich nicht geſagt. Ein ſolcher Menſch iſt nicht ſatisfactionsfähig. Deshalb würde ich an Deiner Stelle mich nach der Reſidenz begeben, dieſen Menſchen etweder im Theater oder wo er eben zu finden iſt, aufſuchen, um ihm Ohrfeigen zu geben oder meine Reitpeitſche koſten zu laſſen.

— „So würde ich Denjenigen behandeln, der ſich unterſteht, öffentlich des Namens Wuſterode ſich zu bedienen. Für einen einzigen meiner Vornamen, denn ich habe deren ſechs, darf ich ſo nicht auftreten. Wollte ich aber die Sache ernſthaft nehmen, wozu ich durchaus keine Luſt habe, ſo giebt es einen vollkommen ſatisfactionsfähigen Cavalier, an den ich mich zu halten habe, in ſo fern ich ihm dieſe öffentliche Beſchämung verdanke.“

— „Und der wäre?“

— „Niemand anders, als Ihr lieber Sohn Heinreich. Er erſuchte mich, dieſen Brauſewald als einen hülfsbedürftigen Flüchtling aufzunehmen!“

— „Mein Heinrich!“

„Kein Anderer und ich reſpectirte die Empfehlung des Herrn Legationsſecretairs.“

— „Brachte er Dir von Heinrich etwas Schriftliches?“

— „Natürlich erhielt ich etwas Schriftliches von Heinrichs eigener Hand. Ich handle nicht ins Blaue hinein.“

— „Du ſagſt es, Victor! folglich muß ich es glauben, wie ſchwer es mir auch wird. Habe die Gnade mir das Schreiben meines Sohnes vorzulegen.“

Victor hatte eine treues Gedächtniß. Augenblicklich fiel ihm ein, wie Heinrich in jenem Briefe ſich über ſeinen eigenen Vater ausgeſprochen hatte. „Nein Freiherr!“ ſagte er ſehr entſchieden. „Ich hatte meine Urſachen Ihnen bisher alles zu verſchweigen und heute bin ich zwar der Ankläger Heinrichs, allein ſein Angeber bin ich nicht. Kurz, Papa hat ſeine Anordnungen getroffen und ſich zufrieden gegeben und ich kann das Geſchehene nicht ändern. Ich erſuche Sie daher dringend, über dieſe fatale Angelegenheit nie wieder ein Wort zu verlieren.“

In Folge dieſes Geſpräches ermangelte der Freiherr nicht, ſeinem diplomatiſchen Herrn Sohne ſcharfe Reprimanden zu geben und unter Androhung ſeiner väterlichen Ungnade ihm jede Gemeinſchaft mit Brauſewald und anderen Literaten dieſer Farbe zu unterſagen. Heinrich antwortete hierauf, daß bei ſeiner Stellung und bei ſeinem einzigen Beſtreben, Carriere zu machen er ſich unmöglich mit Subjecten dieſes Gelichters befaſſen könne, ſo daß ſein gnädiger Herr Vater feſt überzeugt ſein möge, daß dergleichen nicht zum zweiten Male vorfallen würde.

Das Buch erſchien und man riß ſich darum. Man verſchlang es, und der Federkrieg entſpann ſich. Selbſt Damen höherer Stände nahmen für und wider Parthei. Junge und harmloſe Mädchen waren für den reellen Victor, den anmuthig-vornehmen jungen Landphiloſophen; während ältere und anſpruchsvollere Damen den imaginären Victor behaupteten, dem Brauſewald einen unverdienten Ruf geſchaffen, indem er eine galante Schilderung von ihm entwarf, welche leider nur eben ſo wenig dem Urbilde glich, wie ein übertrieben geſchmeicheltes Portrait einem häßlichen Mädchen, welches fur eine Schönheit ausgegeben werden ſoll.

Letztere Parthei gewann täglich neue Vortheile und ſchien endlich ſogar ein entſchiedenes Uebergewicht zu erlangen; denn das Gerede ging: daß auf den ſämmtlichen Wuſterodiſchen Gütern alle deutſche Zeitungen verboten wären, aus keinem weiteren Grunde, als weil ſie den Namen „Victor" zu oft enthielten, den Namen des zukünftigen Erben und Majoratsherrn. Man wußte nicht was man davon denken ſollte. War das Scherz oder Ernſt; eine Ente oder eine mauvaise plaisanterie. Welch ein ſtupider Adelſtolz, welch ein Zopfhochmuth; welche bäuriſche Vornehmheit verfällt noch heutigen Tages auf derartige Zwangsmaßregeln? Wenigſtens ein Damenphiloſoph darf ſich ſo nicht benehmen und der reelle Victor hatte ſich in dieſem Falle, als ein verſteckter in ſeinem Stolz verdummter Krautjunker unmöglich gemacht.

Zum Glücke rührten aber dieſe Gerüchte von keinen anderen her, als von dem Legationsſecretair von Hartung, dem größten Windbeutel der Reſidenz, von dem man wußte, daß er niemals ein wahres Wort ſagte.

V.

Heute frühſtückte er mit mehreren Cavalieren ſeines Alters und Leon de St. Pardoux, Sohn des franzöſiſchen Geſandten fragte ihn:

„Heinrich! Wuſterode iſt Dein Gutsnachbar, Dein Jugendfreund, Ihr ſeid zuſammen aufgewachſen, kannſt

Du Deine Cavalierparole verpfänden, daß auf dem wuſterobiſchen Territorium alle Zeitungen verboten?

— „Ich habe meine Cavalierparole für Ehrenſachen, aber nicht für Preßangelegenheiten. Mein Vater hat es mir gemeldet und wem das nicht genügt, der begebe ſich an Ort und Stelle, um ſich augenſcheinlich zu überzeugen."

— „So viel iſt an der ganzen Sache nicht gelegen. Man ſpricht darüber, das iſt Alles."

— „Es iſt immer noch zu viel, denn das kann ich Euch ſagen, daß die Wuſterobiſchen Waldungen und Steppen noch weit ennuyanter ſind als die ganze deutſche Literatur."

— „Du biſt alſo für den imaginairen Victor?"

— „In Wahrheit, ich weiß es nicht, und ich ſage allemal die Wahrheit wo ich nichts weiß. Ich will die Wahrheit herausbringen, ich will den gordiſchen Knoten unſerer philoſophiſchen Kritik löſen, ohne ihn wie Alexander Magnus zu zerhauen, ſondern nur auf dem Wege der Diplomatie."

— „Wie willſt Du das anfangen?"

— „Die Diplomatie hat ein Univerſalmittel: die Lüge. — Shakeſpeare ſagt in ſeinem Hamlet: um den Wahrheitskarpfen zu angeln, muß man den Lügenköder auswerfen — um dieſes Ausſpruchs willen verehre ich den Shakespeare. Leider hatte er einmal die klägliche Monomanie, Bühnendichter ſein zu wollen. Schade um ihn. Wer ſolch' einen Ausſpruch fällt, hätte auch Diplomat ſein können. In zweifelhaften Fällen muß man die Unwahrſcheinlichkeit bis aufs Aeußerſte vertheidigen, um die träge Wahrheit zu reizen und dahin zu bringen, ſich einmal ihres Rechtes zu bedienen. — Wer hat Luſt Zehn gegen Eins zu wetten, daß ich die Wahrheit herausbringe. — Zehn gegen eins, denn ich riskire ein Duell dabei. Wuſterode läßt nicht mit ſich ſpaßen und ich bin ſchon ernſtlich vor ihm gewarnt worden! —"

— „Vierzig Flaſchen Champagner gegen vier,“ rief St. Pardour.

— „Allen Reſpect vor dem Keller der franzöſiſchen Geſandtſchaft. Das aber bleibe Privatſache zwiſchen Leon und mir. Ich habe es nicht ſo gemeint. Wir ſind unſerer Elf. Ich bin einer gegen Zehn. Verliere ich, ſo gebe ich ein Frühſtück für uns Elf. Und die andern Herren geben, falls ich gewinne, ein jeglicher ein Frühſtück zu elf Couverts.“

Die Wette wurde mit Jubel angenommen und Heinrich überſandte ſeinem Jugendfreunde Victor ein Exemplar der Damenphiloſophie, begleitet mit folgendem Schreiben.

„Mein wackerer Spielkamarad!“

„Ich habe Dir ſtets geſagt, daß Du Geiſt haſt, aber keinen Gebrauch davon zu machen verſtehſt. Ich wünſche Dir Glück zu Deiner, in Gemeinſchaft mit Brauſewald verfaßten Damenphiloſophie und bin ſtolz darauf, dieſe Verbindung geſtiftet zu haben. Du ſollteſt aber auch Dein Autorglück, welches Du mir verdankſt, gebührendermaßen benutzen. Parbleu! mein ſchöner, reicher und mächtiger Cavalier, Du biſt jetzt eine Tagescelebrität, ein philoſophiſcher Löwe, für Damen ſogar, und fährſt fort auf Deinen Gütern den Krautjunker zu ſpielen? — Thorheit und kein Ende. Thu Geld in Deinen Beutel, mein Junge und komm hierher. Ueberlaſſe Dich getroſt meiner Leitung. Ich werde Dir jederzeit mit gutem Beiſpiel vorangehen und die letzte Hand an Deine Erziehung legen, um einen Don Juan, einen Manfred, einen Vampyr oder irgend ein anderes faſhionabeles Ungeheuer aus Dir zu machen.

Dein Heinrich.“

10.

Der Vornehme will nur für ſich und ſeines Gleichen leben. Er haſſet jegliches Aufſehen und vermeidet es, die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Beim erſten Blick auf den äußeren Umſchlag gewahrte

Victor ſeinen Namen in inniger Eintracht und Geiſtesverwandtſchaft neben dem Brauſewalds prangen und ſein Cavalierſtolz erwachte, ſein ariſtokratiſches Blut empörte ſich. In ſeiner erſten zornigen Aufwallung wollte er das Buch zerreißen. Beſann ſich aber, daß ſolch ein Gebahren ſeiner nicht würdig ſei und es thöricht wäre, an paſſivem Druckpapier ſeinen Muth zu fühlen.

Er ſchlug daher das verhaßte Buch wieder in dieſelben Hüllen ein, in welchen er es erhalten hatte, um es an den Abſender zurückgeben zu laſſen, und fügte folgende Zeilen hinzu:

„Heinrich!

Dein Vater wird Dir hoffentlich gemeldet haben, daß ich von der abſcheulichen Damenphiloſophie nichts wiſſen will. Ich bin damit zum Ueberdruße ſchon beläſtigt worden. Ich begreife auch Deine Dreiſtigkeit nicht, dieſes Buches und ſeines Verfaſſers ſchriftlich gegen mich zu erwähnen, zumal ich einen Brief von Dir in Händen habe, ich welchem Du Dich entſchuldigſt, mir dieſen armſeligen Flüchtling zu empfehlen und in welchem Du Deines Vaters in Ausdrücken erwähnſt, die ihn ſehr wider Dich aufbringen müſſen. Ich würde Dich ſolch einer Behandlung halber ernſthaft zu Rede ſtellen. Allein es ſcheint mir und ich glaube es aus dieſem Briefe zu erſehen, daß Du Dich in unzurechnungsfähigem Zuſtande befandeſt, als Du ihn mir ſchriebſt. Bitte mich ferner mit Deinen metropolitiſchen Weinlaunen nicht zu incomodiren; denn ein für allemal, werde ich Deine ferneren Zuſchriften dieſer Art unbeantwortet laſſen.

Victor.“

Armer Victor! Edler Schüler Deiner ſelbſt! Anmuthiger Damenphiloſoph! So vornehm darf man die öffentliche Meinung nicht abfertigen. Erſt prüfen! Dann Recht haben! — Dann erſt ſein Recht geltend machen. — Niemals a priori verachten. — Man iſt kein Vogel! Strauß, der die Augen zukneift, um nichts Fatales zu

Geſichte zu bekommen. — Wer im vollen Bewußtſein ſeiner Rechtſchaffenheit und Treue den Machinationen der Preſſe in paſſiver Vornehmheit blindlings den Rücken wendet, läuft Gefahr ein Opfer der Machinationen des eben ſo paſſiven und blinden Druckpapiers zu werden.

11.

Das eigenhändige Schreiben des Grafen Wuſterode hob jeden Zweifel auf und Leon de St. Pardoux ſagte:

„Hartung hat ſeine Wette mit Glanz gewonnen. Er hat ein Duell nicht nur riskirt, es iſt nach dieſem Briefe ſogar unausbleiblich."

„Herr v. Pardor," fragte Heinrich ſtolz. „Beliebt es Ihnen mir vorzuſchreiben, wie ich Ehrenſachen anzuſehen habe?"

— „Wer ſeine Meinung ſagt, giebt keine Vorſchriften."

„Meine Herren!" rief Heinrich. „Erſt Ihren Wetten genügen und dann Meinungen ſagen. — Ich mache aus dieſem Briefe kein Geheimniß, ich gebe ihn jedermann, dem daran liegt, in Händen. Das iſt die Genugthuung, die ich meinem Freunde ſchuldig bin, keine Andere. Und er ſelbſt iſt es, der dieſe Sache nicht ernſthaft genommen wiſſen will.

12.

An einen wirklichen Victor war jetzt nicht mehr zu denken. Die ganze bisherige ſchon ſehr geſchwächte Parthei ſah ſich zum ewigen Stillſchweigen verwieſen, während die Imaginären laut triumphirten und nicht unterließen, auf ein gewiſſes Handſchreiben eines reellen Victors an einen jungen Edelmann in der Reſidenz anzuſpielen. Weiter durften ſie in der Oeffentlichkeit nicht gehen, weshalb ſie ſich, in Betreff des Weiteren, auch wieder in ihren ſich ſelbſt lebenden Mantel der Discretion verhüllten.

Der Federkrieg ſchien beendet, die Imaginären mußten die Waffen ſtrecken und elf junge Edelleute, theils Diplomaten, theils Offiziere, beſiegelten den ewigen Frieden durch zehn coloſſale Frühſtücke. Das glänzendſte fand im Hotel des franzöſiſchen Geſandten ſtatt und währte zwölf Stunden. Nicht allein vierzig Flaſchen Champagner wurden geleert, ſondern der franzöſiſche Geſandtſchaftskeller beinahe auf's Aeußerſte forcirt.

13.

Dennoch ſchlummerten gefährliche Funken unter der Aſche, die nur eines leiſes Hauches bedurften, um einmal noch zu guter Letzt lichterloh aufzuflackern.

Der reelle Victor hatte nur noch einen einzigen Anhänger, oder vielmehr Anhängerin, denn ſolch eine Beharrlichkeit findet ſich ſelten bei Männern. Es war Bertha, der Engel von Cocus obſcür.

In den adligen Fräulein-Kreiſen, die ihr zugänglich waren, vermochte nur Pauline de St. Pardoux an Witz und Scharfſinn es mit ihr aufzunehmen. Das Frühſtück, welches ihr Bruder Leon zur Feier des imaginären Victor gegeben und welches den Weinkeller ihres Vaters ſo bedeutend angegriffen hatte, kann ihr vielleicht zur Entſchuldigung dienen, wenn ſie heute eine zu eifrige und reizbare Widerſacherin Bertha's war.

„Kein Wort mehr, meine Liebe,“ rief ſie, „die Sache iſt jetzt entſchieden.“

„Keineswegs!“ erwiderte Bertha, „der Legationsſecretair von Hartung iſt mehr Diplomat als Gewährsmann!“

— „Aber er hat Handſchrift und Siegel des Grafen aufgezeigt. Hältſt Du Hartung für fähig, Handſchrift und Siegel zu fälſchen?“

— „Habe ich das behauptet?“

— „Frag' Deinen Vater, was eine Wuſterow'ſche Unterſchrift und ſein hochgräfliches Siegel werth ſind. Und ſagt er: Sie ſind gut, ſo wirſt Du nicht widerſprechen!“

— „Ich kenne weder die wuſterow'ſche Unterſchrift noch das hochgräfliche Wappen. Ich habe auch niemals behauptet, daß Victor, der Damenphiloſoph, ein Graf Wuſterode ſein müſſe!"

— „Das haſt Du nicht behauptet?"

— „Niemals! Kenne ich ihn?"

— „Was alſo behaupteſt Du?"

— Ich folge meiner Ueberzeugung. Victor, der Damenphiloſoph, mag Jedermann ſein. Sei er, wer er wollte. Nur ein einziger iſt es nicht, nämlich Brauſewald.

Das war ein Gedanke auf den bisher noch Niemand gefallen war. Nur hatte er für den Augenblick noch keinen Halt und es entſtand eine Pauſe, um dieſe neue Anſicht in Ueberlegung zu ziehen. Adele, eine hochgewachſene Generalstochter begann:

„Bertha, Du haſt Dich jetzt mit Deiner Ueberzeugung in eine reſpektable Schanze geworfen, ſo daß Du möglicherweiſe Dich in Deiner feſten Stellung behaupten kannſt. Alſo nimm Dich zuſammen, indem Du mir Rede ſtehſt. — Weder kann Dein Victor nicht auf Rechnung eines anerkannten beliebten Schriftſtellers kommen und muß eine anderweitige beliebige Perſon ſein!"

— „Weil dieſer Victor, ſei er wer er wolle, mir aus der Seele ſpricht: und weil ich ſeine Gedanken zu den Meinigen gemacht habe. Wer kann mir abſtreiten, daß ich wirklich bin? Da ich mir nun ſeine Gedanken angeeignet, die er vor mir gehegt hat: muß er zuvor für wirklich gelten, ehe ich darauf Anſpruch habe."

— „Und dieſe Gedanken, die Du Dir anzueignen beliebteſt, können nicht von Brauſewald herrühren?"

— „Von jedem Anderen, nur von ihm nicht. Victor erſchließt mir eine lichte Welt voll erhabener beſeligender Gedanken, die mich aufklären über Gott, Natur und mich ſelbſt. Was hingegen Brauſewald ſagt, iſt mir theils unverſtändlich, ſo daß ich damit nichts anzufangen weiß; theils aber auch ſo verſtändlich, daß ich wünſche es niemals geleſen zu haben. Victor ſchwärmt für Ideen; Brauſewald verhöhnt ſie und wem das Heilige heilig iſt, der wird es nicht verhöhnen, und wer das Heilige verhöhnt, dem iſt nichts heilig. Mithin hat dieſes Buch zweierlei Verfaſſer."

— „Eine ſchöne Folgerung," nahm Pauline wieder das Wort. „Ein dramatiſcher Dichter ſagt in einem Athem allerlei Heiliges und Gottloſes, Erhabenes und Komiſches, Edles und Gemeines."

— „Seine Manier aber bleibt dieſelbe."

— „Komödienzettel machen dreißig Perſonen namhaft, die alle dreißig, in dreißig verſchiedenen Stylen reden. Muß ein dramatiſcher Dichter alſo neun und zwanzig Mitarbeiter haben, um ein Drama von dreißig Perſonen zu Stande zu bringen?

— „Es ſind Aufgaben für dreißig verſchiedene Schauſpieler, aber für ein und daſſelbe Publicum. Victor ſchreibt für Töchter von guter Erziehung und Brauſewald ſchreibt nicht für Töchter von guter Erziehung. Alſo iſt die Philoſophie für Damen nicht für ein und daſſelbe Publicum."

Pauline wurde heftig: „Bertha! Wir ſind Gott ſei Dank aus der Schule und unſere gute Erziehung iſt vollendet."

— „Wir haben uns aber von unſerer Erziehung noch nicht losgeſagt." —

— „Aber wir brauchen Dich nicht dazu. Schreib doch ſelbſt Bücher für Töchter von guter Erziehung. Hoffähig biſt Du nicht. Allein der liebe Gott ſorgt für alle ſeine Geſchöpfe. Werde ein Blauſtrumpf! Dazu taugſt Du!"

— „Ich kann alle Tage hoffähig werden. Ich brauche nur einen Cavalier zu heirathen."

— „So heirathe einen Cavalier, werde hoffähig! ich gönne es Dir."

— „An Beiden iſt mir zu wenig gelegen."

— „Bewege doch Deinen Vater ſich ein Adelsdiplom zu kaufen. Er hat ja Geld genug!"

— „Das ſagt mir eine Franzöſin? In Frankreich nimmt man ſich den Adel umſonſt. Warum ſoll man ihn in Deutſchland für Geld kaufen."

— „Reſpect vor dem Adel Mademoiſelle," rief Adele, die hochgewachſene Generalstochter. „Mein Vater hat ſich ſeinen Adel auf dem Schlachtfelde erworben."

— „Es iſt nicht die Rede von dem, was Dein Vater erworben hat, ſondern was mein Vater erkaufen ſoll."

— „So ſpricht eine ungezogene Bürgerdirne."

— „Adele! Es iſt nicht edelmüthig von Dir mich zu beleidigen, während ich mich gegen Pauline vertheidige."

— „Mademoiſelle! Wenn ich Sie beleidigt habe, ſo bin ich bereit Ihnen Satisfaction zu geben."

— „Auf Nadel und Scheere? Das ſind die Waffen die ich führe und ich fürchte ſie ſind Deiner nicht würdig."

— „Meine Damen!" nahm ein älteres verſtändiges Fräulein, eine Stiftsdame das Wort: „Der Streit fängt an ins Lächerliche auszuarten. Liebe Adele! wir ſind nicht alle Soldatentöchter, wir können nicht alle reiten und ſchießen. Und was Dich betrifft liebe Bertha, ſo mußt Du Dich ebenfalls mäßigen. Wir ſind nicht alle Bürgertöchter!"

— „Die Bürgerstochter hat einen geiſtreichen Cavalier, wider die Verkennung adliger Fräuleine zu vertheidigen ſich bemüht, und verdient deshalb keine Zurechtweiſung."

— „Sie will aber immer das letzte Wort behalten."

— „Und hat ſich kein Urtheil über Cavaliere zu erlauben;" rief die gereizte Pauline. „Die Comptoiriſten, Makler, Börſenmänner und Commis voyageurs, die Dein Vater Sonntags auf coeur obſcür bewirthet und die penſionirten Militairs, die er mit Vorſchüſſen ruinirt, mögen Herren ſein, aber Cavaliere ſind ſie nicht."

— „Es iſt gut!" ſagte Bertha tief gekränkt. „Ich habe längſt gefühlt, daß es einmal dahin kommen könnte. Ich wagte nur nicht es mir einzugeſtehen.

So ſei es denn! Ich habe keine Jugendfreundinnen mehr.“

Sie erhob ſich, verlangte ihren Wagen und ging ungeachtet alles Zuredens.

13.

„Ich habe mich mit Bertha Ruland gezankt, aber ſie hat uns alle outragirt.“

— „Du hätteſt es bleiben laſſen ſollen, der Finanzrath kann Deinem Vater jetzt ſehr nützlich ſein!“

— „Leider dachte ich nicht daran und ſprach von penſionirten Militairs, welche er mit Vorſchüſſen ruinirt.“

— „O meine Tochter! das ſind unglückliche Worte. Der Banquier iſt eitel und rachſüchtig.“

— „Sie ſind mir einmal entfahren und es thut mir leid, nicht weil es Folgen haben könnte. Nein! Bertha ſagt dergleichen zu Hauſe nicht wieder. Auf ihre Eltern läßt ſie zwar nichts kommen, ſie hinterbringt ihnen aber auch nicht was ſie ärgern und verdrießen könnte. Nein, Bertha klatſcht nicht, ſie macht keine Aufhetzereien und ich werde die erſte Gelegenheit benutzen mich wieder mit ihr zu verſöhnen.“

Bertha brachte die nächſten Tage damit zu, Victors Reden in jenem Buche auf feinem Velin ſauber abzuſchreiben und ſandte das zierliche Heftchen zum Buchbinder, um es prächtig einbinden zu laſſen. Sie erhielt es zurück und fand den Einband geſchmackvoll und elegant. Sie durchlas es und erſtaunte. Jetzt fügte ſich alles ſonnenklar und wie von ſelbſt zu einem ſchönen Ganzen, welches ihren heimlichſten Wünſchen, Träumen und Neigungen entſprach: „Ich habe demnach Recht!“ rief ſie mit ſtolzem Selbſtgefühl; „einer ganzen Welt zum Trotze!“ Und ſchrieb mit kalligraphiſcher Hand auf das erſte Blatt ihres lieben Büchleins: „Victors Philoſophie für Damen, ausgezogen von Bertha Ruland.“ Hierauf klingelte ſie, beſtellte ein

Feuerbecken und ließ die Kohlen anfachen. Dann zerriß ſie die Philoſophie für Damen und übergab ſie den Flammen.

14.

Wenige Tage ſpäter brachte ein Reſidenzblatt: Die Zwickmühle, Freunden eines harmloſen Humors gewidmet, vom Philoſophiſchen Zwickmüller-Verein.

„Immer noch giebt es hochgebildete und geiſtreiche Damen, die ſich den reellen Victor nicht nehmen laſſen. In einem ariſtokratiſchen Kreiſe junger Mädchen behauptete kürzlich eine reiche Erbin, die wir nicht näher bezeichnen dürfen als einen Engel an Witz und Geſtalt, daß: wenn auch die bisher dafür geltende Perſönlichkeit, laut ihrer eigenen Erklärung, nicht mehr dafür zu halten ſei, die mögliche Exiſtenz einer anderen Perſon, welche dieſer reelle Victor iſt, dadurch auf keine Weiſe beſtritten wird. — Allein wer iſt dieſe unbekannte Literaturgröße; dieſer X minus Brauſewald in der Damenphiloſophie. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß dieſer öffentlichen Myſtification, nachdem ſie ſchon ſo viel Papier, Druckerſchwärze und Champagnerfrühſtücke verſchlungen hat, ſich endlich einmal aufkläre. — Ein Cavalier muß galant ſein. Vornehme junge Damen wünſchen zu wiſſen, wer der reelle Victor iſt; ein Engel vertheidigt ihn, und Frauen ſind neugierig. — Iſt es daher galant von einem Cavalier ſie unaufhörlich und vergebens rathen zu laſſen, und rückſichtslos fortzufahren obſcur zu bleiben. Fühlt ſich derſelbe zu dieſem ungalanten öffentlichen Benehmen vermöge ſeiner Philoſophie berechtigt, ſo iſt das wenigſtens keine Damenphiloſophie, und eine Cavalierphiloſophie noch viel weniger. Im Gleichen hat Herr Brauſewald lange genug durch vornehmes Schweigen, mit dieſer öffentlich übernommenen Pathenſchaft ſich groß gethan. Es iſt endlich Zeit ſich über die beſſere Hälfte ſeiner damenphiloſophiſchen Autorſchaft perſönlich zu erklären.“

15.

Mit dieſer Nummer der Zwickmühle trat die Räthin zu ihrer Tochter.

— „Bertha, Du ängſtigſt mich. Lies dieſen Artikel. Ich fürchte er ſpielt auf Dich an, weil Du den reellen Victor ſo auffallend behaupteſt, daß öffentliche Blätter ſich endlich veranlaßt ſehen, Notiz davon zu nehmen. Das kann Dir nicht zur Ehre gereichen!“

— „Mama,“ ſagte Bertha, nachdem ſie geleſen. „Das iſt ſo böſe nicht gemeint. Graf St. Pardoux ſieht alle Redacteure und Journaliſten bei ſich und dieſen Artikel hat niemand anders beſtellt als Pauline, um die Unartigkeiten, die ſie mir ins Angeſicht ſagte, durch öffentliche Artigkeiten wieder gut zu machen.“

— „Du haſt Dich mit ihr entzweit?“

— „Mit allen!“

— „War das neulich als Du ſo früh nach Hauſe kamſt?“

— „Ja Mama.“

— „Und ſeit dem nahmſt Du deshalb keine Einladungen wieder an.“

— „Ja! Mama!“

— „Und warum verheimlichſt Du mir das; und ich muß es erſt aus öffentlichen Blättern erfahren?“

— „Meine Mitelevinnen gönnen mir keine Meinung mehr, weil ich kein gnädiges Fräulein bin. Sie ſind noch ganz wie vor zehn Jahren und haben nichts gelernt und nichts vergeſſen. Denn wenn man ſich der Mühe überhebt etwas zu lernen, erſpart man nachmals auch die Mühe, etwas zu vergeſſen.“

— „Bertha! Es ſind die einzigen Kreiſe, die Dir offen ſtehen, um die Welt kennen zu lernen.“

— „Erſt ſoll man ſich ſelbſt kennen lernen; nachher die Welt.“

— „Das ſchmeckt ſchon wieder ſehr nach Damenphiloſophie!“

— „Mama! Daher iſt es auch.“

— „Bertha! Du betrübſt mich. Dieſes Buch fürchte ich macht Dich excentriſch und überſpannt.“

— „Mama! Ich bin doch eine junge Dame.“

— „Ohne Zweifel.“

— „Und braucht nicht eine junge Dame ein wenig Philoſophie fürs Leben?“

— „Sehr viel mein Kind, zumal bei Deinen Fähigkeiten und Anſprüchen.“

„Nun Mama! Siehſt Du. Philoſophie für Damen iſt nirgend beſſer zu haben als in der Philoſophie für Damen.“ Sie holte ihr koſtbar gebundenes Heftchen und reichte es ihrer Mutter. — „Dieſen Auszug davon habe ich gemacht, durchlies ihn; ich habe weiter nichts hinzuzufügen, als Mama: dies iſt Deine Bertha! Und findeſt Du etwas Excentriſches und Ueberſpanntes darin, nun, ſo gieb mir Warnung, guten Rath und Lehre. Ich werde Deine gehorſame Tochter ſein.“

— „Meine liebe Bertha, ich fürchte nichts für Dich. Du biſt viel zu gut geartet um Deinen Eltern Kummer zu machen.“ Und zärtlich umarmte ſie die liebenswürdige Tochter und ließ ihr das theure Büchlein. Sie wollte es gar nicht leſen.

16.

Statt aller Antwort auf die in der Zwickmühle erſchienene Aufforderung, welche in einige Zeitungen wörtlich überging, in anderen weitläufig beſprochen wurde, kündigte Brauſewald eine zweite unveränderte Auflage der Damenphiloſophie an mit der Deviſe: „Kritiker, ich habe das Meine gethan, thut Ihr das Eure.“ Dieſe faſt lächerliche Dreiſtigkeit erreichte ihr erwünſchtes Ziel und ward mit dem ſchönſten Erfolg gekrönt. Der Federkrieg entſpann ſich von Neuem und die Meiſten ſtanden im Vortheil. Sie hatten ein erweitertes Terrain gewonnen, denn der reiſe Victor war nicht mehr eine einzige muthmaßliche Perſon, ſondern konnte jedermann ſein.

Die Imaginären beſtritten das lebhaft, und der Zeitſpiegel, ihr Hauptorgan, brachte Folgendes:

„Man duldet und leidet für ſeine Ideen, opfert ihnen Wohlfahrt und Leben und wird um ihretwillen zum Märtyrer. Aber man verleugnet ſie nicht, verachtet nicht die Lorbeern, die eine ganze Nation dem edlen Denker darbietet, und gönnet ſeinen ſelbſterworbenen Ruhm keinem Fremden. Lord Byron war vom höchſten Adel und veröffentlichte ſeine Verſe. Walter Scott, der lange genug der große Unbekannte war, legte doch endlich ſein Incognito ab. Welch ein Deutſcher Cavalier vermag ſo John Bullmäßig excluſiv zu ſein, um zu ſagen: „Ich denke für mich ganz allein, ich bin für mich ganz allein auf der Welt." Mag der Britte auf ſeinem vom Continent geſonderten Eiland einmal auf den Einfall kommen zu ſagen, meine Nation iſt ein freies Ganzes, ich ſelbſt will ebenfalls ein freies Ganzes ſein. Sein nationales Bewußtſein motivirt einigermaßen dieſen Spleen. Ein Deutſcher aber, ſei er König oder Bettler, kann es nicht ſagen. Der Fürſt nicht, denn er hat ſeinen Bundestag, der Cavalier nicht, denn er hat ſeinen Fürſten und am wenigſten darf der deutſche Philoſoph, als Individuum es ſagen, denn die deutſche Nation iſt kein wirkliches Ganzes. Sie iſt eine ideelle, eine philoſophiſche Nation, verbunden nur durch Sprache, Wiſſenſchaft und Preſſe. Das national deutſche Selbſt iſt nur ein Ideelles; die vollkommene philoſophiſche Unabhängigkeit eines Individuums ebenfalls nur ein Gedanke. Ein Auctor alſo, welcher denkt, ſonſt aber durchaus nicht wahrnehmbar iſt, kann nur in der Imagination exiſtiren."

Unglücklicherweiſe aber hatte ſich die Zwickmühle in dieſen Streit gemiſcht und die gelehrten Zwickmüller pflegten gern die Ausſprüche ihres Blättchens in größeren Journalen breit zu treten. Die Zwickmühle erlaubte ſich bei dieſer Gelegenheit die Preisfrage aufzuwerfen: „Giebt es in Deutſchland keine Lumpengenies, die untergegangen im Elend, ſich mit Anſtand nicht mehr in der Oeffentlichkeit behaupten können und daher alle Urſache haben, ſie zu meiden? Kann nicht ein faſhionabler Schriftſteller ſolch ein verdorbenes Winkelgenie ausgeſtöbert haben, um ihm ſeine ſittliche Schnappsbegeiſterung für ein Spottgeld abzukaufen und ſie mit Glanz und Anſtand in der Oeffentlichkeit zu vertreten.“

Unmöglich konnte dieſe Frage ernſthaft gemeint ſein. Allein man verſtand den Spaß und fand es beluſtigend, daß ein ſo lange mit ſtrengem Ernſt geführter Federkrieg endlich ins Lächerliche gezogen wurde.

Die Imaginären ließen kläglicherweiſe den Spott ſich gefallen und nahmen ihn in aller Stille hin.

Aber eine gekrönte Preisantwort erſchien und dem ſcharfſinnigen Auflöſer des Problems ward, da die Zwickmühle zu einer ewigen Fortdauer eingerichtet ſei, ein Freiexemplar für ewige Zeiten zuerkannt; dermaßen daß dieſes Beneficium auf Kinder und Kindes-Kinder, bis zu den letzten Nachkömmlingen zu vererben ſei.

Die Antwort lautete:

„Hat ein faſhionabel freiſinniger Schriftſteller eine Zeitlang ſchweigend den Argwohn hingenommen: ſich mit hochariſtokratiſchen Cavalierfedern geſchmückt zu haben; ſo iſt demſelben abgeſehen von ſeinem Faſhionablete und nur im Betracht ſeiner Freiſinnigkeit ebenfalls zuzumuthen, daß er eben ſo gut im Stande iſt mit den Federn eines plebejen Bettelgenies zu prunken. Und ſollte irgend ein vornehmer Cavalier, verſteht ſich privatim, jede Gemeinſchaft mit einem faſhionablen Literaten desavouirt haben; ſo möge auch einmal ein faſhionabler Literat, verſteht ſich öffentlich, jede Verbindung mit einer reſpectirlichen Winkelcapacität desavouiren. Bis dahin möge die hier ausgeſprochene Anſicht als plauſibel gelten.“

Dieſe blinden Angriffe nöthigten endlich die Imaginären, die Waffen wieder aufzunehmen. Indeß ließen ſie ſich nicht geradezu auf die handgreiflichen Anſpielungen ein, ſondern begnügten ſich in hochtönenden Phraſen zu beklagen, daß ein Verein ungezogener und vorwitziger Krakeeler ſich unterfinge die Ehre deutſcher Autoren und die Würde der Preſſe zu ſchänden.

Die Zwickmüller rächten ſich dafür durch Enthüllungen, in wie fern es faſhionabel freiſinnige Literaten geben könne, die nicht echt in der Farbe befunden würden. — Sie hatten die Lacher auf ihrer Seite, während die Imaginären, je würdiger und moraliſcher ſie ſeufzten, nur um ſo mehr ſich ihrem Geſpötte ausſetzten.

Es war kein Federkrieg mehr, es war ein Literaturſkandal, welcher aber, ſo wie zahlreich erſcheinende Parodien auf den Werth einer Tragödie erſt recht aufmerkſam machen, die Popularität der Damenphiloſophie nur ſteigerte.

Die Oeffentlichkeit war das Element, in welchem Brauſewald heimiſch war und ſich mit ſchlauer Meiſterſchaft zu benehmen wußte. Er verharrte daher, ſeines Vortheils kundig, bei ſeinem bisher beobachteten geheimnißvollen Schweigen, denn je mehr man ihn jetzt verkleinerte, um ſo mehr verbreitete ſich ſein Werk.

17.

Der Freiherr Hartung auf Hartenſtein beſchäftigte ſich in ſeinen Mußeſtunden mit der Lektüre ſeiner Lieblingsjournale, wodurch er ſich häufig in den Stand geſetzt ſah, ſeinen Nebenmenſchen mit gutem Rath und Lehre beizuſtehen. Er trat zu Victor.

— „Mein junger Freund! Du haſt Dir zwar verbeten über eine gewiſſe Angelegenheit je wieder ein Wort zu hören. Nun wohl! Ich kann ſchweigen. Allein die Oeffentlichkeit ſchreit mit tauſend Zungen und Du lieſt keine Zeitungen.“

— „Freiherr! Ich weiß wovon Sie reden. Allein was kann ich thun, mein alter, kränklicher Vater hat glücklicherweiſe ſich ſelbſt von allem abgeſperrt, und lüfte ich den Schleier, ſo verurſache ich ihm Aerger und Betrübniß.“

— „Ich habe Deinethalben an meinen Heinrich geſchrieben und ſeine Antwort erhalten. Ich habe den Brief bei mir — hör' nur.“

Er zog einen Brief hervor und las:

„Nimm alſo vorlieb mit den Neuigkeiten, die ich Dir aus denjenigen Kreiſen melde, in welchen ich Habitué bin. Mit Literaten und der Literatur befaſſe ich mich jetzt gar nicht mehr. Sollteſt Du daher die Inſtructionen, die Du mir einmal in gerechter väterlicher Ungnade ertheilt haſt, heute wieder zurücknehmen wollen, ſo würde mir das, aufrichtig geſagt, einigermaßen unangenehm ſein — der arme Victor! Leider habe ich dieſen Scandal ihm eingebrockt. Aber, Selbſt iſt der Mann und ohne ſeinen Wunſch und Willen darf ich mich in dieſe Angelegenheit, ſo weit ſie ihn angeht, nicht miſchen. Was vermag auch ein Einzelner wider die Oeffentlichkeit. Sprich Du mit ihm. Suche ihn zu überreden, daß er nach der Reſidenz kömmt. Ich werde ihn mit mehreren jungen Cavalieren bekannt machen. Dann wollen wir gemeinſchaftlich Braunewald aufſuchen, zur Rede ſtellen und ihm eine bündige Erklärung abfordern. Weigert er ſich, ſo wird er auf eine Weiſe behandelt, daß er ſich wenigſtens in beſtimmten Kreiſen ferner nicht darf blicken laſſen.“

— „Es wäre das Beſte,“ meinte Victor, „allein was wird mein geſtrenger Herr Papa dazu ſagen, wenn ich verreiſen will und Alles hier ſtehen und liegen laſſe?“

— „Doch nur auf einige Tage.“

— „Meine drei älteren Brüder ſind auf dem Schlachtfelde geblieben, es iſt ihm nicht zu verargen, daß er ſeinen jüngſten und letzten Sohn ſtets um ſich haben will.“

— „Sollte ſich gar kein Vorwand erſinnen laſſen?“

— „Ich hoffe es.“

— „Ich gebe Dir einen offenen Brief an meinen Heinrich mit, um meine väterlichen Befehle ihm kund zu thun.“

19.

Auf Coeur obſcur fuhr eine Equipage vor mit Wappen und Livree des franzöſiſchen Geſandten. Pauline ſtieg aus und die Räthin empfing ſie.

— „Madame, ich bedaure ſo früh zu incommodiren. Doch habe ich wichtige Neuigkeiten für Mademoiſelle Bertha, die ich in Perſon überbringen muß.“

— „Zu viel Gnade! Nehmen Sie Platz. Bertha ſoll gleich erſcheinen.“

Eben wollte ſie klingeln: Aber Bertha hatte ſchon die wohlbekannte Equipage vorfahren und Pauline ausſteigen ſehen, ſie kam, nahte ſich Pauline, reichte ihr freundlich die Hand und rief: „Willkommen!“

„Du zürnſt mir alſo nicht mehr?“

— „Ich habe Dir niemals gezürnt und nun gar, wo Du ſelbſt kommſt —“

„Ich muß wohl, denn Du läßt Dich nirgends mehr finden. Du haſt uns alle in den Bann gethan. — Ich bringe Dir eine wichtige Neuigkeit, welche Dir vielleicht willkommner ſein wird als ich.“

— „Das bezweifle ich!“

— „Er iſt da?“

„Wer?“

— „Rathe!“

— „Auf wen ſoll ich rathen?“

— „Der Damenphiloſoph!“

— „Nach der neueſten Philoſophie weiß man nicht mehr, wer er iſt.“

— „Wenn ich es Dir ſage, ſo ſchenkſt Du mir vielleicht keinen Glauben. Ein anderes iſt es, wenn ich es Dir ſchwarz auf weiß zeige. Darum habe ich die Fremdenliſte mitgebracht. Lies ſelbſt.“

Bertha las: Angekommene Fremde: Victor, Graf von Wüſterode Hohenbrück u. ſ. w. kommt von ſeinen gleichnamigen Gütern, reiſt dazu zurück in Privatangelegenheiten."

Pauline fuhr fort: „Er war geſtern mit meinem Bruder und von Hartung im Theater. Ein blühend ſchöner Cavalier. Aber das iſt alles. Als er in die Loge trat, machte ſeine hohe ſchlanke Figur Aufſehen und eine gute Zeit lang waren Blicke und Augengläſer auf ihn gerichtet. — Mit einem Male ſpringt er auf und ſagt zu Leon und Hartung: ‚Entſchuldigen Sie mich, meine Herren. Ich halte es nicht länger aus.‘ Und ſomit verläßt er die Loge. Beide gehen ihm nach und fragen was ihm fehlt. — ‚Lieber will ich auf hundert Schritte auf mich ſchießen laſſen, als dieſes dreiſte Angaffen länger ertragen. Gute Nacht!‘ — Und hiermit läßt er Beide ſtehen. — Das war freilich nicht höflich. Doch läßt es ſich entſchuldigen. Lange genug hat er wider ſeinen Willen den öffentlichen Zankapfel abgeben müſſen. Es iſt ihm nicht zu verargen, wenn er endlich jedes Aufſehen ſcheut und es ihn reizt und verſtimmt, wenn er irgendwie auffällt."

„Wenigſtens ein Geck iſt er nicht."

„Leider nicht einmal ein Geck, denn er iſt faſt zum Bedauern, zum Erbarmen. — Liebe Bertha! Ich darf Dir nicht länger verſchweigen, daß Deine Aktien ſchlecht ſtehen. Deine Meinung hat ſich als eine irrige erwieſen. Du haſt aber ſo viel Witz und Scharfſinn, daß Du ſelbſt eine ſchiefe Anſicht glänzend und ſiegreich behaupten kannſt, bis unleugbare Thatſachen wider Dich entſcheiden."

„O Mademoiſelle," rief die Mutter, „Sie ſprechen mir aus der Seele. Dasſelbe habe ich ſo oft ſchon meiner Tochter geſagt. Nur fehlt mir Ihre Geſchicklichkeit mich auszudrücken."

— „Gute Madame."

— „Liebe Pauline!" wandte Bertha ein. „Ueberredet daß Du mich noch bekehrſt."

— „Du ſollſt alles wiſſen. Allein es iſt eine Ehren-

Sache, mein Bruder iſt dabei betheiligt. Ich verlaſſe mich auf Deine Verſchwiegenheit.“

Die Räthin erhob ſich um das Zimmer zu verlaſſen.

Pauline erhob ſich ebenfalls. — „Bleiben Madame. Ich habe meiner Freundin nichts zu ſagen, was nicht auch für ihre Mutter wäre. Ich muß Sie bitten zu bleiben, wenn ich reden ſoll.“

„Sehr gnädig, Mademoiſelle! Sie ſehen wie ſehr mich Ihre Geſpräche intereſſiren.“

Sie ſetzten ſich und Pauline fuhr fort:

— „Alſo da iſt er; und nun fragt ſich weiter, weshalb iſt er gekommen? Was hat er hier zu thun? — Vernimm alſo liebe Bertha, daß er einzig und allein hieher gekommen iſt, um Brauſewald die ſchriftliche Erklärung abzuverlangen, daß weder ein Freundſchaftsverhältniß, noch irgend eine ſonſtige Verbindung, und am allerwenigſten eine literariſche jemals zwiſchen ihnen ſtattgefunden habe. Weigert ſich Brauſewald, dieſe Erklärung zu geben, ſo mag er ſich hüten, denn ...“

Den Nachſatz deutete Pauline mit einer Geberde an.

„Er will ihn duelliren?“ fragte Bertha.

— „Duelliren! wie kommt ſolch' gräßliches Wort in Dein niedliches Mündchen. Man ſagt: Zur Selbſthülfe ſchreiten, Fauſtrecht gebrauchen, ſeine eigene Juſtiz ausüben.“

„Dann erſt iſt der Skandal vollkommen, welch' ein Geklatſch werden die Blätter erheben.“

— „Eben das hat mein Bruder ihm verheißen. ‚Lieber Graf!‘ ſagte er, ‚wenn Sie den Dichter auf dieſe Weiſe rächen, ſo wird der Name Wälderode durch alle Gerichte geſchleift werden.‘ — Wälderode aber iſt nun einmal deshalb hieher gekommen und will nicht unverrichteter Sache wieder heimkehren. Glücklicher Weiſe iſt Brauſewald verreiſt, wird aber im Laufe des heutigen Tages mit Gewißheit zurück erwartet, und findet bei ſeiner Ankunft ein hinreichend warnendes Schreiben von unbekannter Hand, damit er ſich verſehe und darauf bedacht ſei, dem Grafen, bevor es zu ärgerlichen Auftritten kommt, eine genügende Satisfaction zu geben."

— „Ich verſtehe!" lächelte Bertha. — „Brauſewald hat ſeine Beſchützer, welche vermittelnd für ihn wirken werden."

— „Meine liebe Bertha. Wir gönnen ihm eine wohlverdiente Züchtigung. Nur Wildenrode iſt zu gut um ſie zu vollſtrecken. Brauſewald iſt ein mauvais ſujet. Er hat von Wildenrode Wohlthaten und ſogar ein beträchtliches Geldgeſchenk erhalten. Und zum Dank dafür, oder vielmehr nur um ſich en vogue zu halten, rühmt er ſich in der Oeffentlichkeit fortwährend der Freundſchaft eines vornehmen jungen Cavaliers, und läßt den Namen Victor auf Titel und Umſchlag drucken. Gerichtlich iſt ihm nichts anzuhaben, denn Jedermann kann Victor heißen. Und die Artikel, in welchen auf einen vornehmen Freund hingewieſen wird, hat er ſchreiben laſſen oder wenigſtens nicht unterzeichnet. Wie was bleibt bei ſolchen Ohnmächtigkeiten und Dreiſtigkeiten weiter übrig, als ſich ebenfalls Dreiſtigkeiten und Ohnmächtigkeiten zu erlauben. Kurz, daß hierbei iſt Wildenrode nicht zu tadeln und mit Recht intereſſirt man ſich für ihn. Auch hat ſich das Collegium der Eil., oder vielmehr der Frühſtückclubb, den der Legationsſecretair von Hartung gebildet hat, und deſſen Mitglied auch mein Bruder Leon iſt. — Ach! Frau Mutter, es iſt entſetzlich, was die jungen Cavaliere heutigen Tages für ein Leben führen. — Kurz, das Collegium der Eil hat ſich um dieſe Stunde zu einem Frühſtück verſammelt um nebenbei zu deliberiren, wie dieſe Angelegenheit am beſten zu ſchlichten ſei. — Sie wiſſen die Thatſachen und jetzt zu den [illegible]. — Was meinſt Du liebe Bertha, iſt dem Ehrenworte eines Grafen Wildenrode [illegible] zu trauen?"

— „Welche Frage! Unbedingt!“

— „Nun giebt er aber ſein Ehrenwort darauf, dieſes Buch nur einmal in Händen gehabt zu haben, ohne es über ſich gewinnen zu können, es aufzuſchlagen.“ —

„Seltſam!“ meinte Bertha.

— „Lieber Graf!“ ſagte Leon mein Bruder „wollen Sie in unſer aller Beiſein den Verfaſſer ſo energiſch behandeln, ſo wäre es gut. Sie machten ſich zuförderſt mit dem Buche bekannt.“ — Er erwiderte: „Mögen die Zeitungen auf mich anſpielen ſo viel ſie wollen, das kann ich verachten. In Gegenwart meiner Standesgenoſſen aber muß ich jeden Argwohn meiden, ein Complice Brauſewald's zu ſein und bitte mich mit Erwähnung jenes Buches zu verſchonen, auf deſſen äußeren Umſchlag ſchon ſich der Name Victor neben dem Brauſewald's befindet. Ein ſolches Buch ſoll gar für mich nicht exiſtiren. Es iſt für mich nicht da!“ — Nun ſage mir liebe Bertha, kann ein ſo excluſiver Ariſtokrat ein Damenphiloſoph ſein?“

— „Nein! Unmöglich kann ein ſolcher Victor ſo ſchroff ſich benehmen. — Doch habe ich niemals behauptet, Graf Wildenrode müſſe es ſein!“

— „Wie ein beliebiger Anderer, außer Brauſewald.“ —

„Ja! Das iſt meine Ueberzeugung!“

— „Vielleicht wie die Zeitſchriften meinen, eine verkommene [illegible]?“

„Unmöglich! horreur! Es muß ein reicher Gutsherr, von guter Sitte und Geburt ſein und der kindlichfromme Sohn eines altadeligen Vaters, wie ſich aus ſeinen Worten und Lehren ergiebt.“ —

— „Das würde auf Wildenrode paſſen. Wie denkſt Du Dir aber ſein Aeußeres?“

— „Schön iſt er nicht, vielleicht iſt er ſogar verwachſen. Denn er ſchmäht ſeinen Spiegel. Er ſagt: Es giebt Perſonen, welche ihr Selbſt dem Urtheil dieles todten Queckſilberglaſes unterwerfen und mehr nicht ſein wollen, als der Spiegel ihnen ſagt."

— „Das paßt nicht auf Wüſterode, denn er iſt elegant anmuthig, ja! imposant ſogar. Alſo muß der reelle Victor ein anderer Cavalier ſein!"

— „Ja! Minder exclusiv, aber um ſo genialer!"

— „Kennſt Du einen ſolchen?"

— „Nein! Doch das beweiſet nichts. Ich kenne nicht die ganze Welt."

— „So ſage mir, worauf iſt höherer Werth zu legen, auf einen Taufnamen, den Jedermann führen kann, oder auf eigene, ſelbſt cultivirte Ideen."

— „Unbedingt auf eigene Gedanken."

— „Aber der exclusive Victor iſt da mit der Reitpeitſche, für ſeinen Vornamen: Wo bleibt der reelle, der geniale Victor, mit der Reitpeitſche für ſeine Ideen?"

Bertha gerieth in Verwirrung und die Räthin rief mit Erſtaunen: „Mademoiſelle de Vardeur, ich muß Sie bewundern. Sie überraſchen meine arme Bertha!"

— „Bitte Madame! Bertha und ich, wir ſind gewohnt uns ſo zu unterhalten und auf dergleichen Wortgefechte wohl eingeübt. Doch ſind wir die Gewandten auch von der ganzen Penſion. Gönnen Sie ihr nur Zeit ſich zu ſammeln, denn noch iſt ſie nicht geſchlagen!"

— „Ah!" rief Bertha aus. „Jetzt wird mir alles klar. Niemand anders iſt der reelle Victor als Graf Wüſterode. — Genial für ſich, und Stock-Ariſtokrat für alle Andere, ſchwenkt er mit der Reitpeitſche für ſeine Ideen und für ſeinen Vornamen. Die Ideen hat er für ſich ſelbſt, ſeinen Vornamen für die Welt. Er behält für ſich was ſein iſt und giebt der Welt was ihr gehört. Für der Welt: Brauſewald die Reitpeitſche wegen Mißbrauch ſeines Vornamens. Für ſich: Brauſewald die Reitpeitſche für Mißbrauch ſeiner Ideen!"

— „Aber Bertha! Dieſe Hartnäckigkeit!" — mißbilligte die Räthin.

— „Mama! Ich will es durch eine einzige Stelle aus meinem Büchlein beweiſen; Soll ich?" —

— „Madame!" nahm Pauline das Wort. „Ich hatte ſchon die Ehre Ihnen zu ſagen, daß ich Mademoiſelle Tochter noch nicht geſchlagen habe. — Ich weiß wie ſchwer es iſt, ſich von langgehegten Irrthümern und eingewurzelten Vorurtheilen zu trennen. Ein ſolches Beiſpiel gewährt der junge Graf Wüſterode gleichfalls. Er hat weder Lebensart noch Weltklugheit und Menſchenkenntniß. Er hat nur auf ſeinen Gütern gelebt, wo er der Allein mächtige iſt; wo ſein Wohlgefallen oder Mißfallen über Wohl und Weh entſcheidet; wo ſeine Meinungen und Anſichten die einzig-richtigen und wahren ſind, jeden Widerſpruch aufheben und jedes Andersdenken ausſchließen. — Denſelben Vorwurf liebe Bertha, erlaube ich mir auch Dir zu machen. — Du ziehſt Dich auf Dein reizendes Boudoir zurück; ſonderſt Dich von allen Deinen Schulfreundinnen ab, um ganz für Deine Träume und Eingebungen zu leben! — Freilich kann man mit Geiſt, Witz und Scharfſinn ſich ſelbſt genügen, und ſich einbilden Wunder zu thun. Das aber ſind Illuſionen, und um Etwas zu bedeuten, muß man mit ſeines Gleichen leben und ſich auf Welt- und Lebenskenntniß üben."

Die Räthin hatte fromm die Hände gefalten und andächtig dieſen Worten gelauſcht. „Mademoiſelle de St. Pardeux," ſeufzte ſie: „Welche Weisheit von ſo jungen friſchen Lippen!"

— „Madame! Ich bin nicht gekommen, um Bertha in ihren Träumen zu ſtören oder in ihren Grundſätzen irre zu machen, ſondern nur ſie wohlmeinend zu bitten, nicht länger ihre Jugendfreundinnen zu vernachläſſigen. Wir haben uns bisher ſtets vertragen. — Alſo ſei verſöhnlich, denn wir alle vermiſſen Dich, die Beſte von uns!"

— „Iſt denn etwas ſo Feindliches vorgefallen?"

fragte die Räthin. „Meine Tochter erzählt mir gar nichts. Ich habe nur etwas geleſen."

— „Madame! Ein Mädchenzank iſt niemals ernſthaft, und Bertha verzeiht, wenn man nur beleidigt. Werden aber ihre Eltern beleidigt, ſo hat ſie ein Recht es nachzutragen; und leider iſt das geſchehen. Die Schuldige bin ich. Es war ein Wortgefecht, ich wurde heftig; ich vergaß mich und bediente mich ungeziemender Ausdrücke. Hier bin ich aber nun, um mein Vergehen zu bekennen. Ich bin um ſo ſtrafbarer weil der Graf von St. Pardoux, von dem Herrn Finanzrath, mit ſolch einer Zuvorkommenheit behandelt wird, daß mein Vater verſichert, er müßte ihm lebenslänglich dankbar dafür ſein. Schenken Sie mir daher vollkommene Amneſtie und geſtatten Sie mir meine liebenswürdige Penſionsfreundin Bertha zu bitten, ein Beiſpiel an unſeren Vätern zu nehmen und ewige Freundinnen zu bleiben!"

— „Kein Wort mehr!" rief die zärtliche Bertha, der faſt die Augen übergingen. „Es iſt und bleibt vergeſſen."

— „Das Wort genügt mir nicht," verſetzte Pauline. „Die That muß es erhärten und zwar heute noch. Ich gebe einen Thee dansant dieſen Abend, den ſeine hochgräflichen Gnaden von Rüderode mit ſeiner grundherrlichen Gegenwart beehrt. Ich ſende Dir keine Einladungskarte, ſondern komme ſelbſt um mir jegliche abſchlägige Antwort zu verbitten."

— „Bertha wird kommen," ſagte die Räthin. „Ich wünſche es und ſie iſt gehorſam."

— „Ich komme!" rief Bertha, vor Freuden ſtrahlend.

— „Dank, Frau Räthin! — Deine Anweſenheit liebe Bertha iſt uns nicht nur angenehm, ſondern auch wichtig. Deiner Liebenswürdigkeit iſt alles möglich. Du wirſt dem Grafen auffallen und ihn in ein Geſpräch zu ziehen wiſſen. Verſuche es dieſer lebendigen Cavalierſtatue Rede abzugewinnen. Prüfe ihn, weß

Geiſtes Kind er iſt. Götter mögen das Wiſſen; Sterbliche können aus ihm nicht klug werden. Und verlaſſe Dich auf den Beiſtand Deiner Freundinnen und des Collegiums der Elf in pleno, des Geſammtfrühſtücks-Clubs."

— „Bertha!" fügte die Räthin hinzu. „Befolge alles was Mademoiſelle de St. Pardour Dir ſagt, als ob ich es Dir verſchriebe!"

— „Du behaupteſt jetzt wieder, er ſei der reelle Victor?" fragte Pauline.

— „Ich glaube überzeugt zu ſein."

— „So lerne ihn kennen! Sei es um Dich zu enttäuſchen, ſei es um Dich in Deinem Selbſtvertrauen zu beſtärken. — Noch Eins! Es iſt ein Sommerball, gleichſam ein improviſirtes Feſt, alſo keine ſchwere Toilette, denn wir alle erſcheinen einfach."

— „Keine ſchwere Toilette, Mademoiſelle de St. Pardour?" fragte die Räthin. „Wie iſt das zu verſtehen, wenn ich bitten darf?"

— „Wir kommen alle wie von ungefähr. Alſo keine große Balltoilette, keine ſchreienden Farben, kein eclatanter Aufputz und vor allen Dingen keine Ueberladung mit Diamanten. Meine ſüße Bertha liebt es den Werth ganzer Rittergüter in den Haaren, den Ohren, um den Hals, an ihren Fingerchen zu tragen. Ich wünſche ihr Glück zu ihren Diamanten. Das aber kann nicht jeder ihr nachahmen und man verargt es ihr."

„Mademoiſelle haben vollkommen Recht", meinte die Räthin. „Wer weiter keine Anſprüche hat als auf Geldbeſitz, muß ſehr beſcheiden auftreten. — Liebe Bertha, auf dieſe Freundin kannſt Du ſtolz ſein. Mademoiſelle, ich wünſche Ihren Eltern Glück zu ſolch einer Tochter!"

— „Frau Räthin. Es liegt mir ſehr nahe Ihnen dieſes Compliment mit Intereſſen wieder zu geben."

— Alle drei umarmten ſich, mütterlich, töchterlich, ſchweſterlich und alle drei waren glücklich. Die Räthin über das erſte Debüt ihrer Tochter. Bertha weil ſie gerne tanzte und neugierig auf den reellen Victor war; und Pauline hatte meiſterhaft für ihren Vater gewirkt.

— Eine ſchöne Frau und eine ſchöne Tochter vermögen jederzeit viel über den Hausherren, ſelbſt wenn er der eingefleiſchteſte Geldmenſch iſt. In beider Gunſt hatte ſich Pauline feſtgeſchmeichelt.

1.

Bertha hatte ihre Toilette vollendet und zeigte ſich ihrer Mutter. Ihr rabenſchwarzes Haar vereinte ſich im Nacken zu einem übervollen Knoten, den ein Netz von kleinen Perlen feſthielt. In den feinen Ohren hingen Perlen von geringem Werthe und eine Schnur von kleinen Perlen ſchlang ſich um den zierlichen Hals, an Glanz und Schimmer mit ihm wetteifernd. Ein blaßblaues Seidenkleid mit ſchmalem ſchwarzen Schmelzbeſatz und Aufputz, umſchmiegte knapp die edlen jungfräulichen Formen; und die mattblaue Seide erhob den Schnee der Haut; der ſchwarze Schmelz correſpondirte mit dem Haupthaar, den zierlichen Braunen und den mandelförmig geſchnittenen, von langen ſchwarzen Wimpern umſchleierten Augen. Die feinen ſtrengregelmäßigen Züge des bleichen Angeſichts, mit brennenden Purpurlippen gewannen durch dieſen einfachen aber phantaſtiſchen Putz etwas Rührendes und Feierliches. Bertha glich der Erſcheinung einer Fee der Tauſend und einer Nacht.

Die Räthin ſchüttelte den Kopf.

— Ich kann nicht leugnen, daß Du Dich gar nicht übel ausnimmſt; allein um die Scylla einer ſchreienden oder ſchweren Toilette zu vermeiden, ſind wir nach langem Suchen, Prüfen, Wählen und Verwerfen in die Charybdis des Sonderbaren und Abentheuerlichen gerathen. Deine Toilette, mein Kind gleicht, von den Perlen unterſtützt, faſt einer Halbtrauer. Du ſiehſt aus, wie eine Pythia oder Sybille. Es fehlt nur noch der Prophetenlorbeer auf Deinem Haupte. — Was iſt zu thun? Ich möchte um Alles nicht, daß Du zu ſpät kämſt und wir haben ſchon die Zeit verſäumt. — Ich möchte nicht, daß man ſagt: die kleine Banquierstochter läßt auf ſich warten, denn wir bedürfen ihrer heut zu einer kleinen Intrigue; alſo macht ſie ſich koſtbar. — Aber ſo kann ich Dich nicht gehen laſſen. Einen kleinen Demantſchmuck wird man Dir gönnen! Er iſt an ſich ziemlich werthlos, mir aber vom größten Werth. Ein Zitterſtern, den meine Mutter an ihrem Hochzeitstage trug.“

Sie holte das ſchimmernde Kleinod aus ſeinem Behälter und befeſtigte es in dem nachtſchwarzen Haupthaar ihrer Tochter. — „Siehſt Du liebe Bertha, wie alles ſich jetzt lichter und heiterer ausnimmt. So gefällſt Du mir. — Verlieren wir nun keinen Augenblick mehr!“

Sie klingelte das Kammermädchen.

— „Vorfahren!“

Die Kammerjungfer ging, kam aber gleich wieder und fragte:

— „Welche Equipage befehlen Madame?“

— „Was?“ rief die Räthin. „Iſt noch nicht angeſpannt?“

— „Madame hat mir nichts befohlen.“

— „Muß ich das befehlen. Augenblicklich geh und ſpute Dich. Du weißt was Du zu thun haſt; oder ich gedenke es Dir.“ —

Die Dienerin gehorchte und die Räthin fuhr fort:

— „Das iſt Bosheit. Selbſt Mägde die ſich bei uns einniſten, gönnen meiner ſchönen frommen Tochter nicht, reicher Leute Kind zu ſein. Es iſt um die Geduld zu verlieren.“ —

Bertha trat an den Bücherſchrank, nahm ihr prachtvoll gebundenes Heftchen heraus, ſchlug es auf und las darin.

— „Bertha, Du haſt keine Zeit mehr für Damenphiloſophie übrig.“

— „Mama, ich leſe eine Stelle nach, welche einen

Stockariſtokraten rechtfertigt, wenn er die Oeffentlichkeit haßt und die druckpapiernen Lorbeerkränze verſchmäht. Darf ich laut leſen?"

— „Lies mein Engel. Wir haben doch nichts Beſſeres zu thun."

Bertha las: — „Biſt Du aber Territorialherr, ſo ſollſt Du neben Deinem nackten Gewiſſen noch ein zweites haben. Ein Patriarchaliſches nemlich, welches ſich nicht auf den häuslichen Kreis beſchränkt, ſondern ſich über Dein ganzes Gebiet erſtreckt und alles umfaßt was auf Deinem Grund und Boden vorhanden iſt, vegetirt oder lebt. Sei es Feld oder Waldung, Pflanze, Thier oder Menſch. Die Vorſehung iſt allumfaſſend und Du biſt die Vorſehung Deines Beſitzthums. Willſt Du Deiner Grundherrlichkeit werth ſein, ſo betrachte ſie als Deinen erweiterten Familienkreis, als Deinen erweiterten Hausſtand. — Denke über Deine Grenzmarken hinaus ſo viel Du kannſt und magſt; je mehr je beſſer, um Deine Harmonie mit der Allgeſammtheit zu bewahren. Handle aber nicht darüber hinaus, denn Du haſt Dein Beſitzthum nach Außen zu vertreten und zu beſchützen. Handelſt Du darüber hinaus, ſo wirſt Du es am Ende verhandeln und die Erfahrung machen, daß Dein Beſitzthum Dich verläßt, weil Du zum Beſitzer nicht taugeſt."

Chriſtine trat ein und meldete: „Es iſt vorgefahren."

Bertha ſchlug einige Blätter um, legte ihr geliebtes Heftchen offen aufs Clavier und ſagte: „Das Mama iſt die Stelle, wo ich ihn fange. Da ſpricht der böſe Geiſt Brauſewald aus ihm. Ich laſſe mein Buch hier aufgeſchlagen liegen."

— „Niemand ſoll es berühren. Halte Dich nicht auf mein Engel. Geh und ſei glücklich!"

2.

Victor war zu edel und einfach, um an den galanten Manieren und tändelnden Geſprächen des Salons

Gefallen zu finden, oder ſich darauf einzulaſſen. Auch ſprach er ſchlecht franzöſiſch, das heißt er verſtand es zwar, doch ſeine Ausſprache verrieth bei jeder Sylbe den Deutſchen.

Wie eine Bildſäule ſtand er in einer fernen Ecke und ſuchte ſich der Aufmerkſamkeit zu entziehen, je mehr man ſie ihm ſchenkte.

Der blendende Kerzenſchimmer, die prachtvolle Saaldecoration hatten wenig Reiz für ihn, er dachte heimlich an die feſten Säulen und ſteilen Wölbungen der Burg ſeiner Väter, welche Jahrhunderten getrotzt hatte und lächelte zu dem ephemeren Tand und Flitterſtaat, der kaum den einzigen Abend überlebte.

Die Damentoiletten fand er ſämmtlich zart und geſchmackvoll und in der That, der improviſirte Sommerball geſtattete keine Ueberladung. „Sie wiſſen ſich zu kleiden, die Damen der Reſidenz," ſagte er bei ſich. „Sie ſind alle Portraits. Keine einzige ein Ideal."

Indem lief ein Gemurmel und Geflüſter durch die Herrenkreiſe.

„L'ange de coeur obscur."

Aller Augen wandten ſich nach der Thür, man ſchien eine beſondere Erſcheinung zu erwarten. Die Flügel wurden weit aufgeriſſen und am Arme Heinrichs von Hartung trat der Engel von Coeur obſcur in den Saal und verneigte ſich lächelnd.

Pauline, welche mit franzöſiſcher Anmuth die Honneurs machte, eilte auf ſie zu, umarmte ſie und führte ſie ſogleich zu den übrigen jungen Damen, wo neue Bewillkommnungen erfolgten.

Bertha, bevor ſie ſich ſetzte, warf einen flüchtigen Blick durch den Saal. Er traf Victor und augenblicklich ſenkten ſich ihre dunklen Augen wieder. Sie neigte ſich zu Pauline und fragte ſehr leiſe, wobei aber das ſchöne Mündchen ſtark ſich regte, (eine Unvorſichtigkeit welche bisweilen ſogar intriguante Hofdamen ſich zu Schulden kommen laſſen) „Graf Wüſterode?"

Victor hörte zwar nicht ſeinen Namen nennen, allein er ſah ihn auf den blühenden Purpurlippen ſchweben und auch Pauline blickte nach ihm hin und gab ein Zeichen der Beſtätigung, dann verſchwanden beide Mädchen unter den übrigen jungen Damen.

Einſamkeit hinterläßt jederzeit Manches, was einer Ueberſpannung gleicht und wie Berthas Geſpräche und ganzes Weſen über das Niveau der Geſellſchaft hinausging, ſo auch ihr Tanzen. Sie tanzte mit Leib und Seele, das heißt nicht wie eine Dame, ſondern wie eine Künſtlerin, welche ihre Schule nicht verbergen kann. Ihre Schönheit und Anmuth bezauberte zwar die Herrn und beſonders die galanten Franzoſen. Sie ſeufzten und ächzten laut: „Ange de beauté! O deesse! Divinité eblouissante! Phaenomen du ciel." — Dieſer kleine Mangel an Takt empörte aber eben ſo ſehr die Damen. Sie zuckten die Achſeln, rümpften die Näschen und flüſterten: „Stets muß ſie übertreiben, ſtets will ſie auffallen. Sie iſt eine Roturiere durch und durch. Sie gehört hier nicht her."

Heinrich von Hartung war heute als Maitre de Plaiſir in ſeinem Elemente. Er hatte alle Augenblicke zu thun und rannte geſchäftig von Einem zum Andern. Endlich konnte Victor ſeiner dennoch habhaft werden.

— „Wer iſt dieſe Mademoiſelle de coeur obſcur, das klingt ja faſt ſchauerlich und ich kenne kein ſolches Geſchlecht!"

— „Sie iſt weiblichen Geſchlechts. Siehſt Du ihr das nicht an?"

— „Schlechter Witz. Du haſt meine Frage verſtanden."

— „Nun ſo hat ſie kein Geſchlecht, denn ſie iſt nicht von Adel. Sie iſt die Tochter des Finanzrath Ruland, eines getauften Juden der vormals Ruben hieß."

— „Ich kenne ihn. Er iſt mein Banquier, ein ehrlicher und zuverläſſiger Mann."

— „Das danke ihm der Teufel! Wer ſo unermeßlich reich iſt, wie er, der muß wohl ehrlich und zuverläſſig ſein. Seinen ganzen fabelhaften Reichthum verdankt er aber ſeiner Tochter. Denn ſie macht die Geſchäfte für ihn.“

— „Sie iſt alſo eine Börſenſpeculantin?“

— „Ja wenn ſie nur eine Speculantin wäre. Allein ſie iſt gefährlich. Siehſt Du die Perlen um ihren ſchneeweißen Hals. Sie bedeuten, daß große Thränen ihrethalben fließen. Siehſt Du das ſchwarze Haar. Es bedeutet eine noch ſchwärzere Seele, ſiehſt Du die dunklen Augen; ſie bedeuten ein noch dunkleres Herz!“

— „Das klingt ſchauerlich!“ lächelte Victor, dem dieſe Unterhaltung gefiel.

— „Es giebt auch nichts Schauerlicheres, als eine jüdiſche Clairvoyante, die ihre Wundergaben nur gebraucht, um Börſengeſchäfte zu machen.“

— „Wie ſoll ich das verſtehen!“

— „Sie weiß ſtets im Voraus, welche Staatspapiere ſteigen und welche fallen, welche Looſe in der Lotterie mit Hauptgewinnen gezogen werden und wenn irgend Conjunkturen, eine Handelskriſe nach ſich ziehen. Sie lehrt ihrem Vater, was er an der Börſe zu thun hat und er hat ſtundenlange Conferenzen mit ihr, dann muß ſie ſich im Geiſte an alle Börſen der Welt verſetzen und alle Coursbewegungen vier und zwanzig Stunden vorher ſagen.“

— „Lieber Heinrich, Deine gaſcogniſche Laune iſt allerliebſt!“

— „Ich gaſcognire nicht. Was verſtehſt Du davon. Du kommſt von Deinen Gütern, wo Du als Einſiedler lebſt und nicht einmal Zeitungen lieſeſt. Haſt Du auf Wüſterode Eiſenbahnen oder electromagnetiſche Telegraphen? Wer hätte es zu Anfang dieſes Jahrhunderts für möglich gehalten, daß der Dampf und die liebe Gotteskraft, die in den Wolken poltert, ſich zu Sklaven der Geſchäftswelt hergeben würden? So iſt es auch mit der Clairvoyance. Sie hat ihre Fortſchritte gemacht und in der Reſidenz bedient man ſich der Seherinnen bei Börſengeſchäften. Du kannſt Dir denken, was eine gute Seherin werth iſt, und wie viel Geld ſich mit ihr zuſammenſchlagen läßt. Dieſe iſt eine der geſchickteſten. Denke Dir nur. Man ſpricht eigentlich nicht gern davon. Ich aber habe es aus dem Munde des Finanzminiſters. Mademoiſelle de coeur obſcur fährt einmal mit ihren Eltern über den Schloßplatz. Sie hat die Eigenthümlichkeit, bei hellem Tage, ja bisweilen mitten in Geſprächen ohne wahrnehmbare äußere Einwirkung ihre clairvoyanten Launen zu bekommen und friſch drauf los zu weiſſagen. Vor dem königlichen Palais läßt ſie halten, um ihren Vater eine ſehr wichtige Depeſche vorzuleſen, welche der König ſo eben empfangen, und noch in Händen hat um ſie durchzuleſen. Der Banquier läßt augenblicklich umwenden und fährt ſpornſtreichs nach Hauſe. Indeß war das plötzliche Anhalten des Wagens aufgefallen und träumend hatte Mademoiſelle de coeur obſcur die wichtige Depeſche zu deutlich vorgeſtellt. Das Uebrige verriethen die Geldoperationen des Banquiers und Mademoiſelle erhielt die Weiſung, daß, wofern ſie ſich dergleichen wieder unterſtande, man ſie, ohne Rückſicht auf Jugend und Geſchlecht, auf irgend einer Feſtung verſchwiegen zu machen wiſſen werde."

— „An Deiner Stelle würde ich eine ſo unbezahlbare Seherin heirathen."

— „Weißt Du denn wie ich mit ihr ſtehe? Du kannſt Dir denken, daß eine ſchöne unermeßlich reiche Erbin zahlreiche und auserleſene Anbeter hat. Die Rückſichtsloſigkeit aber, mit der ſie Körbe austheilt, iſt nur mit ihrer Clairvoyance zu entſchuldigen, denn wenn man weiſſagt, iſt man nicht im Stande ein Blatt vor den Mund zu nehmen. — Dem einen Anbeter lallt ſie träumend zu: „Da Ihr Antrag nicht meiner Perſon, ſondern den Schätzen meines Vaters gilt, ſo wenden Sie ſich an dieſen und machen Sie ſich auf eine Antwort gefaßt, die keine erfreuliche ſein wird. — Einem Anderen lallt ſie träumend zu: „Die Ehre Ihres Antrages wird meiner Mutter ſehr ſchätzbar erſcheinen. Ich finde das Opfer, welches Sie bringen, indem Sie Ihren hohen Adel vor meiner kleinen bürgerlichen Perſon verleugnen, allzu präjudicirlich für Sie ſelbſt. Erwarten Sie von meiner Mutter Alles, von mir gar nichts. Einem dritten ſagte ſie: „Ich weiß, daß meine Jugend und meine Figur Eindruck auf Sie gemacht haben. Allein mein Selbſt und meine Seele taugt nicht für Sie. Und Sie taugen noch weniger für Papa und Mama; *ainsi déchargez le plancher.*"

— „Wenn ſie ſo ſpricht," rief Victor, „ſo verdient ſie eine Königin zu ſein."

„Ich ſelbſt ſah mich genöthigt, obſchon ich ein Edelmann bin, mich in ſie zu verlieben. Allein ſie las in meinem Herzen, wie in allen anderen und die Antwort, die ich erhielt, iſt die merkwürdigſte von allen. Herr von Hartung, ſagte ſie, Ein Diplomat wie Sie, ſollte einer Seherin wie ich, niemals ſolch einen Antrag ſtellen. — Warum nicht, Mademoiſelle, fragte ich."

„So frage ich auch!" ſagte Victor.

— „Du wirſt hören. — „Eine Seherin", ſagte ſie, „wenn ſie heirathet, verliert ihre Sehergabe und ein Diplomat, der ſich verliebt, taugt nicht mehr zu Geſchäften. Schlimm genug, daß Sie ſich ſchon in mich verliebt haben und jetzt nur wenig taugen. Wollen Sie nun obendrein mich heirathen, ſo werden Sie ſich mehr und mehr in mich verlieben und zuletzt gar nichts mehr taugen. Schade um meine Sehergabe! Schade um Ihr Talent. Wir ſind Beide zu gut, um uns zu heirathen. Und ſollte einer von uns heirathen, ſo wäre das eine Einzelthorheit, unverzeihlich für den Einen; der Andere würde dazu lachen. Verheirathen wir uns aber mit einander, ſo wäre das eine beiderſeitige Doppelthorheit, welche wir und die Welt niemals hinreichend belachen können. Wir würden uns vor uns ſelbſt erniedrigen, um zwiefach erniedrigt, jeder vor ſich ſelbſt, und Einer in den Augen des Anderen dazu ſtehen."

— „Du weißt zu ſchwatzen, Heinrich und magſt Dir etwas darauf einbilden. Es ſchickt ſich aber nicht eine gegenwärtige Dame zum Ziele ſeines Witzes zu machen und hätte Mademoiſelle de coeur obſcur Freunde oder Brüder hier, welche das hörten, ſo würde es Dir ſchlimme Händel zu ziehen."

— „So rede ich nur zu Dir, um Dich zu warnen. Komm ihr nicht zu nahe!"

— „Im Gegentheil! Ich finde ſie höchſt reizend und intereſſant. Und für mein Leben gern möchte ich einmal mit ihr reden."

— „Bei Leibe nicht. Du haſſeſt das Aufſehen, Du biſt empfindlich für Indiscretionen. Du könnteſt leicht etwas von ihr hören, was Du wohl nicht zu hören wünſcheſt!"

— „Ich wüßte nicht, daß ich das zu befürchten hätte."

— „Lieber Victor. Erwarte von mir Alles. Nur nicht, daß ich dazu die Hand biete!"

Hiermit ging er und dachte bei ſich: „der iſt bearbeitet. Jetzt muß ich den Engel von Coeur obſcur gleichfalls vorrichten."

Man ging zu Tiſche. Auch Victor hatte unter den Damen eine Bekannte gefunden: Die Tochter ſeines Brigadechefs als er militairpflichtig war. Sie war in kurzer Zeit ſo hoch aufgeſchoſſen, daß er lange zweifelhaft war, ob ſie es ſei; bis er ſie endlich reden hörte und ihre befehlshaberiſche Stimme ihm keinen Zweifel mehr übrig ließ. Er führte ſeine coloſſale Adele zu Tiſche und unterhielt ſich mit ihr angelegentlich.

Es wurde an kleinen Tiſchen von höchſtens 8 bis 12 Perſonen geſpeiſt, und ein leichter franzöſiſcher Ton herrſchte. Die Herren wechſelten häufig ihre Plätze, um ſich bald mit dieſer, bald mit jener Dame zu unterhalten. Nur Heinrich behauptete, aller an ihn ergehenden Aufforderungen zum Trotz, mit eiſerner Beharrlichkeit ſeinen Platz zwiſchen Bertha und Pauline. Und mit nicht geringer Ausdauer beharrte Victor neben der coloſſalen Generalstochter, obſchon er dieſer Nachbarſchaft halber keine Anfechtungen hatte, und niemanden darnach gelüſtete.

Offenbar hatte Bertha den Ehrenplatz im großen Saale; denn in den Nebenzimmern wurde ebenfalls geſpeiſet. Auch war ſie die Hauptperſon bei der gemeinſamen Intrigue, um den jungen Grafen zu myſticiren, der als Neuling in dieſen Kreiſen ſich herausnahm, unerforſchlich zu ſein. Man traute ihr Geiſt und Beleſenheit genug zu, um die ihr anvertraute Rolle mit Feinheit und Geſchicklichkeit durchzuführen.

„Meinen Platz:“ ſagte Heinrich, „um den mich alle hier anweſenden Herren beneiden, darf ich niemanden einräumen, außer meinem Jugendfreunde Wüſterode auf Befehl der Mademoiſelle Coeur obſcür, ſobald es ihr zu ſagen beliebt: Es iſt Zeit.“

— „Zeit! wozu?“

— „Darzuthun, daß Wüſterode der reelle Victor iſt.“

— „Habe ich das behauptet?“

— „Ja liebe Bertha!“ erwiderte Pauline, „noch dieſen Morgen. — Und denken Sie ſich nur Herr von Hartung, bei ihrem erſten Blick in den Saal, wo ihr die meiſten Herren unbekannt ſind, flüſterte ſie mir zu: Das iſt Graf Wüſterode!“

Bertha erröthete: — „Liebe Pauline, was ich Dir leiſe zuflüſtre, iſt nicht Anderen laut wiederzuſagen.“

— „Es handelt ſich hier darum, ob Du Deiner Sache gewiß biſt. Hoffeſt Du zu ſiegen, oder willſt Du zurückſtehen.“

Bertha überlegte eine Weile. — „Ich bin meiner Sache gewiß.“

„Ich der Meinigen ebenfalls!“ verſetzte Heinrich. „Ich kenne Wüſterode von Kindheit auf und bin Ihr Antagoniſt.“

„Mit dieſer ſeiner Gegenmeinung,“ lächelte Pauline, „hat er ſchon zehn Frühſtücke zu elf Couverts gewonnen und heißt ſeitdem le diplomate de dejeuners.“

„Mieux vaut dejeuner que de dîner" antwortete Heinrich.

— „Welch' ein abgedroſchner Calembourg!"

— „Ich will ihn in's Deutſche überſetzen. Beſſer ein Feſteſſen als ein Faſteſſen."

— „Die Ueberſetzung hinkt noch ärger."

— „Alle Diplomatie hinkt und kann nicht geradeaus im Parademarſch gehen und Schritt halten. Selbſt Taillerand hinkte. Vive Taillerand!" Hiermit ſtürzte er ſein Glas hinunter.

„Menagiren Sie ſich Herr von Hartung. Im Wein iſt Wahrheit!"

— „Thut nichts! Ich kann zu viel vertragen. Bei mir ſchlägt der Wein nicht an."

— „Verleugnet Herr von Hartung bisweilen die Wahrheit?" fragte Bertha.

— „Bisweilen, Mademoiſelle? — Ich lüge aus Grundſatz. Und Grundſätze ſind reſpectabel."

— „Herr von Hartung hat mir einmal verſichert," nahm Pauline das Wort, „daß von allem, was er ſpricht nur die Hälfte zu glauben ſei. Dieſe Verſicherung habe ich ſogleich halbirt, und ſeitdem ich ihm nur den vierten Theil glaube, ſtehe ich mich nicht übel." —

„Kann man auch aus Grundſatz lügen?" fragte die zierliche Bertha.

— „Wie gedruckt! — Das iſt der Unterſchied zwiſchen Ihnen und einem Diplomaten. Mademoiſelle de Coeur obſcür glaubt alles, was ſie gedruckt lieſt. Und der Diplomat wird geglaubt, wenn er wie gedruckt lügt."

„Sein Sie etwas galanter, Herr von Hartung!" bemerkte Pauline mit Nachdruck.

— „Meine Damen! Reſpect vor dem Lügen. Es iſt eine Kunſt und man muß ſie in früheſter Jugend üben, um ſich darin zu vervollkommnen. Man darf keine Gelegenheit vorüber laſſen, um zu experimentiren, wie weit die Macht der Lüge reicht, um ihre

Wirkungen zu erkennen und ſie behandeln und benutzen zu lernen. Uebung und Erfahrung macht den Meiſter. Noch habe ich keine Virtuoſität erlangt und was ich bis jetzt leiſte ſind nur Exercitien, Schülerarbeiten, Anfängerſtreiche. Ich hoffe aber in reiferen Jahren, es weiter zu bringen."

„Wenigſtens bis Sibirien oder Cayenne!" verſetzte Pauline.

„Comteſſe Pauline: Ich lüge weder für den Oſten noch den Weſten, ſondern nur im eigenen Intereſſe. Und wenn Mademoiſelle de Coeur obſcur erlaubt, ſpiele ich ihr gleich ein diplomatiſches Kunſtſtück aus der Taſche."

— „Ich danke Herr von Hartung. Ich laſſe mich nicht gerne myſtificiren."

— „Im Gegentheil! Sie ſollen myſtificiren. Sie wünſchen eine philoſophiſche Streitfrage zu entſcheiden, einen endloſen Federkrieg beizulegen; einem Verfaſſer Gerechtigkeit zu verſchaffen, einem Autor ſein geiſtiges Eigenthum zuzuerkennen, heiße er Victor oder Brauſewald?"

— „Allein ich wünſche nicht, Ihren diplomatiſchen Taſchenſpielereien als Apparat zu dienen."

„Weit entfernt, mit Mademoiſelle zu ſpielen, unterſtehe ich mich nur Ihnen meinen Jugendfreund Wüſterode in Händen zu geben, auf daß Sie mit ihm ſpielen ſo viel Sie wollen. Ich habe ihn gut bearbeitet, vorbereitet, präparirt. Er wird herausſagen, ſo viel er weiß."

— „Wie war Ihnen das möglich?" fragte Pauline.

— „Mademoiſelle bezauberte ihn ſchon durch ihr Erſcheinen und er wünſcht nichts ſehnlicher, als ſie in der Nähe bewundern und mit ihr reden zu dürfen." —

„Bravo!" verſetzte Pauline.

— „Der Name Coeur obſcur fiel ihm auf. Ich ſagte: Mademoiſelle führe denſelben vermöge einer gewiſſen in ihrer Familie erblichen Eigenſchaft, weil die edlen Töchter des Hauſes Coeur obſcur alle Seherinnen ſind und Mademoiſelle dieſe Gabe des zweiten Geſichts in einem beiſpielloſen, unglaublichen Grade beſitzet, ſo daß ſie bei hellem Tage ihre clairvoyanten Launen bekömmt, und mitten in Geſprächen zu prophezeien anfängt.“

— „Herr von Hartung!“ wandte Bertha ein. „Ich habe Ihnen keinen Anlaß gegeben, ſo von mir zu reden.“

— „Meine Inſtruction lautet, Sie nicht zu exponiren.“

„Ganz recht!“ verſetzte Pauline; „ſo haben wir es verabredet!“

— „Alſo mußte ich Mademoiſelle in dieſer Maſke ſicher ſtellen. Weder der Verfaſſer noch das Buch dürfen genannt werden. Denken Sie nur, er hat mir mein Exemplar mit einem groben Brief unaufgeſchnittenen zurückgeſchickt.“

— „Das Aufſchneiden,“ meinte Pauline, „iſt auch nicht jedermans Sache.“

— „Gleichviel! Auf dieſem Wege habe ich ſchon einmal mit ihm experimentirt und geſchieht das noch einmal, ſo bekomme ich ernſte Händel mit ihm.“

„Ganz recht, das Buch darf nicht genannt werden,“ beſtätigte Pauline.

— „Aber Mademoiſelle weiß das Buch auswendig. Es iſt öffentlich erſchienen und man kann ſich allerlei daraus angeeignet haben. Mademoiſelle alſo kann bei der Unterredung ſo viel Damenphiloſophie einfließen laſſen, wie ihr beliebt.“

— „Ich fange an, Sie zu verſtehn,“ lächelte Bertha. „In der That, das iſt ſchlau! Das iſt allerliebſt!“

— „Mag es ſchlau ſein, ob aber auch allerliebſt, wird ſich finden.“

— „Weshalb?“

— „Möglicherweiſe erlangt Mademoiſelle kein anderes Reſultat, als ich bereits erlangt habe. Er wird Mademoiſelle nicht verſtehen.“

— „Wenn er mich nun aber verſteht?“ fragte Bertha.

— „Nun! ſo durchſchaut er Ihre Seherinnen-Maſke, und entdeckt die Myſtification, bricht ab; ſagt ich habe genug und hat ſich verrathen, denn wenigſtens muß er das Buch geleſen haben.“

— „Er wird mir aber zürnen.“

— „Mit welchem Rechte? Weil Sie, wenn er die ganze Welt myſtificirt, ſich von ihm nicht myſtificiren laſſen wollen? In dieſem Falle müßte er Sie bewundern! Machen Sie ſich indeß auf den entgegengeſetzten Fall gefaßt!“

„Ein Meiſterſtück von einer Intrigue;“ verſetzte Pauline. „Dieſes Mal Herr von Hartung mache ich Ihnen mein Compliment.“

— „Aber wenn er nun die Myſtification ebenſo allerliebſt findet wie ich, und ſich darauf einläßt?“ fragte Bertha.

— „So viel Geiſt hat er nicht, ſo viel Feinheit dürfen Sie ihm nicht zutrauen.“

— „Aber wenn er nun doch ſo viel Geiſt und Feinheit haben ſollte?“

— „In dieſem Falle, der aber gar nicht denkbar iſt, treiben Sie ihn bis auf's Aeußerſte. Forciren Sie ſein letztes Bollwerk, jagen Sie ihn aus ſeiner letzten Schanze. Er ſelbſt giebt Ihnen ein Recht dazu. — Uebrigens iſt er hinreichend gewarnt. Ich habe ihm geſagt: Er könne von dieſen ſüßen Purpurlippen Dinge vernehmen, die er bei ſeiner Antipathie wider Aufſehen und Öffentlichkeit lieber nicht gehört haben möchte. Allein er bleibt dabei; er will Ihre Seherkünſte erproben und behauptet, keine Geheimniſſe zu haben. Er hat Recht. Sie werden nichts aus ihm herausleſen, und wären Sie die Seherin von Prevorſt. — Wollen wir wetten?“

— „Ich habe nichts zu verwetten!“ entgegnete Bertha. „Was ich beſitze gehört meinen Eltern.“

— „Ich ſchlage Dir eine Wette vor, auf die Du Dich einlaſſen kannſt!“ rief Pauline.

— „Laß hören!“

— „Um ein Frühſtück! — wie es ſeit Kurzem Mode geworden iſt. Doch ſind wir keine Mitglieder des Frühſtückclubbs. Alſo wetten wir, wie es jungen Damen unſeres Ranges ziemt. Wer gewinnt regalirt, gewinnſt Du, ſo giebſt Du ein Frühſtück auf Coeur obſcur. Und ich komme mit allen unſeren Freundinnen.“

— „Und mit dem Marquis Deinem Bruder, der ebenfalls ſeine Bekannte mitbringt. Dann improviſiren wir einen Morgenball und tanzen nach dem Flügel.“

— „Es ſei. Aber wenn Du verlierſt, mußt Du bei uns hier frühſtücken und Papa und Mama mitbringen.“

— „Mama darf ich verſprechen; Papa läßt nicht über ſich disponiren.“

— „Darf ich in dieſem Falle bei Mademoiſelle Coeur obſcur Vaterſtelle vertreten.“

„Was ſagt meine liebe Pauline dazu, die dieſen Abend Mutterſtelle bei mir vertritt?“

— „Zum Frühſtück,“ erwiderte Pauline, „kannſt Du ihn Dir gefallen laſſen. Sein diplomatiſcher Charakter befähigt ihn dazu.“

— „Meinſt Du, Herr von Hartung wäre faute de mieux als Pſeudovater zu präſentiren?“

— „Der Herr Finanzrath iſt einmal nicht zu haben und einen Pſeudovater legt man nicht auf die Wagſchale.“

— „Papa iſt Geſchäftsmann und Herr von Hartung Diplomat. Das Gewicht wäre ungleich.“

— „Herr von Hartung fragt nicht darnach, wenn man ihn zu leicht befindet.“

— „Läßt Du ihn paſſiren, ſo muß ich ja es mir gefallen laſſen.“

— „Wenn man keine Wahl hat, ſo nimmt man was vorkommt.“

— „Da Herr von Hartung ſo artig war ſich anzubieten, ſagte ich Nicht — nein!“

— „Zwei Verneinungen ſind eine Bejahung,“ verſetzte Heinrich.

— „Es giebt Gedankenvorbehalte, warum nicht auch Gedankenſtrich-Vorbehalte.“

„Abgemacht denn. Ich hole den Delinquenten zum Verhör.“

Bertha fühlte ihr Herz pochen und Pauline bemerkte ihre Beklommenheit.

— „Keine Uebereilung, liebe Bertha. — Sammle Dich und fühle Dich Deiner Sache ſicher, oder ſie unterbleibt.“ —

„Ich bin meiner Sache ſicher,“ ſprach Bertha nach einigem Bedenken.

— „Wir Mädchen wollen nichts beſchließen. Ein Mann muß entſcheiden. Ich rufe meinen Bruder Leon.“ —

Leon kam. Pauline äußerte ihm einige Worte zu und er meinte, zu viel Vorſicht ſchadet nicht. „Ich gehe das Terrain recognosciren.“

— „Führe ſeine Dame mit an dieſen Tiſch. Adele iſt die Entſchiedenſte von uns allen und hat verſprochen meiner ſanften Bertha zu Hülfe zu kommen, wenn ſie wanken ſollte.“

„Ich führe die Dame her!“ ſagte Leon —

„Und ich!“ fügte Heinrich hinzu, „werde die letzte Hand an meinen Wüſterode legen.“

Beide gingen. Leon redete zuerſt den jungen Grafen an. — „Lieber Wüſterode! Ich muß Ihnen leider Ihre Dame entführen.“

Adele ließ Victor nicht zu Worte kommen. Sie erhob ſich in ihrer vollen junoniſchen Geſtalt, um, ſtolz wie eine Königin, ſich mit einer gnädigen Handbewegung bei ihrem Cavalier zu verabſchieden.

Leon reichte ihr ſeinen Arm.

„Meine Gnädige! Sie ſind die einzige der es gelang, unſerem unzugänglichen Gaſt Rede abzugewinnen. Wie finden Sie Wüſterode?"

Adele pflegte, wenn ſie mit Herren ſprach, einen gewiſſen militairiſchen Inſtruktionston anzunehmen.

— „Diſtinguirt! — Superbe! — Perfekter Jäger! — Gewichtiger Pferdekenner! — Hübſcher Soldat. — Alte Bekanntſchaft — von Dienſtzeit her — als Cornet ſchon zur Generalstafel gezogen. — hohen Adels halber."

— „Wie finden Sie aber ſeine Converſation?"

— „Spricht zu viel von Dingen, die mich nicht intereſſiren!"

— „Das wäre zum Beiſpiel?"

— „Witterung, Schafwolle, Federvieh, Feldmäuſe, ſchädliche Raupen und kleine Coeur obſcur."

Heinrich ſtand auf, der hohen Generalstochter ſeinen Platz einzuräumen.

„Bertha!" begann Adele, „von Dir ſpricht Wüſterode mit Begeiſterung — aber Coeur obſcur! — Prononciation horrible!"

„Spricht er franzöſiſch?" fragte Pauline.

— „Kein Sterbenswort."

„Das iſt reizend!" rief Pauline. „So können wir getroſt unſere Bemerkungen uns mittheilen. Er verſteht uns nicht."

„Hartung meint," bemerkte Leon, „er habe Franzöſiſch gelernt, aber in dem Umgang mit ſeinen Dorfteufeln alles wieder vergeſſen."

— „Finde den Ausdruck ſehr inconvenabel, wenn von hohem Cavalier die Rede iſt."

— „Mademoiſelle, die Provinz hat ihre Kunſtausdrücke ſo gut wie die Jagd, der Fiſch- und Vogelfang, die Manege, das Ballet u. ſ. w."

— „Aber inconvenabel für Salons."

— „Jedenfalls Mademoiſelle, werden Sie unſeren Engel unterſtützen!"

— „Laſſe niemand im Stiche, Bertha! — tenez ferme! — Dich auf mich verlaſſen."

Inzwiſchen hatte Heinrich Platz neben Victor genommen, um ihm zu ſagen: — „Die kleine Coeur obſcur wünſcht Dich zu ſehen und bittet um die Gnade, ihr eine kurze Unterredung zu gönnen."

— „Nichts iſt mir willkommener!"

— „Haſt Du Papiere bei Dir, die nicht für Jedermann ſind, ſo vertraue einſtweilen mir Dein Portefeuille, oder ſie lieſt Dir Deine Geheimniſſe mit der Herzgrube, aus Deiner Brieftaſche. Denke auch an nichts, was Du in Zukunft vorhaſt, oder ſie iſt im Stande, Dir Deine Pläne geradezu in's Angeſicht zu verrathen!"

— „Heinrich! Ein zu weit getriebenen Spaß wird läſtig."

— „Es iſt kein Spaß. Eben weil Du zweifelſt, wünſcht ſie Dich zu überzeugen, was ſie als Clairvoyante vermag. Sie brennt vor Verlangen, Dir ihre glänzendſten Seherkünſte zu produciren. Schau wie ihre dunklen Augen aus den langen ſchwarzen Wimpern Blitze auf Dich ſchleudern. Schon röthet Siegesfreude ihre zarten Wangen. — Gewiß, gewiß! Sie hat bereits in Deinem Herzen geleſen. — Noch einmal: Stehe ab! — Du biſt für Indiscretionen empfänglich. — Wo nicht! — Sei auf alles gefaßt. — Ich habe Dich gewarnt und bin von aller Verantwortlichkeit frei." —

— „Sei nicht thöricht. Ich habe keine Geheimniſſe."

— „Ich glaube es Dir! Ich denke es auch!" lachte Heinrich ſpöttiſch und rieb ſich vergnügt die Hände. „So komm denn, weil Du nicht anders willſt."

Heinrich ſtellte Victor vor und Bertha erhob ſich, um eine tiefe Reverenz zu machen.

— „O Mademoiſelle! Sie incommodiren ſich! Ich will meine Huldigungen Ihnen darbringen."

„Er hat Recht!" ſagte Adele auf franzöſiſch. „Das war zu viel Reverenz, meine Kleine."

Heinrich reichte Victor einen Stuhl, zwiſchen Adele und Bertha und Pauline ſchlang ihren Arm um ihre Freundin und lehnte ſich an ſie, um ihr beſſer in's Ohr flüſtern zu können.

Ein intereſſanter Auftritt ſchien bevorzuſtehen, die allgemeine Theilnahme war gefeſſelt. — Das glänzende Paar ſaß beiſammen. Eine hohe vornehme Jünglingsgeſtalt und eine zarte bildſchöne Jungfrau. Zwei dunkle Augenpaare begegneten ſich und ließen betroffen von einander ab. Beide ſchwiegen und wollten das erſte Wort nicht haben; während ein Kreis von Zuhörern und Zuhörerinnen ſich rings um ſie ſammelte.

„Mais parlez donc, petite paresseuse" commandirte Adele und Bertha hub an:

„Sie haben nicht getanzt, Herr Graf?"

— „Wer wagt zu tanzen, wenn man Sie tanzen ſieht. Sie haben dieſe Kunſt gewiß ſchon in zarter Jugend geübt und ein trefflicher Unterricht hat Ihre glänzenden Anlagen vervollkommnet."

„Nicht übel!" flüſterte Pauline ihrer Freundin in's Ohr. „Etwas verſpricht er."

Bertha fuhr fort: „Ein junges Mädchen darf den Tanz wohl lieben und ſich am Glanz der Welt erfreuen, ſo lange ſie noch ihre Falſchheit nicht ahnet."

— „Um ſo blendender iſt der Glanz ohne Falſchheit," erwiderte Victor; „den ich an Ihnen zu bewundern habe."

— „Das war ſogar geiſtreich," flüſterte Pauline. „Deine Actien ſteigen; mein ſchönes Kind; wage etwas!"

„Meine Damen!" verſetzte Victor. „Ich verſtehe franzöſiſch. Nur ſpreche ich es zu ſchlecht. Ich darf mich damit in dieſem Salon nicht hören laſſen."

„Ich habe ſehr leiſe geſprochen," meinte Pauline.

— „Ich höre ſcharf. Was ich gehört habe, war mir ſchmeichelhaft. Nur möchte ich nicht gerne hören, was ich nicht hören ſoll."

Pauline ließ ihre Freundin aus den Armen, bemächtigte ſich aber ihrer Hand unter dem Tiſche, um ſich durch Drücke mit ihr zu verſtändigen. — Das erſte Zeichen bedeutete: „Frag' an!" und Bertha ſagte:

— „Mich lüſtet nicht nach dem Glanze der Welt, Herr Graf, und ich ſehne mich nicht nach dem, was man Erfahrung und Lebensklugheit nennt. Die Divinationen der Jugend und Unſchuld ſind es, die uns beglücken. Ich übe und pflege ſie und bemühe mich, die Schülerin meiner Selbſt zu ſein."

Sie begleitete jedes anſpielende Wort mit einem heimlichen Händedruck, um ihrer Freundin zu verſtehen zu geben: „Das iſt Damenphiloſophie und verſteht er mich, ſo hat er das Buch wenigſtens geleſen."

Allein Victor verſtand ſie nicht nur; er entfärbte ſich, ſtaunte mit weitgeöffneten Augen die vermeintliche Seherin an, faltete die Hände und ſeufzte: „Iſt das möglich!"

Bertha glaubte dieſen gewonnenen Vortheil augenblicklich benutzen zu müſſen.

„Herr Graf! Sie lieben die Einſamkeit und wiſſen ihre geiſtigen Wonnen zu würdigen. Wenn nun eine andere Perſon Sie um Ihre Ideen beneidet und ſie zu ihren eignen machen möchte, würden Sie ihr das gönnen?"

— „Das iſt nur einem Engel möglich, der wunderbaren Seherin von Coeur obscur."

Pauline hätte faſt aufgeſchrieen bei dem krampfhaften Händedruck, den Bertha ihr verſetzte, vor Freuden, daß Victor ſich ſo fein und galant auf dieſe Myſtification einließ.

„Von dieſer einen Perſon kann auch nur die Rede ſein, von keiner anderen." (Anſpielung auf Brauſewald und auf die imaginäre Partie).

— „Wenn dieſe Eine meine Gedanken zu den ihrigen macht, ſo bin ich ſtolz darauf, und erhebe mich in meinen eigenen Augen. — Darf ich auf dieſen beiden Beifall zählen?"

„Nicht ganz unbedingt, Herr Graf!" lächelte Bertha. „Ich habe meine Vorbehalte, meine Einwände, meine Aber.“

„Vorbehalte? Einwände?“ fragte Victor und entfärbte ſich von Neuem.

— „Sollte ich zu weit gegangen ſein? — Ach Herr Graf! Meine Nerven! Sie reißen mich hin: Ich bleibe meiner ſelbſt nicht mächtig.“

— „Nein! ſchöner Engel! Sie ſehen, mit welchem Entzücken ich mich dem ſüßen Zauber überlaſſe, den Sie auf mich ausüben.“

„Ich darf alſo weiter in Ihrer Seele leſen?“ frohlockte Bertha.

— „Nur nicht mit dieſem lächelnden Liebreiz. Schonen Sie mich, indem Sie Ihre überlegene Seelenkraft an mir auslaſſen. Es durchrieſelt mich eiskalt!“

— „Jede Seherin hat ihre Weiſe und dieſes iſt die meine.“

— „Keine allesbilligende Zuvorkommenheit, keine glattzüngige Salonmanieren. Belächeln Sie nicht die Artigkeiten, die Sie mir ſagen!“

Bertha fuhr fort zu lächeln: „Das iſt ſo meine Art zu weiſſagen. Ich habe keine andere.“

— „Engel von Coeur obſcur, ſein Sie kein Dämon.“

— „Ein Dämon zu ſein iſt ein ſchauerliches Wohlbehagen. Und — ſehen Sie Herr Graf, ich widerſpreche gar zu gern.“

— „Machen Sie mit mir was Sie wollen, holdeſtes Wunder der Erdenwelt.“

— „Was die Erdenwelt anbetrifft, Herr Graf, da kann ich Ihnen nicht widerſprechen. Da ſind Ihre Gedanken muſterhaft, wohlgeordnet, unantaſtbar.“

— „Und wo erblicken Sie meine Schwächen?“

— „In Ihren Muthmaßungen vom Jenſeits,“ lächelte Bertha.

Victor ſchrack ſichtbar zuſammen. — „Ja, liebreizender Dämon! dahin ſchauen Sie weiter als ich.“

— „Es ſcheint Sie anzugreifen! — Brechen wir ab, Herr Graf. — Aber Sie müſſen es wollen! Sie müſſen es befehlen. Sie müſſen gleichſam meine Nerven loslaſſen, denn ſonſt muß ich immer weiter gehen.“

— „Sie wollen mich nur quälen, und ſpotten der ängſtlichen Spannung, in die ſie mich verſetzt.“ —

Dieſelbe Spannung herrſchte aber rings umher und verkündete ſich in einer Todtenſtille. Niemand wagte zu athmen. Aus den Nebenzimmern waren alle herbeigekommen, um mit zu lauſchen. Man bewunderte Bertha, die mit ſo glänzendem Witz und Liebreiz ihre Rolle durchführte und mehr noch Victor, der mit ſo viel Zartheit ſich auf dieſes Spiel einließ um ihr die feinſten Huldigungen darzubringen. Das hatte Niemand in ihm geſucht und hier dürfte der Auftritt unmöglich enden. Denn die Theilnahme war zu ſehr erregt, um ſich plötzlich hemmen zu laſſen.

„Ich ſoll Ihnen alſo Rede ſtehen, Herr Graf?“ fuhr Bertha fort. „Sie wollen mich halten? Sie laſſen mich nicht los?“

— „Nein! ſchöner Dämon. Habe ich die Macht Sie zu halten, ſo habe ich auch den Muth dazu.“

— „Nun wohl! Ich kann nicht anders!“ ſeufzte Bertha und da ſie nunmehr das Geſpräch zu dem erwünſchten Ziel geführt hatte, fuhr ſie ernſthafter fort: „Es giebt keinen furchtbareren Gedanken, als: den Zorn Gottes und ſchöner und weiſer hat ihn Niemand gemildert, als der edle Schüler ſeiner Selbſt. Er nennt den Tod die große heilige Metamorphoſe, im Gegenſatz zu den geringeren und prophanen Metamorphoſen des Erdendaſeins, indem aus dem Säugling ein Knabe wird, der Knabe zum Jüngling erwächſt, der Jüngling zum Manne reift und der Mann zum Greiſe dahinwelkt. — Als Kind iſt man bisweilen unartig und wird beſtraft. Stört dieſe Erinnerung den Erwachſenen? Verdrießt es eine Mutter, daß ſie einſt mit Puppen geſpielt. Schämt ſich der Heros ſeiner tollkühnen Knabenſtreiche? Beunruhigen den Dichter ſeine verfehlten Schülerverſuche? Und das ſind nur die kleinen Metamorphoſen. — Warum alſo ſollen die

Erinnerungen an unſere irdiſche Schwärmereien in einem höheren Seelenzuſtände uns zum Aergerniß gereichen? — Mag das Wahre, Gute, Schöne ſo weit wir es hienieden verfolgen in einer beſſeren Welt zum Kinderſpiele abblaſſen. Mag alles das, nachdem eine heilige Metamorphoſe uns transfigurirt hat, ſeinen telluriſchen Glanz und Werth verlieren! — Es erfolgt nicht hieraus, daß irdiſche Begeiſterung in einem höheren Leben unfreundliche Erinnerungen erzeugen wird, kann oder ſogar muß. Sie dürfen das nicht behaupten. Der muſterhafte Sohn und Gutsherr, der mit kindlichem wie patriarchaliſchem Gewiſſen, ſtreng ſeine Pflichten übt; Sie, der mit grundherrlichem Bewußtſein, die Vorſehung vertritt bei allem, was auf Ihren Beſitzungen da iſt, wächſt und lebt, ſei es Menſch, Thier, Pflanze oder Erdreich; der will ſein kunſtreich ſchöngeordnetes Leben für eine höhere Welt verleugnen? Sagen Sie Herr Graf: welche Glückſeligkeit iſt vorzuziehen? die Angeſchaffene, oder die Selbſterrungene?“

— „Unbedingt die Selbſterrungene!“

— „Warum denn ziehen Sie die Angeſchaffene vor.“

— „Das that ich niemals!“

— „Sie thaten es, Herr Graf! Beſinnen Sie ſich nur!“

„Helfen Sie mir, ſchöner Engel. Das Grauen ſchwindet, welches Ihr Lächeln mir einflößte und in Ihrer Seherinnenwürde ſind Sie anbetenswerth!“

Bertha ſtrahlte vor Siegeswonne.

— „Wohl möglich! daß, wer die Weihe der Einſamkeit und den Muth der Selbſtſtändigkeit in einem Grade beſitzt, wie Sie, ungern ſich eingeſteht, daß auch ein unſauberer Geiſt einmal Einfluß auf ihn übte.“

— „Sollte jemals ein unſauberer Geiſt Einfluß auf mich gehabt haben!“

— „Unmöglich iſt es nicht. Erforſchen Sie ſich ſelbſt, ob Sie nichts Derartiges fühlen.“

Victor legte beide Hände auf Augen und Stirn um nachzuſinnen.

Bertha fuhr in ſtolzer Begeiſterung fort: „Giebt es keine verderbte Seelen die aus Eitelkeit und Ehrgeiz ihre Selbſtheit in den Staub werfen, um ſich freiwillig zu verwüſten und zu zerſtören? — Solche Creaturen hat der Zorn Gottes hienieden ſchon getroffen. Hienieden ſchon ſind ſie ſich ſelbſt zur Laſt, hienieden ſchon möchten ſie ſo gern ſich ſelbſt vergeſſen und ſollen noch ihr wüſtes Bewußtſein mit ſich ſchleppen durch alle Ewigkeiten? — Solche philoſophiſche Geſpenſter machen die Fortdauer des Bewußtſeins unſeres ſelbſtbewußten Erdendaſeins leugnen. — Sie Herr Graf haben kein Recht dazu!“

Victor ließ die Hände ſinken, blickte treu ſie an und ſprach: „Ich that es niemals!“

— „Beſinnen Sie ſich? — Kennen Sie kein ſolches philoſophiſches Geſpenſt?“

— „Gerechter Gott!“ rief Victor. „Sie meinen Brauſewald!“

Ein Gemurmel entſtand in dem Kreiſe. Bertha hatte geſiegt. Victor hatte bekannt. Indeſſen mäßigte man ſich noch, zumal Bertha ſehr ernſthaft und faſt verweiſend fortfuhr.

— „Herr Graf! keinen Namen! darauf laß ich mich nicht ein!“

— „Stört es Sie in Ihrer Clairvoyance, wenn ich einen fremden Namen nenne?“

Bertha lächelte: „Gewiß Herr Graf. Alsdann entziehe ich mich Ihnen und erwache.“

— „Es giebt Beiſpiele, daß Divinationen fehlgehen!“

— „Die Meinigen niemals.“

— „Und doch habe ich die bewußte Fortdauer niemals geleugnet!“

— „Sie haben ſie geleugnet Herr Graf!“

— „Wo? — Wann? — Helfen Sie mir!“

— „Wie? — Wo leben und denken Sie? Auf Schloß Wüſterode. — Wann? — Etwa vor einem Jahre."

— „Schriftlich?"

— „Schriftlich! Herr Graf," verſetzte Bertha wieder ſtrenge, „von Schriftlichen nur kann die Rede ſein. (Sie meinte nemlich von dem was Sie drucken ließen, kann keine Rede ſein.)

— „O Mademoiſelle. Mir ahnet längſt welches Buch Sie meinen!"

Bertha nemlich dachte an die Damenphiloſophie und Victor bezog es auf ſein Tagebuch.

— „Nein Herr Graf. Ich kann mich wohl zu einer Myſtification verſtehen, aber niemals zu einer Indiscretion. Laſſen Sie ein ſolches Ahnen, damit Sie mein Ahnen nicht einmal an mir ahnden. Ich beſchwöre Sie bei Ihren Ahnen!"

— „Mademoiſelle!" bat er, ſich entſchuldigend, „Hochbegabte Prophetinnen wie Sie, ſind fromm und gottſelig. Ihre Indiscretionen ſind Offenbarungen."

— „Erwarten Sie keine ſolche Offenbarung von mir."

— „Ich kann Ihnen nicht ſagen, um wie viel mehr ich Sie deshalb noch bewundern muß."

— „Das iſt kein Compliment Herr Graf. Ich wünſche, daß Sie das von mir vorausſetzen."

— „Ich bin unzart geweſen. Verzeihen Sie mir. — Die Seherin von Prevorſt indeſſen las nur auf dreißig bis vierzig Schritte und ſie leſen bis auf Wüſterode ſtarke fünfzehn deutſche Meilen weit?"

Bertha mit ihrem heitern glücklichſten Lächeln erwiderte: „die Seherin von Prevorſt war nicht zu verachten. Gegen mich aber iſt ſie gar nichts. Sie war im Raume beſchränkt."

— „Und die Seherin von Coeur obſcur iſt das nicht?"

— „Auf keine Weiſe. Wollen Sie ſich davon überzeugen? Beſinnen Sie ſich immer noch auf nichts?"

— „Ich habe niemals eine bewußte Fortdauer geleugnet."

— „Sie ſollen Ihre eigenen Worte hören. Jetzt will ich leſen:“

Es war für ſie ein Leichtes. Sie hatte dieſe Stelle aus der Damenphiloſophie abgeſchrieben, hatte ſie noch kurz vor dem Einſteigen in den Wagen überleſen, um ſie feſt ſich einzuprägen, und ihr Büchlein lag noch aufgeſchlagen an derſelben Stelle auf ihrem Flügel zu Hauſe offen.

Sie faltete die zierlichen weißen Händchen, (Pauline hatte ſie längſt ſchon losgelaſſen) lehnte ſich in ihrem Seſſel zurück, öffnete die dunkeln mandelförmig geſchnittenen Augen weit gen Himmel, ſo daß die ſchwärmeriſchen Blicke faſt unter den langen ſchwarzen Wimpern verſchwanden und nur einen ſchmalen bläulich-weißen Rand freiließen. Und indem ſie träumeriſch und ſinnend, und jede Silbe betonend, Wort für Wort aus ihrem treuen Gedächtniſſe daherſagte, glich ſie in der That einer magnetiſch Schlafenden, der Körperwelt Entrückten, einer Seherin im höchſten Stadium der Clairvoyance.

— „Warum hat die göttliche Allweisheit die Scheidewand gezogen zwiſchen uns Hieniedern und droben den ſeligen Geiſtern? Sie dürfen uns nicht als Geſpenſter erſchrecken und wir legen mit Gehirn und Nerven auch irdiſches Fühlen, Denken und Wiſſen ab. — Welch eine Wohlthat! — Würdeſt Du nicht wünſchen, als Kind geſtorben zu ſein, wenn Du in Erinnerung Deiner Erdenſünde, unter reinen Engelsſeelen Dich befändeſt? Je höher der Zuſtand der Seligkeit, um ſo tiefer der Abgrund des Bewußtſeins!“ —

„Halten Sie ein!“ rief Victor. „Ich ertrage das nicht länger, das überſteigt allen Glauben.“ Und tief erſchüttert ſprang er vom Stuhle auf.

Und im Nu legte Bertha das clairvoyante Weſen höchſten Stadiums ab und ſprach mit ihrem reizendſten Lächeln:

„Danke für die Gnade Herr Graf, mich endlich freizulaſſen.“

Dieſer ſinnreich witzige Schluß, nach ſolch einem unerhörten Auftritt, gewährte noch eine letzte, völlig unvermuthete Ueberraſchung, der Niemand ſeinen Beifall verſagen konnte; und er erfolgte auch wild und ausgelaſſen. Die galanten Franzoſen riefen:

„Es lebe der Engel vom Coeur obscur, ihre blendende Schönheit, ihr allvermögender Scharfſinn!“

Allein das Jauchzen, das Händeklatſchen empörte Victor auf's Tiefſte und mit der Entrüſtung bebender Stimme ſprach er zu Bertha:

„O Mademoiselle! Die Natur hat Sie mit ihren koſtbarſten Gaben ausgeſtattet, mit Schönheit, Anmuth, Reiz, Geiſt, Gefühl, Liebenswürdigkeit, Sinn, Geſchmack und — endlich auch mit dieſer überſinnlichen Sehergabe, die Ihnen alle Creatur unterwirft. Und ſolch heilige Clairvoyance entweihen Sie zu Gaukeleien, um ſich des Beifalls eines eleganten Salons zu erfreuen, den man auch Opern- und Ballet-Damen ſchenkt? Wie ſehr Sie mich in meinen heiligſten Empfindungen, in meiner tiefſten Seele gekränkt haben, werden Sie begreifen. Leben Sie wohl auf immer! diablesse des coeurs obscurs. (Teufelin oder Furie der ſchwarzen Herzen.)

Hiermit eilte er ſpornſtreichs zur Thür hinaus.

Niemand konnte ſich dieſes ſeltſame Benehmen erklären, und beſonders war Bertha erſchrocken, ſie konnte nicht begreifen, was dem verliebten Damenpſychologen plötzlich angewandelt ſei.

Leon war dem jungen Grafen auf dem Fuße gefolgt, um zu fragen:

„Wohin, lieber Kamerade?“

— „Lieber Marquis, laſſen Sie mich.“

— „Wollen Sie fort?“

— „Sie ſehen, ich ſtehe wie auf Kohlen. Ihre Diener ſind ſehr langſam.“

— „Ich verſtehe Sie nicht Herr Graf. Was hat Sie beleidigt?“

— „Ihre Schuld war es nicht. Nur die Meine."

— „Was war nicht meine Schuld?"

— „Marquis, ich meine nicht Sie. — Sie wußte, daß ich wollte, und dennoch sträubte sie sich, wenn ich zu dreist wurde! — O daß ich sie nie gesehen hätte!"

Der Diener brachte endlich Hut und Paletot. Den Paletot warf Victor zurück, den Hut stülpte er auf. — „Gute Nacht! lieber Marquis. Entschuldigen Sie mich. Ich kenne mich selbst nicht mehr."

Und hiermit stürmte er zu Thüre und im [illegible] vom Hotel hinaus auf die freie Straße.

Lachend kehrte Leon in den Saal zurück. — „Ganz richtig ist es nicht mit seinen hochadeligen Manieren. Jedenfalls einen Sparren hat er. Entweder ist er sentimental überspannt oder gründlich übergeschnappt. Herr von [illegible] kennt ihn am längsten und wird uns sagen, ob er früher schon Spuren von Irrsinn verrieth."

„Ich soll es sagen!" erwiderte lächelnd der Legationssekretair. „Je länger man ihn kennt, um so weniger lernt man ihn kennen. [illegible] mir da einen eigenen Brief meines Vaters. Ich sah ihn [illegible], [illegible] eine Erfahrung mit der Marquise [illegible]. Er ist Mitarbeiter der [illegible]. Mademoiselle de Geraz [illegible] hat es [illegible] und kalt gelassen. Nun weiß er aber von [illegible], der ein Meister von [illegible] ist und niemals weder ja noch nein! gesagt hat. Man kann sich in einer so großen Aufrichtigkeit nicht [illegible] benehmen. — Im [illegible] habe ich [illegible]. Es ist gefährlich, anderer Meinung zu sein, als Mademoiselle de Geraz [illegible] und ich habe ein delicates Gewissen, besonders in Frühstücksangelegenheiten. Ich habe mit meiner Gegenmeinung diesmal [illegible] und bin nach den Statuten unseres Klubbs verbindlichen Ersatz zu leisten schuldig."

Ein lautes Gelächter erfolgte. Heinrich fuhr fort:

„Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Begnügen Sie sich meine Herren mit dem Spotte und lassen Sie Gnade für Recht ergehen!"

„Keine Gnade dem Frühstücksdiplomaten!" rief die lebhafte Pauline. „Ich bitte Dich Leon, sprich: „Schuldig."

„Schuldig!" rief Leon — „Schuldig!" wiederholten die übrigen Neune. Heinrich rang in komischer Verzweiflung die Hände.

„Gemach! meine Herren! Gemach. Lassen Sie meinen Gewährsmann zu Worte kommen."

„Wo ist er? Wer ist es?"

„Kein anderer als der Engel von Coeur chicur," erwiderte Heinrich und setzte sich auf den von Dieter verlassenen Stuhl zwischen Bertha und Adele.

„Herr von Hartung!" warnte Bertha, „gehen Sie nicht zu weit!"

Heinrich fuhr unerbittlich fort: — „Damen wetten anders wie Herren. Sie wetten mit einander um das Vergnügen bewirthen zu dürfen. Als um das Entgegengesetzte. Was Damen als ein Recht gewinnen, verlieren wir als eine Schuld, die bezahlt werden muß. Comtesse Pauline ist verpflichtet, mit den Damen ihrer Bekanntschaft eines Morgens auf Coeur chicur zu erscheinen, um Mademoiselle Glückwünsche zu ihrem deutschen Triumphe abzustatten. Fühlen sich Damen schon bewogen, ihr Huldigungen darzubringen, so ist das für Herren vollends eine Pflicht und der Marquis de St. Leon ist beauftragt, seine Freunde einzuladen. Er wird seine Kameraden vom Frühstücksclubb nicht vergessen und ein Morgenball auf Coeur chicur ist allen Frühstücken der Welt vorzuziehen."

„Von dieser Wette kann keine Rede mehr sein," erwiderte Bertha. „Ein Scherz hört da auf, wo er anfängt ernst zu werden. Ich habe keinen Triumph zu feiern und keine Complimente anzunehmen. Vielmehr beklage ich aufrichtig, mich auf eine Mystification eingelassen zu haben, welche Graf Müllerode am Ende sehr ungnädig aufnahm."

„Ein Cavalier," behauptete die tapfere Adele, „muß es sich zur Ehre schätzen, wenn ein ganzer Damenkreis es der Mühe werth findet, ihn zu mystificiren."

— „Allein er weiß nicht, daß er dazu verleitet wurde. Er denkt, ich allein habe alles angestiftet, ihm sein furchtbares Geheimniß zu entreißen. Und mir allein zürnt er; wirft mir vor, daß ich schmählichen Mißbrauch mit meinen Geistesgaben treibe und nennt mich eine Furie der schwarzen Herzen."

— „Werde nur nicht sentimental, das ist lächerlich. — Wie es scheint, hast Du ihn nicht nur um seinen Verstand gebracht, sondern schließlich seid ihr darum gekommen. — Ihr sympathisirt, correspondirt. Ihr verständigt euch mit Blicken, Zeichen, Winken, die wir andern kaum wahrnehmen. — Danke demnach daß Du für Deinen werthen Vater geschwärmt, und daß ihn verkündet, gleich bei den ersten vorlaut bedeutenden Wahrzeichen. — Er ist erschienen, ist liebenswürdiger ausgefallen als irgend zu erwarten war! — Unglückliche Seherin! Beklagenswerthe Cassandra!"

— „Ich gestehe ohne Erröthen, daß ich den großen Wildenrode, den ich bisher in seinen Schriften bewunderte, nun ich ihn persönlich kenne, noch höher achte." —

„Weil Dir mehr an Deiner Eroberung liegt, als an unserem Verlust. — Ich gönne Dir diese Kranzjungfernschaft vom Herzen. — Zwar machte er mir zuerst die Cour. Allein ich bin nicht eifersüchtig. — Kommt hieher mit der Reisepeitsche, um einem ihn compromittirenden Literaturskandal ein Ende zu machen und läßt sich von der kleinen Cousine ehrlich sein hochwichtiges Geheimniß so zu sagen — ablächeln. — Aber warte mein Vetterchen! Komm nur nach Hause, der alte gestrenge Herr auf Wildenrode wird schöne Augen machen, wenn er erfährt, daß sein einziger hochadelicher Sprößling ein Literat und Federheld ist. Die Zeitungen werden das schon mit gehörigem Eclat verbreiten."

— „Und mich hat man verleitet, ihm Leiden zu bringen?"

— „Fürchte nichts für Deinen Vater; die Zeitungen ſind auf Wildenrodeſchem Territorium verboten."

— „Mama lieſt auch nicht ſolche Veröffentlichungen über mich."

— „So verbiete Deinerſeits auf Gerau ebenſo die Zeitungen gleichfalls."

„Stille!" nahm die Tante Pauline das Wort. „Iſt das der Gedanke, den Du meiner lieben Bertha einbilden, wenn ſie irgend im Nachtheil gerathen ſollte?"

„Deine liebe Bertha iſt nicht im Nachtheil gerathen, ſondern hat ſich trefflich gehalten. Sie hat uns alle überraſcht und es iſt etwas ganz anderes daraus geworden, als wir irgend erwarteten. Wir erwarteten ſie von ihrer hausmütterlichen Manie zu curiren und ſie ſtellt uns ihren reellen Retter vor, im vollſten Cavaliersglanz, in unbezweifelbarer Urſprünglichkeit. — Ja! liebe Bertha, wie ein Schulknabe ſaß er da, verblüffte ſein Antlitz, verleugnete ſeine Eltern, konnte ſich auf ſeine eigenen Gedanken nicht mehr beſinnen und ließ ſich von Dir einholen. Das iſt unerhört, das iſt unbegreiflich. Nicht nur daß Du ihm die exclusive Maske abnahmſt. Und alle daß Du erſchlagen. Und dieſen Triumph willſt Du verleugnen? — Meine Liebe, wir haben Dir lange genug Dein gutes Recht vorenthalten, wie ich Dir endlich Glück ſchuldig und wünſchen auf Gerau ebenſo Dir unſere Glückwünſche zu laden." —

— „Ich darf ſie nicht annehmen, und bin ſchon zu weit gegangen, ich darf nicht noch weiter gehen. Ich habe die Gnade des Grafen Wilderode verſcherzt. Ich darf ſeine Ungnade nicht verdientermaßen auf mich laden."

„Bertha! Du warſt glänzend! Du warſt unglaublich! Aber Du fängſt an, matt zu werden. Eine Dame von Welt darf keine Theilnahme für einen von ihr beſiegten Cavalier verrathen. — Soll Jemand

Gegen, muß Jemand erliegen und wer erliegt, bezahlt die Kosten. Man schaut ihn mitleidig über die Achsel an und spricht: Monsieur, j'en suis fâché!" —

— „Graf Wilderode hat sich vor mir nicht verleugnet. Ich darf um so weniger ihn verleugnen".

— „Arme Bertha, jetzt bist Du nahe daran Dich zu compromittiren."

„Mein liebe Adele", rief die lebhafte Pauline, welche glaubte, daß es hohe Zeit sei Bertha zu Hülfe zu kommen; „Sie nicht, Du bist auf dem besten Wege. — Wilderode hat Dir Anfangs Aufmerksamkeit geschenkt und Dich später vernachlässigt und während er mit Herz und Augen an Bertha's Lippen hing, wandte er Dir den Rücken zu. Willst Du einen Verdacht von Dir abwenden, um, weil Du ein wundes Gewissen hast, ihn auf Bertha zu lenken, so verfahre minder animos. Man compromittirt sich nicht, wenn man glänzend philosophirt; allein man compromittirt sich, wenn man seine Eifersucht transpiriren läßt. Ich rathe Dir die Lehren, die Du Bertha giebst, in aller Stille selbst zu befolgen." —

Die stolze Adele erwiderte: „Ich eifersüchtig auf einen Gernot? — denn im Grunde hat er es weiter nicht gebracht, seines Adels ungeachtet. — Meine liebe Bertha! — Ich begrüße Dich heut als meines Gleichen. Du hast Dir Deinen Adel im Salon erobert, wie mein Vater den Seinigen auf dem Schlachtfelde. Bei Ahnen habe ich vor Dir nichts voraus. Mein Vater war damals Oberlieutenant und Du bist bürgerlich. Eine Bürgerstochter, die sich im Salon so wie Du zu benehmen weiß, ist des besten Cavaliers im ganzen Lande werth, nur möchte ich den wohlgemeinten Rath Dir geben: Denke nicht an einen Wilderode-Lebensbund. — Eine unüberbrückliche Kluft liegt dazwischen."

— „Mag diese Kluft so unüberbrücklich sein wie sie will; sie hindert mich nicht, seine Gedanken zu den meinigen zu machen. Das iſt alles was ich wünſche und er fühlt ſich geehrt dadurch."

„Antworte beſſer liebe Bertha!" ermahnte Pauline; „Du kannſt ja ſonſt ſo gut dich wehren. Mit der Damenphiloſophie kömmſt Du hier nicht aus."

— „Ich habe noch keine andere angenommen!"

„Keine Damenphiloſophie mehr;" rief Adele. „Sie hat aufgehört zu intereſſiren. Du haſt ihre Geheimniſſe enthüllt. Du haſt ſie zu Grabe getragen!"

„Jetzt fragt ſich nur", warf Heinrich dreiſt dazwiſchen, „wo der Leichenſchmaus ſtattfinden ſoll. Ob auf coeur obſcür oder im Frühſtücksclubb."

Bertha erhob ſich: — „Vicomte de St. Pardoux, darf ich um Ihren Arm bitten!"

Leon, bevor er ihr ſeinen Arm reichte, gab ein Zeichen und die Diener ſtürzten in den Saal, um Tiſch und Stühle wegzuräumen, damit die Tänze wieder beginnen konnten. Offenbar war Bertha die Königin des Abends, denn die Tafel war aufgehoben in eben dem Augenblicke wo ſie ſie verlaſſen wollte.

„Zürnen Sie mir?" fragte Heinrich, weil Bertha ihm den Rücken gewandt hatte.

— „Nein! Herr von Harland. — Doch bin ich auf Ihr Anſtiften verleitet worden, den Grafen Müſterode zu myſtificiren und fürchte, als Revanche jetzt von Ihnen myſtificirt zu werden."

Die gewaltige Adele bemächtigte ſich des ſchmächtigen Heinrichs, welcher ihr klagte:

„Ich bin in Ungnade gefallen!"

— „Sie werden ſich das hoffentlich nicht zu Herzen nehmen!" —

— „Ich bin der Myſtificirte und muß obendrein die Koſten tragen. Man hat mir geſagt, die kleine Coeur obſcür ſolle von der Damenphiloſophie geheilt werden." —

— „Und das haben Sie geglaubt? Ja freilich, dann ſind Sie der Myſtificirte. Dieſe Soirée hat eine andere Tendenz. — Der Miniſter braucht Geld. Der

Banquier iſt eitel. Er ſieht es gerne, wenn man ſeine Tochter als gnädiges Fräulein behandelt. Man macht ſie alſo ſalonfähig, giebt ihr ein Feſt; richtet alles ſo ein, daß ſie als Königin des Abends glänzt und hat — offenen Credit." —

— „Alſo das iſt es. Ha, Sie geben mir furchtbare Waffen wider ſie in Händen."

— „Was haben Sie gegen ſie?"

— „Sie hat mich in einen furchtbaren Schaden gebracht. Es koſtet ſie nichts, mich ſchadlos zu halten. Früher oder ſpäter muß ſie ein Feſt geben, welches mein Frühſtück abſorbirt. Aber ſie iſt undankbar. Ich habe viel für ſie gethan."

— „Welche Waffen wider ſie gab ich Ihnen in Händen?"

— „Malitiöſe Toaſte auf einem coloſſalen eclatanten Frühſtück, was ich einmal geben muß. Bemerkungen, wie das Geld ſich überall einzuſchleichen und einzuniſten weiß. Moraliſche Seufzer über unſere geſelligen Zuſtände. Ein ſo glänzendes Paar was ſo furieuſement philoſophiſch ſympathiſirt, iſt durch eine unüberſteigliche Kluft auf Erden getrennt. — Das compromittirt alle beide zugleich. Es entrückt dieſe Angelegenheit der philoſophiſchen Kritik, um ſie in das Gebiet des Entſagungsromans hinüber zu ſpielen."

„Bravo!" lachte Adele.

Victor rannte durch die nächtlichen Straßen, gleichviel wohin ihn ſeine Schritte trugen. Er beſchleunigte ſie, nur um ſich zu ermüden; dies war ſeine Art ſo, ſich zu beſänftigen, wenn — was freilich ſelten genug vorfiel — ſeine ariſtokratiſche Galle überwallte.

Endlich hatte er das Thor im Rücken und auf freiem Felde fing er an, mit ſich ſelbſt zu reden.

„Es giebt Geſpenſter!" — philoſophirte er laut in die ſchweigende Nacht hinein.

„Allein es ſind nicht die Seelen der Dahingeſchiedenen und noch weniger ihre todten Leiber."

„Die Seelen der Dahingeſchiedenen ſollen ſich zu einem neuen Daſein transfiguriren und ſich in eine höhere hellere Sympathie einleben, und das koſtet Müh' und Anſtrengung und läßt weder Luſt noch Zeit übrig, hienieden noch einmal herum zu ſpucken."

„Die Leiber haben es bequemer. Sie haben weiter nichts zu thun, als zu modern. Warum ſollen ſie ſich und uns noch einmal beunruhigen? Man hat ſie eingeſargt, mit Trauerpomp zur Gruft geleitet. Man ſetzt ihnen Denkſäulen und feiert vielleicht auch dann und wann ihr Andenken noch einmal durch Wiederholung der Leichenſchmauſe und Leichenreden. — Damit iſt die Rechnung abgeſchloſſen."

„Geſpenſterfurcht iſt eine unwillkührliche Hinterlaſſenſchaft der Dahingeſchiedenen. Ihre Seligkeit ragt nicht hinunter in unſre trübe Erdathmoſphäre. Könnten ſie uns ſich offenbaren und uns die Wonnen ihrer Verklärung zur Anſchauung bringen, wir würden vor Entzücken ſterben, oder — wenigſtens den Muth und die Luſt verlieren, unſer unſauberes Daſein bequem und achtſam fortzuſchleppen. — Wollen wir aber mit unſerem Gedächtniß und unſeren Gedanken nicht von ihnen laſſen, ſo erzeugt das entſetzliche Träume, ſchauerliche Mißverſtändniſſe und grauenhafte Irrthümer."

„Nein! — Geſpenſter ſteigen nicht vom Himmel nieder, und kommen nicht aus dem Boden hervor. — Und dennoch giebt es Geſpenſter; lebende, in Fleiſch und Blut. — Junge, wunderholde Mädchengeſpenſter — engelſchön! — verführeriſch reizend — und dennoch! — ſchauerlich, grauenhaft, entſetzlich!"

„Und ſolch ein Geſpenſt biſt Du, ſogenannter Engel von Coeur obſcür, Du Nixe, Du Elfe, Du Sylphe, Du Syrene, Du — ja Du Lemure! — denn Du lebſt nicht. Nervöſes Blendwerk! ſeelenloſes Zauberbild. — Heute war ich der Neuling, den Du mit Deinen Seherkünſten hänſelteſt, und eben ſo treibſt Du es wohl mit jedem Fremden, der ſich zum erſten Male auf Deinen eleganten Hexentummelplatze hinverirrt."

„Salonhexe! Zuſammengeſetzt aus Eitelkeit und

Geldgier. — Deine heilige Sehergabe entweihſt Du nicht nur für ſchnöden Beifall, Du ſchändeſt ſie auch noch durch hinterliſtigen Wucher und Börſenſpeculationen, um Deine Eltern zu bereichern, um Lächeln und Schweigen zu können!"

„Und Du ſprichſt von bewußter Fortdauer. Möchteſt Du etwa das Bewußtſein Deines Lächelns und Schweigens mit durch alle Himmel nehmen? — Möge Brauſewald, der ſich hienieden ſchon verwüſtet und zerſtreut, vergehen und vergeſſen werden, Du aber ſei —"

„Nein! — Gott hat das Gericht!"

„Die Pythia im Alterthum war auch nicht umſonſt. — Keine Orakelſprüche ohne Opfer. Mag alſo auch die heutige Seherin dem Mammon huldigen, ſich dem Gelderwerb weihen und ihre Wundergaben ausbeuten. — Will man das Blut und Fleiſch des Herrn genießen, ſo koſtet das auch eine Kleinigkeit. — Und die Nägel des Kreuzes, die Dornenkrone, das Blutfläſchchen und unzählige andere Reliquien, wurden ſie nicht mit ſchwerem Gelde aufgewogen? Kindtaufen, Confirmationen, Hochzeiten und Begräbniſſe kommen meinen Saſſen theuer genug zu ſtehen. Und meine Herren Paſtoren wachen wie Harpyen über ihr Kirchenärare, und erlaſſen der Armuth auch nicht einen Heller."

„O Judas! — Judas Iſchariot! — Hätteſt Du das zu Deiner Zeit gewußt, Du hätteſt unſeren Herrn und Heiland ſo ganz unter dem Preiſe, in Bauſch und Bogen nicht losgeſchlagen." —

„Mag ſie alſo an der Börſe oder auf dem Comptoir ihres Vaters den Leuten Hab und Gut aus der Taſche heben. Das iſt Handel. —

„Brauſewald — ein Literaturgeſpenſt, von großer Fähigkeit und noch größerem Wiſſen."

„Heinrich — ein Cavaliergeſpenſt. — Tanzt ſehr gut, großprahlt noch beſſer."

„Leerheit geſellt ſich gern zur Leerheit. Edler, zärtlicher Gefühle ſind ſolche Phantome unfähig. Er führte ſie in den Saal! Führte ſie zu Tiſche, tanzte faſt nur mit ihr! Sie ſind Freund und Freundin! Bruder und Schweſter!“

„Du aber, die ſich in fremde Seelen einſchleicht, einſchmeichelt, einniſtet, um ihnen die heiligſten Ideen abzuſchmarotzen und ſie zur Erheiterung geputzter Herrn und Damen auszuſchwatzen. — Wie durfteſt Du zu mir von der Furchtbarkeit des göttlichen Zornes reden. — Wie durfteſt Du mir vorwerfen, daß ein unſauberer Geiſt Macht über mich gewonnen?“

„Lies jetzt in meinem Herzen wenn Du kannſt. — Nichts mehr von Bewunderung und Verehrung. — Wohl aber Verachtung und Widerwillen!“ —

Er war beruhigt und trat den Heimweg an.

Die Tänze hatten wieder begonnen und die Herren riſſen ſich um Bertha. Sie erwiderte ihre Huldigungen mit kalter Würde; mit gleichgültiger Gelaſſenheit. Auch ihre Freundinnen lächelten ihr zu und wechſelten in den Touren freundliche Händedrücke mit ihr. Dieſe Liebkoſungen erwiderte ſie aufrichtig und freundlich.

Als man ſich trennte, graute der Morgen ſchon. Bertha hatte einen weiten Weg, und in Shawl und Mantel gehüllt, eingewiegt von dem Schwanken des Wagens, erwachte ihre Reue und Betrübniß von Neuem. Sie ſah Victor, ihr gegenüber, erblaſſend, zuckend und ſich ſchauernd. Mit gefaltenen Händen und frommen blauen Augen blickte er, um Schonung flehend, ſie an. — „Mademoiſelle! Warum haben Sie mir das gethan! Ihnen habe ich aufrichtig geſtanden, wer ich bin. Die Welt aber durfte es nicht wiſſen, denn ich bin ein Graf Wüſterode-Hohenbrück. Vor einer zahlreichen glänzenden Geſellſchaft haben Sie mich ausgeforſcht und verrathen. Sie ſind dafür mit Beifall, mit Huldigungen und Glückwünſchen belohnt worden! Wie aber ſoll ich meinem alten Vater wieder unter die Augen treten!“

Der Wagen hielt. Bertha ſchwebte über den Schlag und eilte die Treppen hinan.

Die Räthin trat ihr in Nachtkleidern und mit dem Lichte entgegen, und augenblicklich war, um ihre Mutter nicht zu ängſtigen, aller Trübſinn aus ihrem Weſen verſchwunden.

— „Biſt Du noch wach, Du holde gütige Mutter? Ach das freut mich! Nun kann ich Dir gleich alles erzählen und brauche es nicht die ganze Nacht auf dem Herzen zu behalten."

— „Ich habe Chriſtine zu Bette geſchickt, ſie iſt träge und verdroſſen. — Haſt Du Dich amüſirt?"

— „Mama! Ich bin glücklich. Dein Segen begleitete mich. Du haſt die letzte Hand an meinen Putz gelegt und der Hochzeitsſchmuck meiner ſeligen Großmutter funkelte in meinen Haaren. — Ich bin nicht abergläubiſch. Heut aber konnte es mir nicht fehlen. Mama! Ich habe Recht behalten. Er iſt der reelle Victor und Damenphiloſoph. Vor mir konnte er ſich in ſeiner Excluſioneß nicht behaupten. Wie ein Schulknabe ſaß er da, hatte ſeine eignen Gedanken vergeſſen und ließ ſich von mir einhelfen, was viele Heiterkeit verurſachte."

— „Bertha! Du biſt doch nicht zu weit gegangen?"

— „Mama! Eine Dame darf nicht ſchonen, wenn ein Cavalier ſich eine Dementie giebt. Denke Dir nur, die enorme Adele hat mir das Compliment gemacht: Ich ſei des beſten Cavaliers im ganzen Lande würdig. — Um nicht für bürgerlich zu gelten, hieß ich dieſen Abend Mademoiſelle de Coeur obſcür. — Und jetzt bin ich ſalonfähig. Eine Salondame comme il faut. Und meine ſämmtlichen Freundinnen werden eines Morgens herauskommen, um Dir und Papa ihre Glückwünſche zu ſagen. — Papa wünſchte ſchon längſt, einmal ein großes Feſt auf Coeur obſcür zu geben. — Eigentlich biſt Du zuerſt auf den Einfall gekommen, daß eine geſchmackvolle Illumination des Parks einen reizenden Effekt machen würde. — Was meinſt Du Mama? —

Wenn die Waſſer ſpringen und wir illuminiren die Baſſins und die Fontainen mit bunten Lampen, die Brücken mit weißen und die Pavillons mit Transparenten und dann ein Feuerwerk auf der ſchmalen grünen Inſel, — o das muß feenhaft ſich ausnehmen. — Papa wird ſtolz darauf ſein und Du glücklich.“

— „Bertha! Du biſt entſetzlich aufgeregt. So warſt Du noch niemals.“

— „Ich meine: Papa wünſchte längſt ſchon etwas Aehnliches. Nur fand ſich keine Gelegenheit dazu. Jetzt iſt ſie da, ich bin in die große Welt eingeführt. Ich muß ein Gegenfeſt geben und es wird glänzend ausfallen. Doch habe ich noch vier bis ſechs Wochen Zeit, dann wird die Witterung beſtändig und man kann ſich auf ſchöne Sommerabende und dunkle Nächte verlaſſen.“

— „So beruhige Dich doch endlich! Du biſt ja ſonſt ſo ſanft und gelaſſen.“

„Mama! das alles fährt mir nur ſo durch den Sinn und es fragt ſich, was Papa dazu meint. Aufgeregt bin ich nicht; aber müde, ſehr müde. Ich fürchte, ich werde ſehr lange ſchlafen.“

— „Schlafe ſo lange, wie Du willſt. Es ſoll Dich Niemand ſtören. — Komm, laß Dich entkleiden!“

— „Mama! Ich habe Dir noch etwas zu ſagen, was Dir nicht willkommen ſein wird. Der Miniſter liebt einmal die Oeffentlichkeit. Die Zeitungen werden von dieſem Feſte Notiz nehmen und dabei auch Anſpielungen auf mich einfließen laſſen!“

— „Morgen mehr davon mein Engel. Suche Dich endlich zu beruhigen und ſchlafe wohl.“

Mutter und Tochter umarmten ſich zärtlich und wünſchten ſich gute Nacht.

Kaum aber hatte die Räthin den Rücken gewandt, als Heiterkeit und feſtliche Erregung aus Berthas Weſen gänzlich ſchwanden. — Nur von ihrem Triumphe ſollte ihre Mutter wiſſen, um ſich deſſen mitzufreuen, wie ſehr ſie ſelbſt ihn mißbilligte, durfte ſie nicht ahnen.

Als ſie im Bette lag und alles noch einmal reiflich überdachte, mußte ſie weinen und ſchlief endlich ein, mit Thränen in den Augen.

Victor erreichte ſein Hotel und ließ ſich nach ſeinem Zimmer führen, wo Martin, ſein Diener, ihn erwartete.

Ein verſiegeltes Paket lag auf dem Spiegeltiſche. Er öffnete es. Es enthielt ein Exemplar zweiter Auflage der Damenphiloſophie. Victor, der ſich kaum aus einer peinlichen Gemüthsverſtörung emporgerafft, entbrannte von neuem in Zorn. Er ſtampfte mit dem Fuße, ſchleuderte das Buch in einen Winkel und donnerte ſeinem Diener zu:

— „Wer hat ſich das unterſtanden? — Wer gab Dir dies Paket?“

— „Herr Graf, der Kellner. Es war unten beim Portier abgegeben worden.“

— „Geh hinunter zum Portier. — Wer es überbracht hat?“

Martin nahm einen verſiegelten Brief vom Boden auf und überreichte ihn Victor.

— „Herr Graf, dieſer Brief iſt aus dem Buche gefallen. Er iſt verſiegelt und an den gnädigen Herrn Grafen adreſſirt. Was ſoll damit geſchehen?“

— „Gieb her!“

Victor erbrach das Schreiben, ſah nach der Unterſchrift und las zu ſeiner Verwunderung Brauſewald.

— „Der? — Weiß er daß ich hier bin? — Ahnet ihm weshalb? — Laß ſehen, wie er ſich erklären oder ſich entſchuldigen kann!“

„Mein junger Freund! Ich begrüße Sie heute, als Meinesgleichen. Sie ſind Philoſoph, Gelehrter, Schriftſteller! Sie haben den ſchönen Charakter eines deutſchen Autors, den Fürſten und Könige nicht verſchmähen, und in Ihrer Eitelkeit ſich geſchmeichelt fühlen, wenn Sie glauben, ſich einbilden zu dürfen, Erfolge erlangt zu haben.

Ihre Erfolge ſind thatſächlich. — Sie ſind der reelle Victor. — Mein leibhaftiges Ideal, — der jugendliche, anmuthige, bewunderungswürdige — unglaubliche Damenphiloſoph.

Ihre Erfolge ſind ſo glänzend, daß höchſtens der weiland Verſtorbene (Fürſt Pückler Muskau) Ihnen an die Seite zu ſtellen iſt, welcher als Standesherr den Vortritt vor Ihnen zu beanſpruchen hat. Das aber iſt vielleicht auch alles.

Der Verſtorbene kokettirte als Fürſt, Touriſt, Salonlöwe, Literaturcelebrität, Cavalier, Libertin, Bonmotiſt und Gourmand. Er durchreiſte die ganze Welt, um ſich mit Pedanterien zu ſpicken.

Victor lebt nur auf und für Wüſterode, glänzt nur durch ſein reiches Selbſt, und ahnet ſelbſt noch nicht, welch hohen Werth man auf ihn legt, nachdem die ganze deutſche Literatur ſeit einem Jahre bereits Victor und Damenphiloſophie heißt.

Es kann mich daher nur betrüben, daß Sie Anſtand nehmen, meinen Ruhm mit mir zu theilen und ſich durch das unerhörte Aufſehen, welches die Damenphiloſophie fortwährend macht, in Ihrem Adelsſtolze verletzt fühlen.

Um was Hunderte von jungen Autoren fußfällig und vergebens mich bitten, meine Autorität und meinen Namen zu ihren Gunſten zu verwenden, — denn ich bin mehr als karg mit meiner Protection, — das habe ich für Sie gethan, unaufgefordert — ja, unfreiwillig!

Allein, Sie verlangen eine Erklärung? — Hier iſt ſie in dem Worte „unfreiwillig."

Ihre Originalität, Ihre lyriſche Kraft, Ihr Geiſtesadel ſind hinreißend und Sie haben mich auf Wüſterode ſtundenlang gewürdigt, philoſophiſche Geſpräche mit mir zu führen. Ihre Worte haben ſich meinem Gedächtniß untilgbar eingeprägt, und ich exiſtire nicht, wie Sie, privatim, ſondern öffentlich. Erlaubt Ihnen Ihr Cavaliergewiſſen, ſolche Ideen und Anſichten nur für ſich ſelbſt zu hegen, ſo habe ich mein Literatur gewiſſen, welches mir nicht erlaubt, einen ſolchen Raub an der Mitwelt zu begehen.

Dieſe Geſpräche, welche Sie mit mir führten, habe ich veröffentlicht. Machen Sie ſich endlich mit der Damenphiloſophie bekannt und leugnen Sie, wenn Sie können, ob irgend ein Wort meines Victors nicht Ihr eigenes ſei.

Ich meinerſeits erkläre, daß dieſe Veröffentlichung ohne Ihr Vorwiſſen, ohne Ihre Abſicht und wider Ihren Willen geſchehen ſei.

Daß ich mich Ihres Taufnamens bediente, geſchah aus Autorſtolz. Ich kann mich nicht mit fremden Federn ſchmücken, nicht einmal mit den Ihrigen. Daß man die wahre Perſon demnach muthmaßte, iſt nicht meine Schuld. Ich ſtehe einmal im Lichte, und wenn ich mir die Nägel ſchneide, ſo weiß es die Welt nach einer halben Stunde. Von allen Seiten hat man mich mit Fragen beſtürmt, ob ich der alleinige, oder Sie Mitverfaſſer der Damenphiloſophie wären? — Ich habe bis heut geſchwiegen, und ich würde ferner ſchweigen. Allein mein armer Victor, mein Damenphiloſoph läuft Gefahr, ſich vor aller Welt zum Narren zu machen.

Halb und halb hat er dieſes ſchon gethan. Denn es iſt weltkundig:

a) daß er ſich nicht überwinden kann, die Damenphiloſophie aufzuſchlagen, weil ein beliebter und bewährter Autorname, neben einem allerweits bekannten Kalender- oder Taufnamen auf einem und demſelben Titelblatte figurirt.

b) daß ſämmtliche Journale und Blätter auf den Wüſterobiſchen Gütern verboten ſind, weil ſie einen der ſechs Vornamen eines zukünftigen Majoratsherrn, zu oft erwähnen.

c) daß er mit der Reitpeitſche gekommen iſt, um ſich als Cavalier, öffentlichen Beifall und Anerkennung ernſtlich zu verbitten und um der ganzen Mitwelt ins Geſicht zu ſchlagen, wofern dieſelbe ſich unterfängt, andere Eigenſchaften an ihm zu würdigen als ſeinen tauſendjährigen Adel.

Lieber Graf! Sie leben zwar nicht für unſere gegenwärtige Zeit und Geſellſchaft. Um ſo mehr aber ſind Sie in der Vergangenheit zu Hauſe. — Sie wiſſen daher, daß die alten Griechen und Römer diejenigen Sklaven, welche Talent verriethen, zu emancipiren pflegten. Nach Untergang der Sklaverei bedurfte das Talent keiner Emancipation mehr und im Mittelalter wurden hervorragende Capacitäten geadelt. Vielleicht war der Urahn derer Wüſterode-Hohenbrück etwas Beſſeres als ein Raubritter, eine geadelte Capacität. Sein heutiger Enkel tritt in dieſelben Fußtapfen. — Heutigen Tages bedarf die Capacität keine Adelsbriefe mehr, denn ſie beſitzt den Geiſtesadel, den die Menſchheit ein wenig höher ſchätzt, und endlich giebt es eine Literaturherrlichkeit, wie es eine Grundherrlichkeit giebt. Mein Territorium heißt Volksvertrauen, meine Rittergüter ſind das freie Wort, die rechtliche Geſinnung und bewährte Autorität.

Sie haben mir auf Schloß Wüſterode-Hohenbrück Gaſtfreundſchaft erwieſen und ich ſchätze mir das zur Ehre. Ich habe Ihnen Gaſtfreundſchaft erwieſen auf Schloß Brauſewald-Damenphiloſophie, warum wollen Sie in meiner dankbarlichen Gegenſeitigkeit eine Unehre erblicken? — Gilt es aber einen Kampf. Nun wohl! Gegen Ihre Cavalierreitpeitſche meine Literatur-Schreibfeder. Rathe Ihnen aber, davon abzuſtehen, denn Sie würden im Voraus geſchlagen ſein.

Veröffentlichen Sie dieſes Schreiben, wenn Sie Luſt dazu haben. Wo nicht? — bin ich meinerſeits dazu erbötig, falls Sie es wünſchen. Ich habe die Ehre u. ſ. w.“

— „Hänſelt mich denn heute die ganze Welt?“ rief Victor, nachdem er geleſen. — „Wer bin ich? welch ein Datum ſchreiben wir? — Martin, wo iſt das Buch geblieben?“

— „Der Herr Graf haben es hier in die Ecke geworfen. Befehlen Sie, daß ich es wieder aufnehme?“

— „Gieb her!“ — Er riß die erſten Blätter von einander.

Martin brachte ihm das ſcharfe Papiermeſſer. — „Wollen der gnädige Herr mir das Buch erlauben?“

— „Nein.“

„Herr Graf, darf ich bitten, denn es iſt meine Arbeit.“

— „Ich mache es kürzer! — Siehſt Du?“ — Hiermit riß er den Umſchlag ab, nahm die leicht brochirten Bogen auseinander und entfaltete ſie.

„Schon wieder mein Tagebuch!“ rief er verwundert. — „Und das heute ſchon zum zweiten Male und obendrein eine zweite Auflage. — Das ſoll ich geſprochen haben? — Infamer Plagiator! beſtohlen haſt Du mich. Frecher Prahler! denkſt Du ich laſſe Dir das ungeſtraft hingehen? — Ins Zuchthaus mit Dir. Doch wie ſoll ich es beginnen? — Soll ich meine Handſchrift beſchwören? — Man verabſcheut die abſolute Gemeinheit und meidet jede Berührung mit ihr.“

Indem er einen Bogen nach dem anderen entfaltete und flüchtig durchſah, kam er endlich auch an die Stelle, auf die er ſich heute nicht beſinnen gekonnt und die ihm Bertha auswendig hergeſagt hatte. Er ſchlug die Hände hoch zuſammen.

— „So alſo löſet ſich das Räthſel! Das Weltall kehrt vor meinen Blicken zu Ordnung, Frieden und Unſchuld zurück, und ich finde mich ſelbſt wieder. — In einen höheren fremden Kreis der Geſellſchaft bin ich eingetreten und ein Engel begrüßte mich an der Schwelle. — „Willkommen Schüler Deiner ſelbſt, längſt biſt Du der Unſere. Wir wiſſen Dich auswendig. — Herr Graf, vergönnen Sie mir Ihre Gedanken zu den Meinigen zu machen.“ — Und vor ihrem zauberiſchen Lächeln konnte ich zittern und ſchaudern. Ihr konnte ich zürnen, ſie ſchelten, ſchmähen, verfluchen. — Ich habe ſie ſogar beleidigt — beleidigt dieſen heiligen

Friedensengel. — Ich Dummkopf — ich Eſel! Wie ein Wahnſinniger habe ich mich benommen, der ganze glänzende Kreis wird einen Tollhäusler in mir erblicken — Gott helfe mir! — An den Galgen mit Brauſewald und Dir, Heinrich, drehe ich den Hals um!“ —

Martin wurde ganz ängſtlich. „Herr Graf,“ wagte er anzufragen, „ſoll ich einen Doktor holen?

— „Träumſt Du?“

— „Ich? — nein!“

— „Du biſt müde.“

— „Nein, Herr Graf!“

— „Du biſt müde ſage ich Dir, geh ſchlafen.“

— „Ich bin niemals müde, wenn ich bedienen ſoll.“

— „Fort, zu Bette! Ich will allein ſein. — Mach mich nicht toll.“

— „Dafür bewahre mich Gott in Gnaden. — Angenehme Ruh, Herr Graf.“

Er ging, blieb aber draußen vor der Thür ſtehen und lauſchte. Weil aber Victor nun ſich an den Schreibtiſch ſetzte und eine Feder ergriff, glaubte auch er ſich beruhigen zu können und ging ſchlafen.

Victor ſchrieb: — „Dem literaturherrlichen Federhelden Brauſewald wird hiermit gerathen, ſich nicht wieder auf Wüſterode, noch meinen ſonſtigen Gebieten betreffen zu laſſen, oder er wird wie ein gemeiner Dorfdieb eingeſteckt, ausgepeitſcht und transportirt werden. —

Sollte er ſich von heute an nicht ganz ruhig verhalten, ſo mache ich Gebrauch von ſeinem ſchriftlichen Geſtändniß und anderen mir zuſtehenden Beweiſen, um ihn als Einſchleicher und Dieb vor ſein Forum zu belangen.

V. W.-H.“

Victor fühlte ſich mit einem Male ein Anderer geworden. — Die Erfüllung ſeiner Sohnes- und gutsherrlichen Pflichten waren ihm nicht mehr alles. Ein heimlicher Ehrgeiz regte ſich in ihm, er fühlte ſich — von einem Engel zu höheren Anſprüchen berufen. Er zürnte weiter nicht auf Brauſewald und Heinrich. Dem Engel aber die angethane Beleidigung abzubitten und Verzeihung von ihm zu erlangen, erſchien ihm ein ſüßer, wonniglicher Gedanke.

Die ſtolze Villa des Millionairs lag frei inmitten eines Rondels von Blumenbeeten und vergoldeten Gewächshäuſern und Boskeldecken. Schon bei der Einfahrt überſah man den ganzen weitläufigen Park, der terraſſenförmig ſich zu den abſchüſſigen Ufern niederſenkte. Die himmelhohen vielhundertjährigen Bäume, die düſtern dichtverwachſenen Waldungen und geraden Gänge; die Fontainen, Pavillons, Brücken und Grotten, Alles bot ſich dem Auge auf einem Male dar und war wunderbar ſchattig und durchſichtig, während der klare Strom mit ſeinen ſonnig-grünen Inſelchen den magiſch-hellen Hintergrund dazu bildete.

Victor prüfte mit Kennerblicken dieſes fürſtliche Paradies und zürnte anfangs. — Alles prahlte ohne Nutzen. Es ſtellte ſich zur Schau aus eitelem Wohlgefallen. Es prangte in Natur- und Kunſtſchönheit, ohne Recht und Rechtfertigung. — Es entzückte das Auge. Doch konnte man nicht ohne Unmuth an die unermeßlichen Koſten denken, mit denen ſich hier eine ſtolze Verſchwenderlaune offenbarte.

Bald genug jedoch verſöhnte er ſich wieder mit dieſem unverſchämten Aufwand.

„Auch die überreiche Natur," dachte er, „verſchwendet. Ihre Zeugungskraft überragt bei Weitem, ihre Fähigkeit zu erhalten. Sie muß auf Zerſtörung ihrer Geſchöpfe bedacht ſein, um ſich ſelbſt zu behaupten. So mag denn auch das Geld, erzeugt und erpreßt durch grauſamen Wucher, ſich wieder verſtreuen, um die Adern des Verkehrs mit jungem und geſundem Blute zu erfriſchen."

„Und weilt nicht Bertha hier? — Hier darf der Mammon nicht zur edlen Geldwulſt ſich ballen, wachſen, zunehmen und in Ueberfülle ausarten, zum Nachtheil allen redlichen Erwerbs. — Hier huldige er, wenn

Bayeriſche

auch aus Laune nur, dem Schönen und veredele die wilde Naturpracht durch ſeine reichwaltende Kunſt."

„O Bertha! Liebreiche Feen haben Deine Wiege umſtanden um Dich mit ihren holdeſten wünſchenswertheſten Gaben zu beſchenken. — Natur läßt ſich nicht von Feen beſchämen. Sie hat ſich, in allen ihren Zaubern und Reizen prangend, der edlen Kunſt gefügt, um bei heller Mittagſonne ihrem Liebling eine zärtliche Huldigung darzubringen."

Das Veſtibul war eine Rotunde ohne Fenſter. Das Tageslicht fiel von oben durch die Glaskuppel hinein. In allen Niſchen ſtanden Marmorſtatuen, die Säulen waren mit bunten fremdartigen Waffentrophäen geſchmückt und trugen eine zierliche Gallerie, welche mit Alabaſter Büſten und Vaſen beſetzt war.

Die Flügelthüren des großen Saales ſtanden offen, in welchem ſich die koſtbare Gemäldeſammlung befand mit breiten vergoldeten Stuccatur-Rahmen. Rechts und links waren Prunkzimmer.

Auch hier ſchien Alles nur der Pracht und dem Aufwande zu gelten. Nichts erinnerte an Wohnlichkeit und Bedürfniß, der Reichthum, der hier hauſete hatte ſtolz und üppig Noth und Sorgen verſcheucht, um unbekümmert in ſeiner heiteren Atmoſphäre zu ſchwelgen.

Ein Diener geleitete Victor links in den Salon und fragte: „Wen darf ich die Ehre haben anzumelden?"

Victor reichte ihm ſeine Karte.

Auf einem mit vergoldetem Schnitzwerk reichverzierten Flügel lag aufgeſchlagen ein zierliches Büchlein. Das kleine engliſche Poem war von einer calligraphiſchen Hand beſchrieben.

Victor warf einen Blick hinein. — „O Himmel! Was thue ich?" dachte er. „Ich begehe eine ähnliche Indiscretion, wie ich von Brauſewald erlitten!"

Zu ſpät, er hatte ſchon zu viel geleſen.

Aufgeſchlagen und von Berthas zierlicher Hand niedergeſchrieben [illegible] dieſelbe Stelle vor ihm da, die ſie geſtern auswendig hergeſagt hatte. Er beſann ſich nicht lange, zog ſeine Schreibtafel hervor, nahm ein Pergamentblatt heraus und ſchrieb mit Silberſtift:

„So dachte Victor, bevor er Bertha ſah. Hienieden fand er ſie. Sollte er ſie jenſeits nicht wiederfinden, ſo wäre die Erde ſchöner als der Himmel. In ihrer beiden Nähe vergaß er ſeine Irrthümer. Allein ſie war grauſam genug, ſie ihm Wort für Wort ins Gedächtniß zurückzurufen.“

Engel von [illegible] [illegible]! All mein Denken, Fühlen und ich ſelbſt, liege zu Ihren Füßen. Der Ihre ewig! — Können und wollen Sie die Meine nicht ſein, ſo kehre ich zu meinem Irrthume zurück und gehöre zu den verwünſchten, verwilderten Erden-Geiſtern, die hienieden [illegible] ſich ſelbſt zur Laſt ſind.“

Das ſo beſchriebene Blättchen legte er auf die bezügliche Stelle und wollte eben das Buch zuſchlagen, als der ſeltſame Einband ihm auffiel. Er bewunderte die ſaubere Arbeit und die geſchmackvolle Verzierung und erblickte endlich den Titel, welcher lautete:

Victor's Philoſophie für Damen, geſammelt und ausgewählt von Bertha Rohland.

Ueberwältigt von Entzücken hob er das Büchlein an ſeine Lippen und drückte heiße Küſſe auf den Namen Bertha.

Die Räthin war geräuſchlos eingetreten, ohne daß er es gewahrte, bis ſie ihn aus ſeinem Wonnetaumel weckte, mit den Worten:

„Herr Graf, ich bitte zu Abend!“

Er ſah die ſchöne Frau, die eine unverkennbare Aehnlichkeit mit ihrer Tochter hatte, und vor Beſchämung glühend, nahm er das Buch von den Lippen.

„Bertha's Mutter!“ ſtammelte er. „Wie glücklich iſt Bertha. Ich habe meine Mutter nie gekannt.“

„Verzeihen Sie, Herr Graf!“ ſagte die Räthin, nahm ihm das Buch aus der Hand und legte es auf den Flügel zurück. „Es iſt das Heiligthum meiner

Tochter, welches ſie nicht gern in anderen Händen ſieht.“

„Ach, Madame,“ ſeufzte Victor, „ich komme mich wegen meines Benehmens von geſtern zu entſchuldigen und begehe ſchon wieder neue Mißgriffe. Können Sie mir einen Augenblick mich zu ſammeln!“

— „Setzen Sie ſich, Herr Graf.“

Nach einer Weile begann Victor.

— „Frau Räthin, ich hatte ſchon die Ehre Ihnen zu bekennen, daß ich eigentlich gekommen bin, um mich meines geſtrigen unſinnigen Benehmens halber zu entſchuldigen.“

— „Nach allem, was mir meine Tochter ſagte, muß ich befürchten, daß ſie Ihnen Anlaß gab, ihr zu zürnen.“

„Nein, Madame, ich kann Mademoiſelle de Coeur obſcur nur bewundern und anbeten und habe große Urſache ihr dankbar zu ſein — Hören Sie mich an.“ Er erzählte ihr, wie Brauſewald ihm Schriften geſtohlen, um ſie drucken zu laſſen, und in der Oeffentlichkeit zu prahlen, als ob Wunder welch ein enges Freundſchaftsverhältniß zwiſchen ihnen beſtände. Dann fuhr er fort:

„Von dieſem Diebſtahl hatte ich keine Ahnung und begreife auch heute noch nicht, inwiefern meine Schriften ſich der Mühe eines Diebſtahls lohnen. Allein wir leben in Zeiten, wo man in Ermangelung edler Nationalität ſich an bäueriſchen Nationalitäten erlabt. Es giebt Nationaltänzer, Nationalſänger und Nationalpfuſcher jeglicher Art, welche Glück machen. Vielleicht alſo haben auch die ſonderbaren Einfälle eines ſchlichten jungen Landedelmannes Reiz für ein deutſches Publikum. Wenigſtens iſt Brauſewald ein Kenner und daß er ſie nach dem heutigen Maßſtabe taxirt, muß ihn verleitet haben, ſie zu entwenden und die Druckkoſten daran zu wagen. Gegeben hätte ich ſie ihm niemals und nicht einmal gezeigt habe ich ſie ihm. Er hat ſie rein ausgewittert, aufgeſpürt, entgeſtöbert. —

Auf dem Lande iſt man ein Sonderling und läßt ſich von ſeinen Grillen und Launen beherrſchen. Die Damenphiloſophie flößte mir einen Widerwillen ein, daß es mir unmöglich war, dieſes Buch in die Hand zu nehmen. Zeitungen leſe ich überhaupt wenig und ſeit ſie von perſönlichen Anſpielungen auf mich wimmelten, waren ſie mir vollends verhaßt. Ich wußte daher bis geſtern noch gar nichts und war nahe daran Schritte zu thun, die man mir ganz gewiß ſehr verargt haben würde. Allein ich ſah Mademoiſelle de Coeur obſcur. Sie wurde mir als eine Seherin vorgeſtellt. Und nun, Madame, lachen Sie über meine Leichtgläubigkeit und Argloſigkeit! — Ich hielt ſie dafür. Sie ſagte mir meine eigenen Worte auswendig her, und ich glaubte, ſie mache magnetiſche Experimente mit mir auf einem Balle und leſe Schriften auf Wäſterode, fünfzehn deutſche Meilen weit von hier, wie vor! — Leider! — machte mich das zuletzt unwillig."

— „Verzeihen Sie, Herr Graf! meiner armen Bertha. Es war ein Complot, das die ganze Geſellſchaft geſchmiedet und in meiner Gegenwart wurde ſie durch liſtige und ſchlaue Ueberredung verleitet Theil daran zu nehmen."

— „Ich ihr zürnen, die mit ſo viel Zartheit mich über meine Irrthümer aufklärte und mich befreite aus den Schlingen, in welche Schelmerei, Lug und Trug mich geſchlungen hatten, um in der Oeffentlichkeit mich herumzuſchleppen!"

— „Ich will ſie rufen, Herr Graf. Es wird ſie unendlich freuen, Sie zu ſehen und zu ſprechen. Nur müſſen Sie ſich ein wenig gedulden. Sie iſt erſt mit Tagesanbruch nach Hauſe gekommen und ſchläft vielleicht noch."

— „Madame, ich werde nicht den Muth haben, den Blick zu ihr zu erheben!"

— „Haben Sie es denn gar zu arg gemacht mit meiner armen Bertha?"

— „Vielleicht! — Doch ſollte ich es auch noch ſo arg gemacht haben. Engel zürnen nicht! Ich bin hier um mein ganzes Lebensglück von ihr zu erbitten. Verweiſet mich Mademoiſelle — ſo habe ich ihr wenigſtens eine Genugthuung gegeben. — Madame! Es giebt Angelegenheiten, die ſich beſſer ſchriftlich als mündlich behandeln laſſen. Meine ſchriftliche Erklärung habe ich in dieſes holde Büchlein hineingelegt. Sie nannten es das Heiligthum Ihrer Fräulein Tochter und Sie überraſchten mich als ich es küßte. — Was Brautewald mir entwendet, finde ich ſo fein und zierlich aufgeſchrieben hier wieder und bitte um die ſüße Hand, welche dieſes ſo ſauber und elegant abſchrieb."

„Herr Graf?" erwiderte die Räthin faſt erſchrocken. — „Ich habe dieſes Büchlein niemals durchleſen, obſchon mir Bertha niemals ſagte: —" Sie ſprach nicht weiter, denn Bertha hatte geſagt: „Mama dieſes Büchlein iſt deine Tochter!"

„Zum erſten Male ſah ich dieſen Engel geſtern. Er kannte mich ſeit lange. — Und heute verkenne ich Mademoiſelle de Coeur obſcur nicht mehr."

— „Herr Graf eine Bitte! Nennen Sie meine Tochter nicht Mademoiſelle de Coeur obſcur, ſie heißt Bertha Ruhland."

— „War das etwa auch eine Myſtification?"

— „Einigermaßen! Es iſt der Name dieſer Villa. Wir haben aber nicht das Recht ihn zu führen. Nur meiner Tochter legte man ihn geſtern bei, um ſie für ſalonfähig gelten zu laſſen."

— „Mein Name iſt ein ſalonfähiger."

— „Mehr als das Herr Graf! weit mehr!"

— „Wohl mir, daß mein Name Ihnen gefällt! Ueberglücklich, wenn ich jemals Mademoiſelle Ruhland Gräfin Wüſterode Hohenbrück nennen dürfte."

Die Räthin fing zu weinen an und drückte ihr Schnupftuch vor die Augen.

Victor ergriff ihre Hand und küßte ſie. — „Darf ich hoffen?"

Die Räthin keines Wortes mächtig, drückte ſchweigend ſeine Hand.

„Ich gehe, um in Ruhe und Ergebenheit die Entſcheidung meines Schickſals aus dieſer zärtlichen Mutterhand zu empfangen.“

Mit einer ſtummen Verbeugung verabſchiedete er ſich.

Er war fort und die Räthin überließ ſich ihrer freudigen Wehmuth.

„Welch ein herrlicher Cavalier! Wie edel, wie männlich, und wie fein weiß er ſich auszudrücken. — Er ſpricht wie ſie. Sie ſpricht wie er. — Er ſagt: dieſes Büchlein iſt mein und ſie ſagt: dieſes Büchlein bin ich. — Wer vermag ſolch ein Paar zu trennen. Wer hat das Herz dazu. — Welch ein Glück für meine einzige heißgeliebte Bertha! — Allein mein Mann und der alte Herr auf Wunderode!! — Vor allen Dingen, laß ſehen was er geſchrieben hat.“

Sie ſchlug das Büchlein auf und es war ihr ein Leichtes das Pergament-Blättchen zu finden. — Sie las und ſchüttelte den Kopf:

„Nicht einmal eine Unterſchrift?“

— „Für eine Liebeserklärung mag das hingehen, für einen Heirathsantrag ſcheint es mir zu erhaben und myſteriös. — Sie verſtehen und verſtändigen ſich auf eine ganz eigenthümliche Weiſe. Ich aber verſtehe ſie alle beide nicht. — Er hat ſich wenigſtens gegen mich ſehr deutlich ausgeſprochen. Sie aber hat mir noch gar nichts geſagt. Kein Wink, kein Blick, kein Seufzer verrieth mir eine Spur. — Sollte ſie in der That nichts ahnen. Oder verſtellt ſie ſich.“

Die Räthin fühlte einen leiſen Groll erwachen: die liebreiche Eiferſucht einer zärtlichen Mutter. — In dieſem Augenblick aber öffnete ſich die Thür und Bertha rief:

„Guten Morgen Mama! Wenn es nicht für einen Morgengruß ſchon zu ſpät iſt.“

— „Mein liebes Mädchen. Du kommſt eben recht. Denn ich habe ernſthaft mit dir zu reden."

— „Doch nicht gar zu ernſthaft Mama!"

— „Sehr ernſthaft. — Ich hoffe Du wirſt Dir Zeit nehmen mich anzuhören."

— „Wie Du befiehlſt Mama."

— „Du weißt liebes Kind! Daß Dein Vater in häuslichen und Familienangelegenheiten hartnäckig auf ſeinen Willen beſteht."

— „Mama! Ich bin ſeine Tochter, ſo gut wie die Deine."

— „Bevor ich aber mit Deinem Vater rede, will ich Dich erſt hören; denn wenn er einmal Ja! oder Nein! geſagt hat, ſo iſt Dein Schickſal entſchieden."

— „Mein Schickſal, Mama?"

— „Ja, darum handelt es ſich, und, wie mich dünkt, iſt das ernſthaft genug. — So höre denn: Ein ſehr vornehmer und zugleich liebenswürdiger Cavalier wirbt um Deine Hand. — Du erröthest? Weißt Du, wer er iſt?"

— „Nein, Mama!"

— „Aber Du erröthest doch!"

— „Ueber den Antrag! Nicht weil ich an Jemanden denke."

— „So ſage mir wenigſtens, welche Eigenſchaften muß ein vornehmer junger Cavalier beſitzen, um Dir zu gefallen. Wie wünſcheſt Du Dir Deinen Gemahl, um ihn achten, ehren und lieben zu können?"

— „Das ſoll ich in dieſem Augenblicke ſagen?"

— „Warum nicht? Iſt dieſer Augenblick nicht eben ſo gut wie irgend ein anderer?"

— „Mama! Am Morgen nach einem Balle! — Ich bin noch nicht wieder zu mir ſelbſt gekommen. Noch flimmert mir der Kerzenglanz vor Augen, und ich höre die Tanzmuſik gellen."

— „Du haſt doch lange genug geſchlafen."

— „Iſt es denn wirklich ſo dringend?"

— „Ja! Dein Vater muß noch heut darum wiſſen.

Es iſt ſchon ſpät. Er kann in jedem Augenblicke kommen, und dann finde ich keine Gelegenheit mehr, mich mit Dir zu berathen."

— „Mama! Ich war niemals heiterer und glücklicher als geſtern Abend, und doch hat man mich fühlen laſſen, daß ich kein gnädiges Fräulein bin. Ich thue nicht wohl, mich in die Kreiſe einzudrängen, zu denen meine Geburt mich nicht befähigt."

— „Wozu Dich Deine Geburt nicht befähigt, kann Deine Heirath Dich befähigen, und ſeit geſtern biſt Du eingeführt und haſt Dich, wie Du ſagteſt, als vollkommene Salondame benommen."

— „Meine Eltern lieben mich und werden ihre Hand nicht von mir abziehen, wenn ich mich einſtens verheirathe. Ein gnädiger Herr Gemahl hingegen würde mich in einer gewiſſen Abhängigkeit erhalten, ſo daß ich meinen Eltern nicht mehr ganz angehöre. Ich ziehe vor, ihre gehorſame Tochter zu bleiben."

— „Bertha, das iſt eine thörichte Antwort. Deine Erziehung, Deine Eigenſchaften, Deine Verhältniſſe befähigen Dich zu höheren Anſprüchen, und Du biſt nicht das untergeordnete, mittelmäßige Geſchöpf, welches ſich durch eine anſtändige Verſorgung auf Lebenszeit beglückt fühlen kann. — Haſt Du Dich bisher um Küche, Keller, Linnenſchrank und Hausſtand gekümmert? Hat man es von Dir verlangt? Und hat man nicht geſtern Dir ſogar geſagt, daß Du des beſten Cavaliers im ganzen Lande werth ſeieſt?"

— „Und hat hinzugefügt, weil ich mich als Bürgerkind in ſolchen Kreiſen wohl zu benehmen wüßte."

— „Und wer war denn dieſer beſte Cavalier im ganzen Lande, gegen den Du Dich ſo vortrefflich benommen haſt? Du errötheſt! Du verheimlichſt mir etwas! Du verkennſt Deine liebevolle, zärtliche, beſorgte Mutter. Du findeſt ſie nicht gelehrt, beleſen, geiſtreich genug, um ihr Dein Vertrauen zu ſchenken."

— „Mama! Jetzt wirſt Du ungerecht! Das verdiene ich nicht!"

— „Iſt es denn ſo ſchwer zu errathen, von welchem Cavalier die Rede war? — Vom Grafen Victor Wüſterode. — Du erſchrickſt! — Du kannſt ſchon ſeinen Namen nicht mehr nennen hören, ohne Deinen Gleichmuth zu verlieren."

— „Mama, wenn Du ſo hart mich angreifſt, muß ich wohl die Geiſtesgegenwart verlieren."

— „Es war alſo nicht vom Grafen Wüſterode die Rede?"

Im Stolze der Unſchuld, der ſelbſt ihre Mutter rührte, erhob ſich Bertha:

— „Es war von ihm die Rede, und man rieth mir, nicht an ihn zu denken. Ich darf nicht an ihn denken; ich denke nicht an ihn; und will nicht an ihn denken."

Lächelnd reichte die Räthin ihr die Hand:

— „Beruhige Dich mein Kind; ich zürne Dir nicht mehr. Reden wir nicht mehr davon. — Von etwas Anderem! — Wir haben heut ſchon Beſuch gehabt. Sehr vornehmen ſogar."

— „Chriſtine ſagte mir davon und ich ſah den Wagen abfahren."

— „Er galt Dir!"

— „Mir, Mama? Wer war es?"

— „Graf Victor Wüſterode! — Du wirſt ſchon wieder feuerroth."

— „Mama! Was habe ich begangen, daß Du mich ſo quälſt?"

— „Du denkſt alſo wirklich nicht an ihn?"

— „Warum ſoll ich denn eben heute lügen, da ich doch ſonſt ſtets aufrichtig bin?"

— „Du haſt mir alſo nichts anzuvertrauen?"

— „Nein!"

— „So habe ich Dir etwas anzuvertrauen. Aber Du bleibſt hier auf dem Stuhl ſitzen. — Wie Du aufſtehſt, ſchweige ich."

— „Wie Du wünſcheſt, Mama."

— „Graf Wüsterode war hier um — sich bei Dir zu entschuldigen. Er hat Dich beleidigt!"

— „Er hat mich nicht beleidigt."

— „Er hat mich aber um meine Fürsprache gebeten, damit Du ihm nicht etwa zürnest."

— „Ich zürne ihm nicht. Vielmehr habe ich ihm Anlaß gegeben, mir zu zürnen, denn ich habe ihn als Damenphilosoph vor einer großen glänzenden Gesellschaft demaskirt."

— „Darüber ward er unwillig?"

— „Wohl möglich! Allein das darf mich nicht kümmern. Er ist unvorsichtig und in Salons ist man unbarmherzig. Mit seinen Meinungen, die er vor der ganzen Welt behauptet, konnte er vor mir nicht bestehen."

— „Das will er auch nicht. — Aber sage mir, wem gehört dieses Büchlein?"

— „Ich habe es so nicht dahin gelegt! Wer hat es aufgeschlagen? Wer hat darin gelesen? Doch nicht Graf Wüsterode? Das wolle Gott nicht!"

— „Bleib sitzen!" rief die Räthin, und hielt sie am Arme fest, „oder Du hörst kein Wort weiter. — Dieses Büchlein hast Du abgeschrieben, aber nicht verfaßt. Dem Verfasser ist es gestohlen, von Brausewald veröffentlicht, und hier findet er es wieder, abgeschrieben von Deiner Hand."

Bertha brach in Thränen aus, und rief in Verzweiflung: „Solch eine Beschämung muß ich erleiden? Ich bin ein durch vornehme Erziehung compromittirtes Bürgermädchen. Alle Zeitungen werden mich verhöhnen. — Das ist aus mir geworden!"

Die Räthin lachte: „Närrchen! Gerathe nur nicht gleich außer Dir. — Weißt Du denn schon, was aus Dir werden wird? — Beruhigen Sie sich, Mademoiselle de Cour obscür. Graf Wüsterode wird seine zukünftige Gemahlin nicht in Zeitungen compromittiren lassen."

— „Mama! Ich verstehe Dich nicht! All' meine

Gefühle drehen ſich im Kreiſe. Ich weiß nicht mehr was rechts, was links iſt.“

— „Beſinne Dich! — Du wardſt ihm geſtern als Seherin vorgeſtellt.“

— „Und er ließ ſich auf den Scherz ein.“

— „Er ließ ſich nicht darauf ein. Er verſtand ihn gar nicht. Er hielt Dich in der That für eine Seherin, die magnetiſche Experimente auf einem Balle mit ihm machte, und ſeine Schriften auf Wüſterode, fünfzehn Meilen weit, ihm verlas.“

— „Mama, das iſt ja gar nicht möglich.“

— „Du hörſt ja! Seine Schriften ſind ihm geſtohlen und veröffentlicht. Er weiß nichts davon. Hier erſt hat er ſie wiedergefunden. — Aber nicht ganz vollendet. Sie bedurften eines kleinen Zuſatzes. Er hat ihn beigefügt und in Dein Büchlein hinein gelegt, denn er verlangt ſein Eigenthum zurück, nebſt der Hand, welche es abſchrieb. — Ich traf ihn, wie er dieſes Büchlein zärtlich küßte. — Haben Sie die Gnade, Frau Gräfin Wüſterode-Hohenbrück, ſich zu erheben und nachzuſehen, und geſtehen Sie, daß Ihre Mama, — wenn es darauf ankömmt, — ſich ebenfalls fein und vornehm auszudrücken weiß.“

Mit irren Blicken erhob ſich Bertha, trat an den Flügel, nahm ihr Büchlein, fand das Blättchen und durchlas es hochaufathmend. — Mit einem Male entſanken ihren Händen Büchlein und Blättchen. Sie ſeufzte hoch auf und ſank langſam zu Boden.

Die Räthin ſchrie laut auf und eilte zitternd an die Klingel. Doch beſann ſie ſich. — In dieſem Zuſtand durfte niemand ihre Tochter erblicken. — Sie verriegelte die Thüren, nahm Büchlein und Blättchen vom Boden auf, und dann erſt erhob ſie das Haupt der ohnmächtigen Tochter. — Sie war zu weit gegangen. Sie fühlte und bereute es. — Ein junges Mädchen aber ſtirbt nicht ſo leicht, und am wenigſten vor Freuden. An dem zärtlichen Mutterbuſen ſchlug

Bertha bald wieder die dunklen, ſchwärmeriſchen Augen auf.

„Verzeihung, Mama!“

— „Ich muß Dich um Verzeihung bitten, ſüßes Mädchen!“

— „Nein, Mama! — Nun Du mich wieder zur Beſinnung gebracht haſt, und ich mich ſelbſt verſtehe, darf ich Dir geſtehen, daß ich mich eines ſolchen Glückes völlig unwerth fühle, und ich es zu hoffen nie gewagt habe. — Früher durfte ich Dir das nicht anvertrauen.“

— „Und warum nicht, meine Tochter?“

— „Weil meine Grundſätze es mir verbieten. Dieſes Büchlein enthält ſie, und ich werde lebenslänglich darnach handeln.“

Und neu erkräftigt erhob ſie ſich, trat an das Clavier, blätterte in ihrem Büchlein und reichte ihrer Mutter eine aufgeſchlagene Stelle hin.

Die Räthin las:

„Dem Arzte verhehle nicht Deine Krankheiten und Gebrechen, denn er darf nicht ekel ſein. Dem Anwalt nicht Deine Ränke und Schliche, denn er darf nicht moraliſiren, und dem Erzieher nicht Deine Unwiſſenheit und Untugenden, denn er ſoll Dich bilden und beſſern. Deinen Eltern hingegen zeige Dich glücklicher und zufriedener, als Du biſt und zu ſein Urſache haſt. Rühme Dich vor ihnen Deiner Gaben, Deiner Vorzüge, der Anerkennung, welche Du findeſt und aller Triumphe, welche Dein Ehrgeiz oder Deine Eitelkeit feiern, denn in ihren Kindern fühlen ſich die Eltern verjüngt und tändeln noch einmal mit dem Leben. Verheimliche ihnen aber, ſo viel Du es vermagſt, Deinen Kummer und Deine Sorgen und die Widerwärtigkeiten und Beſchämungen, denen man im Leben niemals ausweichen kann. — Warum ſollen Deine Eltern mit Dir klagen und weinen — troſt- und hoffnungslos? denn Du haſt noch eine Zukunft, ſie keine mehr.“

II.

Geburts- und Geld-Adel.

Fortſetzung

der

Geiſtesariſtokratie.

Einleitung.

Als Victor an ſeinem Hotel anlangte, fand er Heinrich dort auf ihn warten.

„Mein edler Freund!“ redete ihn dieſer an. „Du haſt mich in entſetzliche Calamitäten gebracht. Ich habe mich auf große Wetten eingelaſſen, daß Du der Damenphiloſoph nicht ſeieſt. Nach Deinen Worten und Deinem Benehmen mußte ich das von Dir denken, und jetzt biſt Du es dennoch. Daß ich Dich für aufrichtig hielt, koſtet mich große Summen. Sie müſſen bezahlt werden und ich nehme Deine Hülfe dazu in Anſpruch.“

„Beruhige Dich!“ entgegnete Victor verdrießlich. „Du haſt die Wetten nicht verloren; und beunruhige mich nicht, denn ich bin der Damenphiloſoph nicht.“

— „Nicht? ſo laß Dich umarmen!“

— „Wozu das?“

— „Weil ich damit wenigſtens [illegible] Louisd'or ſpare. — Aber Victor, was ſoll ich davon denken? Geſtern Abend warſt Du der Damenphiloſoph und dieſen Morgen biſt Du's wieder nicht. Geſtern Abend haſt Du Dich verrathen und heute verleugneſt Du Dich wieder. In der That, ich weiß nicht mehr woran ich bin."

— „Genügt Dir mein Wort nicht?"

— „Mein lieber Victor! Der Geheimnißvolle iſt nicht viel beſſer als der Lügner. Jener ſagt die Wahrheit nicht und Dieſer ſagt nicht die Wahrheit. Aus Jenem kann man nicht klug werden und Dieſem kann man nicht glauben. Ich will Dir glauben, aber klug werde ich nicht daraus, und es iſt eine Geldſache."

— „Weißt Du ſchon, wie dankbar ich Dir zu ſein Urſache habe, weil Du mir den vortrefflichen Brauſewald aufludeſt? — Da lies dieſen unverſchämten Brief."

Heinrich nahm ihn und las.

— „Eine Erklärung iſt das allerdings. Allein ſie ſagt, ſo wie Du, Beides. Du biſt der Damenphiloſoph und biſt es nicht."

— „In wie fern?"

— „Deine Gedanken ſind veröffentlicht, freilich ohne Dein Wiſſen, Deine Genehmigung, Deine Abſicht. Wie biſt Du der Vater ohne den Animus dazu gehabt zu haben. Da ſie dem aber Brauſewald, nur Privatgeſpräche, die er mit Dir führte, benutzt haben will, biſt Du kein Vater, ſondern er ganz allein iſt es. Denn [illegible], es genügt mich zu retten. Willſt Du mir den Brief auf 24 Stunden anvertrauen?"

— „Ich brauche ihn ſelbſt, um mich bei dem Marquis de St. Pardoux wegen meines geſtrigen Benehmens zu entſchuldigen und ihn zu bitten, meine weitere Entſchuldigung zu übernehmen."

— „Berufe Dich auf mein Zeugniß!"

— „Das reicht hin! Ich habe indeß noch eine weitere Bitte. Doch ſcheinſt Du mir unmuthig und zerſtreut!"

— „Fordere nur kein Geld. Ich bin nicht bei Kaſſe."

— „Das thut nichts! Du giebſt mir wie früher eine Anweiſung an G. E. Rubland."

— „Du haſt ja ſo viele Wetten gewonnen!"

— „Die ſind längſt verzehrt. Glücklicherweiſe nur habe ich ſie nicht doppelt wieder zu erſtatten, bin aber ſchon von Neuem ſehr im Trocknen."

— „Du giebſt mir niemals etwas wieder."

„Während meiner dürren Jahre. Sie ſind vorüber. — Jetzt kommen die fetten. Ich werde Legationsrath mit einem Traktement von 1200 Louisd'or und werde mit einer geheimen Sendung an den Hof von Darmſtadt beauftragt. Die fetten Kühe müſſen erſetzen, was die dürren Kühe aufgezehrt haben!"

— „Ich war Dir ſtets gefällig, wenn Deine Forderungen ſich hören ließen, und ich glaubte Dir dienen zu können. Allein hier bin ich fremd und weiß noch ſelbſt nicht, wie ich mich drehe. Du wirſt wiſſen, wo ich zu finden bin und bis dahin warten."

— „Bleibſt Du noch lange hier?"

— „Soll ich um Deinetwillen abreiſen?"

— „Ich bitte ſehr! Ich wünſche Dich öfter noch zu ſehen. — Wünſcheſt Du eine Revange an Brauſewalt zu nehmen."

— „Nein, ſo wichtig iſt er mir nicht. Doch habe ich ſelbſt ihm ſchon einen ganz artigen Maulkorb umgehängt."

— „So revanchire ich mich! Er hat meine Erzählung am Tiſch mißbraucht, dafür mache ich ihn für die gute Geſellſchaft unmöglich. Ich ruinire ihn."

— „Auf keinen Fall!" rief Walter heftig, „wenn Du mich nicht erzürnen willſt. — Dieſe Sache muß zu Ende ſein." — Und gemäßigter ſetzte er hinzu: „Wenn die politiſchen Dampfſchiffe ſcheiterten, weil ſie gutes Wetter erwarteten? Freilich wiſſen wir nicht, als ſie glauben, und daß ſie ſchlecht ſind, iſt am Ende nicht ihre Schuld."

1.

Der Finanzrath Rubland hatte im strengsten Sinne des Wortes mehr Glück als Verstand. Seine Schätze nämlich hatten sich dermaßen angehäuft und sein Geschäft eine solche Ausdehnung gewonnen, daß er kaum noch eine Uebersicht davon hatte; das wollte er freilich selbst nicht wissen und noch viel weniger von anderen hören, denn was ihm an Tüchtigkeit gebrach, sollte seine Eitelkeit ersetzen, und er begnügte sich, den Principal im Ganzen nur zu repräsentiren, während er von seinen Prokuristen und seinen zuverlässigen Comptoiristen, die einsichtsvoller, umsichtiger und als Leute besser unterrichtet waren, als er, manche Belehrung sich gefallen lassen und manchen guten Rath annehmen mußte. Dafür bezogen sie beträchtliche Gehalte, wurden bei jeder Gelegenheit reichlich beschenkt und er behandelte sie stets mit gütigem Vertrauen, mit wohlwollender Theilnahme, so, daß wenn er sich wirklich einmal gegen diesen oder jenen etwas vergab, es immer Freunden blieb. Nur eines durften sie nicht, ihm nachsagen oder verlauten, ihm nachzurechnen oder sonst auf eigene Rechnung Geschäfte machen, denn sein war das Geschäft und sein das Glück, auf dieses Vorrecht hielt er mit unerbittlicher Strenge, das war sein Egoismus, das war sein Selbst — unterzuordnen in dem Bewußtsein eines unersetzlichen Geistes.

Am Ende identificirt man sich mit seinem Geschäfte wie auch einem König, welcher sagte: „Der Staat bin ich." Alle Päpste sagen: „Ich bin die Kirche" und so giebt es auch Gelehrte, welche sagen: „Ich bin meine Kunst!" und Soldaten, welche sagen: „Ich bin der Krieg." Solche ähnliche Figuren kommen in der Geschäftswelt ebenfalls vor. Jeder Principal darf sagen: „Ich bin meine Firma!" folglich durfte der Finanzrath auch behaupten: „Ich heiße Emanuel Sebaſtian Ruhland, vormals Süßkind Emanuel Ruben und jetzt könnte ich heißen: Plutus.“

Die Menſchen beachtete er wie Staatspapiere. Seine erſte Frage war: „Sind ſie ſolide?“ ſeine andere: „Wie verzinſen ſie ſich?“ und ſeine letzte: „Welche Gewinne habe ich zu erwarten?“ Von wem er Nutzen hoffte, der war ſein Freund. Genügte er aber ſeinen Erwartungen nicht, ſo ſank er im Werthe immer tiefer, und war endlich nichts mehr von ihm zu hoffen, ſo ward er auf Null reducirt und er brach mit ihm eben ſo plötzlich und ſchonungslos, als er es früher ſich hatte Zeit und Mühe koſten laſſen, ihn an ſich zu ziehen.

Er war in eben dem Grade ehrgeizig wie gewinnſüchtig. Er machte großen Aufwand, war aber auch gaſtfrei und viel Gutes geſchah öffentlich wie heimlich unter ſeinem Namen. Das aber war das Werk der ſchönen Finanzräthin Franziska geb. van der Meeren. Sie hatte ihren Mann nicht aus Liebe geheirathet, aber noch viel weniger ſeines Geldes halber. Der Banquier hatte ihre Hand erzwungen, ſie mußte ſich dem väterlichen Willen fügen. Das Geld hatte ihr das häusliche Glück geraubt, es ſollte ihr dafür den äußeren Schein des Glückes verleihen, den die Welt mit ſcheelen Blicken betrachtet und von deſſen Glanz ſie ſich ſo gerne blenden läßt. Die Räthin war, wie für dieſen Glanz geſchaffen, ſchön, geiſtreich, prachtliebend und hatte Witz und Geſchmack. Dennoch aber blieben ihr die Salons unzugänglich. Der Banquier war kein Mann der guten Geſellſchaft und auch ſie mußte auf dieſe Kreiſe verzichten, in denen ſie ſich nicht an der Seite ihres Mannes zeigen konnte.

Damals gab es noch einen gewiſſen Comptoirſtolz, ein merkantiliſches Ehrgefühl, welches erſt in ganz letzter Zeit ſehr gelitten hat. Geſchäftstreue und Verſchwiegenheit war die erſte Pflicht des Handlungsdieners. Man war ſtolz auf die Solidität der Firma, der man angehörte; rühmte die guten Eigenſchaften ſeines Principals und verdeckte ſeine Unvollkommenheiten und Schwächen. Der Banquier galt daher allgemein für einen ſchlauen Geſchäftsmann und man rühmte ſein ſicheres Urtheil und ſeinen kühnen Handelsgeiſt.

Auch die edlen Eigenſchaften ſeiner Frau wurden ihm angerechnet. Er beförderte die Induſtrie, indem er großen Aufwand machte; er protegirte Künſtler und hielt alle Sonntag auf ſeiner ſchönen Villa offene Tafel; das alles nährte die Eitelkeit und die Annehmlichkeit des Millionairs, welcher das Geld nicht nur in ſeiner Macht, ſondern auch in ſeinem Glanze erblicken wollte.

"Wer ihn auf ſeinem großen Comptoir im Kreiſe der Seinigen erblickte, der mußte alles das glauben, was man ihm nachſagte. Hier ſchien er der mildeſte und gütigſte Principal. Zu den unbedeutendſten Lehrlingen ſagte er: Mein Lieber! Mein Beſter! Mein Sohn, ſei ſo freundlich! Thu mir die Liebe u. ſ. w. Mit ſeinen Comptoirchefs beſprach er ſich nur unter vier Augen und ſo blieb nur der Hausknecht übrig, der Schlimmſte von allen, welcher kein Blatt vor den Mund nahm, wenn ihm etwas nicht recht war. Er pochte auf ſeine Redlichkeit, man konnte ihm die größten Summen ungezählt anvertrauen und er war in ſeinem Dienſte pünktlich, bewandert und unermüdlich. Daher nannte ihn der Banquier ſeinen braven Jacob gab ihm die ſchönſten guten Worte mitunter ſogar auch ohrfeigte er ihn.

Für alle dieſe Unannehmlichkeiten hielt ſich der Millionair auf ſeiner ſtolzen Villa ſchadlos. Hier wollte er abſolut ſein, hier ſollte alles nach ſeinem Willen gehen. Erſt nach vollendeten Geſchäften, ohne ſich an eine beſtimmte Stunde zu binden, fuhr er hinaus, und bei ſeiner Ankunft mußte der Tiſch gedeckt ſein, und ſervirt werden, ſowie er ſich's bequem gemacht hatte.

Seine ſchöne Frau und ſeine noch ſchönere Tochter waren für ihn nur Luxusgegenſtände, die zum Glanz eines Millionairs gehörten. Letztere liebte er minder als ſein eigen Fleiſch und Blut, wie als die Erbin, des coloſſalen Vermögens ihrer Eltern. Daß Frau und Tochter mit der Mahlzeit auf die Heimkehr des Hausherrn warten, iſt Schuldigkeit. Allein damit begnügte der Banquier ſich noch keineswegs. Wenn er nicht verdrießlich werden ſollte, mußten Beide tapfer zugreifen, und er verlangte von ihnen, daß ſie heißhungrig ſein ſollten, weil das ſeinen Appetit vermehrte.

Sie kannten ſeine dictatoriſchen Grillen und Launen und waren es gewohnt, ſich denſelben zu fügen. Mit der Dienerſchaft machte er wenig Umſtände. Wer ihm mißfiel, etwas verſah, oder ſich herausnahm, oder irgend wie ſeine Gunſt verſcherzte, der wurde ohne weiteres abgelohnt.

Wenn er daher zu lange ausblieb, ſo gerieth der Koch in Verzweiflung, denn der Banquier war ein Feinſchmecker. Er verlangte alle Gerichte in ihrer erſten ſaftigſten Vollkommenheit und in dieſem zarten Erſt-Zuſtande erhalten ſich die Speiſen nicht ſtundenlang am Feuer. Schmeckte ihm nun das Eſſen nicht, ſo durfte es ſeiner Frau und Tochter auch nicht behagen; denn fanden ſie ſchmackhaft, was ihm unſchmackhaft dünkte, ſo war das ein Widerſpruch. Ein Complott von Mutter und Tochter in Gemeinſchaft mit dem Küchenperſonal. Sie mußten ſich den Appetit vergehen laſſen und er haderte mit ſeinem Schickſale, etwa in folgenden Worten:

„Für all mein Geld kann ich nicht einmal mich ſatt eſſen. Nach allen Verdrießlichkeiten und Mühſeligkeiten eines Geſchäftstages, habe ich auf coeur obscur nicht einmal eine rechtſchaffene Mahlzeit. — Was thu ich mit coeur obscur? Es nimmt ſich ſchön aus; — werde ich ſatt davon? — Es macht ſich wahrhaft fürſtlich! Aber ich kann es doch nicht eſſen. — Wozu habe ich geheirathet? Ich habe eine ſchöne, ich habe eine kluge, ich habe eine feine Frau. Aber der Finanzrath Rubland, Ritter hoher Orden kann doch Mittags nicht nach einem Café-Reſtaurant fahren und à la carte ſpeiſen? — Und eine Tochter habe ich, ſo ſchwer wie ſie iſt, ſo viel Geld koſtet mich ihre vornehme Erziehung! Hätte ich ſie in der königlichen Hofküche feine Kochkunſt ſtudiren laſſen, ſo könnte ſie ihren Vater etwas Gutes zu eſſen vorſetzen. Was iſt los mit Euch, Ihr Frauenzimmer? — Ich muß arbeiten, damit Ihr gut lebet und es Euch an nichts fehle? Und dafür laßt Ihr mich hungern? — Hungert Ihr! Arbeitet Ihr! Ich will gut leben. Ich will mir nichts abgehen laſſen.“

Heute ließ der Banquier ungewöhnlich lange auf ſich warten und der Koch verlor den Kopf. Er gab der Unterköchin eine Ohrfeige und ſie lief zur Räthin um ihn zu verklagen. Er zerſchlug ſeinen beſten Schaumlöffel auf den Rücken des Küchenjungen und dieſer verlangte ſeine ſofortige Entlaſſung. Den Bedienten, der ſich drein miſchte, nannte er einen Coujon und böſe. Er beklagte ſich ebenfalls und die Räthin mußte den Koch endlich rufen laſſen. Sie gab ihm derbe Verweiſe und drohte ſogar mit Polizeiſtrafe, wofern er ſich weitere Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen ließe. — Das war zu viel für einen pariſer Oberkoch. An das Küchenperſonal durfte er ſeinen Groll nicht mehr auslaſſen. Aber die Speiſen wurden noch auf den Herden gewärmt. Er ließ von Neuem tüchtig heizen. Alles ſollte vertrocknen und verkruſten.

„Wenn der Herr nach Hauſe kommt,“ ſagte er laut, „ſo ſoll er eine Mahlzeit finden, wie man ſie dem Großmoloch in der Hölle auftiſcht. Heute ſoll alles darunter und darüber gehen und der Herr ſoll heute Abend noch ganz coeur obscur von Oberſt zu Unterſt leben.“

2

„Mama!“ fragte Bertha ängſtlich, „muß denn Papa dieſen Abend ſchon von Allem wiſſen?“

— „Wir haben keinen Augenblick zu verlieren alles zu ordnen und feſtzuſtellen. Heute muß der Vater ſein Jawort geben und übermorgen ſtelle ich Dir Deinen Bräutigam vor."

— „Dieſe Eile Mama ängſtigt mich eben."

— „Mein Kind! Sie iſt nothwendig. Bemüh Dich die Welt verſtehen zu lernen und Dich in's Leben zu finden. Wer nur Geld beſitzt, hat auf keine Sympathien zu hoffen, ſondern erweckt Neid und Mißgunſt. — Laß es nur laut werden, daß die kleine Banquierstochter eine große und vornehme Dame zu werden gedenkt, und es giebt einen unerhörten Skandal in der Stadt, bei Hofe, in der ganzen Welt. Mit glühenden Zangen würde man Euch auseinander reißen, wenn man es könnte. Man wird ſchreien über die tollkühnen Anmaßungen und die plebeje Zudringlichkeit des Geldes. Und über den vornehmen Kavalier, welcher des Geldeshalber dermaßen ſeinen Adel verleugnet und ſeinen Stammbaum ſchändet, wird man verächtlich die Achſeln zucken, höhniſch die Naſen rümpfen und mit Carrikaturen und Pasquillen, wird man Euch alle Beide, bis auf's Aeußerſte verfolgen."

„Gott ſei mir gnädig!" ſeufzte Bertha.

— „Zuförderſt alſo und vor allen Dingen, müßt ihr unzertrennlich ſein, und dies iſt kein leichtes Stück Arbeit. Begünſtigt aber durch eine unabhängige Stellung, werde ich meine Vortheile geltend zu machen wiſſen. Seid Ihr erſt contractlich, feſt und unwiderruflich verlobt; ſo mag die Welt das übrige thun und ihre Bosheiten Euch fühlen laſſen. Hauptſächlich aber muß Dein Vater mit mir einverſtanden ſein."

— „Er wird meinem Glücke nichts in den Weg legen."

— „Wer ſagt Dir das? Vielleicht verſteht er unter Deinem Glücke etwas Anderes als Du; vielleicht hat er ſchon über Dich verfügt, ohne mir etwas davon zu ſagen. — Bertha, Du biſt kein Kind mehr! — Geſtern warſt Du Mademoiſelle, de coeur-obscür und heute die zukünftige Gräfin Wüſterode. Deine Erziehung alſo muß gleichſam vollendet ſein und ich will Dir etwas eröffnen, was Du als gutgeartete Tochter eigentlich nicht anhören dürfteſt und ich als ſorgſame Mutter Dir niemals verrathen ſollte. Dein Vater, wie Du weißt, iſt kreuzbrav und grundehrlich, der beſte Ehemann, der zärtlichſte Vater. Aber er iſt Geſchäftsmann. Er hat ſeinen Stolz, ſeine Eigenheiten. Er iſt reizbar und mißtrauiſch. Er will alles ſelbſt ſehen, ſelbſt wiſſen, ſich von allem ſelbſt überzeugen, auch alles ſelbſt können, alles ſelbſt überlegen, entſcheiden und verordnen. Komme ich auf einen Gedanken, den er noch nicht gehabt hat, ſo ſagt er unbedingt Nein! und ſein Wort widerruft er niemals. Mache ich ihm geradezu einen ganz neuen Vorſchlag, ſo iſt das noch ſchlimmer. Denn er will Herr ſein. Ich habe mich ſeinem Willen zu fügen und Du biſt ihm kindlichen Gehorſam ſchuldig. Somit bleibt mir nichts Anderes übrig, als ihn zu vermögen, daß er es für gut achtet, Dich zu vermählen, den Bewußten, als Eidam nach ſeinem Geſchmacke zu finden, und Dir befiehlt ihn als Deinen Bräutigam zu betrachten.“

— „Ach! Das wäre himmliſch!“ ſeufzte Bertha.

In dieſem Augenblicke wurde die Hausglocke gellend geläutet. Ein Signal für die Dienerſchaft, ſich bereit zu halten. Der Wagen des Banquiers fuhr vor. Zuförderſt ging er in's Schlafzimmer, um es ſich bequem zu machen, und Bertha eilte in die Küche hinunter.

3.

— „Xavier! Alles wird doch nicht verunglückt ſein. Laſſen Sie nur auftragen, was noch nichts gelitten hat.“

— „Regardez-vous même, Mademoiselle!“ antwortete Xavier und zeigte ihr die qualmenden, ziſchenden, brodelnden Schüſſeln auf dem Heerde.“

Sie faltete troſtlos die Hände.

— „Mademoiſelle! Ich war ſchon Marmiton unter Napoleon dem Großen in der kaiſerlichen Tuilerien.

Küche und ſpäter Leibkoch beim Fürſten Kutſchemicow zu Petersburg, der noch weniger mit ſich ſpaßen ließ als der große Kaiſer der Franzoſen. — Punkt vier Uhr war ich fertig und jetzt geht es ſtark auf Neun. — Das darf ſich keine Herrſchaft gegen einen Pariſer Koch herausnehmen.

Bertha eilte in den Speiſeſaal zurück, ihrer Mutter dieſe Hiobspoſt zu verkünden.

„Deſto beſſer!“ ſagte die Räthin. „Heute muß er poltern und ſollte ich ſelbſt ihm ein Aergerniß geben.“

— „Das wolle Gott nicht.“

— „Kennſt Du Deinen Vater nicht beſſer! Erſt muß ſeine träge Galle gereizt werden. Das thut ihm wohl und hat er ſich ausgetobt, ſo läßt ſich's mit ihm reden. Du kümmerſt Dich um nichts und weißt von nichts. Du ſchweigſt und wenn ich ſage: Bertha, Du biſt von geſtern noch müde, ſo ſagſt Du: Gute Nacht und gehſt auf Dein Zimmer!“

— „Soll ich mit dieſem Geheimniſſe auf dem Herzen Papa unter die Augen treten und ſchweigen?“

— „Unglückliches Mädchen! Fühlſt Du nicht, daß von dieſem Abende Deine Zukunft abhängt. Spiele nicht mit Deinem Schickſal und den Launen Deines Vaters. Entweder ſchweig, oder entſage!“

— „Schicke mich nur ſo bald wie möglich zu Bett, Mama!“

4.

Der Banquier trat ein und war zum Leidweſen der Räthin ſeelenvergnügt. Er umarmte ſein ſchönes Töchterlein und ſprach:

„Du biſt meine liebe Tochter, an der ich Wohlgefallen habe! Meine liebe Bertha, meine ſchöne Bertha! meine gute Bertha! meine feine Bertha! meine geiſtreiche Bertha! Ich bin mit Dir zufrieden und will Dir eine Freude machen, aber erſt will ich eſſen.“

Bertha ſah fragend ihre Mutter an, welche ihr einen verweiſenden Wink gab.

Der Banquier bemerkte es. — „Ihr habt etwas vor mit einander. Was iſt es?“

Die Räthin ſagte: „Sie iſt ermüdet, laß ſie zu Bette gehen.“

— „Nein! Ich habe noch mit ihr zu reden.“

Die Suppe war ſo dick, daß Banquier fragte: „Iſt das Chicoré au jus oder Potage à l'espagnole?“

— „Ich will den Koch rufen laſſen.“

Der Banquier legte den Löffel hin. „Nein, laß weiter ſerviren.“

Es geſchah. Aber alles andere war eben ſo ungenießbar, mit Ausnahme einer Schüſſel Savoyenkohl. Er war angebrannt (aber das erhöhte den Wohlgeſchmack) und einer Hammelskeule, die ſich vermöge ihrer gewaltigen Fetter am Feuer erhalten hatte. Nachdem man die Kruſte abgenommen, war das Fleiſch um ſo ſaftiger.

Daran hielt man ſich und der Banquier gab nicht das leiſeſte Zeichen von Unwillen. Nur daß Bertha keinen Biſſen genoß, befremdete ihn.

„Fehlt Dir etwas?“ fragte er.

Die Räthin nahm das Wort. „Sie iſt von geſtern noch ermüdet. Laß ſie zu Bette gehen!“

Bertha wollte gehorchen. Der Banquier aber ſagte: „Nein! Ich habe noch mit ihr zu reden.“

— „Sage es ihr gleich, dem armen Mädchen fallen ja die Augen zu.“

— „Thut nichts! Sie wird ſchon große Augen machen!“

Staunend und hochaufathmend ſah Bertha ihren Vater an.

„Erſt will ich eſſen!“ verſetzte Jener.

Das Deſert war untadelhaft. Friſches Obſt aus dem Garten, edle Früchte aus dem Treibhaus, Eingemachtes, Zuckerwerk, Butter und Käſe. Der Kaffee wurde ſervirt und die Diener zogen ſich zurück, um die Herrſchaft ungeſtört zu laſſen.

Der Banquier zündete ſeine Cigarre an und rief: „Bertha!“

Sie fuhr, aufgeweckt aus ihrer Selbſtvergeſſenheit, mit einem leichten Schrei empor.

„Was erſchrickſt Du! Ich will nicht mit Dir ſchelten. Ich will Dir eine Freude machen. Ich habe Ehre von Dir gehabt. Man hat mir an der Börſe um Deinetwillen Complimente gemacht. Vier Equipagen hielten vor meinem Hôtel, die großen Herren kamen auf mein Comptoir und wünſchten mir Glück zu meiner Tochter. Bei Hofe war die Rede davon, und der Kronprinz hat geſagt: Du ſeieſt eine Frau — eine Frau —

Gräfin Wüſtenrode-Hohenbrück?“ ſchwebte ſchon auf Bertha's zierlichen Lippen. Doch ihre Mutter kam ihr zuvor.

— „War es wegen geſtern Abend?“

— „Ja! Sie hat ſich ſo hübſch mit dem jungen Wüſterode unterhalten.“

— „Vielleicht eine Frau von Krudener. Unſere Bertha hat geſtern Abend die Prophetin geſpielt.

— „Nein, die nicht. Eine Frau von Stahl, von Stel — oder meinetwegen von Stuhl.“

— „Meinſt Du die Frau von Stael? Papa.“

— „Das wird die Rechte ſein.“

In allen ihren Hoffnungen getäuſcht, ſeufzte Bertha: „Das iſt freilich ein großes Compliment für mich!“

— „Wie heißt, ein großes Compliment für Dich. Es iſt ein großes Compliment für Deinen Vater.“

— „Ich meine nur, weil es eine ſehr geiſtreiche Dame war.“

— „Was thu ich mit geiſtreich. Biſt Du nicht geiſtreich? Iſt Deine Mutter nicht geiſtreich? Und was haben wir heute Mittag gegeſſen: angebrannten Kohl und verkruſteten Hammelbraten, — das iſt kein großes Compliment; das iſt ein großes Unglück. — Aber die Frau von Stahl, hat mir der Graf St. Pardour geſagt, iſt die Tochter eines großen Finanzmannes. — Und das laſſe ich mir gefallen!“

— „Des berühmten Neckar, Papa.“

— „Woher weißt Du das?“

— „Es iſt geſchichtlich, Papa.“

— „Wie heißt geſchichtlich. Mir iſt die Firma unbekannt!“

— „Er war Finanzminiſter Ludwig dem Sechzehnten.“

— „Finanzminiſter?“ — Wie kannſt Du denn ſagen, das iſt ein Compliment für Dich? Der Kronprinz wollte damit ſagen, Du biſt die Tochter eines großen Finanzmannes und wenn er an die Regierung kömmt, will er mich zum Finanzminiſter machen. — Ich bedanke mich dafür! — Ich ſtehe mich ſo weit beſſer. Ich ſpeculire lieber für mich ſelbſt als für meine Regierung. — Und wenn die Regierung Geld braucht: zu wem kömmt ſie? Wer macht die die Anleihe? Wer vernegotiirt die Actien? — Daß aber Se. Königl. Hoheit eine ſo gute Meinung von mir hegt, das gefällt mir, das iſt mir etwas werth und dafür will ich Dich belohnen. — Komm her, Bertha! Hier haſt Du ein Partial von 10,000 Thalern.“

Er zog ſein Taſchenbuch hervor und fuhr ſehr bedenklich fort:

„Eigentlich nehme ich ungern ſolche Effecten mit hier heraus. Ein Landhaus iſt ein Landhaus und in der Stadt hat man Polizei und Militair. Was haben wir hier draußen? drei Nachtwächter und vier Landdragoner. — Daß Ihr Eure Diamanten hier draußen habt, macht mir ſchon Sorge genug. Kann denn das Weibervolk ſich von ſeinem Geſchmeide nicht trennen? Könnt Ihr es nicht aus der Stadt holen laſſen, ſo gut wie das große Silberzeug, wenn Ihr es einmal braucht. Aber die guten Bilder, die guten Antiken, die guten Waffen, die guten Gemmen und Alabaſterſachen — Alles auf Coeur obſcur. — Eine Gnade Gottes, daß noch kein Unglück geſchehen iſt. — Warum ſchlafe ich nicht in der Stadt, warum komme ich alle Abende heraus und wenn es auch noch ſo ſpät wird. — Ich will Euch Frauenzimmer nicht allein laſſen. Wenn man Euch das Haus über den Kopf anſteckt und Euch in Euren Betten die Hälſe umdreht, will ich dabei ſein! — Da habt Ihr nun noch 10,000 Thaler draußen. Was ſoll ich mit Euch anfangen? Nimm hin Dein Geld, Bertha, und geh in Gottesnamen ſchlafen.“

„Geld? Papa! Geld?“ ſträubte ſich die zärtliche Bertha.

— „Was kann ich Dir ſonſt ſchenken. — Ihr Frauenzimmer habt ſchon Alles. Kaufe Dir dafür, was Du Luſt haſt.“

— „Lieber Deinen Segen!“

— „Meinen Segen gebe ich Dir in den Kauf. Du kannſt auf dieſes Partial ein Landgut gewinnen. Ich ſegne Dich, meine Tochter, gehe hin und gewinne ein Landgut.“

— „Nein Papa, ich will Deinen väterlichen Segen und keinen anderen.“

— „Den kannſt Du alle Tage kriegen, aber 10,000 Thlr. verſchenke ich nicht alle Tage. Ich bin heute nur ausnahmsweiſe einmal in der Laune.“

— „Aber eben heute wünſche ich Deinen Segen.“

„Sie hat recht. Dafür, daß ſie Dir Ehre macht, will ſie nicht bezahlt ſein. Es iſt unzart von Dir, ihr dafür Geld zu bieten.“

— „Höre einmal, Franziska! Höre einmal, Bertha! Geiſtreich mögt Ihr ſein, ſo viel Ihr wollt. Aber mich führt Ihr doch nicht an. — Wozu ſoll ich meinen Segen geben?“

„Du hörſt ja,“ rief die Räthin, „damit ſie Dir auch ferner Ehre macht.“

— „Ich will es von ihr ſelbſt hören.“

„Es iſt ſo, Papa! Du ſollſt durch mich mit Ehren überhäuft werden, an die Du gar nicht denkſt.“

— „Haſt Du etwas auf dem Herzen, wozu Du meine Einwilligung verlangſt? Sag' ja oder nein.

— „Ja!

— „Was iſt es, ſprich!

— „Das kann ich nicht.“

— „Und forderſt meinen Segen, eh' ich eingewilligt habe?“

„Es iſt erlaubt ſich einen Vaterſegen zu erſchleichen. Jacob ſtahl ſeinem blinden Vater den Segen ab, der ſeinem älteren Bruder gebührte.“

— „Dein Vater iſt aber nicht blind und beſtehlen läßt er ſich auch nicht.“

Sie ſchmeichelte und liebkoſete ihn: „Bitte, lieber Vater! verſage mir nur heute nicht, was Du mir doch alle Tage ſchenken willſt. Dir ahnet nicht, wie glücklich Du mich damit machſt.

„Was ſoll das?“ rief der Banquier ungeduldig. „Spiele keine Comödie mit mir.“

— „Du verſagſt mir alſo Deinen Segen?“

— „Dein Vater hat Nein! geſagt. Ich hoffe, Du kennſt mich!“

„Es iſt gut, Papa!“ erwiderte Bertha empfindlich gekränkt. „Du machſt mich ſehr unglücklich; aber noch verzage ich nicht, denn eine treue, gütige Mutter ſteht mir zur Seite. Gute Nacht.“

Sie wollte gehen. Aber der Banquier rief:

„Ich will wiſſen, was Du vorhaſt.“

„Schämſt Du Dich nicht, Bertha,“ zürnte die Räthin. „Geſtern ſo geiſtreich und witzig und heute ſo weinerlich und albern.“

„Das iſt auch wahr!“ ſagte der Banquier. „Was geht Dich der Graf St. Pardeur an? Was brauchſt Du ihm Freude zu machen? Ich bin Dein Vater, mir ſollſt Du Freude machen. Sei in Zukunft albern und weinerlich beim Grafen St. Pardeur und zu Hauſe bei Deinem Vater witzig und geiſtreich.“

Dies war der Augenblick, wo der Banquier ein gehöriges Aergerniß haben mußte, welches ſeine Galle reizte und ſeine kranke Leber erfriſchte, damit, wenn er ſich ausgetobt hatte, etwas von ihm zu erlangen war, und der Inſtinct der Mutterliebe iſt der ſchlauſten Geiſteswart fähig. Die Räthin begann:

„Lieber Emanuel! Wenn Du mir verſprichſt, Dich nicht zu ärgern, ſo will ich Dir Alles ſagen.“

— „Wie heißt, ich ſoll verſprechen? Wenn ich mich hätte ärgern wollen, hätte ich doch längſt ſchon mich ärgern können. Kann man ein liebevollerer Vater ſein, als wenn man ſeiner Tochter zehntauſend Thaler ſchenkt.“

— „Aber ſie fürchtet dennoch Deinen Zorn. Sie hat — gewettet.“

— „Hoch!“

— „Um eine Einladung zu einem Frühſtück!“

— „Nun? Was liegt an einem Frühſtück! Laß es zwölf, laß es zwanzig Frühſtücke ſein.“

— „So höre nur. Nicht um das Frühſtück ſelbſt. Junge Mädchen von feiner Conduite wetten nicht um leckeres Eſſen, ſondern um die Ehre: Du mußt bei mir frühſtücken. Sie hat mit Pauline de St. Pardour gewettet: Wenn ich gewinne, ſo kömmſt Du und bringſt alle unſere Freundinnen mit, und wenn Du gewinnſt, ſo komme ich zu Dir und bringe Papa und Mama mit.“

„Was?“ fragte der Banquier erſchrocken. „Sie will mich mitbringen zum Frühſtück beim Grafen St. Pardour?“

„Ja, mein Schatz!“ lächelte die Räthin. „So lautete die Wette! Das darf Dich nicht ärgern.“

Hiermit hatte ſie ihren Zweck vollkommen erreicht. Der Banquier ſchleuderte ſeine Cigarre fort, ſchlug mit geballter Fauſt auf den Tiſch, daß die Taſſen klirrten und hüpften, und die Kanne auf dem ſilbernen Wärmer umkippte und ihren dampfenden Inhalt über das damaſtene Tiſchtuch ausgoß. Mit großen Schritten rannte er im Saale auf und nieder und ſprach wie irrſinnig.

„Ich, Sebaſtian Emanuel Rubland, Ritter hoher Orden und zehnfacher Millionair, zum Frühſtück beim Grafen St. Pardeux, dieſen Hansdampf an allen Ecken, dieſen Junker Hochnas von Obenhinaus, dieſen Herrn von Habenichts aus dem Schlaraffenlande! Habe ich ihm nicht Geld genug auf ſeine drittehalb Weingüter geborgt? Was iſt los mit ihm, daß ich bei ihm frühſtücken ſoll?"

Er trat auf ſeine Tochter zu:

— „Du willſt geiſtreich ſein? Du willſt Erziehung haben? Du willſt eine Frau von Stahl ſein. — Ja! vom Gänſeſtall! vom Schaafſtall. — Habe ich Dir deßhalb die koſtſpielige Erziehung geben laſſen, damit Du mich bei Deinen hochnaſigen Freundinnen mit zum Frühſtück herumſchleppſt?"

— „Papa, ſo höre doch nur, Du haſt Mama ja mißverſtanden."

— „Der Teufel iſt Dein Papa! den ſchicke zum Frühſtück hin, wohin Du willſt. Meine Tochter biſt Du nicht. Mein Fleiſch und Blut kann nicht ſo gotteslaſterlich verdummerhaften. Und wer hat dieſe Schweinerei hier gemacht? Was ſitzeſt Du da und läßt Dir den ſtarken Café auf Dein feines Seidenneglige laufen? Geh mir aus den Augen oder ich vergeſſe mich."

Er eilte an die Klingel, um den Tiſch reinigen zu laſſen, zog aber ſo heftig dran, daß die Schnur abriß und die Klingel verſagte. Er rannte zur Thür hinaus, die er polternd in's Schloß warf. Gleich darauf hörte man ihn von Neuem heftig klingeln.

Die Räthin beruhigte ihre Tochter.

— „Das thut nichts. — Mag er noch mehr Klingelſchnüren abreißen. So will ich's haben. Nachdem läßt ſich's mit ihm reden."

„Ach Mama!" klagte Bertha. „Ich weiß nicht, ſoll ich mich glücklich oder unglücklich fühlen, alle meine

Empfindungen und Grundſätze werden treulos. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr."

— „Beruhige Dich nur, Kind! Das wird von keiner Dauer ſein. Ich ſelbſt war einſt in einer Lage, wie die Deine. Ich hatte keine Mutter, die mir mit Rath und That beiſtand und nichts ſchlug zu meinem Glücke aus!"

Der Banquier erhob draußen von neuem die Stimme: „Joſeph, Georg, Catrina! Wo ſteckt das vermaledeite Bedienten- und Banditen-Pack."

— „Das iſt ein bedenklicher Paroxismus," meinte die Räthin, „er nimmt kein Ende. Fort Bertha auf Dein Zimmer. Geh ihm aus dem Wege, damit er nicht wieder mit Dir anfängt! Keine gute Nacht! keine Zärtlichkeiten. Dein Glück iſt das meine! Störe mich nicht! Mache mich nicht weich!"

Schweigend küßte Bertha ihre Hand und ging.

Die Diener kamen um zu reinigen, aufzutrocknen und abzutragen und entfernten ſich wieder. Aber der Banquier ließ nichts mehr von ſich hören und ſehen und die Räthin folgerte ſchon, daß er aus Bosheit ſich den ganzen Abend nicht wieder zeigen würde. Das war auch anfangs ſein Vorſatz, doch war er zu aufgeregt, um es in ſeinem einſamen Cabinet lange auszuhalten. Er trat ein und ſagte ziemlich gelaſſen:

„Es war eine Geſellſchaft von faſt zweihundert Perſonen. Lauter Nobleſſe."

— „Nur junge Leute, der Geſandte und die Gräfin zeigten ſich nicht."

„Ob mich meine Tochter vor junger oder vor alter Nobleſſe compromittirt, iſt ein und daſſelbe. Dummheit bleibt Dummheit."

— „Sie hat Dich auf keine Weiſe compromittirt. Sie hat ſich auf die Wette nur unter der Bedingung eingelaſſen, daß der Legationsſecretair von Hartung, der — wie Du ſchwerlich wiſſen wirſt — der Frühſtück-Diplomat heißt, weil er die Kunſt verſteht, Frühſtücke zu veranlaſſen, um daran Theil zu nehmen — falls ſie verlieren ſollte, auf jenem Frühſtück Vaterſtelle bei ihr vertreten darf. Alſo nicht den Finanzrath Rubland, ſondern den Legationsſecretair von Hartung wollte ſie mitbringen. Und das kann Dich nicht compromittiren, das darf ein junges Mädchen ſich herausnehmen.

Der Banquier ſtutzte:

— „Warum hat ſie mir das nicht gleich geſagt.“

— „Was ſoll das arme Mädchen Dir antworten, wenn Du ſie ſo anfährſt?“

— „Ich werde ſie nicht zerreißen und auffreſſen!“

— „Aber Du mußt Deine Tochter ſchonen, die von ihrem erſten Ball ermüdet und verwirrt, heute nicht iſt wie immer, obendrein hat ſie ihre Wette nicht verloren, ſondern gewonnen.“

— „Warum verſchmäht ſie denn mein Geld, warum verlangt ſie meinen Segen? Ich werde nicht klug daraus.“

— „Du hörſt ja: Sie hat die Wette gewonnen. Sie muß das Frühſtück geben und dazu reichen 10,000 Thlr. nicht hin.“

— „Meine Tochter braucht ſchon über 10,000 Thlr. zum Frühſtück. Iſt ſie die Königin von Golkonda oder Potoſi? Wo liegen ihre Goldminen, ihre Diamantengruben?“

— „Das geſtrige Feſt galt unſerer Bertha. Die Comteſſe hatte ſich mit ihr entzweit und um ſie zu verſöhnen, gab ſie ihr das Feſt. Das ganze Feſt von 300 Perſonen, galt unſerer Tochter!“

— „Wie heißt, es galt unſerer Tochter?“ Mir galt das Feſt. Ich habe dem franzöſiſchen Miniſter Geld geliehen, und um ſich zu revangiren, hat er meine Tochter ſalonfähig gemacht. Von meinem Gelde hat er das Feſt gegeben.“

— „Gleichviel! Der franzöſiſche Miniſter hat ſich gegen Dich gezeigt. Jetzt mußt Du Dich zeigen.“

— „Das will ich! Und wie will ich mich zeigen!“

— „Alſo von einem Frühſtück kann nicht mehr die Rede ſein, ſondern von einem Balle und zwar einem ländlichen, hier auf coeur obſcur, wie noch keinesgleichen nicht geſehen worden. Unſere liebe Bertha meint, daß wenn wir den ganzen Park erleuchten laſſen; die Baumgänge mit grünen Lampen, die Brücken und Fontainen mit weißen, die Blumenbeete und Grottenthore mit bunten und die Pavillons mit Transparenten, daß ſich das ſehr gut ausnehmen wird."

— „Ganz gewiß und das ſoll uns mal jemand nachmachen!

— „Und dann ein Feuerwerk um Mitternacht auf der grünen Inſel. Sie gehört zwar nicht uns, aber Du wirſt die Erlaubniß dazu ſchon zu erhalten wiſſen."

— „Es koſtet mich nur ein gutes Wort an den Amtmann."

— „Wenn Du alſo damit einverſtanden biſt, lieber Rubland, ſo wirſt Du auch einſehen, daß 10,000 Thaler zu ſolch einem Rieſenfeſt nicht ausreichen."

— „Laß es 20,000; laß es 30,000 Thaler koſten. Ich lade das ganze diplomatiſche Corps dazu ein. Ich laſſe mir Künſtler und Feuerwerker aus Paris kommen. Ich will einmal zeigen, was Geld iſt. Einmal iſt kein Mal, und wenn es 100,000 Thaler koſtet, bleibe ich immer noch Emanuel Sebaſtian Rubland. Aber, Franziska, das kann doch nur aus Deinem Kopfe kommen, unſere liebe Bertha denkt doch, Gott laſſe ſie geſund! ſo weit nicht!"

— „Ich habe allerdings den erſten Gedanken dazu gehabt, aber ſie hat ſich deſſen bemächtigt und geſagt: Mama! Ich gehöre jetzt der großen Welt an, aber ich bin kein gnädiges Fräulein, ſondern die Tochter meines Vaters, und Papa muß zeigen was Geld iſt."

— „Das hat ſie geſagt?"

— „Das hat ſie geſagt!"

— „Wo iſt das liebe Kind, der Engel, meine Puppe! meine geiſtreiche Frau von — von Stahl!"

— „Sie iſt zu Bette, laß ſie endlich ausſchlafen."

— „Ich will ſie um Verzeihung bitten, ich habe ſie beleidigt. Ich will ſie umarmen, ich will ſie küſſen, ich will ihr meinen Segen geben, — ſie hat ihn doch verlangt."

— „Laß ſie ruhen, dazu iſt Morgen Zeit genug. Vorläufig iſt an ein ſolches Feſt nicht zu denken."

— „Warum nicht? Was ich will, das will ich gleich."

— „Ferner hat es Zeit mit dieſem Rieſenfeſte, bis Bertha ihre Verlobung feiert!"

— „Ihre Verlobung!"

— „Es hat Zeit mit dieſem Rieſenfeſte, wollte ich ſagen, bis Bertha ihre Hochzeit feiert?"

— „Ihre Hochzeit?"

— „Ja! mit dem Grafen Victor Wüſtenrode Hohenbrück. Er hat ihr ſeine Liebe ſchriftlich erklärt und um ihre Hand förmlich bei mir angehalten.

Der Banquier ſtand eine Weile wie erſtarrt — „Alſo darauf wollteſt Du hinaus, darum ward ich abgefüttert mit Proletarierkoſt, darum verſchmähte Bertha mein Geld, aber verlangte meinen Segen und darum mußte ich zuvor gehörig ausgeärgert werden, damit ich jetzt im Stande bin gelaſſen ſolchen Unſinn anzuhören!"

— „Lieber Emanuel!" wandte die Räthin ein, was hilft das Schelten und Poltern; es handelt ſich um das Lebensglück unſeres einzigen Kindes und wir wären nicht werth, die Eltern dieſes Engels zu ſein, könnten wir uns darüber nicht in Liebe und Güte verſtändigen. Graf Victor iſt ein liebenswürdiger junger Cavalier. Er hat Figur, Geiſt, Grazie; dem Namen Wüſterode-Hohenbrück ſind die höchſten Ehren und Würden zugänglich und wir werden die Freude erleben, unſere Bertha als die glänzendſte Dame bei Hofe zu ſehen."

— „Luftſchlöſſer! Luftſchlöſſer!" erwiederte der Millionär. „Der alte Narr auf Wüſterode wird ſagen: Es iſt eine Mißheirath und daſſelbe kann ich auch ſagen. Er wird ſagen, meine Tochter hat keine Ahnen, ſie iſt eine Griſette. Und ich ſage, ſein Sohn hat kein Geld, er iſt ein armer Teufel."

— „Laß Dich nicht auslachen, lieber Mann, das darfſt Du nicht einmal an der Börſe ſagen, wo Du Dir doch ſonſt viel herausnehmen darfſt.“

— „Wie hoch belaufen ſich ſeine Einkünfte? Laß es 15,000 Thaler ſein. Ich will ihm 20,000 Thaler geben. In meinen Augen iſt das kein Geld und gegen das fürſtliche Vermögen meiner Tochter eine Armſeligkeit. Kurz, ich finde den jungen Grafen meiner Tochter nicht ebenbürtig.“

— „Er iſt immer ein Graf und kein Geſchäftsmann.“

— „Vor ſechs Jahren waren ſeine Güter noch ſehr verſchuldet. — Und Anno 1811! — Was galt damals der Grundbeſitz? Was waren ſämmtliche Wüſterodeſche Güter werth? Der alte Narr! Ich habe ihm Gutes gethan, damit er ſeine Stammgüter retten konnte. Ich hätte ſie an mich bringen können, wenn ich gewollt hätte. Mit meinem Gelde hat er ſie gerettet, und welche Sicherheit hatte ich in Händen? Und weil ich ſpäter die Louisd'ors zum damaligen Cours ihm berechnete zu 5 Thlr. 22 Gr., ſpricht das ariſtokratiſche Vieh von Judenpack.“

— „Lieber Rubland, das iſt ſchon zwanzig und einige Jahre her.“

— „Ich verzeihe ihm, daß er ſeine Briefe an mich ſchlichtweg an den Herrn Rubland wohlgeboren adreſſirt und daß er mich weder Finanzrath noch Ritter hoher Orden nennt. Es iſt eine Geſchäftsſache und da bin ich nicht empfindlich. Ich verzeihe ihm, daß er mir nicht einmal das Wörtlein: „Sie“ gönnt und mich per „Ihr“ anredet. Denn wenn man den Ariſtokraten ſpielt, wird man dafür als Cavalier behandelt. Aber eines kann ich ihm nicht vergeſſen, ſo wahr Gott meiner gedenke in meiner Sterbeſtunde.“

— „Und was wäre das?“

— „Himmel und Erde, ich mag nicht daran denken. Es war damals als ich das Großkreuz des „— Ordens“

erhielt. Ich hatte der R—ſchen Regierung große Summen erſpart, das kann kein Dummkopf, dazu gehört Talent — das vergeſſe ich nicht, das trage ich dem alten Herrn ewig nach.“

„Jetzt erinnere ich mich. Er fragte Dich, ob Dein Großvater zu Venedig nicht eben an der Stelle vor der Bruſt, wo Deine Orden ſitzen, den jüdiſchen Schandfleck habe tragen müſſen.“

— „Franziſka, Du magſt mich toll. Ich kann das nicht hören, ich will nicht daran denken.“

— „So räche dieſen Schimpf, du kannſt es!“

— „Wie ſo?“

— „Verlobe ſeinen einzigen Sohn mit Deiner einzigen Tochter.“

— „Ohne ſeine Einwilligung.“

— „Er zählt 75 Jahre, er vegetirt nur noch. Es iſt eine heimliche Rache. Sie trifft ihn erſt im Grabe, und gedenkſt Du des rohen Schimpfes, den er Dir angethan, ſo wird die Galle Dir weniger in's Blut treten und Du kannſt in's Fäuſtchen lachen.“

— „Franziſka, Franziſka! Du biſt gefährlich.“

— „Biſt Du nicht ſtolz auf Deine ſchöne fromme Tochter, die im Stande iſt eine ſolche Leidenſchaft einzuflößen? Graf Victor will alles für ſie wagen, alles für ſie opfern, alles ihr zu Füßen legen.“

— „Mag er mir die Einwilligung ſeines Vaters bringen.“

— „Er iſt ein edler Cavalier und treuer Bräutigam, allein als guter Sohn darf er ſeinen alten Vater nicht am Rande des Grabes noch betrüben.“

— „Sag, er kann ſeinen alten Adelsnarren von Vater nicht von ſeinem Hochmuth und ſeinen Vorurtheilen abbringen.“

— „Auch gut, mag es heißen, wie Du es nennſt. Keinen Streit um Worte.“

— „Laß ihn hingehen und ſeinen Vater todtſchlagen.“

— „Schäme Dich einer ſolchen Aeußerung. Es handelt ſich um das Glück Deiner Tochter.

— „Ich denke ſtets an ſie, ich habe nur ihr Glück vor Augen. Sie iſt die einzige Erbin meines fürſtlichen Vermögens und das verlangt ſeine beſonderen Rückſichten."

— „Ich will das nicht beſtreiten."

— „Ich verlange daher einen Schwiegerſohn, der ebenfalls ſehr reich iſt und es verſteht, große Capitalien ſpielen zu laſſen."

— „Alſo der Geldariſtokrat will eben ſo viehiſch hochmüthig ſein wie der Geburtsariſtokrat. Du nennſt ihn ein ariſtokratiſches Vieh, alſo ſei Du kein Capital-Vieh."

— „Franziska!"

— „Bertha war von Kindheit an mit Comteſſen und Baroneſſen befreundet. Es wäre grauſam, ihr durch eine bürgerliche Heirath die Salons unzugänglich zu machen."

— „Und wem dankt ſie dieſe unſinnige vornehme Erziehung, welche ſie überſpannt und ſchwärmeriſch macht."

— „Dir gewiß nicht, Du haſt alle Urſache, Dich über eine verwahrloſete Erziehung zu beklagen. Was würden Dir alle Deine Schätze helfen und wie würdeſt Du ohne mich Dich als großer Finanzmann ausnehmen?"

— „Die Welt iſt groß und weit. Bertha kann nach London und Paris heirathen, wo das Capital hoffähig iſt und man mit Geld zur Pairswürde gelangen kann."

— „Aber Bertha liebt den Grafen."

— „Poſſen!"

— „Und wird mit ihm glücklich ſein, ſie ſind für einander geſchaffen, die Art wie ſie ſich kennen lernten, iſt eine höchſt wunderbare Fügung. Was Gott zuſammen fügt, ſoll der Menſch nicht trennen."

— „Sage nicht Gott hat es gefügt; ſondern Du haſt Deinen Kopf darauf geſetzt Bertha zu einer Gräfin Wüſterode zu machen.“

— „Nun ja, ich habe meinen Kopf darauf geſetzt, Bertha mit dem Manne zu verbinden, der ſie liebt und den ſie wieder liebt.“

— „Immer Liebe und nichts als Liebe. Bleibe mir mit Deiner Venus vom Halſe!“

— „In Deinen Augen freilich iſt Liebe Thorheit, denn geliebt haſt Du mich niemals; allein um fürſtlichen Aufwand zu machen, bedurfteſt Du einer Gattin, die einigermaßen Figur und Geiſt beſaß, um in Deinem Palaſte die Honneurs zu machen. Auch weißt Du, daß ich Dich niemals geliebt. Mein Vater war in Deiner Hand und ich mußte der Kindespflicht mich opfern.“

— „Wie oft werde ich dieſe alten Geſchichten noch wieder hören müſſen?“

— „Ich bin noch nicht zu Ende. Welch ein Leben führen wir, ich und Deine Tochter, umgeben von allen Schätzen des Reichthums der Kunſt und Natur? Bürgerliche Geſellſchaft iſt uns zu gering und den ganzen fürſtlichen Aufwand machen wir für Geſchäftsmänner, wo nicht gar für Abenteurer und Schmarotzer.“

— „Wem verdanke ich es? Dir und Deinem lieben Töchterlein.“

— „Nein, lieber Rußland, Deiner Eitelkeit, Deinem unerſättlichen Ehrgeiz. An der Börſe willſt Du den Herren machen und auf Coeur obſcur den Fürſten ſpielen. Ich thue Dir in allem Deinen Willen, nur in Betracht meiner Tochter niemals! Verlaſſe Dich darauf, Bertha wird niemals einen Geſchäftsmann heirathen.“

— „Das wollen wir ſehen!“

— „Laſſe es nicht zum Aeußerſten kommen, oder mache Dich auf's Schlimmſte gefaßt!“

— „Ich glaube, Du drohſt mir?“

— „Ich nehme meine Tochter in Schutz gegen die Tyrannei ihres Vaters. Ich lebe nicht glücklich mit

Dir, aber Bertha ſollſt Du nicht unglücklich machen. Sie ſoll Dein Opfer nicht werden, ſo wie ich es ward."

— „Ich verlobe meine Tochter nicht mit dem Grafen, ohne Wiſſen und Willen ſeines Vaters."

— „So verlobe ich ſie. — Wie lange hat der Alte noch zu leben? Und wenige Jahre genügen, um Victor, wenn Du ihn mit Deinen Connexionen und Deinem Credit unterſtützeſt, zum erſten und angeſehenſten Cavalier der Reſidenz zu machen. — Was Du für ihn thuſt, das thuſt Du für Deine Tochter."

— „Franziska! Franziska! Du überredeſt mich zu einem ſehr gewagten Spiel. Wenn es verrathen würde?"

— „Je höher er ſteigt, deſto mehr iſt das Geheimniß ſeiner Verlobung geſichert. Wem wird es einfallen, daß Graf Wüſterode, der von Dir getragen um die Hand einer Fürſtentochter werben darf, Dein Eidam iſt? — Und denke Dir das Aufſehen, das Geſchrei, das Staunen, den Neid, wenn der Alte ſtirbt und unſere Bertha als Gräfin Wüſterode-Hohenbrück die ſchönſten und vornehmſten Töchter des Landes ausſticht."

— „Weib! Weib! wozu willſt Du mich beſchwatzen?"

— „Die Verlobung findet heimlich Statt, doch wird ſie feſt und ſicher abgeſchloſſen, ſo daß der junge Graf unmöglich zurücktreten kann. Einen guten Theil ſeiner Beſitzungen muß er ihr als Witthum oder im Falle eines Rücktritts verſchreiben."

— „Wie wäre es, wenn ich ganz herausbliebe, damit, verräth ſich die Sache, ich frei bleibe von allem Argwohn?"

— „Das eben wünſche ich."

— „Doch eine Verlobung ohne Bewilligung beider Väter hat keine Rechtskraft."

— „Du giebſt mir eine Vollmacht, daß ich in Betracht häuslicher Angelegenheiten, ſo wie über die Hand meiner Tochter nach meinem beſten Dafürhalten verfügen kann, indem Du zum Voraus jede meiner Anordnungen gutheißeſt und Dich jeder weitern Einmiſchung enthältſt. Eine völlig unbedingte Vollmacht in jeder Hinſicht über ſeines Vaters Beſitzthümer zu verfügen, muß der junge Graf ſich verſchaffen. Er darf ſie fordern und der alte Herr ſie ihm nicht verweigern."

— „Und zu allem dem, denkſt Du, wird ſich der junge Graf verſtehen?"

— „Er liebt Bertha."

— „Das wäre viel! Ja! die Vollmacht zu geben, kann ich mich entſchließen, aber das iſt alles und in etwas Weiteres miſche ich mich nicht."

— „Noch um eines muß ich bitten, aber nur bitten."

— „Es wird das Letzte von allem ſein."

— „Mein lieber Mann, es iſt eine kleine Förmlichkeit nur. Bertha iſt nicht ſo erzogen, daß ſie ſich ohne Bewilligung ihres Vaters in ein ſolches Verhältniß einlaſſen wird. Schone ihre Unſchuld. Wenn ſich ihre Eltern, um ihr Glück zu gründen, nicht allzu ſtreng an die Vorſchriften der Moral binden, ſo geht das ſie nicht an, denn ſie kann nur gehorchen. Niemals aber dürfen ihre Eltern ſie berechtigen, ihre Grundſätze, ihrer Neigungen zu unterordnen. Gieb ihr als edler, gütiger Vater Dein Jawort, auf daß ſie ſchuldlos ſich ihres Glückes erfreuen kann. Sprich zu ihr: „Ich billige Deine Wahl, Du machſt mir Ehre und Freude und ich vertraue Deiner Klugheit und Charakterfeſtigkeit, daß Du Dich, den zarten und ſchwierigen Verhältniſſen, denen Du Dich unterziehſt, zu fügen und Dich mit Vorſicht und Beſonnenheit darin zu benehmen wiſſen wirſt, damit Du Deinen Eltern nicht Schmach und Kummer bereiteſt."

— „Soll ich ihr die gebratenen Tauben in's Maul hineinjagen. Soll ich ihr die heißen Kaſtanien aus dem Ofen holen. Ich bin ein ſchlichter alltäglicher Geſchäftsmann, ohne Erziehung, der nicht würdig iſt, in ſolche delicate Gaunereien ſich einzumengen. Ich gebe Dir die Vollmacht, das iſt Alles. Mag Dein ſüßes Töchterlein, weil ſie doch verliebt iſt, einmal über die Schnur hauen; ich will meinen Frieden haben.“

— „Sei doch einmal liebenswürdig gegen Deine arme Franziska; belohne ſie doch einmal, weil ſie nur für Dich lebt, ſorgt und ſchafft. Lehre ſie doch endlich Dich zu lieben, wenn auch nicht Deiner Selbſt halber, doch als Vater unſerer Bertha.“

— „Meinetwegen! Schreibe es mir auf, ich will es mir auswendig lernen und es herſagen. Mag ſie dieſe Ausrede haben, wenn etwas herauskömmt; wer wird ihr das glauben und ich will mich nicht nur an dem Alten im Grabe rächen, ſondern auch noch an ſeinem einzigen Sohn.“

— „An ſeinem einzigen Sohn Dich rächen?“

— „Nun ja! — Wohin führt Deine übertriebene Moral? Sie paßt nicht für Welt und Leben, ſie flößt den jungen Mädchen einen vornehmen Tugenddünkel ein, womit ſie ihre Männer höchſt unglücklich machen. — Biſt Du nicht das lebendige Beiſpiel davon? Und haſt Du nicht Deine Tochter von Grund aus verdorben? Wehe dem Geſchäftsmann, der dieſen Engel für eine Haus- und Ehefrau einkauft. Mit einem ſolchen verzogenen Geſchöpfe will ich keinen Sohn irgend eines meiner braven Handelsfreunde unglücklich machen. Verkupple ſie durch Deine Ränke und Schliche mit dem Sohne meines Todfeindes und mag ſie ihm ſein Leben vergiften, wie Du das meine.“

— „War es mein Wille Dich zu heirathen? Frage ich Dir irgend etwas nach? Benehme ich mich nicht jederzeit ganz wie Du es wünſcheſt?“

— „Es giebt Frauen, die es bei ihren Männern nicht ganz ſo gut haben, wie Du; — und biſt Du zufrieden? — Du erblickſt in mir einen ſchlichten Alltagsmenſchen, den Du verachten darfſt, vor dem Du keine Rückſichten nimmſt, dem Du nach Gefallen mitſpielſt und den Du nach Deiner hochmoraliſchen Pfeife tanzen läßt. — Der junge Waſſerode iſt auch nur ein Mann.

Und wir Männer ſind keine Engel an Leib und Seele, wie ihr Frauen. Lehre Du Deine Tochter nur hochmoraliſch pfeifen, Wälderode wird danach ſchon tanzen lernen. — Kurz, ich thue, was Du willſt — weshalb ich es aber thue, — geht Dich nichts an."

Am andern Morgen ſagte die Räthin, ſtrahlend vor Freude und Mutterſtolz: „Bertha! Sei guten Muthes, Du biſt glücklich! Deinen Bräutigam ſtelle ich Dir morgen vor, mit dem Glockenſchlage Elf."

3.

Pünktlich zur beſtimmten Stunde langte Victor auf Geene obſcur an und die Räthin triumphirte heimlich, als ſie ſein bleiches ernſtlich bekümmertes Antlitz ſah. In dieſen leidend ſchönen Mienen, erblickte ſie, daß er gefaßt ſei, jegliche Entſcheidung ſeines Schickſals mit ſtolzer Gelaſſenheit in Empfang zu nehmen, und daß er ſich zu allem verſtehen würde, was man irgend von ihm fordern könne. Sie empfing ihn daher mit herzlicher Zuvorkommenheit und lud ihn ein, neben ſie auf dem Sopha Platz zu nehmen.

„Herr Graf," begann ſie, „wir wiſſen die Ehre, die Sie uns erweiſen, indem Sie unſerer Tochter Ihre Hand und Ihren Namen bieten, in ihrem ganzen Umfang zu ſchätzen. Ich erlaube mir daher anzufragen: Steht dieſer Verbindung kein Hinderniß im Wege oder zählen Sie auf die Einwilligung Ihres geſtrengen Herrn Vaters?"

— „Madame! ich habe lange mit mir ſelbſt gekämpft, ich habe mich gefragt, was habe ich zu thun und was zu hoffen? Ueber beides bin ich mit mir einig. Mein Vater darf dem Lebensglücke ſeines Sohnes nichts in den Weg legen. Ich war ſtets ſein gehorſamer Sohn, er wird einmal ein nachgiebiger Vater ſein."

— „Täuſcht Sie aber auch Ihre kindliche Pietät nicht? Wenn nun Ihr geſtrenger Herr Vater ſagt: Mein Sohn quelle messalliance horrible!"

— „Ich reiſe ſtehenden Fußes zurück. Er ſelbſt ſoll kommen, er ſoll Bertha ſehen."

— „Meinen Sie, daß ein junges Mädchen auf einen fünf und ſiebzigjährigen Greis noch einen ſo glücklichen Eindruck hervorbringen kann?"

— „Madame! In ſein Nachtgebet ſchließt er jederzeit die Bitte ein: der Himmel möge ſeinem letzten einzig noch lebenden Sohne eine liebreizende Gattin beſcheiden, deren holder Umgang auch ſein Alter noch verſchönt."

— „Und fügt er nicht etwa auch die Bitte hinzu: daß ſie wenigſtens zwei und dreißig Ahnen zählen muß?"

— „Madame! Das ſind Vorurtheile! Schönheit an Leib und Seele war von Urzeit her der echte Adelsbrief des Weibes."

— „Vormals vielleicht! Jetzt denkt man anders. — Apropos! Seit wann denken Sie ſo?"

— „Seit ich Bertha geſehen!"

— „Dachten Sie früher anders?"

— „Vielleicht. Ich habe mir niemals Rechenſchaft davon gegeben."

— „Allein Sie wiſſen, wie Ihr geſtrenger Herr Vater denkt; Erwarten Sie daher von einem Greiſe nicht, daß er ſich eben ſo raſch bekehre, wie Sie es vermochten!"

— „Was habe ich zu hoffen?"

— „Sie fragen, Herr Graf? Sie! Für Ihre Perſon Alles."

Victor warf ſich ihr zu Füßen. „Frau Räthin! Sie geben mir das Leben wieder. Ich bin überſchwänglich glücklich!"

— „Stehen Sie auf, Herr Graf! was ſoll der Ungeſtüm; er ſtört uns, weil wir uns weiter verſtändigen müſſen."

— „Madame, ich gehorche!"

— „Ich habe Ihnen noch mehr zu ſagen; aber Sie dürfen mir nicht wieder zu Füßen fallen. Das müſſen

Sie mir verſprechen, denn es wäre unverzeihlich, wollte ich Sie zweimal incommodiren!"

— „Spotten Sie meiner nicht."

— „Es iſt mein heiliger Ernſt. Brauche ich Ihnen zu ſagen, daß Sie geliebt werden? Sie ſympathiſiren auf eine wunderbare Weiſe mit meiner Tochter. Und wären Sie auch nicht Graf Wüſterode-Hohenbrück, wären Sie jeder Andere, kein Edelmann, kein Grundbeſitzer, gar nichts; ich hätte nicht das Herz, Ihnen die Hand meiner Tochter zu verweigern."

— „Madame! Ich halte mein Verſprechen, ich ſinke Ihnen nicht noch einmal zu Füßen. — Ich darf alſo?"

— „Was?"

— „Bertha mein nennen?"

— „Noch nicht! Bei Lebzeiten Ihres Vaters nicht."

— „Ich verſtehe Sie nicht, Madame."

— „Unſere Landesgeſetze dulden keine heimliche Ehen und auf die Einwilligung Ihres geſtrengen Herrn Vaters haben Sie keine Hoffnung."

— „Keine Hoffnung, Madame?"

— „Keine! Herr Graf!"

— „Ehen werden im Himmel geſchloſſen."

— „Auf Erden aber wird man nicht getraut ohne elterlichen Conſens."

— „Ich liebe Bertha! Ich kann ohne ſie nicht leben!"

— „Ihr geſtrenger Herr Vater wird Ihnen das nicht glauben, er wird Sie nicht einmal verſtehen; Greiſe haben ihre Jugendſehnſucht und Schwärmerei längſt vergeſſen. Auch giebt es Männer, welche dergleichen in ihrem ganzen Leben nicht kannten."

— „Ich werde ihn bitten und beſchwören, mir mein Lebensglück zu gönnen."

— „Damit können Sie ihn nur erzürnen!"

— „Und wenn ich ſeinem Zorne trotze?"

— „Wollen Sie ihm ſeine letzten Lebenstage verbittern, der Nagel zu ſeinem Sarge ſein?"

— „Gott weiß es, wohin mich die Verzweiflung führen kann!"

— „Herr Graf! Sie täuſchten ſich anfangs in meiner Tochter, die Sie für eine Seherin hielten. Sie täuſchten ſich in Brauſewald, dem Sie als rechtſchaffenen Gelehrten Gaſtlichkeit erwieſen, um ſich von ihm beſtehlen zu laſſen und Sie ließen ſich von Ihrem Jugendfreunde dem Legationsſecretair von Harburg, dem niemand hier ein wahres Wort zutraut, auf's grauſamſte myſtificiren. Täuſchen Sie ſich nicht in Ihrem Vater, denn es handelt ſich nicht mehr um Sie allein. Sie werden fühlen, daß Sie Verpflichtungen gegen ein junges Mädchen übernommen haben, die Sie nur einmal ſahen, um Sie mit Ungeſtüm an ſich zu reißen, deren Herz Sie, gegen den Willen Ihres geſtrengen Herrn Vaters, gleichſam im Sturm erobert und die jetzt in aller Unſchuld und von ganzer Seele Sie wiederliebt."

— „Lieber ſterben, meinen Vater ſterben ſehen, ſeinen Zorn, ſeinen Fluch auf mich laden, als auf Bertha verzichten."

— „Bleiben Sie gelaſſen, damit ich Ihnen ſagen kann, was uns beiderſeits zu thun möglich iſt."

— „Ich bin zu allem bereit!"

— „Sie wollen mich alſo nicht hören?"

— „Ich höre!"

— „Ihr Herr Vater naht ſeinem fünf und ſiebzigſten Jahre, hat immer nur auf ſeinen Stammgütern gelebt und iſt ergraut in den Vorurtheilen ſeines Standes. Solche Greiſe ehrt man mehr durch Schonung als durch Vertrauen, und erweiſet ihnen durch Nachgiebigkeit mehr Liebe, als durch unbedingten Gehorſam. Daß Sie das Herz meiner Tochter beſitzen, wiſſen Sie bereits. Ihre Hand kann ich Ihnen, nur nach dem dereinſtigen Ableben Ihres geſtrengen Herrn Vaters, erſt verſprechen."

— „O, Madame! Was machen Sie aus mir!"

— „Ich rede, wie ich muß. Bis dahin iſt eine kirchliche Ceremonie unmöglich und das Einzige, was uns übrig bleibt, iſt — eine contractliche heimliche Verlobung."

— „So ſei es! Schöne liebreiche Mutter! Alles was Sie wollen; damit ich Bertha mein nennen darf. Aber wann ſoll ich ſie endlich ſehen?"

— „Gemach, Herr Graf! Wir ſind erſt mit einem Vater fertig. Aber meine Tochter hat ihren Vater auch, der gleichfalls ein — Vater iſt."

— „Sagen Sie mir doch nur, wem ich mich noch ferner verlieben ſoll!"

— „Mein Mann iſt von beiden Vätern nicht der Schlimmſte. Ihr geſtrenger Herr Vater hegt alte Vorurtheile und damit iſt ſchwer auszukommen, denn ſie ſind eingewurzelt, eingefleiſcht und mit der Muttermilch eingeſogen. Mein Mann aber hat nur neuere Ideen, und es giebt nichts Unſchuldigeres als das. Es iſt ein Gras, welches jedermann glaubt wachſen zu hören und niemand hervorſprießen ſieht. Es ſind Glocken, die jedermann heut läuten will, während niemand weiß, wo ſie eigentlich hangen. Es giebt keine fügſamern Menſchen als diejenigen, welche neuere Ideen haben; aus ihren Ideen iſt noch nichts geworden, ſie müſſen alſo trachten, daß aus ihnen ſelbſt etwas werde."

— „Wohl wahr, Madame! Allein was liegt mir noch weiter ob?"

— „Sachte, Herr Graf! Es ſind Opfer Ihrerſeits, die ich für meine Tochter in Anſpruch nehme. Ich darf Sie nicht übereilen und muß bitten, mir eine bündige und beſonnene Antwort zu geben. Wenn Sie Bertha die Ihrige nennen wollen, ſo ſind Bertha's Eltern auch einigermaßen die Ihrigen."

— „Um Bertha's Willen entziehe ich meinem Vater einen Theil des Vertrauens und der Liebe, die er früher ungetheilt beſaß und meine ſelige Mutter habe ich niemals gekannt. Bertha's ſchöne zärtliche Mutter wird ſie mir in Zukunft liebreich erſetzen."

— „Werden Sie ſich aber auch nicht an die Eigenheiten und Schroffheiten eines Geſchäftsmannes ſtoßen? Es iſt Bertha's Vater."

— „Ich werde ſie ſchonen wie die Standesvorurtheile meines Vaters."

— „Das genügt nicht! — Sie ſind Willens meiner Tochter einen ſtolzen geſchichtlichen Namen zu ſchenken, der in den höchſten Kreiſen von höchſter Bedeutung iſt. Nun aber hat mein Mann ebenfalls ſeinen Stolz! Er ſagt: meine Tochter iſt die Erbin eines fürſtlichen Vermögens und in Folge ihrer Erziehung eignet ſie ſich nicht zu einer einfachen Landedeldame. Graf Victor Waſſerode-Hohenbruck wirbt um ihre Hand, alſo wird auch ihm mein fürſtliches Vermögen dereinſt zufallen, welches in der Provinz nicht repräſentirt werden kann. Er darf daher ſein bisheriges eingezogenes Leben nicht fortſetzen. Bei ſeinen perſönlichen Eigenſchaften und ſeinem hohen Adel iſt es ihm ein Leichtes, der glänzendſte Cavalier der Reſidenz zu ſein. Alſo ſchmücke er ſich mit aller Glorie, die ſeine Vorfahren zur Schau trugen, wenn ſie ſich öffentlich zeigten, und bediene ſich des vereinigten Erbtheils meiner Tochter ſogleich als Folie ſeines hohen Namens!"

— „Welche Güte!"

— „Sie nennen Güte, was nur ſchlaue Vorſicht und der richtige Takt eines Geſchäftsmannes iſt. Ihre Beſitzungen ſind in einem anerkannt muſterhaften Zuſtande, und ſollen dadurch nicht geſchwächt werden, daß mein Mann wünſcht, Sie möchten ſich zu irgend einer Ihrem Range angemeſſenen Carriere entſchließen. Verſteht ſich, zum Scheine nur, um „unſer" Familiengeheimniß bei Lebenszeiten Ihres Herrn Vaters zu ſchützen. Denn je glänzender Sie als Graf Waſſerode-Hohenbruck in den Augen der Welt daſtehen, um ſo weniger wird man Ihnen zutrauen, daß Sie auch im Entfernteſten nur an meine arme Bertha denken."

— „Madame, ich habe in dieſen Tagen einen ſchweren

— ich darf auch wohl ſagen — ſchmerzlichen Kampf beſtanden; allein ich habe überwunden. Bisher lebte ich als gehorſamer Sohn nur für meinen Vater, das kann ich ferner nicht. Auf Wüſtenrode iſt fortan meines Bleibens nicht mehr. Geheimniſſe darf ich allerdings vor meinem Vater hegen, aber täglich um ihn ſein und ſtets mein Herz ihm verleugnen, das kann ich nicht, das hieße ihn täuſchen, ihn betrachten, als ſei er für mich nicht mehr auf der Welt, und ſolch einer Verſtellung bin ich unfähig. Ich ſehne mich nach den Kreiſen, in welchen Bertha glänzt und hoffe darin beſſer zu proſperiren, als vor einigen Abenden beim Grafen St. Fardeur. — Das aber kann ich aus eignen Mitteln und bedarf dazu keiner fremden Hülfe."

— „Sie wollen alſo unſerer Familie nicht angehören?"

— „Das habe ich nicht geſagt."

— „Lieber Graf! Sie ſind ſich heimlich einer Untreue gegen Ihren Herrn Vater bewußt und ſind ihm Erſatz dafür ſchuldig. Schmücken Sie ſein Alter mit Freuden, ſchmeicheln Sie ſeinem Vaterherze. Möge ſein herrlicher Sohn ihm noch zahlreiche glückliche Stunden bereiten."

— „Und wie vermag ich das?"

— „Schenken Sie meinem Manne Ihr Vertrauen, er wird es Ihnen mit Herzlichkeit erwidern. Nehmen Sie ſeine Dienſte an, er wird ſich freuen, Ihnen nützlich zu ſein. Er wird ſtolz darauf ſein, ſein Anſehen bei den Regierungen und ſeinen Einfluß auf die Miniſter für Sie verwenden zu können. Er möchte Ihnen nicht nur ſeine Tochter bewilligen; es würde ihn auch glücklich machen, wenn er Ihnen darthun könnte, was der Vater Bertha's vermag, wenn er Jemanden begünſtigt."

— „O! Welch einen Horizont eröffnen Sie meinem Ehrgeiz! Welch ein Feenpalaſt, iſt dieſes [illegible]! Hier walten Zauber, welche die kühnſte Phantaſie überfliegen!"

— „Gewiß, Herr Graf! Sie haben sich noch eine einzige Kleinigkeit anzuhören.“

— „Reden Sie, Madame!“

— „Ihr geehrter Herr Vater darf von dieser Verbindung nichts wissen, und gleichfalls will mein Mann von einer heimlichen Verlobung seiner Tochter nichts wissen. Allein ich besitze eine mir unter Curatel eines Anwalts bestellte Vollmacht in häuslichen Angelegenheiten und hauptsächlich was meine Tochter anlangt, nach eigenem besten Dafürhalten zu handeln, ohne meinen Mann damit zu behelligen, welcher bei seinen vielfachen und verwickelten Geschäften wenig Zeit hat, sich um Familienangelegenheiten zu kümmern; wie Sie also mit meiner Tochter stehen, weiß ich ganz allein und meinen Mann betrachten Sie als Ihren väterlichen Freund, dessen Günstling Sie sind, und der Sie lieben wird, wie ein Vater seinen Sohn nur irgend lieben kann, der Sie aber nicht eher seinen Sohn nennen wird, als bis Sie Ihre Verlobung öffentlich anzeigen. Wie gesagt, auch er hat seinen Stolz, und kann Ihrem geehrten Herrn Vater gegenüber anders nicht sich stellen.“

— „O!“ rief Victor entzückt, „kein Wunder, daß Bertha ein Engel ist. Sie ist nur das Ebenbild Ihrer beiden [redacted].“

— „Ich bin Ihr Sohn?“

— „Wo ist die Geliebte?“

— „Bertha ist nicht weit.“

— „Soll ich sie nicht sehen?“

— „Ich war eben im Begriff, Sie zu Ihr zu führen.“

— „So kommen Sie!“

— „Jetzt wage ich es nicht mehr.“

— „Und warum nicht?“

— „Sie finden, daß Bertha nur mein Ebenbild ist und wenn Sie jetzt Mutter und Tochter beisammen sehen, so werden Sie Vergleiche anstellen, die zu meinem Nachtheile ausfallen könnten.“

— „Zögern Sie doch nicht länger, schöne beste Madame."

— „Mein Herr Graf! neben meiner Tochter würde ich in Ihren Augen zu viel verlieren und Sie werden einsehen, daß ich mich dem nicht aussetzen kann."

— „Sie können es, ich schwöre es Ihnen."

— „Werden Sie aber auch keine Vergleiche anstellen?"

— „Nein, Madame! denn Beide sind Sie unvergleichlich. Bertha ist so wenig Ihrer Mutter ähnlich wie Sie Ihrer Tochter; man lernt die Eine in der Andern nur mehr noch lieben und schätzen."

— „Allerdings, Herr Graf! das beruhigt mich. Also kommen Sie!"

6.

Als die Baronin den Grafen Victor ihrer Tochter als Bräutigam vorstellte, küßte Bertha ihre zierlichen Hände und ließ sich auf ein Knie nieder.

„Welche Demüthigung, geliebte Bertha!" rief Victor zärtlich.

— „Ich habe es mir so vorgenommen. Sie verleugnen um meinetwegen Standesrücksichten, Gesellschaftsrücksichten und alle ferneren Ansprüche, um sich den Heimlichkeiten und Verdrießlichkeiten zu fügen, welche unserer Verbindung für den Augenblick unerläßlich sind. Ich wollte, Sie hätten das auch nicht nöthig. Daß Sie nur aber bereitwillig alle diese Opfer bringen, macht mich unaussprechlich glücklich und für dieses unverdiente Glück sage ich, in Ihrer Gegenwart, der himmlischen Allgüte den innigsten Dank auf meinen Knieen."

— „Wer kann so vielem Liebreiz und Bescheidenheit widerstehen!" rief Victor zärtlich. „Was hat die Welt mir noch zu bieten, nach solchem Augenblick?"

— „Ich kenne Euch, meine Kinder!" sagte nicht minder gerührt die Baronin. „Ihr seid geschaffen für einander und nur der Tod kann Euch trennen, und doch iſt Eure Zukunft noch eben ſo ſchwankend, als ſie glänzend zu werden verſpricht. — Ohne Entſagung kein Glück, ohne Kampf kein Sieg, ohne Arbeit keine Freude. Sichert Euer Geheimniß durch Vorſicht und Verſchwiegenheit, das iſt die große Aufgabe, die Ihr zu löſen habt. — Vor allen Dingen nichts dem Papiere anvertraut, Bertha, Du biſt ſehr geneigt dazu. Noch gefährlicher ſind Herzensergießungen, wozu Sie, Herr Graf, geneigt ſein werden, da Ihre höchſt willkommenen Beſuche anfangs ſehr zu beſchränken ſind. Fügt Euch dieſen Vorſchriften, meine Kinder, verſprecht es mir."

Beide verſprachen es feierlich und die Fürſtin ſagte:

„Deſto beſſer! Für den Augenblick bin ich beruhigt. Aller Anfang iſt ſchwer; aber Zeit und Uebung vervollkommnen. Die Vorſicht kann zur Gewohnheit, die Selbſtbeherrſchung zur Kunſt werden."

Die ſchöne Veterin.

Eine geldariſtokratiſche Epiſode.

Wer ſein ganzes Leben lang ſammelt und ſpart, duckt und wuchert, kann etwas Erkleckliches zuſammenſchaffen, um in alten Tagen ruhig und zufrieden von ſeinen Renten zu leben. Der alte van der Meeren war vierzig Jahre lang königlicher Mund- und Oberkoch geweſen. In einer königlichen Küche geht es nicht knapp zu, und ein Koch kauft mehr als er braucht und zahlt weniger als er in Rechnung bringt. Van der Meeren aber begnügte ſich nicht mit den herkömmlichen Profiten; er gönnte den Unterköchen wenig, den Lieferanten faſt gar nichts und es war in einer königlichen Küche unerhört, wie er allezeit ſtreng auf die Ziffer ſah. Zwar der Hofmarſchall ſchüttelte den Kopf und lächelte, wenn van der Meeren ihm ſeine Rechnungen präſentirte; allein was half es? Van der Meeren kannte den Geſchmack des Königs oder vielmehr der König war an ſeinen Koch gewöhnt und ſo oft ſich eine Klage erhob, geruhte Se. Majeſtät zu ſagen: „Guter Koch ſein! Seinen [illegible] nicht haben.“

So ſammelte ſich van der Meeren ein beträchtliches Kapital auf Renten aller Art. [illegible] unter dem Namen zum Verkauf [illegible], die aber ihm waren und durch alle möglichen Betrachtungen, Pläne und Entwürfe, wiegte sich im Vertrauen auf die Gnade des Königs, dem er unentbehrlich zu sein schien. Allein er irrte sich.

Ein junger Pariser Koch, von [illegible] Takt und mit bestrickenden Umgangsformen, langte an, gerade als man jene österreichische Küche in der Mode [illegible], und daß die Saucen, Pasteten und [illegible] dieses Pariser Küchenmeisters Aufsehen erregten und ungeteilten Beifall fanden, gehörte zu den Erfolgen, welche auch andere schon vor ihm erlangt hatten. Der König aber liebte [illegible]: einfache Gemüse und Hülsenfrüchte, und das eben war das Geheimnis, wodurch sich van der Meeren so lange in allerhöchster Gnade erhielt. Allein das Pariser Kochgenie verstand auch diesem [illegible] zu huldigen. Mit einem Gerichte Linsen (dieser alttestamentlich vielbewährten Speise) kaufte der Pariser Jacob dem Küchen-Esau, denn als Se. Majestät von diesen Linsen zu essen geruhte, konnte Sie nicht umhin allergnädigst zu bemerken: „Köstlich — [illegible]! van der Meeren — [illegible], aber Koch diese [illegible]!“ worauf der Geheimrat mit [illegible] erwiderte: „Halten zu Gnaden, Majestät, diese Linsen sind nicht von van der Meeren, sondern von Jacques [illegible].“ Schmunzelnd wiederholte dies und machte Se. Majestät die Bemerkung, daß allerhöchst Ihr Leibkoch dem nach keinen Gleichen habe und zur Freude des ganzen Küchenpersonals wurde van der Meeren Knall und Fall entlassen. Jener behauptete er nachmals, ohne die Verräterei seiner Unterküche würde der Pariser Gelbschnabel niemals die [illegible] des altehrwürdigen [illegible] und [illegible] [illegible] erhalten haben. Der Geheimrat [illegible] später: „Nur der besondern Gnade des Königs habe van der Meeren es zu danken, daß nicht eine gewisse höchst ärgerliche [illegible] Untersuchung gegen ihn angestellt wurde.“

Van der Meeren ertrug diesen Glückswechsel mit der Philosophie eines Mannes, der sein Schäfchen im

Trockenen hat. Zum Erſtaunen aller, die nicht wußten, wie viel in einer königlichen Küche abfällt, kaufte er ſich ein großes Haus in dem angeſehenſten Stadttheile und legte im Erdgeſchoß deſſelben eine elegante Conditorei an.

Anfangs hatte er vielen Zulauf; Offiziere, Künſtler, [illegible], die ganze ariſtokratiſche Jugend, denen er zu ſeinen Zeiten Backwerke zu liefern pflegte, wandten ihm ihre Kundſchaft zu und brachten auch ihre Kameraden, Freunde und Bekannte mit, um ſich ihrem Gönner nützlich zu machen in Erwartung auf ſeine Rückkehr in [illegible] oder [illegible] im [illegible] Hofleben. Aber welches Jahre lang hatte man der Mutter geputzt und gekocht, und ſollte auf ſeine alten Tage Preiſe halten und nicht mehr anrechnen als man verzehrt hatte? Das konnte er ſich jetzt unmöglich noch verleiden, und ſeine Gäſte verließen ihn bald. Einige blieben ſchon nach den erſten Beſuchen aus; andere wurden ſäumig, noch andere erhoben Zank und Streit und verſchwanden damit wie die Unbekannten, und ſie auch wurden keine königlichen Schüſſeln, die ſchon mit Sack und Pack [illegible] [illegible], lieber vor einem Poſten, wo man nicht für das, was man nicht genoſſen hatte, bezahlen mußte und lieber gleichgültig weg.

Auch das Haus koſtete viel, die Preiſe waren [illegible] Geld für [illegible] ſeiner Koſten zu decken, die täglich beſchäftigt wurden, Alles war höchſt fein und elegant, auch gab er gern Credit, wenn er nur irgend Ausſicht hatte, wieder zu ſeinem Gelde zu kommen. Aber bei jeder Rechnung gab es Zank und Streit; was der Gaſt verlangt hatte, wurde Anderen mit angeſchrieben; Speiſen und Weine wurden in Rechnung gebracht, die niemand erhalten hatte und Thaler ſtatt Groſchen oder Datum und Monatszahl mit addirt. Endlich auch lief man Gefahr bei ihm, mitten in der [illegible] Geſchichte im Stube gelaſſen zu werden, ohne Geld und Credit in [illegible] oder dem nöthigen Credit durch ſchwere Opfer wieder zu erkaufen.

Niemand wollte auch ferner mehr bei ihm wohnen und er dachte ſchon daran die Conditorei aufzugeben, das Haus zu verkaufen und ſeine letzten Lebenstage lediglich ſeinem Berufs- und Lieblingsgeſchäfte zu widmen, dem heimlichen Wucher.

Er hatte eine einzige Tochter, Namens Franziska. Aber ſo durfte kein junges Mädchen kurz nach dem Befreiungskriege heißen; es erinnerte zu ſehr an die franzöſiſche Zwangsherrſchaft. Franziska mußte ſich nach einem andern Namen umſehen, gleichviel welchen, ſie hatte die Wahl und ſuchte ſich auch den allerdeutſcheſten aus. Sie nannte ſich Tusnelda nach der Gemahlin des Urfreiheitshelden, deſſen Monument zu Detmold ſteht.

Der alte Koch war mißtrauiſch und argwöhniſch. Seinen Platz hinter dem Buffet aber hielt er für einen verlorenen Poſten; überhaupt fragte er nach dem ganzen Geſchäfte nichts mehr und nun ſich eine günſtige Gelegenheit fand, das Haus vortheilhaft zu verkaufen, erhielt Tusnelda die Aufſicht über den wüſten und leeren Laden, ſo wie auch über die leerſtehenden Zimmer falls ſich auch dazu noch jemand finden ſollte, der unter den verfänglichen Bedingungen ſie zu miethen Luſt hatte.

Tusnelda war ein deutſches Mädchen: „Ihr Aug' war blau und ſanft ihr Blick." Sie war blond, hoch und ſchlank gewachſen und ihr ganzes Weſen hatte etwas Steifes und Würdiges. Ein Kleid von ſilbergrauer Seide, deſſen Schnitt und Ausputz an das maleriſche Mittelalter erinnerte, umhüllte züchtig ihren Wuchs und an ihrem Gürtel fehlte auch das Bund Schlüſſel nicht, das Attribut der Häuslichkeit.

Ihr Vater hatte ſie bisher überſehen wie ein untergeordnetes Geſchöpf, welches ihm nichts einbrachte; wie ein zehrendes Capital aus der Hinterlaſſenſchaft ſeiner ſeligen Frau. Hinter dem Buffet aber nahm ſie ſich allerliebſt aus, die Herrenwelt wurde aufmerkſam, der Laden gewann wieder Zuſpruch. In den Frühſtunden und Abends vor dem Theater war es oftmals ſo voll, daß nicht alle Beſucher Platz zum Sitzen fanden und ihre Erfriſchungen am Buffet ſtehend zu ſich nehmen mußten. Nur der Alte durfte ſich nicht blicken laſſen, um ſeine Gäſte nicht zu verſcheuchen. Das wußte er und hielt ſich fern, um nicht zum zweiten Male ſein Geſchäft zu verderben.

Ludovika benahm ſich gegen ihre zahlreichen Gäſte mit Artigkeit und Lebendigkeit. Jeder erhielt was er forderte augenblicklich, niemand ward überſehen und ſie wußte genau was jedermann verzehrt hatte. Sie zählte und wechſelte mit Pünktlichkeit und Sicherheit, irrte ſich niemals und war ehrlich.

Das war es, was den alten Koch am meiſten freute, ja einigermaßen ſogar rührte. Er zählte ihr die Kuchen zu, er wußte wie viel Gläschen jede Liqueurflaſche enthielt. Er controllirte ſcharf, aber Caſſe und Vorräthe ſtimmten Tag für Tag auf's genaueſte. Ludovika legte keinen Pfennig bei Seite, ja ſie naſchte nicht einmal und van der Meeren war ein glücklicher Vater. Er liebte nunmehr ſeine Tochter. Er nannte ſie nicht mehr Franzel und Franzi, ſondern ſagte zu ihr: Schön Luischen, liebe Vika; ja er ging in ſeiner Zärtlichkeit ſo weit, daß er ſie dann und wann einlud, ein Stückchen Torte oder ein Gläschen Bavaroiſe zu genießen, und das that er, um ihre Unſchuld zu ſchonen, damit ſie ehrlich bliebe. Sie ſollte ein für allemal ſich daran gewöhnen und in dem Glauben bleiben: alles was ſie unter Händen habe nicht als ihr Eigenthum, ſondern als ihr von ihrem Vater anvertrautes Gut zu betrachten, ohne auch im Entfernteſten nur die Ahnung in ſich aufkommen zu laſſen: wie man Schwenzelpfennige macht.

Später vermiethete ſie auch die Logis und beaufſichtigte die Küche, um ihre Miethsleute wohl beköſtigen und bedienen zu laſſen. Ihre Bücher führte ſie auf's Sorgfältigſte, und der alte van der Meeren fing an für ſeine ehrliche und häusliche Tochter zu ſchwärmen.

„Schön Luischen!" ſagte er eines Tages. „Du biſt die Freude und Stütze meines Alters. Ach! was ſollte aus mir werden, wenn ich Dich nicht hätte? Das Haus würde leer ſtehn, das Local nicht beſucht ſein, ich müßte betteln gehen. O! wäre ich klug geweſen und hätte mein Geld, was ich nur erworben, zuſammengehalten! Aber meine Güte, mein Mitleid, meine Barmherzigkeit bewog mich, dem Einen meiner Nebenmenſchen dieſes, dem Andern jenes vorzuſtrecken und ihre Dankbarkeit währte, ſo lange ich zu geben hatte. Als ich nichts mehr geben konnte, fühlte man ſich beleidigt und als ich das Meinige wiederforderte, nannte man mich eine gemeine Wucherſeele. Liebe Nelda! Du kennſt die Welt nicht. Wer recht von Herzen gehaßt ſein will, braucht nur gefällig zu ſein. Diejenigen, die unſere Wohlthaten genoſſen haben, werden am ſicherſten unſere Feinde und wohl uns, wenn wir ihren Verfolgungen entgehen, indem wir auf unſer Geld und ihren Dank verzichten. Alſo, ſchön Tuschen, merke wohl was ich Dir ſage: thue niemals Etwas um Gotteswillen, verſchenke nichts, verborge nichts und laß Dir alles auf der Stelle bezahlen. Mit der einen Hand reichſt Du Deine Waare, mit der andern forderſt Du das Geld und iſt Jemand ſaumſelig, zieht er zögernd die Börſe, rechnet er nach und zahlt er langſam, ſo ſprichſt Du: „Mein Herr, beeilen Sie ſich, ich habe mehr zu thun als Sie zu bedienen!“ Irren iſt menſchlich! Alſo bisweilen auch irre Dich, aber ſtets zu Deinem Vortheile. Du biſt ein ſchönes Mädchen, Du darfſt Dir Etwas herausnehmen und die Herren ſind galant. Es wird Dir nicht ergehen, wie Deinem armen Vater, den man einen Wucherer, einen Geizhals, einen Schinder, einen Beutelſchneider nennt, wie es diejenigen zu thun pflegen, die ihm ſein ſauer erworbenes Geld abnahmen, um es luſtig zu verpraſſen.“

Tusnelda kannte die Sinnesart ihres Vaters und wußte, was ſeine derartigen Reden zu bedeuten hatten.

— „O! Stille, Vater!“ ſagte ſie ſtolz und mit gerötheten Wangen, „damit es mir in keinem Falle ebenſo ergebe, wie es Dir ergangen iſt, werde ich mir gar nichts herausnehmen. Von allen meinen Gäſten iſt noch keiner fortgegangen ohne zu bezahlen; ſollte ſich aber jemand das erlauben, ſo muß ich es einmal hingehen laſſen und kommt er wieder, ſo erinnere ich ihn daran; denn das Geſchäft iſt meines Vaters und nicht das meine."

Van der Meeren mußte ſich mit dieſem Verſprechen begnügen. Franziska aber hielt nicht, was Tusnelda verſprochen hatte.

2.

Eines Morgens früh trat ein ſchlanker Jüngling, altdeutſch gekleidet, wie es damals Mode war, mit langem Haar und bloßem Halſe und Bruſt, den feingeſtickten Hemdkragen weit übergeſchlagen, in den Laden und verlangte die leerſtehenden Zimmer zu ſehen. Tusnelda vertraute die Aufſicht über den Schenktiſch einem Burſchen und führte den Altdeutſchgekleideten nach der zweiten Etage.

Die Zimmer entſprachen ſeinen Wünſchen. „Hier finde ich grade das Licht, was ich brauche!" ſagte er; „und mittelſt einer ſpaniſchen Wand und einiger Vorhänge läßt ſich ein Theil des Zimmers völlig verdunkeln, ſo daß ich die Wirkungen des Kerzenſcheins bei Sonnenſchein ſtudiren und Nachtſtücke bei Tage nach der Natur malen kann. Ich heiße Emil Gauer; Sie werden ſchon von mir gehört haben."

Tusnelda erröthete und wagte nicht einzugeſtehen, daß dieſer berühmte Name ihr unbekannt ſei.

Der Maler fragte nach dem Preiſe des Logis. Sie nannte ihn und fügte hinzu: „Aufwartung und Beköſtigung mit eingeſchloſſen und unter der Bedingung einer monatlichen Vorauszahlung."

Der junge Maler ſah ſie betroffen an und ſein ſchönes Antlitz verfinſterte ſich. — Vorauszahlung? warum nicht, wenn das Geld müſſig im Kaſten liegt; in der Caſſe eines Künſtlers herrſcht aber bald Ebbe und bald Fluth. „Ich muß mir einige Bedenkzeit ausbitten, ehe ich mich auf dieſe Bedingung einlaſſe.“

Er folgte ſeiner ſchönen Führerin wieder in den Laden hinunter, nahm ſeinen früheren Platz ein und ſchaute gedankenvoll vor ſich hin.

Tusnelda betrachtete ihn. Er glich ſo ſehr dem Jugendbilde Raphaels: Eben die gebogene feine Naſe, der friſche runde Mund, die frommen braunen Augen; auch ſein Lockenhaar war eben ſo geſcheitelt und die Tracht faſt dieſelbe. Allein er war bleich. Kummer und Unmuth walten ſich in ſeinen ſchönen Zügen, und Tusnelda dachte: Künſtler haben Grillen; am Ende iſt ihm mehr als man denkt, an dem Logis gelegen.

Die damalige Zeit war eine hochgeſtimmte und hat es nicht verdient von einer ſpäteren Literaturperiode, die ſich für zeitgemäß proclamirte, als Romantik verdächtig gemacht zu werden. Man ſchwelgte in neuerwachter deutſcher Nationalität und ſeiner mit Völkerblut erkauften Freiheit. Deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft nahm einen großartigen Aufſchwung. Künſtler und Gelehrte ſtanden in hoher Achtung und der geniale und talentvolle Jüngling hielt ſich zu allen Anſprüchen berechtigt und ſah der glänzendſten Zukunft entgegen.

Allein die Zeit ging ihren alltäglichen Gang und erfüllte keine ſchwärmeriſchen Hoffnungen.

Während der franzöſiſchen Zwangherrſchaft durfte das Geld keine Anſprüche machen; wer reich war, der verſchwieg es; wer etwas hatte, verbarg es, um nicht durch Contributionen und Requiſitionen fortwährend geplündert und gebrandſchatzt zu werden. Erſt nach dem Befreiungskriege tauchte der heutige (ein neuer) Geldadel auf. Er gebrauchte ein halbes Jahrhundert, um in voller Blüthe zu prangen und die zeitgemäße Literatur, ſeit es eine ſolche giebt, hat dieſem Adel ſtets gehuldigt, gefeiert und ihn als den allein ſeligmachenden anerkannt.

Thusnelda glaubte den jungen Maler beleidigt zu haben. Das Logis ſtand leer; die Vorſchriften ihres Vaters konnten ſich nur auf alte Junggeſellen, Fremde, Offiziere und Studenten beziehen, und einen einmonatlichen Credit glaubte ſie dreiſt auf ſich nehmen zu können. Sie nahte daher dem jungen Maler und ſprach:

„Mein Herr, ich bitte um Entſchuldigung, weil ich zu Ihnen von Vorausbezahlung geſprochen habe. Das Haus gehört meinem Vater und er hat dieſe Hausordnung eingeführt, aus Vorſicht gegen Fremde, nicht gegen allgemein bekannte ehrenwerthe Künſtler. Ich erinnere mich jetzt, Ihren Namen oftmals rühmlichſt erwähnen gehört zu haben. Wenn Ihnen daher das Logis gefällt und Sie an dem Preiſe nichts auszuſetzen finden, ſo ſteht es Ihnen zu Dienſten. Wir müſſen es uns zur Ehre ſchätzen, einen ſo berühmten Hausgenoſſen zu haben.“

Das bleiche Antlitz des jungen Malers erheiterte ſich plötzlich:

„O mein Fräulein! Sie machen mich glücklich!“ rief er. „Allerdings liegt mir viel an dieſem Zimmer. Wir Künſtler verlieben uns in unſre Ideen, Einfälle, Grillen, Launen oder wie Sie es nennen wollen, und je nachdem ſie ſich widerſpenſtig oder gefällig erweiſen, fühlen wir uns ſelig oder elend. Die Lichteffecte, die Nachtſtücke haben es mir jetzt angethan und mein bisheriges Atelier iſt zu klein, um Vorkehrungen zu treffen, wie ich es hier zu thun gedenke. Indeß verpflichtet mich Ihre Güte zu der größten Aufrichtigkeit und zu meiner Beſchämung muß ich geſtehen, daß ich nur mein Talent pflege, im übrigen aber ein ſchlechter Wirth bin. Ich verlaſſe mich ſtets auf meinen Ruf und meine Bilder werden mir gut bezahlt. Leider aber habe ich in der letzten Zeit viel ſtudirt und experimentirt und dabei ſo ſchlecht hausgehalten, daß ich weder Bilder zu verkaufen, noch Geld habe."

„Mein Herr!" lächelte Tusnelda, „ich bin nur ein unwiſſendes ungelehrtes Mädchen, die von der Welt nur weiß, was ſie in Büchern geleſen und im Theater geſehen hat. Unter anderen habe ich auch den Correggio von Oehlenſchläger geſehen, welcher ebenfalls Nachtſtücke malt und ſich in Geldverlegenheit befindet. So ſchlimm ſind wir nicht, wie der Calabreſe, von dem Correggio ſich ſein Mittageſſen holen läßt. Halten Sie uns ja nicht für Calabreſen."

So ſprach ſie halb ſtolz, halb ſpöttiſch und zog ſich hinter ihren Ladentiſch zurück. In dieſem Augenblick trat die Sonne aus den Wolken und ſandte ihre Strahlen durch die Fenſter auf das Buffet. Tusnelda fühlte ſich geblendet; ſie rief einen Burſchen und befahl ihm, das Rouleau herabzulaſſen. Da gewahrte ſie, daß der junge Maler ſie ſcharf und unausgeſetzt betrachtete. Eben wollte ſie nach dem Grunde dieſer unbeſcheidenen Prüfung fragen; allein der Maler rief: „Heut iſt ein glücklicher Tag für mich!" trat an's Buffet, um was er genoſſen hatte zu bezahlen und bat, daß man gleich morgen ſeine Zimmer für ihn in Bereitſchaft halten möge.

3.

Emil Gaſter war eingezogen und brachte täglich mehrere Stunden in der Conditorei zu, indem er ſich einzig und allein damit beſchäftigte Tusnelda ſtarr anzuſehen. In ſeinem Zimmer zeichnete er ſie mit Kreide an Thüren und Holzwerk und mit Kohle auf Reißbrett und Cartons. Die Aufwärterinnen wurden angewieſen dergleichen nicht wegzuwiſchen und unterließen nicht, ihrem Fräulein wiederzuerzählen, daß alle Wände, Winkel und Ecken im Zimmer des Malers voller Köpfe und Figuren in allen möglichen Stellungen und Anſichten waren, die alle auf ein Haar dem Fräulein ähnlich ſähen.

Ein ſchönes Mädchen liebt ihr Portrait wie ihren Spiegel und Tusnelda dachte ſchon daran, Emil die Arbeit zu erleichtern. Was ſollte er nur verſtohlen ſie täglich belauſchen, um ſie Zug für Zug treppauf, treppunter zu tragen. Sie wollte ihm ſitzen, ihr Bild bei ihm beſtellen und ſich von ihm malen laſſen. Nur ein Bedenken hatte ſie noch dabei: wie ſie es anzufangen habe, um die Bewilligung ihres Vaters zu erlangen und ob ſie nicht beſſer thäte, dieſem gar nichts davon zu ſagen, ſondern aus eigner Machtvollkommenheit zu handeln? Sie verkaufte für Rechnung ihres Vaters, beſtritt alle Ausgaben für Küche und Conditorei nebſt Tändeleien, und was ſie für ſich ſelbſt bedurfte, folglich konnte ſie ſich auf Rechnung ihres Vaters einmal ein Portrait beſtellen, weil ſie für gut erachtete, es in ihrem Lokale zur Schau auszuhängen.

Bevor ſie noch ganz mit ſich einig war, kam Emil auf halbem Wege ihr entgegen.

Der erſte Monat war verſtrichen und noch war kein neues Bild vollendet. Er ſah ſich zum zweiten Male zu einer offenherzigen Erklärung ſeiner Zahlungsunfähigkeit genöthigt, ſagte aber galanterweiſe hinzu:

„Schöne Tusnelda! Seit ich Sie geſehen, habe ich nur den einzigen Gedanken Sie zu malen; aus Liebe zur Kunſt, nicht des Gewinnes halber. Ach! wenn Sie wüßten, welch ein Modell Sie mir ſind und wie ihr blondes Haar, die ſchimmernde Hautfarbe, die frommen blauen Augen, dieſe friſche jungfräuliche Geſtalt ſammt dieſer beſcheidenen mattglänzenden Toilette für die Lichteffekte paßt, die ich hervorzubringen gedenke; ſo würde ein ſolches Portrait, ganz Anmuth, Farbenreiz und Magie der ausſtudirten Lichteffekte, neu und bis heute noch unvorhanden, einigen Werth für Sie haben. Ein ſolches Portrait (und etwas werth ſind alle meine Bilder) werde ich Sie bitten als Verzugszinſen zu betrachten, weil ich meine heutige Schuld nicht abtrage.“

Tusnelda erwiderte erröthend: „Ich habe Ihnen keine Rechnung geſchickt; ich weiß alſo nicht, weshalb Sie ſich mit Nichtzahlen entſchuldigen und gar Verzugszinſen mir anbieten. Ich kenne Sie jetzt perſönlich und ſehe täglich, mit welcher Zuvorkommenheit und Hochachtung meine Gäſte und zwar die Erſten und Vornehmſten Ihnen begegnen. Ich bitte daher, ſich nicht eher für meinen Schuldner zu erklären, als bis ich Sie daran erinnere."

— „Der Monat iſt um. Ich ſoll heute zahlen und habe es verſprochen."

„Alſo verſtändigen wir uns. Ich bin geſonnen mein Portrait bei Ihnen zu beſtellen, aber unter anderen Bedingungen, als Sie mir vorſchlagen."

— „Scheuen Sie nur die Unbequemlichkeit des Sitzens nicht. Ich bin gut vorbereitet. Ich werde die Geduld meines Models nicht mißbrauchen. Ich werde Sie nicht ermüden, ſchöne Thusnelda!"

— „Keine Schmeicheleien, mein Herr! Keine übertriebenen Complimente. — Wie Sie ſehen, halten wir hier alle belletriſtiſche Journale, und wo es nichts zu thun giebt, nehme ich eines und das andere zur Hand; ſomit habe ich ſchon geleſen, daß Raphael, da Vinci und andere altitalieniſche Meiſter ſich über die Unvollkommenheit der Natur beklagen und zumal über den gänzlichen Mangel wahrhaft edler und ſchöner weiblicher Geſtalten. Ich erſuche daher einen Maler von Ihrer Phantaſie, keinen Glauben von mir zu erwarten, wenn er mich ein Model nennt, aus dem er etwas künſtleriſch Vollendetes darzuſtellen hofft."

— „Mein Fräulein! Sie haben nicht ganz Unrecht, aber noch viel weniger Recht. Raphael's himmliſche Madonnen ſind alles Portraits. Er verſtand die Natur. Wo Alltäglichkeit dieſe einſchläfert, da tritt ihre Unvollkommenheit hervor; wo aber Begeiſterung ſie beſeelt, da flößt ſie dem Künſtler göttliche Ideen ein, die eine künſtleriſche Verklärung verlangen. Nicht jedes Portrait iſt ein Bild, doch können auch Portraits Bilder ſein, wenn der Maler ſein edles Modell ſorgfältig in allen Stellungen, Stimmungen, Haltungen, Situationen und Momenten beobachtet hat. Alsdann kann er ſein Model zu einem denkwürdigen Malertraum verklären, der es verdient in Farben auf Leinewand feſtgehalten zu werden. So lange ich hier wohne, habe ich nichts weiter gethan, als Vorbereitungen zu treffen und Studien zu einem Bilde von Ihnen zu machen. Erproben Sie, was daraus wird, wenn ich ihre volle jugendlich friſche Geſtalt in einer ganz eigenthümlichen Doppelbeleuchtung von Sonnen- und Kerzenlicht darſtelle. Lernen Sie Ihr Inneres aus Ihrem Aeußeren erkennen und vor allen Dingen ermüden Sie nicht, oder wenn Ihre Geduld, Ihr geiſtiges Aufgewecktſein Sie verläßt, ſagen Sie: Ich bin erſchöpft, ich muß mich erholen; oder: Für heute iſt es genug, ich kann nicht weiter.

Ausnelda reichte ihm zum Zeichen ihres völligen Einverſtändniſſes die Hand, die er an ſeine Lippen zog.

Hätte Ausnelda in unſerer Zeit gelebt, ſo würde es unſtreitig Portraits, Lithographien, Holzſchnitte, Stahlſtiche von der ſchönen Conditorstochter in Ueberfluß gegeben haben und man hätte ihr Bild auf Pfeifenköpfen, Cigarrentaſchen, Schnupftabacksdoſen, Bonbonumſchlägen u. ſ. w. bei ſich getragen. Aber damals hatten ſich Kunſt und Künſtler noch nicht zur Induſtrie und zum Handwerk erniedrigt; die Lithographie war kaum erfunden; die Holzſchneidekunſt hatte eben erſt ſich zu vervollkommnen angefangen und der fliegende Kunſthandel befaßte ſich etwa mit Karikaturen auf Napoleon, mit Portraits von Blücher, Kleiſt, Wellington und anderen Helden der Zeit, während die Heldinnen der damaligen Zeit meiſtens Königinnen und Kaiſerinnen waren: Joſephine, Maria Louiſe, die ſchöne Preußen-Königin Louiſe u. ſ. w. Erſt 182[illegible] gelang es einer Sängerin, der Demoiſelle Sonntag, nachmaligen Gräfin Roſſi, Heldin der Zeit zu werden und europäiſches Aufſehen zu machen. Ihren Nachfolgern und Nachfolgerinnen kam die Lithographie und Holzſchneidekunſt wohlthätig zu Hülfe, um Werthloſes und der Vergänglichkeit Geweihtes, welches ein ephemares Aufſehen machte, wohlfeil zu verbreiten. Damals alſo, wo zwiſchen Kunſt und Pfuſcherei noch eine tiefe Kluft vorhanden war; wo geſellige Uebereinkunft zwiſchen Wahrheit und Zeitbedarf, Geſetz und Mode, Künſtlerthum und Gaukelei, Idee und Induſtrie, noch kein Gleichgewicht zu Stande gebracht hatte; wo überhaupt Edles und Gemeines noch nicht auf diplomatiſchem Fuße ſtanden, um ſich gegenſeitige Zugeſtändniſſe zu machen und in Betracht einer Majorität der öffentlichen Meinung ſich zu unterſtützen und über ein beiderſeitiges Recht zu unterhandeln. Damals war das Anerbieten eines Malers wie Emil Caſtor an ein anerkannt ſchönes Mädchen wie Franziska von der Meeren, eine geheime und ſinnreiche Liebeserklärung: „Vergönne meinem Künſtlerblick Deinen Mädchenreiz in einem Bilde zu verewigen. Vielleicht iſt Dir ein früher Tod beſchieden; alsdann mag das rührende Gedächtniß Deiner ungewürdigten Schönheit in meinem Bilde fortleben, und auch ſelbſt nach meinem Tode noch ihr irdiſche Fortdauer verleihen. Die Huldigungen und Schmeicheleien, die man Dir in's Angeſicht ſagt, weht der Wind hinweg; meine Farben aber bleiben, nur die Gewalt der Elemente und der rohe Frevel können ſie zerſtören, mit den Jahren aber gewinnen ſie an Glanz und Durchſichtigkeit.“

4.

In dieſem Sinne auch nahm Juſnelda das Anerbieten auf, begab ſich zu einer beſtimmten Tageszeit, wenn die Sonne auf ein gewiſſes Fenſter ſchien, auf das Zimmer des Malers und kniete in einem von ſpaniſchen Wänden erbauten völlig verfinſterten Verſchlage mit zum Gebete gefalteten Händen und zum Himmel emporgeſchlagenen Blicken vor einem Altar, auf welchem zwei Kerzen brannten. Außerdem empfing der Verſchlag noch Tageslicht durch eine einzige gelblichbunte Scheibe. Das Fenſterglas war zu dieſem Zwecke ausgenommen und durch dieſe Glasmalerei erſetzt werden. Ein Sonnenſtrahl ſtreifte über das blonde Haupt dahin, und warf die Glasfarben der transparenten Scheibe über die Falten des mattgrauen Kleides; die brennenden Altarkerzen hingegen trugen ihren gelblichwarmen Schein auf das lieblich edle Antlitz, die nackten Arme und die fromm gefaltenen Hände der ſchönen Beterin über. Jedes Eindringen eines fremden Lichtes, welches dieſe Doppel-Beleuchtung hätte ſtören können, war durch ſchwere Vorhänge gehindert und Emil mußte ſtets einen kleinen Teppich lüften, um ſein ſchönes Vorbild zu erblicken.

Er hatte tüchtige Vorſtudien gemacht. In ſeinem Kopfe war das Bild bereits fertig, ehe er ſich noch an die Staffelei ſetzte, um es auf Leinwand zu übertragen.

Allein der kühne Einfall, Kerzen und Sonnenſchein neben einander zu charakteriſiren und letzteren theils in gelblich prangendem Glanze, theils gedämpft durch verſchiedenartige Farben dem weißem Tageslichte zu überliefern, ſtößt auf manches Räthſel und manche Schwierigkeit, welche nur der Augenſchein löſen und überwinden kann.

Dazu war heller Sonnenſchein und Anweſenheit des Vorbilds nöthig.

Allein die Sonne ſcheint nicht alle Tage hell, und Tusnelda konnte nicht zu jeder Stunde ab.

Zwiſchem dem Maler und ſeinem Model trat daher ein ganz eigenthümliches Verhältniß ein, ſehr vergleichbar einem Wetterglaſe, und zwar in doppelter Beziehung.

War das Wetter trübe und Tusnelda hatte Zeit, ſo ſagte er mitunter: „Rein!" und blieb heiter, ſie aber betrübte ſich. War aber das Wetter heiter und ſie hatte keine Zeit, ſo grollte er und ſie verwies ihn lächelnd zur Geduld.

War das Wetter hell und ſie hatte Zeit, ſo waren Beide glücklich und war das Wetter trübe und ſie beſchäftigt, ſo trauerten und tröſteten ſich Beide in ſtill ſchweigender Uebereinkunft.

Allen Räthſeln und Hinderniſſen zum Trotz, ſchritt das Werk dennoch der Vollendung entgegen und als die Hauptfigur ausgeführt und der Hintergrund, eine düſtre gothiſche Kapelle, übermalt war, durfte Tusnelda endlich ihr Bild ſehen.

Welch zauberiſche Andacht hatte Emil ihren Blicken, ihrem Antlitz, ihrer anmuthigen hellen Geſtalt verliehen, während die doppelte Beleuchtung von magiſcher und faſt ſymboliſcher Wirkung war. Das warme Kerzenlicht umfloß die ſchöne Betende wie glühende Andacht und der durch das Glas gemilderte Sonnenſtrahl ſtreifte über ihr blondes Haupt dahin, wie Erhörung, indem er die heiligen Zeichen des Kirchenfenſters farbig auf das mattgraue Gewand warf.

Betrachtend ſtanden Beide jetzt vor dem Bilde. Tusnelda erröthete, Emil ſeufzte. Ihre Hände fanden ſich und drückten ſich zärtlich und die Arme und Lippen thaten daſſelbe; „Ewig, ewig!“ äußerten Beide.

Der Liebesbund hatte mit einem heimlichen Einverſtändniß begonnen, war durch glückliche und unglückliche Tage, unter zärtlicher Eintracht und Hader ſtillſchweigend fortgeſetzt worden und nachdem er alle Stadien geheimer Sympathie durchlaufen hatte, durch das einzige Wörtlein „ewig“ beſiegelt.

Ein Wörtlein, aus welchem Liebe, Kunſt und Philoſophie heutigen Tages nur noch einen Spaß machen können, welches aber in jener hochromantiſchen Zeit, wo man die Liebe für die höchſte Aufgabe des Lebens hielt, allerdings von einiger Bedeutung war. Tusnelda wenigſtens hatte es in dem Sinne geſagt: „das Weib ſoll Vater und Mutter verlaſſen, um ihrem Manne zu folgen.

5.

Das Bild war vollendet und eines Tages, wo Tusnelda den Maler fern vom Hauſe wußte, rief ſie ihren

Vater von ſeinem Comptoir ab, um ihm auf dem Zimmer des Malers das Bild zu zeigen.

Der alte Koch konnte nicht umhin, einen Miethsmann, welcher dergleichen leiſtete, hoch zu achten. „Juſchen!" ſagte er, „ſolche Künſtler bringen unſer Haus in einen ehrenvollen Ruf und dieſes Bild muß auf die Kunſtausſtellung."

— „Nein! lieber Vater, dieſes Bild laſſe ich nicht aus Händen."

— „Kind! bedenke, welch einen Vortheil das Dir, dem Geſchäft und unſerem Hauſe bringt."

— „Aber es iſt mein Bild und ich will nicht ausgeſtellt ſein."

— „Dein Bild? Haſt Du es bezahlt?"

— „Nein! Aber ich habe es beſtellt und werde es bezahlen."

— „Womit?"

— „Womit man bezahlt, mit Geld."

— „Haſt Du Geld?"

— „Es iſt das Deinige, allein ich verfüge darüber."

— „Doch nicht um Bilder zu kaufen? Wozu das Bild? Haſt Du nicht Dich ſelbſt, kannſt Du Dich nicht im Spiegel ſehen?"

— „Aber dieſe Beleuchtung!"

— „Wenn Du Dir zwei Lichter anſteckſt und vor Deinen Spiegel niederknieſt, ſo ſiehſt Du ganz daſſelbe. Kaufe Dir ein neues Kleid, ſo ſchön und koſtbar wie Du willſt; kaufe Dir Putz und Geſchmeide. Schön muß mein Juſchen ſein, denn ſonſt hat ſie keinen Anſpruch; das Bild aber macht Dich nicht ſchöner, als Du ſelbſt ſchön biſt."

— „Es zu beſitzen, würde mich glücklich machen."

— „Närrchen! Du biſt viel glücklicher als andere junge Mädchen."

— „Ich möchte wiſſen, was ich vor ihnen voraus habe."

— „Haſt Du nicht frei Theater?"

— „Wenn es recht leer iſt, und noch habe ich keine Vorſtellung von Anfang bis zu Ende geſehen. Auch habe ich gar keinen Umgang mit jungen Mädchen meines Alters."

— „Die feinſten und gebildetſten Herren beſuchen Dich."

— „Ja, um halbe und ganze Taſſen Kaffee zu beſtellen."

— „Sagen ſie Dir nicht Artigkeiten? Erzählen ſie Dir nicht Stadtneuigkeiten?"

— „Wenn ich darauf hören wollte, ſo würde ich nicht wiſſen, was ſie verzehren."

— „Sei nur erſt verheirathet, ſo wirſt Du Einſicht bekommen und Dich nach dem Ladentiſche Deines Vaters wieder zurückſehnen. — Apropos, wie bezahlt der Maler? — Ich meine pünktlich am Erſten und pränumerando?"

Tusnelda erröthete: — „Lieber Vater, meine Bücher ſind in Ordnung, die Caſſe ſtimmt jeden Abend. Du kannſt Dich ſelbſt davon überzeugen."

— „Du kannſt mir doch eine Antwort geben?"

— „Sagen kann man dieſes und jenes, aber Buch und Caſſe müſſen ſtimmen."

— „Aha!" dachte der alte ſchlaue Koch, „ſie will nicht lügen und auch nicht eingeſtehen, daß der Maler ſchlecht bezahlt. Am Ende hat ſie ſich nur malen laſſen, weil er ihr Geld ſchuldig iſt."

— „Lieber Vater!" fuhr Tusnelda fort, „ſeit lange ſchon kümmerſt Du Dich um gar nichts mehr, und ich muß Dich bitten, einmal mit mir abzurechnen; denn lange halte ich es hinter dem Ladentiſche nicht mehr aus, das fortwährende Achtgeben und Zählen ermüdet mich und ich habe nicht die geringſte Zerſtreuung."

— „Alſo aus dem Tone reden wir?" dachte der ſchlaue van der Meeren, „das ſcheint ernſthaft zu werden." — „Schön Tuschen!" begann er, ſie ſcharf beobachtend, „willſt Du Dich verheirathen, ſo ſage es mir, damit ich Haus und Geſchäft verkaufen und mich zur Ruhe ſetzen kann; bis dahin aber laß mich nicht im Stiche, denn Du biſt ehrlich und ich kann Dir trauen, aber keinem Anderen.

„Lieber Vater, für's Erſte werde ich noch nicht heirathen, um Dir nach wie vor beizuſtehen. Jedoch habe ich zweierlei unerläßliche Bedingungen."

— „Laß hören!"

— „Zuerſt kaufe ich dieſes Bild."

— „Was ſoll es koſten?"

— „Es wird nicht theuer ſein, denn meine Gefälligkeit, ihm zu ſitzen, wird er zu ſchätzen wiſſen."

„Kaufe Dir das Bild, wenn es nicht allzutheuer iſt; doch auf die Kunſtausſtellung muß und ſoll es, daran iſt gar zu viel gelegen."

„Es ſei, weil Du es wünſcheſt und wofern er damit einverſtanden iſt. Zweitens nenne ich Dir ſelbſt den Bräutigam, der eines Tages mir gefallen ſollte. Und Du wirſt keine Einrede thun, denn da ich ſo lange ſchon in Deinem Geſchäfte bin, darf ich mich einigermaßen als ſelbſtſtändig betrachten."

— „Das kannſt Du mit vollem Rechte," erwiderte der ſchlaue Alte. „Haſt Du vielleicht ſchon eine Wahl getroffen?"

— „Nein!" ſagte Tuſnelda hocherröthend, und ihr Vater durchſchaute ſie jetzt vollkommen. — „Alſo haſt Du mein Wort," ſagte er, „und ſobald das Bild erſt auf der Kunſtausſtellung iſt, reden wir weiter darüber."

5

Emil kam nach Hauſe und freudig theilte ihm Tuſnelda mit, daß ſie die Einwilligung ihres Vaters habe, das Bild zu kaufen.

„Zu kaufen?" fragte Emil befremdet, „dieſes Bild iſt mir nicht feil und wenn ein König mir Millionen böte. Es gehört Ihnen, ſchöne Tuſnelda. Sie haben mir den höchſten Preis dafür bezahlt, mit Kuß und Liebeswort.

— „Auch kann mein Vater nichts dawider haben, daß ich die Ihrige ſein will. Ich habe ſein Wort darauf. Nur vorläufig bin ich ihm in dieſem Geſchäfte noch ſehr nöthig und darf noch nicht daran denken, mich zu verheirathen."

„Auch ich darf mich heute noch nicht Ihrer würdig fühlen. Ich muß, um mich zu vervollkommnen, auf Reiſen gehn und glaube auf eine glänzende Zukunft hoffen zu dürfen."

— „Bis dahin alſo wollen wir ſtill und heimlich uns unſeres Glückes freuen."

— „So ſei es, ſüßes holdes Mädchen!" Er wollte ihre Hand küſſen, aber ſie reichte ihm die Lippen.

— „Und nun eine Frage noch, aber Sie dürfen mir nicht zürnen! — Brauchen Sie Geld? Ich habe hier zwanzig Thaler liegen. Es iſt nicht viel, allein es wird für heute und morgen reichen. Wenn es auf iſt, denn Sie halten ſchlecht Haus, können Sie mehr erhalten, nur nicht viel auf einmal."

„Liebes Mädchen, wie darf ich ohne Wiſſen Ihres Vaters das annehmen?"

— „Sie haben ſchon eine Rechnung in meinem Buche."

— „Aber ich kann nicht eher bezahlen, als bis ich ein zweites Bild zum Verkauf vollendet habe, und aufrichtig geſagt, nach meiner letzten Arbeit kann ich mich noch zu keiner Weiteren entſchließen."

— „Sie werde bezahlen, wenn es Ihnen gelegen iſt. Ich wünſche nicht, daß Sie ſich deshalb irgend etwas verſagen. Zwar iſt mir ausdrücklich verboten, irgend Jemandem Credit zu geben. Mit Ihnen aber habe ich von Anfang an eine Ausnahme gemacht und ich denke wir haben keine Urſache es zu bereuen. Zwar wenn mein Vater einmal die Bücher nachſieht, ſo könnte das ein artiges Ungewitter abgeben, denn ich ſchreibe Alles an. Allein ich werde ſagen: damit ſei das Bild bezahlt. Das Bild alſo nenne ich mein und bitte Sie, ſich in dieſem Hauſe als meinen Gaſt zu betrachten. Bezahlen Sie oder nicht, nach Wohlgefallen!

„Aber liebſtes beſtes Mädchen!"

Stille, mein Herr! und geſchwind nehmen Sie Ihr Geld. Da kömmt ein Freund meines Vaters, der nicht ſehen darf, daß wir vertraulich mit einander reden. Zögern Sie nicht. Ich habe Ihnen mehr als Geld anvertraut, indem ich mich ſelbſt Ihnen weihte und ſtolz darauf bin, die Auserwählte eines jungen und modernen Gorgagio zu ſein. Geſchwinde gehen Sie dort in jene Ecke, wo er ſie nicht ſehen wird. Und überhaupt thun Sie fremd gegen mich, als ob Sie mich gar nicht kennen.

6.

Der Eintretende war niemand anders, als der Banquier Emanuel Sebaſtian Ruhland, ſein Vater, Süßkind Emanuel Ruben, war kürzlich geſtorben und hatte ihm ein beträchtliches Vermögen hinterlaſſen. In der damaligen hochromantiſchen Zeit aber galt es für eine Unehre ein Jude zu ſein, und Emanuel Süßkind Ruben wollte nach dem Tode ſeines Vaters eine andere Religion annehmen, gleichviel welche. Er hatte die Wahl ſich zu derjenigen zu bekennen, die ihm am beſten gefiele. Die katholiſche Religion war damals die beliebteſte. Es war Mode ſich, wenn auch nicht zu ihr zu bekehren, doch ſich wenigſtens für ſie zu enthuſiasmiren und zu ſchwärmen. Und ſomit erkannte auch Emanuel Süßkind Ruben der alleinſeligmachenden Kirche vor allen andern den Preis zu und nannte ſich ſeitdem Emanuel Sebaſtian Ruhland.

Auch als Garçon wollte er nicht länger leben. Er hatte alle Freuden des Junggeſellenſtandes durchgekoſtet und erſchöpft, und war es, wie er meinte, ſeiner Firma ſchuldig eine Frau zu nehmen und ein Haus zu machen.

Seine letzte erſt kürzlich verabſchiedete Maitreſſe war eine Tänzerin, welche ihm, wie er es ſeinem Namen und Vermögen ſchuldig war, vieles Geld gekoſtet hatte. Denn alles, was er ſein nennen ſollte, mußte werthvoll und auserleſen ſein und ſein Sprichwort lautete: „Werth iſt Geld nur in anderer Form.“ Nach eben dieſem Maßſtabe wollte er ſich auch die Gattin wählen. Entweder ihr Vermögen ſollte dem ſeinigen gleich ſein oder ſie mußte Werth in anderer Form haben. Sie mußte ſchön, liebenswürdig, gebildet, eine Zierde ihres Geſchlechtes ſein, um die man ihn beneidete und glücklich ſchätzte, wie um ſeine Equipagen, ſeine Wagenpferde, ſein prächtiges Haus, ſeine Prätioſen und was er ſonſt beſaß.

In ſeinen Augen war Thuſnelda eine ſolche Zierde ihres Geſchlechtes. Zwar wußte niemand, wie reich der alte van der Meeren war und Rubland glaubte annehmen zu dürfen, daß deſſen Reichthümer ſich auf keine Weiſe mit den Seinigen meſſen konnten. Indeſſen war es damals auch Mode aus Inclination zu heirathen und Rubland dachte:

Ich mache dieſe Mode mit, ich heirathe dieſes Mädchen aus Inclination. Die ganze Welt findet ſie ſchön, tugendhaft, klug und gebildet. Sie ſoll nicht mehr ſchön, tugendhaft und gebildet ſein für die ganze Welt, ſondern für mich.

Der alte Koch ſäumte keinen Augenblick, dem reichen Freier die Hand ſeiner Tochter zuzuſichern, nur vorläufig konnte aus dieſer Verbindung noch nichts werden, denn Thuſnelda war jetzt en vogue und von ihrer Schönheit, Jugend und Liebenswürdigkeit wollte erſt ihr Vater ſeinen beſten Vortheil ziehen, bevor er ſie einem anderen überließ. Erſt wenn ſie hinter dem Ladentiſch zu verblühen und zu welken anfing, gedachte er ſie zum Lohn für ihre Kindesliebe und Treue mit einem Millionair zu verheirathen. Verſteht ſich ohne Mitgift, denn bis an's Ende ſeiner Tage, wollte er in dem ungetheilten Beſitz ſeiner zuſammengerafften Schätze bleiben, deren anſehnlichen Betrag noch niemand ahnete. Erſt nach ſeinem Tode ſollte ſeine Tochter mit Enthüllung dieſes koſtbaren Geheimniſſes überraſcht werden.

Rubland indeſſen achtete für gut, ſeine Herzensangelegenheit zu beſchleunigen und ſtellte ſich daher ſchon heute ein.

Bei ſeinem Eintritt begann er, ohne Emil zu gewahren, der ſich in einen Winkel geflüchtet hatte: „So ganz allein, mein ſchönes Fräulein? Es iſt wohl noch ſehr früh?"

Tusnelda ſah nach der Ladenuhr und ſagte: „Elf ein halb Uhr, fünf Minuten drüber."

Der Banquier zog einen ſilbernen Chronometer von beträchtlichem Umfange aus der Uhrtaſche ſeiner Beinkleider: „Verzeihen Sie, mein Fräulein! Es iſt acht Minuten drüber."

— „Mein Herr! In dieſem Hauſe richtet man ſich nach meiner Ladenuhr."

„Mein Fräulein! Dieſe Uhr iſt ein echtenglicher Zeitmeſſer, auf den man ſich verlaſſen kann. Er differirt im ganzen Jahr, was ſoll ich Ihnen ſagen, noch keine drei Secunden und geht auf Diamanten. Er koſtet in London hundert Pfund Sterling — Fabrikpreis!"

„Danach ſieht er nicht aus!"

„Es iſt wahr, mein Fräulein! Dieſe Uhr hat nur ein einfaches ſilbernes Gehäuſe und Ihr Aeußeres, mein Fräulein, iſt prachtvoll. Aber doch haben Sie eine Aehnlichkeit mit dieſer Uhr. Rathen Sie einmal welche!"

„Wollen Sie ſagen, daß Ihre Uhr die Stunden anzeigt, die Sie in meiner Gegenwart vergeſſen? Das habe ich ſchon aus Meidingers Grammatik gelernt. Ich kann es Ihnen auf Franzöſiſch herſagen."

„Das iſt doch ein Unterſchied, mein Fräulein, und ich habe geſprochen von einem Gleichniß. — Sie gleichen auch dieſer Uhr, deren Werk ein gediegenes und werthvolles iſt, bei einem unſcheinbaren Gehäuſe. Wie prangend und prachtvoll aber auch Ihr Aeußeres iſt, ſo kommt es doch in keinen Betracht zu der Koſtbarkeit und dem Werth Ihres Innern, welches alles, was das Auge Angenehmes an Ihnen findet, in eben dem Grade überſteigt, wie das Werk dieſer Uhr, ihr Gehäuſe."

— „Jemand, der eine ſo richtig gehende Uhr beſitzt, ſollte ſeine Zeit beſſer in Acht nehmen und nicht ſo unnütze Complimente machen."

— „Es ſind keine Complimente. Es iſt die reine Wahrheit. Sie ſind viel zu beſcheiden, mein Fräulein. Allein Sie vermehren dadurch den Werth Ihrer Jugend und Schönheit. Mit einem Worte, Sie ſind die Zierde Ihres Geſchlechts, das Weib, wie es ſein ſoll. Die Jungfrau in ihrer höchſten Vollkommenheit."

Tusnelda, ſtatt aller Antwort, bereitete ein Glas Limonade und reichte es ihm.

„Mein Fräulein! Ich habe keine Limonade beſtellt."

— „Trinken Sie nur."

— „Sie ſind ſehr gütig, aber ich wünſche Negus."

— „Limonade wird Ihnen beſſer bekommen."

— „Nein, mein Fräulein! Ich bin gewohnt, des Morgens vor dem Frühſtück Negus zu trinken."

Tusnelda nahm die Limonade zurück und brachte ihm Negus. Er ergriff ihre Hand: — „Mein Fräulein, ſagen Sie mir noch eine Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Hand und meiner Uhr." Letztere hielt er noch immer in Händen.

— „Hören Sie auf von Ihrer langweiligen Uhr zu reden."

— „Aber dieſe Hand iſt doch nicht langweilig? Das iſt wieder ein Unterſchied und kein Vergleich! — Dieſe Uhr aber iſt mein!" — Und hiemit ſchob er ſie in ſeine Uhrtaſche. — „Und ich wollte Ihre Hand wäre auch mein", fügte er lautlachend hinzu, indem er verſuchte, ihre Hand zu küſſen. Sie aber entriß ſie ihm, brachte die Limonade wieder und ſprach:

— „Trinken Sie doch lieber Limonade.“

Jetzt erſt verſtand ſie der Banquier und zum Ueberfluſſe konnte auch Emil in ſeinem Verſtecke ſich eines leiſen Auflachens nicht erwehren.

„Wo iſt Ihr Herr Vater?“ fragte Rußland zornig. „Ich muß ihn ſprechen.“

— „Auf ſeinem Zimmer oben. Wie Sie wiſſen, vier Treppen hoch.“

— „Was habe ich verzehrt?“

„Was der Negus koſtet, wiſſen Sie, die Limonade darf ich Ihnen nicht anrechnen.“

— „Ich werde beides oben Ihrem Herrn Vater bezahlen.“

— „Herr Rußland, ich muß Sie um vier Groſchen bitten. Das Büffet iſt meine Angelegenheit.“

„Bin ich Ihnen nicht gut für vier Groſchen?“

— „Für mehr als das! Ich werde Sie mit vier Groſchen anſchreiben, obſchon mein Vater mir das verboten hat.“

— „Aber ich will Negus und Limonade Ihrem Herrn Vater bezahlen. Was haben Sie dawider?“

— „Nichts weiter, als daß ich Ihnen den Negus anſchreibe. Verabreden Sie mit meinem Vater, was Sie wollen. Erwarten Sie aber von mir weiter nichts als Limonade. Es ſollte mir Leid thun, wenn Sie mehr wünſchen.“

Aufgebracht ging der Banquier und Emil trat lachend aus ſeinem Verſteck.

— „Schöne Zulneida! Auch in Ihrem Zorne ſind Sie reizend. Allein was hat der arme Mann verbrochen, denn in der That er dauert mich. So ſtrenge Strafe verdient doch ſeine Albernheit nicht?“

— „Und das fragen Sie? Das errathen Sie nicht? Ich muß mich vor ſeinen Zudringlichkeiten ſchützen.“

7.

Van der Meeren's grämliches Antlitz erheiterte ſich beim Anblick ſeines jungen Freundes Rubland, der ihm vertraulich die Hand bot, und den er mit Hochachtung willkommen hieß.

Es giebt zweierlei Geiz, ſchmutziger und hochfahrender. Der alte Roch war der ſchmutzige Geizhals und Rubland der hochfahrende, vermöge ſeines Sprichworts: „Werth iſt Geld in anderer Form". Aehnlichkeit feſſelt mehr als völlige Gleichheit und Harmonie hat mehr Reiz als Eintönigkeit. Beide achteten ſich daher ihres Beſitzes halber nicht nur; ſie liebten ſich ſogar.

Mit Staunen berechnete Rubland, welchen großen Verluſten ſein Vater entgangen wäre (dem man als lahmen Geſchäftsmann nachſagte, daß er den Handwerksſtand ganzer Provinzen zu Grunde gerichtet habe), wenn er während der Hungerjahre ſo gedarbt und eingezogen gelebt hätte wie der alte van der Meeren. Dieſer ſeinerſeits wünſchte ſich einen Sohn, wie Emanuel Sebaſtian Rubland, deſſen Credit ſich um ſo mehr hob, je dreiſter er mit ſeinem Gelde prahlte. Als Schwiegerſohn war er ihm noch willkommner und er dachte mit Staunen an das gewaltige Kapital, wenn in Zukunft dereinſt ſein heimlich erworbener Schatz mit den Reichthümern des Banquiers ſich vereinen würden. Daß er Thusnelda, wenn auch nicht gleich, doch dereinſt einmal heimführen ſollte, war ſo gut wie abgemacht. Nur über das „wann" waren Beide noch nicht einig.

„Herr van der Meeren!" begann Rubland mit bedenklichem Geſichte, „ich bin geſtern fortgegangen ohne zu bezahlen."

— „Thut nichts!"

— „Hier ſind vier Groſchen für ein Glas Negus."

Van der Meeren ſteckte das Viergroſchenſtück in eine beſondere Taſche, denn es war das Geld eines Millionärs, welches nach ſeiner Meinung geſegnet war.

— „Ihr liebes Zuſchen hat mir auch Limonade eingeſchenkt, und die möchte ich nicht gern bezahlen, denn warum? Sie hat ſie mir gereicht, um mich abzukühlen, weil ich an ſie denke.“

— „Lieber Herr Rudland! Sie iſt ein unreifes Ding, welches einen Mann wie Sie, noch nicht zu würdigen weiß. Der Verſtand kommt erſt mit den Jahren!“

— „Aber ich fürchte, ſie hat eine Liebſchaft mit dem jungen Maler!“

— „Nein, Herr Rudland! Mein Zuſchen iſt ein ehrliches Mädchen. Alle jungen Herren machen ihr den Hof, und das läßt ſie ſich gefallen. Das Geſchäft bringt es mit ſich. Um ihr wohlzugefallen aber, muß man etwas verſtehen und ihr zu verdienen geben.“

— „Glauben Sie wirklich, daß der ſchöne junge Maler ihr nicht gefährlich iſt?“

— „Auf mein Wort, nein! Mein Zuſchen iſt klug und wirft ſich nicht weg. Ich will Ihnen ſagen, weshalb ſie ihm gut iſt. Er hat ſie gemalt. Das Bild iſt ſehr geſchmeichelt und ſoll auf die Kunſtausſtellung. Dadurch empfiehlt er ſich als Porträtmaler. Er wird viel zu thun bekommen und mein Zuſchen auch. Beide wollen gern etwas verdienen und das muß man jedermann gönnen.“

Sehr beruhigt verließ Rudland den alten ſchlauen Koch, der ſich nunmehr vergnügt die Hände rieb:

— „Mag ſie dem Maler gut ſein. Ernähren kann ſie der arme Schlucker vorläufig noch nicht. Ein paar Jahre lang muß er zuſehen ſelbſt durchzukommen und ſo lange arbeitet ſie für mich. Die Warnung indeſſen iſt nicht zu verachten und erſt muß das Bild auf die Kunſtausſtellung, dann wird ſich finden, was weiter zu thun iſt.“

8.

Das Bild kam auf die Kunſtausſtellung und prangte unter anderen Gemälden im erſten großen Saale der Akademie, wohin nur das Beſte kam.

Es entſprach dem damaligen Zeitgeſchmack. Es vereinte in ſich allen Schmelz und Zauber der Romantik. Es offenbarte einen neuen hochpikanten techniſchen Effect in einem edlen Styl, und die ſehr ideal gehaltene Hauptfigur in der doppelten Beleuchtung war ein ſtadtbekanntes ſchönes Mädchen. Die Kenner rühmten, die Dilettanten bewunderten und die Nichtkenner verſtanden dieſes Bild. Alles drängte ſich darum, man mußte ſtundenlang warten um ankommen und es bewundern zu können.

Nachdem machte man ſich auch das zweite Vergnügen noch, das verherrlichte Original hinter dem Schenktiſch zu beſuchen, es zu becomplimentiren und zu beglückwünſchen.

Emil aber war der Held des Tages. Sein Name ging vom Munde zu Munde, man überbot ſich in Lobpreiſungen und politiſche und belletriſtiſche Zeitungen ſprachen von einem neuen Correggio und Rembrand. Einige Male zeigte er ſich in der Conditorei und die Gäſte erhoben ſich von ihren Plätzen, um ihn ehrerbietig zu grüßen. Alles drängte ſich um ihn, jeder wollte ihn ſehen und ein Wort aus ſeinem Munde hören, um es in der ganzen Stadt herumzutragen. Und die glückliche Thusnelda unterzog ſich ihren jetzt vervielfachten Geſchäften mit um ſo größerer Ausdauer, Pünktlichkeit und Gewandtheit. Das Local ward vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend nicht leer. Sie mußte einen Theil der Nacht daran wenden ihre Caſſe in Uebereinſtimmung mit ihren Büchern zu bringen und morgens früh war ſie die erſte wieder bei der Hand, um für die Hausbewohner das Frühſtück zu beſorgen. Bei dieſer Gelegenheit hatte ſie dann immer ein kleines Sümmchen abgezählt, um es Emil heimlich zuzuſtellen, der bevor er ausging, erſt ein Frühſtück im Laden genießen mußte. Bisweilen fügte ſie auch ein Briefchen hinzu, in welchem ſie ihn erſuchte, ſich keinen Wunſch zu verſagen und ihr ſtets aufrichtig zu bekennen, wie viel er brauche.

Er möge nur das Geld nicht ſchonen, da ſie ihm (um ſich vor ihrem Vater zu rechtfertigen, falls dieſer es verlangte), gewiſſenhaft alles anſchriebe, bis er Gelegenheit fände es ihr zurückzuerſtatten.

Emil nahm dieſes zärtliche Anerbieten mit inniger Dankbarkeit auf und es kam ihm ſehr wohl zu Statten, denn häufig wünſchte man ihn in hohen Kreiſen zu ſehen, wo er in altdeutſcher Tracht nicht erſcheinen durfte. Mithin mußte er viel auf ſeine Garderobe verwenden.

Das alles verdroß den Banquier Rubland.

„Wie konnten Sie nur zugeben?“ fragte er eines Tages den alten van der Meeren, „daß ſich Ihre Tochter von dem Windbeutel malen ließ. In der ganzen Stadt wird ihr Name und der ſeinige in einem Athem genannt. Man ſpricht von gar nichts Anderem.“

— „Die Sache iſt ſo ſchlimm nicht und hat viel mehr Gutes. Mein allerliebſtes Gold-Luschen hat ihre eigenen Einfälle, die zum Küſſen ſind. Ich hätte den Maler unter keiner Bedingung eingenommen. Allein ſie that es, um ſich malen zu laſſen und die ganze Stadt nach ihres Vaters Laden zu locken. Meine Conditorei macht unerhörte Geſchäfte. Ich hatte das nicht für möglich gehalten. Meine Kuchen und Paſteten werden alle Tage kleiner, faſt ſchäme ich mich ſie den Leuten vorzuſetzen, aber ſie werden heiß von der Pfanne weg verzehrt und ich kann kaum ſo viel liefern, wie verlangt wird. Leider iſt die Sache nicht von Dauer. Nach der Kunſtausſtellung wird das Bild ſo wie der Maler bald vergeſſen ſein. Bis dahin hat mein Luschen alle Hände voll zu thun und kann nicht an ihn denken. Alsdann aber iſt immer noch Zeit ihm zu ſagen: Sehen Sie ſich nach einer anderen Wohnung um.“

— „Das klingt allerdings beruhigend,“ erwiderte Rubland; „allein ich kann Ihnen mehr noch ſagen: das Bild wird den großen Preis gewinnen, was ſchon ſo gut wie gewiß iſt. Dieſer Preis beſteht in einem anſehnlichen Stipendium auf vier Jahre, welches den

Maler (der es ohne Zweifel annehmen wird) verpflichtet binnen dieſer Zeit auf Reiſen zu gehen, um ſich zu vervollkommnen. Sie können ſich alſo die Mühe ſparen Ihrem Miethsmanne das Logis zu kündigen, denn er wird Ihnen ſchon von ſelbſt damit kommen.

— „Deſto beſſer! Alſo was haben wir zu fürchten?"

— „Ich fürchte ernſtlich, daß alles zu ſpät iſt. Sie wollten auf meine Warnung nicht hören. Sie meinten der Maler könne Ihrer vortrefflichen Tochter nicht gefährlich werden, die ſich an einen armen Schlucker nicht wegwerfen würde. Beide wollten nur verdienen. Er als Portraitmaler, ſie für ihre Stickerei."

— „Das denke ich heute auch noch. Beide haben geſegnete Geſchäfte gemacht und werden ſie auch ferner noch machen.

— „Das iſt nicht zu leugnen und eben ſo wenig, daß Beide in aller Stille ſich bereits verſtändigt haben und ſich völlig einig ſind."

— „Das kann ich nicht eher glauben, als bis ich mich davon überzeugt habe."

— „Ich hatte im Sinne, das vermaledeite Bild von der Kunſtausſtellung wegzukaufen, und gab einem zuverläſſigen Kunſthändler Auftrag dazu, um mich ſelbſt nicht bloßzuſtellen. Dieſer rieth mir bis nach der Kunſtausſtellung zu warten, wo der Maler minder große Anſprüche machen dürfte, als augenblicklich, wo das Bild ſo unerhörtes Glück macht. Aufrichtig geſagt, es verdroß mich, das Portrait eines jungen Mädchens, mit welchem ich ehrliche Abſichten habe, zur öffentlichen Bewunderung ausgeſtellt zu ſehen und allüberall den Maler rühmen zu hören. Ich erwiderte daher, daß es mir auf den Preis nicht ankäme."

— „Das iſt eine Unvorſichtigkeit. Man muß ſich niemals auf Ungewiſſes einlaſſen!"

— Die Antwort lautete: das Bildniß ſei nicht feil!"

— „So ſind Sie diesmal gut davongekommen."

— „Ich wollte mich alſo gedulden bis zu Ende der

Kunſtausſtellung. Mein Agent aber brachte mir dieſelbe Antwort noch einmal, mit Hinzufügung, daß bereits [illegible] Louisd'or vergeblich auf das Bild geboten wären."

— „So geſchickt iſt der Windbeutel!"

— „Er ſteigt wohl dadurch ſehr in Ihrer Achtung?"

— „Fürchten Sie nichts. Erſt muß er tauſend ſolcher Bilder zu [illegible] Louisd'or gemalt haben, ehe ich ihn einem Millionair an die Seite ſtelle, abgeſehen davon, daß er nur ein Künſtler iſt und alſo mit dem Gelde nicht umzugehen weiß."

— „Und rathen Sie einmal, wer das Bild für zweihundert Louisd'or verlangt hat?"

„Nun?"

— „Se. Maj. der König, für ſein kleines Palais."

— „Ja, das iſt bedenklich! Das wäre eine große Ehre für Beide geweſen, aber das Bildniß iſt ihnen lieber. Ihre Warnung, Herr Ruhland, iſt dankenswerth; allein fürchten Sie nichts! Wenn ein unverſtändiges junges Mädchen ein wenig liebelt, ſo bringt das ihr Alter mit ſich, und ſchwärmt ſie gar, ſo hat das noch weniger Gefahr. Ich bin nicht von heute, ſondern aus der altariſtokratiſchen Zopfperiode, wo, wenn man verliebt war, man nicht ſchwärmte, ſondern intriguirte, und als Vater und Hausherr gebe ich Ihnen hiemit mein Wort, daß es zwiſchen uns Beiden bei der Abrede bleibt."

9.

Die Liebenden ſahen ſich jetzt nur ſelten und höchſtens Augenblicke; allein um ſo fleißiger wechſelten ſie kleine Briefchen, welche ſie ſich in Gegenwart anderer heimlich zuſtecken konnten.

Dieſes geſchah mit der größten Vorſicht und jedes Schreiben wurde, ſobald es geleſen war, auf der Stelle vernichtet. Van der Meeren hatte nämlich nicht nur ſeinen Hauptſchlüſſel, wie es einem Hauswirthe zukömmt; er hatte auch Nachſchlüſſel zu allen verſchließbaren Möbeln, und bediente ſich derſelben, wenn irgend einer ſeiner

Miethsleute ihm nicht zahlungskräftig genug dünkte. Alsdann durchſtöberte er ſäuberlich und mit Vorſicht deſſen Habſeligkeiten, um aus demſelben zu erſehen, wie weit er ſich mit ihm einlaſſen und ſeinen Credit ausdehnen konnte.

Das wußte Tusnelda und ſo lange ſie das Regiment im Hauſe führte, hatte ihr Vater keine Urſache Gebrauch von ſeinen Nachſchlüſſeln zu machen in ſo fern ſie pünktlich die Vorſchrift befolgte: nur gegen Vorausbezahlung zu vermiethen. Mit Emil jedoch hatte ſie eine Ausnahme gemacht. Er war der Einzige in ihren Büchern, der ein gar nicht unbeträchtliches Debet hatte, weil ſie die Miethe ſtets für ihn auslegte und anderweitige baare Vorſchüſſe ihm machte, welche alle das Bild decken ſollte und ſie machte ſich wenig Sorge vor ihrem Vater beſtehen zu können, falls dieſer wirklich einmal auf den Gedanken kommen ſollte, ihre Bücher nachzuſehen.

10.

Die Kunſtausſtellung nahte ihrem Ende. Der große Preis wurde Emil zuerkannt. Er mußte an ſeine Reiſe denken. Mitnehmen konnte er ſein Bild nicht; verkaufen wollte er es noch viel weniger. Es fragte ſich daher, wo man damit bleiben ſollte?

„Geliebte!“ ſchrieb Emil eines Tages. „Bald werde ich ſcheiden müſſen. Das einzige Bild, welches uns ſo ſchön und ſüß vereinte, trennt uns jetzt grauſam und unerbittlich — vielleicht für immer. — Ich weiß, welche Abſichten Dein Vater mit Dir hat und ſoll ich den Muth gewinnen Dich zu verlaſſen, ſo muß zuvor mein Schickſal entſchieden ſein. Entweder will ich das Bild, welches ich jetzt wieder abholen laſſe, in keinen anderen Händen als in den Deinigen wiſſen und: Dein Vater giebt mir ſeine Einwilligung. Oder er verſagt ſie mir, und ich vernichte das Bild als einen Traum, eine Täuſchung, von der ich mich losreißen muß, um Dich niemals wiederzuſehen.

„Verzeih mir dieſen Ungeſtüm, zu dem mich Hoff nungsloſigkeit und Verzweiflung treibt und antworte mir nicht aus zärtlichem Herzen, ſondern mit kaltem Verſtande und feſter Entſchloſſenheit."

Thusnelda erhielt dieſe Zeilen und vernichtete ſie gewiſſenhaft. Sie opferte eine ganze Nacht, um ſie zu beantworten und ihre Erwiderung war für Emil ſo tröſtlich und ermuthigend, daß er es nicht über's Herz bringen konnte, ſich davon zu trennen.

Sie lautete:

„Geliebter! Kein Wort zu meinem Vater. Er hat ſeine Eigenheiten, welche geſchont werden müſſen. Ich will mit ihm reden. Aber erſt nach Deiner Abreiſe."

„Bis zu Deiner Rückkehr überlaſſe mir das Bild. Es ſei mein, als Unterpfand Deines Herzens, bis ich dereinſt ſelbſt mit allem, was ich habe und haben werde, Dein bin.

„Bis dahin hänge es im kleinen Speiſezimmer, wo nicht geraucht werden darf. Auch ein Vorhang ſoll darüber, damit es nicht leide, und allabendlich will ich niederknien in eben der Stellung, in der Du mich malteſt, um für Dich und mich zu Gott zu beten."

„Dieſes Bild hat uns vereint, es hat aber auch der Welt unſere Liebe verkündet, denn in der ganzen Stadt gelten wir für Braut und Bräutigam. Es wird uns den Segen des Vaters erwerben, denn es iſt durchaus nicht zu bezweifeln, daß er davon weiß, wie ſehr wir uns auch verleugnen."

„Noch vier Jahre, bis zu Deiner Wiederkehr, bleibe ich in ſeinem Geſchäfte thätig und ſorgſam wie bisher. Alsdann habe ich gethan, was eine Tochter irgend für ihren Vater thun kann. Er kann mehr nicht von mir verlangen und muß mir endlich die Freiheit geben, über mich und meine Zukunft ſelbſt zu verfügen.

„Sollte er jedoch anderen Sinnes ſein und gar dem Millionär das Wort reden: ſo führe ich ihn zu dem Bilde hin und ſpreche:

„Glänzender hat noch kein junger Künſtler ſeine

Laufbahn begonnen und er wird es weiter bringen, als noch je ein Maler es gebracht. Durch ein einziges Bild hat er ſich berühmt und unſterblich gemacht. Und es iſt mein Bild, mein lebensgroßes Portrait. Sein Leben wird ein geſchichtliches ſein und auch mich hat er mit einem Schöpfungswerke verewigt. Reiſende aus allen Gegenden der Welt werden herbeikommen, um dieſes Bild in Augenſchein zu nehmen, und es zu bewundern. Und in der Kunſtgeſchichte wird es heißen: dieſe Perle iſt das ſprechend ähnliche Portrait eines damals lebenden jungen Mädchens, die erſte Liebe des berühmten Meiſters. — Soll man alsdann noch hinzufügen: „Leider war ſie leichtfertig genug, den damals noch Unbekannten bald zu vergeſſen, um ihn den vollen Geldſäcken eines Millionärs zu opfern!" —

„Ehe ich als ſolch ein Beiſpiel niedriger Geſinnung oder weiblichen Wankelmuths in der Kunſtgeſchichte daſtehe, möchte ich lieber heute noch ſterben, oder beſſer wäre mir, niemals geboren zu ſein."

„Wie anders aber wird es klingen: „Sie war ſeiner durchaus würdig. Die Schätze eines Millionärs vermochten nicht, ſie zu blenden und ſie wußte den Werth des noch unbekannten und unbemittelten Jünglings höher als Gold zu ſchätzen, um als treue Lebensgefährtin, Freude und Leid, redlich mit ihm zu theilen."

„Geliebter! Meine Thränen fließen, doch ſind es Thränen der Glückſeligkeit und Wonne. — Du willſt aber, daß ich feſtentſchloſſen, und nicht zärtlich reden ſoll? — Nun wohl!

„Du haſt etwas Anderes aus mir gemacht, als ich war, bevor ich Dich kannte. Das ſchlichte einfache Mädchen iſt durch Dich jetzt wichtig und beliebt geworden, Du haſt ſie berühmt gemacht und ſie fühlt ſich kunſtgeſchichtlich.

„Ich bin ſtolz darauf, von Dir geliebt zu werden!

„Aber vernichte mein Bild! Reiße Dich los von mir! Eilat mich aus der Komödiantenſchaft und in aller Stille werde ich ſtets dankbar bleiben, von Dir geliebt werden zu ſein und niemals einem Anderen anzugehören.

Ich hoffe, Du wirſt häufig an mich ſchreiben, denn lieber Emil: Was ſind wir uns Aug' in Aug'?

Kindereien! die emporwachſen, aufblühen und wieder dahinwelken. Das läßt ſich am Ende vier Jahre lang entbehren. Uns bleibt ja das geſchriebene Wort! Und das iſt unſer Geiſt, unſere Seele, die keine Entfernung trennt!

Biſt Du fern von mir, ſo magſt Du meine Briefe aufbewahren. Die Zeit wird bald kommen, wo ich Deine Briefe meinem Vater vorlege.

Bis dahin beſtelle mir einen treuen Freund, der mir Deine Briefe überbringt und meine Antworten entgegennimmt. Er ſoll als Dein Freund auch der meinige ſein und nun: fordere nicht mehr Verſtand und Entſchloſſenheit von Deiner treuen

Franziska

Sorgfältig legte Emil dieſen Brief zu anderen wichtigen Papieren in ſein Taſchenbuch, welches er niemals aus Händen gab, ſondern ſtets in der Bruſttaſche ſeines Fracks, ſeines altdeutſchen, oder Überrockes bei ſich trug und wenn er die Kleider wechſelte, oder ſich entkleidete, um es ſtets vor Augen zu haben, auf ſeinen Toilettentiſch legte. Bisweilen aber ließ er es aus künſtleriſcher Zerſtreuung dort liegen oder er ließ es in der Bruſttaſche eines Rockes ſtecken, wo es am anderen Morgen der Hausknecht fand, der ſeine Kleider ſäuberte, um es redlicherweiſe an ſich zu nehmen und ihm zu überliefern.

11.

Van der Meeren, der alles gern durchſtöberte, hatte demnach ſchon häufige Gelegenheit gefunden, das Taſchenbuch zu durchſuchen. Zwar hatte er ein geheimes Fach, welches ſich nur durch den Druck einer künſtlichen Feder öffnen ließ. Allein ſeine anderen Miethsleute beſaßen Aehnliches, und ſeit lange ſchon kannte er dieſe Schlöſſer.

Emil war wegen ſeiner bevorſtehenden Abreiſe jetzt zerſtreuter als je. Noch am ſelben Tage, wo er, wider die getroffenen Vorſichtsmaßregeln, gehandelt hatte, ließ er auch ſein Taſchenbuch außer Acht. Der alte Koch, der das Zimmer durchſtöberte, fand es, öffnete es und fand den Brief ſeiner Tochter, welcher ihm das ganze Geheimniß, den Plan und die Taktik der Liebenden verrieth.

Er knirſchte vor Zorn!

So ernſthaft alſo iſt die Geſchichte. — Grobian! So muß ich mein Haus verkaufen und die Conditorei aufgeben; denn Tuſchen muß unter die Haube. — O Schade! Schade um ſolch ein blühendes, glänzendes Geſchäft, — der vermaledeite Maler. Er iſt kein biederer Lumpacer, der mit einem ſchönen Mädchen liebelt, damit ſie ihm ein Stückchen Torte oder ein Gläschen Liqueur anzurechnen vergißt. Er iſt kein Leckermaul, der neben den Süßigkeiten und Delicateſſen, auch Kuchen und Zärtlichkeiten naſcht. Ein Feinſchmecker iſt er, der ſich an meinem Buffet das Beſte auszuſuchen weiß. Meine einzige Tochter ſammt der ganzen Conditorei, dem großen Hauſe und einem gar nicht zu verachtenden Sümmchen, was ich dereinſt hinterlaſſe! — Soll ich mein Geld, was ich mit Noth und Sorgen, mit Mühe, Fleiß und Entbehrungen jeglicher Art, mir erwerben; was mir Haß, Neid und unzählige Feindſchaften, Verfolgungen und Flüche zuzog, dieſem lüderlichen Windbeutel an den Hals werfen? Proſt die Mahlzeit! Wir leben nicht im Schlaraffenland. — Nein, Tuſchen! Schlage ihn Dir aus dem Sinn! Daraus kann nichts werden. Der wird Dich unglücklich machen. — Was iſt eine glückliche Ehe? Wenn man ohne Sorgen, in Ruhe und Bequemlichkeit ſich mit einander verträgt. Du liebſt den Maler? Alſo macht er Dir Unruhe und Unbequemlichkeit. Er findet Dich ſchön? Dafür iſt er ein Maler. Er hat Dich gemalt, aber kann er Dich ernähren? Du willſt doch auch gepflegt ſein, damit Du nicht häßlich wirſt, während Dein Bild immer ſchön bleibt? Aber hat er erſt Dein Vermögen durchgebracht, ſo kommt das Bild auch an die Reihe und Du haſt weiter nichts als Deinen Mann und Deine Kinder. — Vor dieſem Schickſal muß ich als ein kluger und wohlerfahrener Vater Dich bewahren. — Sieh, ich konnte Dich recht gut ein Paar Jahre lang in dieſem meinem Hauſe und meinem Geſchäfte gebrauchen. Aber um keinen Preis unter dieſen Bedingungen. Nein! Fort mit Dir! Fort mit dem Hauſe! Fort mit der Conditorei! Das verträgt ſich nicht mehr zuſammen. Du biſt ein braves, fleißiges Mädchen, und deshalb ſollſt Du einen Millionär heirathen."

Gegen Mitternacht, nachdem das Haus geſchloſſen war, brachte ihm Juanita die Tageskaſſe.

„Vater," ſagte ſie, „Ich werde mein Bild behalten ohne es zu kaufen."

— „Wie iſt das möglich?" fragte der ſchlaue Alte, der ſich ſehr verwundert ſtellte.

„Herr Gaſter hat den Preis gewonnen und muß auf Reiſen gehen, um ſich auszubilden; denn ſein Stipendium darf er hier nicht verleben. Er kann das Bild nicht mitnehmen und hat mich gebeten, es bis zu ſeiner Rückkehr aufzubewahren."

— „Ein Preisbild! Nicht für Geld zu haben! Und vier Jahre lang bleibt er aus? Bis dahin vertraut er es Dir an."

— „Er kann das Bild nicht mitnehmen und denkt, weil es mein Portrait iſt, ſo würde es wegen ſeiner ſprechenden Aehnlichkeit in dieſem Locale am meiſten Aufſehen machen und ſeinen Ruf vermehren helfen."

— „Er hat vollkommen Recht. Er iſt ein ſehr geſcheidter junger Mann."

— „Ich bin der Meinung es, unter ſeiner Anleitung wie es für die Lichtſeite am günſtigſten iſt, im Spiegelzimmer hinhängen zu laſſen.

„Ein herrlicher Einfall! Dann iſt hier Kunſtausſtellung. Vier Jahre lang! — Was meinſt Du, Schelm-Luischen! Liebe Franz! Goldkind! Wollen wir [illegible] Entree nehmen?"

— „Nicht doch! Vater!"

— „Um Dich und Dein Bild zu ſehen?"

— „O Pfui!"

— „Nun! werde nur nicht böſe! — Glück Auf! Du wirſt es noch ſehr gut in der Welt haben; denn Du machſt Deinen Vater zu einem glücklichen und reichen Manne."

— „Amen! Amen!" rief Ludmilla ſeelenvergnügt. „Gute Nacht, lieber Vater!"

12.

Am folgenden Morgen begab ſich nun der Meiſter in dem [illegible] auf [illegible].

— „Mein junger Freund! Man ſieht Sie gar nicht mehr."

— „Soll ich etwa zu Ihnen kommen und Limonade trinken? Sie haben mir Ihre Tochter verſprochen, und in der ganzen Stadt heißt es der Maler ſei ihr Bräutigam."

— „Ich kann der ganzen Stadt nicht wehren zu ſagen, was ſie will."

— „Soll ich ſehen, wie man ſie beglückwünſcht und dem Maler komplimentiert und ſchöntut wie ein Hanswurſt!"

— „Sind Sie anderen Sinnes geworden?"

— „Ich ſehe nicht, was daraus werden ſoll!"

— „Binnen acht Tagen iſt meine Tochter die Ihrige. Bekannt aber darf es nicht eher werden, als bis ich Haus und Geſchäft verkauft habe. Beide würden ohne meine Tochter ihr Anſehen verlieren."

— „Aber wenn Ihre Tochter bei ihrem Sinne bleibt?"

— „Das wird ſie nicht! — Sie waren geſonnen das Bild zu kaufen?"

— „Ich habe dreihundert Louisd'or darauf bieten laſſen."

— „Dieſes Bild iſt das ganze Hinderniß. Soll ich es für Sie kaufen?"

— „Er wird es eben ſo wenig Ihnen ablaſſen, wie irgend einem Anderen."

— „Das iſt meine Sache! Soll ich die dreihundert Louisd'or geben? — Mit dem Bilde gehört Ihnen zugleich auch meine Tochter an."

— „Um dieſen Preis ſoll es mir auf hundert Louisd'or nicht ankommen; nur ſehe ich nicht ein, wie Sie das anzufangen gedenken."

— „Der Erfolg wird es lehren!"

— „[illegible] Ich rathe Ihnen, täuſchen Sie mich nicht wieder mit falſchen Verſprechungen. Erkennen Sie mich nicht? — Sie wiſſen, ich kenne ‚verſchiedene Geheimniſſe' Ihres Geſchäfts!"

— „Und eben deshalb wünſche ich nicht nur vom Herzen, ſondern auch aus Politik, Sie mit meiner Tochter zu verbinden! — Apropos! Haben Sie leichtes Geld?"

— „Leider mehr als zu viel. In den Kriegsſtaaten, wo das Geld doch ſelten und geſucht wird, habe ich auch ſtark beſchnittene Goldſtücke zum vollen Werthe angenommen. In den Friedensſtaaten kommen ſie in Maſſe wieder zum Vorſchein, annehmen muß man ſie nach ihrem verringerten Werthe. Ich ſchäme mich aber leichtes Geld wieder auszugeben."

— „Ich kann dieſer Tage leichtes Geld gebrauchen. Schicken Sie mir Ihren ganzen Vorrath zu. Und es bleibt bei der Abrede. Mit dem Bilde haben Sie auch meine Tochter und zwar Beides binnen acht Tagen, mein Wort darauf."

13

Seufzend ging Emil in ſeinem Zimmer auf und nieder. Es ward ihm ſo ſchwer von Ludovica zu ſcheiden und er haderte mit ſich ſelbſt, wegen ſeiner Unentſchloſſenheit.

— Nur in der Ferne kann ich ſie gewinnen," ſprach er mit ſich ſelbſt. „Allein ich habe nicht den Muth, ihrer Nähe und ihrem Anblick zu entſagen. — Könnt ich ein zweites möglichſt gelungeneres Bild noch herſtellen, ſo wäre mein Hierbleiben gerechtfertigt. Allein die Liebe hat meinen Kunſttrieb und meine Arbeitsluſt eingeſchläfert und meine Einbildungskraft erſchöpft ſich in dem Gedanken an ſie. — Und wie lebe ich hier? Sie beherbergt und beköſtigt mich, und giebt mir Geld, um mich von meinem Mißmuth zu zerſtreuen. Noch bin ich der Held des Tages. Noch erweiſt man mir Achtung und Ehre und ſagt mir Artigkeiten und Lobſprüche. Bald aber wird eine andere Erſcheinung mich verdrängen — oder ich gerathe, wenn ich müſſig bleibe, allmählig in Vergeſſenheit und dann — dann? — — O ich gleiche dem feigen Selbſtmörder, der die Todeswaffe in Händen, ſtatt friſch ſie zu gebrauchen, ſo lange mit ihr ſpielt, — daß Schimpf und Schande ihn ereilen.

Es ward an der Thür gepocht.

— Herein!"

Es war der alte van der Meeren."

— „Guten Abend, Herr Caſtor! Mich führt eine ſehr ernſthafte Angelegenheit zu Ihnen. Das Bild meiner Tochter, wie ſie mir ſagt, kömmt direct von der Akademie nach meinem Hauſe?"

— „Sie haben doch nichts dawider?"

— „Nein! Das Bild gehört meiner Tochter, ſie hat es beſtellt und ich will es bezahlen."

— „Was Ihrer Tochter gehört, gehört Ihnen und was Ihnen ſchon gehört, haben Sie nicht mehr zu bezahlen. Ich habe das Bild zu meinem Vergnügen gemalt und es Ihrer Fräulein Tochter geſchenkt."

— „Malen Sie zum Vergnügen was Sie wollen; nur nicht das Portrait meiner Tochter, das muß entweder bezahlt werden, oder ich leide es nicht in meinem Hauſe. — Ueberhaupt, Herr Caſtor, kömmt mir Ihr Benehmen ſehr zweideutig vor und flößt mir das größte Mißtrauen ein. Meine Tochter iſt mein Habe und Gut, mein Alles, mein Vermögen, wovon ich lebe. Sie ernährt ihren alten Vater. — Sie haben ihr Herz gewonnen. Durch Ihren Malerpinſel haben Sie es ſich erſchmeichelt. Das Bild hat Sie zu einer Exiſtenz verholfen. Sie ſind ein gemachter Mann jetzt und werden, um ſich zu vervollkommnen, vier Jahre lang auf Koſten der Regierung reiſen. Aber es ſcheint Ihnen in meinem Hauſe ſehr zu gefallen. Sie denken an keine Abreiſe und liebeln heimlich mit meiner Tochter.“

„Herr van der Meeren! Ich liebe Ihre Tochter.“

„Gedenken Sie ſie zu heirathen?“

— „Das iſt der innigſte, heißeſte Wunſch meiner Seele.“

— „In dieſem Falle wäre es Ihre Schuldigkeit geweſen, in aller Form bei mir um die Hand meiner Tochter anzuhalten, damit ich ſie Ihnen bewahre, bis zu Ihrer Rückkehr.“

— „Ich würde es gethan haben. Allein Ihre Tochter rieth mir davon ab und bat mich zu ſchweigen.“

— „O Tuſchen! Tuſchen! Welche Unvorſichtigkeit! Und dazu ließen Sie ſich von einem unwiſſenden, unerfahrenen Mädchen bewegen? Sie haben meine Tochter in's Gerede gebracht, mein Herr! Die ganze Stadt ſpricht von dieſer Liebſchaft. Und Sie denken nicht an Ihre Reiſe? Sie leben müßig hier in meinem Hauſe. Wovon mein Herr? Was haben Sie hier zu thun?“

— „Herr van der Meeren! Daß ich noch nicht den Muth hatte, von hier zu gehen, rührt einzig und allein daher, daß ich noch nicht wagen durfte, Sie um die Hand Ihrer herrlichen Tochter zu bitten.“

— „Warum nicht? Ich bin ein ſchlichter ehrlicher Mann und ſchlicht und ehrlich ſoll man auch gegen mich ſein."

— „So bitte ich Sie hiemit um die Hand Ihrer Tochter, wenn ich nach vier Jahren, ihrer würdig, heimkehre."

— „Meine Tochter iſt ein fleißiges und braves Mädchen und muß einen fleißigen braven Mann haben. Sie haben ſich in ihr Herz geſtohlen! Allein was haben Sie gethan in der ganzen lieben langen Zeit, ſeit Vollendung Ihres Bildes?"

— „Bewilligen Sie mir Ihre Tochter und ich reiſe augenblicklich."

— „Wer weiß wie bald Sie ſie vergeſſen werden. Es wird Ihnen in Rom nicht an Modellen fehlen, die Ihnen ſchöner und liebenswürdiger vorkommen, als meine Tochter."

— „Herr van der Meeren!"

— „Was fragt ein ſtolzer junger Künſtler danach, ob ſich ein ſanftmüthiges Geſchöpfchen wie meine Tochter, weil ſie ſich verlaſſen und verrathen ſieht, zu Tode grämt, Herr Caſtor! Wenn ſie ehrliche Abſichten haben, ſo verſprechen Sie mir, meine Tochter nicht eher wiederzuſehen, als bis Sie fähig ſind, ſie zum Altar zu führen."

— „Verloben Sie mich mit ihr und ich reiſe."

— „Nein, mein Herr! Ich verſpreche meine Tochter keinem jungen Manne, zu dem ich ſo wenig Vertrauen habe wie zu Ihnen. Aber zeigen Sie ſich als Mann von Ehre; rechtfertigen Sie die hohe Erwartungen, die man von Ihrem Kunſttalent hegt und mit Freuden umarme ich Sie als meinen Schwiegerſohn, auf den ich ſtolz ſein will."

— „Beſter, edelſter Mann!"

— „Keine Worte. Männer müſſen handeln."

— „Ich füge mich Ihrem Willen. Ich ſage meiner heißgeliebten Franziska Lebewohl und reiſe."

— Das verbitte ich mir. Es ſei denn, daß Sie ihr auf ewig Lebewohl ſagen wollen und auf Nimmerwiederſehen."

— „Soll ich ſcheiden, ohne von ihr Abſchied zu nehmen?"

— „Mein Herr! Als rechtſchaffener Vater muß ich für die Ehre meiner Tochter ſorgen, und werde ein Verhältniß, wie Sie es mit meiner Tochter angeknüpft haben, durch keine Zuſammenkunft begünſtigen. Meine Tochter kenne ich, die iſt brav und bleibt Ihnen treu. Aber Sie kenne ich nicht, ich weiß nicht, ob Sie meine Tochter glücklich machen werden, und will nichts dazu beitragen, daß Sie ſich etwas in den Kopf ſetzt. — Wenn Sie ein Ehrenmann ſind, ſo müſſen Sie fühlen, daß ich Recht habe. — Damit Sie aber ſehen, daß ich nicht unbillig bin, erlaube ich Ihnen meiner Tochter zu ſchreiben ſo viel Sie wollen. Denn mein Tußchen hat von mir mehr als hundert Mal die Lehre erhalten: Laſſe Dich niemals von der ſchönen und blühenden Geſtalt eines Jünglings blenden; ſondern achte auf ſein Wort. Denn das Wort iſt die Seele, die Innerlichkeit Der Blick, der Seufzer, der Fußfall und die Schwüre eines Jünglings gehören dem Rauſche des Augenblickes an. Aber das verſtändige, von Herzen kommende Wort, das laſſe Dir zu Herzen gehen."

— „Sie haben Recht, würdiger, edelgeſinnter Mann! Und ich nehme ſchriftlich von ihr Abſchied. Wie ſchwer es mir auch werden wird; ſie ſelbſt hat etwas Aehnliches von mir verlangt und ſo ſtimmt es mit ihrem ſüßen Herzchen, mit ihrer liebenswürdigen Sinnesart überein. Gönnen Sie mir eine Stunde Zeit

Und hiemit brach er in Thränen aus.

— „Sie ſehen aber meine Tochter nicht, Sie zeigen ſich unten im Locale nicht."

— „Ich verſpreche es Ihnen."

Unbarmherzig fuhr der Alte fort: „Sie ſind ein ſchwacher Menſch, Herr Caſtor! Um ſo gefährlicher daher, weil Ihre Figur, Ihre Sitte und Ihr Weſen liebenswürdig und gefällig ſind. — Nehmen Sie ſich zuſammen, damit wir auf der Stelle unſere Angelegenheit ordnen können. — Ich will das Bild kaufen und bezahlen. Sie verlaſſen noch heute mein Haus, und morgen laſſe ich das Bild von der Akademie holen."

Emil war vor Wehmuth keines Wortes mächtig. Er gab ein ſtummes Zeichen der Bejahung.

„Der König hat Ihnen zweihundert Louisd'or für das Bild geboten. Ich bin kein König. Ich kann nur hundert Louisd'or geben. Sind Sie damit zufrieden?"

Emil ſuchte ſich zu faſſen. — „Bezahlen Sie ſo viel Sie wollen, oder bezahlen Sie gar nichts. Mir iſt alles Recht."

Solche Leute liebte der alte Koch, dergleichen Geſchäfte machte er gern. Er zählte hundert leichte Goldſtücke auf.

„Es könnte Ihrem Rufe ſchaden," fuhr er fort; „wenn Sie ein Preisbild für 100 Louisd'or verſchleudern. Unſer Verhältniß geht Anderen nichts an und nehmen Sie meine Tochter, ſo iſt das Bild, mein Haus, mein Geſchäft, mein Vermögen: Alles auch das Ihrige. Es würde Ihnen und mir zur Ehre gereichen; es würde darthun, wie viel ich auf meine Tochter gebe, wenn ich Se. Maj. den König um hundert Louisd'or überbiete. Alſo bitte ich mir 300 Louisd'or zu quittiren. Keiner von uns gewinnt und verliert dabei."

„Alles! alles! Wie Sie wollen!"

— „Nehmen Sie Ihr Geld!"

— „Geben Sie es Ihrer Tochter. Ungefähr dieſe Summe werde ich Ihr ſchuldig ſein."

— „Wie ſoll ich das verſtehen?"

— „Ich habe Geld zum Reiſen, aber hier noch nicht bezahlt."

— „Keine Miethe und Koſt?"

— „Meine ſüße, wohlwollende Franziska hat alles für mich ausgelegt und baares Geld habe ich ebenfalls von ihr empfangen. Ich denke dieſe Summe wird aus reichen. Sie hat alles gebucht. Ich habe mir nichts angemerkt.

— „Welch ein Leichtſinn! Sie rechtfertigen vollkommen mein Mißtrauen gegen Sie. Sie ſind kein ſchlechter Menſch, aber eben ſo ſchwach, wie liebenswürdig. Sammeln Sie ſich. Schreiben Sie an meine Tochter. In einer Stunde bin ich wieder bei Ihnen, und was ich irgend vermag Ihren aufrichtigen Schmerz zu lindern und Ihnen Muth und Beſonnenheit einzuflößen, will ich beſtmöglichſt thun. Ich wünſche, daß Sie in Ihrem Abſchiedſchreiben mein Benehmen als ein väterliches und durchaus nothwendiges rechtfertigen.“

Troſtlos griff Emil zur Feder.

„Uebereilen Sie ſich nicht, Herr Gaſtor! Sie haben eine volle Stunde Zeit. Stellen Sie mir zuforderſt den Empfangſchein aus. Schreiben Sie, wie ich Ihnen ſage:

„Ich beſcheinige hiemit, dreihundert Louisd'or empfangen zu haben als Kaufpreis für mein auf der Kunſtausſtellung befindliches Bild „die ſchöne Beterin“, lebensgroßes Portrait (ganze Figur) der Fräulein Tusnelda van der Meeren, welches ich bitte Vorzeiger dieſes Scheins auszuliefern.“

Emil that, was er verlangte, reichte ihm den Schein und fügte hinzu:

„Soll ich mich denn wirklich wie ein Dieb hinwegſchleichen, ohne ihr Lebewohl zu ſagen?“

— „Schreiben Sie ihr! ſchütten Sie Ihr volles Herz vor meiner Tochter aus. — Ich will Euch nicht trennen, aber beſtrafen muß ich Euch.“

Emil ſeufzte: — „Ich gehe weit von hier und bleibe viele Jahre aus. Mir iſt, als ſehe ich ſie niemals wieder!“

— „Wenn Sie ſich nicht ändern, gewiß nicht. Denn jetzt ſind Sie kein Mann für meine Tochter. — Gehört dies ganze Geld ihr?“

— „Ja!“

— „Alſo fünfhundert Thaler Geld haben Sie in drei Monaten gebraucht?“

— „Vielleicht etwas weniger; mehr ganz gewiß nicht.“

— „Ich denke, es iſt ein artiges Sümmchen. Und das hat meine Tochter theils baar für Sie ausgelegt, theils baar Ihnen geliehen; und zwar ohne mir ein Wort davon zu ſagen? — Ei nun! So handelt ein Maler. Erſt macht man Schulden und dann malt man ein Bild, um ſie zu bezahlen. — Ich weiß nicht, wie viel Sie herausbekommen. Dieſe Differenz haben Sie verſchuldet und müſſen Sie ſich gefallen laſſen. Ich kann meine Tochter jetzt nicht ſtören, ſie hat alle Hände voll zu thun. Erſt in einer Stunde, wenn das Schauſpiel angefangen hat, iſt Sie frei und bis dahin hoffe ich, haben Sie dieſes Haus verlaſſen.“

— „Es bleibt alſo dabei? Ich ſoll ſie nicht wiederſehen?“

— „Schreiben Sie ihr, daß nach der Aufführung, welche Sie ſich in meinem Hauſe zu Schulden kommen ließen, Sie nicht eher wagen ihr wieder vor Augen zu treten, als bis Sie ſich geändert haben.“

Emil brach in Thränen aus. Van der Meeren ging und lachte in's Fäuſtchen.

— „So iſt die jetzige Jugend. Plündern läßt Sie ſich und obendrein noch ausſchelten.“

4.

„Holde heißgeliebte Braut!“ ſchrieb Emil. „Von heute an darf ich Dich ſo nennen, denn Du biſt es. So eben erhalte ich die Einwilligung Deines Vaters, die ich aber theuer und ſchmerzlich durch vierjährige Abweſenheit von Dir erkaufen muß. Ich reiſe, und darf nicht einmal Abſchied von Dir nehmen. Dein Vater iſt ſtreng, aber nicht ungerecht. Er zürnt. Denn unſer Schweigen hat ihn beleidigt. Du wollteſt es und ich liebe Dich zu ſehr, um Dir entgegen zu ſein. Er weiß jetzt Alles und was er noch nicht wußte, habe ich ihm geſtanden. Mit ſchwerem Herzen ſcheide ich, um Deiner würdig wiederzukehren. Mein Ehrgeiz giebt mir Muth, den meine Liebe nicht findet. Er bedurfte eines ſcharfen Stachels, um zu erwachen. Allein er iſt erwacht; und mein Troſt iſt Dein Bild, welches ich mit mir nehme. Nicht das Bild, welches ich gemalt habe, ſondern welches mir Dein Verſprechen mitgiebt: „für Dich und mich, Du ſchöne Beterin, zu Gott zu bitten.“ Ja, Franziska! das unſelige ſelbſtſüchtige Ringen nach Künſtlerruhm bedarf eines moraliſchen Halts, um ſich nicht ganz und gar in Traum und Täuſchung zu verlieren, und dieſer feſte Punkt, außerhalb mir ſelber, damit ich Schönheit und Seelenadel nicht nur in Form und Farbe feſthalte, ſondern auch in Wirklichkeit erſtrebe und beſitze, biſt Du. Ich kann mehr Dir nicht ſagen. Wie mit mir geſchehen iſt, weiß ich ſelbſt nicht!“ —

Nach einer Stunde kam van der Meeren wieder. Emil gab ihm das Schreiben, er durchlas und billigte es, indem er ſagte:

„Das laſſe ich mir gefallen! Das iſt ein ſchriftliches Eheverſprechen, welches im Einverſtändniß mit mir bindend iſt. Sie ſteigen dadurch in meiner Achtung. Sie ſind auf dem beſten Wege zu Ruhm und Ehren. Verfolgen Sie denſelben. Wann gedenken Sie abzureiſen?“

— „Morgen, ſobald meine Vorkehrungen getroffen ſind.“

— „Wo gedenken Sie zu übernachten?“

— „Ich weiß nicht!“

— „Nennen Sie mir das Hotel, wohin ich Ihre Habſeligkeiten ſenden ſoll. — Sie haben noch gar nichts geordnet und wie unſre Abrede lautet, müſſen Sie vor Anfang des Schauſpiels dieſes Haus verlaſſen haben!“

Emil fing wieder bitterlich zu weinen an.

— „Herr Caſtor, ermannen Sie ſich. Ein leichtſinniger, ſchwachherziger Künſtler iſt kein Tochtermann für mich.“

— „Bewahren Sie mir alles bis zu meiner Wiederkehr.“

— „Sie wollen gar nichts mitnehmen?“

— „So viel wie in meinen Mantelſack hineingeht. Ich reiſe ſtets zu Pferde. Alsdann bin ich einſam und kann bei jeder Witterung die Töne, Nuancen und Reflexe des Lichtes beobachten. An Geld fehlt es mir nicht und was ich brauche, kaufe ich an Ort und Stelle.“

— „Sie wollen nach Rom reiten?“

— „Für's erſte nach Paris. Frankreich hat einen anderen Himmel als Deutſchland; anderes Licht, andere Luft. Italien gleichfalls. Das alles muß beobachtet und ſtudirt werden. Ich bin in meinem Müſſiggange thätiger als vor der Staffelei.“

Mit ſchwerem Herzen raffte er ſeinen Reiſebedarf zuſammen. Dann ſank er erſchöpft auf einen Stuhl.

— „Die Vorbereitungen ſind das Peinlichſte. Wäre doch nur mein Mantelſack erſt gepackt. Ich habe für den Augenblick nicht Ruhe noch Geſchick dazu.“

Der liſtige Alte war ſo gefällig dieſe Mühe zu übernehmen. Auch beſtellte er einen Träger, welcher das Felleiſen nach einem nahgelegenen Hotel brachte.

„Muth, mein Sohn!“ ſagte er. „Ehre und Rechtſchaffenheit erheiſchen nun einmal, daß wir nicht länger ein und daſſelbe Haus bewohnen. Allein wir trennen uns als Freunde und mißtrauen einander nicht mehr.“

Emil warf ſich ſchluchzend an ſeine Bruſt und er erwiederte deſſen Umarmung aufs Zärtlichſte.

Jener ging und der ſchelmiſche Alte frohlockte: „Mit dem bin ich fertig. Nichts iſt leichter als einen Verliebten zur Verzweiflung zu bringen, indem man ihn bei ſeinem Edelmuthe auffordert, ſich von ſeiner Braut zu trennen. Jetzt kömmt mein Töchter an die Reihe. Mein Tuſchen will ihren Vater prellen? Das Täubchen ſoll erfahren, was ein alter Fuchs iſt.“ —

Er ging zu einem bejahrten, ihm wohlbekannten Kupferſtecher, welcher Handſchriften mit Meiſterſchaft nachahmte und ihm bei ſeinen Schelmſtreichen oft ſchon wichtigen Beiſtand geleiſtet hatte.

„Gevatter Abel!“ begann er. „Ich habe eine kleine Arbeit für Dich!“

— „Was lohnt ſie?“

— „Dieſes Mal leider ſehr wenig. Ich will nur meiner Tochter eine kleine Lection geben.“

— „Und dazu ſoll ich beitragen? Heute will ich etwas verdienen. Komm gelegentlich einmal wieder, wenn ich bei gefälligerer Laune bin.“

— „Da könnte ich oft vergebens kommen. Nein! Es muß heute noch geſchehen und Du ſollſt etwas dabei verdienen.“

— „Das läßt ſich hören. Was iſt es?“

Der Koch reichte ihm einen Zettel, welcher folgende Worte enthielt, die mit Emmis Handſchrift nachgeſchrieben werden ſollten.

„Reizendes Mädchen!

Sie ſind gefährlich und wer Sie geſehen hat, kann Sie ſo leicht nicht vergeſſen. Zum Glücke für uns beide habe ich die Kraft, dieſe ſüßen Feſſeln zu brechen und mich von Ihnen los zu reißen. Ich fliehe Sie. Nichts iſt verderblicher für einen jungen Maler, als ſich in ſein Model zu verlieben. Ihr Bild hat mir zwar Geld und Ehren die Menge gebracht. Bevor es mir aber gelungen iſt, es mir aus dem Sinne zu ſchlagen, bin ich nicht im Stande ein zweites zu liefern. Ich hoffe die Zeit und die Entfernung werden das übrige thun; vielleicht auch finde ich in Paris oder Rom Modelle, über die ich Sie vergeſſen kann, wenn ſie auch minder verführeriſch und bewundernswerth als Sie, ſein werden. Aus meinem Charakter habe ich Ihnen kein Hehl gemacht und Sie werden ſich ſelbſt geſtehen müſſen, daß ich der Mann nicht bin, der Sie glücklich machen kann; während Sie einen reichen Vater, ein großes Haus und ein blühendes Geſchäft haben und dem Glücklichen, dem Sie Ihre Hand reichen, mit Ihrer Schönheit und Ihrem

Liebreiz ein Götterloos bereiten. Sie haben mich drei Monate beherbergt und beköſtigt und mir ſogar auch baares Geld geliehen. Es iſt gegen mein Gewiſſen, Ihre Herzensgüte ferner zu mißbrauchen und da ich entſchloſſen bin Sie zu fliehen, würde es den peinlichen Kampf nur erſchweren, wenn ich Sie wiederſehe. Daher nehme ich ſchriftlichen Abſchied von Ihnen. Herzlichen Dank für alles Liebe und Gute, was Sie mir erwieſen, und für alles Glück, was Sie mir gebracht. Doch eine ernſtliche Bitte füge ich noch hinzu:

„Betrachten Sie unſer Verhältniß als einen ſüßen leichtverduftenden Frühlingsrauſch unſerer Jugend, der keine herben Nachwehen hinterlaſſen darf, ſondern weiter nichts, als Ihr glänzendes Conterfei, welches mir zum Ruhme gereicht, und Ihrem Geſchäfte gleichfalls einträglich iſt.

„Leichtſinn gehört zum Leben. Heutigen Tages nehmen unſere jungen Damen ihre Herzensangelegenheiten gar zu ernſthaft; ſie tragen Ihren Liebesgram zur Schau; ſie kokettiren mit ihrer Tugendtreue. Eine, die jungfräuliche Unſchuld dermaßen demüthigende Mode darf die anerkannte ſtolze Schönheit: „Tusnelda", nicht mitmachen und ich bin mir bewußt, keine heftige Leidenſchaften einflößen zu können."

— „Durch welch eine Handſchrift?" fragte der Kupferſtecher, „ſoll dieſe Epiſtel zum Spaniſchen Fliegenpflaſter werden?"

Der Koch überreichte ihm Emil's Abſchiedsſchreiben, und jener prüfte es.

— „Das iſt ein leichtes Stück Arbeit. Ein Maler ſchreibt niemals ſchön, ſondern malt mit allen Ungezogenheiten, welche er ſich in der Schreibſtunde angeeignet hat, klein und beſtimmt ſeine Buchſtaben, einen wie den andern hin. — Wie viel lohnt es?"

— „Wir haben unſeren Preis! Ich bezahle nach der Zeile."

— „Wie viel lohnt das Geſchäft?"

— „Es iſt kein Geſchäft. Ich will nur meine häusliche Bequemlichkeit haben. Meine Tochter ſoll nicht in Thränen zerfließen, nicht mir zu Füßen fallen und nicht um Gotteshimmelswillen mich bitten, ihr nicht das Herz zu zerreißen, das würde mich beunruhigen. Ich bin ein zärtlicher Vater.“

— „Deine Tochter muß ſehr einfältig ſein, wenn ſie von einem ſo plumpen Betrug ſich täuſchen läßt.“

— „Der plumpſte Betrug iſt der Beſte. Die Schlauheit iſt nicht alles. Man muß auch Muth dazu haben ein Schelm zu ſein.“

— „Du willſt mehr, als Deine Tochter mit Ihrem Liebhaber entzweien. Du haſt noch andere und gewiß ſehr einträgliche Abſichten mit ihr vor.“

— „Ich will weiter nichts, als väterliche Ermahnungen, gute Lehren und Moralpredigten ſparen. Ein Biſchen Hinterliſt und Schlauheit macht das überflüſſig und meine Tochter ſoll ſich von ſelbſt curiren.“

— „Du willſt Deine Tochter verheirathen und ganz gewiß an einen ſehr reichen Mann. Ich werde es ſchon erfahren!“

— „Was geht denn das Dich an?“

— „Ich will einen Antheil davon haben.“

— „Später vielleicht.“

— „Ja! Darauf laſſe ich mich ein.“

Er nahm Wachspapier und calcirte mit Bleiſtift Emil's Abſchiedsbrief. Dann nahm er eine Gänſepoſe, ſchnitt ſie zur Feder, probirte ſie, ſchabte und kappte ſie ein paar Mal, bis er ſie endlich zu den Grundſtrichen tauglich fand.

Hierauf ſchrieb er ſehr geläufig den ganzen Brief nach Concept und Vorlage der Handſchrift ab.

Bevor er ihn dem Koch einhändigte, ließ er ſich nicht nur ſeine Arbeit nach herkömmlicher Uebereinkunft, ſondern auch ſeine Verſchwiegenheit theuer bezahlen und zwar in vollwichtigen Geldſtücken. Die Leichten wies er zurück und der Koch ſeufzte.

„Dies verwünſchte Gold muß ich ſchon zum zweiten Male wieder zurücknehmen."

15.

Der Alte hatte Emil mit einer ſolchen Vorſicht entfernt, daß keiner von den Hausgenoſſen etwas davon ahnete. Erſt am anderen Morgen erfuhr Tusnelda durch den Hausknecht, daß der Herr auf Nummero ſechs die Nacht nicht nach Hauſe gekommen ſei.

Künſtler können bisweilen nicht umhin, Nächte zu durchſchwärmen; aber einem Liebenden iſt es nicht zu verzeihen, und Tusnelda nahm ſich vor, heut ein wenig zu ſchmollen. Doch Emil zeigte ſich den ganzen Tag nicht, und ſpät Abends, als ſich der letzte Gaſt entfernt hatte und ſie die Caſſe ihrem Vater überbrachte, konnte ſie nicht umhin einmal nachzuſehen, ob immer noch kein Schlüſſel auf Nummero ſechs ſtecke.

„Was fehlt Dir, Tuschen?" fragte der Koch, nachdem er das Geld gezählt. „Wer hat Dir etwas zu Leide gethan? — Warum biſt Du verdrießlich?"

— „Lieber Vater, ich bin müde! Aber der letzte Gaſt wollte nicht fortgehen, die Zimmer waren ſchon verfinſtert. Ich wollte ihm die Thür nicht weiſen."

— „Was machte er den hier?"

— „Er trank ein Glas Punſch nach dem andern und ſah mich an."

— „Brannten die Wachskerzen auf dem Buffet?"

— „Alle Viere! Ich überzählte die Caſſe. Die anderen Lichter hatte ich ſchon löſchen laſſen."

— „So war es ganz gewiß ein Maler, der Dich bei Kerzenſchein ſtudirte. — Schön-Tuschen ſei gefaßt darauf, noch vielfach abcontrefeit zu werden. Herr Caſtor hat nun einmal durch ſeine Lichteffecte Dich in die Mode gebracht und auch andere Maler werden Deine Figur auf Koſten meiner Wachskerzen ausbeuten. — Daß Du mir nur zu keinem wieder auf's Zimmer gehſt. Dein Ruf hat durch das *eine* Mal ſchon gelitten: denn in der ganzen Stadt ſagt man Herr Caſtor ſei Dein Bräutigam."

16.

Tusnelda hatte die Nacht ſchlaflos zugebracht und am andern Morgen wiederholte ihr der Hausknecht: der Herr auf Nummero ſechs iſt auch dieſe Nacht ausgeblieben.

Das war mehr als bedenklich. Sie nahm ihren Hauptſchlüſſel und öffnete das Zimmer.

Der gefälſchte Brief lag mitten auf dem Tiſche und die Aufſchrift lautete an ſie.

Sie öffnete und las ihn, und war edel genug — die arme Betrogene — den Geliebten zu entſchuldigen.

Damals machte ein Künſtler Drama „van Dyk" auf allen deutſchen Bühnen Glück.

Der große Rubens ſelbſt kommt aus Spanien, wo er Alles ſtehen und liegen ließ, um ſeinen Lieblingsſchüler aus den Liebesbanden einer Armida von Savelthem zu befreien, über die er vergißt ſich berühmt und unſterblich zu machen.

Bei dieſer Gelegenheit räth ihm Rubens, ohne Abſchied und augenblicklich zu ſcheiden, um ſich das Trennungsweh zu ſparen, welches der Geſundheit ſchädlich. Auch koſtet es Thränen; und ein Maler muß ſeine Augen ſchonen. Der Dorfpaſtor und der Vater der beſagten Dorfſchönheit ſind derſelben Meinung, und zum Ueberfluß unterſtützt Rubens dieſe vortreffliche Kunſtdiätik mit ſeinem Andaluſiſchen Schimmel und mit ſeinem Purpurmantel, den er ſeinem Schüler umwirft, damit er ſich nicht erkälte, weil die Sommernächte in Flandern kühl ſind.

Tusnelda hatte frei Theater. Wie manches liebe Mal hatte ſie den lampenkundigen Theaterſchimmel über die hohltönenden Bretter, welche die Welt bedeuten, in die Couliſſen poltern hören, indem er den unſterblichen Maler der unglücklichen Anna entführte, die in Folge davon in Ohnmacht fiel.

Tusnelda fiel nicht in Ohnmacht. Aber ſie weinte — —

Nach einem Jahre, denn auf der Bühne geht alles raſch, kömmt van Dyk, bereits unſterblich, aus Rom zurück, aber in Savelthem hat man ihn ſchon vergeſſen.

Er erkundigt ſich nach einer gewiſſen „Anna“ und man führt ihn auf den Kirchhof, wo ein ſchwarzes Kreuz mit ihrem Namen ihr Grab bezeichnet. Zufälligerweiſe ſtimmt der Organiſt zur ſelben Zeit die Orgel. Die Kirchthür iſt offen und er phantaſirt auf eine rührende Weiſe, ſo daß van Dyk nicht umhin kann, ſein Antlitz in den Purpurmantel ſeines berühmten Meiſters, den er wieder um hat, zu verbergen.

„Wenn er nach vier Jahren zurückkehrt:“ weinte Tusnelda; „wird man ihn ebenfalls nach einem Grabe führen, wo ein ſchwarzes Kreuz die Inſchrift trägt: „Franziska van der Meeren.“

Hätte ſie gewußt, daß Emil auch davongeritten ſei; vielleicht hätte ſie ſich der unglücklichen Anna von Savelthem noch ähnlicher gefühlt. Das Theater war die damalige Bildungsſchule.

17

Sie war jetzt hinreichend vorbereitet; ſo daß der Hauptſtreich mit Erfolg gegen ſie ausgeführt werden konnte.

Eines frühen Morgens, wo Gäſte noch nicht erwartet wurden, trat van der Meeren zu ihr an's Buffet, gefolgt von dem Banquier Rubland, welcher zärtlich lächelte und ſchmachtete.

„Franzi!“ begann jener; „wo glaubſt Du, daß Dein Bilde ſei?“

— „Im akademiſchen Gebäude denke ich.“

— „Nein! es iſt verkauft für dreihundert Louisd'or. Dieſer Herr beſitzt es.“

— „Das kann nicht ſein!“ erwiderte ſtolz Tusnelda.

— „Herr Rubland, zeigen Sie dieſem naſeweißen Mädchen gefälligſt den Kaufſchein.“

Rubland that es und van der Meeren fuhr fort: — „Nun? Was ſagſt Du nun? — Und der Maler iſt ſchon ſeit mehreren Tagen fort. Du weinſt - und biſt zerſtreut. Ich glaube Du grämſt Dich um ihn."

— „Ich glaubte ihm vertrauen zu dürfen."

— „Iſt er Dir etwas ſchuldig geblieben?"

— „Ich habe ihm alles angeſchrieben."

— „Ich habe Dir verboten, irgend wem zu borgen."

— „Ich mußte mich als ſeine Schuldnerin betrachten."

— Wie hoch beläuft ſich ſeine Schuld?"

— „Hier iſt mein Buch, dieſes ſein Conto."

— „Wie viel iſt es? — Zieh das Facit! Du kannſt ja addiren!"

Tusnelda addirte, aber ihre Hand zitterte, ſie ließ die Feder fallen — „Ich kann nicht!" ſeufzte ſie.

Der Koch ergriff die Feder und riß ihr das Buch fort. — Sein Antlitz röthete ſich, ſeine Stirnadern ſchwollen. — Er ſchleuderte ſeiner Tochter grimmige Blicke zu. Tusnelda fühlte ſich ſtrafbar. Sie hatte eben ſo wenig nachgerechnet wie Emil. Die Schuld belief ſich weit über fünfhundert Thaler.

Sie kannte die Habſucht ihres Vaters, die ihn dahin bringen konnte, einen Mord zu begehen.

Schauer überliefen ſie, ihre Zähne klapperten. „Schone mich, Vater! Schone mich!" flehte ſie händeringend. „Ich habe aus Leichtſinn gefehlt."

— „Sechshundert!" addirte van der Meeren; „ſiebenhundert — achthundert — neunhundert neunzehn Thaler vierzehn Groſchen!" ſchrie er und warf das Buch zu Boden. — „Leichtfertiges Geſchöpf! Malerdirne!" — und hiemit gab er ihr eine derbe Ohrfeige.

Er war außer ſich. — Auch in die Haare wollte er ihr fallen. Allein Rubland war ein kräftiger junger Mann und bändigte mit leichter Mühe den ausgelaſſenen Greis.

— „Wie können Sie Ihre Tochter in meiner Gegenwart mißhandeln!“ rief er, laut weinend vor Entrüſtung.

— „Was unterſtehen Sie ſich, Herr Ruhland! Ich bin in meinem Hauſe und das iſt meine Tochter.“

— Laſſen Sie dieſes Mädchen in Ruh, oder es giebt ein Unglück.“

— „Sie iſt eine Diebin, eine Betrügerin! die mein Geld ihrem Liebhaber geſchenkt hat. Ich werde ihn ſteckbrieflich verfolgen und ſie polizeilich beſtrafen laſſen. Ich laſſe ſie als Hausdiebin in's Zuchthaus bringen.“

Ruhland beſaß Geiſtesgegenwart, und ſtolz darauf, ſeine jugendliche Kraft gegen einen Greis geltend gemacht zu haben, ſprach er:

„Kein Wort mehr! Machen Sie kein Aufſehen! Wollen Sie einen Auflauf vor Ihrer Thür erregen? — Fräulein! verkriechen Sie ſich nicht hinter Ihren Ladentiſch. Kommen Sie dreiſt hervor. So lange ich hier bin, ſoll er Ihnen nichts zu Leide thun. — Ihre Tochter iſt ein unſchuldiges tugendhaftes Mädchen. Sie hat Ihnen mehr eingebracht als neunhundert neunzehn Thaler vierzehn Groſchen. Sie haben mir doch noch das leichte Gold nicht bezahlt? Behalten Sie es und was an der Summe fehlt, lege ich aus meiner Taſche zu. Wie viel iſt es? — Mein Fräulein! So viel iſt mir Ihr Bild werth. Und wiederhaben ſollen Sie es auch. Geprieſen ſei der hochgelobte Gott! Er hat mich geſegnet mit Habe und Gut. Ich brauche mich mit ungerechtem Beſitz nicht zu bereichern. Wie viel es mich auch koſtet, Sie ſollen Ihr Bild wiederhaben.

Ein ſolcher Beiſtand machte auch Tusnelda kühn und gab ihr Selbſtbewußtſein wieder. Sie hakte ihr Schlüſſelbund vom Gürtel und warf es ihrem Vater vor die Füße.

— „In einem Geſchäfte, wo von Diebſtahl und Betrug, von Polizei und Zuchthausſtrafe die Rede iſt, bleib ich nicht länger. — Vater! augenblicklich nimmſt Du zurück, was Du mir geſagt haſt. Wo nicht! gebe ich dieſelben Worte Dir wieder und zwar mit beſſerem Rechte.“

Der Alte, der ſchon gefühlt hatte, daß er viel zu weit gegangen war, fragte kleinlaut: „Tuschen, ſo trittſt Du auf gegen Deinen Vater?“

— „Ich will nicht mehr Tusnelda heißen. Franziska lautet mein Taufname. — Herr Ruhland! Tusnelda hat ſie beleidigt; allein der tiefgekränkten Franziska haben Sie ſich angenommen, als ihr Vater ſie mißhandelte. Ich ſehne mich nach dem Schutze eines braven ehrlichen Mannes und will nicht länger dieſem Hauſe und dieſem Geſchäfte angehören. Wenn Sie alſo gegen mich noch, wie früher, denken und wenn Sie mich nicht für eine Malerdirne halten, die Ohrfeigen verdient, ſo – ſo—.“ Schluchzen erſtickte ihre Stimme.

— „Weinen Sie nicht! Gottgeſegnetes Mädchen. — Reden Sie aus! — Reden Sie aus!“

— „So werde ich den ehrlichen Beſitzer meines Bildes zu ſchätzen wiſſen und den Gauner, der mich malte um mich zu betrügen, verachten. Und ſein Sie feſt überzeugt, daß ich, was mir an Herzlichkeit fehlen ſollte, weil ich ſo ſchwer geprüft bin, an Treue und Gehorſam erſetzen werde.“

— „Ach, welch ein Kleinod! Welch ein Engel Gottes! — Herr van der Meeren, was iſt das für ein Schatz! — Schöne Tusnelda, Sie wollen mein ſein?“

— „Nicht Tusnelda iſt die Ihrige. Dieſes hochmüthige Geſchöpf, welches ſich von den Hausbewohnern und Gäſten ihres Vaters verzärteln ließ, welches ſich wunderſam überſchätzte, weil ihr Bildniß auf der Kunſtausſtellung Aufſehen erregte, — bin ich ferner nicht mehr. Ich entſage hiermit jedem ſchwärmeriſchen Uebermuthe, jeder hochfahrenden Tugendprahlerei, um wieder Franziska zu heißen und die einfache, ehrliche Hausfrau eines braven Mannes zu ſein, der mich nicht beleidigen läßt, ſondern wider Beleidigungen mich in Schutz nimmt.

— „Franziſka!“ fragte Rubland; „darf ich Sie die Meinige nennen?“

— „Sie und kein Anderer. Selbſt meinem eigenen Vater will ich nicht länger angehören. Je eher, je lieber möchte ich dieſes Haus verlaſſen.“

„Ich laſſe Dich eher nicht von mir,“ wandte der Alte ein; „als bis ich Haus und Geſchäft verkauft habe.“

— „Ich habe die Schlüſſel weggeworfen. Für ſolchen Lohn, wie Du mir heute verabreicht haſt, kann Deine erwachſene Tochter nicht länger dienen.“

— „Franzi! Goldtochter! Ich hebe die Schlüſſel wieder auf!“

— „Ich nehme ſie nicht wieder an.“

— „Ich bitte Dich um Verzeihung. Soll ich Dir zu Füßen fallen?“

— „Die Tochter darf mit dem Vater nicht hadern, ſelbſt wenn er, ſtatt ihres Schmerzes zu ſchonen, ſie mißhandelt.“

— „Bedenke, was Haus und Geſchäft gewonnen haben, ſeitdem ich Dich wirthſchaften laſſe. Soll ich das alles wieder verlieren?“

— „Ich will nicht auf die Polizei und in's Zuchthaus. Ich will mich verheirathen, alſo verlaſſe ich Dich, um meinem Manne zu folgen.“ — —

So ſtritten ſie lange. Der Alte erhitzte ſich mehr und mehr und war ſchon wieder nahe daran ſich von Neuem zu vergeſſen. Da rief Rubland:

„Gerechter Gott! Vater und Tochter entzweien ſich doch um gar nichts.“

Er ſah nicht auf Geld, wenn es ſich um ſeine Launen und Leidenſchaften handelte, und opferte dafür beträchtliche Summen.

„Herr van der Meeren,“ fuhr er fort; „Sie wollen mir Ihre Tochter geben, ſobald Sie Haus und Geſchäft verkauft haben!“

— „Ja! Aber nicht eher!“

— „Nun! So iſt Ihr Haus und Geſchäft verkauft

Ich bin der Käufer! Fordern Sie was Sie wollen. Ich zahle noch heute; theils baar, theils in guten Papieren und Wechſeln."

— „Herr Ruhland!" wandte Franziska ein. „Schonen Sie das Ehrgefühl Ihrer Braut, welche in Ihrer Gegenwart ſchwer beleidigt wurde. Wollen Sie mich von meinem Vater loskaufen?"

— „Wie heißt: loskaufen! Ihr Herr Vater will Haus und Geſchäft los ſein! — Alſo Haus und Geſchäft iſt mein. — Ich bezahle es. Schließen Sie die Thür Ihrer Conditorei, Herr van der Meeren. Machen Sie die Fenſterladen zu. Haus iſt Haus, und bleibt beim Alten! Und Conditorei iſt dageweſen.

— „Dabei habe ich noch einiges Bedenken!" meinte der Alte.

— „Weder Sie dürfen Bedenken haben, noch Ihr Gottgeſegnetes Fräulein Tochter. Ich werde jeden Käufer überbieten bis in die Millionen."

— „Aber wenn ich nun nicht verkauft ſein will?" verſetzte ſtolz Tusnelda.

— „Machen Sie keine Thorheiten! Wenn Sie mein ſein wollen, gehört das Meinige Ihnen. Alſo nicht ich kaufe Sie von Ihrem Vater los, ſondern: Sie ſelbſt. Wem fällt das Geld Ihres Vaters nach hundert Jahren einmal zu? — Ihnen! — Was Mein iſt, iſt Ihr und was Ihr iſt, iſt Mein! — Alſo Herr van der Meeren, fordern Sie was Sie wollen. — Bei Ihnen arbeitet das Geld beſſer als bei mir; dabei kann ich nicht zu kurz kommen. — Schließen Sie die Thüren der Conditorei und die Fenſterladen.

18.

Wenige Wochen ſpäter ereignete ſich ein trauriger Vorfall. Ein talentvoller junger Maler war auf einem Spazierritt verunglückt. Sein Pferd langte triefend naß und todesängſtlich in den Stall wieder an. Der Leichnam des Reiters wurde erſt nach einigen Tagen wieder aus dem Waſſer gezogen. Man fand bei ihm weder Uhr noch Geld noch ſonſtige Koſtbarkeiten. Nur ein Taſchenbuch enthielt ein zärtliches Brieflein von einer gewiſſen Franziska, die ihn mit hochtrabenden Ermahnungen nach Rom hinſchickte, und ein Zeitungsblatt, welches die Heirathsanzeige eben dieſer Franziska mit einem notoriſch reichen Banquier enthielt.

Selbſtmorde aus Liebe waren in damaliger Zeit ſehr häufig und man glaubte aus jenen beiden Papieren auf ein ſolches Verbrechen ſchließen zu dürfen. Schon wollte man der Leiche das ehrliche Begräbniß verſagen, als die Cameraden ſich für den Verunglückten verwendeten. Sie ſagten: „Auf einem Spazierritt zu ertrinken, klingt ſchon ſo ſonderbar, daß man es kaum für möglich halten kann oder wenigſtens für einen ganz ſeltſamen Unfall anſehen muß. Es läßt ſich alſo durchaus nicht annehmen, daß Jemand mit der Abſicht ſich zu ertrinken, zu Pferde ſteigt.

In Folge dieſer Verwendung erhielt Emil Caſtor, der zu hohem Ruhm und einer glänzenden Laufbahn beſtimmt ſchien, doch wenigſtens ein ehrliches Begräbniß.

19.

Fünf Jahr ſpäter ſtarb auch der alte Koch. Mit ſeinen Jahren hatte auch ſein Geiz zugenommen. Auf eigene Koſten wagte er kaum ſich zu ſättigen und um ſo gefräßiger war er Sonntags an der üppigen Tafel ſeines Schwiegerſohns; bis er ſich wirklich eines Tages dermaßen übergeſſen hatte, daß er plötzlich an einer Unverdaulichkeit ſtarb.

Er hinterließ beträchtliche Reichthümer, beſtehend theils in Baarſchaften, theils in Koſtbarkeiten, Diamanten, Uhren, Ringen u. ſ. w.

„Emanuel!“ ſagte Franziska; „Du ſagteſt mir einmal, daß Du nicht gern ungerechtes Gut beſitzen magſt. Auf dem Nachlaß meines Vaters ruhen ſchwere Seufzer und Flüche. Sollte nicht Einiges den rechtmäßigen Eigenthümern oder deren Erben zurückgegeben werden?"

— „Wenn es ſchreiende Ungerechtigkeiten ſind, ganz gewiß. Wo nicht, haſt Du ehrlich geerbt. Aber wie erfahren wir das?"

— „Ich werde mir die werthloſen Papiere aneignen. Du darfſt aber keine Einſicht davon nehmen."

— „Du wirſt doch uber nichts ohne meine Einwilligung verfugen?"

— „Du haſt die Verantwortlichkeit. Ich thue nichts ohne Dein Gutachten."

Unter dieſen werthloſen Papieren fand Franziska auch Emil's echtes Abſchiedsſchreiben, wie auch noch andere Briefe, welche der Verſtorbene unterſchlagen hatte, und die den Selbſtmord außer Zweifel ſtellten. —

Neun Tage lang rang Franziska zwiſchen Leben und Sterben; doch erholte ſie ſich wieder. Rubland war in dieſer Bosheit auf keine Weiſe verwickelt; und auch Bertha war bereits geboren und zählte drei Jahre.

Doppelte Pflichten ketteten ſie an ihren Ehemann, die ſie jeder Zeit treu und gehorſam erfüllte.

Seitdem aber lebte ſie einzig und allein für ihre Tochter.

Schluß der [illegible]

I.

Acht Tage waren verſtrichen und Victor immer noch nicht heimgekehrt. Der alte Herr indeſſen ſchien nicht im Mindeſten beunruhigt. Sein Sohn hatte ihm bereits ſchriftlich gemeldet, daß er durch Vermittlung des Banquiers Ruhland, bei der R—ſchen Legation als Attaché einzutreten geſonnen ſei, um in dieſer Qualität bei Hofe vorgeſtellt zu werden. Auch habe Fürſt G— (der R—ſche Geſandte) ſehr gnädig geäußert: daß es ſeinem Hofe wie ihm ſelbſt Freude machen würde, einen Wüſterode-Hohenbrück als den Seinigen zu betrachten.

Sollteſt Du, wie ich hoffe, hiemit einverſtanden ſein, hatte Victor hinzugefügt, ſo iſt mir anderſeits ein kenntnißreicher und wohlerfahrener Landwirth empfohlen: der Domänenrath von Kehlang, dem wir getroſt die Verwaltung unſerer Güter anvertrauen können. Selbiger ſoll auch ein heiterer und liebenswürdiger Geſellſchafter ſein, der es Dir an Zeitvertreib nicht fehlen laſſen wird, ſo daß Du mich auf keine Weiſe vermiſſeſt, während ich hier eine höhere Laufbahn beginne, um als letzter Namens- und Wappenträger meines Geſchlechts, den Namen Wüſterode-Hohenbrück wieder zu altem Glanz und Geltung zu erheben. Indeſſen bleibe ich ſtets ein freier Mann und mein eigener Herr, und werde ab und zu, das heißt monatlich wenigſtens ein, zwei Mal, nach Wüſterode kommen, um mich von Deinem Wohlſein zu überzeugen, und alles Anderweitige in Augenſchein zu nehmen. — Ich erwarte hier Deine Antwort, das heißt: Deine ſchriftliche Genehmigung. Denn Dein iſt die Entſcheidung, und ohne Deine Zuſtimmung werde ich nichts beſchließen. Schreibe mir alſo bald, denn ſo wie ich Deinen Brief erhalte, reiſe ich mit meinem Domänenrath von hier ab. Für's Erſte bringe ich ihn als Gaſt mit. Er wird Dir hoffentlich gefallen — wo nicht! — nehme ich ihn wieder mit mir zurück. — Nur um eines noch muß ich Dich bitten: Dieſe ganze Angelegenheit bleibe ein Familiengeheimniß zwiſchen Vater und Sohn, bis zu ihrer völligen Entſcheidung — oder für immer, falls nichts daraus werden ſollte. Denn mein Vorſatz, unſere Güter nicht mehr ſelbſt zu verwalten, Dich zu veranlaſſen und einen Amtmann einzuſetzen, dürfte in der ganzen Umgegend ein großes und unangenehmes Befremden erregen."

„Verſtanden, Ulrich?" fragte der alte Herr ſeinen Kammerdiener, der ihm die Briefe vorleſen mußte. „Siehſt Du, Ulrich!" fuhr er fort und rieb ſich ſtillvergnügt die Hände. „Dieſes iſt ein Familiengeheimniß; dergleichen kann nur der Sohn ſeinem Vater anvertrauen, um ſich ſeiner Genehmigung zu verſichern."

„Wohlverſtanden, Hochgräfliche Gnaden!" erwiderte Ulrich. „Ein Familiengeheimniß! Stumm, wie ein Fiſch."

2.

Der Freiherr von Hartung auf Hartenſtein hatte mit der heutigen Poſt Briefe und Journale erhalten und obendrein ein Schreiben von ſeinem Sohne Heinrich. Es war ihm Bedürfniß ſich mit Tagesneuigkeiten zu verſorgen, um ſie friſch und brühwarm weiter zu tragen und in der Umgegend zu verbreiten. Zuerſt griff er daher nach den Journalen und durchlas ſie, wie ein ländlicher Feinſchmecker, der ſich ſeinen politiſchen Honig aus jeder Zeile ſaugt und dem die kleinſte Anzeige von Wichtigkeit iſt. Erſt nachdem er den ganzen heutigen Vorrath bezwungen hatte, hielt er es für Zeit, ſich um die eigenen Angelegenheiten zu kümmern und die angelangten Briefe zu erbrechen. Ganz zuletzt, wie zum Deſert, las er endlich auch Heinrich's Schreiben.

Dieſes enthielt unter Anderen:

„Victor logirt noch immer im Hotel du Nord. Wie ich aber aus guter Quelle weiß, hat er ſich ein prächtiges Haus nebſt Garten in der Fürſtenallee gemiethet, man ſagt ſogar gekauft; und läßt es decoriren und möbliren, um es allein zu bewohnen, verſieht ſich mit einer gehörigen Dienerſchaft, Equipagen und Pferden. Wozu dieſer unerhörte Aufwand? Das ſcheint er ſelbſt nicht zu wiſſen, viel weniger noch kann es ein Anderer ſagen, und für ſeine guten alten Freunde hat er kein Wort und keinen Blick mehr übrig. Ich verzeihe ihm das von ganzem Herzen. Denn in der Reſidenz ſieht man ſich minder nahe, wie auf dem Lande. Verdient aber habe ich es nicht um ihn, denn ich bin ihm nützlich geweſen.

„Unter Anderen habe ich ſeine Affaire mit Brauſewald beigelegt, indem ich Letzteren zu einer Erklärung vermochte:

„Von Victor niemals etwas Schriftliches erhalten, wohl aber wiſſenſchaftliche Geſpräche mit ihm geführt zu haben, wovon er ſpäter freilich ohne deſſen Vorwiſſen, Genehmigung und Billigung, öffentlichen Gebrauch gemacht.

„Mit dieſer Erklärung war Victor zufriedengeſtellt und Du wirſt mir einräumen, lieber Vater, daß ich mich in dieſer Angelegenheit fein und ſauber, wie ein Diplomat benommen habe. Alle Räthſel ſcheinen gelöſt, aber ſcheinen es nur, denn die vorhandene Thatſache iſt noch immer ſo zweideutig, daß jedermann ſie deuten kann wie er will.

„Meinem armen Victor bekam das dennoch übel. Ich präſentire ihn auf einem Thee Danſant beim Grafen St. Pardour und ebendaſelbſt befand ſich auch die kleine Millionärin, die Tochter des reichen Rubland, ein Mädchen ſchön wie ein Engel und boshaft wie ein Kobold. Dieſe kam auf den Einfall, ſich in ein Geſpräch mit dem berühmten Damenphiloſophen einzulaſſen, wußte aber beſſer in deſſen Buch Beſcheid, als der nunmehr authenſiſche Mitverfaſſer. Sie trieb ihn in die Enge, ſo daß er weder aus noch ein mehr konnte — allein was that mein lieber Victor? — Er lief mitten im Geſpräche sans adieu davon. — Was ſoll man von ſolch einem Benehmen denken?“

Der Freiherr hatte vollendet. Er ließ ſatteln, um die Runde bei ſeinen Gutsnachbaren zu machen und ſprach heute noch auf Wüſterode vor, um zu erfahren, was Victor ſo lange in der Reſidenz mache.

Vergebens aber drang er mit Fragen in den alten Herrn. Dieſer ſagte: „Es iſt ein Geheimniß“ und blieb wie immer bei ſeinem erſten Worte. Und weil Hartung ſich damit nicht begnügen wollte, fügte er ſogar hinzu: „Sehen Sie, Freiherr! Sonſt ſtecken Sie immer voll Neuigkeiten und heute wiſſen Sie gar Nichts.

Zu guter lezt wandte ſich der Freiherr noch einmal auf der Treppe um, und fragte den Kammerdiener, der ihm das Geleite gab: „Ulrich, was iſt denn eigentlich los?“

Allein auch dieſer zuckte die Achſeln und ſagte: „Familiengeheimniſſe! Stumm wie Fiſch!“

Hartung mußte unverrichteter Sache wieder gehen und das verdroß ihn. Er wollte ſtets am beſten unterrichtet in der ganzen Umgegend ſein, und bildete ſich ein auf dreißig Meilen in der Runde ſeines Gleichen nicht zu haben. Heute hatte der alte Herr, der ſich um gar nichts kümmerte und niemals etwas wußte, ihm geſagt: „Sie, der Sie ſonſt voll Neuigkeiten ſtecken, wiſſen heute gar Nichts!“ In der That war es ihm unerklärlich, woher ſein Sohn, der ihn ſtets mit den ausgeſuchteſten Neuigkeiten verſorgte, dieſes Mal das Allerwichtigſte und Zunächſtliegende auf eine ſo unverantwortliche Weiſe außer Acht gelaſſen hatte, und er nahm ſich vor, in ſeinem nächſten Schreiben ihm deshalb ſeine väterliche Ungnade in unumwundenen Worten Kund zu thun.

3.

Victor langte an in Begleitung des Domainenrathes von Koblang, eines luſtigen kugelrunden alten Junggeſellen. Er ſtellte ihn ſeinem Vater vor und alles ging über Erwarten gut. Der erſte Abend ſchwand wie ein Traum dahin, denn Koblang beſaß diejenigen Eigenſchaften, welche man auf dem Lande liebt und die vollends den alten geſtrengen Herrn bezauberten. Er aß gern und trank noch lieber, Beides aber mit einem Anſtand und einer Sauberkeit, daß man Appetit und Durſt mitverſpürte, wenn man ihn eſſen und trinken ſah. Ueberhaupt hatte er bei all ſeiner Körperfülle etwas Zierliches in ſeinem Weſen. Seine Corpulenz athmete eine gewiſſe naiv-komiſche Gracie und er war aufgeräumt und geſprächig. Er wußte die Menge Anecdoten, Schnurren und Schwänke auswendig, welche freilich durchaus nicht neu waren. Auf dem Lande aber ſchadet das nichts und man läßt ſich ſogar Wiederholungen gefallen, zumal was die Bauern betrifft. Denn worüber der Bauer erſt einmal gelacht hat, darüber lacht er auch jederzeit wieder. So leichtes Spiel hatte Koblang freilich mit dem alten Herr nicht. Er tiſchte aber doch mitunter Späße auf, daß jener ſich den Bauch vor Lachen hielt, und alsdann pflegte Koblang, um die Heiterkeit zu unterſtützen und aufrecht zu erhalten, ſeine eigenen Worte überlaut mit zu belachen, ſo daß der Stuhl unter ſeinem gewichtigen Leibe wankte und krachte.

Mit Verwunderung gewahrte Victor, wie beide alte Herren in ausgelaſſener Heiterkeit die Welt ringsum zu vergeſſen ſchienen, und in aller Stille ſegnete er die Weisheit und den Tact ſeiner ſchönen Schwiegermutter. Koblang war ein weitläufiger Anverwandter von ihr, und ſie hatte ihn empfohlen.

„In dieſer Geſellſchaft,“ dachte er, „iſt mein Vater glücklicher als in der meinen, und ich kann jetzt ganz für Bertha leben.“

Der alte Herr, als er ſich endlich zur Ruhe begab, ſprach er zu ſeinem Kammerdiener:

„Ulrich! Heute war ich einmal ſo recht von Herzen froh. Wem Gott hilft und die Juden beiſtehen, der iſt nicht hier noch dort verloren. Meinen lieben Herrgott muß ich loben und preiſen, denn er hat mir einen guten hoffnungsvollen Sohn geſchenkt, und meinem reichen Geldjuden muß ich es Dank wiſſen, daß er mir dieſen charmanten Amtmann zurecommandirt hat. Den laſſe ich um keinen Preis wieder von mir, bis an mein ſeliges Ende.

4.

Victor ſehnte ſich nach der Reſidenz zurück, zuvor aber mußte er den neuen Amtmann ſeinen Dorfbehörden und Großbauern vorſtellen, und das ging nicht ſo im Fluge, wie er zu verfahren gewohnt war.

Koblang mochte vielleicht einmal früher gut zu Pferde geweſen ſein; jetzt aber verlangte er einen derben, gewaltigen Gaul, der es ſich eben ſo ſauer werden laſſen mußte, ihn zu tragen, wie ihm ſelbſt das Reiten wurde. So ſah ſich denn Victor genöthigt anſpannen zu laſſen und da es doch einmal eine Feierlichkeit war, die Umfahrt in der Staatscaroſſe mit Sechſen beſpannt, anzuſtellen.

Man war zwar gewohnt, den gnädigen jungen Herrn ſeine Füllen ſelbſt einfahren zu ſehen, nicht aber daß er ſich fahren ließ und beim Anblick der ſchwerfälligen Karoſſe, in welche auch der alte Herr ſchon ſeit lange nicht geſehen worden, lief überall die Dorfbewohnerſchaft zuſammen.

Ferner kam es unerwartet, daß Victor ſein bisheriges Regiment aufgeben und einen neuen Amtmann einſetzen wollte. Man mißte ihn ungern und überall gab es finſtere Geſichter.

Indeſſen mißfiel der neue Amtmann eben nicht, und das war genug für den Anfang, das übrige mußte die Zeit thun. Er nahm jede Bewirthung mit Dank an und that der derbſten Bauernkoſt gebührende Ehre. Auch wiederholte er überall ſeine derben Späße, Schwänke und Schnurren und war nirgend von der Stelle zu bringen. Victor hatte demnach eine harte Geduldprobe zu beſtehen.

Schon neigte ſich die Sonne, und die Rundfahrt war kaum zur Hälfte vollendet. Morgen mußte von Neuem begonnen werden und dann mußten noch die Felder, Wieſen, Gehölze und Weinberge, die Viehſtälle, Wirthſchaftsgebäude und Vorrathshäuſer beſichtigt werden. Außerdem mußte der neue Amtmann noch die Schreiber, Aufſeher, Knechte, Jäger und Feldhüter kennen lernen, ſie prüfen und ausfragen und ließ er ſich zu alle dem, eben ſo viel Zeit wie heute; ſo konnten gut und gerne vier Wochen darüber hingehen.

Koblang, obſchon er immer noch gut zu Fuße war, dachte doch mit Schrecken an die Flur- und Wieſenpfade, an die Wald- und Feldſteige, an die Weinberge, wo es bergauf und ab, und an die Wirthſchaftsgebäude, wo es Trepp auf und unter ging. Wie ſollte er da mit Victor fertkommen, der raſch und gewandt, zu jeder Unbeholfenheit und Saumſeligkeit die Stirn runzelte.

„Herr Graf!“ begann er, als die Caroſſe einen breiten Sandweg einſchlug. Nach allem, was ich im Vorbeifahren flüchtig überſchauen konnte, ſind Ihre Güter ſo muſterhaft beſtellt, daß ich nicht hoffen darf, irgend eine Verbeſſerung anzubringen, und zufrieden ſein muß, alles in dem Zuſtande zu erhalten, in welchem ich es finde.“

— „Meine Complimente! Herr von Koblang.“

— „Gnädiger Herr! Ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie heute unzufrieden mit mir ſind. Ich liebe Ihnen zu ſehr, um mit dieſem Ausdruck meine Langſamkeit zu bezeichnen. Bedenken Sie aber wohl, daß ich mich anders nicht benehmen darf. Sie ſind der Herr. Mögen Sie ſo kurz angebunden ſein, wie Ihnen beliebt, denn man kennt Sie und hat ſich an Sie gewöhnt. Ich aber ſoll von nun an Sie erſetzen; und der Bauer iſt ſchwerfällig. Er findet ſich nicht leicht in Neuerungen und hartnäckig iſt er auch. Trete ich daher von Vorne herein auf, wie Sie, ſo verderbe ich augenblicklich alles für mich. Ich muß Vertrauen zu gewinnen ſuchen und das koſtet Zeit. — Wenn es nicht unbeſcheiden iſt, erlaube ich mir zu fragen: Ob der Herr Graf baldmöglichſt nach der Reſidenz zurückzukehren wünſchen?"

— „Ich trete dort in ganz neue Verhältniſſe. Sie werden bald genug erfahren in welche, um zu begreifen, daß ich mich ernſtlich beunruhigt fühlen darf."

— „Was hindert Sie denn, morgen mit dem Früheſten dahin abzureiſen? Hinterlaſſen Sie mir als Ihrem Amtmanne nur ſchriftliche Befehle an Ihren Herrn Juſtitiar, damit dieſer mich begleite. Das Weitere thut die ſechsſpännige Caroſſe Ihres geſtrengen Herrn Vaters. Es iſt mir nicht entgangen, wie ſehr ſie imponirt. Das genügt, mich ſelbſt zu inſtalliren und ich kann mir Zeit laſſen, ſo viel ich brauche."

— „Wahrlich! Sie haben Recht," ſagte Victor, „und ich muß mich ſchämen, daß ich nicht ſelbſt auf dieſen Gedanken gekommen bin!"

— „Nicht nur Ihre Angelegenheiten in der Reſidenz nehmen Sie in Anſpruch, Herr Graf! Es hat auch ſeine Bedenklichkeiten, ein jahrelang ſelbſt überwachtes, wohl gepflegtes Eigenthum fremden Händen anzuvertrauen."

— „Nein! Herr von Koblang, das verurſacht mir nicht die geringſte Sorge. Meine Güter können in keinen beſſeren Händen ſein und eben deswegen ärgere ich mich über mich ſelbſt, daß ich Ihnen nicht blindlings alles überließ und einen ganzen Tag damit verlor, Sie einzuführen."

— „Nein! Herr Graf! Sie mußten den Anfang machen oder die Bauern wären vollends irre geworden. Auch haben Sie, wenn ich ſo dreiſt ſein darf, es Ihnen zu bekennen, häufige und ſehr unverkennbare Zeichen von Mißmuth und Ungeduld von ſich geben, wodurch das Phlegma, womit ich doch einmal kokettiren muß, ſehr gehoben ward. Morgen, wenn mich Ihr Herr Juſtitiar begleitet, gedenke ich mich in ein noch ſchöneres Licht zu ſtellen."

Sie langten auf dem Schloſſe an und Victor begrüßte ſeinen Vater mit den Worten: „Papa, Du haſt Recht! Unſer Herr Amtmann iſt ein charmanter Mann, der mit Geld nicht aufzuwiegen iſt."

— „Bei meiner Statur will das was ſagen!" lachte Koblang, und der alte Herr lachte herzlich mit.

5.

Dem Freiherrn war von allen Seiten ſchon das merkwürdige Erſcheinen der impoſanten ſechsſpännigen Staatscaroſſe mit dem noch weit impoſanteren kugelrunden Amtmann zu Ohren gekommen. Er konnte daher nicht umhin, ſich heut auf Waſſerrede einzufinden, um eine ſo erſtaunliche Begebenheit in ihrem näheren Zuſammenhange zu erforſchen.

Victor war ſchon wieder abgereiſt, allein der charmante Amtmann wurde ihm vorgeſtellt und er redete ihn an mit den Worten:

„Haben Sie etwas Neues aus der Reſidenz mitgebracht?"

— „Friſche Hummer!" erwiderte Koblang mit großer Wichtigkeit. „Es iſt alles, was die Jahreszeit bietet. Sind der Herr Baron ein Freund von Seekrebſen?"

„Nein!" verſetzte der Freiherr. „Ich liebe nicht was rückwärts geht."

— „Das iſt nicht gefährlich!" ſchmunzelte Koblang. „Dann müſſen der Herr Baron alten Käſe eſſen."

Der alte Herr lachte ſchon, wenn ſein charmanter Amtmann nur den Mund aufthat, der alsdann noch lauter lachte. Allein dieſe Heiterkeit erzürnte den Freiherr.

„Ich will nicht hoffen, Herr von Koblanz," ſagte er entrüſtet, „daß Sie Ihren Scherz mit mir treiben."

— „Behüte der Himmel! Wie werde ich mich das unterſtehen. — Was ich ſage, iſt buchſtäblich wahr. Und wie man in der ganzen Welt ſagt: der Fiſch will ſchwimmen, um nachdem man Fiſch gegeſſen, darauf zu trinken; ſo ſagt man an der Seeküſte: der Krebs will rückwärts. Das heißt: wenn die Kinnlade ſchwer wird und man zu gähnen anfängt, ſo muß man alten Käſe eſſen, das giebt Luft im Magen."

Der Freiherr rümpfte die Naſe: „Pfui, wie abſcheulich."

— „Es iſt ein unfehlbares Specificum, Herr Baron! Sehen Sie, als ich noch Amtmann auf Wuſtkewitz und Rechtenfleth war, hatte unſere alte gnädige Frau vom Schloſſe eines Abends zu viel Hummer gegeſſen und ſchickte nach dem Doctor. Es war ein junger Mann noch, und neuvermählt und wollte eben zu Bette gehen. Was fehlt Deiner Herrſchaft? fragt er den Bedienten. Die gnädige Frau hat ſo viel Hummer gegeſſen. — So muß ſie alten Käſe nacheſſen. Sie hat ja Vorrath davon, beſſer kann ich ihr nicht helfen. Wirſt Du das aber auch behalten und ſo beſtellen können, wie ich es Dir ſage? — Der Bediente verſprach es, kehrte auf's Schloß zurück und beſtellte: — Ein ſchönes Compliment vom Herrn Doctor und er kann der gnädigen Frau nicht helfen. Die gnädige Frau möge allen ihren alten Käſe allein aufeſſen. — Die alte Dame lag ſchon im Bette, und was thut ſie? — Sie iſt keinen alten Käſe, ſie ſchreit: dieſen unverſchämten Doctor ſchaffe ich ab und — ſtirbt."

Der alte Herr hielt ſich wieder den Bauch und der Amtmann lachte noch lauter.

Verdrießlich griff der Freiherr nach Hut und Peitſche.

„Wohin?" fragte der alte Herr.

„Ich bitte um Verzeihung! Meine Zeit iſt gemüſſen und ich habe mich in dieſer angenehmen Geſellſchaft ſchon viel zu lange aufgehalten.“

Hartung that immer ſehr geſchäftig, ſein jäher Abſchied konnte daher den alten Herrn nicht befremden. „Kommen Sie recht bald einmal wieder, und auf längere Zeit.“

Der Amtmann trieb die Harmloſigkeit ſo weit, dem Freiherrn, den er bis an die Treppe complimentirte, das unfehlbare Specificum auch bei Auſtern, Seeſpinnen, Krebſen und Granelen dringend anzuempfehlen.

5.

Als der Freiherr Wüſterode im Rücken hatte, ſprach er zu ſich ſelbſt:

„Dahin komme ich ſo bald nicht wieder. Dieſer charmante Amtmann iſt unerträglich. Das wird aus dem Menſchen, wenn er ſich nur mit Bauern abgibt und keine anderen Intereſſen kennt, als Bodenfrucht und Viehſtall. Der alte Herr, der alte Ulrich und dieſer dicke von Koblang bilden ein Trifolium, was wohl ſich ſelbſt genügen mag, aber keinen Anderen behagen kann.“

Er ſchrieb an ſeinen Sohn:

„Lieber Heinrich! Hier begeben ſich Wunderdinge u. ſ. w. — — Was konnte Victor bewegen, ſich plötzlich von Wüſterode loszuſagen, um einen dicken charmanten Amtmann einzuſetzen, von dem ich Dir weiter unten mehr zu erzählen habe. Was will er in der Reſidenz, was gedenkt er dort vorzunehmen? Aus allem dieſem wirſt Du erſehen, welch einen harten Stand Dein Vater hat, den alle Welt mit Fragen jetzt beſtürmt: Was ſoll daraus werden, wie wird das enden? Suche Victor zu erforſchen. Ich ſelbſt würde es gethan haben, allein während ſeines kurzen Aufenthalts hieſelbſt hat er ſich nicht einmal Zeit genommen, mir einen Beſuch zu machen und als ich nach Wüſterode kam, fand ich ihn nicht mehr. Er war bereits abgereiſt. Ich erwarte daher umgehend einen ausführlichen Bericht von

Dir, der mich in den Stand ſetzt, jedermann Rede und Antwort zu geben und ſollte es Dir unmöglich ſein, etwas Thatſächliches zu ermitteln, ſo theile mir wenigſtens Deine Muthmaßungen oder ungefähre Anſichten mit oder melde mir, wie die Welt darüber urtheilt und man im Allgemeinen von Victor ſpricht.“

Heinrich antwortete hierauf:

„Mein theurer Vater! Ebenſo wie Victor während ſeines kurzen Aufenthalts auf Wüſterode Dich vernachläſſigt hat, ebenſo vernachläſſigt er mich allhier. Er iſt nicht mehr derſelbe. Die wenigen Wochen in der Reſidenz haben etwas Anderes aus ihm gemacht. Zwar war er ſtets ziemlich hochfahrend und karg, jetzt aber iſt er hoffärtig und geldgierig. Aus ſeinen Untugenden ſind Todſünden geworden.

„Daß Victor hier großen Aufwand macht, kann ihm nicht ſchaden. Seine Güter haben ſich unter ſeiner Verwaltung ſehr verbeſſert.

„Aber ſeine fetten Güter und beträchtlichen Einkünfte genügen ihm nicht mehr, ſeit er kräftigere und raſchere Mittel kennen gelernt hat, Schätze zuſammenzuraffen.

„Wer nicht wagt, gewinnt nicht und der letzte Wüſterode-Hohenbrück, der hochgräfliche Sprößling von 128 Ahnen, ſpeculirt in Papieren. Seine Vorfahren erbeuteten zu Roß innerhalb der adligen Schranken, die erſten Danke. — Victor hat ſich eine andere Kampfbahn ausgeſucht: die Börſe! — Wozu noch Lanzen und Schwerter! — Lieber Staatspapiere und Wechſel. — Wozu Hauen und Stechen! — Hauſſiren, baiſſiren, fixen iſt bequemer. Bei Turnieren kann man Hals und Beine brechen. An der Börſe kömmt man höchſtens um ſein Vermögen und alsdann bleibt man immer noch ein Graf Wüſterode-Hohenbrück, der immer noch zu gebrauchen iſt; bei Hofe etwa, oder auch nur beim Militair.

„In eigener Equipage mit Wüſterode’ſchem Wappen und Livreen kann Victor freilich nicht an die Börſe fahren, um Geſchäfte zu machen. Er bedarf alſo eines Banquiers, dem er ſeine Aufträge giebt und von dem er ſich rathen läßt. Will man ſich nun unfehlbar zu Grunde richten und ſeines Verderbens ganz ſicher ſein, ſo iſt Rubland der Mann dazu. Wer ſich bereits zu einem zehnfachen Millionär emporgeſchwungen, der verſteht die Kunſt und hat ſeine Meiſterſchaft darin erlangt, jedweden bis auf Haut und Knochen auszuſaugen, ſo daß, hat er ihm endlich den Garaus gemacht, auch kein Tröpfchen Saft mehr für einen Anderen nachbleibt.

Victor iſt ſehr intim mit ihm, beſucht ihn faſt täglich auf ſeinem Comtoir oder fährt mit ihm nach ſeiner ſtolzen Villa Coeur obſcur hinaus, alswo, da der Banquier ein großer Freund der Tafelfreuden iſt, wahrhaft fürſtlich geſpeiſt wird.

Victor hat keine Capitalien, wohl aber anſehnlichen Grundbeſitz, der ihm hinreichenden Credit verſchafft. Nun operirt der Banquier zwar mit fremden Geldern, aber das iſt ſein Credit, den er nur zu ſeinen und niemals zu eines anderen Gunſten verwendet. Es giebt Speculationen, an welche man ungern die eignen Gelder wagt, eben weil ſie unſicher ſind. Zu ſolchen Geſchäften ladet man derartige Kunden ein und bietet ihnen Credit an. Das aber koſtet Zinſen. Victor lebt ſehr glänzend und der alte Herr auf Wüſterode läßt ſich auch nichts abgehen. Laufen jene Speculationen glücklich ab, ſo gewinnt man. Indeſſen muß man auch auf Verluſte gefaßt ſein, und laufen ſie unglücklich ab, ſo läßt der Banquier ſeine Kunden bluten, er ſelbſt aber hat ſich geſichert. Alſo heißt es heute: „Herr Graf, Sie haben gewonnen,“ und morgen und übermorgen heißt es wieder ſo. Aber eines Tages heißt es auch: „Herr Graf, Sie haben verloren“ und ein andermal hierauf: „Herr Graf, Sie haben kein Glück mehr,“ und ganz zuletzt: „Herr Graf, Sie ſind ruinirt; bitte mit Ihren werthgeſchätzten Aufträgen ein anderes Gewiſſen zu beehren.

Man kennt dieſe ſauberen Cavaliere. Es ſind die Irrwiſche der guten Geſellſchaft. Sie flackern hell auf ſo lange ihr Fett, ich meine ihr Geld, es hergiebt. Iſt es dahin, ſo erlöſchen ſie, tauchen unter und ſind vergeſſen.

„Das iſt jetzt aus Victor geworden. Sie haben ihn die wenigen Wochen in der Reſidenz umgewandelt. Ich hege immer noch ein gewiſſes Attachement für ihn. Ich möchte ihn warnen, kann mich aber nicht ihm aufdringen. Es wäre wohlgethan, dem alten Herrn, wenn auch nicht geradezu, doch durch Andeutungen zu verſtehen zu geben, wie ſein liebes einziges Söhnlein ſich in der Reſidenz aufführt. Die ganze Stadt ſpricht davon und die Nobleſſe nimmt ſchon jetzt ein Aergerniß daran, daß der letzte Wüſterode-Hohenbruck, der einzige Stammhalter, Namens- und Wappenträger, auf eine ſo leichtfertige Weiſe ſich zu Grunde richtet.“

6.

Im Allgemeinen war der Freiherr mit dieſem Berichte wohlzufrieden. Er fand ihn ſinnreich und zuverläſſig. Scharf zwar, dennoch aber treffend. Nur der Schluß mißbehagte ihm. Der Sohn wagte es, ſeinem weiſen weltklugen Vater Vorſchriften zu machen, was er zu thun, und zu laſſen habe? Und wozu bedurfte es der Umſchweife, um einem alten Freunde und Gutsnachbarn aufmerkſam zu machen, daß ſein einziger Sohn und Erbe, Gefahr liefe aus jugendlicher Unvorſichtigkeit ſich zu Grunde zu richten? das war Menſchen- und Freundespflicht. — Es war ein Beweis von Anhänglichkeit und aufrichtiger Theilnahme. Es galt den Namen Wüſterode-Hohenbruck aufrecht zu erhalten und dem Geſammtadel ein Aergerniß zu erſparen. In ſolchen Fällen, ſagte ihm ſein Cavaliergewiſſen, muß man ſonder Schonung und geradezu verfahren.

7.

„Willkommen, mein edler wertheſter Freund!“ begrüßt ihn der alte Herr. „Sie machen ſich jetzt ſehr ſelten. Iſt es Recht von Ihnen, Ihren älteſten und beſten Freund dermaßen zu vernachläſſigen? Mein Victor hat bereits vor mehreren Tagen ſchon geſchrieben. In meiner erſten Freude wollte ich gleich anſpannen laſſen und zu Ihnen fahren. Aber wie Sie ſehen, kann ich kaum noch an der Krücke von einem Zimmer in's andere hinken, und muß mich treppauf, treppunter tragen laſſen. Legen Sie ab, denn ich laſſe Sie ſo bald nicht wieder fort.“

„Lieber Graf! Ich komme nur auf dem Sprunge vor.“

— „Keine Ausflüchte! Ich laſſe Sie feſthalten. Ich laſſe Thür und Thore ſchließen. Es giebt jetzt keine Geheimniſſe mehr und heute ſollen Sie alles wiſſen.“

— „Ich weiß ſchon alles!“ verſetzte der Freiherr mit großer Wichtigkeit. „So eben erhielt ich einen Brief von meinem Heinrich.“

— „So eben! — Je nun! In der Reſidenz iſt gewiß ſchon Alles bekannt.“

— „Leider!“

— „Warum leider?“

— „Victor macht ſehr großen Aufwand.“

— „Er weiß, was er dem Namen Wüſterode-Hebenbrück ſchuldig iſt!“

— „Wenigſtens iſt er der Erſte Wüſterode-Hebenbrück, der an der Börſe Geſchäft macht.“

— „Mein Sohn macht Geſchäfte an der Börſe?“

— „Nicht er ſelbſt; aber er läßt ſie machen, durch den Banquier Ruhland. Sie kennen den Mann, und ich weiß auch, daß Sie ihn nicht lieben.“

Der charmante Amtmann war zugegen. „Ich will nicht ſtören,“ ſagte er, erhob ſich und wollte das Zimmer verlaſſen.

— „Bleiben Sie, Herr von Kodlang!" verſetzte der Freiherr. „Ich bitte ſehr darum. Hören Sie, was ich dem geſtrengen Herrn zu ſagen habe. Sie werden mir Recht geben; ſelbſt wenn es meinem würdigen alten Freunde auch nicht ganz einleuchten ſollte?"

— „Nun?" fragte der alte Herr. „Ich bin begierig."

Der Freiherr nahm das Wort: „Ich habe Ihren Victor jederzeit lieb und werth gehalten. Er iſt kein Taugenichts und kein Verſchwender. Allein er iſt jung, unerfahren und unvorſichtig. Er ſpielt ein ſehr gewagtes Spiel. Er ſelbſt ſcheint dieſes zu ahnen. — Seit Kurzem beherrſchen ihn böſe Leidenſchaften, und vermöge der ihm eigenthümlichen Verſchloſſenheit, geht er denen aus dem Wege, von denen er fürchtet, gewarnt zu werden."

— „Böſe Leidenſchaften!" rief der alte Herr erſchrecken. „Meinen braven redlichen, vortrefflichen Victor!"

— „Ja! Hoffart und Geldgier."

— „Der Junge hat Ehrgeiz."

— „Nennen Sie es, wie Sie wollen. Das vermindert nicht die Gefahr, der er ſich ausſetzt. Sie kennen den Finanzrath Ruhland. Sie wiſſen, daß man mit ihm ſehr vorſichtig ſein muß, und Victor giebt ſich ganz in ſeine Hände. Hören Sie nur, wie mein Sohn dergleichen Geſchäfte als die unglücklichſten, die man irgend machen kann, ganz richtig bezeichnet."

Er zog den Brief ſeines Sohnes aus der Taſche und las:

„Victor hat keine Capitalien, wohl aber Grundbeſitz, der ihm hinreichenden Credit verſchafft. Nun operirt der Banquier zwar auch mit fremden Geldern, allein das iſt ſein Credit, den er nur zu ſeinem, niemals aber zu Gunſten eines Anderen verwendet. Es giebt Speculationen, an welche man die eignen Gelder ungern wagt, weil ſie unſicher ſind. Zu ſolchen Geſchäften ladet man derartige Kunden ein. Das aber koſtet Zinſen. — — — — Laufen ſie glücklich ab, ſo hat man gewonnen. — — Laufen ſie unglücklich ab, ſo muß der Kunde bluten. Der Banquier hat ſich durch die Zinſen gedeckt."

— „Was kann denn meinen Victor bewegen, ſolche Geſchäfte zu machen? Er hat gar keine Urſache dazu und iſt doch ſonſt ſo klug und verſtändig."

— „Ehrgeiz! wie Sie ſagen, und wie ich ſage, jugendlicher Leichtſinn! Hören Sie weiter, wie man über den Banquier Rubland in der Reſidenz urtheilt."

— „Will man ſich nun unfehlbar zu Grunde richten und ſeines Verderbens ganz ſicher ſein, ſo iſt Rubland der Mann dazu. Wer ſich bereits zu einem zehnfachen Millionär emporgeſchwungen, der verſteht die Kunſt und hat die Meiſterſchaft darin erlangt, jedweden bis auf Haut und Knochen auszuſaugen, ſo daß, hat er ihm endlich den Garaus gemacht, auch nicht ein Tröpfchen Saft mehr für einen Anderen übrig bleibt."

— „Das iſt nicht wahr!" rief der alte Herr. „So ſpricht man nicht von Rubland. Das kann ihm niemand nachſagen."

— „Sie werden ſich erinnern, wie er Sie vormals behandelt hat."

— „Er hat mich nicht ruinirt! — Er konnte es, denn ich war in ſeinen Händen. Während der Kriegsjahre hatte ich ſchwere Opfer gebracht; weit über meine Kräfte. Damals ſchonte ſich niemand. Und ich ſtand allein. Meine drei Söhne waren gefallen, meine Frau hatte ich begraben. An mich ſelbſt dachte ich nicht mehr; und Rubland gab mir, was ich verlangte, ohne weitere Bürgſchaft als meine Ehre."

„Das iſt das Erſte, was ich höre. Sie ſprachen ſonſt anders von ihm. Sie nannten ihn einen Wucherer."

„Er iſt ein Wucherer. Aber wuchern wir nicht alle? Der Jude mit ſeinem Gelde; wir mit unſerer

Bodenfrucht, unſerem Vieh, unſeren Knechten und Mägden; kurz mit Allem. Ohne zu wuchern, kann niemand beſtehen."

— „Lieber Graf! Sie reden ja faſt freiſinnig."

— „Freiherr! verſchonen Sie mich mit ſolchem Argwohn."

— „Iſt das ein Argwohn?"

— „Ja!" verſetzte der alte Herr mit Würde. „Freiſinnig ſein, heißt ſich mit ſeiner Geſinnung im Stande der Unſchuld befinden, ohne alle Erkenntniß. Ein alter Edelmann wie ich, hat dieſes Paradies der Humanität längſt verloren. Mein Pferd iſt freilich mein Pferd, und mein Hund ein Hund; allein ich behandle mein Pferd nicht wie einen Hund und meinen Hund nicht, als ob er ein Pferd wäre. Meine Knechte, ſind meine Knechte, und der Bauer iſt kein Edelmann. Der Jude, weil er nur mit dem Gelde wuchert, ſcheert freilich alles über einen Kamm, mag es Fürſt oder Bettler ſein. Ich ſchinde und plage nicht einmal meine Pferde, denn das wäre mein eigner Schade; noch viel weniger aber meine Bauern und Knechte, denn auch ich habe einen Oberherrn, von dem ich nicht geſchunden und geplagt ſein will. Soll ich aber vor meinen Bauern und Knechten nichts voraus haben, ſo wäre das eine ſchlechte Wirthſchaft. Kurz, Unterſchied muß es geben, wenn die Menſchheit beſtehen ſoll."

— „Was denn in aller Welt hat Victor ſo Wichtiges alle Tage auf dem Comptoir des Banquiers zu thun?"

— „Alle Tage? — Wichtiges?"

— „Und iſt ihm die Küche im Hotel du Nord nicht recht, weil er ſo oft bei dem Banquier auf Coeur obſcur zu Tiſche geht?"

— „Zu Tiſche bei dem Banquier?"

— „Mein Heinrich ſchreibt es."

— „Wenn es erlaubt iſt, geſtrenger Herr," nahm Koblang das Wort, mich in dieſes Geſpräch zu miſchen, ſo muß ich zuförderſt beſtätigen, daß Graf Victor damit umgeht, Staatspapiere zu kaufen, und vielleicht auch ſchon gekauft hat. Keineswegs aber auf Credit. Hier auf dem Schloſſe hat ſich nach und nach eine beträchtliche Summe baaren Geldes angehäuft. Der Bauer freilich trennt ſich ungern von ſeinen harten Thalern und hat ſeine Freude daran, ſie in ſeinen eiſernen Kiſten und Truhen wohlverwahrt zu wiſſen. So aber darf der Edelmann heutigen Tages nicht geſonnen ſein. Das Geld darf nicht müſſig bleiben, ſondern muß arbeiten. Ich habe den jungen gnädigen Herrn daher veranlaßt gute Staatspapiere einzukaufen und erwarte nur noch das Eingehen kleiner Ausſtände, bis zu einer runden Summe, um einen Geldtransport nach der Reſidenz abgehen zu laſſen, an den Finanzrath Ruhland, mit dem ich einigermaßen verwandt zu ſein die Ehre habe. Denn Frau Finanzräthin Franziska geborne van der Meeren iſt eine weitläufige Couſine von mir.“

— „Da ſehen Sie, Freiherr!“ rief der Alte. „Sie ſind falſch berichtet.“

— „Das iſt noch nicht Alles!“ fuhr Koblang fort. „Es iſt jetzt vornehm und gehört zum guten Ton Börſengeſchäfte zu machen. Was Regierungen thun, deſſen hat ſich auch ein Graf Wüſterode-Hohenbrück nicht zu ſchämen. Regierungen haben ihre Agenten an der Börſe. Und Graf Victor ertheilt ſeine Aufträge dem Finanzrath Ruhland.“

— „Sie glauben alſo wirklich, lieber Amtmann, daß mein Sohn an der Börſe ſpeculirt?“

— „Geſtrenger Herr! Ich kann nicht „ja“, noch „nein!“ ſagen. Graf Victor ſelbſt wird wiſſen, was er thut und ich darf mich nicht darin miſchen, oder gar darüber urtheilen wollen. Ich ſage daher nur, zweierlei iſt möglich: der Finanzrath ſteht bei der R—ſchen Regierung in gutem Anſehen. Er hat ſogar ſein Großkreuz daher.“

— „Das ſei Gott geklagt!“ rief der alte Herr.

— „Möglicher Weiſe alſo könnten die Geldgeſchäfte der N—ſchen Geſandtſchaft durch die Hände der gnädigen jungen Herren gehen. Möglicherweiſe aber auch — doch das wäre eine große Vergünſtigung für einen jungen Attachée — könnte Graf Victor die erhaltenen Inſtructionen auf eigne Rechnung mitbenutzen. — — Wer kann das wiſſen? Wer darf danach fragen. Und ſelbſt Ihnen, geſtrenger Herr, dürfte Graf Victor jede Auskunft verweigern; denn Dienſtſachen ſind keine Familienſachen und in Angelegenheiten einer Regierung muß man verſchwiegen ſein, ſelbſt gegen den eigenen Vater.“

— „Was hat denn Victor mit der N—ſchen Regierung zu ſchaffen?“ fragte Hartung.

— „Mein Himmel!“ rief der Alte. „Sie wiſſen nicht, daß er Attachee bei der N—ſchen Geſandtſchaft iſt?“

— „Mein Heinrich ſchreibt mir nichts davon.“

— „Er iſt in dieſem Charakter ſogar bei Hofe vorgeſtellt.“

— „Unmöglich! Mein Heinrich würde es wenigſtens mit einer Sylbe erwähnt haben.“

— „Und der König hat ihn angeredet. Denken Sie ſich, wertheſter Freund! Se. Majeſtät geruhte in Gnaden meiner drei Söhne zu gedenken, die auf dem Felde der Ehre ihren frühen Tod gefunden. Gott ſegne den König. Er vergißt nicht das edle Blut, was für ihn gefloſſen. — Ulrich!“ fuhr er fort, „hole den Brief meines Sohnes und lies mir noch einmal die Stelle vor, wo der König mit ihm ſpricht.“

— „Laſſen Sie es, mein würdiger Freund!“ ſagte Hartung. „Es greift Sie zu ſehr an.“

— „Nein!“ Es macht mir Freude! Ich habe dieſe Stelle ſchon ſo oft mir vorleſen laſſen, aber ich höre ſie immer gern wieder.

Ulrich las: — „Seine Majeſtät beliebt, ſich jederzeit kurz auszudrücken und verlangt eben ſo prompte

Antworten. — Dragonerchef Wüſterode-Hohenbrück blieb bei Jena."

„Zu Befehl, Majeſtät. Mein älteſter Bruder Arthur, und meine jüngeren Brüder Wolfgang und Detleff — —

„Weiß ſchon! Weiß ſchon! Der Eine bei Bautzen, der Andere bei Quatrebras. — Brave Soldaten, die Wüſterode-Hohenbrück! — Gedient?"

„Zu Befehl, Majeſtät. Ich war Cornet bei den braunen Huſaren."

„Hübſcher Soldat ſein! — Militairiſche Carriere machen. — Gardecüraſſier-Lieutenant!"

„Geruhen Ew. Majeſtät Krieg anzufangen und zählen Sie auf einen Wüſterode-Hohenbrück."

— „Das hat Victor geſagt!" rief der Freiherr erſtaunt.

— „Er ſchreibt es, folglich hat er es geſagt. Er iſt aufrichtig und beſcheiden; ſagt lieber zu wenig als zu viel und macht kein Hehl aus ſeinen Unvorſichtigkeiten."

— „Und der König nahm es gnädig auf?"

— „Hören Sie nur weiter! Fahre fort Ulrich."

Ulrich las: — „Der König lachte, nahm eine Macarone vom Teller und ſteckte ſie allerhöchſt eigenhändig mir in den Mund, ſo daß ich feuerroth ward; denn der ganze Hof lachte und ich wußte nicht, woran ich war. Allein es war eine große Gnade, wozu man mir von allen Seiten Glück wünſchte. Der König will keinen Krieg und einem Anderen wäre dieſe Unvorſichtigkeit übler bekommen. Seine Majeſtät aber ſchonten den Neuling aus der Provinz und ſtopfte ihm den Mund mit einer Macarone, die übrigens ganz vortrefflich ſchmeckte."

— „Eine Macarone! Eine allerhöchſt eigenhändige Macarone!" rief der alte Herr begeiſtert. „O Victor! Warum haſt Du ſie hinuntergeſchluckt, Du biſt ja ſonſt nicht genäſchig. Du hätteſt ſie aus dem Munde nehmen müſſen, um ſie im Archive aufzubewahren mit dem Beiſatze: Eine Macarone dem Grafen Clemens Paul Victor Arthur Wolfgang Dettleff Wüſterode Hohenbrück allerhöchſt eigenhändig in den Mund geſteckt von Seiner Majeſtät dem König — —. Nebſt Datum und Jahreszahl."

— „Mein würdiger Freund!" nahm der Freiherr das Wort. Mäßigen Sie ſich, ſchonen Sie Ihr Alter!"

— „Ach was! das verjüngt mich um zehn Jahre. — Sie ſollen noch mehr hören, Freiherr! — Prinzeß Amalie ſandte meinem Victor eine Taſſe Thee von der königlichen Tafel und fragte ihn: Lieber Graf! Sind Sie muſikaliſch? — Ich möchte tauſend Thaler darum geben, hätte er erwidern können: Königl. Hoheit zu Befehl. Ich blaſe die Flöte, oder ich ſtreiche die Geige, oder ich ſchlage das Klavier. Denn alsdann hätte er eine Einladung zu einem Privatconcert bei Ihrer Kön. Hoheit erhalten. Mein armer Victor aber hat leider kein einziges Inſtrument gelernt, und ſagte daher: „Halten zu Gnaden, Königl. Hoheit. Ich kenne keine Note! — Das war die beſte Antwort, die ſich unter ſolchen Umſtänden geben ließ und ich begreife kaum, woher der Junge mit ſolcher Leichtigkeit ſich in den Hofton findet. Prinzeß Amalie wandte ihm zwar den Rücken, denn ſie verlangt, daß alle Welt muſikaliſch ſein ſoll. Aber die allerhöchſt eigenhändige Macarone macht alles wieder gut. — „O Victor! Einziger Sohn! Kind des Glückes und des Segens! Alle Gnade, die Deine tapferen Brüder ſich mit ihrem Herzblut erkauft, ſammelt ſich auf Dein junges Haupt. In Dir wird mein Haus nicht erlöſchen, Du wirſt es emporheben zu ſeinem alten Glanz und Ruhm."

Und der alte Herr weinte helle Freudenthränen, indem er fortfuhr: „Nur eines noch wünſche ich mir, meinen Victor vermählt zu ſehen. — Ach, wenn er mir die hohe Braut vorſtellt, die ſeiner würdig iſt, ſo ſterbe ich vor Freuden!"

7.

Heinrich erhielt einen Brief mit derben Vorwürfen. „Was ſoll mir eine ſolche Correſpondenz?" ſchrieb ihm ſein Vater, „wenn ich mir die Neuigkeiten der Reſidenz aus Wüſterode abholen muß, um ſie von Hartenſtein aus Dir zu melden? Der alte Herr hat mir ſchon früher einmal geſagt: „Sie, der Sie ſtets ſo voller Neuigkeiten ſtecken, wiſſen jetzt gar nichts.' Es hat mich damals ſchon ſehr verdroſſen, daß er Recht hatte, um wie viel mehr muß es mich jetzt verdrießen, daß er noch immer Recht behält. Alles, was Victor angeht, verſchweigſt Du mir zum Theil gänzlich oder Du entſtellſt die Thatſachen auf eine ſolche Weiſe, daß ich, der ich Deine Berichte auf guten Glauben hinnehme, von dem alten Herrn verlacht werde und von dem charmanten Amtmann mir Zurechtweiſungen gefallen laſſen muß. Iſt es Nachläſſigkeit oder Mißgunſt von Dir? Habt Ihr Euch entzweit, oder aus welcher anderen Abſicht verkleinerſt Du Victor? Ich will wiſſen, woran ich bin! — — — — — u. ſ. w."

Nach langem Zögern, welches Heinrich mit überhäuften Geſchäften entſchuldigte, lief endlich eine Antwort ein, in welcher es unter anderen hieß:

„In der That hat man hier mehr zu thun, als ſich um einen faden und unbedeutenden Cavalier, wie Wüſterode, zu kümmern. Welche Urſache könnte ich wohl haben, ihn zu verkleinern? Aber die Anſichten ſind verſchieden und über Geſchmacksſachen ſoll man nicht ſtreiten. Hier denkt man anders als auf Wüſterode und was Victor ſchreibt, hat eine ganz eigenthümliche Färbung, die für den alten Herrn, den alten Ulrich und den charmanten Amtmann, welcher, wie Du ſagſt, der Dritte in dieſem Bunde iſt, gut genug ſein mag, Dir aber ſchwerlich zuſagen kann. Wenigſtens ich wage nicht, dergleichen Dir aufzutiſchen."

„Die große Neuigkeit, daß Victor Attachée ſei, erfuhr ich erſt nach Abgang meines Briefes. Er iſt es nur dem Namen nach und ſein Traitement hat er refuſirt. Zu Geſchäften taugt er nicht, denn er hat ſich niemals mit der Politik befaßt und am wenigſten iſt er bei finanziellen Angelegenheiten zu verwenden, denn dazu bedarf man eines zuverläſſigen und beſonnenen alten Mannes, nicht aber eines hochfahrenden und verſchwenderiſchen jungen Cavaliers. Daß man endlich die Aufträge einer Regierung zu Privatgeſchäften mißbraucht, geſchieht wohl bisweilen in dunkelſter Verborgenheit. Allein es darf nicht geſchehen und ich halte Victor einer ſo verächtlichen Gewiſſenloſigkeit unfähig.

„Victor erſchien bei Hofe, im blauen Frack mit blanken Wappenknöpfen der Geſandtſchaft. Der König liebt das nicht, zumal wenn man nicht einmal decorirt iſt. Seine Majeſtät war ſo gnädig, Victor ſeiner ſchönen Figur halber einzuladen, die brillante Gardecuraſſieruniform anzuziehen. Victor refuſirte auf eine tolldreiſte Weiſe, der König ſtopfte ihm zwar den Mund mit einer bitteren Macarone. Aber das war ein Spaß und keine Ehre, eine Beſchämung und keine Gnade. Auch Prinzeß Amalie redete ihn an und er verneinte wieder auf eine alberne Weiſe. Einer Königl. Hoheit antwortet man niemals mit einem unbedingten Nein! Ich würde geſagt haben: Königl. Hoheit, was mir an Kunſtkenntniß mangelt, erſetzt mein Kunſtgefühl! Das würde die Princeß gnädig aufgenommen und ihm nicht den Rücken gewendet haben, um ihr Lachen ihm zu verbergen. Auch zu Hofbällen wird er geladen, aber die jungen Hofdamen wiſſen mit ihm nichts anzufangen, denn er tanzt nicht und iſt auch nicht geſprächig, die alten Excellenzen aber ſind von ihm charmirt, denn er iſt ein Wüſterode-Hohenbrück, und ſie können nach Herzensluſt mit ihm ſchwatzen. Er ſelbſt iſt ſchweigſam. Nur Eines haben ſie an ihm auszuſetzen. Er ſpielt weder Whiſt, noch L'hombre, noch Ecarté, ſondern nur Pharao, Landsknecht und anderes Haſard. Das iſt nichts für alte Damen. Sie müſſen ihn von jüngeren Händen plündern ſehen, von denen ſie gerne bei jeder anderen Gelegenheit, nur nicht in dieſer zurückſtehen. — Die Prinzen ſind ihm gewogen. Sie nehmen ihn mit auf die Jagd, und er ſoll ein wahrer Nimrod ſein. Er ſchießt Alles weg und fängt Alles ab. Er verwüſtet die Reviere. Die Forſtmeiſter ſind in Verzweiflung, aber die Prinzen machen ſich einen Spaß daraus. Sie nennen ihn Du, ſie rufen laut Victor, als ob er ein Bediente ſei. Sie treiben ihre Kurzweil mit ihm, wie mit einem Hofnarren und er läßt es ſich gefallen und iſt dabei ſeelenvergnügt.

„Es giebt zweierlei Gecken. Gecken zu Fuße, und Gecken zu Pferde. Zu den letzteren gehört Victor. In den Salons ſpielt er eine unbedeutende Figur; was bleibt ihm alſo übrig, als ſeine hübſche Figur zu Pferde zu präſentiren? Deshalb iſt er wahrhaft heißhungrig nach Sommervergnügen. Seine ſchönen Pferde, ſeine neuen Wagen ſind überall und nirgends. Wohin man kommt, waren ſie ſchon geſehen worden oder man kann mit Gewißheit erwarten, daß ſie ſich noch zeigen werden.

„Beſucht der Hof ein Theater oder an einem Abend mehrere Vorſtellungen, ſo hat auch mein lieber Victor für ſich allein eine ganze Proſceniumsloge. So wie der Hof ſich entfernt, verſchwindet er mit und ſeine Loge bleibt leer, wie die Hoflogen. Mit einem Worte: Er, der zum erſten Male in der großen Oper davonlief, weil er das Sichbeäugelnlaſſen durch Operngläſer und Lorgnetten nicht aushalten konnte, der die Oeffentlichkeit ſcheute und jedes Aufſehen gewiſſenhaft vermied, fordert jetzt bewaffnete und unbewaffnete Augen heraus: Hier bin ich der ſchöne reiche Graf Wüſterode. Bewundert mich, aber beeilt Euch, denn ich habe mehr zu thun. —

„Der ungeheure Geldtransport iſt vor mehreren Tagen hier angelangt, auf einem Korbwagen mit Victors braunem Viergeſpann. Sein Kutſcher hat die funfzehn Meilen in funfzehn Stunden zurückgelegt. Die

Geldſäcke wurden vor dem Hotel Rußland's abgeladen. Die ganze Summe ſoll aber nur 20,000 und höchſtens 25,000 Thaler betragen. Damit deckt Victor noch lange nicht ſein kleines Palais in der Fürſtenallee, abgeſehen von der Einrichtung, der Dienerſchaft und den Pferden und Wagen.

„Trotz allen ſeinen Verſchwendungen fehlt es aber Victor niemals am Gelde. Er braucht alſo ſeinen Credit, den der Banquier ihm eröffnet hat und dieſer behandelt ihn wie einen Neuling, den man nicht gleich mit Haut und Haar verſchlucken kann, weil es ein gar zu fetter Biſſen iſt, und den man ſyſtematiſch ruiniren muß.

„Zuerſt läßt man ihn gewinnen, damit er Geſchmack am Spiele findet, ſodann muntert man ihn zu Verſchwendungen auf, damit Spiel und Verſchwendung ihm zum Bedürfniß werden und hauptſächlich zeigt man ihm, was alles für Geld zu haben iſt und wie man leben kann, wenn man nur Geld genug beſitzt.

„Coeur obſcur iſt ein Feenpalaſt inmitten eines paradieſiſchen Gartens. Inwendig ſoll eine wahrhaft blendende gediegene Pracht herrſchen. Ich kenne es nur von Außen. Wir jungen Cavaliere zeigen uns dort nicht. Die Geſellſchaft iſt zu gemiſcht.

„Sonntags giebt der Banquier offne Tafel für Gelehrte, Künſtler, Celebritäten der Bühne, wie auch des Handwerker- und Kaufmanns-Standes.

„An Wochentagen ladet er auch diſtinguirte Fremde und ſelbſt hohe Perſonen zu Tiſche, damit ihre Geſpräche die Freuden der fürſtlichen Schmauſerei erhöhen.

„Zu dieſen ſcheint auch Victor zu gehören, wenn er nur geſprächig wäre; allein das iſt er nicht. Was alſo bedeuten ſeine häufigen Beſuche auf Coeur obſcur? Warum nimmt der Banquier, wenn Victor nach der Börſe ſich auf ſein Comtoir einfindet, ihn zwei dreimal die Woche in ſeiner Equipage mit hinaus nach Coeur obſcur?

„Alsdann complimentiren ſie vor der Thür, wer zuerſt einſteigen und wer rechts oder links ſitzen ſoll. Der Banquier aber bleibt bei ſeinem Willen und Victor muß nachgeben. Dann führt der Reitknecht den großen engliſchen Traber an der Hand hinaus, denn zur rechten Stunde muß Victor im Theater ſein.

„Heißt das auf Wüſterode Carriere machen; ſo nennt man es in der Reſidenz ein Schlaraffenleben führen.

„Man ſoll das Alter ehren und Niemanden einen Spaß verderben. Glaubt aber der alte Herr Dich ſammt meinen Berichten verlachen zu können, ſo ſtecke ihm ein Licht auf, daß ihm die Augen übergehen und unterfängt ſich der charmante Amtmann Dir zu widerſprechen, ſo ſchenke ihm reinen Wein ein, der ihm im Halſe kratzt.

„Victor hat keine Feinde. Er trachtet nicht nach Aemtern, Ehren, Würden, Gnadengaben, Huldbeweiſen u. ſ. w. Er will nur Aufſehen machen und Geld verſchwenden und damit iſt man Niemanden im Wege. Er hat aber auch keine Freunde mit Ausnahme eines Einzigen, Deines älteſten Sohnes, des Legationsſecretairs Heinrichs von Hartung, welcher immer geradezu die reine Wahrheit ſpricht."

8.

Wirklich hatte Heinrich gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit dieſes Mal die Unwahrheit nicht geſagt. Er ſollte etwas Ausführliches berichten und wußte ſelbſt nicht mehr als Andere. Er macht daher aus der Noth eine Tugend und lieferte nach Hörenſagen ein treues Portrait von Victor, wie dieſer ſich in der Reſidenz benahm und alle Welt über ihn urtheilte.

In der That ſpielte Victor dieſe Rolle auf Verlangen und nach Vorſchrift der klugen Räthin. Sie behagte aber auch ſeinem Cavaliersſtolze und ſeinem verſchloſſenen Sinn und ſchützte hauptſächlich das Geheimniß ſeines Herzens. Der eitle Geck iſt nur in ſich ſelbſt verliebt und wer um jeden Preis nur mit Fürſten und Königen leben und verkehren will, der geräth nicht in den Verdacht dem Mädchenreiz und der Mädchentugend im Bürgerſtande zu huldigen. Die häufigen Beſuche auf Coeur obſcur ſchienen alſo nur der feinen Küche des Millionairs zu gelten und den auserleſenen Leckereien, mit dem er ſeine Opfer zu bewirthen pflegte, um ſie auf ſeinem Comptoir abzuſchlachten.

Indeſſen waren dieſe Beſuche auch für den Banquier von keiner geringen Wichtigkeit. Victor wurde durch die Prinzen auch in die engeren Hofcirkel gezogen, dort ſah er manche fremde Fürſtlichkeiten und Excellenzen und in ſolchen vertraulichen Geſprächen fällt manches inhaltreiche und bedenkliche Wort. Victor hatte ein vortreffliches Gedächtniß und erzählte bei Tiſche alles haarklein wieder. Er war geſprächig, wenn er nur etwas Beſonderes und Unterhaltendes wußte. So unterhielt er nicht nur die Damen, ſondern auch der Banquier lauſchte mit beiden Ohren hoch auf. Genügten ihm die Mittheilungen nicht, ſo forſchte er näher nach dieſem und jenem, und konnte ihn Victor für den Augenblick nicht befriedigen, ſo verſprach er ihm nächſtens beſſere Auskunft. Er brauchte ſich ja nur an die alten Excellenzen zu wenden, die ihm ſo ſehr wohl wollten und ſo gern ihre Zungelein regten. Sie waren an allen Höfen, wenigſtens dem Hörenſagen nach, zu Hauſe. Sie kannten Fürſten und Prinzen, Miniſtergünſtlinge und zumal die Maitreſſen. Sie konnten über Perſönlichkeit, Eigenſchaften, Eigenheiten, Denkungsart und Sinnesweiſe eine gar nicht zu verachtende Auskunft geben. Und das iſt die Hochſchule der Politik. Wer ſie genießt, mit glücklichen Anlagen wie Victor ſie hatte, unter Anleitung eines Banquiers, und wohlbegünſtigt von alten Excellenzen, die weiter keine Beſchäftigung und Zerſtreuung haben; der kann es in vier Wochen weiter bringen, als wenn er ein ganzes Jahr lang alle möglichen Zeitungen lieſt. Kurz, Victors Berichte, die Anfangs unklar und unzuſammenhängend waren, gewannen immer mehr Sicherheit und Genauigkeit.

Selbſt der Diſponent ſagte einmal ſeinem Principal: „Der Herr Finanzrath haben einen ausgezeichneten Hoſpiten!"

— „Und einen ſehr vornehmen dazu!"

— „Um ſo theurer wird er Ihnen zu ſtehen kommen."

— „Was thun Sie damit! Er koſtet mich noch keinen rothen Heller!"

— „Wie iſt das möglich?"

„Ich will es Ihnen ſchriftlich geben."

— „Was wir ſelbſt für den Augenblick nicht gebrauchen können, können wir dieſem und jenem Geſchäftsfreund mittheilen, der uns Gegendienſte leiſtet."

„Thun Sie das, lieber Falkland!"

— „Und das Alles ſagt man Ihnen aus Freundſchaft?"

— „Was thun Sie damit? Der junge Menſch liebt mich. Er iſt mir dankbar. Ich habe ſeinem Vater große Dienſte geleiſtet."

— „Ein junger Menſch iſt es!"

— „Was thun Sie damit? Laſſen Sie ihn ſo jung ſein, wie er will. Es iſt der Graf Wäſterode."

— „Gerechter Gott! Herr Finanzrath, das iſt doch ein gefährliches Geheimniß!"

— „Was ein Wunder."

— „Das dürfen Sie niemanden anvertrauen, als mir!"

— „Sie wollen mir ſagen!"

— „Der junge Menſch muß doch ganz talentvoll ſein."

— Was thun Sie damit? Er ſagt es mir in all ſeiner Unſchuld. Er ſelbſt weiß ſo viel davon, wie die Kuh von dem neuen Thor.

9.

Wirklich ſchien der Banquier Victor mit jedem Tage lieber zu gewinnen. Wenn er nach Tiſche aufſtand, um eine kurze Sieſta zu halten, ſo umarmte er ihn bisweilen, gab ihm auch dann und wann einen Kuß, den dieſer von ſeinem heimlichen Schwiegervater ſich gefallen ließ.

Alsdann konnte Victor mit den Damen im Parke luſtwandeln und das waren die Augenblicke, wo ſich die Liebenden, in Gegenwart der Räthin, einige Vertraulichkeiten und Zärtlichkeiten erlauben durften.

Wenn ſich die Herrſchaft im Garten zeigte, durfte kein Diener ſich blicken laſſen, auch hatten ſich die Liebenden bisher mit ſo großer Zurückhaltung und Selbſtbeherrſchung benommen, daß ſelbſt die Räthin es anerkennen mußte und eines Tages Anlaß nahm ſie deshalb zu beloben.

„Meine Kinder!“ ſagte ſie. „Ich bin mit Eurem Benehmen bis heute außerordentlich zufrieden, zumal was Sie betrifft, lieber Victor. Sich ſo heiter und unbefangen ſelbſt verleugnen zu können, iſt ein Beweis von Seelengröße, und wer Ihnen dieſe abſpricht, der kennt Sie nicht, wie ich und Bertha Sie kennen, der muß auch nothwendig irre werden an Ihnen.“

— „Ach, Mama!“ ſeufzte Victor. „Ich wollte, daß ich dieſes Lob verdiene. Doch habe ich ſtets nur für diejenigen gelebt, die mir nahe ſind, und welche ich die Meinigen nennen darf; für Andere nicht. Es koſtet mich daher keine Ueberwindung, den vornehmen Narren zu ſpielen und die Welt mit ihren eigenen Thorheiten zu äffen, auch thue ich es in dem heimlichen glücklichen Selbſtgefühl von Bertha geliebt zu ſein. Ich ſehe ſie nur ſelten. Was kann ich beſſeres vornehmen, um ſie nicht zu entbehren und um meinen Sorgen zu entfliehen, als mich in einen Strudel von Zerſtreuungen zu ſtürzen und zu betäuben. Erſt wenn Gott dereinſtens meinen alten Vater abruft, nachdem ich ihm die Augen zugedrückt und als frommer Sohn ihn zur Gruft geleitet habe, werde ich fähig ſein, mich meiner Bertha würdig zu zeigen.“

— „Wie ſtehſt Du mit Deinem Vater?“ fragte Bertha. „Schone mich nicht. Du weißt, wie glücklich mich jedes Opfer macht, was Du mir bringſt.“

— „Keine Schonung, lieber Victor!“ fügte die Räthin hinzu. „Heute muß einmal alles zur Sprache gebracht werden, damit wir endlich weiter können — Wie ſtehen Sie alſo mit Ihrem Herrn Vater?“

— „Leider! Viel zu gut!“ ſeufzte Victor.

— „Leider? Ich verſtehe Sie nicht!“

— „Seit er weiß, daß ich bei Hofe wohlgelitten bin, hält er mich für allvermögend, und dringt in mich, ſeinen letzten einzigen Wunſch zu erfüllen.“

— „So thun Sie! Schonen Sie das Geld nicht. Sie wiſſen, es liegt uns nichts daran.“

— „Ach Mama! Ich brauche ſchon viel zu viel Geld. Und ſpielen muß ich, wetten ebenfalls. Wer weiß, wohin mich das noch bringt!“

— „Haben Sie beträchtlich verloren? Sagen Sie alles. Es thut nichts.“

— „Nein, Mama! Ich gewinne alle Wetten, und leider! habe ich auch Glück im Spiel.“

— „Schon wieder leider!“

— „Ja, Mama! Das Spiel intereſſirt mich durchaus nicht. Ich werfe meinen Louisd'or blindlings auf den Tiſch, mag er fallen, wohin er will und dabei bleibe ich. Man ſagt, dies ſei das beſte Spiel. Allein es heißt: Wer Glück im Spiele hat, hat keines in der Liebe. Ich habe in der Liebe mehr zu verlieren, als irgend im Spiele zu gewinnen iſt, darum ängſtigt mich jeder Gewinn und tröſtet mich jeder Verluſt.

— „Mein Victor!“ rief Bertha. „Mein Damenphiloſoph alſo, iſt abergläubiſch!“

„Ich bin es, weil ich Dich liebe.“

„Auch ich, ſeitdem!“ fuhr Bertha fort und umarmte ihn.

— „Keine Zärtlichkeiten, meine Kinder!“ ermahnte die Räthin. „Victor, Sie haben mir noch nicht geſagt, weshalb Sie mit Ihrem Vater viel zu gut ſtehen. Was hindert Sie ſeinen letzten einzigen Wunſch zu erfüllen?“

— „Es iſt der Einzige, den ich unmöglich erfüllen kann. Er wünſcht mich verheirathet zu ſehen.“

— „Und was erwidern Sie ihm?“

— „Daß ich meine Laufbahn erſt beginne, daß ich noch zu jung und unbedeutend bin; daß ich erſt groß und mächtig ſein will, um eine Braut heimzuführen, wie ich ſie mir wünſche.“

— „Eine feine Antwort! Eben ſo klug wie wahr.“ —

— „Und eben ſo weiſe, wie galant!“ fügte Bertha hinzu.

— „Bei allem dem iſt ein ſolcher Wunſch des alten geſtrengen Herrn gefährlich. Sie müſſen ihn um jeden Preis beſchwichtigen. Können Sie ihm nicht ſonſt eine ganz beſondere Freude machen?“

— „Ich habe ſchon daran gedacht, ihm eine Geburtstagsüberraſchung zu bereiten. Er iſt am erſten September. Mein Stammſchloß hat während der Kriegsjahre und durch den Unfug der Einquartirungen viel gelitten. Am meiſten aber die Ahnengallerie. Meinen Ahnmüttern ſind Schnurrbärte gemalt, meinen Ahnherren Eſelsohren, um nicht von anderen beſchimpfenden Entſtellungen zu reden. Aus dem Ritterſaale ferner iſt alles entwendet, ſelbſt die Hirſchgeweihe ſind verſtümmelt. Eben ſo auch iſt die Schloßkapelle auf ihre nackten Wände reducirt. Nur das Archiv und die Bibliothek mit unſeren Familien-Alterthümern ſind gerettet. Es fanden ſich noch alte Kupferſtiche und Holzſchnitte dort, nach denen ſich neue Bilder herſtellen laſſen können; die anderen laſſen ſich vielleicht reſtauriren.

— „So reſtauriren Sie doch das ganze Schloß?“

— „Das iſt ein alter Bau mit ſechsfußſtarken Mauern, der ſelten nur Reparaturen bedarf.“

— „Oder doch wenigſtens den Ritterſaal und die Kapelle!“

„Der Ritterſaal dient im Herbſte zum Obſtlager und in der Kapelle halten ſich die Kartoffeln auf. Das iſt das Loos der Romantik auf Wüſterode. Viele Räume anderer Schlöſſer ſind den Großbauern vermiethet. Es iſt eine Vergünſtigung, die ich mir gut bezahlen laſſe, denn ich weiß, wie vortheilhaft meine Räume für Getraide ſind. Nur mein Stammſchloß behalte ich mir für meine eigne Erndte vor. Nicht wahr, Mama? Das bin ich meinen Ahnen ſchuldig?“

Die Räthin lachte herzlich und Bertha verſetzte: „So ſprach er doch nur um Meinetwillen. Heimlich hegt er ſeinen Ahnenſtolz ſo gut wie jeder Andere, nur fürchtet er mich damit zu beſchämen.“

„Still, Bertha!“ rief die Räthin. „Du ſtörſt uns. Die Augenblicke ſind koſtbar. Victor muß noch in die Oper. — Mögen Sie aber heut einmal unpünktlich ſein, was thut das! — Es bleibt alſo bei der Ahnengallerie. Machen Sie dem alten geſtrengen Herrn eine rechte Weihnachtsfreude. Laſſen Sie die alten Bilder wieder aufmalen und neue aus Ihrer Bibliothek hinzufügen oder aus Ihrem Archive, nach Künſtlerlaune und Phantaſie anfertigen. Wir ſehen Sonntags Künſtler und Ateliersinhaber bei uns. Ich werde Ihnen diejenigen zuſenden, auf deren Geſchicklichkeit und Geſchmack man ſich einigermaßen verlaſſen kann. Sie nehmen Sie mit nach Wüſterode, zeigen Ihnen was zu thun iſt und geben Ihre Aufträge. Das Weitere iſt meine Sache."

— „Holde, gütige Mutter! Mein Dank iſt ſtumm!"

— „Zu etwas Anderem jetzt. Habt Ihr Euer Verſprechen gehalten, meine Kinder? Habt Ihr niemals verſtohlenerweiſe Euch Billetchen in die Hand gedrückt?"

— „Nein, Mama! Niemals!" ſagten beiden aufrichtig.

— „Und Du, Bertha, haſt Du durchaus nichts zu Papier gebracht?"

— „Nichts, Mama!"

— „Es wird mir ſchwer werden es zu glauben. Du pflegteſt, was Du denkſt und fühlſt, doch ſonſt gern niederzuſchreiben."

„Fremde Weisheit und fremdes Urtheil kann nur der Buchſtabe mir zuführen. Allein was mein eigner Sinn, mein eignes Herz mir ſagt, bedarf der Buchſtaben nicht und kein Papier hat irgend eine Spur davongetragen. Mein liebes Büchlein ſogar habe ich verſchloſſen und es wird ſobald nicht wieder das Tageslicht erblicken."

— „Mit dieſer Antwort bin ich zufrieden. — Und Sie, lieber Victor! — Sie erröthen? — Haben Sie Ihr Verſprechen nicht gehalten? Haben Sie Ihr Wort gebrochen?"

— „Ich bin zu entſchuldigen, Mama! Ich höre bisweilen von Bertha reden. Man rühmt ihre Schönheit und ihren Geiſt. Man weiß, daß ich bisweilen auf Coeur obſcur bin und befragt mich. Dann muß ich meine ſüße Bertha verleugnen und muß zu Hauſe, in meinem Arbeitscabinet, bei verſchloſſenen Thüren, ſie ſchriftlich um Verzeihung bitten."

— „Sie ſind nicht zu entſchuldigen, Herr Graf. Noch iſt Bertha vor den Menſchen nicht Ihre Braut und es iſt die Ehre Ihrer Braut, welche Sie unnöthigerweiſe dem Papier anvertrauen. Das dürfen Sie nicht. Was helfen verſchloſſene Thüren gegen ein tückiſches Ungefähr, welches unabſehbaren Jammer über Euch beide bringen kann. Spielen Sie nicht mit der Gefahr, Herr Graf!"

— „So wie ich nach Hauſe komme, verſchließe ich noch einmal die Thüren meines Arbeitscabinets und vernichte alle Schriften. Gern hätte ich ſie Bertha gezeigt."

— „Lieber Victor!" fuhr die Räthin fort. „Der Araber hat ein ſchönes Sprichwort: Wer ſchreiben gelernt, beſitzt zwei Mittel des Verrathes — die Zunge und die Feder. Die Zunge kann ſchweigen, die Schrift niemals. Was alſo nicht über deine Lippen darf, das laſſe auch aus deiner Feder."

— „Was ſagſt Du nun, lieber Victor!" hub Bertha an; „wenn Du mich verleugnen mußt?"

— „Das ſoll ich Dir wiederholen? Die Strafe wäre zu hart."

— „Wie oft ſoll ich Dich bitten mich nicht zu ſchonen. Wenn Deine Zärtlichkeiten Werth für mich haben ſollen, ſo entziehe mir auch Deine Herbheiten nicht. Ich bitte Dich darum."

— „Nun wohl, wenn man mich fragt, wie ich den Engel von Coeur obſcur finde, ſo ſage ich: geziert und überſpannt."

— „Das iſt nicht Alles!" lächelte Bertha. „Du ſagſt noch mehr."

— „Findeſt Du das nicht ſchon genügend?"

— „Nein! So reden andere ebenfalls von mir und da Du weißt, daß ich beides nicht bin, kann dieſes Geſtändniß Dir keine Schwierigkeiten machen. Unſtreitig ſagſt Du mehr noch, was Du nicht zu bekennen wagſt, weil etwas Wahres daran iſt."

— „Wohlan! Um meine öfteren Beſuche auf Coeur obſcur zu motiviren, bin ich ſo kühn zu behaupten, daß der wahre Engel von Coeur obſcur nicht Du, ſondern Deine Mutter ſei. Der Geſchmack iſt verſchieden. Der

Eine zieht die Mutter vor, der Andere die Tochter. — Ich finde unſere ſchöne Mutter wahrhaft reizend, geiſtreich und bezaubernd, ſo daß Du in keiner Hinſicht Dich mit ihr meſſen kannſt. — Alle Welt glaubt mir das; und nun wirſt Du endlich zufrieden ſein."

— „Das iſt meiſterhaft!" rief die Räthin mit Erſtaunen. Es dünkte ihr aber zugleich auch ſchmeichelhaft und ſie fing herzlich zu lachen an." —

— „Ich habe es leichter!" ſagte Bertha. „Ich höre viel von meinem lieben Victor reden und vertheidige ihn ſtets, wie am erſten Abende."

— „Auch Du haſt ſchon von mir reden hören?" fragte Victor betroffen.

— „Wenn meine Freundinnen mich beſuchen, ſo reden wir von nichts Anderem."

Die Räthin nahm das Wort: „Sie wiſſen, Herr Graf, wie man von Ihnen ſpricht und wollen es ſo, meine Tochter weiß das zu würdigen. Von etwas Anderem jetzt. Es iſt unausbleiblich, meine Kinder, daß Ihr Euch früher oder ſpäter einmal in der großen Welt begegnet. Werdet Ihr Euch alsdann auch mit derſelben Mäßigung und Vorſicht, wie bis heute, benehmen? Es hat ſeine Schwierigkeiten. Ihr dürft nicht fremd thun, denn man weiß, wie oft Ihr Euch ſeht. Noch viel weniger aber darf es ſcheinen, als ſeid Ihr Euch näher gekommen und hier könnte die leiſeſte Unvorſichtigkeit von den ſchlimmſten Folgen ſein. Sie, lieber Graf, haben einigermaßen ſchon Ihre Schwierigkeiten beſeitigt. Ihre Beſuche auf Coeur obſcur gelten mir, Sie machen mir die Cour!"

Und wieder fing ſie herzlich an zu lachen. — „Ich muß meinem Manne erzählen, daß ich der wahre Engel von Coeur obſcur bin. Er wird es eben ſo ſpaßhaft finden. In allem Ernſte, Herr Graf! Ich kann Ihnen ſagen, daß er Sie mit jedem Tage lieber gewinnt. — Sie alſo werden ſich ſchon zu benehmen wiſſen. Wie gedenkt aber meine liebe Bertha ſich zu verhalten?"

— „Ich, Mama, ich denke, daß Victor eine cavaliermäßige Herablaſſung gegen mich zu beobachten hat, während ich ihm mit ehrerbietiger Zurückhaltung begegne, wie es ſeinem Stande und dem vornehmen Anbeter meiner ſchönen Mutter geziemt.“

— „Gar nicht übel!“ meinte die Räthin. „Wenn Du im Stande biſt Wort zu halten, ohne Dich zu vergeſſen.“

— „Der Meinung bin ich nicht!“ ſagte Victor. „Wenn ich meine holde Bertha geziert oder überſpannt finden will, ſo glaubt man mir das allenfalls. Wenn ich mich aber blind ſtelle, um ihre Reize nicht anzuerkennen und wenn ſie ihre Vorzüge verleugnet, ſo glaubt uns das niemand. — Will man täuſchen, ſo darf man keine Räthſel aufgeben, und will man jemand irre führen, ſo muß man es ihm bequem machen. Schlägt man ſteile und unebene Pfade ein, dann ſtutzt er und merkt den Abweg. Führt man ihn aber auf breiter ausgetretener Heerſtraße hin, ſo folgt er ruhig, ſo weit man ihn mitnehmen will. — Wie wir uns an jenem Abende waren, wo wir uns kennen lernten, müſſen wir auch ferner bleiben, und was die Welt damals von uns dachte, mag ſie auch ferner von uns denken. Bertha bleibe der reizende Engel von Coeur obſcur, der mit ſeinem Witz alle Welt bezaubert, und ich der unbehülfliche hochfahrende Krautjunker, der ihr aus dem Wege geht, um nicht geſchulmeiſtert zu werden.“

— „Victor!“ rief Bertha mit Erſtaunen. „Was iſt aus Dir geworden? Als ich Dich kennen lernte, ließeſt Du Dich von mir und aller Welt myſtificiren, und heute myſtificirſt Du alle Welt. Nicht aus Freude an der Lüge, ſondern aus Nothwendigkeit und um meinetwillen.“

— „In der That, lieber Victor. Ich muß Sie ebenfalls bewundern. Sie reden wie ein Weiſer. Auch mein Mann ſagt: Sie haben viel Talent ohne es ſelbſt zu wiſſen. Ich aber glaube, daß Sie nur es nicht zu wiſſen ſcheinen wollen.

„Dergleichen," entgegnete Victor, „lernt ſich bald, in Kreiſen, wo man ſchweigen muß; wo man nur hören darf und wo, wenn man wirklich einmal angeredet wird, es beſſer iſt eine alberne als eine kluge Antwort zu geben."

— „Wohlan, meine Kinder!" ſagte die Räthin. „Ich vertraue Euch und bin geſonnen einen Verſuch anzuſtellen, wie weit ich mich auf Euch verlaſſen kann. Bald wird es Zeit ſein, daß Bertha den verſprochenen Morgenball giebt. Sie, lieber Victor, werden nicht eingeladen, aber mein Mann bringt Sie wie gewöhnlich in ſeinem Wagen mit, und Sie erſcheinen geſtiefelt und geſpornt, um gleich nach Tiſche wieder heimzureiten. Sie führen mich zu Tiſche und ich werde alle Huldigungen, welche Sie mir darbringen, mit ſchuldiger Verbindlichkeit erwidern. Beobachten wir, welchen Eindruck das macht. Auch wird man ſich gegen Bertha einigermaßen darüber äußern, und läuft alles nach Wunſch ab, ſo ſollen meine lieben Kinder ſich öfter ſehen. So lange wir noch auf dem Lande wohnen, ſtatten Sie uns alsdann Morgenbeſuche ab. Bertha ſieht bisweilen ihre Freundinnen bei ſich, in dieſem Falle gelten Ihre Beſuche mir. Oder Sie treffen uns allein, ſo machen wir kleine Spaziergänge. Ich nehme Ihren Arm und um mich nicht zu compromittiren, geht Bertha mit uns."

— „Ach, Mama!" rief Victor, „Sie ſind doch ein Engel!"

— „Was ſoll da aus meiner armen Bertha werden, welche bisher der Engel von Coeur obſcur war?"

— „Du biſt der Erzengel von Coeur obſcur, Mama!" rief Bertha.

— „Sage vielmehr die Göttin!" verſetzte Victor. „Mutterliebe iſt das ſüße, zärtliche Wort, für das himmliſche Geheimniß: Allgüte der Natur. Unſere ſchöne Mutter iſt die Schutzgöttin unſerer Liebe."

1.

„Geſtrenger Herr!“ ſagte eines Tages der charmante Amtmann. „Es ſind Reparaturen im Schloſſe nöthig, wozu wir geſchickte Arbeiter aus der Reſidenz kommen laſſen müſſen. Unſere Dorfhandwerker ſind ungeſchickt und nachläſſig, und was ſie machen, taugt und hält nicht.“

— „Verſtändigen Sie ſich darüber mit Victor. Er leidet nicht, daß unſeren Inſaſſen ein Verdienſt entzogen wird.“

— „Ich habe dem gnädigen jungen Herrn bereits gemeldet, daß ich die Beſſeren und Fähigeren hier ausſuchen werde, damit ſie Acht geben, wie es geſchicktere Meiſter machen und ihnen die Handgriffe ablernen, damit man mir nicht nachſage: der neue Amtmann nimmt uns das Brod vor dem Munde weg. Auch habe ich ihm die Namen von ſolchen Meiſtern angegeben, die ſchon für mich gearbeitet haben und die ich mit gutem Gewiſſen empfehlen kann.“

— „Mit einem Worte, lieber Amtmann, Sie ſind ein charmanter Mann!“

— „Leider aber muß ich Ihnen bemerken, geſtrenger Herr, daß ich genöthigt ſein werde, Sie durch Hämmern, Poltern und Pochen beunruhigen zu laſſen.“

— „Dank Ihnen für Ihre Sorgfalt. Aber nur mein Nachmittagsſchläfchen ſchonen Sie. Ein alter Mann wie ich hat ſelten nur des Nachts noch Schlaf. — Alſo wenn ich mich hinlege, mögen die Arbeiter zu Tiſche gehen. Sie werden ſie doch beköſtigen laſſen, denn das iſt einmal ſo Gebrauch und Sie wiſſen, mein Grundſatz lautet: „Auf Wüſterode ſoll, ſo lange ich lebe, Alles beim Alten bleiben.

2.

„Ulrich!" ſagte der Amtmann zu dem Kammerdiener. „Du weißt, daß am erſten September der Geburtstag des geſtrengen alten Herrn iſt. Der gnädige junge Herr will ihm eine Ueberraſchung bereiten, wozu er Deinen Beiſtand braucht."

— „Ganz wohl, Herr Amtmann!"

„Er will die Ahnengallerie reſtauriren laſſen."

— „Das will der junge gnädige Herr? Gott ſegne ihn!"

— „Wo ſind die Schlüſſel?"

— „Der alte geſtrenge Herr hat ſie und giebt ſie nicht heraus. Die Einquartirungen haben alles verſtümmelt und entſtellt und das ſoll niemand ſehen."

„Wie lange ſind die Gemächer ſchon verſchloſſen?"

— „Seit den Kriegsjahren hat niemand ſie betreten. Der gnädige junge Herr war damals noch nicht auf der Welt."

„Da helfen uns auch keine Schlüſſel mehr, denn dieſe werden verroſtet, auch die Thüren vermorſcht ſein. Wir wollen einen Schloſſer holen laſſen. Ich werde eine Beſichtigung vernehmen, um den gnädigen jungen Herrn zu melden, was zu thun iſt. Du, Ulrich, bleibſt bei dem alten Herrn und giebſt Acht auf ihn. Merkt er was, ſo ſage mir nur gleich Beſcheid."

3.

Die Thüren waren leicht zu erbrechen. Die Jahre lang verſchloſſenen Zimmer wurden endlich wieder betreten. Einige Scheiben waren geborſten, andere zertrümmert und die Zugluft wirbelte einen feinen Staub empor, der auf Bruſt und Augen fiel. Ein ganzes Neſt von Fledermäuſen, in ſeinem Morgenſchlaf geſtört, quickte und flatterte mit dem Kopf nach allen Wänden und den noch ganzen Scheiben. Die Eintretenden waren geblendet und huſteten und nieſeten in einem fort.

Der Staub lag handhoch und von allen Ecken und Kanten hing Spinngewebe in langen Streifen wie Fetzen vermoderter Trauerfahnen hernieder. Angeſicht, Wäſche, Kleider hatten augenblicklich eine graue Farbe angenommen. Die Schloſſer fragten nicht danach, dem dicken Amtmann aber war das höchſt fatal. Er ging augenblicklich, um ſich zu reinigen und umzukleiden. Dann ſchickte er einige Diener hinauf, um die Räume möglichſt ſäubern zu laſſen und empfahl ihnen Vorſicht an, damit ſie nichts zerſtießen und zerbrachen.

4.

Victor erfuhr von dem Amtmann, daß ſeine Ahnengallerie ſich in einem troſtloſen Zuſtande befände und einer bedeutenderen Reparatur bedürfe, als man geglaubt hatte. Das bewog ihn ſelbſt nach Wüſterode zu kommen in Begleitung dreier Künſtler, eines Malers, eines Bildhauers und eines Architekten.

Die Ahnengallerie beſtand aus zwei zuſammenhängenden Räumen längs eines Corridors. Aus einem länglichen Saale und einem viereckigen Gemache. In letzterem befand ſich der Stammbaum, den Victors Urgroßvater hatte anfertigen laſſen, der aber nicht fortgeſetzt war und einer Ergänzung von drei Generationen bedurfte. Die Ahnenbilder aus dieſem Gemache waren aus dem vierzehnten bis ſiebzehnten Jahrhundert von Pfuſcherhand mit plumper Kunſt gemalt.

Die jungen Künſtler ſahen ſich an und lachten Und Victor ſagte:

„Sie haben nicht Unrecht, meine Herren!“ So ſoll man ſich nicht auf die Nachwelt bringen laſſen. Nehmen wir an zur Ehre meiner Ahnen, daß ſie beſſer waren als ihre Bilder. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung muß hier alles bleiben, wie es iſt. Nur das Alter giebt dieſen Bildern, wenn auch keinen Werth, doch einigermaßen Bedeutung. Nicht einmal an neue Rahmen dürfen wir denken, wie erblindet und wurmſtichig auch die Alten ſind. Es wäre eine glänzende Prahlerei, welche die Malerkunſt beſchämen würde, die hier ſo harmlos noch in ihren Winkeln ſchlummert."

In der That hatte dieſes Entree wohl durch Vernachläſſigung viel gelitten, nirgend aber war es gewaltſam beſchädigt worden. Entweder hatte die freiſinnige Soldateska dieſes Gemach gar nicht betreten oder demſelben den beſcheidenen Luxus einem altadelichen Geſchlechte gegönnt und ihn geſchont.

Im großen Saale hatten Frevlerhände freilich vieles verſtümmelt und entſtellt. Doch die Vernachläſſigung hatte mehr gethan; ſie hatte von Grund aus zerſtört. Hier war alles verwettert, vermorſcht, zerfreſſen und vermürbt. Die Bilder waren nicht mehr zu retten, die Farbe war geſprungen und die Leinewand verfault.

Es waren treue, mitunter ſogar fleißig gemalte Portraits in ganzer Figur und Lebensgröße. In Harniſch und Allongeperücken oder in Uniform oder Hoftracht mit gepuderten Friſuren, und die Ahnfrauen ſämmtlich in Reifröcken und mit Toupets. Jene wurden immer umfangreicher, dieſe immer höher und überladener, bis ſie plötzlich ganz verſchwanden und der ſogenannten griechiſchen Tracht das Feld räumten. So noch war die Stiefmutter Victors, die erſte Gemahlin des noch lebenden alten Herrn, abconterfeit mit nackten Armen, halbbloßer Bruſt und einem ſogenannten Schwedenkopfe. Sie war eine geborene Wüſterode-Seefeld, wie denn überhaupt die Wüſterode häufig in ihre eigenen Familien hineingeheirathet hatten. Und wie es Bourboniſche Naſen, Habsburgiſche Unterlippen giebt und Blindheit und Irrſinn im Hauſe Braunſchweig.

Welle von Zeit zu Zeit wieder auftaucht, ſo gab es auch eine Wüſterodeſche Stammphyſiognomie, welche ſich überall kund gab. In dem alten jetzt lebenden Herrn erſt ſchien ſich das Geſchlecht verjüngt zu haben. Sein jugendliches Bild im Jagdcoſtüm offenbarte einen ſchlankeren Wuchs und feine mildere Züge. Während ſeine erſte Gemahlin noch das biederbe Wüſterodeſche Familienantlitz hatte. Dieſes Bildniß war das jüngſte und beſchloß die Ahnengallerie. Das Portrait der früh verſtorbenen Mutter Victors (eine zierliche Geſtalt im weißen Schleppkleide, drapirt mit rothem Shawl um die linke Schulter und den rechten Unterarm), ſo wie die Bilder ſeiner älteren Brüder befanden ſich in den Gemächern des alten Herrn.

Sämmtliche Bilder, Herren wie Damen, ſtanden ſteif und kerzengerade und ſchauten mit vollem Antlitz ernſt und ſtolz aus ihren Rahmen, als hätten ſie auf Commando, ringsum an den Wänden Front gemacht. Die Schnurrbärte, womit die Ahnfrauen den Ahnherren gleichgeſtellt waren und weitere ſchmählige und gemeine Entſtellungen vollendeten das Empörend-Komiſche dieſes Eindrucks.

Die Zerſtörung macht kurzen Prozeß, während die ſchaffende Kraft ſehr langſam zu Werke geht. Die Ahnengallerie war dahin. Die Weltgeſchichte hatte die Coſtüme und Friſuren verworfen, eine jüngere anders geſinnte Generation durch rohe und gemeine Späße ſie geſchändet, und endlich war die Vernachläſſigung dem Zahne der Zeit zu Hülfe gekommen.

Wiederherſtellen ließ ſich gar nichts, es ſei denn, daß man alles von Grund aus neu anfertigte und dazu konnte Victor ſich lange nicht entſchließen. Es dünkte ihn thöricht, ja frevelhaft, dasjenige zu wiederholen, was Zeit und Geſchichte einmal hingerafft hatten.

Indeſſen konnte man dieſe Räume in einem ſolchen Zuſtande nicht unbenutzt laſſen und am Ende iſt eine Wanddecoration eben ſo viel werth wie die andere.

Die Bilder konnten ſauber copirt werden; eine fortgeſchrittene Kunſt konnte ſich der vormaligen Mißgriffe und Unerfahrenheit erbarmen und ein geläuterter Geſchmack die Thorheiten und Irrthümer verbeſſern. — Es galt ja auch ſeinem alten Vater eine Geburtstagsfreude zu bereiten. — Aber freilich! mehr als „eine Weihnachtsbeſcheerung für den alten Herrn", wie die Räthin geſagt hatte, konnte nicht daraus werden. Obendrein kam ſie ihm nicht einmal ganz von Herzen. Denn was hatte Bertha mit ſeinen Verfahren gemein?

Er fühlte ſich ſehr beunruhigt und dachte: „Sind es die Geiſter meiner Ahnen, die mir zürnen? Wollen ſie nicht in falſchen Bildern, in Copieen prangen, wozu ſie ſich in Perſon nicht hergegeben haben, oder drohen ſie mir gar mit ihrer heimlichen Rache, weil ich ſie durch meine Braut verleugne? Mir iſt, als könnte dieſe Neuerung großes Unheil zu Wege bringen."

Endlich aber mußte doch Hand an's Werk gelegt werden. Die Bilder wurden vorſichtig abgenommen, aufgerollt und in Kiſten gepackt, um in der Reſidenz copirt zu werden, und dem Bildhauer und Architekten blieb es überlaſſen das Weitere nach ihrer freien Eingebung und ihrem beſten Dafürhalten herzuſtellen. Nur ſollte alles überreich und bunt und koſtbar ausgeſchmückt werden. Der große Saal im Renaiſſance-Styl mit altfränkiſchen Schnörkeleien, der viereckige mit Roccoco-Zierrathen; dergleichen Tand und Spielwerk war in der Reſidenz zum Ueberfluſſe vorhanden und konnte fertig eingekauft werden.

Bei guter Zeit kamen alle drei Künſtler mit ihren Arbeitern wieder und das Hämmern, Pochen und Poltern dauerte nur wenig Tage. Der alte Herr ward in ſeinem Nachmittagsſchläfchen nicht geſtört und ahnete nichts von allem.

6

Auf Coeur obſcur erzählte Victor den Damen alles wieder, wie er es auf Wüſterode gefunden hatte und fügte hinzu: Unmöglich kann ich mich entſchließen, Zeuge einer Geburtstagsfreude zu ſein, die ich meinem Vater nicht aus dem Grunde meines Herzens, ſondern aus Selbſtſucht und mit einem gewiſſen Gedankenhinterhalte bereite. Ich werde am erſten September nicht auf Wüſterode ſein."

„Dann!" rief Bertha, „habe ich eine Bitte, Mama! Der Morgenball finde am erſten September ſtatt. Er ſei eine ſtille Huldigung, die ich unbekannter Weiſe dem Vater meines lieben Victors darbringe."

„O, meine ſüße Bertha!" ſeufzte Victor; „das macht alles gut, das verſöhnt mich mit mir ſelbſt und wird uns Glück bringen. Alſo wir drei feiern heimlich und in aller Stille hier den fünf und ſiebzigſten Geburtstag meines Vaters. — Und jetzt etwas ſehr Wichtiges noch, liebe Mutter! Herr von Koblang hat mich vor dem Legationsſecretair von Hartung ernſtlich gewarnt. Er ſchreibt alles was mich betrifft, dem Freiherrn, ſeinem Vater, der es meinem Vater wieder zu Ohren bringt. Wäre es nicht gerathen, ihn an jenem Tage fern zu halten? Man kann nicht wiſſen, was vorfällt."

Bertha war derſelben Meinung. Sie beklagte ſich über die Zudringlichkeit Heinrichs und wollte mit Pauline reden, damit der Vicomte St. Parcour, welcher die Herren vorzuſtellen hatte, ihn von der Liſte ausſchloß."

Die Räthin aber ſagte: „Nein! Der Legationsſecretair hat Bekannte die Menge. Er gilt etwas und iſt ein lebendiges Klatſchblatt. Da wir nun einmal wiſſen, daß er Sie, lieber Victor, ausſpionirt, ſo laſſen Sie uns ihn als Spion benutzen. Möge er erſpähen, was er weiter tragen ſoll. Zeigen wir ihm, was wir wünſchen, daß er nacherzählen möge. — Unter welchem Vorwande gedenken Sie Ihr Ausbleiben am Geburtstage Ihres geſtrengen Herrn Vaters zu rechtfertigen?“

„Ganz einfach! Ich gebe dringende Geſchäfte vor.“

— „Alſo müſſen Sie dringende Geſchäfte haben und zwar mit meinem Manne. Während getanzt wird, werden Sie ihn daher bei Seite nehmen, um ihm Allerlei mitzutheilen, was ihn erfreuen oder ängſtigen muß. Vernachläſſigen Sie ihn einige Tage zuvor. Und zeigen Sie ſich zerſtreut und geſchäftig, als hätten Sie ihm etwas zu ſagen, wären aber noch nicht ganz im Reinen mit ſich ſelbſt darüber. Bis dahin ſammeln Sie Stoff, wo nicht, ſo erfinden Sie Etwas und wären es auch nur Gerüchte. Sie kennen meinen Mann. Sie wiſſen, was ihn intereſſirt und was ihn bedenklich macht. — Er iſt ſehr ungenirt, und können Sie ihn ſo beſchäftigen, daß er um Ihretwillen ſich um die ganze jugendliche Geſellſchaft nicht kümmert, ſo iſt unſer Ziel vollkommen erreicht. Bei Tiſche werden Sie mir die Cour machen und ich werde Ihre auffälligen Artigkeiten mit auffälliger Dankbarkeit erwiedern.“

Victor küßte ihr die Hand: — „Liebenswürdige, gütige Mutter!“

Lachend fragte die Räthin, auf ihre Hand deutend, da wo Victor ſie geküßt hatte: — „Iſt das Handgeld auf den erſten September?“

6.

Der erſte September nahte und Tages zuvor ſandte der charmante Amtmann Einladungskarten an alle Gutsnachbaren umher, verſteht ſich nur an die adligen, denn mit den Bürgern und Bauern, welche Rittergüter angekauft hatten, ſetzte ſich der alte Herr nicht zu Tiſche.

Die Karten waren in Victors Namen ausgeſtellt und lauteten auf ein Feſtmahl in der Ahnengallerie, mit der ausdrücklichen Bemerkung: Um zwei Uhr präciſe wird ſervirt.

Auch der Freiherr hatte eine Einladung erhalten und durfte nicht fehlen. Es ſollte in der Ahnengallerie geſpeiſt werden. Das war etwas Neues, ſcheinbar Unmögliches. Doch hatte er ſtets alle Hände voll zu thun und konnte niemals pünktlich ſein. Als er anlangte, um dem alten Herrn ſeinen wohlausgeſonnenen Glückwunſch darzubringen, war die Suppe ſchon abgetragen.

Der glückliche Greis entſchuldigte ſich: — Freiherr! Ich habe heut mein fünf und ſiebzigſtes Jahr hinter mir. Drei viertel Jahrhunderte haben mein Haupt kahl geſchoren und meinen Rücken gekrümmt. Ich wußte wohl, daß Sie mich heut nicht vernachläſſigen werden. Aber in einem ſolchen Alter muß man ſich an den Glockenſchlag binden und gehe ich nicht pünktlich zu Tiſche, ſo komme ich um meinen Appetit. Sehen Sie für's erſte den Saal und die Bilder an, denn Sie müſſen dießmal mit einer aufgewärmten Suppe vorlieb nehmen.

— Thut nicht nöthig, mein würdiger Freund! Ich fahre lieber gleich im Texte fort. Das iſt Ragout en Coquille.

— Ja! Nach dem Recepte meines charmanten Amtsmannes. Koſten Sie nur.

— Laſſen Sie mich nur erſt meinen Glückwunſch vollenden. Möge Ihr herrlicher Vetter Ihnen zum künftigen Jahre noch eine größere Freude bereiten. Er decorire und meublire ſein ganzes maſſives Stammſchloß eben ſo fürſtlich aus, wie dieſe Säle und ſtelle Ihnen ſeine hohe Braut vor, würdig ſolch einer Ahnengallerie und die von ſolcher Feenpracht nicht verdunkelt werde. Aber wo iſt er? Ich ſehe ihn nicht. Er wird doch nicht fehlen, wenn ſein Vater das letzte Viertel ſeines Lebensjahrhunderts beginnt.

Herrendienſt geht vor Gottesdienſt und ſomit muß ich an einem Tage wie der heutige, auf die Anweſenheit meines einzigen Sohnes Verzicht leiſten. Dafür habe ich das Bildniß meiner frühverſtorbenen unvergeßlichen Clotilde gleich hierher hängen laſſen, wohin es längſt ſchon gehört. Nicht wahr, er ſieht ihr ähnlich? Und ſtatt ſeiner habe ich ſeine Mutter vor Augen."

— „Ich denke Victor iſt [illegible] nur dem Namen nach?"

— „Das ſagt er mir auch. Allein ich glaube es nicht."

— „Und er muß an der Börſe bedeutend gewinnen, wenn er bei ſeinem großen Leben noch ſo viel übrig hat, ſein Stammſchloß aufzuſchmücken."

— „Freiherr! Sie fragen mich mehr, als ich meinen eignen Sohn zu fragen mir erlaube. Es giebt Geheimniſſe, die unverletzlich ſind."

— Der Freiherr ſchlug ſich vor die Stirn. — „Jetzt habe ich's, jetzt weiß ich, wo Victor hinaus will!"

— „Nun, wo hinaus will er denn?"

— „Davon ſpäter! alter Herr und Freund."

Dem vortrefflichen Mahle wurde gebührende Ehre angethan. Es war nach den Angaben des charmanten Amtmanns bereitet und von demſelben überwacht worden. Auch würzte er es mit ſeinen alten verjährten Späßen, Schnurren und Poſſen, wenn er die mehr oder minder erzwungene Heiterkeit durch herzliches Selbſtgelächter unterſtützte.

Zum Deſſert wurde Schloß Johannisberger Cabinet aufgetragen, ein Pathengeſchenk vom Fürſten M…, nach dem Victor auch den Namen Clemens führte.

„Lieber Hartung!" begann der frohe Greis. „Noch eine Freude müſſen Sie mir machen. Zu Ehren dieſes Weines, den ich nur ſelten auftiſche, denn mein Vorrath iſt gering, bringen Sie einen Toaſt auf meinen Victor aus. Aber einen recht herzlichen, recht gefühlwollen, wie es ſo recht eines theilnehmenden Freundes würdig iſt."

— „Würdiger alter Herr!" erwiderte Hartung. „Auch ohne Ihre Aufforderung hätte ich das gethan und habe mir alles wohl überlegt. Victor iſt Attaché bei der N—ſchen Legation, Günſtling bei Hofe und führt ein großes Leben. Durch alles das macht er ſeiner Geſandtſchaft Ehre und empfiehlt ſich auf's Beſte dem N—ſchen Hofe. Er wird ſich als Attaché Verdienſte erwerben und hat ſie bereits ſchon erworben, ohne daß jemand das geringſte davon ahnet. Daß er mit Orden und Titeln belohnt wird, iſt unausbleiblich und am N—ſchen Hofe giebt es noch junge unvermählte Prinzeſſinnen. Alle Vortheile gelten. Victor hat Figur, Geiſt und Tournüre. Er gefällt den Frauen. Möge er durch ſeine glückliche Perſönlichkeit und durch ſein einſchmeichelndes Weſen das Herzchen einer N—ſchen Prinzeſſin erobern. Alſo laute nicht nur mein Toaſt für den heutigen Tag. Es ſei zugleich die Prophezeiung einer unausbleiblichen Zukunft. Amen."

Die kleinen gelben Gläſer wurden geleert und der Greis fragte:

— „Dieſes ſoll eine Prophezeiung ſein, lieber Hartung? Halten Sie das für möglich?"

— „Für höchſt wahrſcheinlich ſogar! Er iſt der einzige Sohn und Stammhalter eines hochgräflichen Geſchlechts, der Erbe großartiger Beſitzungen, welche er, nachdem er ſelbſt ſie möglichſt verbeſſert hat, der Verwaltung unſeres liebenswürdigen und vortrefflichen Herrn von Koblang übergiebt, um in der Reſidenz ſein Fortune noch weiter zu forciren. Er benutzt ſeine reichen Einkünfte um noch größere Reichthümer zu erwerben und dadurch ſeinen tauſendjährigen Adel und ſeinen Stammbaum, der an Reinheit ſo manchen fürſtlichen verdunkelt, noch höheren Glanz zu verleihen. Aus allen dieſen Gründen hat er ſeine Ahnengallerie ſo prachtvoll reſtauriren laſſen! — Er lebe hoch!"

— „Sollte mein Victor wirklich mit ſo großen Gedanken umgehen?“ fragte der alte Herr, bleich vor Freude und Erſtaunen.

Geht er nicht mit dieſen Gedanken um, ſo muß man ihn auf ſolche Gedanken bringen und hat er ſelbſt noch nicht daran gedacht, ſo ſage man ihm: denke daran! Und iſt es keine R—ſche Prinzeſſin, ſo ſei es eine Andere. — Kurz und gut! Mein Trinkſpruch lautet: Es lebe Victor! Möge er eine Fürſtentochter heimführen, ſeinem ſeltenen Stammbaum ſämmtliche Europäiſchen Dynaſtien aufpfropfen und das hochgräfliche Wüſterodeſche Wappen unter dem Liebesknoten vereinen mit dem eines regierenden Fürſtenhauſes.

— „Amen! Sela!“ rief der hocherfreute Greis. „Ulrich! Den Reſt Johannisberger Cabinet! Nur dieſer Wein iſt würdig, ſolch eine Zukunft zu feiern. Er gehe heute drauf!“

7.

Der alte Herr ſchrieb ſeinem Sohne eigenhändig einen Brief voll Dankſagungen und Segnungen, unterließ aber auch nicht hinzuzufügen, welche Hoffnungen und Wünſche die erneute Ahnengallerie in ihm erweckt, und welche Erwartungen ſie bei allen anweſenden Geburtstagsgäſten erregt hatte; ſo daß man auf eine glückliche Erfüllung aller frohen Ausſichten den ganzen Vorrath Johannisberger Cabinet bis auf den letzten Tropfen auszuleeren ſich bewogen gefühlt habe.

Der alte Herr beſtand nicht eben auf eine R—ſche Prinzeſſin. Vielmehr geſtattete er ſeinem Sohne eine freie Wahl an allen Höfen, um ſich diejenige Fürſtentochter auszuſuchen, die ihm am beſten gefiele. Nur um Eines bat er beſcheidentlich: — Noch vor ſeinem ſeligen Ende ſämmtliche Europäiſchen Dynaſtien ſeinem Geſchlechte inoculirt und das hochgräflich Wüſterodeſche

Wappen mit dem eines regierenden Fürſtenhauſes unter dem Liebesknoten vereint zu ſehen.“

Victor achtete für gut, eine ſo gefährliche Zumuthung entſchieden und ein für alle mal zurückzuweiſen.

„Was ſoll das heißen, Papa?“ ſchrieb er. „Bin ich ein Mädchen, das nach einer glänzenden Parthie ſich umſehen muß, um Rang und Adel zu behaupten; oder bin ich ein Wüſterode-Hohenbrück, der Rang und Adel derjenigen verleiht, auf die ſeine Wahl fällt. Geſetzt, ich könnte die Hand einer Kaiſerstochter gewinnen; ſo würde man immer ſagen: Sie hat ſich meſallirt mit einem Wüſterode-Hohenbrück und ſchleppt ihn als ihren Gemahl mit ſich herum. Ich danke für die Anſprüche und Vorrechte, die an den Schürzenrändern meiner Frau hangen.“

„Unmöglich ahnet Dir, lieber Vater, wie ſehr mich ſolch eine Zumuthung betrübt. Soll ich kein freier Mann mehr ſein, ſo laſſe ich lieber alles hier ſtehen und liegen und kehre heim auf Wüſterode, um die Güterverwaltung wieder zu übernehmen. Wie gern möchte man mich in Uniform oder im Hofkleide ſehen. Ich aber will nicht dienen und auch kein äußeres Dienſtzeichen an mir tragen. Und nun ſoll ich gar eine Frau nehmen, die mein Herr iſt und mir Anerkennung verſchafft? Nein! wofern ich ein Weib finde, deren glänzende Perſönlichkeit die Geburtsvorzüge verdunkelt, werde ich ihre Ahnen nicht zählen, wohl aber ihr Anerkennung zu verſchaffen wiſſen.

Ich leugne nicht, daß ich hoch hinaus will. Aber aus eigner Kraft und nicht durch fremde Beihülfe, am wenigſten aber durch Fürſten- oder Frauengunſt.“

I.

Der Freiherr ſchrieb an ſeinen Sohn:

„Lieber Heinrich! Du weißt, wie gern ich jedermann mit Rath und guter Lehre diene. Doch möchte ich meine Weltkenntniß und Erfahrung nicht lediglich zu Gunſten fremder Leute mir erworben haben, ſondern wünſche vielmehr, daß ſie auch meinen Kindern und hauptſächlich Dir meinem Erſtgebornen zu Nutzen kommen mögen. Bedenke wohl, daß Du von Deinem Vater an Glücksgütern leider nur wenig zu erwarten haſt. Du haſt Talent und eine Stellung in der Reſidenz. Für Dich glaube ich einigermaßen ausgeſorgt zu haben, und muß jetzt daran denken, auch Deine Geſchwiſter zu verſorgen. Ich hoffe, Du wirſt bald meiner väterlichen Unterſtützung ganz entbehren können. An guten Rath und Lehre werde ich es Dir jedoch niemals fehlen laſſen.

Ich habe Deinen Brief vom ten Juli wieder vorgenommen. Was Du mir darin von Victor ſagſt, fand ich damals plauſibel. Dieſer Meinung bin ich heut nicht mehr; ich finde Dein Urtheil über ihn höchſt ungenügend und oberflächlich. Du ſtützeſt Dich auf Stadtgeſpräche und Muthmaßungen. Allein, wer in der ganzen Reſidenz kennt Victor länger und beſſer, als Du? Statt Dich alſo nach dem Gerede Anderer zu richten, ſollteſt Du Dein eigenes Urtheil haben. Ein geſcheuter junger Diplomat verläßt ſich nur auf ſeine Ueberzeugung. Dieſe darf ſich nicht nach Aeußerlichkeiten und öffentlichem Thun und Treiben einer Perſon richten, wohl aber nach ihrem Benehmen im häuslichen, in ihrem Familienkreiſe. Und finden ſich hier heimliche Widerſprüche mit dem öffentlichen täuſchenſollenden Betragen, ſo ſind das Spuren, die man zu verfolgen hat, um ſeinen Mann kennen zu lernen und durch und durch zu erforſchen.

„Victor iſt gutmüthig und was Du Stolz und Kargheit nennſt, iſt weiter nichts als egoiſtiſche Unzugänglichkeit. Er beſchäftigt ſich lieber mit ſich ſelbſt, als mit Anderen. Er darf alſo nicht nach ſeinem Benehmen in der Reſidenz beurtheilt werden, wohl aber aus ſeinem Benehmen auf Wüſterode.

„Am 29ſten v. M. hat zur 75ſten Geburtsfeier ſeines Victors — — — — u. ſ. w.

„Alſo hält er etwas auf ſeinen ſeltenen und reinen Adel und legt Werth auf ſeinen Stammbaum. Geldgeſchäfte macht er auch und zwar glückliche. Denn wie Du mir ſchreibſt, braucht er viel und hat immer mehr als er braucht. Die Wiederherſtellung ſeiner Ahnengallerie iſt auf mindeſtens zweitauſend Thaler anzuſchlagen und alles das kann er nur an der Börſe gewinnen.

„Wahrlich! Ich bin der feſten Ueberzeugung, daß Victor mit etwas Großem umgeht und brachte daher folgenden Toaſt aus, der allgemeinen Anklang fand — — — — — — — — — — — — u. ſ. w.

„Lieber Heinrich! ſchlage die Andeutungen und Fingerzeige, die ich Dir hier gebe, nicht in den Wind. Ich bewundere Victor, denn er verſteht die Kunſt ſein Licht unter den Scheffel zu ſtellen. Hätte ich es jemals über mich vermocht, meine Gaben und Fähigkeiten zu verleugnen, ſo würde ich noch immer nicht als penſionirter Kammerherr, auf meinen Gütern, das Brod meiner eigenen Felder eſſen.

„Ein Fürſtengünſtling darf keine geiſtige Ueberlegenheit verrathen, denn die Großen ganz allein wollen auch allemal die Klugen ſein. Kann man ſich tölpiſch und abgeſchmackt ſtellen, ſo amüſirt man ſie und kann Ihrer Huld und Protection ſicher ſein. Anderer Vortheile nicht zu gedenken, die gar nicht zu verachten ſind. — Kann man ſich endlich gar zu ihrem Hofnarren erniedrigen, ſo ſind ſie nicht mehr unſere Herren, ſondern wir ſind die ihrigen. Wir ſind ihrer guten Laune unentbehrlich. Ihre gute Laune iſt ihnen unentbehrlich; folglich ſind wir ihnen unentbehrlich, den wir ſind ihre gute Laune.

„Victor ſpielt bei Hofe den Ingenue, in der Stadt den hochfahrenden Gecken und auf Wüſterode den ahnenſtolzen letzten Wüſterode-Hohenbrück. — Welches iſt nun ſein wahrer Charakter?

„Ich ſage Dir, Heinrich, Victor ſpannt alle Segel auf, um in den Hafen des Glanzes und der Herrlichkeit einzulaufen und ich rathe Dir, ſein Glücksſchiff mit zu beſteigen, um als blinder Paſſagier mit ihm auf ſeinem Eldorado zu landen. Ihr ſeid mit einander aufgewachſen, ihr wart Spielkameraden. Solch eine Jugendfreundſchaft muß bei Zeiten geltend gemacht werden, ehe ſie in Vergeſſenheit geräth. Und thut Victor auch noch ſo ſpröde und kalt gegen Dich, ſo laſſe es Dir immerhin gefallen. Ganz und gar verleugnen kann und darf er Dich ſo wenig wie mich. Auch mir geht er aus dem Wege, denn wir Beide kennen ihn und er möchte nicht gern durchſchaut ſein.

„Alſo mache Dich an ihn, beobachte ihn, folge ihm auf Schritte und Tritte und haſt Du ihn erforſcht, weißt Du wo hinaus er will, ſo trete hin vor ihn und ſprich: Victor! jetzt kenne ich Dich und ehre Dich. Aber weit entfernt Dich zu verrathen, will ich Dir dienen und meine Kräfte und Fähigkeiten Dir weihen. Sprich, was ſoll ich thun? und ich werde Deine Vorſchriften pünktlich befolgen.

2.

„Von Victor läßt ſich wenig mehr ſagen, als ich Dir bereits geſagt habe;" ſchrieb Heinrich zur Antwort.

„Er iſt ein Geck vom reinſten Waſſer, durchſichtig wie Glas, und hat keine Geheimniſſe. Er verhält ſich durchaus paſſiv und läßt mit ſich machen, was man will. In ſeinem Thun und Treiben liegt kein Sinn und Zuſammenhang. Wohl aber in dem Spiele, welches auf Coeur obſcur mit ihm getrieben wird und welches über lang und kurz ſeinen vollſtändigen Ruin zur Folge haben wird.

„An eine R ſche, oder eine andere Fürſtentochter denkt er auch im Entfernteſten nicht. Er iſt ein blöder Schäfer, der wenn vornehme Damen ihn anreden, ſchamhaft erröthet und die Augen niederſchlägt. Auch ſein Geſchmack iſt ein ganz eigener oder vielmehr der eines Dorfjunkers. Er liebt nicht die zarte Jugendfriſche, ſondern die Fülle reiferer Jahre und ſchwärmt für die ſchöne Finanzräthin Rubland, eine feine ſehr intriguante Dame, welche natürlich mit ihrem Manne aus einer Karte ſpielt. Sie hat ihn bewogen, das kleine Palais in der Fürſtenallee zu kaufen und fürſtlich ſich darin einzurichten und gleichfalls hat ſie ihn veranlaßt ſeine Ahnengallerie renoviren zu laſſen.

„Es hat damit eine eigene Bewandtniß und ich durchſchaue dieſes Spiel vollkommen. Nicht auf Wüſterode iſt Victor kennen zu lernen, ſondern auf Coeur obſcur. Ich war vor einigen Tagen dort, und alle Geheimniſſe haben ſich mir erſchloſſen.

„Von dem grandioſen Morgenballe daſelbſt am erſten September erwartete ich, daß alle Zeitungen reden würden, aber kein einziger Redacteur oder Literat war geladen, ſondern nur Nobleſſe, das heißt adlige Jugend, junge Cavaliere und gnädige Fräulein. Und unſere Tagesliteratur will bei außerordentlichen Gelegenheiten repräſentirt ſein, oder rächt ſich durch Schweigen.

„Daß Victor mit dem Banquier Geldgeſchäfte treibt, iſt keinem Zweifel unterworfen. Ich habe mich augenſcheinlich davon überzeugt und will Dir ſpäter das Nähere ſagen.

„Die Räthin iſt eine ſehr ſchöne, feine und wohlthätige Dame, die beſonders gern junge Künſtler protegirt. Auch ſoll ſie ſchon viele Aventuren mit Künſtlern und Gelehrten gehabt haben. Cavaliere aber ſcheinen nicht geiſtreich und talentvoll genug für ſie. Sie will nicht nur genießen, ſondern auch ſinnvoll unterhalten und ſchwärmeriſch angebetet ſein. Dieſe Anſprüche macht ſie nicht vergebens. Künſtler und Gelehrte ſchwärmen für ſie und verherrlichen ſie in Bild und Wort. Man ſpricht ſogar von einem talentvollen jungen Maler, der vor vielen Jahren in ihr Bild verliebt war und ihrer Flatterhaftigkeit halber ſich in's Waſſer ſtürzte.

„Ich bin kein Sittenrichter. Mag ſie ſich compromittirt haben, ſo viel und ſo oft ſie will; ſie bleibt eine Dame vom Wirbel bis zur Zehe. Hauptſächlich bemüht ſie ſich ihren Anbetern Beſchäftigung zu geben, theils aus eigenen Mitteln, theils indem ſie ſich bei andern für ſie verwendet. Ein gar nicht zu verachtender Vortheil, wenn man ſein eigenes Geld ſpart und dennoch ſeine Liebhaber unterſtützt! — Gegen ihre ſonſtige Gewohnheit iſt dieſesmal der glänzende Cavalier Wüſterode ihr erklärter Anbeter. Er ſelbſt macht kein Geheimniß daraus und ſie muntert ihn zu allen möglichen Verſchwendungen auf, indem ſie ſeinem Cavalierſtolze und ſeiner geckenhaften Vornehmthuerei ſchmeichelt und zugleich für die Exiſtenz ihrer talentvollen Liebhaber ſorgt. Es ſind junge, notoriſch liebenswürdige Künſtler, welche für ſchweres Geld Victors Ahnengallerie renovirt haben. Victor iſt vielleicht nicht ſo intereſſant wie dieſe; allein was ihm an Witz abgeht, erſetzt er durch zärtliche Ergebenheit.

Nun giebt es noch eine dritte Perſon auf Coeur obſcur, welche Victor heut noch überſieht, die ihm aber mit der Zeit ſehr gefährlich werden kann und das iſt niemand anders, als „der Engel“.

„Du kennſt ſie bereits aus meinen Briefen. Wir nennen ſie auch die kleine Millionärin. — Nicht weil ſie eben klein iſt. Im Gegentheil! Sie iſt faſt ſo groß wie ihre ſtolze Mutter: Dieſe iſt eine üppige Juno, blond und blauäugig, während jene eine holde phantaſtiſche Erſcheinung mit dunklem Aug' und ſchwarzem Haar, aber eben ſo ſchimmernd weiß wie ihre Mutter, deren zur Hebe verjüngtes Ebenbild erſcheint.

„Die kleine Millionärin“ heißt ſie, weil ſie ſo übertrieben bürgerlich iſt. Ich habe Dir noch viel von ihr zu erzählen; zuvörderſt aber muß ich Dir ein Feſt beſchreiben, welches von Fürſten vielleicht mit noch gediegenerer Pracht hätte ausgeſtattet werden können; ſchwerlich aber konnte es mit mehr Kunſtſinn und Geſchmack, mit originellerer Erfindungsgabe und glücklicherer Benutzung der Oertlichkeit angelegt ſein und ganz gewiß konnte es poetiſcherer unmöglich ausfallen.

„Ich fühle mich noch immer, von der Rückerinnerung daran bezaubert.

„Die Räthin ſoll es angeordnet haben; verſteht ſich unter Beiſtand ihrer kunſtſinnigen Anbeter, denen ſie damit neue Beſchäftigung gab und die dafür mit glühender Dankbarkeit ihr dienten.

„Ein großer Bilderſaal nebſt zwei anſtoßenden Prunkgemächern nahm die anlangenden Gäſte auf.

„Der Saal iſt ganz und gar mit Bildern decorirt. Rahmen ſtößt an Rahmen. Lauter Capitalbilder. Schon die breiten vergoldeten Stukaturrahmen deuten an, daß hier ein großes Capital müßig hängt, und wie man mir ſagte, ſoll die Quadratelle dieſer Leinwand, worunter ſich Bilder von 20–30,000 Thaler befinden, im Durchſchnitt auf 20–30 Louisd'or zu ſchätzen ſein. Unter anderen befindet ſich hier auch jenes verhängnißvolle

Portrait der ſchönen Räthin, gemalt, als ſie in ihrer erſten jungfräulichen Blüthe ſtand, und welches dem Maler, der es ausführte, das Leben koſtete. —

„Ich bin kein Kenner, aber dieſes Bild macht, nach meinem Geſchmacke, den meiſten Spectakel.

„Ganz Coeur obſcur mit allen ſeinen Schätzen ſoll ihr ausſchließliches Eigenthum ſein.

„Wie kann man doch leben, wenn man nur Geld genug hat, alles zu bezahlen!"

„Zwei Muſikchöre waren beſtellt. Die Capelle der großen Oper, hofconcertmäßig gekleidet: Schwarzer Frack und Beinkleider, weiße Cravatte und Weſte und Schnallenſchuhe. Und die Militärmuſik des zweiten Gardebataillons, in Gallauniform mit ſilbernen Litzen und Gallons, weißen Caſimirbeinkleidern und weißſeidenen Strümpfen. Sie haben ihre Gallauniform eigentlich nur für Hoffeſte und Bälle. Dem Gelde aber iſt Alles möglich. Der Banquier hielt darum an und man gewährte es ihm.

„Beide Muſikchöre ſtanden noch unter Leitung eines Quaſi-Generaldirectors, des Muſiklehrers der Penſion, in welcher der Engel mit adligen Fräulein erzogen worden, auch der Tanzlehrer dieſes vornehmen Fräulein-inſtituts war als Hauptfeſtordner zugegen. Er, ſo wie der Muſikdirector hatten für dieſes Feſt ganz neue Tänze und Touren componirt und arrangirt, welche nur auf einem ſo zauberiſchen Boden auszuführen waren.

„Ich gehörte zu den Chapeaux d'Honneurs. Der Engel hatte mir die Decoration, ein ſilbernes Achſelband, gereicht mit den liebenswürdigen Worten:

„Herr von Hartung, unterſtützen Sie mich mit Ihrem savoir vivre. Ich bin noch wenig in der großen Welt geweſen und habe umfangreiche Pflichten heute."

„Leon de St. Pardeur, als maître des plaisirs en chef, hatte eine goldene Decoration. Dieſe wurden nicht wieder zurückgenommen und da ſie einigen Werth hatten, ſchenkten wir ſie den Aufwärtern.

„Schon die erſte Polonaiſe zog ſich durch den Park. Die Chapeaux d'Honneurs erhielten Pläne, auf welchen die Touren markirt waren und mußten ſich vom Balletmeiſter inſtruiren laſſen.

„Als wir paarweiſe aus dem Schloſſe zogen, empfing im Freien uns die Militairmuſik und ſtellte ſich an unſere Spitze, um uns durch den ganzen Park zu blaſen.

„Das Plateau vor dem Schloſſe ſenkt ſich mit breitem Rücken zu einem Thal nieder, welches ein klarer Strom begrenzt. Jenſeits durchſchneidet er Auen und Wieſen und bildet ſo einen idylliſchen Hintergrund zu dem romantiſchen Vordergrund. Diesſeits ſchlängelt er ſich durch's Thal und umfaßt mit ſeinen Silberarmen bunte Inſelchen, die mit zierlichen Brücken verbunden und mit Pavillons und Springquellen geſchmückt ſind.

„Auch von einer Anhöhe zur andern führen breite Brücken. Ueber Thäler und Hohlwege wölben ſie ſich zu Thorwegen, an welchen Schlingpflanzen reich emporwuchern und in ſchweren Guirlanden niederhangen, ſo daß ſie unten eine dicht verwachſene düſtere Laube bilden.

„An dem ſanftabhängigen Bergrücken waren drei Tanzplätze aufgezimmert. Sie erhoben ſich terraſſenförmig über einander bis zum Plateau und waren mit breiten Treppen rechts und links verbunden. Die Gallerien, ſo wie die aller Treppen und Brücken, waren mit prächtig blühenden Gewächſen, mit Orangerien und anderen ſeltenen Pflanzen in großen und kleinen farbigen Porcellantöpfen dicht beſetzt. Die Treibhäuſer hatten ihre ſämmtlichen Schätze zu dem heutigen Feſte ausliefern müſſen. Sie prangten im hellen Sonnenſcheine und würzten die milde Sommerluft mit ihren exotiſchen Düften.

„Die Zauber dieſes Parkes laſſen ſich nicht beſchreiben; ſie ſind nicht einmal zu malen! — Was iſt das ſchönſte Landſchaftsbild gegen ſolch ein Paradies, welches bei jedem Schritte mit ſchönen Einzelheiten überraſcht, die Anſichten und Durchſichten magiſch wechſelt, und bei der Morgen- und Abendſonne, und um ſo mehr noch bei Mondlicht, mit den wunderbarſten Effecten überraſcht.

Die Anhöhen ſind mit uralten Bäumen bewachſen, deren kahle Rieſenſtämme ihre dicht verſchlungenen Laubkronen zu düſteren ſchattigkühlen Wölbungen vereinen und dennoch alles durchſichtig laſſen; während die helle Mittagsſonne die Thäler, Pfade und Hohlwege, die Blumenbeete und Geſträuche in ihrer vollen Farbenpracht vergoldet und einen lachenden Gegenſatz zu dem romantiſchen Düſter der Haine gewährt.

Wir zogen über Berg und Thal, treppauf, treppunter; über Brücken, durch Lauben und Hohlwege. Bald vertiefte ſich der Zug in dem ernſten Dunkel der Haine, verlor ſeinen Glanz und ſeine Farbenpracht, blieb aber immer ſichtbar. Bald entfaltete er ſich wieder im hellen Sonnenlichte und ſchlängelte ſich von neuem, glänzend und prangend, durch die eben ſo hellbunten Thäler.

Wo die Gartenpfade kreuz und quer durcheinander liefen, machte die Militairmuſik halt, und ließ uns defiliren. Die Chapeaux d'Honneur traten alsdann an die Spitze ihrer Colonnen, trennten die Paare, vereinten ſie wieder und ließen ſie die vorgeſchriebenen Touren ausführen, bis die Muſik wieder an die Spitze trat, und wir uns nach einem anderen Theil des Parkes begaben.

Und alle dieſe originellen ſchönen und koſtſpieligen Anſtalten, wären ſie nicht vergebens und völlig unnütz geweſen, wenn ein Gewitter aufgeſtiegen wäre oder es zu regnen angefangen, oder nur ein heftiger Wind ſich erhoben hätte? Ohne Zweifel war auch für dieſen Fall geſorgt und das Schloß hätte uns hinreichenden Raum zum Tanzen dargeboten. Doch nimmer wäre das Feſt ſo überraſchend und eigenthümlich ausgefallen.

„Das eben iſt das Glück des Reichthums, auf das er ſich getroſt verläßt, um etwas zu wagen. Schlägt es einmal fehl! — Was macht er ſich daraus? — Er verſucht es zum zweiten und dritten Male! — Es ſchlägt ihm aber ſo leicht Nichts fehl; denn ſelbſt die unbeſtändige Witterung ſieht ein, daß ſie ſich zur Beſtändigkeit bekehren muß, falls ſie es mit dem Eigenſinn des Geldes aufnehmen will. Sie zieht es daher vor, ſich den Launen des Reichthums unbedingt zu fügen, um es nicht mit ihm zu verderben, da ſie doch nicht vermag, ihm offnen Trotz zu bieten.

„Der Himmel alſo war blau und heiter; leiſe Lüftchen nur ſpielten mit leichten Wolken, und wehten ſcherzend, oder um die Mittagshitze abzukühlen, uns mit ihrem friſchen Hauche an. Kurz, hätte der Banquier ſich die Muſterkarte aller Witterungen geben laſſen, um ſich zu ſeinem Feſte eine beliebige zu beſtellen, er hätte keine glücklichere Auswahl treffen können.

„Hierzu denke Dir, Papa, den würzigen Duft des friſchen Laubes in den Hainen, und die verſchiedenartigen Wohlgerüche der Prachtpflanzen auf allen Geländern. Hier waren ſie ſüß und dort ſtrenge; hier balſamiſch, dort betäubend. Und vor den Pavillons und Kiosken flatterten an langen Ketten Papagaien und Arras von ihren goldenen Stangen und Futterkaſten auf und begrüßten uns mit wildem Gekreiſch und Flügelſchlag. Auch Aeffchen quäkten uns zähnefletſchend an, und ſträubten ſich unter wahnſinnigen Gliederverrenkungen wider ihre ſtählernen Feſſeln; während die jungen Damen im Vorüberziehen hell aufſchrieen und laut und herzlich lachten. Was bei der grellen Militairmuſik, weil junge Mädchenſtimmen höher liegen, immer hörbar genug blieb.

„Ja, lieber Vater, ſchon die Eröffnung dieſes Feſtes war ſo impoſant, daß auch ich hätte laut aufjauchzen mögen. Wie glücklich ſind doch die Handwerksburſchen und Bauern! Sie brauchen ihren luſtigen Uebermuth ihre feſtliche Ausgelaſſenheit nicht herunterzuſchlucken. Unſer Einer darf aber niemals vergeſſen, daß er zu den Bevorzugten gehört, die zu auserleſenen Genüſſen beſtimmt ſind.

„Nichts zu bewundern! empfiehlt der alte Horaz als Weisheit. Heutigen Tages iſt es vornehme Lebensart. Am wenigſten dürfen wir bewundern, wenn einmal bürgerlicher Reichthum ſich einer ausgelaſſenen Verſchwender-Laune überläßt. Er iſt es uns ſchuldig, und indem wir das würdigen, haben wir alles gethan.

„Als der Zug in verſchiedenen Colonnen alle drei Tanzplätze zugleich betrat, ſetzte das Opernorcheſter ein und die Militairmuſik brach ab.

„Ich pflege auf Bällen keinen Tanz auszulaſſen, konnte aber anfangs nicht umhin, den Zuſchauer abzugeben, und verlor dabei nicht das mindeſte. Der terraſſenförmige Ball im Freien gewährte von oben wie von unten geſehen, einen prachtigbunten Anblick, der ſich weder in Worten noch Farben wiedergeben läßt. Alle drei Tanzplätze waren ſehr belebt, die Damen in nachläſſig eleganter Toilette, die Herren in prätentiös-phantaſtiſchen Sommeranzügen, überließen ſich einer ungezwungenen Heiterkeit, wie man ſie in Salons, wenigſtens nicht gleich zu Anfang, ſich erlaubt.

„Aber der Engel tanzte nicht, und ſchien befangen und zerſtreut. Viel Farbe hatte er niemals; heute jedoch verklärte eine leidende Bläſſe das regelmäßig ſchöne Antlitz, die ſchwarzverſchleierten dunklen Augen glommen in faſt unheimlichem Feuer, um die feinen Purpurlippen, die ſonſt nur Witz und Bosheit athmeten, ſpielte heut ein elegiſches Lächeln und dann und wann ſchwellte ein tiefer Seufzer die reizende Mädchenbruſt.

„Sollte des Engels Stündlein geſchlagen haben?“ dachte ich. „Sollte der boshafte Götterknabe mit ſcharfen Pfeilen nach dieſem ſtolzen Herzchen zielen?“ — Der Augenſchein lehrte es, und es fragte ſich nur noch: Wer iſt der glückliche Sterbliche, dem es gelang das

Engelsherzchen zu rühren? Wem gilt das ſüße Liebesweh, in welchem dieſe holde Nymphengeſtalt ſo ſichtbar ſchmachtet?

Nur zwei Fälle ſind möglich.

Entweder hatte der Engel den Geſchmack ſeiner Mutter und der Auserwählte war ein junger Künſtler, Literat oder Handlungsbefliſſener, welche Sonntags auf Coeur obſcur in Menge ſich einfinden, wo ihnen der Banquier einen Freitiſch giebt, oder — um mich edler auszudrücken — offene Tafel hält.

Oder der Engel erniedrigte ſich mit Sinn und Geſchmack nicht ſo tief, und es war ein Cavalier!

In letzterem Falle war nur an einen Einzigen zu denken, der auf Coeur obſcur häufige Beſuche machte. Du wirſt errathen, wen ich meine. Kein Anderer ſonſt hat ſich jemals dort gezeigt, etwa mit Ausnahme des Vicomte de St. Pardour, der kürzlich zwei oder dreimal draußen war, um die Liſte der Cavaliere zu entwerfen, welche er zu dem heutigen Morgenballe einzuführen übernommen hatte.

Dieſes Räthſel konnte ich auf der Stelle löſen, und entſchloß mich dazu auch augenblicklich.

Nach den erſten leichten Polkas, Mazurkas und Redowas begann eine große ernſtere Quadrille.

Der Engel und ich, wir waren auf dem Balle beim franzöſiſchen Geſandten das beſte und gewandteſte Tänzerpaar und machten Aufſehen.

Ich glaube ich habe Dir damals davon geſchrieben. Es war der Frühlingsball des Engels, für den er heut ſich revangirte, und auf eine coloſſale Weiſe blamirte ſie an jenem Abende Victor. Seitdem aber vertheidigt ſie ihn immer gegen ihre Mitelevinnen, die ſie häufig beſuchen und ihn geckenhaft und geiſtlos finden.

Alles das rechtfertigte meinen Verdacht!

Ich gelte auf allen Bällen für den beſten Tänzer. Alſo darf ich eine große Quadrille nicht verſäumen. Das bin ich mir ſelbſt ſchuldig.

„Ich wandte mich daher geradezu an den Engel.

— „Herr von Hartung, haben Sie Nachſicht mit mir. Ich werde heute gar nicht tanzen; die Vorbereitungen zu dieſem Feſte haben mich ein wenig aufgeregt und angegriffen; und überdies war der Vicomte de St. Pardour zu ſparſam mit ſeinen Einladungen. Es fehlt an Cavalieren; ich muß alſo jeder anderen Dame nachſtehen. Haben Sie die Gnade, eine andere Dame aufzufordern.

„Die Paare traten an und beide Orcheſter ſetzten ein. Die Touren einzelner Paare wurden nur von dem Opernorcheſter begleitet, während bei den Enſembles die Militairmuſik wieder gellend, ſchmetternd, dröhnend mitwirkte. Im Freien war das wieder von ganz beſonderer Wirkung, die in geſchloſſenen Räumen und bei Kerzenſchein ganz unmöglich iſt.

„Es verdroß mich, daß ich eine ſo außergewöhnliche Quadrille verſäumt hatte, und aufrichtig geſagt, Papa: Auch ich könnte dieſen Engel lieben. Ich könnte ihn ſogar heirathen. Seine Millionen flößen mir einen ſo gewaltigen Reſpect ein, daß ich im Stande wäre, meinen Adel darüber zu vergeſſen. Doch hat ſie Cavalieren von größeren Anſprüchen, als die Meinigen, bereits Körbe ertheilt und ich will mich nicht compromittiren.

„Aber tanzen will ich mit ihr, denn ſie tanzt ihres Beinamens würdig, oder ſie tanzt wie ein Engel! — Ich gelte für den beſten Ballherrn in der Reſidenz. Alſo ich allein bin der ihr würdige Tänzer; und verſchmäht ſie mich, ſo iſt ſie ungerecht.

„Ich nahte mich noch einmal und bat ſie um die zweite Quadrille.

— „Herr von Hartung, ich habe mich bereits bei Ihnen entſchuldigt.“

— „Ich meine nur für den Fall, daß Sie bis dahin anderen Sinnes werden ſollten. Ich nehme mir zur rechten Zeit die Ehre mich Ihnen wieder vorzuſtellen.

— „Herr von Hartung, es iſt ein ländlicher Ball und man engagirt ſich nicht im Voraus. Vernachläſſigen Sie um meinetwillen niemand."

— „Sie ſind nicht einen Tag wie den anderen. Auf dem Balle beim franzöſiſchen Geſandten verſagten Sie mir keine Quadrille."

— „Man kann nicht zu Hauſe ſein, wie man in der Welt iſt."

— „War ich ſo unglücklich, bei Ihnen in Ungnade zu fallen?"

— „Ich bin kein gnädiges Fräulein; folglich kann man bei mir nicht in Gnade ſtehen und wo man nicht in Gnade ſteht, kann man auch nicht in Ungnade fallen."

— „Ich bilde mir ein, daß Sie mich einſtmals als Tänzer würdigten! Nur als Tänzer."

— „Bei ſeinen Einbildungen muß man jedermann laſſen!"

„Sie war mit einem Male wieder der Dämon von Coeur obſcur, oder wie Victor ſie genannt hatte: diablesse des coeurs obscûrs, und ich nahm ihre Herausforderung an.

— „Mademoiſelle ſcheint den Tanz nicht mehr wie früher zu lieben? Ich fürchte, Mademoiſelle philoſophiren zu viel in Ihrer paradieſiſchen Einſamkeit, und Damenphiloſophie iſt der Tanzluſt ſchädlich. Der berühmte Verfaſſer der Damenphiloſophie tanzt gar nicht und ſein vornehmer und idealer Mitarbeiter ſehr ſchlecht."

„Ein wetterleuchtender Blick aus den ſchwarzen Wimpern und ein roſenfarbiger Zorn beſtraften mich. Der Engel zeigte mir ſeine weißen küſſenswerthen Schulterblätter, und das war noch nicht Alles.

Auch zu Leon ging ſie, mich zu verklagen und dieſer trat zu mir:

— „Heinrich! Ich muß Dich bitten, Dich zu menagiren. Mademoiſelle de Coeur obſcur beklagt ſich über Deine Zudringlichkeit."

— „Ich bat ſie um eine Quadrille. Iſt das Zudringlichkeit?"

Er deutete auf ſein goldenes Achſelband. — „Sie beklagt ſich und iſt das Schloßfräulein. Ob Du Recht oder Unrecht haſt, iſt nicht meine Sache."

„Sie hatte mit Neckereien den Anfang gemacht, und ich nur geantwortet. Sie war empfindlich geworden, alſo fühlte ſie ſich getroffen, und ich war auf der richtigen Spur. Dieſe beſchloß ich zu verfolgen und auch die Ueberzeugung blieb nicht aus.

„Unaufhörlich wurden köſtliche Erfriſchungen präſentirt. Sie ſteigerten die Feſtluſt, und die jungen Damen befliſſen ſich, dem Engel ihre ſchweſterliche Liebe zu beweiſen und überhäuften ſie mit den zärtlichſten Dankſagungen für alle glänzenden Ueberraſchungen, die ihnen bereitet waren. Sie verlangten aber auch, daß der Engel nicht länger im Hintergrund bleibe, ſich für andere abmühe und aufopfere, ohne ſelbſt an Tanz und Vergnügen Theil zu nehmen.

„Ich hielt mich möglichſt in Hörweite von ihr, um ſie ferner zu beobachten.

— „Ich habe mich ſchon bei ſo vielen Herren entſchuldigt, daß ich gar nicht mehr wage eine Aufforderung anzunehmen.

— „Du giebſt Dir zu viel Mühe; alles muß ſeine Grenzen haben."

— „Ich mache zum erſten Male die Honneurs und kenne die Wenigſten von dieſen Herren."

— „Gleichviel, meine Liebe, Du darfſt Dich dem Tanze nicht entziehen, Deine Schüchternheit beſchämt uns."

„Sie ſah nach ihrer Uhr.

— „Jetzt iſt es zu ſpät. Ich darf nicht, Mama iſt im Schloſſe beſchäftigt und ich kann jeden Augenblick abgerufen werden."

— „Wenn ich nun dieſen Tanz auslaſſe, um nöthigenfalls Dich zu erſetzen?" fragte die Comteſſe de St. Pardour.

— „Es iſt eine Quadrille und ich bin ſie Herrn von Hartung ſchuldig, der ſchon vor einer Stunde mich in Anſpruch nahm."

— „Im Freien engagirt man ſich nicht zum Voraus."

Allein der Engel hatte ſich umgeſehen, mich ganz in ihrer Nähe erblickt, und die Damen fingen an leiſe zu reden.

Ich behauptete meinen Poſten, als hätte ich nichts gehört.

Alle erboten ſich, den Engel bei mir zu erſetzen. Allein die Comteſſe ließ es ſich nicht nehmen, die Erſte geweſen zu ſein.

Vicomte Leon wurde gerufen. Man ſprach leiſe mit ihm und er trat zu mir.

— „Mademoiſelle de Coeur obſcur iſt anderen Sinnes geworden und fordert Dich zur Quadrille auf, falls Du noch ledig biſt."

Ich nahte. — „Mademoiſelle, Ihre Gnade beglückt mich." — Und wir traten an.

In der That aber war die Zeit im Umſehen verſtrichen. Die Schloßglocke wurde geläutet: Ein Signal, welches bedeutete, daß der Banquier angelangt ſei. Der Engel entſchuldigte ſich, und Pauline trat für ſie ein.

— „Herr von Hartung, darf ich Mademoiſelle de Coeur obſcur erſetzen?"

— „Gnädige Comteſſe, ich wußte nicht, was Sie erſetzen könnte, wenn auch Sie abgerufen würden." — —

Die Quadrille war zu Ende und der Engel trat aus dem Schloſſe am Arme des Vaters, den er der Geſellſchaft vorſtellte. Der Banquier hatte große Toilette gemacht, trug ſeine Orden und nahm ſich gar ſtattlich aus.

Er hatte aber auch einen Gaſt mitgebracht. Und wer war es, den die Räthin vorſtellte? Kannſt Du es errathen? —

„Wer iſt ſo vornehm, daß er nur Einladungen zu Hoffeſten annimmt, und auf einem ländlichen Balle nur aus dem Stegreif erſcheint?

„Er trug einen Schnürrock, hohe Stiefel und lange Sporen. In dieſer eleganten Geſellſchaft nahm er ſich wie ein Kunſtreiter aus.

„Er entſchuldigte ſich deshalb.

— „Der Herr Finanzrath wollten mich in der Stadt nicht hören, um ſeine edlen Gäſte hier nicht warten zu laſſen. Ich muß den Herrn Finanzrath heute noch wegen dringender Angelegenheiten ſprechen. Er hat Schuld, wenn ich in dieſem Aufzuge vor Ihnen erſcheine und hat es mir zur Bedingung gemacht, daß ich heute wie ich gehe und ſtehe ſein Tiſchgaſt ſein muß, wenn er mich anhören ſoll."

— „Ja, meine Damen, ſo iſt es!" beſtätigte der Banquier. Ich allein habe alle Schuld."

„Ich ließ den Engel nicht außer Acht, um ſeine Miene und Regung zu beobachten. Irgendwie, dachte ich, wird er ſich verrathen. Ein junges Mädchen iſt bisweilen unvorſichtig und es giebt Momente der Selbſtvergeſſenheit — ein Schreck, eine Ueberraſchung.

„Ein ſolcher Moment trat wirklich auch ein. — Doch ſpäter erſt, und ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen.

„Für's erſte war der Engel ausgelaſſen heiter. Er nahm die coloſſale Generalstochter Adele von Koch bei Seite und beide ſchwatzten und freuten ſich. Auch andere Damen traten hinzu und lachten zum Einverſtändniß mit.

„Hierauf nahte der Engel dem vornehmen Tiſchgaſte. — „Herr Graf," begann ſie mit ihrer hellen Stimme, der ſie einen ironiſch einſchmeichelnden Ton zu geben weiß. Darf ich mich unterſtehen, zur Polonaiſe nach der Tafel Ihre Dame zu ſein?"

— „Mademoiſelle, Sie tanzen gar zu ſchön! Ich wage es nicht.“

— „Eine Polonaiſe kann man auch in Stiefeln und Sporen tanzen.“

— „Ich wage es ſelbſt im Ballcoſtüm nicht, Mademoiſelle.“

— „Reiten Sie heute den Gentleman?“

— „Ich bin zu Wagen gekommen. Der Herr Finanzrath beſtand darauf, daß ich mit ihm fahren ſollte.“

— „Wir werden alſo den Gentleman heute nicht ſehen?“

— „Ich laſſe ihn herausführen; er wird bald hier ſein.“

— „O das iſt herrlich! Adele! wir werden den Gentleman ſehen?“

— „Und der Herr Graf hat vielleicht die Gnade, ihn uns vorzureiten?“ fragte die Generalstochter.

— „Ich kann es nicht verſprechen.“

— „Aber wenn wir Sie innig darum bitten?“

— „Meine Damen! Ich bin heute mein eigener Herr nicht und erwarte mit Schmerzen, vom Herrn Finanzrath abſolvirt zu werden.“

Er ſchien empfindlich, verbeugte ſich und entfernte ſich von den Damen.

Das paßte freilich nicht zu meinem Argwohn. Allein was ſich neckt, liebt ſich, und er hatte die Ironie verſtanden und war ihr ausgewichen.

Leon verſammelte jetzt die Chapeaux d'Honneurs, um die Karten für die Plätze an der Tafel austheilen zu laſſen. Jeder ſollte nach ſeinem Range placirt werden, und jedem Herrn war die Dame genannt, die er zu Tiſche führen ſollte. Auf meinen Theil kam Mademoiſelle von Koch, ein neugebackenes Fräulein, die aber ſehr hoch aufgegangen iſt, ſo daß ſie Deinen Heinrich faſt um die Länge eines Kopfes überragt. Mein alter Reichsadel war mit dieſer Dame durchaus nicht berückſichtigt worden, und außerdem läßt ſich mit ihr nur von Pferden und Schießgewehren ſprechen.

„Die Tafel war im Veſtibule gedeckt und wand ſich ſchlangenförmig durch den ganzen Raum. Sie war mit Silber überladen. Auch wurde nur von Silber geſpeiſt. Hier hörte die ländliche Ungezwungenheit auf und die ſteife Anmaßung des gediegenen Reichthums machte ſich geltend.

„Die Säulen waren mit Blumenguirlanden umwunden und die Statuen in den Niſchen und die Büſten auf den Gallerien mit zartem jungen Lorbeer bekränzt. Auf den Vaſen prangten hohe blühende Gewächſe. Dieſe ganze Decoration war früher nicht dageweſen und während der Tänze erſt hergeſtellt worden. Alles nahm ſich gut aus.

„Obenan ſaß der Banquier, welcher die Comteſſe Pauline, die Königin des Tages, zu Tiſche geführt hatte. Neben ihm die Räthin und Victor und ganz untenan der Engel mit einigen ihrer Penſionsfreundinnen, für die man keine Cavaliere gefunden. Es waren einige Damen mehr als Herren.

„Beide Orcheſter ſaßen rings auf den Gallerien und machten eine betäubende Tafelmuſik. Das Local hatte eine furchtbare Reſonanz und verſchiedene Echo's. Es war kaum auszuhalten.

„Beim Deſſert galt der erſte Toaſt dem König und ſodann dem Feſtgeber. Er dankte dafür, indem er das Wohl ſeiner ſchönen Nachbarin ausbrachte. Die Comteſſe iſt eine üppige reizende Provençalin und er hatte ihr überhaupt viel Aufmerkſamkeit erwieſen. Jetzt verlangte er einen Kuß, der ihm natürlich verweigert wurde. Er beſtand darauf. Sie wollte aufſtehen; er hielt ſie zurück und verwundete ſie bei dieſer Gelegenheit mit ſeinen ſcharfen weißgebürſteten Nägeln.

Sie zeigte ihm die Schramme und ſogleich zog er einen koſtbaren Solitär vom Finger, um ſeine langen wohl gebürſteten Nägel zu reinigen — von jedem Verdacht.

— „Nehmen Sie den Schuldigen in ſtrengen Gewahrſam und laſſen Sie ihn nicht wieder frei, damit er ſich dergleichen nie wieder erlaube.

„Die Comteſſe ſträubte ſich anfangs, allein der koſtbare Demant funkelte gar zu einladend. Sie ließ ſich endlich bewegen, ihn anzunehmen, und nun durfte ſie auch den Kuß nicht länger verſagen. Sie reichte ihre Wange, der Banquier umfaßte ſie und gab ihr einen herzhaften Schmatz, der durch den ganzen Saal ſchollte. Sie wand ſich los und ſagte: ‚Fi donc! vous êtes mechant!'"

„Du kannſt Dir denken, Papa, welch einen Eindruck das auf eine ſolche Geſellſchaft machte.

„Noch mehr Erſtaunen erregte es aber, als die feine Räthin begann: ‚Mein Schatz, das war zu arg und dafür muß ich mich revanchiren.'

„Hiemit reichte ſie Victor ihre Wange, der ſie ein-, zwei-, dreimal küßte, bis ſie ihm ernſtlich mit dem Finger drohte.

„Ich ſah mich nach dem Engel um und zu meinem Erſtaunen lächelte er und ich hörte ihn laut ſagen: „Ja, ja, ſo iſt es! Mama macht kein Hehl daraus; ſie iſt ſtolz auf dieſe glänzende Eroberung."

„Mich rührte dies Lächeln; aus dem Herzen kam es nicht. Vielleicht, daß die kleine Millionärin in ihrer Unſchuld noch gar nicht einmal ahnet, welche Anſprüche ſie ſelbſt neben ihrer ſtolzen Mutter hat.

„Nach Tiſche begannen die Tänze von Neuem, aber nur die Militärmuſik ſpielte auf; das Orcheſter hatte ſchon ſeine Inſtrumente zuſammengepackt, um in der Oper mitzuwirken. Victor luſtwandelte mit dem Millionär in den Gängen des Parkes. Sie hielten ſich in ziemlicher Entfernung von den Tanzplätzen. Was ſie ſprachen, konnte man nicht hören. Sichtbar aber bleibt man in dieſem Parke immer, und ſo ſah ich denn

Victor ſehr lebhaft ſprechen. Was er ſprach, mag Gott wiſſen. Ernſthaft war es jedenfalls, denn der Banquier ſchien davon beunruhigt zu werden. Es verfinſterten ſich ſeine Mienen und ungläubig ſchüttelte er dann und wann den Kopf. Allein Victor beſtand auf ſeiner Ueberzeugung, und endlich ſah Jener ſich genöthigt, nachzugeben.

Beide nahten wieder den Tanzplätzen. Der Engel hatte inzwiſchen neue Verabredungen mit Fräulein von Koch getroffen, und als Victor erſchien, um ſich zu verabſchieden oder vielmehr, um zu zeigen, daß er in höheren Kreiſen erwartet würde und hier nicht unter Seinesgleichen ſei, redete ſie mit ihrer hellen, ironiſch freundlichen Stimme ihn an.

„Herr Graf! können Sie nicht auch einmal mit mir Geſpräche machen, ſo gut wie mit meinem Vater?"

„Ganz gewiß, Mademoiſelle. Was ſteht zu Befehl?"

— „Ich habe Luſt, Ihren Gentleman zu kaufen. Wollen Sie ihn mir überlaſſen?"

— „Mademoiſelle! der Gentleman iſt kein Damenpferd!"

— „Nein, ein Curaſſierpferd! Mißt er nicht vom Widerriſt bis zur Trachte ſeine ſechzig Zoll rheinländiſch?"

— „Mademoiſelle! ich erſtaune. Sie reden wie eine Pferdekennerin!"

— „Ich werde auch nächſtens Reitſtunde nehmen. Aber erſt muß ich den Gentleman haben."

— „Der Gentleman ſelbſt muß noch ſehr geſchult werden, ehe er zur Schule taugt."

— „Deſto beſſer. Fräulein von Koch hier iſt eine ſehr geſchickte Reiterin und nimmt den Gentleman und mich zugleich in die Schule."

„In der That, Herr Graf," nahm die Generalstochter das Wort, ich bin in ihren Gentleman verliebt und wünſche ihn zu beſitzen.

— „Leider iſt er mir nicht feil. Allein er iſt galant und wird dem gnädigen Fräulein, ſo oft Sie befiehlt, zu Gebote ſtehen. Ich rathe aber nicht dazu."

„Weshalb nicht?"

— „Wie geſagt, er iſt noch ziemlich roh."

— „Ich reite ihn und wenn es der Bucephalos wäre. Steht er hier?"

— „Ich will ihn eben vorführen laſſen."

— „Sie werden erlauben, daß ich mitgehe. Ich bin ſchon froh, wenn ich den Gentleman nur ſehe.

— „Gnädiges Fräulein, wie Sie befehlen."

— „Wenn der Gentleman ſchon ſo viel Glück bei den Damen macht," rief der Engel, „um wie viel mehr der Reiter!"

— „Wenn das ſein ſollte, ſo iſt der Reiter eben ſo unſchuldig daran, wie ſein Pferd!" erwiderte Victor mit einer ſteifen Verbeugung und ging.

„Offenbar waltet zwiſchen Beiden eine kleine Spannung ob. Der Engel iſt eiferſüchtig auf ſeine Mutter und läßt dem Anbeter derſelben das fühlen.

„Kommen Sie, meine Damen!" rief die Generalstochter. „Es lohnt ſich ſchon der Mühe; der Gentleman iſt ein Capitalpferd."

„Die vornehmen Fräuleins ließen ſich nicht lange nöthigen und zogen in Proceſſion nach dem Schloſſe, um Victor zu Pferde ſteigen zu ſehen, als ſei dies ein unerhörtes Schauſpiel.

„Die Gecken haben bei den Frauen das meiſte Glück. Es iſt einmal Mode und gehört zum guten Ton, ſich in Victor zu verlieben. Bei Hofe verziehen ihn ſelbſt die alten Excellenzen und die vornehmen jungen Damen ſuchen ſich um ſo mehr ihm bemerklich zu machen, je weniger er ſie beachtet. Es iſt auch ein ganz unſchuldiges Vergnügen, denn Victor iſt nicht gefährlich!"

„Armer Engel von Coeur obſcur. Du biſt zu fein und ſeelenvoll und machſt aus dem zärtlichen Muthwillen Deiner hochadeligen Geſpielinnen einen herzlichen bürgerlichen Ernſt. — Der Augenblick war gekommen, wo der Engel ſich verrathen ſollte.

„Der Gentleman hatte ſich geſtreckt. Victor grüßte und ſaß auf mit muſterhaftem Anſtand. Der Gentleman fing an zu tanzen und machte ſeine Capriolen und Balletaden. Die Damen applaudirten. Das gefiel dem Gentleman. Er ſetzte zu einer neuen Capriole an und ſtieg in ſeiner Rieſenlänge faſt ſchnurgerade auf. Es ſah gefährlich aus. Die Damen erhoben ein Angſtgeſchrei. Der Engel ſeufzte bang und beklommen, mit gefalteten Händen: „Victor! Victor!"

„Alſo kein Graf, kein Muſterrede mehr! Rang und Stand ſind vergeſſen. Victor heißt der Abgott Deiner Gedanken und das Ideal Deiner Träume und er vernachläſſigt Dich Deiner Mutter halber. Armer Engel von Coeur obſcur!"

— „Laſſen Sie das, Herr Graf!" rief die Räthin. „Es ängſtigt die Damen."

„Dazu habe ich meinen Gentleman nicht aufgefordert," ſagte Victor und cajolirte ihn. „Das iſt Galanterie von ihm, das thut er zu meinem Vergnügen. Der Hafer auf Coeur obſcur ſchmeckt ihm. Er war in einer feinen Pferdegeſellſchaft, lauter Thiere von Race, und das macht ihn luſtig. Aber er hat auch etwas gelernt." Und hiemit nahm er den Gentleman zuſammen, ſetzte ihn auf die Hancken und ließ ihn eine Rieſenlançade machen. Und während das gewaltige Thier mit allen Vieren in der Luft ſchwebte, ſchwang er cavalierement grüßend ſeinen Hut und ſprengte in kurzem Galopp davon, während ſein Reitknecht im ſcharfen Trabe folgte.

— „Nicht wahr?" redete ich den Engel an, „Victor iſt ein verwegener Reiter und man kann leicht erſchrecken, wenn Victor ſeinen Gentleman ſteigen läßt. — Ver zeihen Sie! Ich wollte ſagen Graf Wüſterode. Allein wir ſind Jugendfreunde. Ich bin gewohnt ihn Victor zu nennen und man kann ſich einmal vergeſſen und Victor ſagen ſtatt Graf Wüſterode.

— Herr von Hartung, da Sie ſich ſelbſt vergeſſen, ſo erlauben Sie es Anderen ebenfalls. — Leben Sie wohl! — Komm Adele!“

— „Einen Augenblick noch!“ wandte die Generalstochter ein, die keine Gelegenheit vorübergehen läßt, hippologiſche Weisheit auszuhauchen. — Wenn Sie Ihren Victor für einen vollkommenen Reiter halten, ſo verſtehen Sie gar nichts. Ihr Victor kann wohl reiten, aber ein Pferd behandeln kann er nicht! Schade um den unvergleichlichen Gentleman! — Ich bin außer mir. Wenn er jetzt aus Stallmuth thun darf, was ihm einfällt, ſo hat er ſich binnen einem Jahre alle möglichen Untugenden angewöhnt und ich gebe keine 10 Louisd'or mehr für ihn. — Sagen Sie Ihrem Victor in meinem Namen, daß er ſeines Gentleman durchaus unwürdig ſei! Denn ſolch ein Pferd findet man kaum alle hundert Jahre einmal.

— „Haben Sie ihm auch etwas zu beſtellen?“ fragte ich den Engel.

Statt aller Antwort nahm ſie ihre Freundin bei der Hand und zog ſie fort.

Wir begaben uns auf die Tanzplätze zurück und der Lanauer geſellte ſich zu uns. Glücklicher Weiſe in der Abſicht nur, der ſchönen Comteſſe die Cour zu machen, die ihn vollkommen abſorbirte; ſo daß er niemanden anders läſtig fiel.

In der That iſt Pauline de St. Pardour vollkommen geeignet einen bejahrten Libertin an ſeine Jugend zu erinnern. Als ſüdliche Brünette, gewährt ſie ein reizendes Widerſpiel zu dem Engel, einer nördlichen Brünette. Der Engel hat das ſchwarze Haar und die dunklen Augen ſeines Vaters und die ſchimmernde Haut und den hohen Wuchs ſeiner Mutter, aber wenig

Farbe. Die Comteſſe prangt wie eine von der Mittagsſonne vergoldete Pfirſich, in zarter Jugendpracht. — Der dunkle Blick des Engels bleibt ſtets von ſchwarzen Wimpern verſchleiert. — Die Comteſſe reißt die Augen weit auf, ſo daß ein bläulich weißer Rand die ſchwarzäugigen Apfel umgiebt. — Der Engel iſt offenbar die Schönere; die Comteſſe unbedingt die Liebenswürdigere. — Der Engel liebt es, geiſtreich zu ſein, und nimmt alsdann ein ernſthaftes, faſt feierliches Weſen an. Eben ſo gern aber ſpottet er auch und zwar ſcharf und beißend; im Vertrauen auch auf ſeine geiſtige Ueberlegenheit. — Er hat zu viel geleſen und war zu wenig in der Welt. — Die Comteſſe hingegen gehörte von Kindheit an dem höchſten Kreiſe der Geſellſchaft an, und iſt ſtets lebhaft und muthwillig. — Der Engel iſt excluſiv und weiſt Vertraulichkeiten mit Strenge, ja, beleidigend ſogar, zurück (wie heut z. B. mir geſchehen). Die Comteſſe dagegen muntert zu Zärtlichkeiten auf, um ſie mit fein kokettirendem Witz zu beſtrafen. — Der Engel bleibt in ſeinem ſtrengen Salonhumor zart und beſonnen. Die Comteſſe iſt dreiſt und ausfallend: im Vertrauen auf ihre Liebenswürdigkeit; denn wer vermag dieſer Ueppigreizenden zu zürnen, wenn ſie ſich auch noch ſo viel herausnimmt? — Für den Banquier kann niemand gefährlicher ſein, als dieſe echte geſchmeidige Gascognerin mit ihrem allerliebſten Stumpfnäschen und ihren zündenden Blicken. Und wie viel ihm ihre Tiſchnachbarkeit werth war, beweiſt der Diamant, den er ihr aufdrang. Ein Millionär verſchenkt nichts, ſondern bezahlt nur. Vermuthlich aber hatte er nicht genug für dieſen Werth erhalten, weil er noch mehr verlangte.

Beide Mädchen, deren Anſprüche ſich ſo ziemlich die Waage halten, ſind die zärtlichſten Freundinnen. Das ſpricht für ihre Jugend und Unſchuld. Sie haben ſich wohl hie und da einmal entzweit, aber niemals wegen Herzensangelegenheiten (die beide noch nicht zu kennen ſcheinen, wenn gleich ſo manche ihrer Penſionsfreundinnen ſchon, ſich deshalb für ewig mit einander verfeindet haben). Wohl aber aus Meinungsverſchiedenheit und Mädchengrillen. Wenn aber ihre Väter, die in geſchäftlicher Beziehung zu einander ſtehen, wo ernſtliche Differenzen vorfallen können, ſich entzweiten, ſo waren ſie die Vermittlerinnen ſtets, welche ſie wieder ausſöhnten.

„Aufrichtig geſagt, ich liebe ſie Beide, und würde unbedingt zum Islamismus übergehen, könnte ich ſie beide heirathen.

„Die Dämmerung trat ein und es ward kühl. Ein Morgenball darf nur bis zu Sonnenuntergang dauern. Kurz, es war hohe Zeit zum Cotillon, der mit Lauftouren durch den ganzen Park gehen ſollte. Er mußte ſehr gekürzt werden, was den Chapeaux d'Honneurs viel zu ſchaffen machte, denn wir mußten uns mit unſeren Planen mit dem Balletmeiſter verſtändigen über das, was wegbleiben ſollte. Nicht alle Ländler und Polka's blieben weg und der alte Banquier ließ es ſich nicht nehmen mitzutanzen. Wie ſich von ſelbſt verſteht, mit der Comteſſe.

„So wie er ſeine impoſante Geſchäftsmiene ablegt, iſt er wieder Jude. — Und gar wenn er tanzt! —

„Das iſt noch nicht Alles. — Denn höre! Papa, höre!

„Im Dunkel der Haine ſoll er ſich Freiheiten gegen ſeine Tänzerin herausgenommen oder auch nur herausnehmen gewollt haben. Ich habe es nicht geſehen; die nächſtfolgenden Paare aber ſagen, daß ſie vor Schaam und Empörung ihre Blicke nicht zu laſſen wußten. — Sogar, meinten ſie, daß die Comteſſe wohlgethan haben würde, den erhaltenen Demantring ihm vor die Füße zu werfen, und auszutreten.

„Ich muß das eventualiter dahin geſtellt ſein laſſen. Der Engel — denn den Kühnen begünſtigt das Glück — würdigte mich des letzten Cotillons. Und wir waren in der letzten Colonne.

„Armer Engel von Coeur-obſcur! Welch einen Vater haſt du, und — faſt möchte ich auch ſagen: — Welch eine Mutter! — Doch nein! Lockere Damen pflegen bei reiferen Jahren die zärtlichſten Mütter und die ſtrengſten Erzieherinnen zu werden. Ihre Lebensart hat ſie nicht glücklich gemacht und deshalb ſuchen ſie ihre Töchter vor ähnlichen Verirrungen zu bewahren.

„Eine letzte Ueberraſchung beſchloß das Feſt. — Als es zu dunkeln anfing, öffneten ſich die Flügel der Schloßthüre und das Veſtibule war von neuem umgewandelt und glich jetzt einem Sonnentempel oder einem feurigen Demantpalaſte.

Die Säulen und Gallerien waren mit geſchliffenen Glaslampen erleuchtet, die in allen Farben des Regenbogens ein unſicheres blendendes Licht verbreiteten, zugleich aber auch eine erſtickende Hitze, obſchon oben das ganze Glasdach gelüftet war und alle Fenſter offen ſtanden. Es wurde noch Kaiſerthee und Ananaspunſch ſervirt nebſt Leckereien und Süßigkeiten. Aber wir waren ermüdet und überſättigt und die Hitze und der wohlriechende Lampenduft — denn ich glaube, das Oel war parfümirt, — betäubte uns vollends. Wir nahmen Hüte und Mäntel und ſchickten uns zur Heimkehr an.

„Die Moral dieſer Geſchichte iſt, daß Victor ſich blindlings in's Verderben ſtürzt.

„Er hat mit dem Banquier ernſte Geſchäfte, denn umſonſt giebt dieſer ſeinen Nachmittagsſchlaf und ſein Vergnügen nicht auf und läßt ſich unter Sorgen und Bedenklichkeiten im Garten herumführen. Inwiefern ſolche Geſchäfte ſchwankend ſind: ſo daß, was in die Waage fällt, für den Banquier zählt, und was der erleichterten Schaale angeht, für den Grafen, — habe ich Dir früher einmal entwickelt.

„Ferner hat Victor ein zärtliches Verhältniß mit der ſchönen Räthin. Sie hat ſein Palais einrichten laſſen, ſie ſorgt für die Exiſtenz der Künſtler, die ihr huldigen, und dieſe kennen ihren raffinirten Geſchmack. Unſtreitig hat dieſes Palais ſeine Nebenthürchen, ſeine geheimen Treppen und ſeine reizenden Boudoirs, wo ſich ſüße Schäferſtündchen feiern laſſen, die, um dem excentriſchen Sinn der reifen Geliebten zu genügen, eine koſtſpielige Ausſtattung verlangen! — Victor iſt Cavalier genug, um ſeiner Dame alles zu opfern.

„Endlich wird man auch den Engel nicht vergebens ſchmachten laſſen, und bei der heutigen Sittenverderbniß der großen Welt, geſchieht es häufig, daß eine Mutter, um einen glänzenden Anbeter für immer an ſich zu feſſeln, ihn mit ihrer Tochter verheirathet und fortfährt, ihn als Schwiegerſohn zu lieben.

„Bisher war kein Cavalier gut genug für den Engel. Der Name Wüſterode Hohenbrück aber thut viel und der Banquier iſt nicht nur geldſtolz, ſondern auch ehrgeizig.

„Eines Tages alſo wird es heißen: „Herr Graf, entweder — oder." Zwiſchen zwei Uebeln erwählt man das kleinſte, und bevor man ſeine Stammgüter verliert, encanaillirt man ſich lieber.

„Schade um ſolch einen Adel! Schade um einen Stammbaum von 128 Ahnen, deren es außer in fürſtlichen Dynaſtien nur wenige noch giebt. Auf dieſe Weiſe aber iſt ſchon manche Bürgerdirne in die Nobleſſe eingeſchwärzt worden.

4.

Noch bis zu Ende der nächſten Woche blieb auf Coeur obſcur alles lebhaft, mit Ausnahme des Sonntags, wo es ein- für allemal bürgerlich war. Die jungen Damen und Herren ſtatteten Morgenbeſuche ab, um ihre Complimente und Dankſagungen zu wiederholen, und Rubland fühlte ſich in dieſer Geſellſchaft ſo wohl, daß er Comptoir und Börſe darüber bei Seite ließ.

In ſeinem Geſchäfte konnte man ihn recht gut entbehren. Er hatte wohlerfahrene und geſchickte Comptoiriſten, und die Börſenmänner hatten weit lieber mit dieſen zu thun als mit dem Herrn Principal ſelbſt, der kurz angebunden und abſtoßend war und für einen grillenhaft hochmüthigen, verbiſſenen Sonderling galt.

Auf Coeur obſcur hingegen wollte er liebenswürdig und geſprächig ſein, und die vornehmen jungen Damen ließen ihn fühlen, daß er keine Sitte habe; wieſen ſeine Zudringlichkeiten mit ſtolzer Sprödigkeit zurück; beſchäftigten ſich ausſchließlich mit der Räthin und Bertha und überſahen ihn, in ſeinem eigenen Salon, als völlig überflüſſig.

Mehr als das verdroß ihn, daß ſie Alle für Victor zu ſchwärmen ſchienen. Graf Wüſterode war ein für allemal der vollkommene Cavalier, beſcheiden in ſeiner Liebenswürdigkeit und anſpruchslos bei ſeiner Vornehmheit; und ſcherzend wünſchte man der Räthin Glück zu dieſer glänzenden Eroberung.

Alles das verwundete ſeine Eitelkeit tief bis auf's Innerſte und hauptſächlich auf Victor warf er ſeinen ganzen Haß. Nicht aus Eiferſucht, denn er wußte ſehr wohl, woran er mit ihm war. Allein er galt für den Anbeter ſeiner Frau und dadurch fühlte er ſich in ſeinem Credit als Ehemann geſchwächt, und ebenfalls mißgönnte er Victor das Lob, was ſeine junge Damen ihm zu ſpenden für gut fanden und wovon Victor ſelbſt nicht einmal etwas wußte und hörte.

Auch ſeiner liebenswürdigen Tochter grollte er. Sie war ſtolz auf ihren heimlichen Bräutigam und fühlte ſich glücklich, wenn ſie ihn von ihren Geſpielinnen hochpreiſen hörte. Auch ſtand ſie mit all' den jungen Damen auf einem ſehr vertraulichen Fuß, die ſich mit ihrem Vater nicht befaſſen mochten.

Endlich hatte er für die edle ſchöne Räthin, wie rückſichtslos er ſie auch zu behandeln pflegte, bisher doch ſtets noch Leidenſchaft gefühlt. Nunmehr aber war ſie ihm gleichgültig geworden und hatte für ihn allen Reiz verloren.

Alter ſchützt vor Thorheit nicht und Ruhland war bereits ein Fünfziger, was freilich ſeine Toilettenkünſte verhehlten. — Er hatte niemals ſich mäßigen gelernt. Herbes Mißgeſchick, Leiden und ſchweres Unheil würden ihn vielleicht gebändigt haben. Doch hatte er jederzeit Glück gehabt und niemals auch nur Sorgen gekannt. Sein Vermögen war dermaßen angeſchwollen, daß wenn er ſich auch ſeinen wildeſten Launen und ſeinen tollſten Gelüſten überließ, er kaum fähig war den Rand des Bechers abzuſchlürfen. Geht aber der Becher zur Neige, ſo will man auch keinen Tropfen des Bodenſatzes mehr verlieren und ſeine Genußſucht hatte, ſtatt abzunehmen, mit den Jahren vielmehr ſich geſteigert. Er haſchte jetzt nach Freuden, je mehr er fühlte, daß es die letzten waren.

Pauline hatte ihm, wenn auch keine Leidenſchaft, doch eine beſondere Zuneigung eingeflößt. Vielleicht bildete er ſich das nur ein, vielleicht auch bereute er nur in einer Anwandlung von Freigebigkeit einen koſtbaren Demant verſchenkt zu haben; vielleicht auch war es das koſtbare Kleinod ſelbſt, was er nicht vergeſſen konnte und was ſeine Gedanken auch an die Inhaberin deſſelben feſſelte.

Wer will die Räthſelſpiele der Leidenſchaften im verwahrloſten Alter erklären? Wer kann die Lüſternheit des üppigen Reichthums in ihrer geheimen Selbſtſucht durchſchauen?

So lange es indeſſen auf Coeur obſcur noch lebhaft war und reizende Beſuche ihm einen erwünſchten Zeitvertreib gewährten, durfte der Banquier es mit Frau und Tochter nicht verderben und erwies ſich milder und verträglicher als ſonſt. Er naſchte, that und ſagte was ihm einfiel, aß und trank übermäßig und hatte weiter keine Beſchäftigung und Zerſtreuung, als Groll, Verdruß und Aerger.

In der Woche darauf war alles plötzlich ſtill geworden und er hatte Langeweile. Mißmuthig fuhr er nach der Stadt; übelgelaunt kehrte er wieder. Frau und Tochter konnten nichts ihm recht machen und er war ein ärgerer Haustyrann als je zuvor.

4.

Einmal brachte er Victor wieder mit heraus.

„Wie iſt mein Mann jetzt gegen Sie?“ fragte die Räthin, als ſich Rubland zurückgezogen hatte, um ſein Nachmittagsſchläfchen zu halten.

— „Sehr kalt und fremd. — Doch ein Geſchäftsmann hat Sorgen und kann nicht einen Tag ſein, wie den anderen.

— „Sie beurtheilen meinen Mann nicht ganz richtig. Weder hat er Sorgen, noch iſt er ein Geſchäftsmann. Das Geſchäft geht ganz von ſelbſt und er hat ſeine Leute, auf die er ſich verlaſſen kann. Er lebt nur für ſich und ſeine Launen. Und ſeit dem Feſte iſt er ein Anderer. Ich verſtehe ihn nicht mehr, ich habe keine Gewalt mehr über ihn. Sie hatten nach Tiſche ein ernſthaftes Geſpräch mit ihm. Haben Sie ihm etwas Empfindliches, Verſtörendes geſagt?“

— „In Folge der weiſen Vorſchriften meiner ſchönen Mutter, habe ich eine ſehr wichtige Warnung für dieſen Tag mir aufgeſpart, und habe ihm mitgetheilt, wie man in den engeren Hofcirkeln von ſeinem Verhältniſſe zum Grafen St. Pardoux ſpricht.“

— „Zum Grafen St. Pardoux? was hat er jetzt mit dem? Woher die große Freundſchaft, da er früher ihn nicht leiden konnte!“

— „Ich kann es Ihnen ſagen, Mama! Er hat ihm das Großkreuz der Ehrenlegion und den Titel Vicomte verſprochen.“

„Und das weiß man bei Hofe hier?“

— „Wem ſolche Ehren zu Theil werden ſollen, nach dem zieht man Erkundigungen ein. Die Geſandtſchaftsberichte werden dem Könige mitgetheilt, und in den königlichen Familienkreiſen wird auch manches, was amüſant iſt, beſprochen.“

— „Und wie wurden dieſe Erkundigungen beſprochen?“

— „Leider ein wenig zu amüſant. Es handelt ſich um einen Güterkauf. — In Papiergeſchäften, beim Pferdehandel und beim Güterkauf iſt manches erlaubt, was nach zarteren moraliſchen Begriffen Betrug genannt werden könnte. Ich zweifle nicht, daß der Herr Finanzrath für die Dienſte, welche er ſchon unter Ludwig XVIII. der franzöſiſchen Regierung geleiſtet, die Ehrenlegion verdient hat. Vicomte aber kann er nur werden, wenn er die Güter des Grafen St. Pardeux in den Pyrenäen, ſo wie in der Provence übernimmt; und derartige Güter, mit altadligen Namen und Herzogstiteln ſogar, ſind mitunter gar nichts werth. Kömmt der Kauf zu Stande, ſo kann der Herr Finanzrath vielleicht Vicomte werden. Alsdann hat er nur den Titel bezahlt, denn die Güter ſind nichts werth. Es fragt ſich aber immer noch, ob ihm der Titel bewilligt wird. Und in dieſem Falle hat er ſein Geld weggeworfen.“

— „O! warum haben Sie ihm das geſagt; Sie waren ja doch bisher ſo weiſe und umſichtig. Sie haben ihn damit im Kern ſeiner Eitelkeit verwundet.“

— „Ich war es dem Vater meiner Bertha zu entdecken ſchuldig.“

— „Laſſen Sie ihn doch ſein Geld dahinwerfen. Ein einziger Börſentag kann es ihm wieder einbringen.“

— „Das Geld iſt das Wenigſte, aber das Geſpötte. Mag er die Güter in den Pyrenäen und in der Provence kaufen; wer kennt ſie hier? Wer kümmert ſich darum? Aber wenn er den Titel nicht bekömmt, ſo weiß jedermann, daß er angeführt iſt. Zudem hat er ſich auch hie und da gerühmt, daß er nächſtens ſeine Weine von ſeinen eigenen Gütern im ſüdlichen Frankreich kommen laſſen würde.“

— „Sie ſehen, daß er, wenn er ſelbſt etwas thut, wie ein Unſinniger handelt. — Der erſte September war kein glücklicher Tag für uns.“

— „Nein, auch die Ahnengallerie hat nicht den gewünſchten Erfolg gehabt. Denken Sie nur mein Vater verlangt, ich ſoll eine Prinzeſſin heirathen, um alle Europäiſchen Dynaſtien auf meinen Stammbaum zu pfropfen. Indeß habe ich ihm bereits jede Hoffnung darauf abgeſchnitten.“

— „Auch ich habe mich an dem Unglückstage verrathen!“ ſeufzte Bertha.

— „Was thut das Alles!“ entgegnete Victor. „Ohne Kampf kein Sieg, und ohne Muth kein Glück!“

6.

„Dein jüngſter Brief, mein lieber Heinrich, hat mir viele Freude gemacht“, ſchrieb der Freiherr an ſeinen Sohn. — „Und wenn Du fortfährſt, ſo ausführlich zu ſein, ohne Weitſchweifigkeit, ſo treffend zu ſchildern und ſo ſcharf zu urtheilen, ſo werden Hofrelationen aus Deiner Feder, ſollten ſie einmal von Dir verlangt werden, zu den amüſanteſten gehören, womit jemals Geſandtſchaften ihre Allerdurchlauchtigſten Souveraine regalirt haben.“

„Daß in Deinem Schreiben eine gewiſſe Empfindſamkeit, ich möchte ſagen, Reizbarkeit vorherricht, iſt mir nicht eben unlieb. Man muß auch jung geweſen ſein und einmal geliebt haben.

„Die kleine Millionärin iſt Dir offenbar nicht gleichgültig. Aber glaube mir, mein Sohn, wir irren ſehr, wenn wir unſer ganzes Heil und unſere irdiſche Glückſeligkeit in dem Beſitz eines niedlichen Exemplares von einem weiblichen Menſchen zu finden hoffen. Ein anderes iſt, wenn Du den Engel betrachteſt, um ſeiner

Millionen zu begehren. Darin liegt einigermaßen Sinn und Verſtand, denn mittelſt ſeiner Millionen kann der Engel ſeinen Auserwählten zu einem Auserwählten von tauſend mal Tauſenden machen.

„Dieſer ſogenannte Engel iſt nun aber einmal nicht für Dich; folglich mußt Du es über Dich gewinnen, ihn einem Anderen zu gönnen.

„Iſt es nun Eiferſucht, Neid oder Mißgunſt von Dir, daß Du das heimliche Schmachten des Engels erſpähſt, um ihn zu ängſtigen und zu beleidigen? Und welche Urſache haſt Du, mit Victor zu grollen, weil er den Engel überſieht?

„Wohin führt es, wenn man ſich ſolchen Regungen überläßt und was richtet man damit aus?

„Wir gehören nicht zu den Großen, welche überall die ernſten Preiſe gewinnen. Wir müſſen zufrieden ſein zu den Bevorzugten zu gehören, die ſich ihnen nahen dürfen und uns mit den kleineren Acceſſits begnügen.

„Victor iſt gleichſam ein heutiger Fortunat. Er iſt im Beſitz von allem Wünſchenswerthen und glücklich in Allem. — Du wendeſt mir vielleicht ein: Seinem Fortunatsſäcklein fehlt die Haupteigenſchaft, die Unerſchöpflichkeit. — Aber nein! Mag er mit ungewaſchenen Händen hineingreifen, mag er verſchwenden ſo viel er will; mag er blindlings in's Verderben rennen! Am Boden des Abgrunds, in den er ſich ſtürzt, findet er eine „kleine Millionärin“, deren coloſſales Vermögen gar nicht durchzubringen iſt.“

„Ein Freund der Unglücklichen zu ſein, iſt edel; als Freund der Glücklichen aber ſteht man ſich beſſer! Und was kannſt Du mehr wünſchen, als der Buſenfreund eines heutigen Fortunat zu ſein. — Du haſt die erſten Anſprüche darauf und Victor iſt ſo gemein nicht, ſeine Jugendfreunde zu verleugnen.

„Nenne ihn alſo nicht den Gecken; blicke nicht ſauertöpfiſch zu ſeinen Verſchwendungen, und vor allen

Dingen ſage nicht: Ihm wird keine andere Rettung bleiben, als ſich zu „encanailliren!“

„Nach den Begriffen und dem Geſchmacke der Jetztwelt, encanaillirt man ſich nicht mehr mit Millionen.

„Du haſt mir die Geheimniſſe von Coeur obſcur enthüllt, und zur Vergeltung dafür, will ich Dir die Geheimniſſe der Jetztwelt verrathen; doch davon ſpäter. Erſt mußt Du wiſſen, was Du zu thun haſt, damit ich für Dich, und Du für mich arbeiten kannſt.

„Nimm Dir ein Beiſpiel an der ſchlauen Räthin, die beiläufig geſagt, mir beſondere Hochachtung einflößt. Iſt ſie die Geliebte Fortunats, ſo ſei Du der Freund deſſelben. Sie muntert unſeren Fortunat zu Verſchwendungen auf! Thue desgleichen, und nimm Theil daran! Amüſire Dich mit ihm, und laß ihn ſich mit Dir amüſiren und iſt der Krug ſo lange zu Waſſer gegangen, daß er zu brechen droht: ſo zeige ihm Land! — Das heißt: bewege ihn von der Ueppigkeit der Mutter zu abſtrahiren. Mache ihn auf die Liebenswürdigkeit des Engels aufmerkſam und verrathe ihm, daß der Engel heimlich für ihn ſchmachtet und zaghaft ſeine ſchuldloſe Sehnſucht, in ſein zärtliches Herzchen verſchließt aus kindlich frommer Ehrfurcht vor ſeiner ausgelaſſenen Mutter.

„Gieb Acht! Victor wird anbeißen! vor allen Dingen, weil er „müſſen“ wird.

„Du aber wirſt den richtigen Moment abwarten, wo die Criſis eintritt. Schwer iſt es nicht zu errathen, wenn jemand auf's Trockene kommt; die Symptome ſind unverkennbar und ich verlaſſe mich dabei auf Deinen Scharfſinn und Deine Geſchicklichkeit.

„Victor muß wollen, eher ſoll. Er muß bitten, bevor der Banquier befiehlt.

„Sei Du alsdann ſein Brautwerber, wodurch Du zugleich ſein Retter biſt. Du allein richteſt ihn wieder empor, was er Dir niemals vergeſſen darf; Du verſchaffſt dem Banquier einen erwünſchten Schwiegerſohn;

der Dame bewahrſt Du ihren bisherigen Anbeter; den Engel machſt Du glückſelig, und alle ſind Dir ewige Dankbarkeit ſchuldig. Du bleibſt lebenslänglich ihr Familienfreund.

„Bedenke ferner, daß bei einem ſo coloſſalen Vermögen, der Stifter einer ſolchen Ehe auf eine bedeutende Douceur Anſpruch hat. Und wird Dir von Seiten des Engels auch nur ein Permille gewährt, ſo iſt das ſchon ein Capital von zehntauſend Thalern. Auch Victor (mag es um ihn ſtehen, wie es wolle) muß ſich großmüthig zeigen oder ſich demüthigen (was jedoch nicht denkbar iſt), indem er Dir anvertraut: „Ich bin der Mann nicht mehr, der ich war."

„Vergiß aber nicht, daß dieſer ganze Plan von mir ausgeht. Ich habe ihn erſonnen, Du führſt ihn nur aus. Gönne alſo Deinem Vater bei ſo glänzendem Gewinn, den wohlverdienten Antheil.

„Möglicherweiſe aber könnte ſich Dein Cavaliergewiſſen wider ein ſolches Vorhaben ſträuben. Wohlan! Ich will es beruhigen. — Zugleich aber will ich Dir zeigen, welche Vortheile ich gewinnen und auf welche Weiſe ich Dir zu Hülfe kommen kann.

„Das Geld, mein Sohn, iſt heutigen Tages eine Macht.

„Zuerſt eine Erbmacht. Als ſolche eine ephemäre, die ſich gar zu leicht und bald, auf zahlreiche Nachkommen verſplittert; während unſer Adel untheilbar, auf alle Deſcendenten übergeht, von Generation zu Generation an Intenſität gewinnt und, da es Gott ſei Dank noch Majorate giebt, in dieſen eine feſte Stütze findet, welche ihm eine ewige Dauer zuſichern.

„Als Macht an ſich aber iſt das Geld uns gefährlich. Es thut ſich mit ſeinen Anmaßungen in einer Weiſe auf, daß wir beſorgen müſſen von unſeren Sitzen verdrängt zu werden. Wir haben ſchon im Laufe der Zeit, ein Vorrecht nach dem anderen verloren. Allein das ſchlimmſte heutigen Tages iſt, daß Bürger und

Bauern ſich Landgüter mit Adelsrechten kaufen, ihre eigene Gerichtsbarkeit haben und auf alten Feudalſchlöſſern, die Gutsherrſchaft abgeben dürfen.

„Wie Du weißt, lieber Heinrich, bin ich Mitarbeiter an der Adelszeitung und correſpondire fleißig mit dem Baron de la Motte Fouqué, dieſer ritterliche Greis war ſchon der Meinung, daß ein Adelsverein ſich bilden müſſe, um die Rittergüter, welche in die Hände der Canaille gerathen iſt, wieder an ſich zu bringen.

„Dieſer Vorſchlag läßt ſich hören. — Der Adel ohne Grundbeſitz, was gilt er in dem ſchönen Frankreich, in dem ſtolzen England.

„Nur in dem ſoliden rechtgläubigen Deutſchland bleibt der arme Edelmann immer noch ein Edelmann.

„Doch darf er nicht handeln, kein bürgerliches Geſchäft oder Handwerk treiben. Ein Offizier dient in der Linie oder eine Hofcharge iſt ein Unterkommen für ihn.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren, um den Anmaßungen des Geldes zu begegnen, denn je mehr wir um unſeren Grundbeſitz kommen, je weniger haben wir zu bedeuten.

„Ein ſolcher Verein kann leicht zu Stande kommen. Nur läßt ſich durch Einſammlung von Beiträgen ein ſolcher Zweck nicht erreichen, denn welche Summen wir auch beſten Falles zuſammenbringen; mit der geſammten Geldmacht werden wir es niemals aufnehmen können.

„Daß ſich das Geld zu einer Macht erhoben hat, läßt ſich nicht mehr beſtreiten, und daß es ſich überall den Vorrang anmaßt, iſt ihm nicht zu wehren. Alſo fügen wir uns ſeiner Macht; laſſen wir uns ſeine Anſprüche gefallen, auf daß es die Unſrigen ebenfalls anerkenne und ſie — ſchone.

„Der Grundbeſitz iſt das Capital des Adels und hierin ſchone man ihn. Der adelige Grundbeſitz bleibe adelig.

„Der Bürger oder Bauer, der unbeſcholten und von ehrlicher Abkunft iſt, kann ſich den Adel kaufen.

Nicht ſo der Baſtard, der Laquai, der notoriſche Wucherer, der Schwindler, der böswillige Banquerottirer u. ſ. w.

„Aber der, nach überſtandener Strafe reich gewordene Verbrecher, der für all ſein Geld kein Adelsdiplom erhält und wofern er darum anhält, noch obendrein beſtraft wird, kann ſich für Geld ein Gut mit Adelsrechten kaufen und ſeine eigene Gerichtsbarkeit haben.

„Ein ſolcher unſittlicher Uebergriff des Geldes iſt leicht und einfach in ſeine Schranken zurückzuweiſen mit den Worten: Es adle ſich der Reichthum, um den Grundbeſitz zu moraliſiren, indem er denſelben desencanaillirt.“

„Wer Rechte erwerben will, ſei zuförderſt rechtskräftig. Alſo wer Adelsrechte erwerben will, ſei zuvor adelig.

„Iſt ein Rittergut eine moraliſche Perſon, die an ſich ſelbſt Recht haben kann?

„Die Adlige, die einen Bürger oder Bauern heirathet, verliert ihren Adel, mithin auch ihre adligen Vorrechte.

„Ein Rittergut iſt alſo mehr als eine lebende rechtskräftige Perſon. Denn der Bürger oder Bauer, der ein Rittergut käuft, gewinnt mit ihm deſſen Adelsrechte.

„Nichts alſo iſt billiger und gerechter, als: Wer ein Adelsgut erwerben will, der ſei zuförderſt geadelt. Und wer ein ſolches bereits erworben hat, der werde nachträglich angehalten, ſich nach einem Adelsbrief umzuſehen, bei Verluſt der Gerichtsbarkeit, Hochjagd, Fiſcherei in Flüſſen, Patronatsrechte, Frohen u. ſ. w.

„Die Landgüter laſſen ſich in heutiger Zeit nicht mehr erobern, man muß ſie erkaufen oder — man kann ſie auch erheirathen. Deſſen braucht ſich kein Edelmann zu ſchämen. Ganze Provinzen und Länder ſind ſchon erheirathet worden und ſämmtliche Habsburgiſche Staaten z. B. ſind nicht mit der Fahne erobert, ſondern an der Kunkel zuſammengeheirathet.

„Indem wir uns aber mit dem Gelde verbinden, wollen wir uns mit demſelben nicht identificiren. Der Adel muß ſeine Reinheit bewahren und die Verunreinigung mit einer Bürgerlichen oder einem Bürgerlichen darf nur im vierten Gliede, alſo alle hundert Jahre einmal nur vorfallen. Alsdann läßt ſich annehmen, daß die Reinheit eines Stammbaums von 16 Ahnen eine ſolche Verunreinigung abſorbirt."

„Der Adelsbrief, der den Bürgerlichen befähigen ſoll, Adelsgüter zu beſitzen, befähigt ihn auch eine Adlige zu heirathen, ohne daß dieſe ihren Adel verliert; während der Edelmann die Bürgerliche adelt, die er heirathet. Letzteres giebt freilich ein blindes Schild im Stammbaum, gelte aber nicht eigentlich für eine Mesalliance, wenn die Bürgerliche ihrem Manne ein ſeinem Adelsrang angemeſſenes Vermögen zubringt. Dergleichen iſt ſchon früher geſchehen und das altherkömmliche Sprichwort lautet: Il faut fumier ses terres. Man muß ſein Land miſten. Eine Mesalliance aber heiße: wenn der Edelmann eine Bürgerliche ohne Vermögen etwa aus Inclination heirathet und da trete das alte derbe Sprichwort ein: „le cochen anoblit la truie;" der Eber adelt die Sau.

„Inſofern es nun in Zukunft keine Mesalliance mehr heißen ſoll, wenn der Adel dann und wann mit dem Gelde ſich verbindet, iſt es nöthig beider Anſprüche genau gegen einander abzuwägen und in ein plauſibeles Verhältniß zu bringen, was zu beiderſeitigem Vortheile gereicht.

„Ein ſolches Verhältniß aufzuſtellen, iſt weit leichter, als man glauben ſollte. Der Adel zählt nach ſeinen Ahnen und das Landgut bringt ſeine Jahresrenten. Es iſt alſo möglich ein ſolches Verhältniß kurz und bündig in Zahlen auszuſprechen.

„Nach meiner unmaßgeblichen Meinung (denn in einer ſo delicaten Angelegenheit darf der Einzelne nicht vorlaut ſein) mögen die jährlichen Einkünfte eines Ritterguts, welches bürgerlicherſeits dem Adel zuge bracht wird, gleich ſein derjenigen Rente, welche ein reiner oder hoher Adel bedarf, um gemäß ſeinem Stande und Range leben und ſich präſentiren zu können.

„Hauptſächlich aber müſſen wir den Grundſatz feſthalten: der Boden iſt Adelsgut; nicht aber Geld, gemünztes wie ungemünztes, Werthe (mögen es Kleinode oder Papiere ſein), flüſſige, engagirte oder imaginäre Capitalien. Alles das zählt nicht für den Adel.

„Was der Boden trägt, gehört zu dem Boden. Der Adel alſo habe Bergwerke, Steinbrüche, Salinen u. ſ. w. Aber er treibe kein bürgerliches Geſchäft oder Gewerbe, er habe keine Fabriken, keine Magazine und Waarenlager und auch keine Comtoire. Der Name eines edlen Geſchlechts werde nicht zu einer Handelsfirma erniedrigt.

„Künſte und Wiſſenſchaften, Induſtrie und Luxus mag der Edelmann begünſtigen und befördern und je nach ſeiner Neigung und Liebhaberei ſich damit befaſſen, doch betreibe er ſie nicht des Erwerbs halber.

„Uns unſere Vorrechte, dem Volke ſeinen Erwerb.

„Es ziemt dem Edelmanne nicht für ſeine Geiſtesproducte (Schriften, Muſikſtücke, Bildwerke u. ſ. w.) Honorare anzunehmen. Noch ſchlimmer aber iſt es, eine Tänzerin, Operſängerin oder anderweitige Virtuoſin zu heirathen. Beſſer ſeinen Adel ablegen, als ihn verunglimpfen.

„Dieſe Principien ſind durchaus nicht neu. Im Gegentheil! ſie haben von jeher gegolten, nur wurden ſie nicht immer befolgt. Jedermann kennt ſie; nur ſind ſie noch niemals in dieſem Zuſammenhange ausgeſprochen worden. Will ſich daher ein Adelsverein bilden — und warum ſollte er es nicht! Wir ſind verbunden durch Ehre, Vorrecht und geſchichtliche Traditionen, — ſo muß er dieſe Grundſätze annehmen und ſich zur Befolgung derſelben verpflichten.

„Kein Edelmann wird ſich, wie ich hoffe, aus-

ſchließen, und des Schutzes von oben können wir ſicher
ſein.

„Es handelt ſich um Decencanaillirung des deutſchen
Bodens, indem das Geld ſich adle und der Adel ſich
durch Grundbeſitz bereichere. Die ſegensreichen Folgen
davon ſind gar nicht zu ermeſſen. Das Geld wird von
ſeinem gehäſſigen Wucher ablaſſen, um noble Geſinnun-
gen anzunehmen, und wir, von unſeren prätentiöſen
Hof- und Militärmanieren, um uns der univerſellen
Sitten zu befleißigen, welche das Geld ſchon hin und
wieder ſich angeeignet hat. Im Laufe der Zeit wird
ſich auf dieſe Weiſe eine reiche und mächtige Ariſtokratie
bilden, feſt zuſammenhängend durch das Vorrecht des
Grundbeſitzes, welche zwiſchen Fürſt und Volk inmitten
ſtehend, den Druck von oben und die Bewegungen von
unten auffängt, mildert und abwendet.

„Lange genug habe ich dieſes Project in aller Stille
mit mir herumgetragen. Nicht einmal meinem erſtge
bornen Sohne und Majoratserben wagte ich es mitzu-
theilen. Und weshalb nicht? Was ſteht dem Gelingen
deſſelben im Wege?

„Auf die Sympathien des Adels kann ich zählen,
denn als guter Edelmann hatte ich nur die Selbſtſtän-
digkeit des Adels im Auge; dem Gelde gegenüber, welches
ſich uns nicht eher gleichſtellen darf, als bis es im
Laufe der Jahre ſich mit uns verſchwägert und unſere
Geſinnung und Sitten angenommen hat.

Dennoch aber lechzt auch das Geld nach einer ſol
chen Verbindung mit dem Adel. Es lechzt nach ſeiner
legitimen Vornehmheit, wovon Du jetzt ſelbſt einen Be-
weis haſt.

Zweifelsohne hat der Banquier ehrgeizige Pläne
vor mit unſerem Fortunat, und beabſichtigt, ihn zu rui
niren, um ihm ſeinen Engel an den Hals zu werfen.

„Du wirſt ſagen: Eine Schwalbe macht keinen
Sommer! — Dieſer brutale Banquier iſt eine Normal-
ſchwalbe, und eine zweite desgleichen iſt auch ſeine in-

triguante Ehefrau. Er iſt das Geld in ſeinem gemeinen Hochmuth, ſie das Geld in ſeiner verlockenden Frechheit. Die Extreme ſagt man, berühren ſich und hier haben ſie ſich ſogar geheirathet, alſo alle noch weiteren Nüancen liegen zwiſchen dieſem Ehepaare mitten inne.

„Auf der anderen Seite muß Fortunat der unwillkürliche Impuls ſein, der meine Ideen ins Leben ruft. Er muß ſelbigen mit einem eclatanten Beiſpiel vorangehen, welches meine Lehre bewahrheitet, bevor ich ſie verkündet habe.

„Alsdann bedarf ich eines publiciſtiſchen Hinterhalts, der in allen Zeitungen ausspoſaunt, daß ich der vollkommene Edelmann bin, der nicht nur die Vorrechte ſeines Standes, ſondern auch das Beſte der ganzen Geſellſchaft vor Augen hat.

„Stehſt Du mit Brauſewald immer noch gut? Wir werden ihn brauchen können, denn er hat einen großen Anhang und an Geld ſoll es nicht fehlen, wenn ich, Freiherr von Hartung auf Hartenſtein, dem Erbſitze meiner Väter, erſt anfange zu Unterſchriften und jährlichen Beiträgen aufzufordern.

„Meiner Gutsnachbarn bin ich gewiß, zumal des alten geſtrengen Herren, der mit unadligen Gutsbeſitzern kein Wort wechſelt und ihre Grüße nicht einmal erwiedert. Auf Victor können wir ebenfalls zählen. Er läßt an der Börſe für ſich ſpeculiren. Alſo von ſelbſt ſchon und ohne noch in meine Prinzipien eingeweiht zu ſein, macht er dem Gelde Conceſſionen.

„In der Reſidenz, denke ich, wirſt Du mein Agent ſein und Unterſchriften und Beiträge einſammeln. Letztere mögen ſo gering ſein, wie ſie wollen, es kömmt Anfangs mehr auf die Anzahl der Intereſſenten, als auf große Geldmittel an. Später werde ich ſelbſt reiſen und Deinen jüngeren Bruder Erwin mitnehmen, welcher, nachdem er erſehen, erlernt und erfahren hat, wie ich es anfange, ein Weiteres thun mag.

„In der Hoffnung, daß Du, mein lieber Sohn, be geiſtert von dem edlen großartigen Zwecke dieſes Unternehmens, pünktlich und beſonnen meine Vorſchriften befolgſt, und Dich vor Leichtſinn und Uebereilung hüteſt, ſchließe ich für heute mit der Bemerkung, dem Verdienſte ſeine Krone, der Arbeit ihren Lohn: der Deinige ſoll nicht unbeträchtlich ſein.“

6.

Heinrich hatte dieſen Brief aufmerkſam durchleſen und rief verwunderungsvoll aus:

„Welch ein Talent hat die Hofluſt in meinem Herrn Papa erſtickt. Welch ein deutſcher Reichsfreiherr hat jemals mit ſo großartiger Induſtrie ſpeculirt, ohne dabei ſein Cavaliergewiſſen zu verleugnen, denn mein Papa glaubt ſteif und feſt an ſeine eigenen Einfälle. Das rettet wenigſtens den Edelmann, der ſich einbildet den Adel zu retten.

„Bei allem dem iſt die Speculation nicht übel. Der Name Hartung hat einen guten Klang und das Gut Hartenſtein bürgt gleichſam für die treue Verwendung der Gelder. Für den Erfolg kann niemand einſtehen und mein Herr Papa mag die eingehenden Jahresgelder nicht nur für ſeine Ideen, ſondern auch nach ſeiner Idee verwenden. Er muß Rechnung ablegen, nicht aber Rechenſchaft geben und wird ſchon ſorgen, daß er und ſeine Söhne nicht zu kurz kommen.

„Es handelt ſich nicht mehr um einen Adel der Vergangenheit, ſondern um einen Zukunftsadel. Keine Raubritter mehr, ſondern Induſtrieritter und die Geſinnung einer Zeit hat allemal, zu ihrer Zeit, Recht.

„Was fragt Victor danach, daß ſeine Vorfahren Raubritter waren? Spielt er nicht den eleganten Großhans ſo grimmig wie möglich. Wären alle meine Vorfahren Induſtrieritter geweſen, wie mein Herr Papa — mit oder ohne Cavaliergewiſſen, bleibt ſich gleich, — nein, bleibt ſich nicht gleich, ohne Cavaliergewiſſen wäre weit beſſer — ſo könnte ich jetzt leben, wie Victor. — Doch keinen Hader mit der Vergangenheit, da es ſich um Zukunftsdinge handelt. Auch ich bin ein Hartung, und ſpäter einmal auch auf Hartenſtein. Ich trete alſo in die Fußtapfen meines Vaters, ſammle Unterſchriften und hauptſächlich Beiträge."

7.

Auf der Stelle ſchrieb er zur Antwort:

„Bravo Papa! Braviſſimo! — Keinen Adel ohne Grundſätze und Grundbeſitz. Die Herren von Goethe und Schiller haben nur den nichtsſagenden Verdienſtadel und wo ſind ihre Descendenten? Die Baroniſirung der Herrn Gebrüder Rothſchild iſt nur ein Geldpatriciat. Ihr Adel hat ſchon die dritte Generation erlebt und wo iſt ihr Stammbaum? — Und geſetzt ich ſollte, oder wollte — oder vielmehr ich könnte ein Fräulein von Rothſchild heirathen; denn Miſchehen ſind geſtattet, — und ich wäre gern bereit dazu: — ſo kann ich doch als deutſcher Edelmann, mir *ihre* Ahnen auf *meinem* Stammbaume nicht gefallen laſſen!

„Alſo, lieber Vater, ich ſage weiter nichts, als: Bravo, braviſſimo! der Adel muß Prinzipien haben. — In der Oper begleitet man das noch mit einem Applaus aus Leibeskräften und wirft Blumen und Kränze. Jener aber würde nicht bis auf Hartenſtein gelangen und dieſe ſind des Porto's nicht werth.

„Indeſſen hege ich immer noch ernſtliche Bedenklichkeiten, die ich Dir nicht verſchweigen darf, wie wenig es auch einem Sohne ziemt, den Vater zu meiſtern.

„Der Majorate, unter Anderem, haſt Du gelegentlich nur einmal erwähnt, und doch iſt es eine Hauptſache, wenn nicht der Grundbeſitz ſich eben ſo leicht, wie das Geld, auf zahlreiche Descendenten verſplittern ſoll. Ohne Zweifel, Papa, haſt Du nur an den hohen Adel gedacht und den niederen ganz außer Acht gelaſſen, oder das ganze Project wird mir unverſtändlich. Der Unadlige, der ein Rittergut beſitzen will, ſoll ſich den Adel kaufen. Er kann aber ſein Rittergut wieder verkaufen, ohne ſeinen Adel zu verlieren. Daſſelbe Rittergut wird von einem zweiten Unadligen gekauft, der ſich deshalb adeln läßt; von einem Dritten, Vierten, Zehnten und auf dieſe Weiſe adelt ſich mit der Zeit die ganze Canaille.

„Der hohe Adel alſo, den Du im Sinne hatteſt, iſt gleichbedeutend mit den Majoraten, und wenn ich das annehmen darf, ſind die von Dir aufgeſtellten Grundſätze die alleinſeligmachenden. Für den niederen Adel ſind ſie viel zu ſtreng; dieſer regenerirt ſich gar zu leicht, alſo mag er thun, was er will, als wäre er kein Adel.

„Ich bin Majoratserbe, aber ich denke nicht an mich allein. Geſetzt, Erwin heirathet eine reiche Banquierstochter, ſo nimmt dieſe den Namen von Hartung an; und die Firma des Comtoirs, welche auf ihres Vaters Namen lautet, compromittirt auf keine Weiſe den Unſrigen. Mein Bruder iſt aber von niederem Adel, Es ſei denn, daß ich unvermählt oder kinderlos ſterbe und er Majoratsherr wird. Geſetzt, Hermine oder Selma heirathen einen reichen Fabrikherrn, der ſein Geſchäft nicht aufgeben will, ſo mache er es wie die Sängerin, Tänzerin oder Kunſtreiterin, welche mit Beibehaltung ihres Mädchennamens den Namen ihres Mannes annimmt, nur in umgekehrter Reihenfolge. Er nenne ſich von Hartung N. N. und meine Schweſtern ſind von niederem Adel.

„Mit einem Worte, dem niederen Adel ſei alles erlaubt.

„Das muß in den Circularen ausdrücklich bemerkt werden, denn ein weiſes Wort ſagteſt Du damit: „Es kömmt Anfangs mehr auf die Anzahl der Intereſſenten an, als auf die Größe der Beiträge an.“

„Der Groſchen des verarmten niedern Adels ſei uns lieber, als der hochadlige Louisd'or. Jeder Krautjunker, jeder Port d'epée-Fähndrich bilde ſich ein, eine

Miſſionärin heirathen, Fabrik- oder Handelsherr, Magazininhaber u. ſ. w. werden zu können, ohne Geiſt, Liebenswürdigkeit, Wiſſen, Kenntniß und Erfahrung; nur durch ſeinen Geburtsadel!"

„Und warum endlich werden nur Jahresbeiträge verlangt? Warum nicht auch vierteljährliche, monatliche? Jeder zahle nach ſeiner Bequemlichkeit; wir dürfen keine Vorſchriften machen. Auch iſt die adlige Jugend mit ihren Groſchen ſpendabel, erſchrickt aber vor dem Thaler. Es iſt eine allgemeine Ehrenſache. Jeder Cadet wird ſich daran betheiligen und das Militär hat ſeinen Monatsſold und giebt lieber ſeine ſechs Gutegroſchen monatlich als jährlich ſeinen Thaler.

„Mache mir dieſe Zugeſtändniſſe, Papa! und die Ausbeute wird unermeßlich ſein. Ich werde als Dein Agent hier Wunder thun."

Nachſchrift. „Der Moment, Hand an's Werk zu legen, dürfte näher ſein, als Du denkſt. — Fortunat's Verſchwendungen gehen in's Unglaubliche.

„Warum war ſeines Bleibens nicht auf dem glänzenden Feſte am 1. September? — Fortunat mußte am ſelben Abende noch auf einer Aſſemblee beim Kronprinzen ein Rittergut verſpielen. Ich ſage ein Rittergut, aus Reſpect vor den neuen Adelsgrundſätzen. Es ſchickt ſich nicht für den Edelmann nach Geld zu zählen, die Summe aber belief ſich auf 1400 Louisd'or.

„Die ſchöne Großherzogin von — war einige Tage hier anweſend, und in den Cirkeln des Kronprinzen geht es, wenn Se. Maj. nicht zugegen iſt, ein wenig lebhaft zu.

„Bei Hofe weiß jedermann, daß Victor kein einziges Spiel verſteht. Ihre Königl. Hoheit aber kam auf den Einfall den eleganten jungen Grafen zu einer Parthie Ecarte einzuladen, welche dieſer auch, für die hohe Gnade gebührend dankend, annahm.

„Ihre Königl. Hoheit ſpielt nicht unter 10 Louisd'or die Marke, und Fortunat bekam die ſchönſten Karten

Die Prinzen traten an den Tiſch, um für und wider zu halten. Er nahm alles an, wußte aber ſeine Karten nicht zu gebrauchen. Für ihn zu halten, wäre lächerlich; wider ihn zu halten unfürſtlich geweſen. Zur Erheiterung allerhöchſter Perſonen wurden einige Parthien geſpielt, bis die Großherzogin lachend die Karten niederlegte und allergnädigſt eine gelegentliche Revange verſprach.

„Am folgenden Nachmittag wurde die Summe von 1400 Louisd'or dem Hofmarſchall in einem weißſeidenen mit Silber geſtickten Beutelchen zugeſtellt, kam aber uneröffnet zurück, mit der höflichen Bemerkung, daß allerhöchſte Häupter ſich von Unterthanen keine Spielſchulden bezahlen laſſen.

„Fortunat aber ſandte das ſilbergeſtickte Geldbeutelein noch einmal deſſelben Weges, mit der ergebenen Entſchuldigung:

„Da Ihre Königl. Hoheit ihm eine unverdiente Gnade erwieſen, die er wohl zu ſchätzen wiſſe und er auf allerhöchſt verheißene Revange niemals verzichten könne: ſähe er ſich genöthigt Ihre Königl. Hoheit in aller Ergebenheit zu bitten, über die von ihm verſpielte Summe anders zu diſponiren, ohne ſie ihm wieder zuzuſtellen."

„Diesmal kam das ſeidene Beutelchen leer zurück, begleitet mit der Beſtätigung allerhöchſten Verſprechens einer Revange, ſobald Se. Hochgeboren erſt Ecarté ſpielen gelernt habe.

„Natürlich lacht der ganze Hof und rühmt dieſe humoriſtiſche Grandezza. Auch iſt es anerkennenswerth, daß Fortunat von Fürſten ſich nichts ſchenken läßt, weder im Scherze noch im Ernſte. Dieſe Grandezza aber bleibt immer nur eine humoriſtiſche; koſtſpielig iſt ſie ebenfalls und der Edelmann, der keinen Stock zu fürchten hat, muß ſich heutigen Tages doch wenigſtens vor dem Bettelſtab in Acht nehmen.

„Wer weiß wie es um Fortunat in dieſem Augenblicke ſchon ſteht. Sein Glücksſtern ſcheint zwar im

Zenith zu ſtrahlen, allein das Sprichwort ſagt: Hochmuth kömmt vor dem Fall.

„Es wird heut ein neues Ballet gegeben. Dann pflegt der Hof im Theater zu ſein: mithin Fortunat auch. Ich werde ihn dieſen Abend noch ſprechen."

8.

Während eines Zwiſchenaktes ging Heinrich zu Victor in die Loge.

— „Lieber Freund, ich habe einen Auftrag an Dich und bitte mir fünf Minuten zu ſchenken."

— „Setze Dich und ſprich. Wir ſind hier ungeſtört."

— „Es könnte auffallen, wenn wir ernſthaft mit einander ſchwatzen. Gieb mir ein Rendez-vous auf morgen. Ich werde pünktlich ſein."

„Liegt Dir etwas an der Vorſtellung?"

„Durchaus nicht. Ich bin nur hier, weil ich Dich zu finden hoffte."

„So gehen wir!"

— „Wohin?"

— „In irgend ein Cabinet des Foyers."

Victor wußte bereits von Bertha, daß Heinrich auf jenem Feſte ſie verfolgt hatte, um ſie auszuſpähen. Seine Bereitwilligkeit ſich mit Heinrich in eine Unterredung einzulaſſen, entſprang mithin aus der Erwartung, eine Gelegenheit zu finden, ſich ein ſolches Benehmen hinfüro ernſtlich zu verbitten.

— — Sie waren allein und Victor fragte: „Was genießen wir?"

— „Mir iſt alles gleich!"

— „Du liebſt den Champagner?"

— „Ich trinke, was Du trinkſt."

— „So bleibe es beim Champagner."

Er klingelte und ſie wurden bedient. Als der Garçon ſich wieder entfernt hatte, begann Victor:

— „Es iſt leicht zu errathen, was Du von mir willſt. Du kommſt immer in ein und derſelben Angelegenheit. Nicht wahr, Du willſt Geld?“

— „Vielleicht Geld auch, aber nicht für mich.“

— „Das thut mir Leid! Deine Freunde ſind nicht meine Freunde. Ich habe für Dich wohl dann und wann Einiges übrig; für Deine Freunde aber niemals auch das Mindeſte nur.“

— „So höre mich doch nur an!“

— „Dazu ſitze ich hier.“

— „Es handelt ſich um einen edlen ſchönen Zweck.“

Er vertraute ihm, daß ſein Vater damit umginge einen Adelsverein zu ſtiften, der zum Zwecke habe, die in Händen von Bürgern und Bauern gerathenen Rittergüter zu deſencanailliren und auf dieſe Weiſe eine deutſche Grundbeſitzariſtokratie herzuſtellen und im Laufe der Zeit den ganzen deutſchen Boden zu adeln.

Victor ſah ihn groß an: „Biſt Du verrückt, oder iſt es Dein Vater oder ſeid Ihr es alle Beide?“

— „Mißfällt Dir das Project?“

— „Fragſt Du im Scherz oder im Ernſt?“

— „Es iſt mein völliger Ernſt.“

— „Das thut mir Leid! Wenn Du mir weiter nichts zu ſagen haſt, ſo hätte ich beſſer gethan, das Ballet mir gefallen zu laſſen.“

— „Du verurtheilſt ohne gehört zu haben.“

— „So ſprich. Entſchädige mich für den ſtummen Unſinn, den ich verſäume, durch ſprechenden Unſinn. — Aber trinke erſt, Du läßt den Champagner verduften.“

— „Du trinkſt ja auch nicht!“

— „Ich erwarte Erheiterung von Dir.“

— „Wenn Du in dieſer Laune biſt, ſo darf ich freilich mit dem Ballet nicht concurriren.“

— „Thu' nicht ſo ſpröde. Es iſt wahr, ich habe Dich nicht ausreden laſſen. Was aber kümmert mich ein Adelsverein mit ſolchen Zwecken? Meine Güter ſind nicht in Händen der Canaille. Im Gegentheil, ich habe mich durch Ankauf fetter Landſtellen, die ich als Meiereien oder Freigüter verpachte, ganz behaglich arrondirt. Ein Verein iſt zugänglich für all und jeden, aber: ſelbſt iſt der Mann. Ich habe einige Schollen deutſchen Grund und Boden geadelt. Mög' ein Verein ſich bilden, der desgleichen thut. Mein Grundbeſitz iſt geadelt, denn ich ſelbſt bebaue und pflege ihn. Möge der Adel desgleichen thun. Und bildet ſich ein ſolcher Adelsverein, ſo will ich erſt ſehen, was er leiſtet, bevor ich mich zum Beitritte entſchließe."

— „Du willſt alſo meinem Vater nicht nützlich ſein?"

— „Warum nicht? Wenn ich kann!"

— „Du giltſt etwas bei Hofe und die ganze Nobleſſe reſpektirt den Namen Wuſterode-Hohenbrück."

— „Du glaubſt, ich könnte fur Deinen Vater bei Hofe etwas ausrichten?"

— „Allerdings!"

— „Seine Zurückberufung?"

— „Nein! Die wird von ſelbſt erfolgen, wenn nur der Adelsverein vermöge ſeiner Principien ſich allerhöchſte Protection erwirbt."

— „Vermöge ſeiner Principien?"

— „Ja! Höre mich an!"

— „Sprich, ich werde aufmerkſam zuhören!

Heinrich entwickelte ihm die neuen Adelsprincipien, die anzunehmende Stellung des Adels zu dem Gelde, und ſchilderte ihm die unausbleiblichen und unabſehbaren ſegensreichen Folgen, wenn dieſe Principien zur Geltung kämen und ſtreng befolgt würden."

Victor hatte aufmerkſam zugehört und fragte:

„Wie ſoll ich das bei Hofe vortragen, als Spaß oder Ernſt?"

— „Ich habe Dir ſchon geſagt: „Es iſt mein bitterſter, heiligſter Ernſt."

— „Als Spaß verſpreche ich mir etwas davon. Ich habe bei Hofe noch niemals ernſtlich um Etwas angehalten. Späße aber darf ich mir erlauben. — Sollte ich nun einmal Ernſt machen, ſo wird man mir das nicht glauben, denn man iſt es von mir nicht gewohnt. — Du ſelbſt weißt am Beſten, wie man über Deinen Vater bei Hofe urtheilt. Erzähle ich alſo, der vormalige Kammerherr Ihrer Majeſtät, von Hartenſtein, will einen ſolchen Verein ſtiften und an die Spitze deſſelben treten; ſo würde das ein homeriſches Gelächter erwecken. Verſichere ich, daß es mein Ernſt ſei, ſo wird man noch lauter lachen und ſagen: „Die trocknen Spaßmacher ſind die beſten." Betheure ich auf Wort und Ehre, daß ich es ernſt meine, ſo wird man ſich vor Lachen wälzen und ſagen: „So iſt noch niemand myſtificirt worden, wie Wuſterode von Hartenſtein;" und das könnte die Zurückberufung Deines Vaters zur Folge haben, denn was bin ich für ein Spaßmacher gegen ihn?"

— „Mäßige Dich! Victor!"

— „Auf dieſe Weiſe Deinem Vater zu dienen, bin ich gern bereit. Von jedem Ernſte aber rathe ich ab. — Wie wird unter Anderen die freiſinnige Tagesliteratur dieſes Project aufnehmen? Wird ſie dazu ſchweigen? wird ſie nicht die Sache des Volkes gegen die des Adels führen? — Der Adel lerne erſt den Boden kennen, ſo wie ich ihn kenne. — Was man kennt und pflegt, das liebt man. Was man aber nicht liebt, deſſen braucht man auch nicht zu begehren. Will der Adel fortfahren in Friedenszeiten Soldat zu ſpielen und nach Hofchargen zu lungern und dennoch ſagen: „Der Boden iſt mein!" ſo iſt er ein ſchlimmeres Ungeziefer, als Feldmäuſe, Hamſter, Raupen und Blattläuſe. Ich bin zu ſehr Landwirth, um ſolch einem Vereine beizutreten, und rathe Deinem Vater, ſich nicht dem Geſpötte des Adels, dem Haſſe des Volkes und der Bosheit der Tagespreſſe auszuſetzen."

— „Du haſt Dich eben nicht ſchonend geäußert. Du betrachteſt dieſe Angelegenheit nur vom landwirthſchaftlichen Standpunkte aus. Die eigentliche Tendenz aber iſt die Stellung des Adels zum Gelde."

— „Du haſt mir das ſehr weitläufig entwickelt, und ſo wie ich dem Adel jedes Vorrecht an dem Boden abſpreche, eben ſo ſtreite ich ihm auch jede Befugniß ab, das Geld mehr zu lieben und mehr ſich mit demſelben zu verbinden zu ſuchen, als die Canaille."

— „Mein Vater hat ſeine beſonderen Gründe, eben Dich für ſein Project zu gewinnen. Er meint es mit Dir ſo gut und aufrichtig!"

— „Was er irgend mit mir vorhaben kann, weiß unſtreitig die ganze Gutsnachbarſchaft; und ich würde es ohne Dich auch ſchon erfahren."

— „Schwerlich! denn in Betreff ſeines Projects bin ich der Einzige, dem er es anvertraut hat."

— „Und Du kannſt es ſchon nicht mehr für Dich behalten. Geheimnißkrämer ſeid ihr alle Beide nicht; wer euch das nachſagt, der lügt."

— „Du willſt Dich alſo auf nichts einlaſſen?"

— „Ich weiche von meinem individuellen Standpunkt nicht ein Haar breit. Laß uns abbrechen."

— „Ich muß wohl, weil Du darauf beſtehſt. — Warſt Du lange nicht auf Coeur obſcur?"

— „Ich bin morgen zu Tiſche draußen."

— „Wie hat es Dir neulich bei dem Feſte dort gefallen?"

— „Ich hatte wichtige Geſchäfte, ſonſt würde ich den Geburtstag meines Vaters auf Wuſterode gefeiert haben. Es ging dort hoch her. Der ganze Vorrath Johannisberger Cabinet wurde vertilgt."

— „Wie findeſt Du die kleine Millionärin? Ich meine den Engel von Coeur obſcur?"

„Siehe da!" dachte Victor. „Er rennt mir ganz von ſelbſt in den Schuß." — „Weil ſie mich öfter ſieht, glaubt ſie ihren Witz an mir üben zu dürfen. Ich habe ſie bei ihrer Mutter verklagt, die es ihr gewiß derb verwieſen hat."

— „Der Mutter halber haſt Du keine Augen für die Tochter.“

— „Die Mutter iſt eine Dame von Welt; die Tochter aber ſoll nicht vergeſſen, wer ich bin, und wer ſie iſt.“

— „Victor! ſoll ich Dir ein Geheimniß anvertrauen?“

— „Lieber Heinrich! Du haſt keine Geheimniſſe, und ſollteſt Du wirklich diesmal eines haben, ſo behalte es doch dies einzige Mal nur, für Dich.“

— „Es betrifft Dich ſelbſt!“

— „Geheimniſſe, die Du haſt, ſind keine Geheimniſſe, und auf keine Weiſe verpflichte ich mich zum Schweigen.“

— „Wie Du willſt. Allein Du haſt, ohne es zu wiſſen, eine Eroberung gemacht, an welcher Du ſo unſchuldig biſt, wie — um mich Deiner eigenen Worte zu bedienen — wie Dein Pferd.“

— „Die Amazone etwa?“

— „Nein, die kleine Millionärin.“

— „Ich habe nichts gemerkt. Es iſt mir auch nichts daran gelegen.“

— „Als Dein Gentleman ſo hoch ſich aufbäumte, ſeufzte ſie ängſtlich: Victor! Victor!“ —

— „So, das werde ich ihrer Mutter ſagen. Sie wird neue Verweiſe erhalten.“

— „Du wirſt doch nicht —“

— „Ich habe es von Dir gehört!“

— „Wie kann Dich das nur irgendwie verdrießen?“

— „Die Zeit der Damenphiloſophie iſt vorüber. Ich bin nicht mehr der Allerwelts-Victor, der Literaturgenoſſe eines Brauſewald. Das muß endlich einmal aufhören!“

— „Victor! Was fällt Dir ein!“

— „Ich rathe Dir den alten Brei, den Du mir eingerührt haſt, nicht wieder aufzuwärmen. — Erinnere mich nicht an Dinge, die ich, Dir zu Liebe, vergeſſen habe. — Haſt Du mich hieher gelockt, um mich zu ennuyiren?“

— „Ich habe im Namen meines Vaters zu Dir geſprochen. Soll ich ihm Deine Antwort melden, oder willſt Du ſelbſt ſchreiben?“

— „Er hat ſich nicht unmittelbar an mich gewendet, ich werde auch ſelbſt ihm nicht antworten.“

— „Du haſt Dich nicht eben ſchonend über ihn ausgeſprochen.“

— „Es galt, ihn von einer großen Thorheit abzubringen. Beſſer alſo man ſagt zu viel als zu wenig.“

— „Ich darf die Ehrfurcht gegen ihn nicht aus den Augen ſetzen.“

— „Es iſt wahr! Ich will ſelbſt ſchreiben und das gleich morgen. — Du pflegſt aber doch ſonſt nicht delicat zu ſein! Du pflegſt doch ſonſt über mein harmloſes Thun und Treiben, womit ich keinem Menſchen im Wege bin, Deinem Vater ausführliche Berichte, nach allerſchönſter Willkuhr, abzuſtatten.“

— „Wer ſagt Dir das?“

— „Dein Vater erzählt allüberall, alles haarklein wieder, und was hat man auf dem Lande Beſſeres zu thun, als ſeinen Nebenmenſchen zu beſchwatzen?“

— „Mein Vater verlangt ſtets Nachrichten von Dir.“

— „Mag jedermann über mich urtheilen, wie er will. Ich binde niemandem die Zunge. Alſo: Kannſt Du es nicht laſſen, ſo thu Dir keinen Zwang an. Habe ich mir Brauſewald's Veröffentlichungen gefallen laſſen, ſo kann ich Deine Klatſchereien auch noch vertragen. Nur hält Dein Vater nicht reinen Mund und dieſes und jenes kömmt meinem Vater zu Ohren und beruhigt und ängſtigt den alten Mann. — Zwar kennt er mich; er weiß, wie ich bin, und Feſtigkeit iſt die Erbtugend meines Hauſes. Aber hie und da, ſtellt er mich zur Rede und ich muß mich rechtfertigen. Ich, der *Selbſtſtändige*, vor dem *alterſchwachen Greiſe*. Das kann mir nicht angenehm ſein, und könnte mich einmal dahin bringen, der Sache ein ſchleuniges Ende zu machen."

— Wo hinaus willſt Du, Victor? Wohin ſoll das führen?"

— „Ich habe bisher zu allem geſchwiegen; aber heute fängſt Du mit mir davon an."

— „Ich?"

— „Ja! Du giebſt mir zu verſtehen, daß ich in den Augen der kleinen Rußland immer noch der Cumpan Brauſewald's bin. Victor heiße ich nur für die Prinzen und für Dich, ſonſt für keinen hier in der Reſidenz. Es ſoll ihr übel bekommen, und Dir rathe ich, laß Dich auf Coeur obſcur ſobald nicht wieder vor Mutter und Tochter ſehen."

— „Aber, Victor! Du haſt gewiſſe Ideoſyncraſien, die Dich unmöglich machen."

— „Du kennſt ſie; mithin ſchone ſie. Soll ich den meinen Freund nennen, der mich hinterrücks verkleinert? Ich bin Dein Freund, und das weißt Du; denn fehlt es Dir woran, ſo kommſt Du zu mir. Und habe ich jemals meinen oder Deinen Vater ein Sterbenswort davon geſagt, daß ich Dir öfters Geld gebe, ohne je etwas wieder zu erhalten? — Warum denn vergiltſt Du Gutes mit Böſem?"

— „Du haſt Recht, Victor, und tief beſchämt verſpreche ich Dir hiemit, ich ſchreibe kein Wort mehr von Dir nach Hauſe."

— „Du mißverſtehſt mich. Ich habe Dir nicht geſagt: Laſſe mich aus Deiner Feder, ſondern urtheile nicht leichtfertig oder gar boshaft über mich."

— „Beſſer ich ſchweige ganz von Dir, denn geſtehe nur, Du biſt verſchloſſen."

— „Ich gebe es zu, daß ich es bin, um Dir zu beweiſen, daß ich es nicht bin."

— „Es macht Dir Spaß, den Räthſelhaften zu ſpielen!"

— „Wenn das iſt, was verdirbſt Du mir meinen Spaß? Bin ich Dir damit im Wege?“

— „Beſſer iſt, ich ſchweige und Du haſt mir verſprochen an meinen Vater zu ſchreiben.“

„Wie Du willſt, und kommen wir jetzt zu unſeren eigenen Angelegenheiten. — Was haſt Du ſonſt noch auf dem Herzen?“

— „Gar nichts!“

— „Beſinne Dich!“

— „Ich wüßte nicht.“

— „Du brauchſt alſo kein Geld?“

— „Heute nicht!“

— „Eben heute könnte ich Dir bequemer zu Dienſten ſtehen, als ein ander Mal.“

— „Du willſt mir wohl Deine Strafpredigt wieder abkaufen?“

— „Biſt Du empfindlich? Ich, der ich Urſache dazu habe, bin es nicht.“

— „Du haſt mich dermaßen eingeſchüchtert, daß ich nicht einzugeſtehen wage, in wie fern ich Urſache habe, Dich gegenwärtig zu ſchonen!“

— „Ich verſtehe Dich nicht!“

— „Du haſt einen bedeutenden Verluſt im Spiel gehabt.“

— „So biſt Du! Du nimmſt nur Kenntniß von dem, was ich verliere und was mir fehlſchlägt. Was ich aber gewinne und was mir gelingt, kümmert Dich wenig. Ich hätte die 1000 Louisd'or ſparen können, ich wollte aber nicht!“

— „Das weiß ich!“

— „Alſo genirt mich dieſer Verluſt nicht. Ich habe Dir geſagt, daß ich Dein Freund bin; ich habe Dich erinnert, daß Du mir Geld ſchuldig biſt. Solchen Worten muß die That folgen und ich bin bei Caſſe. Ich diene Dir lieber heut als ein andermal.“

— „Ich habe Deine Freundſchaft ſchon vielfältig erprobt; führe mich heut nicht in Verſuchung.“

— „Ohne Umſtände! Wir ſind unſeresgleichen. Ich bin Majoratserbe, Du auch. Auch die Zeit wird kommen, wo Du unabhängig biſt. Alſo ſchenke ich Dir nichts."

— „Würde es Dich geniren, wenn Du zwei Points mehr an die Großherzogin verſpielt hätteſt?"

— „Durchaus nicht — zwanzig Louisd'or alſo!"

Victor nahm ein Blättchen aus ſeinem Portefeuille und ſchrieb mit Bleiſtift eine Anweiſung an E. S. Ruhland.

Wohlzufrieden trennten ſie ſich. — Heinrich hatte Geld und Victor hatte ſeinen Verräther irre geführt und eine Unvorſichtigkeit ſeiner Geliebten ausgeglichen.

9.

Heute war der Banquier einmal wieder in guter Laune nach Hauſe gekommen und verkündete den Beſuch Paulinen's und ihres Bruders auf morgen, indem er zugleich ein Delicateſſen-Frühſtück mit allerfeinſten Weinen beſtellte.

— — Das Frühſtück war ausgeſucht und der Banquier ſelbſt pries die Güte ſeiner Weine, indem er ſeinen beiden Gäſten mit gutem Beiſpiele voranging, und jeder Sorte, bei den durſterregenden Delicateſſen, tapfer zuſprach.

Man trennte ſich endlich.

„Herr Finanzrath!" ſagte Leon. „Ich muß einigermaßen mit Ihnen hadern. Sie bewirthen uns ſtets köſtlich und zeigen ſich niemals in unſerem Hotel."

— „Verſchworen habe ich es mir nicht."

— „Sie werden alſo eine Einladung annehmen?"

— „Wenn ich kann, warum nicht?"

— „Ein Mann, ein Wort."

— „Ich will es Ihnen ſchriftlich geben. E. S. Ruhland."

Er reichte Pauline den Arm, um ſie an den Wagen zu führen; während Leon ſich noch bei den Damen verabſchiedete.

Auf dem Veſtibule begehrte er einen Kuß von ihr.

„Vergeſſen Sie nicht, mein Herr, daß ich ein junges Mädchen vom Stande bin."

— „Sie haben mir ſchon einmal die Gnade gewährt."

— „Damals waren wir nicht allein!"

„Hier ſind Diener zugegen."

— „Damals wenigſtens rächte mich Graf Wüſterode."

— „Beneiden Sie meine Frau um ſeinen Kuß? Ziehen Sie ihn dem Meinigen vor?"

— „Wenn ich jemals auf den Einfall kommen ſollte Ihre Frau Gemahlin zu beneiden, ſo kann es nur ſein — wenn Sie ſie nicht küſſen."

Rubland ward bleich vor Verdruß und ließ ſie mitten auf dem Veſtibule ſtehen. Aber Leon trat heraus und führte ſie an den Wagen. — —

„Emanuel!" begann die Räthin zu ihrem Manne, der erhitzt von Wein und Galle, wieder in den Salon trat. „Es iſt nach zwei Uhr und Du haſt ſtark gefrühſtückt, wir werden heute ſehr ſpät zu Tiſche gehen."

— „Wir werden zu Tiſche gehen, wenn ich Luſt dazu habe."

— „Du mußt aber dem Grafen Wüſterode wiſſen laſſen, wann Du kömmſt, denn Du haſt ihn eingeladen, Dich abzuholen."

— „Graf Wüſterode und immer Graf Wüſterode! Victor vorn und Victor hinten! Soll ich ihn Dir herausholen, weil Du Luſt haſt Dich küſſen zu laſſen?"

— „Was iſt Dir plötzlich widerfahren, Du warſt ja eben noch heiter?"

— „Ich dulde dieſe Wirthſchaft nicht länger. Ich gebe meine Tochter keinem Spieler."

— „Victor ein Spieler?" fragte die Räthin.

— „Papa! begann Bertha. „Was thuſt Du, wenn Dich die Großherzogin von — zu einer Parthie Ecarté einladen läßt.“

— „Er und ich! Welch ein Unterſchied. Ich habe das Zehnfache, ich habe das Hundertfache zu verlieren.

— Armer Victor! wie wird es dir ergehen, wenn das dein Vater erfährt! *Mein* Vater iſt ſchon ſo böſe auf dich und es koſtet ihn keinen Heller. Was wird *dein* Vater erſt ſagen, deſſen Geld du verſpielſt haſt!“

— „Der alte Narr, für den iſt es Waſſer auf ſeiner Mühle.“

— „Nein, Papa! Wenn der Müller Waſſer hat, ſo iſt das ſein Vortheil, und wenn der Edelmann ſein Geld verſpielt, ſo iſt das ſein Schade!“

— „Dummes Ding! Du ſprichſt, wie Du es verſtehſt und kannſt Dich in die Zopfgeſinnung eines verbauerten Bankariſtokraten nicht finden.“

Bertha aber *wollte* ihren Vater nicht verſtehen. Sie und Pauline waren die beſten Wortfechterinnen in der Penſion geweſen und hatten in ſtundenlangen Combattiren ihren Witz geübt.

Sie widerſprach ihrem Vater, bis dieſer ſich erhitzte, auf den Stolz, die Ehrſucht und Verſchwendungen des Adels ſchalt, und endlich keinen anderen Ausweg fand, als einzuräumen,

„Der Vater iſt wie der Sohn, und der junge Narr kann dem alten Narren keine größere Freude machen, als ſein Geld an eine Großherzogin zu verſpielen.“

Da rief Bertha: „Edler Victor! Um deinem Vater eine Freude zu machen, iſt dir kein Opfer zu groß. Daſſelbe bin auch ich für meinen Vater zu thun bereit. Du ſollſt mein Vorbild ſein und ich liebe dich deshalb um ſo mehr!“

Das verdroß den Banquier. Er wollte vor ſeiner Tochter kein Unrecht haben.

— „Dummes, unreifes Ding! Iſt es das Geld ſeines Vaters, was er verſpielt hat, oder das Geld Deiner Mutter?“

„Mein Geld iſt Dein Geld!“ ſagte die Räthin. „Und Du haſt es ihm gegeben.“

— „Du warſt immer freigebig gegen Deine Liebhaber.“

— „Die armen Schlucker, denen ich Gutes that und die zum Dank dafür mich verleumdeten, waren meine Liebhaber nicht und Graf Wüſterode bedarf meiner Wohlthaten nicht.“

— „Und wer iſt Graf Wüſterode? Iſt er der Bräutigam meiner Tochter, oder der Liebhaber meiner Frau?“

— „Biſt Du raſend, weißt Du nicht, wie wir mit Victor ſtehen?“

„Die ganze Stadt iſt voll davon.“

— „Wenn Mama ſtrafbar iſt;“ rief Bertha, „ſo bin ich mitſchuldig, denn ſo lange ich Victor kenne, bin ich Mama nicht von der Seite gekommen.“

Der Banquier wollte das letzte Wort haben.

— „Frag Deine Mutter, ob es ihr erſter Liebhaber iſt.“

Da färbte Zornesröthe das ſchöne Antlitz der Räthin, die blauen Augen wetterleuchteten, der ſtolze Buſen wogte und ſchnaubend regten ſich die Naſenflügel.

— „Ja, Bertha, ich hatte meinen Geliebten, eh ich Deinen Vater kannte. Dein Vater weiß, wo er geblieben iſt und welch ein Mord an ihm verübt ward, damit ich ſammt einem Hauſe wie ein Stück Inventar darin, verkauft werden konnte.“

— „Papa! Mama!“ rief die erſchrockene Bertha, indem ſie ſich an die Bruſt ihrer Mutter warf. — „Nicht weiter! — Nicht weiter!“

Heiß vor Zorn ſtanden beide Eheleute einander gegenüber und ſchauten feſten Blickes, herausfordernd ſich an.

„Feigling!“ ſprach die ſtolze Räthin, „Du weißt Deinen Vortheil gut wahrzunehmen! Unverdienter

Weiſe ſchmähſt Du mich in Gegenwart meiner unſchuldigen Tochter, wo ich Dir nicht antworten kann, wie ich wohl mit Recht es dürfte. — Geh auf Dein Comptoir und entſittliche dieſen Engel nicht.“

Da ſchlug der Banquier die Augen nieder, ſtampfte mit dem Fuße und ſchrie:

„Bei dieſen Frauenzimmern muß man um ſeinen Verſtand kommen. — Das kann ſo nicht bleiben!“

Hiemit ging er, um nach der Stadt zu fahren.

„Mama!“ fragte Bertha erſchrocken; „von meinem Vater ward ein Mord begangen an Deinem Geliebten?“

— „Nicht von Deinem Vater; wohl aber von dem Meinigen. Wenigſtens ein Banditenſtreich war es. — Du ſollſt es ſpäter einmal erfahren. — Geh auf Dein Zimmer und erhole Dich. — Es ſteht uns Unheil bevor. Wenn ich nur wüßte, was Deinem Vater angewandelt iſt. Zum erſten Male in unſerer zwanzigjährigen Ehe hat er gewagt, mich zu beleidigen. —

10.

Seit mehreren Wochen ſchon hatte ſich der Banquier durchaus nicht geſchont. Während der Morgenbeſuche, wenn die gnädigen Fräulein ihn ſitzen ließen, vertrieb er ſich die Zeit mit Naſchen und aß und trank unmäßig, wie immer. Um ſein Geſchäft bekümmerte er ſich ſehr wenig und überließ ſich blindlings ſeinen Launen, die ihm unaufhörliche Beſchämungen, Aerger und Verdruß bereiteten.

Bisher hatte er ſtets die moraliſche Ueberlegenheit ſeiner Frau anerkennen müſſen, und es war ihm zur Gewohnheit geworden, ſich ihrem weichen und weißen Pantöffelchen zu fügen. Seitdem er aber Pauline geküßt hatte, war ihm die Räthin gleichgültig geworden und es verdroß ihn heute, ihr das Feld geräumt zu haben.

Darüber konnte er ſich gar nicht zufrieden geben

Allerlei wilde Gedanken, Frau und Tochter zu demüthigen, erhitzten ſein Blut und ſein Gehirn. Es ward ihm zu eng in dem offnen Wagen. Er ſchalt mit dem Kutſcher, der nicht raſch genug zufuhr, und endlich kam auch Victor zu Pferde ihm entgegen, und winkte dem Kutſcher zu halten, um an den Schlag zu reiten.

„Mathes, fahr zu! Fahr zu, Mathes! Ich habe keine Zeit!" rief Rußland.

Kaum daß er Victor's Gruß erwiederte.

II.

— Immer noch erhitzt und aufgeregt, aber in eleganter Toilette, friſirt und mit ſeinen Orden geſchmückt, langte er auf dem Comptoir an.

Eben präſentirte Heinrich dem Caſſirer die von Victor ausgeſtellte Anweiſung und der Caſſirer war im Begriff ſie auszuzahlen.

— „Was iſt das?" fragte der Banquier.

Der Caſſirer reichte ihm das Blättchen.

— „Wird nicht acceptirt. — Wer iſt Graf Wüſterode? Ich kenne ihn nicht."

— „Sie kennen den Grafen Wüſterode-Hohenbrück nicht?" fragte Heinrich befremdet.

— „Was geht's Sie an? Ich will ihn nicht kennen. Ich habe keine Luſt dazu. Was wollen Sie mir darum thun? Aber ich kenne Sie! — Herr Neumann, wenn der Herr Legationsſecretär von Hartung ein Paar Louisd'or braucht, ſo geben Sie ſie ihm gegen Quittung."

Hiemit ging er ſtolzen Schrittes in ſein Cabinet.

„Was hat denn das zu bedeuten?" fragte Heinrich entrüſtet.

— „Herr Baron! mein Herr Principal hat geſprochen und ich muß ſeine Ordres reſpectiren. Wenn Sie etwas wünſchen, ſo bitte ich um Quittung."

„Im Grunde kann es mir einerlei ſein, ob ich das Geld gegen Anweiſung oder Quittung erhalte."

„Nein, Herr Baron! Es iſt nicht ganz daſſelbe. Die Ordre meines Herrn Chefs lautet auf ein Paar Louisd'or und dieſes Papier auf zwanzig."

„Ich gebe dieſes Papier meinem Freunde zurück und bitte ihn, die Sache hier zu arrangiren."

— „Erlauben Sie mir, Herr Baron, nachfragen zu laſſen, ob ich Ihre Quittung im gleichem Werthe für dieſe Anweiſung annehmen darf."

Dem wollte Heinrich ſich nicht ausſetzen. — Er dankte und ging geraden Weges nach Victor's Hôtel, der aber ſchon ausgeritten war, man wußte nicht wohin.

Heinrich eilte nach Hauſe, und ſchrieb in ſeiner erſten Hitze nach Hartenſtein.

„Papa! Achtung! Fertig! Schlag an! — Die Zeit iſt reif! — Feuer! — Zwar hat Fortunat, den ich geſtern Abend noch im Theater aufſuchte, ſeinen Beitritt ſchnöde verweigert, ſo ſchnöde, daß ich Anſtand nehmen muß, Dir ſeine eigenen Worte zu wiederholen. Ich habe ihn daher aufgefordert, alle ſchönen Dinge Dir ſelbſt zu ſagen. Er hat mir das auch verſprochen, wird aber ſchwerlich Wort halten.

„Hochmuth vor dem Fall!

„Der Fall ſteht vor der Thür und pocht heftig an. Der Hochmuth will aber noch nicht hören und: Herein! ſagen.

„Noch geſtern Abend prahlte Fortunat damit, daß er dieſen Mittag auf Coeur obſcur ſpeiſen würde. Ich kann Dir aber als Thatſache melden, daß ein ſehr genauer Bekannter von mir auf dem Comptoir des Banquiers eine lumpige Anweiſung auf zwanzig Louisd'or präſentirte, welche nicht angenommen, ſondern von dem Banquier ſelbſt mit den Worten zurückgewieſen wurde: Wer iſt Graf Wüſterode-Hohenbrück? Ich habe nicht die Ehre ihn zu kennen.

„Sapienti sat! — Ich weiß für den Augenblick noch nicht, welch eine Calamität dieſe Criſe herbeigeführt hat; hoffe jedoch bald, es zu erfahren, um, ſo wie ich erſt weiß, woran ich bin, Deinen Inſtructionen pünktliche Folge zu leiſten. Das heißt: um unſerem Fortunat das rettende Land zu zeigen oder: den Schatz, der am Boden des Abgrunds liegt, in den er ſich leichtſinnig geſtürzt hat. Ganz ohne Schwierigkeiten iſt das übrigens nicht. Fortunat iſt von der Räthin noch dermaßen bezaubert, daß er den Engel völlig überſieht und ſie bei ihrer Mutter verklagt, wenn ſie vergißt, wer er und wer ſie iſt.

„In Eile, die Poſt geht ab.“ — — —

Victor hatte, bevor er nach Coeur obſcur ritt, dem Freiherrn Folgendes geſchrieben:

„Mein edler väterlicher Freund!

„Verargen Sie mir nicht, daß ich Sie dringend bitte von einem Vorhaben abzuſehen, welches (da Ihre Gutsnachbarn auch die meinigen ſind) für uns und unſere Saſſen ſchlimme Folgen haben kann.

„Keine Neuerungen auf dem Lande! Wir haben genug zu thun bewährte Agricultur-Verbeſſerungen einzuführen und ſie unſeren Pächtern und Saſſen einleuchtend zu machen. Ferner: Keine Partheien auf dem Lande. Mögen die ſocialen Intereſſen am Heerde der Civiliſation, in Reſidenzen, ausgekämpft werden; auf dem Lande heißt die erſte Regel: „Friede mit den Nachbarn.“ Wir haben kaum Leute genug, uns vor Felddiebſtählen zu ſchützen; fordern wir nicht den Frevelmuth und die Schadenluſt unnützer Knechte heraus.

„Jede Neuerung muß auf Widerſtand gefaßt ſein. So gut wie ſich ein Adelsverein bildet, um die in Händen der Bauern befindlichen Adelsgüter zu deſencanailliren, eben ſo gut kann auch ein Bauernverein zu Stande kommen, um die noch in Händen des Adels befindlichen Adelsgüter (mit Ausnahme der Domänen) zu encanailliren. Und ein ſolcher Verein würde es, nach meiner Meinung, weiter bringen, als ein Adelsverein, denn die Bauernprincipien, im Gegenſatz zu den Adelsprincipien, würden lauten:

„Boden und Bodenfrucht gehören nicht nur dem Menſchen, ſondern auch dem Vieh, den Thieren des Waldes, den Vögeln und dem Ungeziefer ſogar an. Der Menſch hat nur ein Vorrecht, weil er den Boden pflegt.

„Keine Feindſchaft; außer wider Bodenungeziefer und: „Hinweg mit allen Adelsvorrechten; ſie koſten mehr, als ſie einbringen.“ — —

„Der Domänenrath von Koblang iſt ein Edelmann und tüchtiger Landwirth. Ich bin ein leidenſchaftlicher Jäger. Er hat den Wildſtand auf meinen Gütern bedeutend verringert und ich bin ihm dankbar dafür.

„Beſter Freiherr! wohnten Sie hundert Meilen von mir und legten mir Ihr Adelsproject vor, ſo dürfte ich höflich ſein und es nobel und ſinnreich finden. Allein ich habe die Ehre Ihr Gutsnachbar zu ſein, und nur in dieſer Eigenſchaft wage ich, die mir abgeforderte Antwort verweigernd zu geben.

„Ich fürchte nämlich, daß Ihr Project, ſobald Sie es bekannt werden laſſen, den entgegengeſetzten Erfolg von dem haben wird, was Sie ſich verſprechen. Man wird Gerichtsbarkeit, Patronat, Hochjagd, Frohne u. ſ. w. gern fallen oder ablöſen laſſen, und Landgut wird Landgut ſein.

„Ich bin Edelmann in der Reſidenz. Auf dem Lande aber Bauer; dem Manne Freund, der Sache Feind. Der Bauer iſt's, der Ihnen widerſpricht, der Edelmann bleibt ſtets der aufrichtig Sie verehrende u. ſ. w.

12.

Nachdem Rubland ſeine Laune nach Herzensluſt an allen denen ausgelaſſen hatte, die ſie ſich gefallen laſſen mußten, ſank er erſchöpft in ſich zuſammen. Auf jede Anſpannung folgt eine Erſchlaffung und verzärtelte Rob heit fällt aus einem Extrem in's andere. Rubland zumal war, wenn ihm etwas fehlte, gleich für ſein Leben beſorgt. Er fühlte Schwindel, Beklemmung, Seitenſtiche und bildete ſich ein zu ſterben. Der Arzt wurde gerufen, und zog ein bedenkliches Geſicht.

— „Was haben Sie gemacht, Herr Finanzrath? Sie haben das ſchönſte gaſtriſche Fieber, in Verbindung mit einer Lungenentzündung. Bei Ihrer Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken können Sie, eh man ſich's verſieht, einmal dahin ſein."

— „Doctor! Helfen Sie mir!"

— „Ein Aderlaß, denke ich, hilft Ihnen diesmal wieder auf die Beine. — Ich will Ihnen etwas verſchreiben, fahren Sie augenblicklich damit hinaus nach Coeur obſcur und nehmen Sie es ein."

— „Warum nicht hier?"

— „Dort haben Sie die Pflege von Ihrer Frau und Tochter."

— „Die laſſe ich hereinrufen."

— „Das dauert zu lange. Gleich nach Hauſe gefahren iſt beſſer, und friſch eingenommen. Ich komme mit dem Wundarzt nach. — Vielleicht hilft der Trank ſchon. Wo nicht, müſſen wir Blut laſſen."

— „Blut! Blut!" —

— „Wir Aerzte ſparen das Blut nicht. Und ein Aderlaß kann Ihnen nicht ſchaden. Vielleicht auch noch zehn bis zwölf Blutigel. — Schicken Sie Jacob nach der Apotheke; fahren Sie nach Coeur obſcur hinaus und legen Sie ſich zu Bette!" — —

So gefährlich nun war der Banquier durchaus nicht daran. Allein der Arzt kann nicht von den Armen leben. Werden dieſe krank, ſo muß die Natur walten und ihr Beſtes thun. Ein anderes iſt es mit den Reichen; denn ſie bezahlen und man kann ſein Geld nicht umſonſt verlangen. Hier muß der Arzt etwas thun und nicht die Natur; denn die Natur iſt umſonſt, aber die Kunſt will bezahlt ſein. — Die Wiſſenſchaft hat ihre Geſetze und die häusliche Praxis ihre Politik. Der Arzt muß zugleich ein theilnehmender Hausfreund ſein. Wird er gerufen, ſo muß er ſagen: „Es wird wohl nicht gefährlich ſein.“ Kömmt er aber endlich, ſo iſt allerdings Gefahr vorhanden und man hat wohlgethan ihn zu rufen. Er ſcheint ſehr beſorgt. Der Kranke muß ſich mit ihm ängſtigen; dann wird er heroiſch angegriffen und auf ſtrenge Diät geſetzt.

Kranke in der Einbildung ſind dem Arzte die willkommenſten, und müſſen zuvörderſt geſchwächt werden; damit ſie nicht allzugeſchwinde von ihrer Einbildung zurückkommen, und an ihrer Mattigkeit und Erſchöpfung verſpüren, wie gefährlich ſie daran waren. Sobald der Patient das fühlt, kann man ihn wieder ſtärken und beſtellt eine leicht verdauliche, aber delicate Krankenkoſt. Nur ſatt eſſen darf er ſich auf keine Weiſe, obſchon das Eſſen ihm beſſer ſchmeckt als jemals und er nicht genug bekommen kann. Der Arzt freut ſich über die Wiederkehr des geſunden Appetits, läßt ihn aber dennoch hungern; denn alles will ſeine Art haben. Beſonders für den Arzt iſt eine langſame Geneſung heilſam und läßt er ſeine Patienten zu geſchwinde beſſer werden, ſo nimmt er ſich ſelbſt das Brod vor dem Munde weg. Krankenbeſuche werden ſtreng unterſagt; denn Aufregungen könnten einen Rückfall nach ſich ziehen und der Reconvaleſcent muß ſich möglichſt langweilen. Er ſoll ſich nicht beſchäftigen, noch beſchäftigt werden. Der Arzt aber macht lange Viſiten, iſt liebenswürdig und geſprächig, ſo daß der Reconvaleſcent ſich freut, wenn er ihn nur kommen hört. Es iſt ja ſein einziger Zeitvertreib auf dem langwierigen Krankenbette, und Hausgenoſſen und Krankenwärter ſind ſtrenge angewieſen, Alles zu vermeiden, was ihn beunruhigen und erregen kann.

Schlägt endlich die delicate Koſt an; gewinnt der Bettlägrige wieder Fleiſch und Farbe, ſo wünſcht ihm der Arzt im vollen Triumphe ſeiner Kunſt und mit der herzlichſten Theilnahme Glück dazu. Krankenbeſuche werden geſtattet. Man amüſirt ihn, bringt ihm kleine Geſchenke, überſendet ihm nahrhafte Delicateſſen und thut ſein Möglichſtes ihn zu erfreuen. Der Reconvaleſcent thut immer noch leidend und als ob er ſehr gefährlich daran war. Die Theilnahme, die er dadurch einflößt, iſt ihm ſchmeichelhaft. Und der Arzt kömmt zur Vormittagsſtunde, wo die Krankenbeſuche abgeſtattet zu werden pflegen. Er iſt nicht mehr liebenswürdig und geſprächig, ſondern grob und kurz angebunden und will augenblicklich wieder gehen.

Der Patient ladet ihn freundlich ein, noch ein wenig zu verweilen.

— „Ach! Was ſoll ich bei Ihnen? Meinen Sie, daß ich keine gefährlichern Kranken habe, als Sie, wo meine Anweſenheit nöthiger iſt? Für Sie habe ich ausgeſorgt; befolgen Sie pünktlich meine Vorſchriften und halten Sie Diät.“

Hiemit grüßt er und geht.

Das befremdet vielleicht dieſen und jenen der Anweſenden. Alsdann aber rühmen und preiſen der Kranke und ſeine Familie dieſen unvergleichlichen Hausarzt, wegen ſeines diagnoſtiſchen Blickes, ſeines energiſchen Einſchreitens, ſeines humanen Charakters, ſeiner freundſchaftlichen Theilnahme und endlich auch wegen ſeiner Uneigennützigkeit. — Denn wie er das Seinige gethan hat, ſchafft er ſich ſelbſt ab.

Das war die Krankheit des Millionärs und ſolch einer Cour ſollte er ſich unterwerfen.

13.

Als Victor auf Coeur obſcur anlangte, fand er die Räthin allein. Bertha war noch auf ihrem Zimmer.

„Herr Graf!“ begann die Räthin. „Es iſt mir lieb, Sie zu ſehen. Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen. — Chriſtine! Ich will jetzt allein ſein.“

Die Kammerjungfer verließ den Salon.

„Wo iſt Bertha?“ fragte Victor.

— „Auf ihrem Zimmer. Sie iſt ein wenig leidend, aber ſehr unbedeutend und ſie wird erſcheinen, ſobald ich ſie rufen laſſe. — Victor! Victor! Was haben Sie meinem Manne gethan? Er iſt wüthend auf Sie.“

— „Ich bin mir nicht bewußt, ihn beleidigt zu haben.“

— „Er ſchilt auf Sie; natürlich duldet das Bertha nicht. Eine Braut läßt ihren Bräutigam nicht verunglimpfen. Sie hat Sie vertheidigt — vertheidigt auf eine bewunderungswürdige Weiſe — das brachte ihn vollends außer ſich — und es gab einen Auftritt —“

In dieſem Augenblick ward an die Thür gepocht.

„Wer unterſteht ſich zu pochen?“ rief die Räthin. — „Da ich befohlen habe, ungeſtört zu bleiben!“

— „Ich bin es, Mama! Ich habe mich längſt ſchon erholt.“

— „Was brauchſt Du anzupochen. Komm näher!“

Bertha hüpfte in's Zimmer. Chriſtine hatte ihr geſagt, daß Graf Wüſterode gekommen ſei und das hatte Angſt und Kummer augenblicklich aus ihrem Weſen verſcheucht. Roſenfriſch und in einem ſchneeweißen Halbnegligee eilte ſie auf Victor zu, der ſie ſtürmiſch umarmte.

Sie wand ſich zärtlich los. — „Victor! Dein Herz pocht. Du zürnſt?“

— „Ich liebe Dich.“

— „Dein Herz pocht hörbar! Du biſt ſehr aufgebracht!“

— „Du haſt um mich gelitten.“

„Das macht mich glücklich! Hat Mama Dir ſchon geſagt?“

— „Nein!“ ſagte die Räthin. „Er weiß noch Nichts. Sage Du ihm Alles. — Ich kann nicht!“ — Hiemit brach ſie in Thränen aus und ging, um ſich auszuweinen.

Zum erſten Male waren die Liebenden allein. Sie ſanken ſich in die Arme.

— „Jetzt pocht Dein Herz nicht mehr ſo wild.“

— „Ich habe Dich. Nun iſt alles andere vergeſſen. — Wie ſchön biſt Du heute! In dieſem ſchmuckloſen Kleide!“

— „Gefalle ich Dir damit, ſo will ich mich öfter ſo kleiden. — Aber, ach, Victor! Was war Papa heute ſchlimm! Ich fürchte Dir Alles zu ſagen, obſchon Mama es befohlen hat.“

— „Erzähle mir Alles, Du Engel!“ — Er führte ſie an's Sopha und ſetzte ſich neben ſie.

— „Papa hat böſe Launen, aber boshaft iſt er nicht. Doch heute hat er etwas gethan, was ich ihm nicht verzeihen kann. — Sie erzählte ihm ausführlich, wie ſich ihr Vater heute benommen; indem ſie auf Victor's Herzſchläge lauſchte. Victor aber blieb gelaſſen. Er fühlte ſich weit mehr bekümmert, als beleidigt.

Da wurde die Hausglocke geläutet und die Dienerſchaft fing an, ſich geräuſchvoll zu regen.

— „Das iſt er!“ rief Bertha. „Er kommt jetzt ſchon wieder. Er wird ſich doch endlich beruhigt haben, oder hat der wilde Unmuth von Neuem, und heftiger noch, ihn befallen und wieder heimgejagt. Victor! Ich fürchte — doch Du biſt hier und imponirſt ihm. Vor Dir wird er ſich mäßigen. — Er darf uns nicht beiſammen finden. Ich gehe, Mama zu rufen.“ — —

14.

Der Banquier ſah aus wie ein geſchlagener Mann. Friſur und Toilette waren in Unordnung und geſtützt auf ſeinen handfeſten Hausknecht, welcher auch das Arzneiglas mitbrachte, ließ er ſich in's Zimmer führen.

Weder Frau noch Tochter waren zugegen. Er ſtand Victor gegenüber:

— „Sie hier, Herr Graf?! Jacob! bleib bei mir!“ —

Herr Graf! Ich weiß doch, warum Sie hier ſind. Aber ſchonen Sie mich, ich bin krank!"

„Befremdet Sie mein Hierſein?"

— „Sie wollen mich zur Rede ſtellen. Jacob! Du gehſt mir nicht von der Seite! — Weil ich Ihre Anweiſung nicht acceptirt habe. — Haben Sie mich deshalb ſchon bei meiner Frau und Tochter verklagt? — Ich bin krank, man darf mir heute nichts nachtragen!"

— „Sie haben meine Anweiſung nicht angenommen, die Heinrich von Hartung in Händen hat?"

— „Thun Sie nur nicht, als wüßten Sie nichts davon!"

„Woher ſoll ich das wiſſen? Ich bin Ihnen ja eben noch begegnet, als Sie nach der Stadt fuhren. War das alles, was Sie dort zu thun hatten?"

— „Ich wäre auf meinem Comptoir beinahe geſtorben. Schonen Sie mich, Herr Graf!"

— „Was ſoll das heißen, Herr Finanzrath?" fragte Victor unmuthig. — „Iſt der Name Wüſterode-Hohenbruck keine zwanzig Louisd'or mehr werth? Meine Güter liegen hier in unmittelbarer Nähe, ſind ſchuldenfrei und im beſten Zuſtande. Meine Anweiſungen werden doch mindeſtens eben ſo gut reſpectirt werden können, als die Hypothekenbriefe des Grafen St. Varbour, deſſen Güter niemand kennt."

— „Sie ſchreiben Ihre Anweiſungen mit Bleiſtift, Herr Graf, und Herr von Hartung kömmt immer mit Kleinigkeiten. Beides paßt für mein Geſchäft nicht. Ich kann es mir nicht gefallen laſſen!"

„So verbitten Sie es ſich und es unterbleibt. Wir ſind langjährige Geſchäftsfreunde. Unſere Verbindung iſt gleichſam ein Erbtheil, welches ich bei Lebzeiten meines Vaters angetreten habe. Auf Ihrem Comptoire alſo kann mir ſchon manches nachgeſehen werden. Geſtehen Sie aber: Sie ſind in übler Laune und in der Abſicht mich zu kränken, nach der Stadt gefahren. Kaum daß Sie meinen Gruß erwiederten, als ich Ihnen begegnete und hier finde ich Ihre Frau Gemahlin in Thränen und Ihre Fräulein Tochter leidend. Jetzt war ich an der Reihe und ohne allen Zweifel wird der Schimpf, den Sie mir angethan haben, fühlbar genug ſein!"

Die Räthin und Bertha kamen herbei, ſie hatten Victor heftig reden hören und Bertha war ſchon wieder nahe daran, ſich in Gegenwart des Hausknechts zu verrathen. Die kluge Räthin aber rief: „Jacob! Was machſt Du hier? Wo es ſich um Geſchäftsdifferenzen handelt, muß der Domeſtik ſich augenblicklich zurückziehen! Geh!"

— „Frau Räthin! Ich weiß, was ich thue. Der Herr hat mir befohlen zu bleiben und ich diene dem Herrn und nicht Ihnen."

— „Das duldeſt Du, Emanuel?" fragte die Räthin und Bertha fügte faſt bittend hinzu:

— „So geh doch, Jacob!"

— „Mamſell! Sie haben mir gar nichts zu befehlen! Oder noch laſſe ich mir von Ihrer Mutter etwas ſagen."

— „Entferne Deinen unverſchämten Hausknecht, oder wir gehen!" ſprach die Räthin. — „Komm, Bertha! Kommen Sie, Herr Graf!"

— „Franziska, Bertha, bleibt!" klagte Ruhland. „Ich wäre ganz gewiß ſchon todt; aber der Doctor iſt gekommen. Er hat mir Aderlaß und Blutegel verordnet und da ſteht die Medicin, die ich einnehmen ſoll. Das hat mich gerettet!"

— „Halte Deine Domeſtiken im Zaum, wenn ich bei Dir bleiben ſoll!"

— „Geh, mein lieber Jacob! Mein guter, mein braver Jacob, geh! Jetzt iſt meine Frau bei mir."

— „Erſt ſoll ich Ihnen zur Seite bleiben und jetzt ſoll ich wieder gehen," brummte Jacob. „Herr, Sie wiſſen heut nicht, was Sie wollen!"

So benahmen ſich die Comptoirleute gegen den Banquier. Indeß ging Jacob und Victor begann:

„Herr Finanzrath! Wo hinaus Sie wollen, iſt mir kein Geheimniß. Sie wollen mich mit meinem Vater entzweien, um mich von Bertha zu trennen. Triumphiren Sie, denn ich bin in Verzweiflung. Meine ſüße einzige Lebensfreude haben Sie mir geraubt, dann und wann einmal meine Bertha zu ſehen. Ich kann nicht wieder hierher kommen und bleibe auch nicht ferner in der Reſidenz!“

— „Was iſt geſchehen?“ fragte die Räthin.

— „Hören Sie, Mama! Geſtern Abend ſuchte mich Heinrich von Hartung in der Oper auf. Wir ſprachen ein Langes und Breites. Er iſt auf der Spur unſeres Geheimniſſes und mit zwanzig Louisd'or habe ich ſein Schweigen erkauft. Ich wies ſie ihm auf Herrn Finanzrath an. Und der Herr Finanzrath hat mir heute, hinter meinem Rücken und ohne mir ein warnendes Wort zukommen zu laſſen, Zahlung verweigert.“

— „Meine Anweiſung nicht zu reſpectiren, iſt eine Beleidigung. Ich verlange Ihre Dienſte nicht umſonſt und bin ſehr prompt mit Zahlungen. Das darf ſich kein Geſchäftsmann erlauben. Und Sie ſind mehr als Geſchäftsmann, ein Ritter hoher Orden.“

Der Banquier vergaß für den Augenblick, daß er leidend ſei. „Das bin ich!“ rief er. „Verdrießt Sie das, wie es Ihren Vater verdrießt? Hier trage ich meine Orden vor der Bruſt. Was haben Sie vor der Bruſt, was hat Ihr Vater vor der Bruſt?“

— „Ich ſtelle Ihr Verdienſt nicht in Abrede, welches durch Ihre Orden anerkannt wurde.“

— „Das bitte ich mir auch aus!“

— „Mein Herr! Sie haben heute Ihren böſen Tag. Mein Glück, das Glück Ihrer Tochter, das Glück unſerer ſchönen gütigen Mutter haben Sie mit Füßen getreten. — Warum ſpiele ich den Hofnarren und gebe den Verſchwender ab? Umſonſt war dieſe fortwährend peinliche Verſtellung. Heinrich von Hartung wird nicht ſchweigen. Mein Vater wird es erfahren und jedenfalls muß ich alle Geſchäftsverbindungen mit Ihnen abbrechen! Was ſoll ich alſo ferner hier? – Nun wohl, ich ſcheide; ohne Groll gegen Sie, und werde ferner Ihnen dienen, wie ich bisher that, indem ich Ihnen, was in den engeren Hofkreiſen geſprochen wurde, zu Ihrer Ausbeute mittheilte. Ich reiſe nach Frankreich, um die Güter des Grafen St. Pardoux ſelbſt in Augenſchein zu nehmen und Ihnen reinen Wein einzuſchenken. Wie er dort wächſt!"

— „Da ſitzeſt Du nun!" ſprach die Räthin; „im Bewußtſein Deiner ſchlechten Handlung, wie ein armer Sünder und mußt in Gegenwart Deiner Tochter hinnehmen, daß man es Dir in's Angeſicht ſagt."

— „Ich liege in Ohnmacht!" klagte der Banquier. „Wie ich hier ſitze, liege ich in Ohnmacht. Franziska! Bertha! verlaßt mich nicht! Bringt mich zu Bette, oder ich ſterbe!"

Victor wandte ſich verächtlich von ihm.

— „Komm, Emanuel!" ſagte die Räthin. „Mache es Dir bequem. Ich will Dir helfen. Entdecke mir ohne Hehl, was Du gethan haſt. Das muß wieder in's Gleiche kommen. — Victor! Ich bin gleich wieder bei Ihnen!"

Sie führte ihren Mann in ſein Schlafgemach und Bertha eilte zu Victor.

— „Im Ernſte mein Geliebter, Du willſt mich verlaſſen?"

— „Ahnet Dir nicht, wie mein Herz blutet!"

— „Uebereile Dich nicht! Mama denkt Alles wieder auszugleichen."

— „Ich habe keine Hoffnung. Eine Anweiſung nicht zu reſpektiren, heißt von meinem Banquier mich für zahlungsunfähig halten. Wer weiß, ob Heinrich das nicht ſchon in der ganzen Stadt ausgebreitet hat."

— „Victor! darf ich, ein ſchwaches Mädchen wagen, Dir Muth einzuſprechen? Sieh! von heute an liebe ich Dich nicht nur. Du flößeſt mir auch Hochachtung und Ehrfurcht ein. Ich habe Dich in Deinem Zorne geſehen. Und Du warſt gerecht und beſonnen in Wort und Weſen. Du ſtrafteſt tiefgekränkt; allein nicht kränkend — Ich mußte weinen! — Ich habe viel von Dir gelernt! — Gieb Acht! Sollte es zum Aeußerſten kommen, ſo wird Deine Bertha nicht ſchüchtern und zaghaft ſein. — Mein Vater und Dein Vater! — Das iſt es, was uns heute noch trennt. Allein Du haſt mich gelehrt, daß Kinder, den Eltern gegenüber, auch auf ihr Recht beſtehen dürfen! — Und jetzt ſind wir unzertrennlich." —

Die Räthin blieb lange und Victor konnte ſein geſtriges Geſpräch mit Heinrich im Foyer, ausführlich erzählen. — Endlich trat die Räthin lächelnd wieder ein:

„Nun, mein zorniger Achilles! Das bringt alles wieder in Ordnung. Leſen Sie!"

Sie überreichte ihm ein Couvert und Victor las laut:

„Hochwohlgeborner Herr! Ich habe die Ehre den Grafen Wüſterode heut zu Tiſche bei mir zu ſehen und fragte ihn daher, ob ihm ein gewiſſer Wüſterode-Hohenbrück bekannt ſei, der Anweiſungen von zwei Louisd'or an mein Comptoir adreſſirt. Ich bin kein Geldwechsler, ſondern Finanzrath und bevor ich mein zahlreiches Comptoirperſonal mit einem Doppellouisd'or incommodire, verſchenke ich ihn lieber. Leider war es ein Irrthum; — doch ich bin heute krank. Ich muß Medicin einnehmen und bin mir eines Aderlaſſes und Blutigel gewärtig. Entſchuldigen Sie mich daher, und halten Sie ſich an Ihren Jugendfreund, welcher die ariſtokratiſche Untugend beſitzt, Anweiſungen mit Bleifeder auszuſtellen. Zwanzig Louisd'or, zweihundert, ja zweitauſend laſſe ich mir von Wüſterode-Hohenbrück gefallen. Nur nicht mit Bleifeder geſchrieben. Sagen Sie das Ihrem vornehmen Freund und möge ihm dieſe Lehre wohlbekommen. Seien Sie mir aber nicht böſe, da ich Ihnen den Doppellouisd'or doch augenblicklich verabreichen wollte und anbei den ganzen Betrag überſende.

„Aus dieſen Zeilen werden Sie erſehen,“ fuhr die Räthin fort: „was vorgefallen iſt und keinen weitläufigeren Bericht verlangen. — Mein Mann hat mir alles gebeichtet. — Betrachten wir alſo dieſe Sache als beigelegt!“

— „Das gewinnt jetzt freilich das Anſehen eines der gewöhnlichen Schwabenſtreiche des Herrn Finanzrathes;“ meinte Victor. — „Dennoch aber, meine ſchöne Mutter, iſt es Ihre Hand und Ihr Styl.“

— „Bertha wird es abſchreiben und mein Mann unterzeichnet. Bertha's Handſchrift kennt man auf dem Comptoir nicht. Ueberhaupt kennen Männer Bertha's Handſchrift nicht; mit Ausnahme eines gewiſſen Grafen Wüſterode-Hohenbrück, der ſich erinnern wird, bei welcher Gelegenheit er ſie kennen lernte.“

— „Wird aber Heinrich darauf eingehen?“

— „Was thut das! Victor, Sie ſind ſchlau, doch haben Sie wenig erlebt. Ihr leichtfertiger Jugendfreund wird befriedigt ſein, wenn er Geld bekömmt. Uebrigens will ich noch als Nachſchrift hinzufügen: Ich laſſe dieſes ſchreiben, weil ich ſo krank bin, daß ich kaum die Feder halten kann, um zu unterzeichnen.“

— „Wenn aber Hartung in der Stadt ausbreitet,“ fragte Bertha; „daß Papa Victor den Credit aufgeſagt?“

— „Nun, was thut das? Es bleibt Alles beim Alten!“

— „Ich bin im Vertrauen auf die Güte meiner ſchönen Mutter ziemlich weit gegangen. Es könnte Folgen haben.“

— „Herr Graf! Das iſt meine Sache und von meinem Manne iſt man dergleichen Streiche gewohnt. Er thut, was ihm einfällt. Uebrigens iſt er heute wirklich leidend; die Aerzte ſind bei ihm und er fürchtet ſich ſehr vor dem Aderlaß.“

— „Soll ich zu ihm gehen, Mama?“

— „Nein! Er hat mir ſchon geſagt, daß ſein Tod mir ſehr willkommen ſein würde, weil ich dann freie Hand habe. Du könnteſt leicht noch mehr zu hören bekommen. — Geſchwind ſchreibe dieſes ab und füge die Nachſchrift hinzu, wie ich geſagt habe.“

Bertha gehorchte. Ruhland unterzeichnete, bevor er zu Ader gelaſſen wurde und ein Diener mußte ſatteln und aufſitzen, um dieſes Schreiben nebſt mündlicher Ordre dem Caſſirer zu überbringen.

Heinrich erhielt gegen Abend die ſchriftliche Entſchuldigung des Banquiers. Er nahm die Anweiſung vor, auf welcher aber 20 Louisd'or, ſchreibe zwanzig Louisd'or, ſehr deutlich zu leſen war. Es war am Sonnabend, das Comptoir wurde um neun Uhr geſchloſſen und Sonntags gab es keine Caſſe. Wenn er nicht bis Montag warten wollte, mußte er ſich beeilen, und befaßte ſich daher mit keinen Räthſelfragen. Er meldete auch nicht einmal ſeinem Vater, daß Victor's Ruin ſich auf keine Weiſe beſtätigte. Die zwanzig Louisd'or werden nicht ewig dauern, dachte er. Ich muß mich nach Accidenzen umſehen. Mag der Adelsverein nun mit oder ohne Victor zu Stande kommen. Wenn ich nur Beiträge eincaſſiren kann.

15.

Des Freiherrn nächſter Brief lautete:

„Von Victor habe ich eine abſchlägige und naſeweiſe Antwort erhalten. Er denkt ſich zu entſchuldigen, daß er ſagt: Ich bin ein Edelmann in der Reſidenz und auf dem Lande ein Bauer. Das heißt: Ich trage meinen Mantel auf beiden Schultern, oder ich hänge ihn nach dem Winde.

„Der Edelmann darf alles ſein, nur nicht geſinnungslos. Jede Neuerung verlangt ihr Opfer, jede Geſinnung hat ihre Märtyrer und überall geht uns der Bauer voran. Er iſt hartnäckig und wagt Blut und Leben daran ſeinen Willen durchzuſetzen und wir wollen zurückhalten, wo es nur eine Geldſpende betrifft, die das Tauſendfache wieder einträgt.

„Da lobe ich mir den alten Herrn, denn man weiß, woran man iſt mit ihm. Er billigt nicht nur den Verein, er will ihn auch nach Kräften unterſtützen. Er ſtellt mir jegliche Summe, die ich bedarf, zur Verfügung, um ihn in's Leben zu rufen, und will ſeinen Namen Veit Paul Walther Graf Wüſterode-Hohenbruck an die Spitze der hohen Adelsliſte ſtellen, indem er ſich zu einem Jahresbeitrag verpflichtet, der äquivalent ſein ſoll demjenigen des Meiſtgebenden.

„Jetzt bin ich im Begriff die neuen Ideen, welche mir Deine klugen Verbeſſerungen und Victor's impertinenter Widerſpruch an die Hand gegeben, meinem Projecte einzuverleiben. Alsdann laſſe ich daſſelbe ſplendide drucken und überſende elegant gebundene Exemplare dem hohen Adel.

„Hoffentlich wird niemand ſeine Unterſchrift verſagen, eben ſo wenig wie eine Remuneration für das elegant gebundene Exemplar ausbleiben kann.

„Für Dich laſſe ich Circulare drucken, damit Du Beiträge bei dem niederen oder Allerwelts Adel einſammelſt.

„Victor wollen wir einſtweilen außer Acht laſſen, weil der alte Herr doch ſchon alles thut. Victor mag uns unwillkührlich dienen. Er gebe das lehrreiche Beiſpiel ab, welches die aufgeſtellte Regel bewahrheitet.

„Sieht er ſich daher genöthigt die kleine Millionärin zu heirathen, ſo iſt das auch für uns von unabſehbarem Vortheil.

„Denn, lieber Heinrich, das Beſte, was wir irgend ſagen können, iſt in den Wind geſprochen, wenn keine Nachfrage danach herrſcht. Wenn die Weisheit ſich auf den Gaſſen hören läßt und niemand ihrer achtet, ſo liegt das eben an der Zeit, welche kein Bedürfniß nach dieſer Gattung von Weisheit fühlt, ſondern eine andere verlangt, vielleicht auch gar keine, weil alles ſtill und ruhig iſt und vorläufig zu bleiben ſcheint.

Alles zu ſeiner Zeit, lautet der Salomoniſche Spruch, und das betrifft hauptſächlich die Weisheit in ihren verſchiedenen Abarten. Eine jede hat ihre Zeit, wo man ihrer begehrt, ſich an ihr überſättigt und ihrer endlich wieder überdrüſſig wird.

Tritt ein auffälliges Ereigniß ein, welches alle Welt überraſcht und beſchäftigt, ſo iſt das die Zeit für eben diejenige Weisheit, welche ſich damit befaſſen kann, dieſes Ereigniß zu deuten oder auch nur zu beſprechen. Alsdann will alle Welt nur dieſes ganz allein und gar nichts anderes hören, kann für den Augenblick nicht genug davon bekommen und an allen Straßenecken, auf allen Märkten geſchieht Nachfrage danach.

Anno 1830 wollte man weiter nichts hören, leſen, ſprechen und ſchreiben als Julirevolution und Cholera, 1835 hieß die Zeit junges Deutſchland, 1842 Hamburger Brand und 1843 Ronge und der heilige Rock.

Iſt es nun ſo weit gekommen, — und ich zweifle nicht daran, daß ein Wüſterode-Hohenbruck, um ſich zu retten, ſich mit den Millionen einer Judentochter verbindet, ſo iſt das mehr als ein Ereigniß. Es iſt ein Skandal. Die Hochtorys werden vor Empörung kreiſchen und thun, als müſſe die Welt untergehen; heimlich aber werden ſie dennoch unſern Fortunat um ſeinen Goldengel beneiden. Die Börſencanaille hingegen wird hochmüthig auf ihre vollen Taſchen klopfen und naſerümpfend ſagen: Dieſes Mädchen hätte mit ihrem fürſtlichen Vermögen auch wohl einen engliſchen oder franzöſiſchen Pair heirathen können und nicht nöthig gehabt einen deutſchen Edelmann zu nehmen. Denn was gilt noch heutigen Tages der deutſche Adel? — und doch würden ſie eben ſo gern, und mit Stolz und Freuden, ihre Töchter unter eine ſo hochadelige Haube zu bringen ſuchen, wenn ſich nur gleich ein Fortunat für ſie fände.

Daß Fortunat ruinirt iſt, kann ich nicht länger bezweifeln, denn läßt man unter ſolchen Umſtänden ſolche Geſchäfte an der Börſe machen, ſo ſind dergleichen Calamitäten täglich zu erwarten.

„Alsdann aber iſt meine Zeit gekommen. Ich trete auf, rechtfertige Fortunat, ziehe beiden Partheien die Larve ab und verſöhne ſie wieder, indem ich ſage: Der Adel verbinde ſich mit dem Gelde und das Geld adle den Boden. Alsdann wird ein einziges Intereſſe nur die Welt beſchäftigen und mehrere Jahre lang wird die Zeit heißen „Adelsprincipien".

„Ich glaube ſelbſt, daß dieſe Zeit nicht allzufern mehr iſt und halte es für meine Pflicht den braven alten Herrn auf dieſes Ereigniß vorzubereiten, damit der harte Schlag nicht allzu ſchwer ihn treffe.

I.

„Aber wiſſen Sie auch wohl, mein werther und vortrefflicher Freund, daß meine Prophezeiung weit eher in Erfüllung gehen kann, als wir dachten?“

So ſprach der Freiherr eines Tages auf Wüſterode zu dem alten Herrn, der ganz ernſthaft fragte:

„Welche Prophezeiung?“

Auch der charmante Amtmann war zugegen und konnte ſich ebenfalls auf nichts beſinnen.

— „Es iſt durchaus nicht unmöglich, es iſt ſogar glaublich; ja, es konnte einigermaßen als nahe bevorſtehend angeſehen werden, daß Ihr vortrefflicher Victor eine Quaſi-Prinzeſſin heirathet?“

— „Wirklich? Mit dieſen Gedanken geht er um, dieſe Freude will er mir noch machen ehe ich ſterbe? — Iſt es die Tochter eines regierenden Hauſes, vielleicht eine Tochter der Großherzogin von —, mit der er geſpielt hat? Nicht wahr, ich habe es errathen? O, mein Victor weiß, was er thut!“

— „Beſter alter Freund! Sie mißverſtehen mich vollkommen. Ich rede ja nur von einer Quaſi-Prinzeſſin.“

— „Was iſt eine Quaſi-Prinzeſſin? Ich war noch niemals ſo glücklich, eine ſolche zu ſehen.“

— „Ich hätte auch ſagen können eine Goldprinzeſſin.“

— „Das verſtehe ich noch weniger. In Californien und Auſtralien giebt es, ſo viel ich weiß, noch keine Prinzeſſinnen.“

— „Ein halbes Dutzend Prinzeſſinnen und wären es Königstöchter, haben in's Geſammt noch nicht die Apanage, welche eine kleine Erbin von einer zehnfachen Million, nur zu vier Prozent gerechnet, jährlich zu verzehren hat.

— „Das iſt möglich!“

— „Bedenken Sie wohl, alter Herr, daß Victor bei ſeinem Ehrgeiz, ſeinen glänzenden Eigenſchaften und mit dieſen rieſigen Einkünften, binnen Kurzem Geſandter an einem der erſten Europäiſchen Höfe ſein wird. Er kann ſeinen Souverain mit fürſtlichem Aufwand vertreten. Er wird mit hohen Orden bedeckt werden. Er läßt ſich fürſten, was bei ſeinem hohen Adel ſehr möglich iſt. Kurz: Es iſt gar nicht abzuſehen, wohin er es bringen kann.“

— „Aber Sie haben mir das Wappen eines regierenden Fürſtenhauſes verſprochen. Wiſſen Sie das nicht mehr? Sie haben mir verſprochen, alle Europäiſche Dynaſtien meinem Stammbaume aufzupfropfen.“

— „Iſt das nicht einigermaßen daſſelbe?“

— „Keineswegs! am Ende iſt Ihre Geldprinzeſſin nicht einmal von Adel?“

— „Was thut das?“

— „Was das thut? — Die Lücke in meinem Stammbaum? Das blinde Schild neben meinem Wappen mit acht Feldern und ſechs Kleinoden! — Soll ich vor Schaam in die Erde ſinken, wenn ein nobler Gaſt meine prachtvoll reſtaurirte Ahnengallerie betritt?“

— „Alter Herr und Freund! Es iſt löblich einem hohen Ziele nachzuſtreben, allein Jahre vergehen, bevor man es erreicht; und Victor hat keine Zeit zu verlieren, ſeinem alten geſtrengen Herrn Vater noch die letzte höchſte Lebensfreude zu bereiten.“

— „Wer iſt denn dieſe bürgerliche Geldprinzeſſin, die Sie für meinen Sohn in Petto haben?“

— „Ich wage kaum, es Ihnen zu ſagen, da Sie ſich ſchon dermaßen wider ſie ausgeſprochen haben.“

— „Sie haben Recht! Brechen wir ab davon. —

Laſſen Sie Ihren Heinrich ſie heirathen, ich wünſche Glück dazu.“

— „Gott gebe, der Burſche könnte das! Allein er iſt kein Victor und die Goldprinzeſſin hat auch beſſere Cavaliere ſchon mit Körben abgefertigt.“

— „Sie machen mich in der That neugierig. — Wer iſt ſie — dieſe Goldprinzeſſin? oder ſcherzen Sie nur?“

— „Es iſt Mademoiſelle Rubland auf Coeur obſcur, die Tochter des reichen Finanzrathes.“

„Dieſe Judendirne! — O pfui! Mir wird übel! Ihre Väter waren welſche Juden, die man anſpie und mit Füßen trat und die den gelben Schandfleck tragen mußten. Freiherr! ſchonen Sie die Aſche meiner Ahnen. Sie werden ſich im Grabe umwenden. — Lieber Amtmann! geben Sie mir eine Priſe. Der Freiherr verſtänkert mir mit ſeinen Propoſitionen mein ganzes Stammſchloß.“

Der dicke Amtmann reichte ihm ſeine Doſe, fügte aber mit Empfindlichkeit hinzu:

„Geſtrenger Herr! Entſchuldigen Sie, daß ich mich entferne. Mademoiſelle Rubland iſt die Tochter meiner Couſine Franziska van der Meeren, alſo mütterlicher Seits aus einem altadeligen niederländiſchen Hauſe. Ich will Ihnen nicht im Wege ſein, wenn Sie ſich noch weiter über dieſe höchſt ehrenwerthe junge Dame zu äußern gedenken. Nur anhören kann ich es nicht. Denn auch ich bin Edelmann.“

Er ging. Der alte Herr war betroffen und ſagte: „Das fehlt noch, daß Sie mir meinen charmanten Amtmann abwendig machen.“

— „Lieber Graf! Da ſehen wir in Ihrer unmittelbarſten Nähe, wohin es das Geld ſchon gebracht hat. Es verbindet ſich mit dem Adel. Die von mir aufgeſtellten Adelsgrundſätze ſind keineswegs ein Hirngeſpinnſt. Sie exiſtirten ſchon, eh ſie noch ausgeſprochen waren, ſie werden befolgt ohne anerkannt zu ſein.“

— „Befolge ſie, wer Luſt hat, nur mir bleiben Sie damit vom Leibe."

— „Es ſind die Grundſätze des Adelsvereins, den Sie zu unterſtützen mir verſprochen haben."

— „Ja, mit meinem Gelde; aber nicht mit meinem Sohne."

— „Victor hat ſeinen eigenen Willen."

— „Bei Leibe nicht! Der Junge ſoll an dergleichen gar nicht denken."

— „Lieber Graf! meine Ideen ſind mein Eigenthum und ich theile ſie, mit wem mir beliebt."

— „Nur mit meinem Victor nicht! Wollen Sie mir meinen wohlgerathenen Sohn verderben? Ich verbitte mir das ganz ernſtlich."

— „Lieber Graf! der Forſchritt läßt ſich nicht hemmen und die Ideen ſpotten jeglicher Schranke. Glauben Sie Victor ſei in der Reſidenz von beiden unberührt geblieben? — Haben Ihre Vorfahren in Staatspapieren ſpeculirt? — Geſtehen Sie: von der Kampfbahn bis zur Börſe, und von dem Kampfſpiele bis zum Börſenſpiele iſt ein derber Schritt, und ſoll es kein Fortſchritt ſein, ſo iſt es wenigſtens eine Neuerung."

— „Könige und Fürſten laſſen an der Börſe ſpeculiren, warum mein Sohn nicht auch?"

— „Sie haben ihre treuen und zuverläſſigen Agenten. Und das iſt Rubland nicht."

— „Nein, Freiherr! Das kann ich dem ehrlichen Rubland nicht nachſagen."

— „Er wird ihren lieben Victor ruiniren und hat ihn vielleicht ſchon ruinirt."

— „Darüber bin ich völlig ruhig!"

— „Sie ſind beide ſchon nicht mehr die beſten Freunde. Ich weiß aus ſicherer Hand, daß Rubland keine Anweiſungen mehr von Ihrem gnädigen Herrn Sohn reſpectirt."

— „Das mag Victor's Schuld ſein. Er iſt zu genau.

Juden wollen was verdienen und er weiß noch nicht mit ihnen umzugehen.“

— „Aber Ruhland hat Ehrgeiz!“

— „Das iſt lächerlich! Das ſchickt ſich gar nicht für einen Juden.“

— „Es iſt aber doch bedenklich; zumal Ihr gnädiger Herr Sohn durchaus keine Abneigung verräth, ſich mit einer jungen Dame zu verbinden, deren perſönliche Eigenſchaften und Tugenden die Vorzüge der Geburt verdunkeln. So lauten ſeine eigenen Worte in jenem Briefe, den Sie vor Kurzem die Gnade hatten, mir zu zeigen und ich kann ihnen aus guter Quelle verſichern, daß die bewußte Goldprinzeſſin alle Eigenſchaften und Tugenden, welche die Vorzüge der Geburt verdunkeln, im höchſten Grade beſitzt.“

— „Freiherr! Sie verleumden meinen Sohn.“

— „Lieber Graf! Sie beleidigen mich.“

— „Sie zwingen mich dazu. — Victor hegt noble Geſinnungen. Er hat ſeine Ahnengallerie prachtvoll reſtaurirt, der Großherzogin von— wider ihren Willen ſeine Spielſchuld aufgedrungen. Er iſt eine Zierde des Hofes, der Freund der Prinzen und der Stolz und die Freude meiner alten Tage. — Zum Henker mit Ihren Adelsgrundſätzen und mit Ihrem Adelsverein. Ich will nichts davon wiſſen. Verſchonen Sie mich in Zukunft ein für alle Mal damit.“

— „Lieber Graf! Ich habe Ihr Wort.“

— „Ich nehme es zurück. Es war eine Schlinge, eine Hinterliſt, um meinen Sohn zu verführen.

Der Amtmann hörte den alten Herrn ſo heftig ſchreien. Er rief den Kammerdiener.

— „Ulrich! Geh hinein und mache der Sache ein Ende. Sprich dreiſt zum Freiherrn: In den Gemächern des alten Herrn darf von den Ideen und Fortſchritten des Jahrhunderts keine Rede ſein, Du haſt den ausdrücklichen Befehl dergleichen zu unterſagen. — Ich nehme alles auf mich. Du haſt nichts zu verantworten.

Ulrich that, wie ihm befohlen war. Militäriſch grüßend, trat er in's Zimmer und richtete pünktlich ſeine Ordre aus.

Betroffen blickte der Freiherr den Grafen an und dieſer ſagte:

„Ulrich hat Recht. Ihre Adelsgrundſätze und Ihr Adelsverein ſind weiter nichts als Ideen und Fortſchritte, die ich mir längſt ſchon ein für alle Mal verbeten habe."

— „Alter Herr! Wir können die Augen ſchließen oder gar ſie uns verbinden, und um ſo wehrloſer ſind wir, wenn uns der Strom der Zeit erfaßt und dahinrafft."

— „Schon wieder die Zeit! So machen Sie doch endlich damit ein Ende."

— „Ich bin zu Ende. Jeder vertritt ſeine Geſinnung, ohne Rückſicht auf Perſon, Freundſchafts- und Familienbande. Aber eine beſſere Zukunft wird tagen und wir ringen und kämpfen, um ſie herbeizuführen. Das Geld iſt eine gefährliche Macht, mit der man ſich bei Zeiten abfinden muß, damit ſie uns nicht verſchlingt. Meine Grundſätze werden triumphiren. — Wie die Morgenſonne mit weltgeſetzlicher Pünktlichkeit aufgeht; ſo werden ſie nach kalter finſterer Nacht zu neuem Leben erwecken und kräftigen. Bis dahin ſcheide ich; doch bricht erſt dieſer Tag an und er iſt ſehr nahe, ſo werde ich wieder bei Ihnen ſein."

Und mit einer feierlichen Verbeugung, ſtolz auf ſein unfehlbares Adelsproject und auf die herbeizuführende beſſere Zukunft, ſchied er von ſeinem langjährigen Freunde

2.

Der alte Herr ſeufzte hoch auf: „Wenn er nur Wort hält und ſobald nicht wiederkömmt, ſonſt bringt er mich mit ſeiner Zeit vor der Zeit in's Grab und ſich ſelbſt mit ſeinen Fortſchritten in's Irrenhaus. — Es iſt nicht wahr! Es iſt Verleumdung. Mein Victor denkt nicht an dergleichen. — Ich will wenigſtens wiſſen, woran ich bin. — Nein! an Victor ſelbſt wende ich mich nicht! Ich habe keine Urſache ihm zu mißtrauen. — Dem Banquier aber will ich einen Wink geben. Und er wird es mir danken.“

„Ulrich! Geh nach der Gerichtsſtube und ſende mir den Schreiber.

3.

Der Schreiber kam und Folgendes ſagte ihm der alte Herr in die Feder:

„Mein lieber Finanzrath!

„Ihr wißt, welche große Stücke ich auf Euch halte, und um Euch einen neuen Beweis davon zu geben, ertheile ich Euch hiemit eine wohlgemeinte Warnung.

„Es ſind mir Gerüchte zu Ohren gekommen, die einigermaßen compromittirend für Eure reſpective Demoiſelle Tochter lauten. Ich will nicht hoffen, daß etwas daran iſt. Doch Eure Sache iſt es, die Augen offen zu haben und Eure reſpective Demoiſelle Tochter vor galanten Verführern in Acht zu nehmen.

„Ihr werdet wiſſen, wo ich hinaus will und einſehen, daß daraus nichts Gutes werden kann. In gewiſſen Sachen verſtehe ich keinen Spaß, das weiß mein Victor und ſollte ſich der letzte Descendent eines Grafengeſchlechtes beikommen laſſen, ſeinen hohen Adel mit Füßen zu treten, ſo trifft ihn ohne Gnade und Barmherzigkeit: Fluch und Enterbung.

„Ich kann nicht ernſtlich glauben, daß Eure reſpective Demoiſelle Tochter ſich einen faux pas wird zu ſchulden kommen laſſen. Was aber auch geſchehen mag, ſo wißt Ihr jetzt, woran Ihr ſeid und ich waſche meine Hände in Unſchuld. Euer wohlaffectionirter Gönner u. ſ. w.“

Der alte Herr ließ ſich das Schreiben vorleſen und geſtand ſich in aller Stille ein, daß es ein Meiſterſtück von Zartheit und Schonung ſei und der ſchlaueſte Diplomat in einer ſo delicaten Angelegenheit mit größerer Feinheit nicht hätte verfahren können.

4.

Der Banquier war völlig wiederhergeſtellt. Unmöglich konnte man ihn länger im Bette liegen laſſen und Diät halten wollte er nicht; er fühlte ſich wohler als je und Eſſen und Trinken hatte für ihn neuen Reiz gewonnen.

Briefe, welche die Morgenpoſt brachte, wurden ihm nach Coeur obſcur hinaus geſandt, wo er ſie beim Caffe durchlas und ſpäter wieder mit auf's Comptoir nahm.

Heute fand er einen Brief der Landpoſt, von Wunsdorf aus geſtempelt und mit dem Wüſterode'ſchen Siegel. Er erbrach ihn.

Mit einem Male ſpie er die brennende Cigarre aus, ſprang vom Stuhle auf, und lief im Zimmer hin und her, als brenne ihm der Kopf.

„Da haben wir die Beſcherung!“ ſchrie er, den Brief hoch aufzeigend. „Ja, ſo mußte es kommen. — Schimpf und Schande! — Entehrt mein Name!“

Erſchreckend ſahen die Räthin und Bertha ſich an.

Er ging auf ſeine Tochter zu: — „Daß Dich die Blattern entſtellen, Du Zieraffe, Du Wachsfigur, Du Weihnachtspuppe, Du Tragantengel, Du Marzipangeſicht! Iſt das die Ehre und Freude, die Du Deinem Vater machſt? Da lies dieſen Brief! — Lies ihn laut — Du ſelbſt ihn mir vorleſen!“

— „Gehorche Deinem Vater, Bertha!“ ermahnte die Räthin. „Lies, meine fromme Tochter! Faſſe Dich und ſei ſtark; denn Du biſt Dir keiner Schuld bewußt. Und um ſeines Glückes werth zu ſein, muß man auch Widerwärtigkeiten ertragen können.“

Bertha ſammelte ſich und mit ſchmerzlich bewegter

Stimme las ſie Wort für Wort den Brief. Nur bei den Stellen, die ihr unverdienten Schimpf zufügten, hielt ſie inne, um ihre Thränen zu verſchlucken. — Endlich bei den Worten „Fluch und Enterbung" ſtockte ſie. Dieſe Worte wollten nicht über ihre Lippen."

„Was trifft ihn ohne Gnade und Barmherzigkeit?" fragte der Banquier.

Die Räthin, die mit in den Brief ſah, kam ihrer Tochter zu Hülfe.

— „Fluch und Enterbung!"

— „Sie ſoll leſen und Du nicht!"

— „Fluch und Enterbung!" ſeufzte Bertha. Sie hatte es zu leiſe geſagt und mußte es lauter wiederholen.

Erſt nachdem ſie zu Ende war, fing ſie laut zu weinen an, und die Räthin fragte:

„Haſt Du ſie endlich genug gequält?"

Der Banquier aber machte ſeiner Tochter eine tiefe Verbeugung und fragte: „Hochgräfliche Gnaden! Verzeihen Sie. Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen. Mit wem habe ich zu ſprechen die Ehre?"

Da hemmte Bertha ihre Thränen, richtete ſich empor und ſprach mit gelaſſenem Stolze:

„Ich bin die verlobte Braut des Grafen Wüſterode-Hohenbrück mit Bewilligung meiner Eltern. Der Fluch ſeines Vaters kann uns trennen. Doch niemals werde ich die eines Anderen, und wer mir das zum Vorwurf macht, und wär's mein eigner Vater, der beleidigt mich."

— „Nimm Dich in Acht!" drohte der Banquier. Auch Dich kann Deines Vaters Fluch und Enterbung treffen."

— „Mein Vater mag mich enterben, mir fluchen darf er nicht. Gott wird ſeinen Fluch nicht hören, zu dem er kein Recht hat. Ich bin die Sklavin nicht, die heute ſich verſchenken und morgen wieder zurücknehmen läßt. — Doch will ich Dich nicht kränken. Ich gehe, Papa! Schone Dich, denn Gemüthsbewegungen ſind

Dir ſchädlich. Das hat der Arzt Dir gerathen und uns auf die Seele gebunden."

Sie verließ das Zimmer, während die Räthin, aufgelöſt in Thränen, ihr nachrief: „Der Segen Deiner Mutter folgt Dir, Bertha!"

Ihre letzten Worte hatten den Banauſer allerdings wieder zu ſich ſelbſt gebracht.

„Ein Glück für ſie, daß ſie mir aus den Augen geht!" ſagte er bei weitem ruhiger. Nein! ein Glück für mich. Denn Gott bewahre! Der Schlag hätte mich zur Stelle rühren können. — Euch beiden würde das ſehr willkommen ſein, alsdann könnt Ihr thun und laſſen was Ihr wollt, und ich wäre Euch nicht mehr im Wege. — Er wartet doch auch auf den Tod ſeines Vaters! Ihr ſeid Einer wie der Andere."

— „Bertha, wie Du ſiehſt, geht ihrem Vater aus dem Wege, um ihn vor ſchädlichem Aerger zu hüten!"

— „Iſt das die feine Erziehung, von der ich nichts verſtehen ſoll, wenn man ſeinem Vater trotzt? Iſt das die Ehrfurcht, die man ſeinem Vater ſchuldig iſt?"

— „Beides, mein Schatz! Die Brautſchaft iſt der Jungfrau Ehrenſache und ihren Bräutigam darf man nicht beleidigen. Das iſt nicht Trotz und Ungehorſam. Das iſt der Stolz der Unſchuld und wenn Dich die edle Gelaſſenheit nicht rührt, mit der ſie Deine Rohheiten zurückwies, ſo verdienſt Du nicht der Vater eines Engels an Leib und Seele zu ſein."

— „Die Engel an Leib und Seele, das iſt juſt die rechte Sorte, davon weiß ich ein Lied zu ſingen. Meine Frau war ihrer Zeit auch ein Engel an Leib und Seele, und ich will jedermann davor gewarnt haben. — Mit den eingefleiſchten Teufeln iſt beſſer auskommen."

— „Höre mich an, Ruhland! Schone Dich und uns. Noch weiß der alte Herr von nichts; danke ihm für ſeine wohlgemeinte Warnung und ſage ihm der Wahrheit gemäß, daß Du ganz außer Sorgen biſt:

Weil Victor kein galanter Verführer iſt und Deine Tochter keinen faux pas begeht.“

— „Die Wahrheit werde ich ihm ſagen, aber nicht wie Du mir räthſt. Die bittere, blanke Wahrheit will ich ihm ſagen, ſo daß ihm Hören und Sehen vergeht. — Der Contract verſpricht meiner Tochter als Witthum die Einkünfte von Gütern, die ſie nicht erlangen kann, wenn der alte Herr Victor enterbt. — An dieſen Fall denkt ihr Beide nicht. Ich aber bin ein Geſchäftsmann.“

— „Victor iſt Majoratserbe. Sein Vater kann ihn nicht enterben.“

— „Ich darf meiner Tochter nicht fluchen, ſagt ſie, und ich will ihr auch nicht fluchen. — Aber der Alte hat ein Recht ſeinem Sohne zu fluchen! Und das iſt doch ein Fluch, den Gott hört. Darum gefällt mir die Sache nicht. Ich bin delicat in dieſem Punkte. Mein Gewiſſen giebt das nicht zu.“

— „Alſo willſt Du Victor ſeinem Vater verrathen?“ —

— „Der alte Narr auf Wüſterode hat gegen meine reſpective Demoiſelle Tochter allerlei einzuwenden, was mich verdrießt. Er hat mich ſchon einmal beleidigt, was ich als Ritter des Großkreuzes und des — Ordens mir nicht gefallen laſſen darf. Ich habe ihm Rache geſchworen, bei dem Grabe meines Vaters und der Seele meiner Mutter. Ich habe zu Gott gebetet um Rache. — Gelobt ſei der Ewige! die Zeit iſt gekommen und er ſoll mir büßen! Er, ſo wie ſein Sohn!“

Die Räthin erſchrak. Sie kannte die Rachluſt ihres Mannes. — „Und Deine Tochter?“ fragte ſie in Thränen.

— „Und meine Orden?“ erwiederte hochfahrend der Banquier. Ich wagte kaum, ſie zu tragen. Das boshafte Wort gefiel der boshaften Welt. Ich hörte, wie man ſich zuflüſterte und ziſchelte. — Allmächtiger Gott! Ich mag nicht daran denken.

— „Und in dieſer Abſicht haſt Du die Verbindung geſtattet?“

— „Ja, Franziska!" triumphirte der Banquier. „Ja, nur deshalb, ganz allein in dieſer Abſicht. Erinnere Dich jener Nacht nach dem Balle beim franzöſiſchen Geſandten. Damals haſt Du mir Rache verſprochen. Ich bin Dein Narr nicht!"

— „Emanuel, haſt Du denn kein Herz?"

— „Ja! Um meine Orden darauf zu tragen."

— „Emanuel! Du biſt heftig, grob, roh, aber boshaft biſt Du nicht!"

— „Ach! Das wird eine Gardinenpredigt, eine rührende, nicht wahr? So etwas für das Herz!"

— „Raube dem Kinde ſein Spielwerk, woran es mit Leibe und Seele hängt, und Du wirſt die Thränen der Unſchuld ſehen."

— „Sind das etwa auch Thränen der Unſchuld, welche Du jetzt weinſt? Sie haben ſich ziemlich verſpätet."

— „Möchteſt Du einem Greiſe die Krücke entreißen, an der er hinkt und ihn hülflos am Wege liegen laſſen? Der Bräutigam iſt das glänzende Spielwerk der Jungfrau, die Stütze und der Stab ihrer Zukunft, das Einzige, was ihr heilig und theuer iſt. Nimm ihr den Geliebten und ſie wird Thränen der Unſchuld vergießen, die Dir ewig auf der Seele brennen, Thränen der Hülfloſigkeit und Verzweiflung, die Dich vor Gott verklagen! Dich, ihren Vater, der ſie gezeugt hat."

— „Schön geſagt! Lord Brougham und Caſimir Perier reden nicht beſſer. — Weißt Du was, mein Schatz? Ich will Dich emancipiren, werde Landtagsabgeordnete. Mache beide Kammern; mache das ganze Miniſterium verrückt, die müſſen ſich das gefallen laſſen. Ich aber bin ein einzelner Mann und für mich iſt die Plage zu groß."

— „Es bleibt alſo dabei? Du willſt Deine Tochter Deiner infamen Rachluſt opfern."

— „Seit der Graf dieſes Haus betritt, habe ich keine ruhige Stunde mehr, und ich muß mich vor Ge müthsbewegungen in Acht nehmen. Der Doctor hat mich davor gewarnt und für Dein Püppchen beſorge ich einen anderen glänzenden Bräutigam, der eben ſo theuer und heilig ſein wird. — Laßt Euch alle Beide dünken: Es giebt keinen Grafen Victor auf der ganzen Welt.“

Mit einem Male ſchrie die Räthin laut auf und ſtarrte mit Blicken des Entſetzens nach dem Fenſter. Sie gingen nach dem Eingang des Parkes, wo eine ſtolze Lindenallee nach dem Schloſſe führte und eben lenkte Victor's leichte Halbchaiſe mit dem wohlbekannten braunen Viergeſpann in den offenen Park ein.“

Rubland folgte den erſchreckten Blicken ſeiner Frau. „Willkommen, Herr Graf!“ rief er vergnügt. „Sie kommen wie gerufen. So können wir die Sache ja gleich abmachen!“

Es war ein ſtürmiſches regniſches Herbſtwetter. In der Allee hatten ſich breite Waſſerpfühle geſammelt und der Wagen fuhr, um den Grandweg zu ſchonen, langſam Schritt vor Schritt, wie ein ſaumſeliger Deus ex Machina, der eine heilloſe Kataſtrophe herbeiführen will.

„Lieber Rubland!“ begann die Räthin in ihrer Herzensangſt. „Gedenke aller Kämpfe, die ich um Deinetwillen beſtanden habe. Bedenke, mit welcher Selbſtverleugnung und Aufopferung ich mich allen Deinen Wünſchen und Launen ſtets gefügt. Dies iſt der Augenblick wo Du vergelten und mich für Alles entſchädigen kannſt, was ich um Deinetwillen gethan und gelitten habe. Ich bitte ja nur um Aufſchub. Nichts will ich für mich. Alles für unſere ſchöne fromme Tochter. Sie iſt Dein Kind ſo gut wie das meine. Bereite ihr nicht daſſelbe Schickſal, was Du mir auferlegt haſt. Mich haſt Du meinen Eltern abgekauft. Verkaufe nicht auch meine holde unſchuldige Bertha.“

— „Mein Schatz, wenn ich Dich wirklich von Deinen Eltern erkauft haben ſollte, ſo habe ich Dich theuer genug bezahlt, weit über Deinen Werth. Und für Alles, was ich meiner Braut irgend zu Leide gethun haben kann, hat ſich meine Frau jahrelang ſchadlos gehalten. Sollte ich ein Facit ziehen, ſo würde auf Deinem Conto ein bedeutendes Saldo reſtiren. — Mit dem hochgebornen gnädigen jungen Herrn habe ich gleichfalls eine Rechnung abzumachen.“

— „Emanuel!“ flehte die Räthin. „Trenne die Kinder nicht! Nicht ich habe ſie vereint und noch viel weniger Du; Gott hat ſie verlobt. Sie ſind ihrem Berufe gefolgt, ſie haben es auf jegliche Gefahr hin gewagt; ſie opfern ſich einer für den anderen. Mit kluger, peinlicher Selbſtbeherrſchung haben ſie bisher die Blicke der Welt vermieden. Verrathe nicht ein ſo theuer erkauftes Bündniß. — Nur heute nicht, nur nicht jetzt in dieſem Augenblicke. Ich klingle und laſſe beſtellen wir ſind alle in der Stadt.“

Sie wollte die Klingelſchnur ergreifen; er hinderte ſie.

— „Soll ich morgen und übermorgen auch noch wieder den Verdruß haben und immer und immer wieder?“

— „Beſinne Dich, ehe Du die ſchwere Verantwortung auf Dich ladeſt. Du wirſt kein leichtes Spiel mit ihm haben. Er wird ſeine Bertha mit Leibe und Leben vertheidigen, und Du biſt der Stärkſte nicht; die wohlverdiente Strafe kann Dich auf der Stelle treffen.“

— „Ich habe mich noch in meinem Leben nicht ſo wohl gefühlt, wie in dieſem Augenblicke. Ich ſage ihm den Credit auf, ich breche jede Verbindung mit ihm ab. Ich zeige ihm die Thür und das wird mir mit Gotteshülfe wohl bekommen.“

Er trat vor den Spiegel:

„Ich ſehe Gott ſei Dank ſehr wohl aus. Ich blühe ordentlich. Ich komme mir vor, wie um zehn Jahre jünger!“

Er ging, um Victor zu empfangen und die Räthin eilte in das Zimmer ihrer Tochter.

— „Bertha! Der unſelige Augenblick iſt gekommen.

Faſſe Muth! Schreib ihm einige Zeilen und beſteche Kutſcher oder Bedienten, daß ſie es ihm heimlich zuſtellen."

— „Ach!" ſeufzte Bertha. „Ich ſah ihn ausſteigen. „Er ahnet nicht, was ihm bevorſteht. Er blickte zu meinen Fenſtern empor, und ich verbarg mich hinter den Gardinen. Meine Thränen ſollten ihm den Schmerz nicht verkünden, der auf ihn wartet."

— „Muth, meine Tochter! Schreibe ihm aber kein Lebewohl. Tröſte ihn, ermahne ihn zur Geduld. Ich ſchleiche mich in's Schlafzimmer. Das Geſpräch muß ich belauſchen."

5

Mit eben der Poſt, welche den Brief des alten Herrn an den Banquier überbrachte, hatte Victor ein Schreiben des Amtmanns erhalten, welches ihm berichtete, was auf Wüſterode geſchehen war und wie ſich der Freiherr benommen hatte. Das hatte Victor bewogen, ſchleunigſt nach Coeur obſcur hinauszufahren, um wenigſtens den Damen beizuſtehen, wenn es dem Banquier einfallen ſollte, ihnen wie neulich einen häuslichen Auftritt zu bereiten.

Im Veſtibule war Alles wie ausgeſtorben. In vornehmen Häuſern hat ſich die Dienerſchaft nicht anders zu zeigen, als wenn ſie verlangt und gebraucht wird.

Nur oben auf der Treppe ſtand der Banquier bleich und finſterblickend und ward immer bläſſer, je unbefangener Victor ſich nahte. — Er grüßte kalt und höflich und deutete ſchweigend auf die offene Thür ſeines Cabinets.

6

Kutſcher und Bedienten waren im Begriff auszuſpannen und breiteten den Pferden Decken über, um ſie vor dem Regen zu ſchützen, denn die Ställe lagen weit ab, hinter Bäumen und Büſchen verſteckt. Auch das Stallgeſinde war herbeigekommen, um mit Hand anzulegen.

Da erſchien im Portal des Schloſſes der Engel von Coeur obſcur, bleich und trauernd. In den langen ſchwarzen Wimpern perlten Thränen, während ein gebietender Wink das Stallgeſinde entfernte.

„Will der gnädige Herr gleich wieder einſteigen?" fragte der Bediente.

Bertha winkte ihm, den Schlag zu öffnen.

Er gehorchte, ſchlug den Tritt nieder und ſpannte den Regenſchirm auf.

Bertha eilte die Marmorſtufen hinunter. Ihre Locken und Gewänder flatterten im rauhen Winde und würzten ihn mit Wohlgerüchen.

Der Schlag blieb offen und mit großen Augen ſahen Kutſcher und Bedienter ihrem Treiben zu.

Sie zog ein Briefchen aus dem Buſen und befeſtigte es mit einer wohlbekannten Demantnadel dicht unter die Wagenfenſter, an das Futter des Rückſitzes, wo es dem Einſteigenden ſogleich in's Auge fallen mußte.

Zufrieden mit ihrem Werke, lächelte ſie zärtlich, ſchlüpfte aus dem Wagen, winkte Kutſcher und Bedienten näher, reichte jedem ein Geldſtück, legte den Zeigefinger an die Purpurlippen und begleitete dieſe Geberde mit einem ermahnenden Blick aus dunklen thränenſchweren Augen. Hierauf verſchwand ſie. Kutſcher und Bediente ſahen ihr mit offnem Munde nach; dann begegneten ſich ihre Augen, mit einem Blicke des Einverſtändniſſes, welcher bedeutete:

„Hier geht etwas vor. Allein wir ſchweigen, denn wir ſind bezahlt!"

Zu gleicher Zeit ſchoben beide ihr Geldſtück wohlgemuth in die Taſche und hiemit war die kleine Scene zu Ende, während im Cabinette des Banquiers ein gar verhängnißvolles Geſpräch ſich entſponnen hatte, wovon die Räthin, im Schlafzimmer nebenan, keine Sylbe verlor.

7.

„Herr Graf!“ begann der Banquier. „Ich habe einen Brief von Ihrem Herrn Vater.“

„Ich weiß es!“ erwiederte Victor. „Mein Amtmann meldet mir Alles.“

— „Es iſt ſehr ſchlimm, daß ein gewiſſes Verhältniß, anlangend meine Tochter, ihm zu Ohren gekommen iſt.“

— „Sie irren! Nichts iſt ihm zu Ohren gekommen, denn ſonſt würde ich es wiſſen. Der Freiherr von Hartung hat ihn mit ſeinen Adelsprincipien geplagt und mit der heutigen Macht des Geldes geängſtigt.“

„Herr Graf! Sie nehmen die Sache zu leicht. Ihr Vater hat mir eine ſehr ernſte Warnung zukommen laſſen. Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt davon. Hier iſt der Brief, leſen Sie!“

Victor hatte ihn geleſen und reichte ihn zurück.

— „Herr Finanzrath! Dieſer Brief enthält allerdings ungeziemende Ausdrücke. Allein ſie verletzen mich und Sie keineswegs. Im Gegentheil, mein Vater hat von Ihnen die beſte Meinung.“

— „Sein Brief enthält alſo keine Beleidigungen gegen meine reſpective Demoiſelle Tochter?“

— „Dieſe würde mich zuerſt treffen, ſelbſt wenn ſie von meinem Vater kommen. Ich habe den Muth dieſen Engel zu lieben, und jedes Läſterwort ſträubt ſich und wagt ſich nicht an ihre Seelenreinheit.“

— „Herr Graf!“ Wir ſind hier nicht im Salon, ſondern in meinem Arbeitscabinet, wo jedes Wort eine Brücke ſein muß.“

— „Mißfällt Ihnen mein Wort?“

— „Sie reden mir zu Hebenbruck'ſch. Sie bauen

Ihre Brücken ſo hoch, daß ich nicht darüber hinweg kann.“

— „So reden wir Niederbrück'ſch!“ lächelte Victor.

— „Nun wohl! Niederbrück'ſch. — Sie verlangen meine Tochter, die Erbin meines ganzen Vermögens. Ihr Herr Vater aber ſchreibt mir, daß wofern Sie an meine Tochter denken, ohne Gnade und Barmherzigkeit Fluch und Enterbung Sie treffen würde. — Nach Ihrer Enterbung frage ich nichts; denn warum? — Der Werth von Ihrem ganzen Biſchen Geſammtbeſitzungen beträgt noch nicht den zwanzigſten Theil von meinem Vermögen. — ‚Aber der Fluch, lieber Graf!‘ — der Fluch! — Was thu' ich mit einem Fluch? — Ich bin Geſchäftsmann! — Ich brauche Segen!

— Stoßen Sie ſich nicht an die ungewählten Ausdrücke eines alterſchwachen Greiſes, der es in ſeinem Sinne gut meint und Ihnen Verſicherungen ſeiner Hochachtung giebt. Stören Sie deshalb nicht den einſamen Frieden ſeiner alten Tage!

— Herr Graf! Wie lautet die Abrede? Ich ſoll nichts von allem wiſſen. — Nun weiß ich aber doch von allem. Ihr Herr Vater hat mir die Augen geöffnet! — Soll ich ſie wieder zuthun? — Ich habe Ihnen mein Wort nicht gegeben, alſo brauche ich auch mein Wort nicht zurückzunehmen.“

— Mit wem haben Sie es zu thun? Mit meinem Vater, oder mit mir? Ich verfüge und nicht mein Vater. Sie wußten um alles und mein Benehmen in Ihrem Hauſe, gegen Sie, gegen Frau Gemahlin und gegen Fräulein Tochter war ſtets das eines beſcheidenen redlich geſinnten Schwiegerſohns. Sie wußten ferner, wie ich mit meinem Vater ſtehe und duldeten das Geheimniß. — Seien Sie ein Mann von Ehre, der ſich durch ſeinen Sinn bewährt. Das Wort iſt zweideutig.“

— „Lieber Graf! Ich bin ſo viel Mann von Ehre, daß ich Ihnen hiemit erkläre: — Wofern Sie Luſt haden Ihren Vater zu hintergehen; ich keine Luſt habe, Ihr Mitſchuldiger zu ſein.

— „Das heißt, Herr Finanzrath: Sie haben Luſt mich meinem Vater zu verrathen?“

— „Reden wir Niederbruck'ſch! — Ihr Herr Vater hat mir reinen Wein eingeſchenkt, und ich werde ihm wieder reinen Wein einſchenken. — Nicht wie er auf den Gütern des Grafen St. Pardour wächſt, ſondern wie man ihn auf meinem Comptoir zu trinken bekommt. Auch gährt auf meinem Comptoir noch ein kleines diesjähriges Möſtchen für Sie, welches gar nicht unbedeutend iſt. — Ich muß bitten, es zu beſeitigen, ein anderes Comptoir mit Ihren Geldangelegenheiten zu beglücken und meine reſpective Mamſell Tochter mit Ihren hochzuſchätzenden Beſuchen nicht ferner in's Gerede zu bringen; auf daß Ihr Herr Vater in ſeinem einſamen Alter nicht beunruhigt werde.“

„Herr Finanzrath! Sie ſind empfindlich! Und vielleicht habe ich es verdient. Ich bin neulich heftig gegen Sie geweſen und heut bin ich in Ihrer Macht. — Sie üben Vergeltung. Sie ängſtigen, erſchüttern und beſchämen mich ſogar. Machen Sie jetzt ein Ende. Sie haben Genugthuung über und über!“

„Herr Graf! Ich ſchwöre Ihnen, daß ich noch heute an Ihren Vater ſchreibe, ganz in dem Ton, wie er an mich geſchrieben hat, oder ich will das Ende des heutigen Tages nicht erleben. Sie wiſſen doch, was es bedeutet, wenn ich bei meinem Leben ſchwöre?“

— „Wollen Sie den Fluch meines Vaters auf mich lenken? Ich bin der letzte Wüſterode Hohenbruck. Soll er in mir ſeinen Stamm verfluchen? Das würde ihn in's Grab bringen.“

„Was thun Sie damit, Herr Graf? Das ſind Ihre Familienangelegenheiten und nicht die meinen.“

„Und zwei Perſonen, welche Ihnen die nächſten ſind, werden Sie damit gleichfalls tödtlich treffen. Wollen

Sie das Herz Ihrer Tochter brechen? Soll Ihre anbetungswürdige Frau Gemahlin ſich zu Tode grämen?"

— „Herr Graf! Es war eine Zeit, wo meine Frau und meine Tochter Sie nicht kannten, und ſie haben ſich nicht zu Tode gegrämt. Sie werden auch ferner leben können, ohne Sie zu ſehen."

— „Herr Finanzrath! Das Schickſal, was mich mit Bertha vereinte, war ein gütiges. Seien Sie nicht böswillig; weil Sie die Macht dazu haben."

— „Was Sie mir da ſagen! Meine Frau und meine Tochter ſind ſchon einig mit mir. Sie ſind in ihr Schickſal ergeben; denn wie Ihr Herr Vater ſagt: daraus kann nichts Gutes kommen!"

Im Zimmer daneben erhob ſich leiſes Weinen und Schluchzen.

— „Bertha hört mich!" rief Victor. „Sie weint."

Aufgebracht eilte der Banquier zur Thür. Im ſelben Augenblicke ward der Schlüſſel umgedreht. Ein Riegel war nicht vorhanden; und Rußland durfte das Cabinet nicht verlaſſen; oder die Räthin wäre Victor zu Hülfe gekommen.

— „Das iſt meine alte Hexenkatze!" knirſchte er ingrimmig. „Sie hat ein Junges."

— „Nein!" entgegnete Victor. „Schon heute erfüllen Sie Ihr Haus mit Jammer und Thränen! — Wagen Sie es, den Fluch meines Vaters über mich zu beſchwören und vierfach fällt er auf Ihr Haupt zurück; denn Gottes Zorn trifft das Böſe.

Er ging. — —

Noch einmal ſchaute er zu Bertha's Fenſtern auf. Er erblickte ſie. Sie rang die Hände und deutete auf ihre Thränen. — Sie warfen ſich Grüße und Küſſe zu, zum Abſchied für immer.

8.

Empört über die Rohheit des Banquiers und ſcheu vor dem Starrſinn ſeines Vaters, fuhr Victor dahin, und alle ſeine Empfindungen verwirrten ſich zu einem Chaos von Liebe und Haß, Schmerz und Wuth, Zorn und Schaam.

Da erblickte er das wohlbekannte Kleinod von dem Buſen der Geliebten und alle ſeine Gedanken kehrten zu Bertha zurück. — Allein er glaubte zu träumen und das funkelnde Farbenſpiel des ſcharfkantigen Demants ſchien ihn mit den zuckenden Blicken des Aberwitzes anzuäugeln.

Er wollte das Phantom verſcheuchen. — Allein es blieb. — Er griff danach und ſiehe: — die Demantnadel hielt ein Briefchen feſt:

„Victor! Ich habe mich Deiner würdig gezeigt. Von Dir habe ich gelernt mein Recht dem eignen Vater gegenüber zu behaupten. Auch mir droht mein Vater mit Fluch und Enterbung. Die Enterbung verlange ich; denn ich ſage mich los von ihm. Und ſeinen ungerechten Fluch weiſe ich zurück; denn ich habe mich nicht an ihm verſündigt. — Du aber haſt Deinen Vater beleidigt. Kein gerechter Vaterfluch über uns. — Beſſer entſagen.

Du kennſt das Büchlein meines Herzens! Du ſelbſt haſt es verfaßt. Gedenke Deiner Worte, die erſten und einzigen, die ich von Deiner lieben Hand beſitze. Ich küſſe dies theure Blättchen. Ewig Deine Bertha."

Und Victor fühlte ſich ermuthigt und beſchloß, mit Geduld, Kraft und Beſonnenheit jedem Schickſale entgegen zu gehen.

9.

Der Banquier hatte ſeine Orden angelegt. Heute hatte er ſie gerächt und gleichſam zum zweiten Male ſie verdient. Wohlfriſirt und in ſeiner knappen Toilette, ſah er für ſein Alter ſtattlich genug aus — das freute ihn. Er trat zu Frau und Tochter und ſprach frohlockend:

„Franziska! Jetzt erzähle aller Welt, daß Du mich niemals liebteſt, daß ein Anderer vor mir Dir theuer war, und ich Dich Deinem Vater abgekauft habe. Auf dieſe alte Geſchichten giebt jetzt niemand mehr etwas. Es wird heißen G. S. Ruhland hat reines Haus gemacht, dem Grafen hat er die Thür gewieſen und den Verſchwendungen ſeiner Frau hat er Einhalt gethan.“

— „Du ſchreibſt alſo an den alten Herrn?“

— „Ich habe es geſchworen.“

— „Ich weiß es!“

— „Du haſt an der Thür gehorcht.“

— „Ich habe Dich ſtets überwachen müſſen, um Deine Unſitte, Deinen Unverſtand, Deine Selbſtſucht vor der Welt zu bemänteln. Seit Kurzem haſt Du Dich meiner Aufſicht entzogen.“

„Alles hat ſeine Grenzen. Wehe dem Ehemanne, der ſeine Frau liebenswürdig findet. Von meiner thörichten Zuneigung zu Dir bin ich geneſen und will jetzt mein eigener Herr ſein.“

— „Gieb Acht, wie weit Du damit kömmſt. — Du wirſt einſehen und mußt fühlen, daß, was Du heute gethan haſt und noch zu thun gedenkſt, nicht zu verzeihen und zu verſchmerzen iſt. — Impfe die böſen Leidenſchaften, die Dich beherrſchen, nicht mir und meiner Tochter ein. Wir können nicht länger mit einander leben.“

— „Wie Du willſt! — Bertha geh! — Du willſt keine Erziehung haben und bleibſt zugegen, wo Deine Eltern ſo mit einander reden.“

Bertha wollte gehorchen; allein die Räthin ſprach: „Bleib, Du ſchwergeprüfte Tochter! Du weißt ja Alles und haſt bereits Deinen Vater verachten gelernt, der Dir daſſelbe Schickſal zugedenkt, was er Deiner unglücklichen Mutter bereitet hat.“

Bertha kehrte zurück und ſprach:

„Ich gehorche meiner Mutter, aus Gehorſam gegen meinen Vater, der mich dem Willen meiner Mutter übergeben hat. Zweierlei Gehorſam kann ich nicht leiſten."

— „Bleib!" verſetzte der Banquier. „Höre zu, wenn es Dir Deine feine Erziehung erlaubt. Ich mache mir eben ſo wenig aus Dir, wie aus Deiner Mutter! — Franziska! Ich bin mit Dir einverſtanden. Aber keine Scheidung von Tiſch und Bett. Auf eine kirchliche Scheidung laſſe ich mich ein, und das hat keine Schwierigkeiten. Du biſt lutheriſch, ich katholiſch. Unſere Kirche trennt uns ſchon."

„So ſei es! Aber Coeur obſcur iſt mein Eigenthum. Meide es von dieſer Stunde an. Komme ſchon heute nicht wieder, Du findeſt keinen Mittag. Ich beſtelle alles ab. Ich und Bertha, wir können doch nichts genießen."

— „Halt, Franziska! So ganz Dein iſt Coeur obſcur auch nicht. Seit unſerer langjährigen Ehe iſt Gütergemeinſchaft längſt ſchon eingetreten. Allein ich laſſe es Dir. Mein Kammerdiener, der Koch und Conditor ſollen mir zur Stadt folgen. Meine Kleider, Möbeln, Wäſche, kurz alles, was mir beſonders gehört, laſſe ich heut noch abholen. Nein! Schicke es mir. Pferde und Wagen ſind draußen!"

„Nein! Heute noch bleibt alles beim Alten. Was Du Dir vorgenommen, iſt immer noch nicht geſchehen, und ich will nichts übereilen. Schreibe den Brief, denn Du haſt geſchworen. Aber gieb ihn nicht aus Deinen Händen, laß ihn nicht abgeben und komme zu Tiſche heraus. Du ſollſt das ſchönſte beſte Mahl hier finden. Heut ſoll ein Feſttag ſein, wenn Du uns nicht unglücklich machen willſt."

— „Lebe wohl, Franziska! Nicht eher als vor Gericht ſehen wir uns wieder. Was Dein iſt, bleibt Dein. Was Du bisher erhalten haſt, wirſt Du auch ferner beziehen. Bertha liebt Dich mehr, als mich, ſie wird bei

Dir bleiben wollen. Lebe wohl, Bertha! Tritt näher, ich will Dich ſegnen."

— „Deinen Segen kann ich nicht annehmen, denn ſonſt dürfte ich Deinen Fluch nicht abweiſen."

— „Dummes Ding, weißt Du, daß Du nach meinem Tode, falls ich mich nicht wieder verheirathe, mein ganzes Vermögen erbſt; im anderen Falle mein halbes? Ich will es Dir verſchreiben!"

— „Wenn ich die Tochter eines Bettlers wäre, ſo würde das den Grafen Wüſterode nicht hindern, mich zu lieben. Dein Geld giebt mir keinen Werth in ſeinen Augen, und mich kann es nicht glücklich machen. Verfüge anderweitig darüber!"

— „Du biſt, wie Deine Mutter und ſie iſt, wie Du. — Das Geld hat in Euren Augen keinen Werth. — Ich lege Werth darauf. — Du verſchmähſt das halbe Vermögen von C. S. Rubland? Wer kann mit ſolch einer Frau und ſolch einer Tochter leben? Ich begreife nicht, wie ich es bisher gekonnt habe."

14

Immer noch hegte Victor Hoffnung, der Banquier würde anderen Sinnes werden. Seine Launen waren vorübergehend, und er traute ihm ſo viel Herz zu, daß er den Bitten ſeiner Frau und den Thränen Bertha's nicht widerſtehen würde.

Jedenfalls erwartete er ein zweites Schreiben der Geliebten, oder irgend eine Botſchaft von Coeur obſcur. Man konnte ſich doch nicht in alles willig gefügt und ihn aufgegeben haben.

Aber die Zeit verſtrich und jeder Augenblick mehrte ſeine Qual und ſeinen Unmuth. Schon ſchlug die Stunde, wo der Banquier zu ſpeiſen pflegte. Jetzt war keine Hoffnung mehr. „Er verharrt nicht nur in ſeiner Böswilligkeit," dachte Victor, „er überwacht auch ſeine Frau und Tochter."

Mit einem Male kam ihm ein Gedanke. Er klingelte und beſtellte den Gentleman. Dann befeſtigte er Bertha's blitzende Buſennadel in dem Bruſtſtreifen ſeines Hemdes; ihr Brieflein ſteckte er in die linke Weſtentaſche an ſein Herz; zog ſeine Uhr auf und ſaß nach fünf Minuten zu Pferde.

Vor der Poſt wollte er in Wunsdorf eintreffen, um, falls der Banquier geſchrieben haben ſollte, den Brief aufzufangen.

Die Poſtbeamten in Wunsdorf waren ihm ergeben und überhaupt galten nur ſeine Befehle; denn der alte Herr hatte keinen Willen mehr.

Die Landſtraße führte mitten durch Keithauſen an der Kirche vorüber. Coeur obſcur blieb ſeitwärts liegen und das Felleiſen konnte keinen großen Vorſprung haben; zu übereilen brauchte er ſich eben nicht. Der Gentleman war flink und unermüdlich.

Die Generalstochter aber hatte geſagt: „Wüſterode kann zwar reiten, allein ein Thier zu behandeln, verſteht er nicht; er läßt dem Gentleman viel zu vielen Willen.“

Hiemit hatte ſie Roß und Reiter nicht ganz unrichtig beurtheilt. — —

Der Gentleman war ein kluges Thier. Er ſtand vor der vollen Krippe und Raufe und knirſchte ſein Heu und ſeinen Hafer, der ihm eben vorgeworfen war. Aber kaum hatte er von beidem gekoſtet, ſo wurde er geſattelt. Das ließ er ſich gefallen, denn er wußte, was die Glocke geſchlagen hatte und daß es nach Coeur obſcur ging, allwo er, während der Banquier bei Tafel ſaß und ſich an Leckereien erlabte, im Stalle ſein üppiges auserleſenes Futter ſich ſchmecken zu laſſen pflegte.

Bis an den Kreuzweg vor der Kirche waren Roß und Reiter völlig einig und mit einander einverſtanden.

Hier ſagte Victor den waldigen Anhöhen von Coeur obſcur ein Lebewohl.

„Grüßet mir die Holde, wenn ihr leichter Schritt eure duftigen Schatten ſchmückt! Dein und mein Wille, ſüße Bertha, ſoll unſeren feindſeligen Vätern dennoch unſer Glück abtrotzen."

Und hiemit wollte er geſtreckten Laufes den Poſtkarren einholen. Der Gentleman aber dachte: „Erſt Futter und dann Arbeit", und hatte nicht Luſt, auf die volle Krippe neben den Capitalpferden des Banquiers zu verzichten.

Victor beſtrafte ihn und der Gentlemann nahm das übel. Er war gewohnt an der Hand hinausgeführt, aber nicht hinausgeritten zu werden. Das gefiel ihm nicht und er ſchlug mit den Hinterhufen nach dem Sporn, zerrte am Gebiß und bäumte ſich, um den Sattelgurt zu ſprengen.

Victor, ein Philoſoph und obendrein verliebt, und vollends heute nicht bei kaltem Blute, verlor die Geduld und züchtigte ihn derbe. Der Gentleman, um ſich von ſeinem Reiter zu befreien, bäumte ſich, bis er überſchlug.

Victor blieb bewußtlos liegen. Der Gentleman raffte ſich wieder auf, blieb lammfromm ſtehen, ſpitzte die Ohren, rollte die Augen und beſchnopperte mit aufgekrempten Lefzen und weitgeöffneten Nüſtern ſeinen Herrn, als fragte er: „Was fehlt Dir?"

In den benachbarten Häuſern hatte man den Unfall geſehen. Die Dorfbewohner eilten herbei. Das verſcheuchte den Gentleman und in der unartigſten Schrittart eines recht jungen Gauls, die weder Paß und Galopp iſt, ſetzte er den wohlbekannten Weg fort.

10

Sanfte Gemüther, die ſtets in Frieden und Wohlſtand leben, wollen nicht gern an ein Unglück glauben. Wie drohend es ihnen auch naht, wie ſehr ſie auch auf jede Schickung gefaßt ſind, ſo hoffen ſie doch von einem ſchweren Leid befreit zu bleiben — bis es ſie endlich dennoch trifft.

Die Räthin hatte Wort gehalten. Auf Cœur obſcur war heute noch alles beim Alten geblieben. Die Tafel war gedeckt und alles ſtand bereit, wie es der Banquier liebte und gern hatte, als ſolle er jeden Augenblick eintreffen.

Bertha ſchaute zum Fenſter hinaus. Es war ihr undenkbar, daß ihr Vater ausbleiben ſollte. „Kann man denn muthwillig Frau und Tochter verlaſſen?“ fragte ſie ſich. „Welche Luſt kann unſere Trauer und unſere Thränen ihm gewähren? Was iſt ihm zu Leide geſchehen, was er ſo grauſam ahnden will?“

Mit einem Male ſchrie ſie auf: „Mama! O Gott! Was iſt aus Vater geworden!“

Die Räthin eilte an's Fenſter. Sah den Gentleman in den offenen Park einſpringen und ſank lautlos zu Boden. — Das reiterloſe Roß hatte eine entſetzliche Erinnerung in ihr wach gerufen.

Bertha klingelte aus Leibeskräften und rief Hülfe. Dann kniete ſie neben ihre Mutter nieder und betete und weinte:

„Allgütige Vorſehung! Nimm mir doch heut nicht Alles! Ich bin ja ſchwer genug geprüft.“

Der Gentleman machte ſein Compliment zum Fenſter hinauf, wie es Victor ihn gelehrt hatte. Dann trabte er nach dem Stalle. Die Thür war geſchloſſen. Er ſcharrte und wieherte und weil man ihn nicht hörte, ſtemmte er ſich rückwärts dagegen und ſprengte ſie und beruhigte ſich nicht eher, als bis man ihm ſein Futter vorwarf.

II.

„Geſtrenger Herr!“ ſchrieb der Banquier an den alten Herrn.

Comteſſen und Baroneſſen mögen vor galanten Verführern in Acht genommen werden. Aber eine reiche Erbin, wie meine reſp. Demoiſelle Tochter, verführt man nicht zu einem faux pas, ſondern zu einer Heirath. Wo es ſich um Millionen handelt, iſt von keiner Liebe mehr die Rede. Man heirathet nach dem Gelde und das ſind die allerneueſten Adelsgrundſätze. Fragen Sie den Freiherrn Hartung auf Hartenſtein.

„In ſo fern Ihr gnädiger Herr Sohn nun wirklich dieſe neuadlige Abſicht hatte, bin ich Ihnen für Ihre gnädige Warnung allerdings dankbar und pflichte ganz Ihrer Meinung bei, daß aus dieſer Sache nichts werden kann.

„Aufrichtig geſagt, der junge Menſch gefällt mir nicht. Für ſeinen hochgräflichen Adel gebe ich noch keinen goldenen Louisd'or und für ſeine 128 Ahnen noch keine 128 Groſchen.

„Wir ſtammen doch alle vom Adam ab. Glauben Sie, ich hätte keine 128 Ahnen? Wenn mir Recht iſt, muß ich mehr haben, aber ich führe wohl Buch über mein Geld, doch nicht über meine Ahnen. Von ſeinen Ahnen kann man nicht eſſen und nicht trinken und ſeine Schulden nicht bezahlen. Was haben Ihnen 1811 bis 1815 Ihre Ahnen genützt, wenn ich Ihnen nicht zu Hülfe gekommen wäre?

„Geſtrenger Herr! Ich bin katholiſch. Reſpekt vor dem Stammbaum des heiligen Joſeph von Nazareth, denn die jüdiſchen Stammbäume zählen nach Vätern. In Ihren hochgräflichen Stammbäumen zählen aber die Mütter auch. Wer kann für 64 Frauen einſtehen? Wer hat ſie alle vor galanten Verführern in Acht genommen? Und wenn ſie einen faux pas gemacht haben, haben die galanten Verführer ihren Namen dabei geſchrieben, und ſind ſie auch auf Ihren Stammbaum eingetragen.

„Von den Abſichten Ihres gnädigen Herrn Sohnes habe ich bisher nichts gewußt und das erſte Wort davon von Ihnen erfahren, worauf ich ſofort kurzen Proceß machte und Ihrem gnädigen Herrn Sohn die Thür wies.

„Sollten Sie ſich daher genöthigt fühlen, Ihren gnädigen Herrn Sohn zu verfluchen und zu enterben, ſo bitte ich, meine Forderungen bis auf den heutigen Tag zu reſpectiren.

„Sämmtliche gar nicht unbedeutende Summen ſind, wie die Scheine ausweiſen, auf Rechnung meiner Frau entnommen. Ich muß daher bitten, den Betrag umgehend einzuſenden, damit dieſer Handel zu Ende kömmt, und wir mit einander außer aller Berührung bleiben. Denn das ſind keine Geſchäfte für

G. E. Ruhland,
Finanzrath und (wenn es Sie auch wirklich
verdrießt) Ritter des —Großkreuzes und
des —Ordens.“

Dieſen Brief ſiegelte er und ließ ihn zur Poſt fördern, worauf er ſeinen Wagen beſtellte und nach dem Hotel des franzöſiſchen Geſandten fuhr.

12.

Graf St. Pardeur empfing ihn mit aller möglichen Zuvorkommenheit.

— „Freut mich, endlich einmal ſo glücklich zu ſein Sie in meinem Hotel zu ſehen.“

„Excellenz! Ich bin ſehr unglücklich.“

„Sie mein Herr, wie iſt das möglich?“

— „Ich trenne mich von meiner Frau, und das iſt ein großes Unglück. In einer ſo peinlichen Lage muß man einen Freund haben, dem man ſich anvertrauen kann.“

— „Herr Finanzrath! Sie wiſſen, welche Anſprüche Sie auf meine Dankbarkeit haben — Sie ſehen, wie erſchrocken ich bin. — Nach einer langjährigen Ehe trennt man ſich nicht ſo leicht. Auch haben Sie eine Tochter; Sie iſt die intimſte Freundin meiner Pauline. Unſere Töchter können vielleicht eine Verſöhnung herbeiführen.“

— „Unmöglich, Excellenz! Es iſt beſchloſſen! Es iſt unwiderruflich! Dem jungen Wüſterode habe ich die Thür gewieſen und alle Verbindung mit ihm abgebrochen.“

— „Der alſo iſt der Störer Ihres ehelichen und häuslichen Friedens?“

— „Seit er mich mit ſeinen Beſuchen beehrt, habe ich keine ruhige Stunde mehr. Ich will mich nicht zu Tode ärgern. — Ich bin noch in meinen beſten Jahren. Was geht mir ab? — Alſo mögen ſie auf Coeur obſcur anfangen, was ſie wollen. Ich komme nicht wieder hinaus.“

— „Seltſam! Der junge Wüſterode ſchien mir ſo harmlos und beſonnen.“

— „Der? Der narrt die Stadt, der narrt den Hof, der narrt ſeinen eigenen Vater. Er narrt die ganze Welt.“

Aus dieſen unzuſammenhängenden Reden des Banquiers konnte der Miniſter weiter nichts entnehmen, als daß die Räthin bei einem zärtlichen tête à tête mit Victor von ihrem Manne überraſcht worden ſei.

— „Das iſt garſtig, das iſt abſcheulich!“ rief er. „Sie armer, tiefgekränkter Mann! Ja! das iſt ein Unglück, denn hier handelt es ſich nicht um Geld, ſondern um die Ehre.“

— „Excellenz! Ich bin Ritter hoher Orden und weiß, was ich meinen Orden ſchuldig bin.“

— „Ihre Faſſung bei einem ſo peinlichen Verfall iſt anerkennenswerth.“

— „Excellenz! Ich bleibe E. S. Ruhland, der da iſt, der da war und der da ſein wird. — —

Er ging, nachdem er die Einladung erhalten hatte, zu ſeiner Zerſtreuung den Abend in dem Familienkreiſe des Geſandten zuzubringen.

13.

Der Miniſter erzählte den Seinigen ſogleich die große Neuigkeit, wie er ſie von dem Banquier vernommen zu haben glaubte und Abends ſchon trug man ſich mit dieſem Gerüchte in der ganzen Stadt herum.

Der Banquier kam.

Er hatte ſich mit neuer Sorgfalt ajuſtirt. Sein ſchwarzgefärbtes Haar duftete von Wohlgerüchen. Eine goldene Brille milderte die lüſternen Blicke ſeiner ſchwarzen Augen und mit ſeiner roſigen Geſichtsfarbe bei den weichlichen und feiſten Formen ſeines Wuchſes glich er einem älteren, durch kosmetiſche Künſte aber verjüngten Bachus, in höchſt eleganter Toilette.

Sein vermeintes häusliches Unglück mußte man ſchonen. Wenigſtens in Gegenwart der Damen durfte keine Rede davon ſein. — Man wußte aber durchaus nichts mit ihm anzufangen und griff endlich zu den Karten. Darin war er Meiſter. Pauline ſaß neben ihm und er wußte ſo zu ſpielen, daß ſie ſtets gewinnen mußte. Anfangs freute ſie das, ſpäter aber merkte ſie die liſtige Galanterie, legte die Karten nieder und klagte über Migraine. In der That behandelte der Banquier ſie mit auffallender Zärtlichkeit, und ließ ſich von ihrer Sprödigkeit nicht im Mindeſten ſtören.

Endlich ging er und Pauline fragte: „Er wird doch ſo bald nicht wiederkommen?“

— „Vielleicht morgen ſchon, liebe Tochter.“

— „Wenn er fortfährt, ſich ſo gegen mich zu benehmen, ſo werde ich, ſo wie er kömmt, mich entfernen.“

— „In der That,“ ſagte die Räthin, „für einen Mann, der ein ſo empfindliches Familienunglück gehabt hat, ſcheint er mir zu ſehr getröſtet und in ſein Schickſal ergeben."

— „Ich begreife nicht," fügte Pauline hinzu, „woher er nach ſolch einer Demüthigung ſchon wieder den Muth hat, zärtlich zu ſein."

— „Lily!" denn dahin war ihr Name zum zärtlichen Gebrauch in der Familie mundrecht gemacht worden. „Lily! ſagte der Miniſter: — „Das verſtehſt Du nicht! Der Banquier will zeigen, daß er als Mann von reifen Jahren noch immer liebenswürdig gefunden werden kann und nicht verdient hat, einem blutjungen vornehmen Galan geopfert zu werden. Aus Mitleid konnteſt Du Dir ſeine Huldigungen mit etwas mehr Nachſicht gefallen laſſen."

1.

Der Brief des Banquiers langte auf Wuſterode an. Rußland hatte einen vollkommenen Verrath geübt. Aus den beigefügten Quittungen und Conto's ergab ſich, daß Victor von allen Geldern, die er von Wuſterode bezogen, nur wenig noch übrig hatte und daß er alle Summen zum Ankauf ſeines Palais, ſeiner Pferde und Wagen, zur Reſtauration der Ahnengallerie und die Spielſchuld an die Großherzogin, von der Räthin entnommen hatte.

„Ulrich!“ gebot der alte Herr. „Meine Caroſſe. Ich muß zum Freiherrn. Er hat das alles angeſtiftet. Er ſoll mir Rede ſtehen!“

Ulrich gehorchte; ließ anſpannen, kleidete den alten Herrn an, trug ihn die Treppe hinunter und hob ihn in den Wagen. Sodann ſtieg er mit einem zweiten Diener auf das Wagenbrett, wo noch Platz für ihrer Sechſe war.

2.

Der Freiherr ſelbſt eilte an den Schlag, um dem gebrechlichen alten Herrn beim Ausſteigen zu helfen. Doch wurden dieſe Zuvorkommenheiten ernſtlich zurückgewieſen. Der alte Herr ſtützte ſich auf Ulrich, und der andere Diener hob ihm die Füße, und ſetzte ſie auf die Stufen.

Im Beſuchzimmer reichte ihm der Freiherr einen Lehnſeſſel, der ebenfalls verſchmäht wurde. Geſtemmt auf ſeine Krücke, blieb der alte hinfällige Mann mitten im Zimmer ſtehen und begann feierlich:

— „Freiherr! Geben Sie mir meinen Sohn wieder. Sie haben ihn verführt mit Ihren vermaledeiten Adelsprincipien.“

— „Ich verſtehe Sie nicht, alter Herr! Weshalb zürnen Sie?“

— „Victor will ſich encanailliren! — Alſo keine regierende Fürſtentochter; nicht ſämmtliche europäiſche Dynaſtien meinem Stammbaum einoculirt. Aber Ihre jüdiſche Goldprinzeſſin und die jüdiſche Firma E. S. Ruhland, vormals Emanuel Süßkind Ruben.“

— „O mein prophetiſches Gemüth!“ rief der Freiherr begeiſtert. „Heinrich! geſtehe: die Zeit hat keine Räthſel für Deinen Vater und nur ſchüchternes Selbſtvertrauen und Beſcheidenheit hindern ihn, ſie auszuſprechen.“

— „Sie billigen das?“

— „Man thut nicht immer, was man möchte, ſondern bisweilen auch was man muß. Wenn man ſich an der Börſe ruinirt hat, ſo richtet man ſich durch eine Heirath wieder auf.“

— „Das ſind Ihre verfluchten Adelsgrundſätze, die Sie ihm beigebracht haben.“

— „Auf Edelmanns Wort, ich habe ihn, ſeit er in der Reſidenz iſt, weder geſehen noch geſprochen, und noch weniger an ihn geſchrieben. Wer ſich von mir zurückzieht, den ſuche ich nicht auf. Doch einen Brief habe ich. Mein Heinrich hat einmal von dem Adelsverein mit ihm geſprochen, und wie entſchieden er ſich dagegen erklärt, kann ich Ihnen zeigen. Ich beſitze ſein Schreiben noch, und will es hervorſuchen.“

— „Das alles konnte Victor aus eigenem Antriebe thun?“

— „Erinnern Sie ſich nur unſeres letzten Geſprächs auf Wüſterode.“

— „Wo Sie mir jene ſchmähliche Parthie vorſchlugen?“

— „Wo ich Sie vor Ruhland warnete. Ich wollte

Sie auf den harten Schlag, der Sie treffen würde, vorbereiten."

— „Sie wußten alſo?"

— „Daß Ruhland Ihren Sohn zu Grunde gerichtet und ihm Credit verweigert hat, um ihn zu nöthigen, ſeine Tochter zu heirathen. Es iſt zwar eine Meßalliance, allein das iſt zeitgemäß, und keineswegs ein Unglück."

— „Sie irren, Freiherr! Victor hat zwar arg gewirthſchaftet, aber ruinirt iſt er auf keine Weiſe."

— „Lieber Graf! Ich habe zuverläſſige Nachrichten."

— „Dann müßte ich doch auch ruinirt ſein. Und davon weiß ich nichts. Nein! Ruhland iſt ein ehrlicher Mann. Aber das Weib, dieſe heilloſe Franziska, die wollte ihn mit ihrem Gelde für ihre Tochter anködern."

— „Iſt es möglich? Ja, etwas davon hat mir Heinrich gemeldet."

— „Victor wollte dieſe Judendirne heirathen. Aber der brave Jude hat ihm die Thür gewieſen."

— „Was Sie ſagen! Das wäre erſtaunlich! Denn gegen meinen Heinrich verleugnet und ſchmäht er ſie."

— „Ihr Edelmannswort in Ehren, Sie wiſſen nichts davon?"

— „Nein!"

— „So hat mein eigner Sohn und letzter Namens- und Wappenträger mich getäuſcht." Ich weiß, woran ich bin. Leben Sie wohl!"

— „Alter Herr! übereilen Sie ſich nicht. Sind Sie Ihrer Sache gewiß?"

— „Wollen Sie es ſehen ſchwarz auf weiß, nebſt Quittungen und Conto's?"

— „Ich bin ungläubig und bitte darum."

— „Ulrich! reiche dem gnädigen Herrn Brief und Papiere. Leſen Sie, Freiherr, wie dieſer elende Kammerknecht an mich zu ſchreiben wagt. Und doch iſt er mir in ſeiner jüdiſchen Unverſchämtheit lieber, wie mancher Edelmann in ſeiner höfiſchen Argliſt."

Der Freiherr las bedächtig. Er prüfte jede Zeile und jedes Wort, und mit jedem Augenblicke mehrte ſich ſein Erſtaunen. — Er hatte vollendet und rief:

„Heinrich! geſtehe, daß dein Vater dein Meiſter iſt, und aus weiter Ferne ſchärfer blickt, als du in nächſter Nähe. Ja! jetzt verſtehe ich Victor. — Ich wußte ja, daß er verſchloſſen iſt und wortkarg. Er will ſeinen eigenen Weg gehen und nicht errathen ſein. Kühner, hochſinniger Jüngling. Wo ich nur dachte, haſt du gehandelt. Was ich in ſtiller Einſamkeit erſann, das übteſt du klug und heimlich aus in der Maske eines glänzenden Gecken. O Heinrich! Heinrich! hätteſt du meinen Rath befolgt."

— „Sie bewundern ihn?"

— „Ich kann nicht anders. Lieber Graf, die Ideen der Zeit liegen weder auf der Zunge noch ſtecken ſie in der Feder. Sie ſchwängern die Atmoſphäre und man athmet ſie mit der Luft ein. Victor gehört ſeiner Zeit an, durchſchaut ſie und weiß ſich ihr zu fügen. Er wird es ſehr weit bringen. Er wird ſehr groß werden."

— „Fluch einer Zeit, wo ſich das Geld zu allem berechtigt wähnt und jedermann ihm huldigt. Beſſer, die Guillotine wieder hergeſtellt, ſo ſtirbt man doch wenigſtens als Edelmann. Lieber will ich meinen einzigen Sohn das Schaffot beſteigen ſehen, als den letzten Wüſterode-Hohenbrück zum Altar treten mit einer jüdiſchen Goldprinzeſſin."

„Gemach, Herr Graf! Verſündigen Sie ſich nicht an Ihrem trefflichen Sohne. Er iſt jung, Sie alt. Er hat eine Zukunft vor ſich, Sie gehören einer Vergangenheit an. Er ſchwelgt in Hoffnungen, Sie zehren von Erinnerungen. Er wagt Alles, um Alles zu gewinnen, Sie bedürfen der Ruhe und Bequemlichkeit."

— „Wohl wahr! Meine Lebenstage ſind gezählt und mit einem Fuße ſtehe ich ſchon im Grabe. Aber eben deswegen auch ziemt es mir nicht mehr, mit der Ehre und dem Stolze meiner Vorfahren zu ſpielen, dem ich jederzeit alles geopfert habe. Ich ward in meinem langen Leben ſchwer geprüft; ich habe es überſtanden. Dieſe letzte Prüfung aber iſt zu hart. Ich werde mit Leid in die Grube fahren. — Leben Sie wohl, Freiherr! Sie ſollen mich niemals wiederſehen! — Ich kehre heim auf den Stammſitz meiner Väter, kaufe meinen Sohn von dem Juden los, bezahle die erneute Ahnengallerie und ſeine Spielſchuld an die Großherzogin von — und laſſe meinen Juſtitiar rufen, nebſt ſieben Zeugen. Er iſt ein kluger Rechtsmann. Und bleibt Victor bei ſeiner neuen Adelsgeſinnung, denkt er ferner an die Judendirne, will er ſeine Ahnen im Grabe beleidigen und ihren Stammſitz ſchänden, ſo iſt in ihm mein Haus entartet; und ich verfluche und enterbe den letzten Sprößling. Dann — wenn ich als letzter Wüſterode-Hohenbrück — mit geſenktem Wappenſchilde zu Grabe getragen werde, wird, wie ich hoffe, die Aſche meiner Väter Friede halten mit meinem redlichen Gebein."

So ſprach der alte Herr und ſeine beiden Diener weinten ihre hellen Thränen. Der Freiherr aber ſagte: „Das ſind die Wehen der Zeit; ſo trennt ſich der Sohn von dem Vater, der Freund von dem Freunde. Die Geſinnung iſt alles, die Perſon gar nichts."

Er wollte dem alten Herrn behülflich ſein, den Wagen zu erreichen, dieſer aber wies von neuem alle Höflichkeiten zurück. Seine Diener trugen ihn die Treppe hinunter und hoben ihn in den Wagen.

Bei ſeiner Heimkehr ſagte er in ſeinen Gemächern zu Ulrich: „Laſſe niemanden zu mir. Ich will keinen Menſchen mehr ſehen, außer Dir. Du biſt der Einzige, der mir noch treu iſt und auf den ich mich verlaſſen kann."

2.

Victor ſchlug die Augen auf und ſeine Blicke begegneten dem holden Antlitz der Geliebten, die zärtlich über ihn gebeugt auf ſeinen Athem lauſchte.

„Träume ich," fragte er; „Bertha! Du ſelbſt?"

— „Ich ſelbſt, Victor! Gönne Dir Ruhe und wenn Du recht artig ſein und Dich ſchonen willſt, ſo erzähle ich Dir Alles."

Victor gewahrte die Räthin. — „Auch Sie hier, Mama? — Ganz recht. Ich wollte zu Ihnen. Mein Amtmann hat geſchrieben. Der Freiherr hat meinen Vater wieder beunruhigt."

Er griff nach ſeiner Bruſt, als ob er die Taſche ſeines Fracks ſuchte, den man aber ausgezogen hatte, als die Bauern ihn ohnmächtig in's Schloß brachten und die Diener ihn auf's Sopha trugen. Er hatte nur noch ſeine Weſte an und darin ſtak ein Papier.

Nach einer ſchweren Betäubung beginnt die Erinnerung bisweilen mit älteren Ereigniſſen, alles Dazwiſchenliegende iſt vergeſſen und erſt allmählig erwacht das Gedächtniß völlig wieder. Beim Anblick dieſes theuren Blättchens hatte Victor mit einem Male ſeine volle Beſinnung wieder. Er fühlte auch nach der Nadel im Bruſtſtreifen ſeines Hemdes, fand ſie und lächelte: „Bertha! Dein Vater alſo iſt verſöhnt?"

Traurig ſchüttelte ſie das ſchwarzlockige Haupt. —

„Ja, lieber Victor!" ſagte die kluge Räthin, und gab ihrer Tochter ein Zeichen nicht zu widerſprechen. — „Er iſt verſöhnt. Denken Sie an Ihre Geneſung. —"

3.

Victor, den man gewohnt war, überall zu ſehen, war plötzlich verſchwunden und alle Gerüchte, die auf Koſten der Räthin im Umlauf waren, gewannen jetzt beſondere Glaubwürdigkeit. Es ſchien, als wage er nach einem ſo ärgerlichen Vorfall nicht ſogleich wieder, ſich blicken zu laſſen. — Wo er ſich befand, konnte ebenfalls nicht lange verſchwiegen bleiben. Die Aerzte hatten keine Urſache zu verheimlichen, daß er durch einen Sturz mit dem Pferde ſchwer verletzt auf Coeur obſcur darnieder läge.

Allein man wußte, daß Coeur obſcur der Räthin gehörte, und wollte an keinem Sturz mit dem Pferde und an keiner ſchweren Verletzung glauben. Man erzählte ſich: „Sie hat ihren Mann davongejagt, um ihren Galan aufzunehmen; und wer ſich dergleichen erlaubt, dem wird es nie an Entſchuldigungen fehlen, um ſein Betragen zu beſchönigen und zu bemänteln."

Jetzt erſt war es ein pikanter Skandal und die tugendlichen Klatſchzungen der Reſidenz hatten lange keinen ſo auserleſenen Stoff gehabt, die Sittenverderbniß der Geldbourgeoiſie zu beſeufzen.

Nur im Hôtel St. Pardoux ſchenkte man ſolchen Gerüchten keinen Glauben.

„So weit kann ſich die Räthin nicht vergeſſen!" ſagte die edle Pauline; „ſo tief kann ſich die Mutter meiner lieben Bertha nicht erniedrigen!"

— „Leider iſt die ganze Stadt voll davon," ſeufzte der Miniſter.

— „Ich will wiſſen, woran ich bin!" rief Pauline. „Ich fahre hinaus nach Coeur obſcur und beſuche meine Freundin Bertha."

„Pfui!" wandte die Gräfin ein; „ſo lange man noch ſo von ihrer Mutter ſpricht, iſt Bertha Deine Freundin nicht, die Du beſuchen darfſt."

„Und," fügte der Miniſter hinzu, „Rußland kann es ſehr übel nehmen, wenn wir, nachdem er ſich vertrauensvoll zu uns geflüchtet, noch mit ſeiner Frau verkehren."

Die Gräfin ſprach: „Will Rußland ein Ehrenmann ſein, ſo unterſage er ſeiner Frau, bei ſolch einer Aufführung ferner noch ſeinen Namen zu führen. Er macht uns jetzt ſehr häufige Beſuche und iſt in ſeinem Weſen zu plump und dreiſt. Wem ſeine Beſuche gelten, hat er am erſten Abende ſchon deutlich genug verrathen. Das kann ſo nicht bleiben."

— „Es wird ſo bleiben! Der Mann iſt mir nützlich."

— „Wenigſtens ich brauche dann nicht zugegen zu ſein?" fragte Pauline.

— „Iſt er Dir gefährlich, kleine Tochter?"

— „Nicht im Mindeſten."

— „So laſſe Dir, ſo lange er noch nicht von ſeiner Frau geſchieden iſt, ſeine Artigkeiten gefallen."

— „Wäre er nur nicht ſo unartig mit ſeinen Artigkeiten."

— „Lily! Du biſt die Tochter eines Diplomaten, und haſt jederzeit Deinen Witz glänzend bewährt. Ich ſage Dir, ich brauche dieſen Mann und bitte Dich, mir nicht entgegen zu arbeiten."

— „Wir müſſen vor allen Dingen," ſagte die Räthin, „in Erfahrung zu bringen ſuchen, was auf Coeur obſcur eigentlich vorgefallen iſt und die Eheſcheidung zur Folge haben ſoll."

— „Coeur obſcur iſt jetzt unzugänglich für Jedermann. Beſuche werden nicht angenommen und ſelbſt die ſonntäglichen Mittagstafeln ſind aufgehoben. Das ſcheint mir ſehr verdächtig."

— „Das finde ich nicht! Die Räthin kann in ihrer gegenwärtigen Lage keine Beſuche annehmen."

— „Um ſich der Pflege des ſchwerverwundeten ſchönen, jungen Grafen gänzlich zu weihen.

— „Fi donc! Papa!" rief Pauline. „Wenn das wäre, würde die ſtolze Bertha nicht einen Augenblick länger bei ſolch einer Mutter bleiben."

— „Lily hat Recht!" verſetzte die Gräfin. „Und wenn Rubland im Rechte iſt, warum überläßt er ſeine unbeſcholtene Tochter einer ſo ausgelaſſenen Mutter? Hier walten Geheimniſſe ob. — Wenn man ſie nur erforſchen könnte. — Sollte aus der Dienerſchaft nichts herauszubringen ſein?"

— „Die meiſten hat der Banquier in der Stadt und die wenigen anderen auf dem Dorfe inmitten eines großen Parkes ſind nicht leicht ins Vertrauen zu ziehen."

— „Ich kenne jemanden!“ lächelte Pauline, „der jetzt wohl zu gebrauchen wäre: Heinrich von Hartung! Als Wüſterodens Jugendfreund, iſt er vor allen Anderen verpflichtet, ſich von deſſen Befinden zu überzeugen. Er weiß ſich überall einzudrängen, läßt ſich nirgends abweiſen, und hat einen gewiſſen Esprit de Terrain, ſo daß er auf dem erſten Blick die Fährte wahrnimmt, etwas auszuſpüren. Nur ſeine Relationen ſind nicht ſehr zuverläſſig!“

— „Lily! Lily!“ rief der Geſandte. „Heute übertriffſt Du Dich ſelbſt. Komm in meine Arme! Du ſchöne kleine Tochter!“

— — Er ließ Leon rufen und gab ihm Inſtructionen.

— „Papa! liegt Dir viel daran?“

— „Sehr viel!“

— „Für den Fall, daß meine Ausbeute eines Preiſes werth ſein dürfte, muß ich Dich um einiges Geld bitten. Heinrich hat eine gewiſſe Schwäche für Champagner.“

4.

Allein Heinrich war durchaus nicht ſchwierig. Er wußte bereits Alles von ſeinem Vater, und um das Nähere zu erfahren, verſprach er einen Beſuch auf Coeur obſcur zu machen.

Er fuhr auch ſelbigen Tages noch hinaus, ließ ſich von den Dienern nicht abweiſen und die Räthin ſelbſt erſchien, um ihm zu erklären, daß auf ausdrückliche Verordnung der Aerzte niemand zu dem Kranken dürfe.

— „So leidend iſt er?“

— „Er hat Eisumſchläge.“

— „Eis in dieſer Jahreszeit hier auf dem Lande?“

— „Als ob es auf Coeur obſcur keinen Eiskeller gäbe. — Auch iſt er kein Städter, ſondern eine kräftige Landnatur. In geſunden Tagen weiß er ſich zu beherrſchen; in einem fieberiſchen unbewußten Zuſtande fängt er bei dem geringſten Anlaß zu toben an."

— „Ich muß dieſer Tage einmal wieder nach Hartenſtein zurück; wird man mir glauben, wenn ich ſage, Victor, der von den ſchönſten Damenhänden gepflegt wird, war für mich unzugänglich?"

Die Räthin ſchien unſchlüſſig zu werden und um ſo dreiſter verfolgte Heinrich ſein Ziel.

„Auch habe ich eine geheime Botſchaft von der Comteſſe de St. Pardour an Ihr Fräulein Tochter auszurichten."

— „Wollen Sie ſie mir anvertrauen?"

— „Comteſſe Pauline wünſcht ſehnlichſt ihre geliebte Freundin zu ſprechen oder wenigſtens an ſie zu ſchreiben. Allein ſie ſoll und darf nicht."

— „Und wer hindert ſie?"

„Madame la comtesse de St. Pardour, ihre Mutter. Verſprechen Sie mir, nicht zu zürnen, damit ich fortfahren kann."

— „Warum ſollte ich zürnen?"

— „Es betrifft Sie. Lügneriſche, verleumderiſche Gerüchte ſind im Umlaufe von einer Dame, die in gereifter und vollendeter Schönheit das ſchönſte junge Mädchen in friſcheſter Jugendblüthe verdunkelt."

— „Sehr galant, Herr von Hartung! Ich verſtehe Sie. — Graf Victor ehrt in mir die Mutter ſeiner Verlobten und ſollte er wirklich einmal in ſeiner Vertraulichkeit gegen mich zu weit gegangen ſein, ſo hat er doch das Geheimniß ſeiner Liebe ſtets mit ritterlicher Treue bewahrt."

— „Ich weiß das und mehr noch von meinem Vater, und habe es im Hotel St. Pardour nicht verſchwiegen. Man glaubt mir auch, verargt es Ihnen jedoch ſehr, daß Sie einem ſo abſcheulichen Gerede kein Ende machen, was Ihnen doch ſo leicht iſt."

— „Was mir leicht iſt? Glauben Sie, daß ich mich gleichgültig den Läſterzungen preisgebe, zumal wenn meine Tochter mit darunter leidet?“

— „Comteſſe Pauline läßt Ihrer Fräulein Tochter ſagen: ſie ſei ſo albern nicht, Böſes von ihrer edlen Mutter zu denken. So lange Sie aber den Leidenden vor jedermann verborgen halten, geben Sie dem nichtswürdigen Gerede Nahrung. Somit komme ich denn als Vermittler hieher, um mich von Victor's Befinden perſönlich zu überzeugen, weil niemand beſſer geeignet iſt als ich. Seine Jugendfreunde läßt man vor, ſelbſt wenn man ſchon im Sterben liegt. Alsdann auch darf Comteſſe Pauline ihre theure Freundin wieder beſuchen und fleißig mit ihr correſpondiren.“

— „Sie haben Recht! Ich will es verſuchen und das Mögliche wagen.“

Sie ging. Heinrich mußte lange warten. Als ſie nach einer geraumen Weile wiederkehrte, fragte ſie:

„Würden Sie auch die Gnade haben, Herr von Hartung, einige Zeilen meiner Tochter der Comteſſe Pauline zu überbringen? Meine Tochter bittet Sie darum.“

— „Meine Schuldigkeit, Frau Räthin!“

— „Kommen Sie! Treten Sie leiſe auf. Alles beunruhigt ihn. Er darf Ihre Anweſenheit nicht ahnen.“

Sie betraten das Krankenzimmer. Bertha ſtand vor Victor's Lager, der die Anweſenheit eines Fremden nicht merken ſollte, und befahl ihm:

— „Victor! Thu' die Augen zu, feſt! feſt!“

— „Weshalb, Du Engel?“

— „Weil ich's befehle!“

— „Weshalb befiehlſt Du es?“

— „Weil Du, wenn Du mich nicht ſiehſt, nichts anderes zu ſehen brauchſt.“

— „Ich gehorche, ſchöner Engel!“

Er ſchloß die Augen. Bertha gab ihrer Mutter ein Zeichen des Einverſtändniſſes und ging und dieſe trat mit Heinrich dem Lager näher, auf welchem Victor bleich, kraftlos und abgemagert ruhte.

Seinem feinen Ohre entging aber auch das leiſeſte Geräuſch nicht. Er öffnete die Augen.

„Du, Heinrich?" begann er mit matter Stimme. „Tritt näher! Ich verzeihe Dir Alles. Durch Dich habe ich den Engel kennen lernen. So lange ich noch leide, bin ich glücklich, die holde Pflege wiegt den Unfall überreich auf. Ich fürchte mich vor der Geneſung, denn alsdann — alsdann — doch was wollte ich ſagen?"

— „Genug, Victor!" ſprach die beſorgte Räthin. — „Gehen Sie, Herr von Hartung."

— „Nein! bleib, Heinrich, bleib! Ich könnte mich ſehr gut mit Dir vertragen, wenn Du nur keine Grundſätze hätteſt. Man handelt nicht immer aus Grundſatz und Geſinnung. Bisweilen folgt man auch den Eingebungen ſeines Herzens — zumal — — Geh in die Hölle mit Deinen Grundſätzen und Geſinnungen. Ich ſprenge ſie in die Luft mit dem einzigen Namen — „Bertha."

Bertha hörte ſich rufen und eilte aus dem Nebenzimmer herbei.

— „Victor! Du vergißt Dich! Deine Wange brennt. Deine Augen blitzen."

Und die Räthin rief: „Victor, ich bitte Sie, ſchonen Sie ſich!"

Dieſe zärtlichen Warnungen verwilderten ihn vollends: — „Nein, Mama! Nein, Bertha!" rief er. „Beruhigt Euch. Es iſt vorüber. — Es iſt nicht zum erſten Male, daß ich mit dem Pferde geſtürzt bin. Das wird man gewohnt; ich bin heil. Mir iſt wohler als je. — Mein Pferd! Ich ertrage die Ungewißheit nicht. Mein Pferd, mein Gentleman! Ich muß die Poſtkarre von Wunsdorf noch einholen."

Und hiemit ſprang er vom Lager auf, riß ſich die Verbände ab und ſank ohnmächtig und blutend zu Boden.

Bertha klingelte Diener herbei und die Räthin ſprach mit Thränen in den Augen zu Heinrich:

Jetzt haben Sie ſich augenſcheinlich überzeugt, wie unglücklich wir ſind und brauchen nichts Schriftliches mehr.

Heinrich küßte mit ſtummer Theilnahme ihre Hand und ging.

Der Miniſter war mit Heinrichs Bericht ſehr wohl zufrieden und lobte ſein ſchlaues Benehmen. Nur eines noch war ihm räthſelhaft. Ruhland that, als ob einer Eheſcheidung nichts im Wege ſtände und doch war an der völligen Unbeſcholtenheit der Räthin nicht länger zu zweifeln. Er beſchloß, Heinrich näher in's Vertrauen zu ziehen, gedachte aber zuvörderſt den Banquier auszuforſchen.

Beides war nicht nöthig. Bertha ſchrieb an Pauline. Sie hatte keinen Grund mehr, irgend etwas zu verhehlen. Ihr Lebensglück war dahin. Ihr eigener Vater hatte es ihr geraubt. Den Geliebten, ſo lange er noch leidend war, pflegen zu dürfen, war alles, was ihr ein abgünſtiges Schickſal noch gewährte. Nach ſeiner Geneſung blieb ihr weiter nichts als ihr junges Leben an der Seite ihrer zärtlichen Mutter zu vertrauern.

Der Miniſter verlangte Bertha's Schreiben zu ſehen. Und mit folgender Frage überreichte es ihm Pauline:

— „Papa! willſt Du mich dieſem feigen Haustyrannen überliefern? Soll ich Bertha's Stiefmutter werden? Soll ich das Erbtheil meiner beſten und liebenswürdigſten Freundin ſchmälern?"

— „Lily! ſo verſteh mich doch. Du haſt ja Geiſt genug. Ich brauche dieſen Mann."

— „Aber ſeine plumpen Zärtlichkeiten empören mich. Ich weiß auf Galanterien zu antworten. Der Rohheit zu begegnen, habe ich noch nicht gelernt."

— „So beruhige Dich doch, Lily! Ich will Dich ja ſeinen Verfolgungen entziehen. Du ſollſt nach Paris zu

Deiner Tante La Superieure d'Archimel, welche längſt ſchon verlangt, ihr liebes, ſchönerblühtes Pathchen einmal um ſich zu haben."

— „Schicke mich, wohin Du willſt! In ein Kloſter ſelbſt, nur wo ich dieſen, bei aller Schminke und Parfumerien, unſaubern Börſengott nicht ſehe."

— „Bei Deiner Tante La Superieure biſt Du nicht im Kloſter. Sie iſt eine weltgeiſtliche Dame und überhaupt iſt man in Paris jetzt nicht mehr ſo übertrieben religiös. Sie wird Dir kein Vergnügen verſagen, was einem jungen Mädchen Deiner Qualität geziemt. Und Leon ſoll Dich begleiten. Er thut hier ſo kein gut. Er hat zu viel Umgang mit den Offizieren. Das verdirbt einen jungen Diplomaten. Paris iſt eine beſſere Schule. Biſt Du zufrieden, Lily?"

— „Ich wünſche nichts mehr."

— „So mache Dich zur Abreiſe bereit. Ich will mit Deiner Mutter reden und ſende mir Leon, wie er nach Hauſe kömmt."

— „Darf ich von Bertha Abſchied nehmen?"

— „Nein, von Niemanden! Deine Tante La Superieure iſt reich und ziemlich bejahrt. Sie liegt in den letzten Zügen und wünſcht vor ihrem Dahinſcheiden ihre beiden jungen und nächſten Bluts-Verwandten und Erben noch einmal zu ſehen. — Haſt Du verſtanden, Lily?"

— „Vollkommen, Papa!"

— „Alſo mache Dich in aller Stille zur Abreiſe bereit und ſchicke mir Leon. Ich werde indeſſen mit Deiner Mutter reden. — Du ſiehſt, Lily, daß ich Dich vor Deinem verhaßten Börſengott ſchütze. Doch muß ich auch an mich denken und mich decken."

— „Papa!" erwiederte Lily hochvergnügt. „Ich bin Deine gehorſame Tochter."

7.

„Vivat der Adelsverein!" ſchrieb Heinrich an ſeinen Vater. — „Der alte Herr hat zwar refüſirt. Aus mir aber iſt eine wichtige Perſon geworden, welche als geheimer Vermittler im Centrum der Angelegenheiten zweier Familien ſteht, um ſie zu beſchaffen. Ich diene allen beiden. Hier iſt Adel und dort Geld und ich will auch nicht zu kurz kommen. — Nunc res nostra agitur.

„Papa! Unſere Correſpondenz iſt keine ſtaatsgefährliche. Indeſſen handelt es ſich um die Angelegenheiten zweier diſtinguirten Familien. Verargt es daher einem jungen Diplomaten nicht, wenn er keine Namen ausſpricht, ſondern leicht verſtändlich ſie bezeichnet. Es iſt Negociationsſtyl und Geſandtſchaftscorreſpondenzherkommen, und man verwöhnt ſich leicht, wenn man von ſeiner Schule abſchweift.

„Ich verſtehe Dich, wenn Du von Fortunat mir ſchreibſt.

„Du mich, wenn ich von dem Engel rede.

„Und wer die Dame iſt, wiſſen wir Beide.

„Du wirſt errathen, wen ich mit Plutus bezeichne.

„Desgleichen, wer die Pfirſich ſein mag, die Prangende.

„Und der Vater derſelben heißt: Gascogner.

„Fortunat iſt nicht mehr, was er war. Man gedenkt ſeiner mit Naſerümpfen und Achſelzucken. Er liegt gefährlich darnieder. Ich fürchte für ihn und einen Auftritt habe ich erlebt. — Ich will ihn Dir nicht verſchweigen, obſchon es mich Thränen koſten wird.

— — — — — — — — — — u. ſ. w.

„Unter uns geſagt, Papa, wir haben das Unſrige beigetragen, die unſelige Kataſtrophe herbeizuführen.

„Die Dame will ſich um jeden Preis von Plutus trennen und ſich mit einem mäßigen Jahresgehalt begnügen. Sie legt aus übertriebener Delicateſſe keinen Werth auf's Geld.

Eben ſo delicat iſt auch der Engel und verſchmäht die Erbſchaft eines Plutus, der ſie von ihrem angebeteten Fortunat trennt.

Nicht minder delicat iſt Fortunat, der, ſeiner Auserwählten halber, auf alles zu verzichten entſchloſſen iſt.

Kurz die Dame, Fortunat und der Engel werden demnach nicht grade verarmen; doch werden ſie auf dieſe Weiſe nicht viel mehr übrig haben, als was zu einer bürgerlichen Exiſtenz gehört.

Jedermann iſt ſeines Glückes Schmied und man braucht nur unglücklich zu ſein, um verachtet und überſehen zu werden. Demnach iſt Fortunat unſer Mann nicht mehr. Denn wir müſſen den Glanz und das Geld vertheidigen. — Nicht aber die Liebe.

Plutus hat ſich als Vater und Ehemann ſo gehäſſig benommen, daß man um jeden Preis ſich von ihm trennen will. Er ſelbſt hat die Bedingungen geſtellt, wo alle Vortheile auf ſeiner Seite ſind und man läßt ſich die ſchreiendſten Unbilligkeiten gefallen, nur um ihn los zu ſein.

Einer Scheidung wegen Unverträglichkeit der Gemüther ſteht alſo nichts im Wege. Nur die Geneſung Fortunat's muß abgewartet werden, denn ohne ſeine Einwilligung kann der Engel, mit dem er contractlich verlobt iſt, auf väterliches Erbtheil und mütterliches Vermögen nicht verzichten.

Plutus lacht ſich in's Fäuſtchen, hält ſich für los und ledig, denkt an eine zweite Frau und geht auch ſtark auf Freiersfüßen.

Auch der Geldbeſitz kann verrückt machen, wenigſtens kann er ein fabelhaftes Selbſtgefühl einflößen, welches einer fortwährenden Trunkenheit gleicht.

Denke Dir, Papa, Plutus iſt ſterblich in die Pürſich verliebt. Ihr opfert er Dame, Engel und Fortunat. Gascogner erblickt einen willkommenen Schwiegerſohn in ihm, über deſſen Millionen er vergeſſen kann, daß er ſein Haar ſich färbt. — Die Pürſich aber vergißt über das ſchwarzgefärbte Haar und die Schminke alle möglichen Millionen und je weniger ſie ihn leiden kann, um ſo eifriger verfolgt er ſie, ſo daß man ſich genöthigt ſah, um ſie vor ſeinen Zudringlichkeiten zu ſchützen, ſie in Begleitung Gascogners junior, über Hals und Kopf nach Paris zu ſchicken. Unter dem Vorwande, daß eine reiche Tante, die Superiorin d'Archimel, Vorſteherin einer der größten Wohlthätigkeitsanſtalten daſelbſt, im Sterben läge und vor ihrem Ende ihre beiden Schweſterkinder und Erben noch einmal ſehen wolle, iſt ſie plötzlich dahin abgereiſt.

Du fragſt, Papa, woher ich das alles weiß?

„So vernimm denn, daß Plutus das plötzliche Verſchwinden der Pfirſich ſehr übel aufnahm. Er ſchenkte dem obengenannten Vorwande keinen Glauben, ging und kam nicht wieder.

„Gascogner war in Verlegenheit. Vordem hatte Plutus ihn in Händen gehabt und nunmehr war er ihm in's Garn gegangen. Ganz ungerupft konnte er ihn nicht wieder frei geben.

„Ich wurde daher in's engere Vertrauen gezogen und bin ſeit der Abweſenheit Gascogners junior gleichſam Sohn vom Hauſe.

„Zuerſt überbrachte ich der Dame und dem Engel die Abſchiedsgrüße der Pfirſich, wozu ich freilich keinen Auftrag hatte. Voller Theilnahme erkundigte ich mich nach der Lage der Dinge und man verſchwieg mir gar nichts. Wenn man hoffnungslos iſt, macht man gern ſeinem Herzen Luft.

„Gascogner erfuhr alles haarklein von mir wieder und ſeine Verſöhnung mit Plutus brachte ich dadurch zu Stande, daß ich Beiden das Adelsproject vorlegte.

„Gascogner will das Project bei dem hohen Adel der Reſidenz protegiren und zum Beitritt einladen, und Plutus wird die eingehenden größeren Beiträge einnehmen, um nach Ordre eines Vorſtandes die Zahlungen zu machen.

Auch Druck- und Papierkoſten und Buchbinderlohn wird er vorſchießen.

„Ich ſtellte ihm namentlich vor: „Wie durch ſeinen Beitritt der Verein eben das Anſehen bei dem Gelde gewinnen würde, welches er durch den Beitritt Gascogners bei dem Adel erhält und wie Beide hiemit das erſte glänzende Beiſpiel dem Adel, ſo wie dem Gelde geben, ſich zu einer feſten Körperſchaft zu vereinen, um dem Geſammtvaterlande einen grundbeſitzenden Adel zu erziehen und mit der Zeit den ganzen deutſchen Boden zu adeln.

Ich ſtellte ihm ferner vor, daß wenn er die Geldangelegenheiten eines ſolchen Vereins, von unabſehbar ſegensreichen Folgen, übernehmen würde, ein Ehren-Adels-Diplom ihm gar nicht ausbleiben könne und wie jeder Erfolg ihm mit Orden über Orden belohnt werden würde; ſeine ganze feiſte Bruſt würde mit der Zeit von Orden blitzen, er würde ſie nicht mehr alle auf einmal tragen können. Außerdem würde es gar kein unbedeutendes und uneinträgliches Geſchäft ſein, die Caſſe eines geſammt-deutſchen Adels- und Gütervereins zu führen, indem er bei allem, was durch ſeine Hände ging, ſich die ihm zukommenden üblichen Proviſionen zu berechnen habe.

„Das ſchien ihm zu gefallen, nur meinte er: „Verdienen wolle er eben nichts dabei. Doch wolle er die Sache überlegen und ſie mit „Gascogner“ beſprechen.

„Noch ſelbigen Abends war er im „Hôtel de Gascogne“. Und eine Hand wäſcht die andere. Gascogner unterſtützt mich, denn ich arbeite für ihn.

„Gascogner ſagte:

— „Woran Sie mit mir ſind, das wiſſen Sie. Ich hege keine Standesvorurtheile. Aber die Frauen! — Sie können es nicht vergeſſen, daß ſie den älteſten Geſchlechtern Frankreichs angehören und herzogliche Titel an unſeren Gütern haften. Auch zählt Gascognerin einen Baſtard Heinrichs IV. zu ihren Ahnen und ihre ältere Schweſter, die geiſtliche Dame, iſt erſt völlig erobert. Die Frauen ſind's, welche die Lürich widerſpenſtig machten. Sie wollen in ihrer Familie keinen Bürgerlichen, ſelbſt wenn er hohe Orden trägt. Hat er aber den Verdienſtadel, und zwar dafür, daß er ſich eines Vereins angenommen hat, welcher den deutſchen Adel hebt, und den deutſchen Boden adelt, ſo möchte ich ſehen, welch eine Familie ſich weigern kann, einen ſolchen Edelmann und Ritter zu den Ihrigen zu zählen.

Der Erfolg iſt, daß Plutus mich beauftragt hat, einen Anfang zu machen, wozu er mir das nothwendige Geld zur Verfügung ſtellt. Auf das Fernere jedoch will er ſich beſinnen.

„Alſo, Papa, brauchen wir keinen alten Herrn. Hier iſt Adels- und Geldautorität ohne ihn.

„Fortunat, ſo weit er auch mit der Zeit fortgeſchritten iſt, iſt doch jetzt von ihr abgefallen, — wie von ſeinem Gentleman.

„Laſſen wir ihn ebenfalls fallen. Gönnen wir ihm ſich unglücklich zu fühlen, ſo viel er Luſt hat.

„Ueberſende mir, ſobald Du kannſt, Dein vollſtändig ausgearbeitetes Project, damit ſofort der Druck beginne. Man muß das Eiſen ſchmieden, wenn es glüht."

8.

„Was meinen Sie zu der Sache, lieber Falkland?" fragte der Banquier ſeinen Opponenten, und auf dem Comptoir machte man wenig Umſtände mit ihm.

„Herr Finanzrath! Werfen Sie 20,000, werfen Sie 200,000 Thaler auf die Straße, und Sie bleiben C. G. Rubland. — So wie Sie aber Ihren Namen auf die Straße werfen, ſind Sie der Mann nicht mehr, der Sie waren."

„Wer ſagt Ihnen, daß ich meinen Namen auf die Straße werfen will?

— „So wie Sie ſich mit dieſem Project befaſſen, liegt Ihr Name auf der Straße!“

— „Was haben Sie wider das Project?“

— „Wider das Project, als Project gar nichts. — Im Gegentheil! das Project als Project iſt fein, iſt zuckerſüß, iſt zum Küſſen und ſeit dem babyloniſchen Thurmbau iſt noch kein ſolches Project wieder auf der Welt geweſen! — Sie aber wollen es ausführen?“

— „Und warum nicht?“

— „Das iſt friſche und geſunde Hundstagstollheit! — Ja! als einen prächtigen Faſchingsſpaß kann ich mir das Project gefallen laſſen und würde mich darüber todtlachen. Aber Sie dauern mich, Herr Finanzrath! Heut iſt doch nicht Purim und nicht Simches Tora.*) Alſo wie kommen Sie heut auf ſolche Ideen?“

— „Sie ſehen doch, ich komme darauf!“

— „Wie heißt: Sie kommen darauf? Was iſt los mit Ihnen? Sie ſind ſeit Kurzem nicht mehr wiederzuerkennen. — Wo ſind die Fonds, um tauſende von Gütern zu kaufen? Wo ſind die Bauern, welche ſie verkaufen wollen? Wo ſind die Edelleute, die Sie bezahlen können?“

— „Ich nehme nur Gelder in Empfang, um ſie auf Ordre auszuzahlen.“

— „Auf weſſen Ordre?“

— „Auf Ordre des Vereins!“

— „Wo iſt der Verein?“

— „Der Reichsfreiherr von Hartenſtein wird ihn bilden!“

— „Und wer iſt der Reichsfreiherr von Hartenſtein auf ſeinem beſten Feiertag? — Wiſſen Sie, wie man beim Güterein- und Verkauf betrogen werden kann? — Wo ſind die ehrlichen Agenten, die nicht ihre Taſchen ſpicken, und ſich für den deutſchen Boden und Adel opfern?“

---

*) Jüdiſche Feſt- und Freudentage.

— „Der Reichsfreiherr von Hartenſtein lebt auf ſeinen Gütern. Er verſteht etwas davon und wird ſich nicht betrügen laſſen.“

— „Für's Erſte läßt er Beiträge einſammeln und der Adel iſt hochmüthig und das Geld iſt anmaßend. An Beiträgen wird es nicht fehlen. Was iſt aber dafür einzukaufen und wieder zu verkaufen? — Unſer Comptoir ſoll ſolch eine Caſſe führen? — Das iſt die abgefeimteſte Gaunerei unter der Sonne. Herr Finanzrath! Laſſen Sie ſich nicht, wie mein ſchiefbeiniger Erzvater Israel, die Lea ſtatt der Rahel von Laban in's Bett legen.“

Rubland hielt das für eine Anſpielung auf Pauline und ſeine Frau.

— „Wenn mir nun aber die Lea beſſer gefällt wie die Rahel? Was geht das Sie an!“ fragte er aufgebracht.

— „Wenn die Regierung ſagt: Alle Bauern, die Adelsgüter beſitzen und ſich nicht adeln laſſen wollen, ſollen expropriirt werden. Komm' her, Finanzrath E. S. Rubland! Ich laſſe den Werth der Güter taxiren, und Du leiſteſt die Zahlung, wozu ich Dir die Fonds anweiſe, ſo ſage ich: „Das iſt ein Geſchäft! Reden wir davon.“ — So wie Sie aber heute mit mir ſprechen, muß ich Ihnen leider ſagen: „Herr Finanzrath! Sprechen Sie nicht mit mir. — Schicken Sie zum Doctor.“

— „Sie verſtehen mich nicht, lieber Falkland. Die Regierung wird und muß das Beſte dazu thun.“

— „Herr Finanzrath! Der April dieſes Jahres iſt doch ſchon längſt vorüber, und der April Ihres Lebens iſt doch noch viel länger ſchon dahin!“

— „Was wollen Sie damit ſagen?“

— „Ich will damit ſagen, daß: wollen Sie ein Aprilnarr ſein, ſo laſſen Sie ſich Zeit. — Was haben Sie für Eile? Künftig Jahr wird auch wieder ein April kommen! — Gott laſſe Sie lebendig, geſund und verſtändig! —

Hiemit wandte er ſeinem Principal den Rücken und der Banquier fing an bange und beſorgt zu werden. Viel Selbſtvertrauen hatte er niemals.

9.

Heinrich hatte von ſeinem Vater das Manuſcript erhalten; er ging damit zum Banquier.

„Mein lieber Herr von Hartung! Wahrlich, ich kann mich nicht eher entſchließen, als bis meine Familienangelegenheiten geordnet ſind.

— „Das Project iſt unter der Preſſe, das Papier und die Buchbinder beſtellt: Alles iſt für Ihre Rechnung, Herr Finanzrath!

— „Wer hat Sie dazu berechtigt?"

— „Ihr Wort! Herr Finanzrath, Sie ſagten: Machen wir einen Anfang. — Ihre Protection und Ihren Beitritt haben Sie mir freilich noch nicht mit Gewißheit zugeſagt; aber den Anfang habe ich auf Ihr Geheiß gemacht und den Erfolg werden Sie binnen Kurzem ſehen. Nur laſſen Sie mich nicht im Stiche. Die Auslagen fallen der Caſſe des Vereins zur Laſt, die Sie in Händen haben ſollen."

— „Wenn ich will! — Wie viel brauchen Sie vorläufig?"

— „Der Buchbinderlohn für die dem hohen Adel beſtimmten Exemplare iſt das theuerſte. Man verlangt jetzt übertriebene Eleganz und bei der großen Auflage, die ich veranſtaltet habe, komme ich unter 200 Louisd'or nicht frei! — Was iſt das für einen Adelsverein?"

— „Sie haben gut reden. Zweihundert Louisd'or iſt Geld!

— „Jeder Groſchen davon muß einen Louisd'or eintragen."

— „Was ich verſprochen habe, halte ich. Aber beläſtigen Sie mich mit dieſer Sache niemals wieder."

— „Quittiren kann ich nur im Namen der Adelsvereinscaſſe."

— „Wie heißt: im Namen der Adelsvereinscaſſe? — Wo iſt der Verein? Und wo die Caſſe?"

— „So muß ich im eignen Namen, im Auftrag meines Vaters quittiren."

— „Thut gar nicht nöthig. Sie ſehen, daß ich mein Wort halten will. — Das geht nur mich ſelbſt an und nicht dem Comptoir. — Ich gebe Ihnen zweihundert Louisd'or aus meiner Privatcaſſe."

Heinrich hatte durchaus nichts dawider und erhielt zweihundert Louisd'or.

10.

— „Sie ſehen, ich habe für Sie gethan was ich konnte!" ſprach der Miniſter zu Heinrich. „Und es gereicht mir zum großen Nachtheile. Der Banquier, obgleich ſeine Familienangelegenheiten noch keineswegs in Ordnung ſind, beſteht dringender als je auf eine beſtimmte Zuſage."

— „So verſprechen Sie ihm doch, was er verlangt. Was hat es für Gefahr? Geſetzt, die Eheſcheidung kömmt nicht zu Stande, ſo haben Sie nichts verſprochen."

— „Wenn aber die kleine Millionärin anderen Sinnes wird; vielleicht die Räthin auch, und beide auf die Hälfte des Vermögens Anſpruch machen?"

— „So bleibt der Finanzrath immer noch reich genug."

— „Das weiß ich noch nicht!

Schlimmſten Falles kann auch Comteſſe Pauline nein ſagen."

„Das eben iſt die Zuſage, die er verlangt. Die Meinige hat er längſt. Lily aber kann ſich keinem verheiratheten Manne verſprechen. Sie wird es auch niemals und ich darf es ihr nicht zumuthen.

II.

Auf Wüſterode war Victor ſtets ein leidenſchaftlicher Jäger geweſen, der ſich lieber eine Summe Geldes als einen Haſen ſtehlen ließ. Denn wer uns Geld ſtiehlt, iſt ein Dieb und man kann ihn aus Großmuth begnadigen. Ein Wilddieb aber beleidigt den Grundherrn in ſeinen Adelsrechten und da hört die Großmuth auf, das darf nicht ungeahndet bleiben.

Jetzt führte der charmante Amtmann das Regiment, und hatte das Hochwild zum größten Theile wegſchießen laſſen und zugleich, gegen eine geringe Pacht, den Bauern die Jagd von Haſen und Hühner auf ihren eigenen Feldern geſtattet.

Seitdem war der charmante Amtmann Abgott auf zehn Meilen in der Runde und durfte auf Jahrmärkten, Kirmſen, Vogel- und Scheibenſchießen nicht fehlen, wenn das Feſt eine Art haben ſollte. Er war der beliebte dicke Götze, den man überall mit Trank- und Speiſeopfern feierte und wie er nur den Mund aufthat, machte man ſich bereit, die Späße, die er hervorbringen würde, überlaut zu belachen.

Die Aerndte war vom Felde und man lud ſich gegenſeitig zu Jagden ein. Dieſes Vergnügen wurde mit einem ſolchen Eifer betrieben, daß es unmöglich von Dauer ſein konnte. Die herrſchaftlichen Jäger beſchwerten ſich darüber. Allein der Amtmann ſagte:

„Möge man alles wegſchießen, wozu nützt das Wild?“

Der Bauer durfte jetzt (das heißt nur auf Wüſterode'ſchem Gebiete, und nicht darüber hinaus) frei die Flinte tragen. Er bezahlte für dieſes Recht und es war etwas Neues. Man ſah ihn niemals ohne Flinte und Taſche gehen.

Da verbreiteten ſich finſtere Gerüchte: „Victor, hieß es, ſolle enterbt werden, weil er damit umging, eine

Nichte des Amtmanns, die Tochter des reichſten Juden im ganzen Lande, zu heirathen.“

Würde Victor enterbt, ſo fielen die Güter der Seitenlinie Wüſterode-Segenfeld zu, und dann fragte es ſich, ob das für dieſes Jahr erworbene und bezahlte Recht, auf eignen Feldern zu jagen, ferner fortbeſtehen würde.

Indeſſen konnte man dieſen Gerüchten keinen Glauben ſchenken. Wie konnte der ſtolze gnädige junge Herr nur auf ſolch einen unchriſtlichen Einfall kommen?

Man kannte die Juden nur von Jahrmärkten her; kein einziger war in der ganzen Umgegend wohnhaft, oder auch nur auf den Dörfern und in den Flecken jemals heimatsberechtigt geweſen. Wie konnte eine Judentochter, mochte ſie auch eine Nichte des Amtmanns ſein, gnädige Frau Gräfin hier werden wollen?

Einige Landgeiſtliche erzählten zwar, daß Miſchehen erlaubt ſeien, das heißt nur in Städten, auf dem Lande wären ſie ohne Beiſpiel. Allein auch das gab den Gerüchten keine Wahrſcheinlichkeit. Das Schloßgeſinde hatte ſich den Spaß gemacht, ſolche Thorheiten in der Umgegend zu verbreiten, und die Livreen flößen dem Bauern und ſogar den Knechten eine Art Widerwillen ein. Man traut dem Geſinde nicht. —

Auch der Amtmann wohnte nicht mehr auf Wüſterode. Die übermüthige Schloßdienerſchaft hatte ihm zu vielen Verdruß gemacht. Er beklagte ſich laut darüber und hatte ſich ſeitdem auf dem Schloſſe von Oberanger eingerichtet, wo ihn der Freiherr häufig beſuchte.

Der Schulze von Zerringen hatte anſehnliche Felder in drei Dorfſchaften und war ein energiſcher Mann. Er begab ſich zu dem Freiherrn und zu dem Amtmann, erhielt von beiden vollſtändige Aufklärung und thatſächliche Beſtätigung; zugleich aber auch die Warnung, ſich in nichts zu miſchen, denn der alte Herr könne nicht wie er wolle. Der Juſtitiar müſſe ihm gehorchen, die Gerichte aber würden ein ſo voluntariſches Teſtament belächeln und caſſiren.

Der wackere Heidern (ſo hieß der Schulze von Zeringen) begab ſich hierauf zum Juſtitiar, der ihm denſelben Beſcheid gab und hinzufügte: „Der junge Herr Graf läßt ſich krank melden und wird bei Lebenszeiten ſeines Vaters nicht wieder hierher kommen. Es iſt das Beſte, was er thun kann. Jetzt mag der alte Herr verfahren, wie er will. Es bleibt beim Alten.“

Heidern begab ſich auch zum Paſtor ſeines Ortes, um ihn aufzufordern, ſeine geiſtliche Pflicht zu thun und eine Verſöhnung zwiſchen Vater und Sohn herbeizuführen.

Doch proteſtantiſche Landgeiſtliche ſind abhängig von ihrer Gutsherrſchaft und auch der Paſtor war der Meinung, das Beſte ſei, ſich in Nichts zu miſchen.

Heidern fühlte ſich beruhigt und ſein Anſehen und das Vertrauen, welches er genoß, war ſo groß, daß man ſich mit ihm beruhigt fühlte.

Mit einem Male aber hieß es: „Victor ſei geneſen und würde ſich auf Wüſterode einfinden. Der Tag ſeiner Ankunft war beſtimmt und zu demſelben Tage war auch der Juſtitiar nebſt Zeugen auf's Schloß beſtellt. Die adligen Gutsnachbarn, mit Ausnahme des Freiherrn, waren eingeladen und der Juſtitiar und ein Anwalt von Wüſterode Segenfeld wurden ebenfalls erwartet. Der alte geſtrenge Herr wollte in Gegenwart ſeines Sohnes höchſt feierlich ſein Teſtament machen!“

Wenn der Bauer erſt einmal mißtraut, ſo vertraut er ſo leicht nicht wieder. Der brave Heidern begegnete dem Juſtitiar im Freien, ging auf ihn zu und ſprach:

„Geradeaus geſagt, Herr Juſtitiar, Sie und der Herr Amtmann haben uns irre geführt. Der junge gnädige Herr wird übermorgen um die Mittagſtunde hier erwartet. Er iſt noch ſehr leidend, kann nur kurze Tagereiſen machen, und ſein Arzt begleitet ihn. Der Freiherr von Hartung iſt ein Ehrenmann. Er weiß jederzeit alles und macht aus nichts ein Hehl. Auf ihn verlaſſe ich mich.“

— „Schulze! Ich ſage Euch noch einmal: „Seht Euch vor! Die Ariſtokraten ſind heftig. Sie reiben ſich bei ihren Zwiſtigkeiten hart an einander und man thut nicht wohl, ſich dazwiſchen zu ſtellen.“

— „Herr Juſtitiar! Ich ſage Ihnen ſo viel, daß ich, bevor ich [illegible] werde, mein Haus und Hof mit allem was wand-, nied- und nagelfeſt iſt, verkaufe und nach Amerika auswandere.“

— „Herr Schulze! Wenn ich ein Unglück nicht hindern kann, ſo fördere ich es auch wenigſtens nicht. Aber thut, was Ihr wollt, denn gegen Euren Starrſinn iſt nichts auszurichten.“

Heidorn ſandte noch am ſelben Tage zu allen Schulzen der übrigen Dorfſchaften und ließ ſie dringend bitten, ſich gegen Abend auf ſein Gehöft zu einer Beſprechung einzufinden.

Sie kamen alle und wie ſie mitten im beſten Reden waren, langten auch der Amtmann und der Juſtitiar an.

Heidorn ſah ſie von den Fenſtern aus abſteigen, und ging ihnen auf dem Flur entgegen.

— „Guten Abend, meine Herren! Ihr wißt, daß Ihr mir jederzeit willkommen ſeid, doch heute iſt meine Zeit knapp, und ich habe Wichtiges und Vielerlei vor.“

— „Gevatter Heidorn!“ begann der Amtmann. „Ihr ſeid ein Ehrenmann und ich vertraue Eurem redlichen Herzen. Ich komme, Euch zum letzten Male zu bitten, begeht keine Unvorſichtigkeit, die unſerem geliebten gnädigen jungen Herrn vielen Kummer verurſachen könnte. — Was habt Ihr vor und welch eine Demonſtration mit Euren Jagdgewehren ſeid Ihr zu verabreden im Begriff?“

— „Herr Amtmann! Sämmtliche Bauern, welche eigenes Feld beſitzen, haben das Recht, darauf zu jagen, nicht von Ihnen, ſondern von dem gnädigen jungen Herrn. — Ihnen haben wir das Recht bezahlt, bei ihm wollen wir uns dafür bedanken. Wir ziehen ihm feierlich entgegen, empfangen ihn an den Marken ſeines Gebietes, geleiten ihn nach dem Schloß und laſſen dort den alten geſtrengen Herrn gehorſamſt bitten, bei ſeiner feierlichen letzten Willenserklärung zugegen ſein zu dürfen. Das, Herr Amtmann, iſt die reine Wahrheit und morgen wiſſen es alle Bauern, die eigenes Gehöft und Feld haben. Wegen einer Verſchwörung ſind wir nicht beiſammen."

— „Dabei werdet Ihr Euch aber nicht mit Euren Flinten bewaffnen? Iſt dem nicht ſo, Gevatter Heidern?"

— „Das kann ſein, kann aber auch nicht ſein. Wir beſprechen uns eben, wie wir es machen wollen. Es wird aber wahrſcheinlich ſo werden, weil wir das Recht dazu haben."

— „Gevatter Heidern! Ihr habt das Recht von mir und bezahlt habt Ihr es dem alten geſtrengen Herrn. Ihr ſetzt mich einer großen Verantwortung aus."

— „Wenn der Herr Amtmann das glaubt, ſo beſtelle Er zu übermorgen nur eine Schwadron Huſaren. Fünfzig Mann nehme ich auf mich. Sie ſollen ſich vollfreſſen und vollſaufen und ihre Pferde dick füttern, ſo lange es ihnen bei mir gefällt. Und ich ſchwöre Ihnen, Herr Amtmann, daß keiner von allen auch nur wagen wird, ſein Gewehr fertig zu machen. — Bis heute iſt der gnädige junge Herr noch nicht enterbt. Uebermorgen bei ſeiner Ankunft können wir ihm noch Ehre erweiſen. Vielleicht aber haben wir ſpäter kein Recht mehr dazu. Alſo dieſes Mal noch wollen wir's."

— „Thut wenigſtens nichts ohne mich, und verlaßt Euch darauf, daß ich Euch benachrichtigen werde, wo Ihr dem gnädigen jungen Herrn gute Dienſte leiſten und ihm nützlich ſein könnt."

— „Herr Amtmann, ich verſpreche nichts."

Unverrichteter Sache gingen Beide und als ſie wieder im Wagen ſaßen, ſprach der Amtmann zum Juſtitiar:

„Ich kenne die Bauern; was ſie ſich einmal in den Kopf geſetzt haben, das laſſen ſie ſich nicht wieder ausreden. Wir müſſen der Sache ihren Lauf laſſen, wir können nichts mehr thun. Gott lenke alles zum Guten!“

I.

Dem Adelsverein mußte Ruhland entſagen. Sein Diſponent beſtand darauf und Falkland war ihm unentbehrlich, oder er mußte die Geſchäfte aufgeben und ſich zur Ruhe ſetzen.

Doch gab es noch einen zweiten Weg zu Orden und Titeln, den Ruhland ſchon früher eingeſchlagen und erſt auf Anrathen Richter's bei Seite gelaſſen hatte. Dieſen Weg betrat er wieder. Das hatte der Miniſter erwartet, und nur auf dieſe Möglichkeit hin hatte er Heinrich's Intereſſen unterſtützt.

Der Güterkauf kam zu Stande, mit dem Verſprechen eines Marquiſats von St. Pardour, falls es zu erlangen ſei. Dieſes auf eine Möglichkeit geſtützte Verſprechen nahm Ruhland für baare Münze an und leiſtete Zahlung aus ſeiner Privatcaſſe, über die er nach eigenem Willen verfügte, ſo daß es dem ganzen Comptoir ein Geheimniß blieb.

Es war dem Miniſter Ernſt, einen ſo tapferen Millionair zum Schwiegerſohn zu haben, auch wollte er in dieſem Falle ſeinen gräflichen Familiennamen durchaus nicht ſchonen. Wo die Tochter bleibt, kann auch der Name bleiben. Alles wurde aufgeboten dem Banquier, als dem Eigenthümer der gräflich St. Pardour'ſchen Güter, den Titel eines Marquis de St. Pardour zu verſchaffen und die reiche weltgeiſtliche Dame wurde gebeten, Pauline auf die ihr bevorſtehende Zukunft vorzubereiten.

Junge Mädchen hohen Standes haben in Frankreich ihren Eltern gegenüber keinen Willen und die ſtolze Pauline durfte nicht einmal ihrem Bruder anvertrauen, daß ſie keine Luſt habe, Bertha's Stiefmutter zu werden, oder er hätte ſie verrathen. Indeſſen hatte ſie Bertha's Schreiben, in Folge deſſen man ſie fortgeſchickt hatte, noch nicht beantworten dürfen. Sie durfte es heute auch noch nicht, allein ſie that es dennoch heimlich.

„Geliebte, Unglückliche! Schöner Engel von Coeur obſcur! Ohne Abſchied habe ich Dich und Deutſchland verlaſſen.

So ſchrieb ſie, da ſie nicht wußte, daß Heinrich ohne ihren Auftrag und nur aus Diplomatik, für ſein Intereſſe Abſchiedsgrüße von ihr zu beſtellen nach Coeur obſcur gekommen war.

„Ich ward dazu gezwungen. — Wodurch? will ich meiner ſüßen Bertha anvertrauen; denn was ich ihr ſchreibe, wird ihr heilig ſein, als hätte ich es einem Prieſter unter dem Siegel der Beichte anvertraut. Mag ſie es Ihrer verehrungswürdigen Mutter mittheilen, wie ich ebenfalls den Brief meiner geliebten Bertha, mit allen Vorwürfen, abſchiedslos von ihr zu gehen, meinen Eltern vorgelegt habe.

„Dein ſtolzer Bräutigam, Gott ſchenke ihm eine baldige Geneſung, darf nichts hievon wiſſen. Es iſt eine Mädchenbeichte, und nicht für Männer, die keine geweihte Prieſter ſind.

„Heil Dir, Bertha! Gott iſt Dir gnädig! Denn Du biſt kein gnädiges Fräulein, haſt eine zärtliche, kluge Mutter und einen hohen Bräutigam, der Dich nicht verlaſſen wird, komme was da wolle.

„Mich hat Gott, um mich ſchwer zu prüfen, als gnädige Comteſſe zur Welt kommen laſſen, und ich bin hülflos; Vater, Mutter, Bruder und Tante zwingen mich. — Du aber kannſt mich [illegible]ten, denn derſelbe Mann, der Dir Dein Lebensglück zu rauben geſonnen iſt, will auch mich elend machen.

„Es iſt Dein eigener Vater.

„Ich ein Mädchen vom Stande, kann nichts für Dich thun! Du aber und Deine vortreffliche Mutter, Ihr könnt mich retten, wenn Ihr „Nein!“ ſagt.

„Mit eben dieſer energiſchen Aufrichtigkeit fuhr Pauline fort, die ganze Intrigue zu entwickeln, ohne Vater und Mutter, Bruder und Tante zu ſchonen.

Und Bertha reichte das Schreiben ihrer Mutter mit den Worten:

„Ich bin kein gnädiges Fräulein, Mama! aber Gott iſt mir gnädig! Lies, was ein gnädiges Fräulein mir ſchreibt.“

Die Räthin hatte geleſen und ſprach: — „Dein Vater will ein gnädiger Herr ſein und deshalb ſoll Deine gnädige Freundin und Du geopfert werden, wie ich von meinem Vater geopfert worden bin.“

2.

Die Räthin, welche jetzt die heilloſen Abſichten ihres Mannes durchſchaute, hielt es für ein Leichtes, ihnen entgegen zu arbeiten. Für's erſte gab ſie ihren Vorſatz auf, ſich kirchlich von ihm zu trennen und lud ihn ſogar ein, nach wie vor auf Coeur obſcur mit ihr zu leben.

Das konnte Rußland auf keine Weiſe annehmen und um es ablehnen zu können, mußte er zur Offenſive ſchreiten.

Er verklagte die Räthin wegen ſtadtkundigen Verhältniſſes mit dem jungen Grafen Wüſterode, mit dem ſie auf Coeur obſcur jetzt lebe, forderte ſie auf, ſeinen Namen abzulegen und ihre Tochter ihm zu ſenden, die er vor ihrer ausgelaſſenen Mutter in Schutz nehmen wolle.

Victor's Anweſenheit auf Coeur obſcur war für die Räthin allerdings compromittirend. Ihn jetzt aber fortlaſſen, könnte heißen — ihn in's Grab legen. Seine kräftige Natur ſtrebte zur Heilung, aber ſeine Fieberphantaſien rieben ihn auf, und nur Bertha's Anweſenheit konnte ihn beruhigen.

Hinzukam, daß die Räthin in der That keineswegs den beſten Ruf hatte. Jahrelang war ſie unſchuldig verleumdet worden und wußte nichts davon, weil ſie die große Welt mied, in der ſie ihren Mann zur Seite ſich nicht zeigen konnte.

An der Sonntagstafel auf Coeur obſcur nämlich, wo Künſtler, Gelehrte und Literaten freien Zutritt hatten, fanden ſich auch junge, noch nicht anerkannte, oder wenigſtes ſchlecht ſituirte Talente ein, in fadenſcheinigen, vernachläſſigten Anzügen. Das war ihr unangenehm, und ohne ein Wort deshalb zu verlieren, ließ ſie ihnen neue elegante Kleidung anbieten. Einzelne wenige fühlten ſich dadurch beſchämt und blieben fort. Bei weitem die Mehrzahl ließ ſich das gefallen, ſtolzirte mit den neuen Anzügen umher, rühmte ſich der Gunſt der ſchönen Räthin und bat, aufgemuntert durch dieſe leichtſinnige Großmuth, auch um anderweitige Unterſtützung

Von allem dem erfuhr ſie nur wenig. Die ſchöne geiſtreiche Dame machte durchaus keine Anſprüche. Sie wollte weiter nichts ſein, als die Frau eines reichen Mannes und das gönnte man ihr. Sie war zu unbedeutend, um ſich viel mit ihr zu befaſſen.

Seit dem erſten September aber hatte ſie ſich hervorgethan und auch ihr Geſchmack hatte ſich, wie es ſchien, gehoben. Ein Cavalier war ihr Anbeter, der glänzende junge Graf Wüſterode, und er entſagte der Hofgunſt, ſeiner eleganten Lebensweiſe und ſeinen koſtſpieligen Zerſtreuungen, um unter dem Vorwand, durch einen Sturz mit dem Pferde gefährlich verletzt zu ſein, auf Coeur obſcur, nachdem ſie ſich ſeinethalben von ihrem Manne getrennt hatte, ganz für ſie zu leben.

Sauberkeit war das Element der Räthin. Sie verwahrloſete nichts von dem, was ſie beſaß und hatte es jederzeit zur Hand, ſo daß ſie es im Dunkeln finden konnte.

Röcke, Beinkleider, Hüte und Fußzeug ihrer vermeintlichen Anbeter waren von den Schneidern, Schuſtern und Hutmachern ihres Mannes geliefert worden. Wäſche, Handſchuhe, Cravatten u. ſ. w. hatte ſie freilich bei ihren eigenen Liferanten beſtellt; dieſe aber hatten vom Comptoir Zahlung erhalten und dort ihre Rechnung quittirt. Auch hatte ſie niemals eine Zeile von ſich gegeben, die ſie compromittiren konnte. Sie geizte mit ihrer Handſchrift und verlangte daſſelbe auch von ihrer Tochter. Schmerzliche Erfahrungen hatten ſie belehrt, welch ein Mißbrauch damit zu treiben ſei. — Dagegen hatte ſie Bettelbriefe in Unzahl aufzuweiſen, die von ihren Verleumdern herrührten.

Dennoch verdroſſen ſie die Läſterungen, weniger ihrethalben als wegen Bertha und Victor. Sie ließ ihren Anwalt nach Coeur obſcur herauskommen und bat ihn, entſchieden dawider aufzutreten.

„Frau Räthin!“ ſagte der Anwalt, „das wäre der unverzeihlichſte Fehler, den wir uns zu Schulden kommen laſſen können. Eheſcheidungs-Proceſſe ſind unſauber. Königinnen müſſen ſich das gefallen laſſen und Fürſtinnen und Prinzeſſinnen ebenfalls, denn dergleichen iſt unvermeidlich. Es hat ſeine Schwierigkeiten, lockere Damen wirklich begangener Fehltritte zu überführen, und Sie mit Ihren ſchlagenden Gegenbeweiſen ſtehen vollkommen ſchuldfrei da. Halten Sie ſich alſo in Betreff dieſes Klagepunktes, in Betracht Ihrer und Ihrer Fräulein Tochter, vollkommen paſſiv. Ihr Herr Gemahl handelt wie ein Unſinniger. Oeffnen ſie ihm nicht die Augen, damit er keine anderen Maßregeln trifft. Denn hier ſind Sie vollkommen ſicher. Kümmern Sie ſich vorläufig nicht um die Mediſance, welche ihre eigene Jurisdiction hat, wogegen kein Richterſpruch an kann. Laſſen wir den Herrn Finanzrath auf dieſem Wege, womit er ſich ſtrafbar macht, und der ihm ſchwere Verantwortlichkeit zuziehen kann, wenn er ſich am Ende uns nicht fügen ſollte. — Vernachläſſigen wir aber den

Hauptklagepunkt nicht, der ſich auf dieſen Nebenklagepunkt nur ſtützet.

Ihr Herr Gemahl beruft ſich auf eine gütlich verabredete und bewilligte Scheidung, wegen ihrerſeits erſchlichener Vollmacht zur Verlobung Ihrer Fräulein Tochter mit dem Grafen Wüſterode-Hohenbruck. Sie können das nicht ganz in Abrede ſtellen und eventualiter wird er ſich auch auf Fräulein Tochter berufen. Kinder können nicht wider ihre Eltern zeugen. — Hier aber ſpricht der Vater zu ſeiner Tochter: „Ich nehme Dich von Deiner Mutter fort. Dawider hat ſie eine Einrede und die iſt zu Ihren Gunſten.“ Vermeiden wir dieſe Gefahr! Der Herr Gemahl erſchöpfe ſich in ſeinem fehlerhaften Angriff, wider den wir vollkommen ſicher ſind und den wir mit Glanz zurückſchlagen. Haben wir erſt dieſen Sieg gewonnen, und fängt Ihr Herr Gemahl an in der That gefährlich zu werden, ſo ſtützen wir uns auf ſeine böswillige Abſicht, Sie zu verleumden, wodurch er ſich ſtrafbar gemacht.

3.

Indeſſen verzögerte ſich Victor's Geneſung. Heute ſchien er wohlauf und luſtwandelte um die Mittagsſtunde mit den Damen im Parke. Abends hatte er wieder Fieber, phantaſirte bis zur Raſerei und Bertha allein vermochte ihn zu beruhigen.

Hiezu kam, daß der alte Herr auf Wüſterode die Geduld verlor und ſeinen Sohn zu ſehen begehrte, widrigenfalls er mit ſeinem Fluche drohte.

Die Räthin ſchrieb an den Amtmann:

„Beſſer iſt es, Victor bleibt. Mag der alte Herr thun was er will. Nur ſchweigen Sie, was auch der alte Herr beſchließen ſollte. Victor darf vor der Hand nichts erfahren. Sein Leben ruht in Bertha's Händen, die eigenſinnig auf eine Zuſammenkunft beſteht. Sie will ſich nicht als gnädige Gräfin auf Wüſterode einſchleichen. — Mag der alte Herr, wenn es ihm möglich iſt, hieher auf Coeur obſcur kommen, aber Victor ſoll nicht zu ihm, es könnte ihm das Leben koſten."

Bertha war anderen Sinnes. „Ich liebe ihn gewiſſenhaft!" ſagte ſie, „der Fluch ſeines Vaters darf ihn auch von ferne nicht treffen. — Lieber entſagen!"

Victor war völlig uneins mit ſich ſelbſt. Er wußte recht gut, daß er von dem Tage an, wo er ſich mit Bertha verlobt, ſeinen Vater gleichſam aufgegeben hatte. Doch wagte er nicht, der holden Braut zu widerſtreben, und entſchloß ſich, leidend wie er war, in Begleitung ſeines Arztes auf Wüſterode zu erſcheinen.

4.

An dem verhängnißvollen Tage früh Morgens verſammelten ſich die Bauern bei dem Schulzen Heidorn von Zerringen. Sie waren wohlberitten, hatten ihre Flinten auf dem Rücken und ihre Taſchen an den Hüften.

Alle Muſikanten aus Dörfern und Flecken waren beſtellt, und beſtiegen die drei- und vierfach beſpannten Korbwagen, um den Reiterzug durch alle Dorfſchaften, die zu durchſtreifen waren, zu trompeten, zu pauken, zu trommeln und zu pfeifen.

Vor Wüſterode ſtiegen die Muſikanten ab, und marſchirten dem Zuge voran, die leeren Wagen folgten hinterher.

So langten ſie vor dem Schloſſe an, die Bauern ritten auf, in Reih und Glied und brachten dem alten geſtrengen Herrn ein Vivat. Hierauf folgte ein gellender, ſchmetternder, wirbelnder Tuſch und das hielten die Pferde noch aus. Als aber Alle auf einmal ihre Flinten abſchoſſen, da wurden die Pferde wild, tanzten, bückten und bäumten ſich und wollten ſich nicht wieder zufrieden geben. Die Muſikanten und ihre Inſtrumente waren in Noth und Gefahr.

Der alte Herr lag noch im Bette. Ulrich mußte gehen und fragen: Was das zu bedeuten habe?

Nach einer guten Weile kehrte er wieder.

— „Dero Saſſen bringen dem geſtrengen Herrn ein Lebehoch und bitten um gnädige Erlaubniß, dem jungen gnädigen Herrn entgegen reiten zu dürfen, um ihn zu bewillkommnen und auf's Schloß zu geleiten."

Der alte Herr fühlte ſich darob geſchmeichelt. „Verwehren kann ich es ihnen nicht," ſagte er, „und für Victor iſt es eine gute Lehre. Es wird ihn zur Einſicht bringen, daß es kein Kleines iſt, enterbt zu werden. — Ulrich laß die Leute gut bewirthen!

— — Die Bewirthung jedoch wurde abgelehnt. Man wollte den jungen gnädigen Herrn nicht verſäumen; auch hatte man Lebensmittel genug bei ſich, theils in den Halftern, theils auf den Muſikantenwagen.

Dieſe wurden in einiger Entfernung vom Schloſſe wieder beſtiegen und der Zug begab ſich auf die Straße nach Wunsdorf.

5.

Victor langte an.

Er war bleich und abgehärmt. Von ſeinen Verletzungen war er kaum geheilt. Aber ſein Inneres blutete noch und deutlich war ſein Schmerz in den leuchtenden Blicken und leidenden Zügen zu leſen.

Man ehrte dieſen Schmerz und überhob ihn der Anrede, auf die man ſich vorbereitet hatte. Ein Vivat wurde ihm gebracht, begleitet von einem gewaltigen Tuſch. Auch das Abfeuern der Flinten unterblieb, denn Victor verbat es ſich. Er ſah, wie die Pferde ſchon die Ohren ſpitzten, auf die Stange biſſen und an den Zügeln zerrten.

Victor war noch ſehr leidend und mußte langſam fahren. Der Zug begleitete ihn in aller Stille.

„Willkommen auf Ihrem Grund und Boden!“ begann der Arzt im Wagen neben ihm. „Wie fühlen Sie ſich, Herr Graf?“

— „Unter allen dieſen Dächern, die rechts und links an uns vorüber ziehen bis zu meinem Schloſſe und viel weiter noch hinaus darüber, wird mein Name geliebt, geehrt und geſegnet. Ich war ſtets ein milder und gerechter Herr. Zwar ſtreng und feſt in meinem Willen, dafür aber habe ich auch kräftig das allgemeine Wohl gefördert und befeſtigt. Nichts war mir zu gering, um es außer Acht zu laſſen. Ich habe Zwiſtigkeiten ausgeglichen, und dem, der meiner bedurfte, Rath und That und Hülfe nie zurückgehalten. Ich habe an Freuden- und Trauerfeſten Theil genommen, wenn ich auch auf Augenblicke nur mich zeigte, und auf öffentlichen Luſtbarkeiten pflegte ich, um mich den Krämern gefällig zu erweiſen, welche mir ihre Marktplätze ja theuer genug bezahlen, die Kinderchen zu beſchenken, die laut ſchreiend und hochaufſpringend ſich zuſammenriefen, um meine Ankunft zu feiern. — Thue ich Recht, tauſende von Seelen, die mich ſchmerzlich vermiſſen werden, ihrem Schickſale zu überlaſſen?“

— „Beunruhigen Sie ſich deshalb nicht, Herr Graf! Hoffen wir vielmehr das Beſte.“

— „Hoffen? — Was gäbe ich darum, wenn ich mich beunruhigen könnte! — Das eben erſchreckt mich, daß ich für alles gleichgültig bin. Wie manches Plätzchen hier erinnert mich an meine Knabenſpiele, an Jagdthaten, Reiterabenteuer und heut iſt mein Grund und Boden ein ſehr langweiliger Erzähler, der mir alte abgedroſchene Mährchen auftiſcht. — Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie eng und beklommen mir in der Gaſtſtube des Poſthauſes ward, wo ich doch ſonſt ſo manches heiteres Rendez-vous mit meinen Gutsnachbaren gehabt, und eben ſo verödet, verdüſtert und verengt wird mein Stammſchloß mir vorkommen. — Was früher meine Welt war, hat heute keinen Reiz mehr für mich. Die weitläufige breite Pracht der Reſidenz hat mich verwöhnt und — — das natur- und kunſtſchöne Coeur obſcur. Hier glänzt die Sonne matter und iſt die Luft trüber, als dort in meinem Paradieſe."

— „Herr Graf! Sie, der ſo eben über Mangel an Beunruhigung klagte, erregen ſich jetzt unnützerweiſe."

— „Gönnen Sie es mir!"

— „Schonen Sie Ihre Kräfte! Sie wiſſen, was Ihnen bevorſteht!"

— „Sie kennen nicht den Wuſterode. Er hat vielen Muth und wenig Selbſtvertrauen. — Wir ſind zaghaft, bevor es gelten ſoll und ſtark, wenn es gilt. So iſt mein Vater auch. Geben Sie Acht. Er hat eben ſo viel gelitten wie ich. Aber kommt es zum Treffen, ſo iſt alles vergeſſen. Es wird ein fürchterlicher Auftritt werden."

6.

Sie erreichten das Schloß. Victor fühlte ſich ſo ergriffen, daß er gleich nach ſeinen Zimmern fragte, wo er mit ſeinem Arzt ſich einſchloß.

— „Doctor!" begann er hier, „ich fange an beſorgt zu werden. Meine Anweſenheit erregt Spannung und Aufruhrluſt. Die Bauern verhalten ſich jetzt freilich noch ſtill. Allein ich kenne das, und weiß, es kann ernſthaft werden."

— „Sie haben die gewünſchte Aufregung und ich gönne Sie Ihnen von Herzen. Sie iſt Ihnen heilſam. Ihre Apathie unterwegs ängſtigte mich in der That ein wenig, und ſeitdem Sie ſich auf Ihrem Grund und Boden befinden, gefallen Sie mir beſſer."

— „Mein Gewiſſen regt ſich! Ich durfte nicht herkommen. Um ehrlich zu bleiben, durfte ich meinen Vater nicht wiederſehen. Mein Amtmann hat mich nachdrücklich gewarnt und der junge Hartung gab mir denſelben ſchlauen Rath: — „Bleib, wo Du biſt. Dein Vater iſt alt, und Du bettlägerig. Raffe Dich nicht auf, denn er iſt im Vortheil. Geh nicht zu ihm, denn er iſt unverſöhnlich. Laß ihn zu Dir kommen. Dein Engel wird ihm imponiren und vor der Dame, Deiner Mutter, wird er vollends als Schulknabe daſtehen. Du haſt einmal „A“ geſagt; folglich mußt Du auch „B“ ſagen. Du haſt Dich einmal ohne ſein Wiſſen verlobt, alſo laß ihn jetzt thun, was er will.“ Es waren kluge Worte und ähnliches ſagte meine ſchöne Mutter: „Setzen Sie ſich nicht aus; denn Sie wiſſen, was Sie meiner Tochter ſchuldig ſind. Ihrethalben hat ſie ſich von ihrem Vater losgeſagt. Vergelten Sie Gleiches mit Gleichem. Aber nicht von Angeſicht zu Angeſicht und vergeſſen Sie nicht, daß Sie nicht in demſelben Rechte ſind, wie meine Tochter.“

— „Auch ich habe Sie gewarnt, doch leiden Sie mehr pſychiſch als phyſiſch und deshalb mußte ich es Ihnen erlauben, unter meiner Obhut es zu wagen.“

— „Sie meinten, es wird mir heilſam ſein?“

— „Es blieb nichts anderes übrig, um einer Gehirnentzündung oder einem Nervenſchlag vorzubeugen.“

— „Nein! Nein! Ich hätte guten Rath befolgen ſollen. Ich wollte es ja auch! Doch: Man kann nicht zweien Herren dienen!“

— „Und was hinderte ſie?“

— „Sie war dagegen. Sie ſchickt mich heute zu meinem Vater. Sie begnügt ſich nicht mit ihrer Schönheit, Anmuth und Holdſeligkeit mich zu bezaubern. Auch ihren Geiſtesadel ſoll ich anbeten. Und hier bin ich nun als Affe ihrer Jugendluſt. Ich ſetze meine Bertha auf's Spiel. Ich werde ſie verlieren. Mir bleibt nichts übrig, als den Soldatentod auf irgend einem Schlachtfelde zu finden, den meine Brüder ſtarben. — Ich möchte mich ſelbſt beweinen. Ich könnte ſo glücklich ſein!“

— „Wenn der Kleinmuth eines Wüſterode vor dem Treffen ſeiner Kraft im Treffen die Wage hält, ſo kann ich, Herr Graf, im Voraus zu Ihrem heutigen Siege Ihnen Glück wünſchen.“

Da krachte plötzlich eine Flintenſalve, die Bauern jubelten und die Muſik fiel ein.

— „Mein Glückwunſch iſt beſtätigt,“ ſagte der Doctor.

⁂

Der Amtmann machte heut im Schloſſe die Honneurs. Er kannte den Geſchmack der Bauern und hatte für eine reiche Bewirthung geſorgt.

Große Tiſche waren im Schloßhofe gedeckt und mit kalten Speiſen und vollen Flaſchen reichlich beſetzt. Jeder konnte nach Gefallen zugreifen.

Bevor man ſich aber dazu entſchloß, wollte man erſt die Pferde im nahen Dorfe unterbringen.

In einiger Entfernung vom Schloſſe mußten die Muſikanten abſteigen und die Rückkehr der Bauern erwarten, welche davonjagten. Die leeren Wagen folgten ihnen.

Die Bauern kehrten bald zurück, die Flinten auf der Schulter. Die Muſikanten traten an ihre Spitze und als ſie den Schloßhof erreicht hatten, feuerten ſie ihre Flinten ab, brachten dem alten geſtrengen Herrn ein jauchzendes Vivat, begleitet von gellender Muſik und hierauf eben ſo dem jungen gnädigen Herrn.

Das war die Salve, die wie ein glückliches Omen Victor's trübſeliges Geſpräch mit ſeinem Arzte unterbrochen.

Hierauf begaben ſich die Schulzen der zehn Wüſterodeſchen Dorfſchaften in's Schloß und hielten, wie es verabredet war, um die Gnade an, dem feierlichen Acte beiwohnen zu dürfen, welches ihnen aber rundweg abgeſchlagen wurde.

Aufgebracht kehrten ſie zu ihren Bauern zurück, allein der Amtmann folgte ihnen auf dem Fuße.

— „Gevattersleute! Wie könntet Ihr Euch nur einbilden zugelaſſen zu werden? — Iſt das die ganze Weisheit, die Ihr geſtern ausgeklügelt? Kennt Ihr den alten Herrn nicht beſſer? — Die ſieben Zeugen, die er beſtellt hat, ſind lauter Edelleute; denn nur Edelleute ſind würdig, ſolch ein Teſtament zu bekräftigen. Andere Menſchen verſtehen ſo etwas gar nicht."

— „Iſt der Freiherr von Hartenſtein dabei?" fragte Heidorn.

— „Behüte! Wohin denkt Ihr? der iſt in den Augen des alten Herrn vermöge ſeiner Geſinnung gar kein Edelmann mehr. Er iſt der Urheber alles Uebels und wie der alte Herr glaubt, der Verführer des jungen gnädigen Herrn. — Aber ich bin dabei und ich laſſe meinen Grafen Victor nicht im Stiche. Er hat mich hier als Amtmann eingeſetzt. Er will meine Nichte heirathen und mein lieber Neffe werden. Er ſteht mir näher als Euch. — Wollt Ihr mir vertrauen? Kann ich mich auf Euch verlaſſen, wenn etwas vorfallen ſollte?"

Die Dorfſchulzen ſahen ſich mit Blicken des Einverſtändniſſes und der Billigung an und Heidorn nahm das Wort.

— „Herr Amtmann! Sie ſind ein Freund der Bauern und des jungen gnädigen Herrn. Habe ich ein ſpitzes Wort geſagt, ſo war es nicht böſe gemeint."

— „Graf Victor hat einen großen Fehler gemacht," fuhr der Amtmann fort. — „Er iſt gekommen! — Wäre er fort geblieben, ſo hätte der alte Herr auf keine Weiſe was ausrichten können. Allein er iſt gekommen und ich weiß leider! in welcher Abſicht. — Nunmehr kann es ernſthaft werden — Ihr ſeid nun einmal hier. Ich bin drinnen, Ihr draußen — Wollt Ihr mir beiſtehen, wollt Ihr mir zu Hülfe kommen, wenn es Noth thut?"

— „Mit Gut und Blut!"

— „Nicht doch, in aller Ruh und Ordnung! Thut nichts Anderes, als was ich ſage und tretet nicht eher auf, als bis ich Euch rufe. — Schonet einen fünfundſiebzigjährigen Greis! — Er wird mit uns Edelleuten ſchon genug zu thun haben, denn wir Alle ſind für den Grafen Victor. — Wer weiß, ob Ihr überhaupt nöthig ſein werdet. Ihr ſeid, wenn wir nichts ausrichten, das letzte Mittel, den alten Herrn mürbe zu machen."

— „Herr Amtmann," frogte Heidorn, „wie können wir dem Grafen Victor nützen?"

— „Zuerſt legt Flinten und Taſchen ab. Es ſchickt ſich nicht, in dieſem Schloſſe bewaffnet zu erſcheinen."

Augenblicklich ſtellte Heidorn ſein Gewehr bei Seite und entledigte ſich ſeines Holſters.

Alle Anderen folgten ſeinem Beiſpiele.

— „Und nun, Gevattersleute, Keiner gehe vom Flecke, und ſollte es bis Mitternacht währen. — Das Wetter iſt gut, man kann es im Freien aushalten; für den Fall aber, daß ein Ungewitter aufzieht, ſo tretet unter: in die Ställe, in die Schloßhalle, wohin Ihr wollt. — Laßt Euch nicht abweiſen, ſondern erklärt in aller Ruhe und Gelaſſenheit, daß Ihr nicht eher vom Flecke gehet, als bis Ihr wißt, was aus Euch geworden iſt."

— „Brav geſprochen, Herr Amtmann!" rief Heidorn. „Die Hände möchte ich Ihnen küſſen! Wir verhalten uns ruhig und Keiner weicht vom Flecke und ſollte es währen bis zum jüngſten Tage."

8.

Die Ahnengallerie war der Schauplatz, auf welchem ſich der feierliche Act begeben ſollte, und dahin führte der Amtmann Victor.

— „Herr Graf," entſchuldigte er ſich, „der geſtrenge Herr hat es ſo vorgeſchrieben.

— „Ich habe nichts dawider.

— „Trotz aller meiner Warnungen ſind Sie dennoch gekommen.

— „Der Arzt hat es mir erlaubt. Ich konnte die Ungewißheit nicht länger ertragen, und eine andere Perſon wünſchte es auch."

— „Hier ſoll der Act ſtattfinden. Und wiſſen Sie warum?"

— „Nein!"

— „Um Sie zu beſchämen. Dieſen, von Ihnen aufgeſchmückten Saal, hat Ihr geſtrenger Herr Vater baar bezahlt."

— „Ihre liebenswerthe Couſine hat ihr Conto verlangt, um es quittirt hieher zu ſenden."

— „Der geſtrenge Herr Vater jedoch hat den Betrag umgehend eingeſendet. Es machte mir Mühe, die Summe aufzubringen, allein die Bauern öffneten bereitwillig Kiſten und Truhen, denn es galt unſerem geliebten Grafen Victor."

— „Ich weiß es und das Geld kam uns auf Coeur obſcur ſehr gelegen.

— „Mit Bedauern ſehe ich, Herr Graf, daß Sie der blühende glückliche Victor nicht mehr ſind, der Sie waren. Und der Auftritt, der Ihnen bevorſteht, hat zum Zwecke, Sie auf's Tiefſte zu demüthigen. — Erwarten Sie keine Schonung von Ihrem geſtrengen Herrn Vater. Lange genug hat er ſich von aller Welt abgeſperrt, um in der trübſeligſten Einſamkeit ſeiner Gemächer ein ſauberes Plänchen auszuhecken. — Nur Edelleute ſind zu Zeugen beſtellt. Zuerſt der Landrath von Ringleben. (Er fügte die Namen von fünf anderen hinzu und fuhr fort:) — Der ſiebente bin ich. — Das freilich kann nicht ſchaden, denn wir alle ſind für Sie und mißbilligen das Benehmen des alten Herrn auf's Höchſte! — Denken Sie nur, unter Anderen iſt auch Ihr geſtrenger Oheim Herr Erwin Wäſterode-Segenfeld geladen, um als nächſter Agnat der Handlung beizuwohnen. — Der alte Herr will ſicher gehen, und Ihr geſtrenger Herr Oheim ſoll durch ſeine Anweſenheit darthun, daß er die Erbſchaft, welche Ihnen entzogen wird, anzunehmen bereit ſei. — Geſtehen Sie, daß das etwas ſtark iſt! — Zwar hat der Graf Erwin abſagen laſſen, er ſelbſt will ſich nicht dazu verſtehen, eine ſo traurige Rolle vor Ihren Augen zu ſpielen. — Er hat aber, was noch weit ſchamloſer iſt, ſeinen Juſtitiar hergeſchickt nebſt ſeinem Anwalt, dem Doctor Arnold, den ſchlaueſten und verwegenſten Schuft unter der Sonne! — Nun? Wie gefällt Ihnen das Alles?“

— „Ich danke Ihnen, lieber Koblang, daß Sie mich hierauf vorbereitet haben.“

— „Befehlen Sie noch eine Erfriſchung?“

— „Gar nichts! — Nur Ruhe! — Ich muß mich ſammeln.“

— „Leider muß ich Sie noch einmal beunruhigen. Ich habe vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß der Senior der Kirchſpiele, der Paſtor von Roſendorf, der Sie getauft und confirmirt hat, ebenfalls hieher beſtellt iſt, um der Handlung beizuwohnen. Zuvor aber ſoll er Ihnen in's Gewiſſen reden. Er wartet, daß ich ihn rufe. Sind Sie geſonnen, ihn zu hören?“

— „Es kann nichts ſchaden, aber auch nicht helfen.“

— „Es ſteht in Ihrem Willen, ob ich ihn rufen ſoll oder nicht. — Ich rathe Ihnen nicht dazu. — Sie ſind leidend, ſchonen Sie ſich! Ihr geſtrenger Herr Vater wird Ihnen ſchon genug zu ſchaffen machen.“

— „Rufen Sie ihn immerhin.“

Der Amtmann ging, um den Paſtor herzuſenden. —

9.

Der Paſtor Senior in vollem Ornate trat in den Saal.

— „Herr Graf, mich ſendet Ihr geſtrenger Herr Vater. Nachdem er wochenlang einſam in ſeinen ſtillen Gemächern gelebt, bin ich heute der Erſte und Einzige, den er endlich einmal wieder vor ſich ließ. Ich bin von ihm beauftragt, Sie zu befragen: Ob Sie immer noch bei Ihrem Vorſatze beharren?“

— „Was ich gewollt habe, will ich noch.“

— „Sind Sie gekommen, ihm das in's Angeſicht zu ſagen?“

— „Ich bin gekommen, ſeinen Fluch zu meiden, mit dem er mir gedroht hat, wofern ich mich heute nicht vor Sonnenuntergang ſtelle.“

— „Ich bin ferner von ihm beauftragt, Ihnen zu ſagen: daß, wofern Sie bei Ihrem Vorſatz bleiben, Enterbung Ihnen bevorſteht.“

„Mag er mich enterben, wenn er will. Auf meinen unbedingten kindlichen Gehorſam kann er ſich verlaſſen.“

— „Und wenn er Sie auch Ihres Namens beraubt, wenn er Ihnen befiehlt, ſich ferner nicht mehr Wüſterode zu nennen?“

— „Der Name thut nichts zur Sache, geſchweige zur Perſon.“

— „Allein er hat weder die Macht noch das Recht dazu. — Noch weiß er es nicht; bisher konnte niemand es ihm ſagen, weil niemand zu ihm durfte, und heute wird es ihm niemand ſagen, um Sie und ihn zu ſchonen. Wären Sie etwa gekommen, ihm fühlen zu laſſen, wie wenig Sie ſeiner Enterbung zu fürchten Urſache haben?“

— „Ich bin gekommen, ihm zu ſagen: daß ich bereit bin, freiwillig auf ein Erbthum zu verzichten, was er mir mißgönnt oder mir zu entziehen Luſt hat.“

— „Ich verſtehe Sie nicht, Herr Graf! Sie wurden hinreichend gewarnt, hieher zu kommen. — Sie ſind noch ſehr leidend, das ſieht man Ihnen an. Das hätten Sie mit Fug und Recht als Vorwand brauchen können, nicht zu kommen.“

— „Ich liebe keine Vorwände.“

„Jedenfalls hätten Sie beſſer gethan, nicht zu kommen, als zu kommen.“

— „Herr Paſtor, ſagen Sie mir das im Namen meines Vaters?“

— „Haben Sie ſtets den Willen Ihres Vaters befolgt? Haben Sie alle ſeine Befehle pünktlich ausgeführt oder ausführen laſſen? — Weh Euch, Ihr Hochariſtokraten! — Ich kenne Euch, und zwar die vom Lande, ſie wachſen auf in der Gewohnheit zu befehlen und lernen nichts als ihren eigenen Willen haben. Mäßigung und Nachgiebigkeit iſt ihnen fremd.“

— „Warum ſagen Sie das nicht meinem Vater?“

— „Ich habe es ihm geſagt und er hat mir geantwortet, wie ſein Sohn. — Sie ſind halb geneſen und er altersſchwach, und gerathen Vater und Sohn an einander, ſo laſſen ſie nicht eher los, als bis ſie ſich gegenſeitig aufgerieben haben.“

— „Welch einen Anlaß gab ich Ihnen zu ſolchem Argwohn?“

— „Leicht möglich, daß Ihr geſtrenger Herr Vater Sie heute beleidigt.“

— „Er bleibt mein Vater.“

— „Es werden Edelleute zugegen ſein.“

— „Wenn er mir meinen Namen raubt, bin ich kein Edelmann mehr. — Ich bin auf Alles gefaßt, beſtellen Sie das meinem Vater.“

— „Nein, Herr Graf! Mein Amt iſt Frieden ſtiften, nicht aber den Zwiſchenträger abzugeben und Haß und Zwietracht anzuſchüren. Ich gehe, Ihrem geſtrengen Herrn Vater zu melden, daß Sie von einer lebensgefährlichen Verletzung kaum geneſen, immer noch ſehr fieberiſch erregt ſind. Ich gehe, ihn zu väterlicher Milde und gottergebener Geduld zu ermahnen und ihm vorzuſtellen: Unſer allgütiger Herrgott gab nicht zu, daß Abraham ſeinen einzigen Sohn dem allerheiligſten Schöpfer ſchlachtete. Möge auch er ſeinen einzigen Sohn nicht den Götzenbildern in dieſer Ahnengallerie zum Opfer bringen. — Ihnen aber ſage ich, Herr Graf, überſpanntes Selbſtbewußtſein und Tugendſtolz ſind kein

Chriſtenthum. Und wenn ſchon edle Menſchen aus zärtlicher Schwärmerei dermaßen ſich verirren, ſo ſei Gott den gemeinen Seelen gnädig, die aus laſterhaften Trieben ſich verſündigen.“

So ſprach der würdige Geiſtliche, verbeugte ſich und ging.

10.

Der Amtmann führte die ſechs mit ihm als Zeugen berufenen Edelleute ein. Der Juſtitiar von Segenfeld und die beiden Juſtitiare der weitläufigen Hohenbrückſchen Güter, welche zwei Gerichte hatten, folgten nebſt ihren Schreibern, und endlich auch der Doctor Arnold.

Alle verbeugten ſich tief vor dem jungen Grafen und nahmen nicht eher Platz, als bis er ſich niedergelaſſen hatte.

Die Schreiber ordneten den grünen Tiſch, an welchen ſich der Amtmann, die Juſtitiare und die Schreiber ſetzten.

Victor, ſinnreich und poetiſch geſtimmt wie immer, hatte ſeinen Platz unter dem Bilde ſeiner ſchönen frühverſtorbenen Mutter gewählt.

Das Bild prangte in friſcher Farbenpracht und in einem breiten Goldramen, umgeben von allerlei phantaſtiſchen Zierrathen. Victor hatte, ungeachtet ſeines hohen Wuchſes, doch faſt weibliche Geſichtszüge, welche ſein Leiden heute noch weicher machten. Die Aehnlichkeit mit dem Bilde ſeiner Mutter war auffallend, nur daß das Bild geiſtlos, zierlich und gutmüthig unbedeutend lächelte, während er ſchmerzensbleich und ernſtbeſorgt der Entſcheidung ſeines Schickſals entgegen harrte. — Es ſchien, als habe ſich der tiefbekümmerte Sohn in den Schutz der zierlich lächelnden Mutter begeben, deren Seele jetzt einer anderen Welt angehörte, wo man die irdiſchen Sorgen und Schmerzen vielleicht eben ſo harmlos belächeln kann.

Es verging lange Zeit, bevor der alte Herr erſchien Seine Diener trugen ihn die Treppe hinauf und ſchoben ihn mit ſeinem Rollſeſſel in den Saal. — Von Neuem erhoben ſich Alle. Er dankte verbindlich, gönnte aber Victor keinen Blick.

Die Acte war bereits aufgeſetzt und wurde verleſen.

„Haſt du gehört, Victor?" fragte der alte Herr.

— „Jedes Wort, mein Vater!"

— „Das Wort eines Wüſterode-Hohenbrück iſt unantaſtbar."

— „Auch ich bin ein Wüſterode-Hohenbrück und mein Wort hat meine Verlobte."

— „Schamloſer!", rief der alte Herr. „In meiner Gegenwart wagſt Du, dieſe Dirne Deine Verlobte zu nennen?"

— „Ich bin eben ſo wenig ſchamlos, wie ſie eine Dirne!" entgegnete Victor gelaſſen.

Der dicke Amtmann aber begann ſehr nachdrücklich: „Geſtrenger Herr! Es ſind hier Edelleute zugegen, vor denen die Tochter meiner Couſine, die ſchon ſo manchen hochfahrenden Cavalier, ſeiner vornehmen Abkunft ungeachtet, abgewieſen hat, keine Dirne genannt werden darf."

Der alte Herr ſah ſeinen charmanten Amtmann groß an. Victor aber legte ſich in's Mittel.

— „Herr von Koblang! Ich ganz allein habe das Recht, meine Braut zu vertheidigen, und geſtatte es keinem anderen."

— „Halten zu Gnaden! gnädiger Herr. Ihre Braut hat nicht aufgehört, meine Nichte zu ſein."

— „Und Sie wollen mir wehren, ſie zu nennen, wie es mir beliebt?" fragte zornig der alte Herr.

— „Geſtrenger Herr! Ich will und kann Ihnen nichts wehren. Wer aber ſeine letztwillige Erklärung nur von Edelleuten bekräftigt ſehen will, der ſolle einer unbeſcholtenen jungen Dame die ihr gebührende Achtung, oder ein Edelmann wird ſich zurückziehen und der geſtrenge Herr Graf wird ſich genöthigt ſehen, ihn durch einen Bürgerlichen zu erſetzen."

Hiemit erhob ſich der Amtmann, als warte er nur auf eine Antwort, um ſeine Drohung zu erfüllen, und der alte Herr beſann ſich, ob er ihn nöthigen ſollte zu bleiben oder nicht.

So entſtand eine Pauſe, und der Doctor Arnold fand Gelegenheit, das Wort zu nehmen.

„Ich muß Sie aufmerkſam machen, geſtrenger Herr! daß der gnädige Herr Sohn mittelſt einer Inclination zu einer jungen Dame, wenn auch nicht vom Stande, doch von Diſtinction, die Majoratsfolge durchaus nicht verwirkt haben kann. Die Befürchtung, der gnädige Herr Sohn könne ſich in Zukunft einmal mesalliiren, iſt alſo durchaus kein Grund, hochdenſelben zu enterben, weshalb die ſo eben verleſene Schrift höchſtens für einen letztwilligen Wunſch, niemals aber für eine letztwillige Erklärung gelten kann, die durch Zeugenunterſchriften auf irgend eine Weiſe Rechtskraft gewinnt."

„Was höre ich", rief der alte Herr befremdet.

Und die Edelleute ſahen ſich betroffen an und warfen dem Doctor zornige Blicke zu.

Dieſer fuhr gelaſſen fort: „Es iſt die Wahrheit, und mein Herr College, Juſtitiar von Hohenbrück, welcher dieſe Schrift aufgeſetzt und verleſen hat, wird dieſes einräumen und beſtätigen."

„Juſtitiar!" rief der alte Herr. „Hat die Schrift Rechtskraft oder nicht."

Der Juſtitiar war in der größten Verlegenheit. — „Geſtrenger Herr! Ich habe dieſe Schrift nach dero eigenen Worten aufgeſetzt und kann nichts thun, als gehorchen."

„Das heißt mit anderen Worten", fügte der Doctor dreiſt hinzu, „die Patrimonialgerichte verfahren voluntariſch und was die höheren Behörden dazu ſagen, kümmert ſie nicht."

„Giebt es denn keine Treu und Redlichkeit mehr in der Welt", zürnte der alte Herr. „Juſtitiar, antwortet auf Ja! oder Nein! Hat meine von Euch aufgeſetzte gerichtliche Erklärung Rechtskraft oder nicht."

— „Nach meiner Anſicht fehlt nur die Unterſchrift des geſtrengen Herrn Grafen und der gnädigen Herren Zeugen, damit ſie rechtskräftig ſei. Anders darf ich in meiner Stellung nicht denken und nicht reden."

„Mein Herr College, Juſtitiar von Hohenbrück", nahm der Anwald das Wort, „antwortet, wie er muß, wie ſeine Stellung es mit ſich bringt und wie jeder Andere in ſeiner Stellung auch reden würde. Denn, daß nächſt der Unterſchrift des geſtrengen Herrn Grafen und der gnädigen Herren Zeugen auch noch der Conſens des jungen gnädigen Herren Grafen als nächſter Agnat und einziger Blutserbe nöthig iſt, darf er nicht ſagen, um ſeine Amtspflicht nicht zu verletzen. Ich aber darf es nicht nur ſagen in meinem Charakter als unabhängiger Rechtsmann, ich muß es ſogar ſagen als Anwald des geſtrengen Herrn Grafen Erwin von Wüſterode-Segenfeld."

„Wer iſt dieſer Menſch?" fragte Victor, „der ſich erdreiſtet, hier ungefragt das Wort zu nehmen."

Der alte Herr warf ſeinem Sohne einen ſtrengen Blick zu. Dann wandte er ſich wieder an den Doctor. — „Redet! denn ich bin Herr hier!" —

Der Doctor ſprach: „Ich muß zuvörderſt die Frage des gnädigen Herrn Sohnes beantworten. — Ich bin der Doctor Juris Arnold, Anwald des geſtrengen Herrn Erwin Grafen Wüſterode-Segenfeld, welcher eingeladen wurde, bei der heutigen Teſtamentsaufnahme zugegen zu ſein, um den Willen des geſtrengen Herrn Teſtators zu unterſtützen, falls hochderſelbe geſonnen ſein ſollte, zu Gunſten meines hohen Clienten, über die Wüſterode-Hohenbruckſchen Beſitzungen zu verfügen. — Da nun eine ſolche Verfügung ohne den Conſens des gnädigen Herrn Sohnes nicht ſtattfinden kann, hat mein hoher

Client für gut befunden, nicht ſelbſt zu erſcheinen, in ſo fern ſeine Anweſenheit bei ſolch einer Handlung das Anſehen gewinnen könnte, als wolle er den gnädigen Herrn Sohn einladen, dieſen Conſens zu geben. Ingleichem, weil die Anweſenheit eines ſo nahen Agnaten den Zwiſtigkeiten, welche leider zwiſchen Vater und Sohn herrſchen, neue Nahrung geben dürfte. Er hat es daher vorgezogen, mich, als eine hier durchaus fremde und unbekannte Perſönlichkeit, herzuſenden, mit der ausdrücklichen Vorſchrift, Vater und Sohn auf dem Wege des Rechts und der gütlichen Verſtändigung zu vereinen und zu vergleichen, ein jegliches Mißverſtändniß aufzulöſen oder, wo es auftauchen ſollte, im Keime zu erſticken, und endlich alles zu beſeitigen, was Hader und Zwietracht erneuen könnte.

Die Edelleute wechſelten Blicke des Erſtaunens, der Doctor war durch dieſe ſchlaue Reden in ihrer Achtung geſtiegen und ſelbſt der dicke Amtmann, der dieſen Schelm kannte, fragte ſich heimlich: „Sollte er dennoch ein guter Menſch ſein?"

Dieſe günſtige Meinung ſchwand augenblicklich wieder, als der Doctor fortfuhr:

„Vater und Sohn ſind ſich ſo einig wie möglich. Nur haben ſie ſich gegenſeitig noch nicht verſtändigt. Der geſtrenge Herr Graf iſt durchaus nicht befähigt, befugt oder ermächtigt, den gnädigen Herrn Sohn einer reſpectablen Inclination halber, wenn ihn ſeine Jugend berechtigt, von der Majoratsfolge auszuſchließen. Wenn aber der gnädige Herr Sohn geſonnen iſt, auf ein Erbthum zu verzichten, ſo kann keine Macht auf Erden ihm dieſes Erbthum aufdringen wollen und ihn zwingen, es wider ſeinen Willen anzunehmen. Letzteres iſt hier der Fall. Die Inclination des gnädigen Herrn Sohnes iſt nämlich weit ernſterer und edlerer Art, als der geſtrenge Herr Graf ſich einbildet. Die diſtinguirte junge Dame, welche ſo glücklich iſt, von dem gnädigen Herrn Sohn angebetet zu werden, iſt durch Jugend, Körperreiz und Geiſtesgaben, ſeiner ſowohl, wie auch jeglicher Opfer, welche er ihr darzubringen gedenkt, im höchſten Grade würdig, und der gnädige Herr Sohn brennt vor Verlangen, ſich von allem loszuſagen, was ſeiner Inclination im Wege ſein könnte, und ſeinem Vater zu Füßen zu legen, was hochderſelbe für unvereinbar oder inconvenabel mit dieſer Inclination erachten ſollte: Unter der Bedingung freilich, daß der geſtrenge Herr Vater die Inclination des gnädigen Herrn Sohnes billigt und ſeinen Segen dazu giebt."

Betroffen ſah der alte Herr ſeinen Sohn an. — „Victor! Iſt es an dem?"

— „Frage mich nicht, mein Vater. Du haſt dieſen Mann zu reden befugt, und ſo lange er ſpricht, werde ich kein Wort verlieren."

Unaufgefordert fuhr der Doctor fort: — „Die Fälle ſind durchaus nicht ſelten, wo man zu Gunſten einer Inclination auf eine beträchtliche Erbſchaft verzichtet. Ich könnte geſchichtliche Beiſpiele anführen! — Beſſer aber iſt es, zu erwähnen, daß die diſtignirte und bildſchöne junge Dame, welche ſo glücklich iſt, das Herz des gnädigen Herrn Sohnes zu beſitzen, gleichfalls ihrem Vater ein Erbthum von nicht weniger als zehn Millionen — nicht, wie der gnädige Herr Sohn geſonnen iſt — zu Füßen gelegt; ſondern — weil ihr Vater an dem gnädigen jungen Herrn Grafen etwas auszuſetzen wagte — zu Füßen geworfen hat. Für den Fall nun, daß der gnädige Herr Sohn freiwillig auf die Majoratsfolge verzichtet, um ſie ſeinem Vater zu Füßen zu legen, nicht aber nach dem Beiſpiel der diſtignirten jungen Dame — was Gott verhüte — vor die Füße zu werfen; bin ich von meinem geſtrengen Herrn Clienten beauftragt, zu erklären, daß hochſelbiger geſonnen iſt, ſie anzunehmen, und ſomit iſt meine Sendung und Anweſenheit hier in deutlichen Worten erklärt und gerechtfertigt.

— „O Bertha, Bertha!“ ſeufzte Victor laut auf und dachte heimlich bei ſich: „Ueberſpanntes Selbſtgefühl und Tugendſtolz iſt kein Chriſtenthum. Du haſt geprahlt Bertha! während ich in aller Stille litt.“

Er gedachte nämlich jenes Briefes, den Bertha an Pauline geſchrieben und in dem ſie ihr ganzes Herz ausgeſchüttet hatte. Pauline hatte dieſen Brief ihren Eltern gezeigt. Der Miniſter hatte ihn Heinrich vorgelegt, dieſer ſeinem Vater Meldung davon gemacht und der Freiherr hatte ſeiner Gewohnheit nach dies alles weit und breit ausgeplaudert. —

Nach einer langen Pauſe begann der alte Herr: — „Victor! Iſt es an dem, ſteht es ſo mit Dir?“

— „Ja! mein Vater! — Dieſer Mann ſagt die reine Wahrheit!“

— „Gnädiger Herr Graf!“ wandte dreiſt der Doctor ein. „Falls Sie nicht geſonnen ſind, in Liebe und Güte ſich mit Ihrem geſtrengen Herrn Vater zu verſtändigen und zu vereinigen, ſo erklären Sie ſich, und meine Anweſenheit iſt hier vergebens.“

„Unverſchämter!“ rief Victor verächtlich. „Ich habe hier nur meinem Vater zu antworten und keineswegs Luſt, Ihnen Rede zu ſtehen.“

„Doctor!“ nahm der alte Herr das Wort. „Ihr ſcheint mir ſehr gut unterrichtet. Sagt an! Woher wißt Ihr das alles ſo genau?“

— „Geſtrenger Herr Graf! Hätten Sie ſich nicht Wochen lang in Ihren Gemächern ſelbſt gefangen gehalten, ſo würden Sie dieſe Frage nicht thun. Ich weiß nicht mehr als alle Anderen, und was auch ſämmtliche hier anweſende gnädige Herren wiſſen.“

— „Meine gnädigen Herren Gutsnachbarn!“ fuhr der alte Herr fort. — „Auch Sie wiſſen darum?“

Alle verneinten entſchieden und meinten, es wären Gerüchte, auf die nichts zu geben ſei. Den Doctor verfolgten ſie mit Blicken des Zorns und Widerwillens.

Victor war immer noch nicht wieder ganz er ſelbſt. Er war noch nicht heil von ſeiner Kopfverletzung, er fieberte und hiezu kam auch der ſtille ſchmerzliche Hader mit der Geliebten, die ihn wider ſeine Ueberzeugung bewogen hatte, ſich ſeinem Vater zu ſtellen.

„Keine leere Gerüchte, mein Vater!“ rief er. „Es iſt die Wahrheit! Auch wiſſen alle dieſe Herren darum und ſchweigen nur aus Schonung gegen Dich und mich. — Der Freiherr hat mich ſtets durch Heinrich auskundſchaften laſſen, um mich in der Umgegend herumzutragen.“

„Es iſt die Wahrheit?“ fragte zornig der alte Herr. „Biſt du hergekommen, meine letztwilligen Beſchlüſſe zu verhöhnen, oder gar, um mit mir zu handeln? — Ich ſoll meine Einwilligung und meinen Segen dazu geben, daß Du Dich encanaillirſt, und dafür willſt Du mir das Recht ertheilen, dich zu enterben? — Schämſt Du dich nicht, Victor, mir ſolch einen Handel anzubieten? Kennſt Du Deinen alten Vater nicht beſſer? — Wahrlich, Du haſt ſchon viel gelernt von Deiner neuen Judenſippſchaft.“ —

Empört erhob ſich Victor.

— „Ich bin gekommen, Deinem Fluche auszuweichen, mit dem Du mir gedroht haſt, in keiner anderen Abſicht. — Das Teſtament meines Vaters ſoll augenblicklich volle Rechtskraft haben.“

Er trat an den grünen Tiſch, ließ ſich die Schrift vorlegen und eine Feder reichen.

— „Vater! Ich ſage laut, was ich ſchreibe, willſt Du zuhören?“

— „Ich höre!“

— „Um Gottes willen!“ flüſterte der dicke Amtmann ihm zu. „Was haben Sie vor? Sie ſind ja doch ſonſt immer klug und beſonnen.“

— „Laſſen Sie mich!“ gebot Victor ungeduldig und ſchrieb, indem er jede Silbe laut ausſprach:

„Zu Ehren meiner vielgeliebten Verlobten, der

Jungfrau Amanda Bertha Franziska Rubland auf Coeur obſcur, verzichte ich auf Ehrenwort und Chriſteneid, freiwillig und ein- für allemal, ohne Einwand, Widerſpruch und Einrede: auf alles, was mein geſtrenger Herr Vater, dieſer Verbindung halber, laut obigem Teſtamente, mir zu entziehen geſonnen iſt: ſei es Beſitzthum, Baarſchaft, Rang, Titel, Wappen oder wie es ſonſt heißen möge, mit eingeſchloſſen mein Familienname, dermaßen: daß ich — der ich nächſt meinem Vater der letzte Wüſterode Hohenbruck bin und in mir dieſer Zweig erliſcht — zum letzten Male heut meines vollen Namens, meiner Titel und meines Wappens hiemit mich bediene, um obiges Teſtament durch Unterſchrift und Siegel als vollgültig zu erklären. — — Vater! Haſt Du gehört?"

— „Unglücklicher! Mach' ein Ende!"

Mit feſter Hand unterzeichnete Victor und drückte das Wappen ſeines Siegelringes darauf.

— „Victor! Iſt das Dein Ernſt?" fragte der alte Herr betroffen.

„Schau' mich an!" ſeufzte Victor beklommen. „Sehe ich aus, als ob ich ſpaße?"

Er trat zum Doctor und überreichte ihm die Schrift mit den Worten: — „Leſen Sie! Hat dieſes Teſtament jetzt Rechtskraft?"

— „Es fehlt die Unterſchrift des geſtrengen Herrn Teſtators und der gnädigen Herren Zeugen."

„Das iſt Ihre Sache nicht!" entgegnete Victor mit Strenge. — „Ich will es nicht tadeln, wenn die Erbſchleicherei dreiſt und offen zu Werke geht, doch räume ich ihr das Feld nur aus Verachtung."

— „Gnädiger Herr Graf! Nennen Sie nicht Erbſchleicherei, wenn ich in Ihrer Gegenwart mich auf Sie berufe. Meine Praxis iſt Gott ſei Dank groß genug, ſo daß ich nicht nöthig habe, nach ſolchen Aufträgen zu lungern."

— „Sie lungern ſo wenig danach, wie mein Oheim auf Segenfeld nach den Hohenbruck'ſchen Beſitzungen."

Ein leiſes Gelächter erfolgte. Wie tief verſchuldet Graf Erwin auf Segenfeld war, wußte Jedermann.

Stolz und ernſt fuhr Victor fort: — „Es liegt im Intereſſe Ihres Clienten, mithin auch in dem Ihrigen, mich mit meinem Vater zu entzweien. Denn, was mein Vater mir zu entziehen Luſt hat, gewinnt mein Segenfelder Oheim, und was mein Vater mir irgend gönnen ſollte, verliert er in ſeinem und Ihrem Sinne. — Ihre Sendung iſt vollendet, inſofern ich die letztwillige Erklärung meines Vaters anerkannt, genehmigt und als rechtskräftig beſtätigt habe. — Aber die Schrift iſt noch in meinen Händen, noch kann ich widerrufen. Doch ſoll mein Vater ſeinen Willen haben! Das heißt: Er ganz allein. Fremden Einfluß dulde ich nicht! Und wäre mein Segenfelder Oheim ſelbſt zugegen, ich wieſe ihm die Thür! — Auch zeugen Edelleute. Ihres Gleichen iſt daher völlig überflüſſig und vom Uebel. Alſo, meine Herren von Segenfeld! Gehen Sie! Augenblicklich! Ich befehle es Ihnen!

„Sie werden mir erlauben!“ wandte der Doctor ein, „mich bei Ihrem geſtrengen Herrn Vater zu verabſchieden, auf deſſen Verlangen ich hier bin!“

— „Nein, Sie gehen auf der Stelle! Ueberhaupt mein Herr! Wer ſind Sie? Ich kenne Sie nicht. Wo iſt Ihre Legitimation!“

— „Wünſchen Sie den Brief Ihres geſtrengen Herrn Oheim zu ſehen, in welchem er mich beſtellte, um mich hieher zu ſenden? Ich habe ihn bei mir.“

— „Sparen Sie ſich die Mühe. — Privatbriefe reſpectire ich nicht, und wenn Sie mich ungeduldig machen, ſo laſſe ich Sie einſperren!“

Der Juſtitiar von Segenfeld nahm das Wort: „Gnädiger Herr Graf! Sie kennen mich, und ich agnoſcire und bürge für den Herrn Doctor Arnold.“

— „Und ich laſſe Sie ganz einfach mit einſperren! Ich will Ruhe und Frieden auf meinem Gebiete haben, und noch bin ich nicht enterbt. Meine Bauern ſind in den

Harniſch gerathen. Sie haben ſich verſammelt, ſind bewaffnet und füllen den Schloßhof. Sie wollen nicht Segenfeld'ſch werden und das iſt kein Spaß. — Der Hovenbrücker Bauer zählt nicht immer mit dem Daumen und Zeigefinger, ſondern bedient ſich bisweilen auch der ganzen Fauſt. Ihnen, meine Herren, wird an Ihrer heilen Haut und Ihren geſunden Gliedern liegen. Wo nicht — wäre es mir unangenehm, wenn etwas vorfallen ſollte. Auch pflege ich niemals meine Befehle zu wiederholen, und meine Gefängniſſe ſind zwar luſtig und reinlich, jedoch für Honoratienen nicht eingerichtet. Meine Gerichtsfrohne und Jäger ſind ebenfalls nicht zahlreich. Sie können weder Sie noch meine Gefängniſſe ſchützen, und für alles, was geſchehen könnte, mache ich Sie verantwortlich und halte mich an Ihre Perſon."

Dieſe energiſche Drohung wirkte. Die beiden Rechtsmänner ſahen ſich verlegen an und wollten es nicht aufs Aeußerſte kommen laſſen. Sie erhoben ſich, um ſich zu verabſchieden.

„Ohne Umſtände!" gebot Victor. „Erſparen Sie ſich Höflichkeiten, die Ihnen Niemand erwidern wird!"

Dennoch verbeugten ſich beide vor dem alten Herrn, der aber ſein Angeſicht wandte, eben ſo auch vor den Edelleuten, die Ihnen mit den Händen winkten, fortzugehen.

Sie gingen endlich zur großen Befriedigung aller Anweſenden.

Victor überreichte die Schrift dem alten Herrn mit den Worten:

„Ich demüthige mich vor meinem Vater, vor keinem Anderen. Vor Dir, mein Vater, verleugne ich meinen Willen und gehe jetzt, um Dich nicht zu ſtören. Thu', was Dir beliebt."

Er wollte gehen. Allein der alte Herr rief: „Bleib'! Du warſt mir ſtets ein braver, lieber Sohn und Niemand ſoll zwiſchen uns treten, weder Dein hungrige

Oheim von Segenfeld noch der jüdiſche Börſenmann in der Reſidenz. Laß uns wie Vater und Sohn mit einander reden."

„In Gegenwart dieſer Herren?" fragte Victor.

— „Ja!"

— „Wie Du willſt!"

Er kehrte auf ſeinen Platz zurück und ſprach: — „Ich habe hinter Deinem Rücken gehandelt. Doch kann ich Dir dreiſt und offen in's Antlitz wieder ſchauen. Du weißt jetzt alles und haſt Deinen Willen."

„Victor!" begann der alte Herr mit ſanfter Stimme. „Ich habe Tag und Nacht keinen Schlaf mehr, und fallen mir wirklich einmal die Augen zu, ſo habe ich contrabunte wahnſinnige Träume. Hier in der Ahnengallerie iſt Tanzmuſik. Die Muſikanten ſitzen bei Oellampen und Talglichtern, wie in einer Dorfſchenke, und Seifenſieder, Lohgerber, Schuſter und Stallknechte, mit dem Schmutz und Geſtank ihrer Handtierung, walzen mit meinen Ahnmüttern in Toupets und ehrwürdigen Reifröcken, während meine Ahnherren in Rüſtung oder Hoftracht mit Allongeperücken: Trödelweiber und Höckerinnen ſpornklirrend im Kreiſe ſchwingen. — Nun kömmt das Schlimmſte! Ich bin auf dem Hochzeitsſchmaus bei dem Juden. Er trägt ſeine Orden und ſpeiſt von Silber und Gold. Es ſind gar ſeltſame Gerichte, die man künſtlich anfaſſen muß. Sie werden mit der Gabel ausgenommen, oder mit der Hand gebrochen, oder aus der Hülſe gezogen, oder aus der Schaale geſchlürft. Es ſind ganz beſondere Bruhen und Gallerte dazu, die ich nicht kenne. Ich wähle die eine ſtatt der anderen und ſtets die unrechte. Und Schwäger und Schwägerinnen, Vettern und Baſen lachen und ſchreien: „Schwiegerpapa! Großvater! und Onkel! und wollen mich liebkoſen und ich ſoll ſie küſſen. Canaillen! rufe ich, bleibt mir vom Leibe oder mich rührt der Schlag über Eure hundsföttiſche Sippſchaft. — Dann kichern ſie und ſpotten. — Der alte Herr vom Lande.

Er iſt nichts Gutes gewohnt. Er hat ſich an der Tafel des Millionärs übergeſſen! — Der Schlag wird ihn rühren."

— Laß uns Friede machen, Vater. Ich will bei Dir bleiben und nicht wieder von Dir gehen. Ich will Dich pflegen und warten, Dich zerſtreuen und aufmuntern und die ſchwarzen Grillen Dir vertreiben, welche Einſamkeit und Zimmerluft erzeugen. — Gebrechliches Alter kann es bei zärtlicher Sorgfalt und Pflege zu hohen Jahren bringen, und junge ſtarke Herzen können leicht vor Weh und Sehnſucht brechen. — O! Sieh mich an! Ich bin Dein glücklicher ſtarker Sohn nicht mehr — laß die Lebenszeit, die uns geſchenkt wird, uns nicht durch Zwiſt und Hader verbittern. — Stellen wir Gott die Entſcheidung anheim, wen von uns er zuerſt abruft, mich, Dich, oder — vielleicht auch — ſie."

— „Du willſt alſo nicht von der Dirne laſſen?

— „Von wem ſprichſt Du? Beſinne Dich! Ich kenne keine Dirnen."

— „Nun denn, von Deinem Mädchen."

— „Du hörſt ja! Ich will auf den Anblick ihrer Schönheit verzichten und den Duft und Athem ihrer Vollkommenheit entbehren, ſo lange Du lebſt. Mehr fordre nicht. Ich kann nicht mehr verſprechen."

— „Die Enkel des Juden Rubland können niemals geſtrenge Herren auf Wüſterode werden und — dafür werde ich ſorgen."

— „Thu was Du willſt. Enterbe mich, mache mich zum namenloſen Bettler. Du kannſt es mit einem Federſtrich. Ich laſſe Dir Deinen Willen, aber nach Deinem Tode will ich meinen eignen Willen haben und den laſſe ich mir nicht nehmen."

Der alte Herr deutete auf das Bild der früh verſtorbenen Gräfin. — „O meine unvergeßliche Clothilde! Der Sohn, den Du mir geboren; — ſo beleidigt er mich in meinem hohen Alter, und Dich in Deinem Grabe."

Victor erhob ſich und deutete ebenfalls auf das Bild: — „Dies ſchöne Bildniß antwortet für mich in ſeinem Lächeln. Es fragt Dich: Haſt Du mich geliebt oder nur meine Ahnen gezählt?"

— „Sie hatte vier und ſechzig Ahnen und war mir vollkommen ebenbürtig! ſeufzte wehmüthig der alte Herr.

— „So reden wir nicht weiter! Gott hat unſere Sprachen verwirrt. Ich fühle es. Ich bin ein anderer geworden, ſeit ich in der Reſidenz war, und wir Beiden taugen nicht mehr für einander. Du zählteſt die Ahnen meiner Mutter und ich verzichte zu Ehren meiner Bertha auf meine Ahnen und alles, was von ihnen herrührt und was Du mir hinterlaſſen kannſt. Mach Dein Teſtament. Ich kehre dahin zurück, woher ich gekommen bin."

— „Du wagſt es, den Namen Deiner Dirne in einem Athem mit dem Deiner edlen Mutter zu nennen?"

„Graf Wüſterode-Hohenbrück! Sind Sie ein Edelmann?"

— „Das fragt mein Sohn?"

— „Ich habe Sohnespflicht und Gehorſam geübt, ſo weit ſie reichen. Die Rechnung iſt geſchloſſen. Meine unbeſcholtene Braut darf nicht beleidigt werden, auch nicht von meinem Vater, oder ich will lieber aufhören, Edelmann zu ſein, als der Sohn eines ſolchen Edelmannes bleiben! — Graf Wüſterode-Hohenbrück, wir haben nichts mehr mit einander zu ſchaffen."

Stolzen Schrittes wollte er das Zimmer verlaſſen. Aber der alte Herr erhob ſich aus ſeinem Seſſel und ſtand aufrecht da. Er ſtreckte die zitternden Hände aus und ſchrie außer ſich:

„Verflucht ſeiſt Du! Baſtard! — Verflucht Deine Mutter, die mich betrog. — Verflucht die Dirne, an die Du Dich wegwirfſt."

Victor wandte ſich noch einmal um und trat ſeinem Vater gegenüber. Vater und Sohn maßen ſich mit feſten drohenden Blicken.

Victor begann: „Deines Fluches ſpotte ich. Das iſt kein Vaterfluch mehr, denn ich habe mich von Dir losgeſagt, und auf ſolche Flüche hört Gott nicht.

Er wandte ſich zum Bildniß ſeiner Mutter. — „Meine ſchöne, liebreich lächelnde Mutter, die ich nie gekannt habe. Vergib ihm. Er iſt altersſchwach und weiß nicht mehr, was er thut. Ich vergebe ihm auch, daß er mich elend gemacht hat. — Denn nun bin ich ja doch getrennt von ihr, die ich mehr liebe als mein Leben.“

Hiemit ging er und der alte Herr ſank kraftlos in ſeinen Lehnſtuhl zurück und rang nach Athem.

Ulrich wurde gerufen. Er ſollte den Arzt herbeſcheiden, der mit dem jungen Grafen gekommen war.

Doch kehrte er ohne den Arzt zurück.

Victor war in ſeinen Gemächern ohnmächtig geworden. Seine Kopfwunde hatte ſich wieder geöffnet und der Arzt, der von dieſer Zuſammenkunft alles befürchten zu müſſen glaubte, hatte ſeine Vorbereitungen auf alle möglichen Fälle hin ſorgfältig getroffen und durfte jetzt ſich nicht von ſeinem Lager entfernen.

11.

Der Amtmann benutzte dieſe Pauſe, um ſich fortzuſchleichen.

Er ging hinunter in den Schloßhof, wo immer noch die Bauern ſtill und ſtumm auf eine Entſcheidung warteten. Er winkte Heidorn herbei, dem er leiſe ſagte:

„Es iſt aufs Aeußerſte gekommen. Das war ein entſetzlicher Auftritt. Wer dergleichen nicht geſehen hat, kann ſich ſchwerlich einen Begriff davon machen. Vater und Sohn haben ſich einander aufgerieben; der eine liegt blutend im Bette, der andere keuchend im Lehnſtuhl.“

„Um des Himmels willen!“ rief Heidorn. „Der gnädige junge Herr iſt doch nicht in Gefahr?“

„Wer weiß! Der Arzt iſt bei ihm und läßt ihn zur Ader. Er giebt Hoffnung. Das Ungewitter, ſagt er, war unvermeidlich, jetzt iſt es wenigſtens überſtanden. — Noch iſt nichts entſchieden. Von dem alten Herrn aber iſt nicht viel Gutes zu erwarten. — Wir müſſen Zeit zu gewinnen ſuchen, damit wenigſtens heute das Teſtament nicht zu Stande kommt. — So wie er ſich zu erholen anfängt, wird der Landrath mit ihm reden und wir Uebrigen werden das Mögliche thun, ihn durch Widerſpruch zu ermüden. — Bleibt er hartnäckig, ſo müßt Ihr mir zu Hülfe kommen. Alsdann trete ich auf den Söller hinaus und rede Euch an. Was ich ſpreche iſt gleichgültig, und eben ſo, was Ihr mir antwortet. So wie ich aber den Söller verlaſſen habe, ſo faßt Ihr Euch fünf bis ſechs Mann hoch unter den Arm, dringt in's Schloß und geht gemeſſenen Schritts die Treppen hinan, wenn Ihr auch ein wenig poltert, das ſchadet nichts. Was Euch in den Weg kömmt, ſchiebt ihr ſanft bei Seite, enthaltet Euch aber dabei einer jeglichen Mißhandlung. Nur die zehn Herren Bauermeiſter mögen den Ahnenſaal betreten und in ehrerbietiger Entfernung hart an der Schwelle ſtehen bleiben. Die Flügelthüren bleiben weit offen, damit die Bauern, welche den Corridor beſetzt halten, ſehen, oder doch wenigſtens hören können, was ſich im Saale begiebt. Ihr, Gevatter Heidern, macht den Sprecher. Redet, wie es Euch ums Herz iſt. Laſſet aber auch die Ehrfurcht nicht aus den Augen, welche Ihr dem alten Herrn ſchuldig ſeid, und vergeſſet nicht, daß heute nichts gewonnen werden kann, als Aufſchub. — Ihr werdet mich verſtanden haben?"

— „Vollkommen!"

— „Theilt es den übrigen Gevattersmännern mit, ſchreibt ihnen genau vor, was ſie zu thun haben, damit ſie entſchloſſen, aber mit Mäßigung verfahren. Wenn der Bauer gemeinſchaftliche Sache mit dem Edelmann macht, ſo wird das, wie ich denke, ſchon ſeine Wirkung thun."

— Topp Herr Amtmann! Ich werde dieſen Vorſchriften pünktlich nachkommen, und ich weiß mich zu mäßigen, wie ſehr mir auch das Herz hier unter dem dritten Knopfe ſchwillt. Verlaſſen Sie ſich auf unſeren feſten und vorſichtigen Beiſtand."

Ein Händedruck beſtätigte dieſe Verſicherung und der Amtmann kehrte in's Schloß zurück.

12.

Der alte Herr hatte einen Becher Wein geleert und befand ſich wieder wohl.

„Juſtitiar!" hub er an. „Ich will unterzeichnen!"

Die Schreiber ſtellten einen Tiſch vor ſeinen Lehnſtuhl; die Edelleute ſahen ſich bedenklich an und der Juſtitiar tauchte eine Feder ein.

Der Landrath von Ringleben aber nahm ſie ihm aus den Händen, erhob ſich und überreichte ſie dem alten Herrn mit den Worten:

„Hier, geſtrenger Herr! Vollziehen Sie einen Act der Ungerechtigkeit und Willkühr, von dem man noch in ſpäten Jahren reden wird.

— „Was ſagen Sie?"

— „Herr Graf! Dieſes iſt Ihr letzter Wille nicht, dem ſie durch Ihre Unterſchrift Gültigkeit geben wollen, dieſe Schrift iſt in unſerer Gegenwart erſchlichen."

— „Erſchlichen?"

— „Ja! Und Sie ſind im Begriff, gemeinſchaftliche Sache mit Erbſchleichern zu machen. Erinnern Sie ſich nur, wie der Segenfelder Anwalt den Grafen Victor zu einem Conſens einlud in Form eines Vergleichs zwiſchen Vater und Sohn."

— „Ich laſſe nicht mit mir handeln."

— „Ganz recht. Auch der Herr Graf Victor iſt viel zu edel, um mit ſeinem Vater handeln zu wollen. Aus kindlicher Pietät hat er ſeine Rechte in Ihre Hände gelegt. Dieſe väterliche Gewalt hat Ihnen Ihr vertrefflicher Sohn ertheilt für Ihre Einwilligung, für Ihren Segen; und jedenfalls haben Sie das Recht verloren, von dieſem Conſens Gebrauch zu machen, weil Sie Ihrem edlen Sohne fluchten."

— „Herr Landrath, bin ich ein Edelmann?"

— „Wer zweifelt daran. Sie ſind eher zu viel als zu wenig Edelmann."

— „Nun wohl! Mein Stamm iſt entartet und ich tilge ihn. Gott helfe mir, ich kann nicht anders!"

Wirklich auch wollte er die Feder anſetzen. Allein der Landrath legte die Hand auf die Schrift.

— „Geben Sie mir die Feder wieder, Herr Graf. Sie iſt in Ihrer Hand ein gefährliches Werkzeug, gleich wie das ſcharfe Meſſer in der Hand der Kinder."

— „Wollen Sie mir Gewalt anthun?"

— „Nein. Ich will Sie zurückhalten von einer Gewaltthat, wodurch Sie Ihren herrlichen Sohn entadeln und ſich ſelbſt entehren."

— „Entehren ſagen Sie?"

— „Ja! Denn auch wir ſind Edelleute und unſerer ſieben von Ihnen eingeladen: Ihren letzten Willen zu bekräftigen. Nicht aber Zeuge eines Vaterfluchs zu ſein. Graf Victor kam, um Ihren Fluch zu meiden und deshalb entäußerte er ſich vor Ihnen ſeiner Rechte. Sie handeln nicht wie ein Edelmann, indem Sie ſeinen Conſens mißbrauchen. Kein Edelmann kann ſolch eine Handlung billigen und noch viel weniger ſie mit ſeinem Namen unterſtützen."

— „Er gab mir den Conſens freiwillig."

— „Allerdings! Sie aber können nicht durch Ihren Vaterfluch erwerben, was Kindesliebe und Gehorſam Ihnen darbietet. Auch hat Graf Victor ſich in unſerer Gegenwart von ſeinem Vater losgeſagt, mithin auch von allen Kindespflichten und damit auch hat er einen Conſens widerrufen, den kindliche Pietät ihm eingab auszuſtellen."

— „Ein Wüſterode-Hohenbrück nimmt nie ſein Wort zurück. Ich habe meinen Willen ausgeſprochen, Victor hat ihn beſtätigt; folglich gilt er. — Der Sinn, das Selbſtbewußtſein macht den Edelmann, der, was er beſitzt, gleichviel auf welche Weiſe er es erworben hat, zu behaupten wiſſen muß. Wer ſich ſein Recht aus den Händen winden läßt, der hat es verloren und iſt als Edelmann nicht werth, ein Recht zu haben."

— „Wir leben nicht mehr in den Zeiten des Fauſtrechts, wo das Ritterſchwert Geſetze gab. Wir ſind jetzt einem Schwerte der Gerechtigkeit unterworfen, welches, um unſere Rechte zu ſchützen, allerdings fragt, wie wir dazu gelangt ſind."

— „Hat etwa der Freiherr von Hartung auch Sie zu ſeinen neuen Adels-Ideen bekehrt?"

— „Nein! Ich nehme mich als Edelmann eines abweſenden Edelmannes an, der ſein Recht vor niemandem verleugnet außer vor ſeinem Vater."

— „Victor iſt kein Edelmann mehr."

— „Er iſt es noch, denn noch iſt er nicht enterbt, und Sie können ihn nicht enterben, denn er hat ſich von Ihnen losgeſagt und mithin alle ſeine Rechte wiedergewonnen. Nachdem er den Segenſelder Erbſchleichern ſehr nachdrücklich die Thür gewieſen, mußte er als Edelmann auf dieſe Weiſe ſich gegen den Vater benehmen, der ſeine Braut beleidigte. Der Edelmann darf im Beiſein von Edelleuten nicht die Braut eines Edelmannes beleidigen und das thaten Sie zu wiederholten Malen."

— „Herr Landrath, wie kann von dieſer — wie ſoll ich ſagen — von der Geliebten meines Sohnes hier zwiſchen uns die Rede ſein."

— „Das Mädchen von Marienburg und Philippine Wälſerin waren Kaiſerinnen, die Wittwe Scarron: Gemahlin des großen Ludwig XIV.; anderer nicht zu gedenken. Fräulein Bertha Ruhland iſt die Braut Ihres Sohnes. Zu Ehren ſeiner Braut hat er Ihnen den Conſens ausgeſtellt, und Sie haben ſie eine Dirne geſcholten. Sie gehen weiter als Kaiſer, Könige und Herzöge, welche ihre Baſtarde, ohne ſie zu legitimiren, in den Fürſten- und Grafenſtand erheben. Sie verfluchen Ihren einzigen rechtmäßigen Sohn als einen Baſtard? — Wenn Sie ein ſolches Teſtament machen, ſo dürfen Sie keine Edelleute als Zeugen dazu laden. — Rufen Sie Ihre Bauern! So bin ich als Edelmann geſonnen! — Jetzt fragen Sie die anderen Herren, was ſie dazu ſagen. —

— „Meine gnädigen Herren Zeugen", wandte ſich der alte Herr zu dieſen, „darf ich auf Ihre Unterſchriften zu meinem letzten Willen zählen oder nicht?"

Entſchieden verneinten es alle, einer nach dem anderen, bis die Reihe an den dicken Amtmann kam, welcher ſagte:

„Vermöge meiner Stellung zu dem geſtrengen Herrn und dem Grafen Victor darf ich mich nicht auf meinen Charakter als Edelmann berufen, um dem einen oder dem anderen Unrecht oder Recht zu geben, ſondern kann als Amtmann da, wo ich den Namen des geſtrengen alten Herrn und des gnädigen jungen Herrn erblicke, getroſt auch den Meinigen hinſchreiben!" —

„Wohlgeſprochen, mein charmanter Amtmann," rief der alte Herr.

— „Ich erlaube mir auch noch, hinzu zu fügen, daß es keinesfalls an Zeugen fehlen wird, falls die gnädigen Herren platterdings nicht wollen. — Wenn man keine Edelleute findet, ſo nimmt man mit Bauern vorlieb. Ich wage daher, dem geſtrengen Herrn in's Gedächtniß zurückzurufen, daß die zehn Bauermeiſter von Dero Dorfſchaften um die Gnade angehalten haben, bei dieſer feierlichen Handlung, welche über Ihre Zukunft entſcheidet, zugegen ſein zu dürfen. Sie werden es ſich zur hohen Ehre ſchätzen, wenn der geſtrenge Herr ſie würdigt, mit ihren bäueriſchen Unterſchriften Hochdero letzten Willen zu beſtätigen. — Sie ſind immer noch auf dem Schloßhofe, um ſich über das Befinden des Grafen Victor beruhigen zu können, der, wie ſein Arzt meint, lebensgefährlich darniederliegt. — Halten zu Gnaden, wenn mein Vorſchlag Ihnen mißfällig ſein ſollte. Ich habe als treuer Amtmann zu meinem geſtrengen Herrn geſprochen.“

— „Das haben Sie, mein charmanter von Koblang! Doch geſtehe ich Ihnen, daß ich mich beſinnen muß, ob ich Ihren Vorſchlag billigen kann!“

Der alte Herr verſank in tiefes Nachdenken; die Edelleute warfen dem dicken Amtmann ernſthaft-fragende Blicke zu, welche dieſer mit einem verſchmitzten Lächeln und leiſen Geberden erwiderte, die auszudrücken ſchienen: „Es hat keine Gefahr. Ich kenne den geſtrengen Herrn. Es muß zum Aeußerſten kommen, wenn er nachgeben ſoll. Aber ich kenne auch meine Bauern und ich bürge dafür, daß ſie nicht zu weit gehen.“

Dennoch glaubte der Landrath einlenken zu müſſen:

— „Geſtrenger Herr! Der Tag, an welchem der Vater ſeinen Sohn verflucht, iſt nicht geeignet, ihn auch noch zu enterben. — Muß es denn eben heute ſein. — Was haben Sie für Eil?“

— „Heute muß es ſein! Mein gnädiger Herr Landrath. Ich bin ein unglücklicher Vater und ein ſterbender Greis. Dieſer Kampf verzehrt meine letzten Kräfte. Ich fürchte, den morgenden Tag nicht zu erleben.“

— „So haben Sie das Menſchenmögliche gethan. Das Weitere — wie Graf Victor geſagt hat — ſtellen Sie Gott anheim. Gott mag entſcheiden!“

— „Das Menſchenmögliche iſt nicht eher vollbracht, als bis man für immer die Augen ſchließt. Heute noch kann ich teſtiren und will es. — Wollen Sie zeugen oder nicht.

— „Ich habe nicht die Ehre, dem hochgräflichen Geſchlechte Waſſerode-Hohenbruck anzugehören; doch befinde ich mich auf einem Stammſchloſſe, wo kein Wort zurückgenommen wird!"

— „In dieſem Falle, und weil ich auch dieſelbe Antwort von den anderen gnädigen Herren Zeugen erwarte, laſſe ich die Bauern kommen. — Charmanter Herr von Koblanz, thun Sie, was Sie geſagt haben!"

Der Amtmann trat auf den Söller hinaus und mit einer gewaltigen, ſeiner Statur angemeſſenen Stimme rief er, ſo daß man im Saale es hörte:

„Meine Herren Dorfmeiſter von Wüſterode-Hohenbrück. Ihr habt um die Gnade angehalten, der teſtamentariſchen Handlung, welche der geſtrenge Herr heute feierlich vornimmt, um frei und offen ſeinen letzten Willen jedermann kund zu thun, beiwohnen zu dürfen. Nicht nur dieſe Gnade iſt Euch gewährt, ſondern auch die hohe Ehre Euch zugedacht, den hochadligen letzten Willen Eures geſtrengen Herrn durch Eure Bauernunterſchrift zu beſtätigen. — Denn ſtellt Euch nur vor, die Herren Edelleute, ich ausgenommen, verweigern ihre Unterſchrift!"

Das alles wurde mit gehörigen Winken und Geberden begleitet, und die Bauern ſchrien was ſie konnten:

„Graf Victor ſoll nicht enterbt werden. Wir wollen Hohenbrücker bleiben und nicht Segenfeld'ſch ſein."

— „Gevattersleute! Verſteht mich doch! Wenn einer oder der Andere nicht will, ſo ſind ſechſe genug, denn ich bin der Siebente. Laßt Euren geſtrengen Herrn und mich, Euren Amtmann, nicht im Stiche!"

„Nein! Nein!" ſchrien die Bauern. „Auch nicht ein Einziger."

„So laßt es bleiben. Ich werde es Euch gedenken und es ſoll Euch ſchlimm bekommen. Meine Herren Saſſen, ſechſe von Euch genügen und jeder dreiſpännige Bauer iſt über und über vollgültig. Wer nicht ſchreiben gelernt hat, der mache drei Kreuze. — Bedenket wohl, welche hohe Ehre Demjenigen, der ſich dazu verſteht, zu Theil wird, ſo daß ſeine Kinder und Kindeskinder ſich noch derſelben rühmen werden.“

„Es lebe Graf Victor!“ ſchrien die Bauern zur Antwort und der Amtmann trat in den Saal zurück.

„Geſtrenger Herr! Ich habe ſtets geſagt: Graf Victor führt ein zu gelindes Regiment. Er verwöhnt die Canaille ſo, daß ſie widerſpenſtig wird. Heut will ſie nicht einmal den letzten Willen des geſtrengen Herrn Grafen reſpectiren.“

Die Edelleute hatten ſich erhoben, um ſich bei dem alten Herrn zu verabſchieden. Da eilte Ulrich todtenbleich in den Saal und meldete:

„Geſtrenger Herr! Die Bauern ſtürmen fünf Mann hoch die Treppen herauf und ſchieben und quetſchen alles bei Seite, was ihnen in den Weg kommt. Hören Sie nur, wie ſie poltern.“

In der That polterten die Bauern feſt aufſtampfend und unregelmäßigen Schrittes die Treppen hinan.

„Ulrich!“ rief der alte Herr. „Lade alle meine Piſtolen und bringe ſie mir. Wer hier eintritt, den ſchieße ich nieder!“

Aber die Flügelthüren wurden weit aufgeriſſen, die Schulzen traten in den Saal und blieben an der Schwelle ſtehen. Die Bauern erfüllten dicht gedrängt den Corridor und Heidern nahm das Wort.

„Gemach! geſtrenger Herr! Unſere Flinten haben wir abgelegt. Aber unſere Fäuſte müſſen wir am Leibe behalten, das können Sie uns nicht wehren. Wir ſind nicht gekommen, um uns gegen unſern Edelmann aufzulehnen. Der Gewalt aber leiſten wir Widerſtand. Wir gehen nicht eher vom Flecke und laſſen niemanden aus und ein, als bis ſie uns angehört haben. Geſtrenger Herr! Sie haben uns aufs Aeußerſte gebracht. Der Bauer iſt kein Vieh, das ſich nach tollem Wohlgefallen und dummerhaftiger Willkühr verkaufen, verſchenken und vererben läßt. Der geſtrenge Herr lohne nach Gutdünken ſeine Diener ab, die bei ihm in Lohn und Brod ſtehen und ſich eine andere Herrſchaft ſuchen können. Wir aber ſind freie Saſſen. Wir zahlen unſerem Edelmanne, was wir ihm ſchuldig ſind und gönnen ihm auch bei anderen Gelegenheiten Kiſten und Kaſten. Wir ſind die Gläubiger unſeres Edelmannes, aber nicht ſeine Knechte, und unſere Herrſchaft, die uns von Gottes- und Rechtswegen zukömmt, unſeren lieben Grafen Victor, den laſſen wir uns nicht nehmen."

„O Victor! Victor!" knirſchte der alte Herr. „Das alles verdanke ich Dir."

„Halten zu Gnaden! geſtrenger Herr!" fuhr Heidorn fort. „Sie wollen heut Ihren letzten Willen aufnehmen laſſen. Halten zu Gnaden! Ihren Willen kennen wir ſchon ſeit Jahren nicht mehr. Aus Reſpect vor dem geſtrengen Herrn haben wir ihm das bisher nicht fühlen laſſen. Wir ließen ihn in's Blaue hinein befehlen und verordnen und thaten, was Graf Victor ſagte. Heute aber erinnert ſich der geſtrenge Herr einmal wieder, daß er auch einen Willen hat, um uns Segenfeld'ſch zu machen? — Halten zu Gnaden, geſtrenger Herr! Der Hohenbrücker Bauer iſt der beſte weit und breit. Er nimmt ſich vor allen Anderen etwas heraus, und zumal die hungrigen Segenfelder ſieht er über die Achſeln an. Er hat nicht gelernt, ſich heute dieſe und morgen eine andere Herrſchaft gefallen zu laſſen. So geſchwinde kann er ſeinen Gehorſam nicht ändern. — Halten zu Gnaden, geſtrenger Herr! Auf ſolche Gedanken kömmt man nur, wenn man ſich Monate lang in ſeinen Zimmern abſperrt. — Geſtrenger Herr! Heraus aus dem Stalle ihren ſtolzen breiten Glaskaſten! — Alle Sechſe vorgeſpannt. — Eine Umfahrt gehalten auf Dero Dorfſchaften und Ländereien. Nehmen ſie in Augenſchein, wie alles prangt und lacht und blüht und üppig wuchert und gedeiht! Ueberzeugen Sie ſich, daß Gottes Segen bei allem iſt, was Graf Victor anordnet und vornimmt. Und — gedenken Sie Ihres nahen Endes. Alsdann wird

Ihnen die Luſt vergeben, durch Ihren letzten Willen all dieſen Segen zu zerſtören und alle Ihre Saſſen für ewige Zeiten unglücklich zu machen."

Der alte Herr hatte ſich verdrießlich in den Seſſel zurückgelehnt, die Augen geſchloſſen und ſpielte mit den Daumen, wie um zu zeigen, daß er nichts hören und ſehen wolle.

„Halten zu Gnaden, geſtrenger Herr!" fuhr Heidorn fort. „Der Bauer iſt grob und hat nicht gelernt, höflich zu ſein. Aber den Saum Ihrer Gewänder wollen wir küſſen, wenn Sie ablaſſen von Ihrem heilloſen Vorſatz. Bleiben ſie aber dabei, ſo ſetzen wir unſern letzten Heller daran, ein ſolches Teſtament umzuſtoßen, und ſollten wir von Haus und Hof ſcheiden, unſer letztes Bett verkaufen und mit Weib und Kindern betteln müſſen. Für unſeren Grafen Victor laſſen wir das Leben und vor den Segenfeldern fürchten wir uns nicht. Wir haben mehr zuzuſetzen als ſie und können es ſehr gut mit ihnen aufnehmen."

Heidorn ſchwieg und der alte Herr regte ſich nicht in ſeinem Seſſel. Tiefe Stille herrſchte. Es war nicht abzuſehen, wie dieſer Auftritt enden würde.

Heidorn wandte ſich endlich an den Paſtor.

„Herr Paſtor, der geſtrenge Herr ſieht mich nicht an und hört nicht auf mich, denn er liebt die Bauern nicht und ſpricht ungerne mit ihnen. Aber die Kirche iſt für den Bauern wie für den Edelmann und Sie ſind ein Gelehrter. Ihnen iſt es daher ein Leichtes, meine Bauernſprache zu verfeinern. Reden Sie im Namen unſer Aller. Auf Sie wird der geſtrenge Herr ſchon hören."

Der gutmüthige alte Landgeiſtliche glaubte dieſer Aufforderung Folge leiſten und ſich in's Mittel legen zu müſſen. Er erhob ſich mit clericaliſcher Würde, trat zu dem alten Herrn und fragte mit gebührender Ergebenheit: „Geſtrenger Herr! darf ich reden?"

— „Ihr mögt reden, Euch will ich anhören und auch antworten."

Und der Paſtor in vollem Ornate richtete ſich hoch auf, ſtreckte Arme und Hände aus, als gelte es, einen böſen Geiſt zu bannen, und ſprach mit lauter Stimme:

„Im Namen des Gottes, dem ich diene, beſchwöre ich Sie, geſtrenger Herr, dehnen Sie Ihren Willen nicht bis über das Grab hinaus, und gönnen Sie Ihrem edlen frommen Sohne, der vor Ihrem Willen ehrfurchtsvoll ſich beugt, auch einen eigenen Willen nach Ihrem Tode! — Bedenken Sie wohl, wenn dereinſt Ihr Stündlein ſchlägt und Sie hintreten vor den Richter über die Lebenden und Todten, wie Sie ſich verantworten wollen! — Wollen Sie ſich alsdann rühmen: Ich bin immer noch geſtrenger Herr auf Wüſterode-Hohenbruck? Mein Wille lebt noch immer dort und wird von Denen ausgeübt, an die ich ihn übertragen. Denn ich, der Vater, habe meinen einzigen Sohn und Majoratserben von Gottes Gnaden, als einen Baſtard verflucht und enterbt."

„Das hat der alte Herr gethan?" rief Heidorn und ſchlug mit Entſetzen die Hände zuſammen.

Der Paſtor entfärbte ſich und zitterte. Es leuchtete ihm ein, daß er unvorſichtig geſprochen.

Die natürlichen Kinder eines Bauern haben in manchen Gegenden bedeutende Anſprüche, bei Lebenszeiten ihres Vaters, wie auch an ſeine Hinterlaſſenſchaft. Ein rechtmäßiges Kind, welches aber wegen ſchlechter Aufführung enterbt wird, tritt in die Rechte eines natürlichen Kindes, welches nicht auf den Namen ſeines Vaters getauft iſt. Heidorn mußte daher glauben: der alte Herr habe ſeinen unbeſcholtenen einzigen Sohn für einen Baſtard erklärt, um dadurch das Recht zu gewinnen, ihn zu enterben.

„Verzeihung, geſtrenger Herr!" entſchuldigte ſich der greiſe Paſtor. „Ich gedachte zum Guten zu reden, und es ſchlug zum Böſen aus."

— „Nein Paſtor! Was Ihr geſagt habt, iſt mir recht. Ich will frei und offen handeln, wie es einem Edelmanne geziemt, und auch kein Bauer ſoll mir im Grabe nachſagen, daß ich jemals ihn getäuſcht habe. Sagen Sie den Leuten: „Ja! Ich habe das gethan."

Der Paſtor wandte ſich an die Bauern.

— „Meine Brüder in Chriſto! Der geſtrenge Herr, dem Ihr Gehorſam ſchuldig ſeid, läßt Euch ſagen: Ja! Er habe es gethan!"

Entrüſtet und empört erwiderte Heidorn: — „Und damit hat der geſtrenge alte Herr ſeine Seligkeit verſcherzt und ſeine Grabesruh verwirkt. Ein unſeliges Geſpenſt, wird er Nachts umwandeln, mit Ketten klirren, und mit Zähneklappern heulen. „Ich widerrufe meinen Fluch! Ich widerrufe mein Teſtament." — Kommt, meine Gevattern! Wo Vaterflüche hauſen, da iſt nicht gut weilen! Hier hat der letzte Vater den letzten Sohn verflucht, dieſes Schloß iſt heute ſchon ein Verwünſchtes. Gehen wir nach Hauſe und erzählen wir es unſeren Weibern und Kindern und unſeren Knechten und Mägden, damit Sie es ihren Kindern und Kindeskindern wieder erzählen: Der alte Herr hat ſeinen einzigen Sohn, unſern vielgeliebten Grafen Victor, als Baſtard verflucht, um ihn enterben zu können. Er iſt heute ſchon ein unſeliger Geiſt. Wir haben keine Herrſchaft mehr!"

Er wandte ſich zur Thür.

„Platz! Platz da draußen! Der geſtrenge Herr hört uns nicht an und ſpricht nicht mit uns. Alles iſt umſonſt."

Die Bauern fingen ſchon an, die Treppen hinunter zu poltern, aber der alte Herr ſprach zum Paſtor: „Sie ſollen bleiben. Ich will zu ihnen reden."

Der Paſtor wiederholte den Befehl und die Bauermeiſter ſchrieen zur Thür hinaus: „Bleibt! bleibt! der geſtrenge Herr will mit uns reden."

Die Bauern kehrten wieder und als es ſtill geworden war, begann Heidorn:

„Geſtrenger Herr! Wir gehorchen und bleiben. Gedenken Sie aber in unſerer Gegenwart Teſtament zu machen, ſo legen wir Proteſt dawider ein und weichen nicht eher vom Flecke, als bis unſer Proteſt ebenfalls aufgenommen und von den anweſenden gnädigen Herren bezeugt und unterſchrieben iſt.“

Der alte Herr ſah den Sprecher nicht an und antwortete auch nicht. Wieder entſtand dieſelbe Stille und wieder wußte Niemand, was daraus werden ſollte.

Da nahm der Landrath das Wort. — „Schulze Heidern! Ich bin auch hier und Ihr kennt mich! — Bisher habt Ihr wie ein braver Mann geſprochen! Jetzt aber macht Ihr Euch ſtrafbar. Dies iſt weder der Ort noch die Zeit, Proteſt einzulegen. Geht damit morgen auf die Gerichtsſtube zu Euren Juſtitiarien, ein Jeder wohin er gehört. Dort mögt Ihr nicht vom Flecke weichen, als bis Euer Recht Euch wird. Hier gehört Ihr nicht her und hier dürft Ihr auf Euren Ungehorſam nicht pochen.“

— „Gnädiger Herr Landrath! Ich weiß, wer Sie ſind, der erſte Beamte unſerer Provinz, und Sie wiſſen, wer ich bin. Ich habe ſechs ganz anſehnliche Bauerſtellen, ſo daß, wenn ich mich ſtrafbar mache, man ſich an mich halten kann. Wenn ich auf dem Oberappellationsgericht erſcheinen muß, ſo weiß ich, was ich Ihnen ſchuldig bin. Hier aber bin ich auf Befehl meines geſtrengen Herrn Edelmanns, der ſich mit uns verſtändigen will, und poche nicht auf meinen Ungehorſam, ſondern frage als Dorfobrigkeit, im Namen ſämmtlicher anderen Schulzen und ſämmtlicher Saſſen, nach meinem ferneren Gehorſam. Graf Victor iſt zwar krank, aber lange nicht zum Sterben, auch iſt er noch nicht todt, alſo warum ſollen wir [illegible] werden. Das muß ich heute und hier fragen, denn hier ſitzen die Herren Gerichtshalter und hier ſoll Teſtament gemacht werden. Warten wir damit bis morgen und kommen auf die Gerichtsſtube, ſo ſind wir ſchon Segenfeld'ſch und haben unſer Recht verloren.“

Der Landrath konnte ſich eines leiſen Lächelns über dieſe bäueriſche Naivität nicht enthalten. „Schulze Heidorn!“ ſagte er, „in Euch iſt ein Juriſt verloren gegangen. Aber dennoch ſeid Ihr nicht im Rechte, denn hier auf dieſem Schloſſe gilt kein anderer Wille, als der des geſtrengen Herrn Grafen.“

— „Halten zu Gnaden, Herr Landrath! Bis heute waren wir gewohnt, unſerem Grafen Victor oder dem Herrn Amtmann zu gehorchen. Ein Wort von Einem von Beiden, und wir ziehen uns ſtill zurück und gehen nach Hauſe.“

Der alte Herr hatte ſeine Bauern noch immer keines Blicks gewürdigt. Auch jetzt begann er mit abgewendetem Antlitz zu ihnen:

— „Heidorn! Antworte Er! Sind alle meine Bauermeiſter zugegen?“

— „Ja, geſtrenger Herr!“

— „Und alle Saſſen ebenfalls?“

— „Ja, geſtrenger Herr! Sie ſtehen draußen und es fehlt auch kein Einziger.“

— „Er macht den Sprecher für Alle?“

— „Ja, geſtrenger Herr!“

— „Und er will ſich zufrieden geben, wenn er ein Wort vom Grafen Victor hört?“

— „Ja, geſtrenger Herr!“

— „Dieſes Wort des Grafen Victor liegt geſchrieben hier vor mir auf dem Tiſche. Ich genehmige es, erkenne es an und unterzeichne es in Seiner Gegenwart. Dann ſoll es Ihm vorgeleſen und ſein Proteſt dawider aufgenommen werden. Schrift und Proteſt aber werden, couvertirt und adreſſirt an meinen Vetter, Grafen Erwin auf Segenfeld, augenblicklich an ihn abgeben. Dann habe ich das Meinige gethan. Und dann mag dagegen an proceſſiren, wer da will. Ich bin heute von Edelleuten und Bauern gehindert worden, Teſtament zu machen. Dieſes aber iſt ein Vergleich zwiſchen mir und „Seinem“ Grafen Victor, zu Gunſten der Segenfelder, welchen der Anwalt uns vorgeſchlagen hat.“

— Auf dieſe Wendung war Niemand gefaßt. Die Edelleute blickten ſich erſchrocken an.

Der alte Herr griff zur Feder, doch konnte er ſie nicht mehr halten. Sie entſank ſeiner zitternden Hand und fiel zu Boden.

Dienſtfertig eilte Ulrich herbei, ſie wieder aufzunehmen.

Der Amtmann aber, deſſen leiſe Winke und Geberden die Bauern bisher nicht beachtet hatten, rief jetzt laut:

„Fort! Fort! Denn wenn Ihr noch einen Augenblick verweilt, wenn Ihr das Alles bezeugen mußt, ſo habt Ihr Alles verloren.“

— „Fort! fort!“ rief Heidorn hinaus, „der Herr Amtmann befiehlt es im Namen des Grafen Victor.“

Hurtig polterten die Bauern die Treppen hinunter und die Bauern verſchwanden aus dem Saale.

Grimmig blickte der alte Herr ſeinen charmanten Amtmann an und knirſchte mit den Zähnen.

— „Von Koblang! Jetzt lerne ich Sie kennen. Sie ſind der würdige Vetter Ihrer reichen Couſine Franziska. Das iſt flämiſche Adelstugend. Ich bin an einen Juden verkauft und Sie ſind mein Iſchariot.“

— „Geſtrenger Herr! Ich handle, wie ich muß, als Amtmann. Dieſes iſt eine Angelegenheit zwiſchen Vater und Sohn. Und wenn Sie ſo handeln wollen, ſo muß ich mich erinnern, daß ich ein Edelmann bin, und thun, wie andere Edelleute.“

Erſchöpft lehnte ſich der alte Herr in ſeinen Seſſel zurück. Noch einmal langte er nach der Feder, welche Ulrich ihm darbot, doch vermochte er nicht mehr, ſie zu erfaſſen. — Wie eine Lampe ihren letzten ſpärlichen Brennſtoff verzehrt, um hochaufflackernd plötzlich zu erlöſchen, ſo hatte er mit ſeinem jähzornigen Starrſinn die letzten ihm noch innewohnenden Lebenskräfte aufgerieben.

„Alles wider mich!“ ſeufzte er. Adel, Geiſtlichkeit und Bauern! — Alles für ihn! der ſich von mir losgeſagt hat. — O es iſt hart, dem einzigen Sohne zu fluchen und den eignen Stamm zu tilgen. Gott will es nicht, und was Menſchen möglich war, habe ich gethan. — Ulrich! — den Tiſch hinweg. — Rücke den Seſſel. Ich will das Bild meiner hochſeligen Gräfin ganz vor Augen haben!

Ulrich gehorchte und der alte Herr fuhr wie ein Träumender fort: — Du lächelſt, meine theure Klothilde? — Du unvergeßliche Frühdahingeſchiedene! — Du zürnſt mir nicht. — Und doch bin ich eines Unrechts mir wider Dich bewußt. — Nein! Du haſt mich nicht betrogen! Ein Baſtard iſt er nicht, aber die Zeit hat ihn entadelt und die Welt, die keine Edelleute mehr duldet. Ich bin der letzte Edelmann und Gott wird mir gnädig ſein und mich von dieſer entadelten und entarteten Welt abrufen. — Ulrich! — Victor ſoll kommen! Nein Ulrich, bleib! — Er wird nicht kommen! — Er hat ſich losgeſagt von mir und iſt auch ein Wüſterode-Hohenbrück, der nie ſein Wort verleugnet! — Paſtor! Ruft Ihr ihn. Nehmt dieſe Schrift! Ich habe ſie nicht unterzeichnet. Mag er ſeine Dirne nehmen, wenn er nicht von ihr laſſen kann. Mögen Judenenkel geſtrenge Herren auf Wüſterode ſein. Ich will ohne Groll und Hader mit meinem einzigen Sohne aus dieſem Leben ſcheiden! — —

Die Edelleute hatten ſich erhoben und waren erſchrocken näher getreten. Der Amtmann ſchlich ſich leiſe aus dem Saale.

13.

Die Bauern hatten ihre Taſchen umgeworfen und ihre Flinten aufgenommen. Mit verbiſſenem Ingrimm ſchickten ſie ſich zur Heimkehr an. Sie ſtießen Flüche aus, drohten mit Fäuſten wider den Söller und ſpieen das bunte feſte Gemäuer dieſes „verwünſchten" Schloſſes an. Ein einziges unvorſichtiges Wort in dieſem Augenblicke, und ſie wären zu Exceſſen geſchritten. Zwar hätten ſie nicht gefeuert und noch viel weniger ihre Kolben gebraucht, wozu ihnen ihre neuen Jagdflinten zu lieb waren. Gewiß aber hätten ſie alle Fenſterſcheiben mit Steinen eingeworfen und die ganze ihnen ſo mißliebige Schloßdienerſchaft gemißhandelt.

Da erſchien der Amtmann.

— „Gevattersleute! Haltet Ruhe! Denn wir bekommen unſern Willen. Fluch und Teſtament werden in dieſem Augenblicke zurückgenommen. Wir alle haben das Unſrige gethan und Gevatter Heidern das letzte Gewicht in die Schaale geworfen. Weiter dürfen wir nicht gehen. Denn reizen wir den alten Herrn noch einmal, ſo ändert er entweder nochmals ſeinen Sinn, oder — wir haben ſeinen Tod auf dem Gewiſſen. — Er iſt ſterbend.

14.

Noch halb bewußtlos, fiebernd und mit verbundenem Haupte, geſtützt auf den Arzt und den Paſtor, ſchwankte Victor in den Saal. Vor den Rollſeſſel ſeines Vaters ließen beide Führer ihn auf die Kniee nieder.

Nicht eher hatte der alte Herr von ſeinem Willen gelaſſen, als bis ein ſanftes ſchmerzloſes Erſterben eintrat, welches nunmehr raſchen Fortgang nahm.

„Victor!" röchelte er. Es iſt ſchön von Dir, daß Du verſöhnlich biſt. — Ich hatte es nicht erwartet. — Küſſe mich, ich will ſo gut ich kann Deinen Kuß erwidern!"

Victor wurde emporgehoben und küßte die Lippen des Sterbenden.

— „Mit dieſem Kuſſe ſei der Fluch zurückgenommen. — Geſegnet ſeieſt Du und alle die Du liebſt und alle die Dich wieder lieben. — Friede! — Segen — ewig.“ —

Was er noch weiter ſagte, ward unverſtändlich, und Victor rief:

Träume ich, oder bin ich ſchon wahnſinnig. Mein Vater ſegnet mich und ſie?“

Ja, Herr Graf! ſprach der Paſtor. „Der Fluch iſt zurückgenommen und jede Beleidigung dem Bilde Ihrer Mutter abgebeten.“

Victor ſtieß einen Freudenſchrei aus und ward von Neuem ohnmächtig.

„Wehe! Wehe! ſeufzte der Paſtor. Sie ſterben Beide. Sie haben ſich aufgerieben aneinander. Ich wußte, daß es ſo enden würde und habe es, hinlänglich warnend, vorausgeſagt.“

„Nein!“ verſetzte der Arzt. „Dieſes junge Leben erhält ſich. Dieſe Ohnmacht iſt ſchon Anfang der Geneſung, und das Fieber ſchwindet.“

Der Sterbende keuchte noch einigemal heftig auf, die krampfhaften Lungenſtöße erfolgten immer langſamer und matter, und endlich blieben ſie ganz aus. — Es war vorüber. — —

15.

Die Bauern befanden ſich noch immer auf dem Schloßhofe und verhielten ſich ſtill und ruhig.

Da erſchien von neuem der Amtmann auf dem Söller zwiſchen beiden Juſtitiarien und gefolgt von den Schreibern.

Es war Gebrauch, das Ableben eines geſtrengen Herrn in allen Dorfſchaften ausrufen zu laſſen um die Bewohner einzuladen, die Leiche auf dem Paradebette zu ſehen, für den Verſtorbenen zu beten und dem Nachfolger Beileidsbezeigung und Glückwunſch abzuſtatten.

Der Amtmann aber hielt für gerathen, dieſe Ceremonie ſogleich vorzunehmen, unbeſchadet der Wiederholung, am folgenden Tage, von Seiten der Gerichte.

Mit einer gewaltigen und ſeiner Corpulenz würdigen Stimme rief er:

„Herr Veit Walther Ferdinand Franz Oswald, Graf Wüſterode-Hohenbrück (es folgten alle weiteren Titel) iſt heimgegangen zur ewigen Ruh und hat ſich ſeinen Vätern zugeſellt.“

Hiemit entblößte er ſo wie die Juſtitiarien und die Schreiber das Haupt um ein Vaterunſer ſtill zu beten.

Die mürriſchen Bauern aber wollten die Hüte nicht ziehen und er ſah ſich genöthigt ihnen zu befehlen: „Hut ab und ſprecht ein Vaterunſer, wie es Brauch iſt.“

Sodann fuhr er fort: „Graf Clemens Paul Victor, Arthur Franz Dettlaff,“ — ein gellender Freudenſchrei erhob ſich bis in die Wolken und erſtickte, was er ferner ſprach. —

„Gott ſegne den Grafen Victor,“ jauchzten die Bauern und umarmten und küßten ſich. Dann räumten ſie den Schloßhof und eilten zu ihren Pferden. Hier fingen ſie in's Geſammt noch einmal an zu jauchzen: Gott ſegne den Grafen Victor; dazu mußten die Muſikanten aufſpielen und ſie feuerten ihre Flinten ab! — Hierauf beſtiegen ſie ihre Pferde und trennten ſich, um unter Freudengeſchrei und Flintenſchüſſen den erwünſchten Ausgang dieſes ſorgen- und verhängnißvollen Tages nach allen Richtungen hin zu verkünden.

Die Schenken blieben die ganze Nacht hindurch offen. Niemand dachte an Schlaf und man lärmte, lachte und zechte bis zum hellen Morgen.

1.

Schon der ununterbrochene Schlaf einer einzigen Nacht reichte hin, Victor ſo weit zu ſtärken, daß er am anderen Morgen bei voller Beſinnung war, die keine phantaſtiſchen Launen mehr ſtörten.

Der Amtmann konnte ſich nicht genugſam über dieſe plötzliche Geneſung verwundern. Der Arzt aber ſprach:

„Das hat der Himmel ſo gefügt oder vielmehr, ſo thut die Natur Wunder, welche ihr die Wiſſenſchaft nicht nachzuahmen fähig iſt. Graf Victor hat mehr pſychiſch als phyſiſch gelitten, und wo die Urſach wegfällt, hört die Wirkung auf, ſonſt hatte es den Tod ihm zugezogen.“

2.

Die Trauerpoſt langte auf Coeur obſcur an. Zwar erweckte ſie dort wehmüthige Gefühle; die Thränen aber, welche man mit ſchüchterner Innigkeit weinte, waren nicht die des Schmerzes und der Trauer.

Der Amtmann hatte mit einer rückſichtsloſen Aufrichtigkeit den ganzen Hergang haarklein beſchrieben. Nichts hatte er verſchwiegen, weder das, was für die Frauen verletzend war, noch was ſeine eigene ſchlaue Wirkſamkeit bei dieſer, wenn auch gelungenen, doch immer auch tragiſchen Kataſtrophe, beigetragen.

Victor hatte ſich begnügt, eine Anzeige zu entwerfen, um den Tod ſeines Vaters öffentlich bekannt zu machen. Sie war zugleich auch eine Verlobungsanzeige, denn ſie endete mit folgenden Worten:

„Die Gnade Gottes friſtete ſein Leben bis zu dem Augenblicke, wo er ſeinen einzigen, von ſchweren Verletzungen kaum geneſenen Sohn, noch einmal umarmen und ſegnen konnte, um mit ſeinem letzten Athem ihn ſo wie ſeine verlobte Braut dem Schutze des Himmels anzuempfehlen.“

Zugleich aber verlangte er ſehnlichſt jetzt nach ſeiner heißgeliebten Bertha und lud beide Damen ein, dem Leichenbegängniſſe ſeines Vaters beizuwohnen. Pferde ſollten für ſie auf allen Stationen bereit gehalten werden und die Trauerfeierlichkeiten erſt mit ihrem Eintreffen beginnen.

Die Räthin ſchrieb zur Antwort:

„Die Anzeige ſoll ohne Säumniß in alle Zeitungen inſerirt werden. Daß ſie nicht direct von Ihnen, ſondern gleichſam von Ihren Gerichten ausgeht, indem Ihre beiden Juſtitiarien ſie unterzeichnet haben, iſt ein ſchöner Beweis von Zartgefühl meines edlen Sohnes. Dieſe wenigen Zeilen genügen, alle Läſterzungen zu hemmen, die ſich wider meinen Ruf verſchworen haben und ihr Aeußerſtes thun, mich zu verunglimpfen.

Indeſſen, mein geliebter Sohn, muß ich Sie ernſtlich bitten, nicht zu vergeſſen, daß Ihr hochſeliger Herr Vater meiner armen Bertha nie gewogen war. Und hat er ſie auch in ſeinen letzten Augenblicken geſegnet, ſo iſt damit nicht aufgehoben, was vorgefallen iſt und geſprochen wurde.

Schweigen wir davon. Schonen wir ſeine Sinnes- und Denkweiſe auch noch im Grabe. — Was geſchehen iſt, werde mit ihm begraben!

Aber eben deßhalb auch werden wir ſeinem Sarge nicht folgen. Ihre Bertha wagt nicht, dieſer ehrwürdigen Leiche zu nahen. Erſt, wenn ſie Ihren Namen trägt, hat ſie das Recht gewonnen, das Gebiet Ihrer Vorfahren zu betreten und erſt nach Vollendung des Trauerjahres darf Bertha, an der Seite ihres geſtrengen Herrn Gemahls, deſſen Ahnengruft betreten und an dem Sarge Ihres hochſeligen Herrn Vaters beten. Alsdann erſt iſt das Geſchehene verjährt. Alsdann mag Bertha ſich ausgeſöhnt fühlen mit den frommen Reſten Ihrer Ahnen.

Zürnen Sie mir nicht, weil ich Ihnen noch mehr zu ſagen habe. — Mit Thränen in den Augen beſchwört mich Bertha, Ihnen ihr übervolles Herz auszuſchütten und ich — ich weine eben ſo bitterlich, weil ich es nicht zugeben kann.

Bertha denkt wie Sie, und will eben ſo wie Sie wollen. Sie darf aber nicht vergeſſen, daß ſie als Ihre Braut immer noch meine Tochter iſt.

Der Schickſalswechſel traf uns ſo unerwartet und überraſchend, und wir ſind in einer ſo präcaren Lage, daß wir Zeit gebrauchen, um uns zu ſammeln und zu faſſen, und uns in ein Schickſal zu finden, welches nach ſchweren Kämpfen, nach Leiden und Traufällen erſt anfängt, ſich glücklich für uns zu geſtalten.

Möge mein ſchönes Kinderpaar ihre glückliche Vereinigung als ein Verhängniß Gottes betrachten; es hinnehmen in Demuth und Unſchuld, um es in aller Stille zu feiern, ohne ſich damit zu brüſten und zu prahlen."

3.

Das Leichenbegängniß war vorüber und Victor ſchrieb zur Antwort:

„Mama!" Sie haben Recht! Das Papier taugt nichts, denn einmal iſt es zu geduldig und zum andern Male zu geſchwätzig. Meinen lieben Vetter von Koblang (denn wir ſind jetzt eine Familie) habe ich daher derbe ausgeſcholten. Er benahm ſich geſchwätzig wie der Freiherr von Hartung, der uns Böſes genug zugefügt, und das hat meine ſchöne Mutter empfindlich gemacht.

Deshalb haben Sie mir beim Leichenbegängniſſe meines Vaters meine ſüße Bertha und Ihre ſtolze Gegenwart entzogen, und ohne den glänzenden Schmuck meiner Zukunft mußte ich ſeinem Sarge folgen.

Mama Franziska von der Meeren, Sie gingen noch weiter. Wir haben uns, als ich krank lag, alles anvertraut und kennen uns von der Haarſpitze bis zur Fußzehe. — In der Schrift offenbart ſich Seele der Seele, und Bertha ſoll nicht an mich ſchreiben? Die Seele meiner Braut entziehen Sie mir? — Ich weiß, was ich zu thun habe.

Jetzt werde das Teſtament meines Vaters vollſtreckt.

Sein Teſtament iſt Vaterſegen, den er ſterbend mir auf's Haupt legte und der mich zum Glücklichſten der Sterblichen macht, indem ich ihn mit meiner Bertha theile. Eben dieſer Segen hat ſie auch ausgeſöhnt mit den Gräbern meiner Ahnen und er ſoll auf meinem Haupte nicht erkalten, ohne die kirchliche Weihe erhalten zu haben.

Durch Verhängniß Gottes und mit Gefahr meines Lebens habe ich den Engel von Coeur obscur gewonnen und laſſe ihn mir nicht länger ſtreitig machen. Zugleich auch bin ich es meinen Saſſen ſchuldig, die ſchon bei Lebeszeiten meines Vaters rebellirten, weil ſie nicht Segenfeld'ſch werden wollen, ihnen ihre gnädige Frau vorzuſtellen. Endlich auch müſſen die Läſterzungen und die Journalbosheiten zum Schweigen gebracht werden, und ich denke, nach vollzogener Trauung wird die Welt ſich genöthigt ſehen, unſere Verbindung als thatſächlich beſtehend anzuerkennen und ſich zufrieden geben.

Ich habe hier noch einige grundherrliche Gebräuche vorzunehmen, die ich jedoch kurz abmache. Ich reiche meinen Beamten und Saſſen meine Hand, wie ein Bauer dem anderen und bin, eh' Sie ſich's verſehen, auf Coeur obſcur, um dort, bei meiner Bertha, mein Edelmannsbewußtſein wieder zu finden; ſodann beſtelle ich das Aufgebot und die Trauung folge demſelben auf dem Fuße. —

Der Brief des Herrn C. S. Ruhland, der alles Unglück anſtiftete, hat ſich im Nachlaſſe meines Vaters angefunden. Nur Ulrich und der Freiherr von Hartung wußten von ſeinem Inhalt. Letzterer pflegt ſonſt nichts zu verſchweigen, glaubte aber auf dieſen Brief keinen Werth legen zu dürfen. Hätte ich von Heinrich nur im entfernteſten erfahren, wie er lautete, niemals wäre ich bei Lebeszeiten meines Vaters wieder auf Wüſterode erſchienen. Nach meiner Meinung iſt dieſer Brief von ſolcher Wichtigkeit, daß ich wohlzuthun glaube, ihn nicht aus Händen zu geben, ſondern perſönlich meiner ſchönen Mutter zu überbringen. Das konnte mein Vater nicht verzeihen; das erklärt ſeine Unverſöhnlichkeit mit mir und meiner heißgeliebten Bertha. Ich war gefaßt darauf, vom Herrn Finanzrath Böſes zu erwarten, eine ſo gehäſſige Bosheit aber hätte ich ihm nimmermehr zugetraut."

4.

Wenig Tage ſpäter langte Victor auf Coeur obſcur an, ganz allein, in einem leichten Wagen mit ſeinem braunen Viergeſpann. — Mit einem Freudenſchrei flog Bertha ihm entgegen.

— „Mein Geliebter, ich kann Dir nicht beſchreiben, wie glücklich es mich macht Dich wieder zu haben, kräftig und blühend, wie Du früher warſt."

„Ich bin wie im Traume," erwiderte Victor, indem er ſie in ſeine Arme ſchloß. „Alle Wonnen die Deine Nähe mir gewährt habe ich voraus erſchöpft. Ich fühle mich ſelbſt nichts mehr. — Ich bin die ganze Nacht hindurch gefahren.

— „Wie unvorſichtig! Du biſt kaum geneſen!“

— „Auf Wüſtenrode war nichts mehr zu thun und nun wollte ich keinen Augenblick verlieren. Poſtpferde zu nehmen hat ſein Verdrießliches, und es war ſchon ſpät, ich hätte jedenfalls bis zum anderen Morgen warten müſſen. — Auch ſehnte ich mich allein zu ſein, und Wüſterode im Rücken zu haben, um es zu vergeſſen, je mehr ich Coeur obſcur nahte. So mußten denn meine vier Braunen aus dem Stalle. Anfangs gedachte ich, unterwegs zu übernachten, aber meine Braunen waren unermüdlich. Solche Kraft und Ausdauer, wie ihnen der Eifer giebt, wenn ich die Zügel führe, haben ſie nicht, wenn ein anderer ſie lenkt. Die Natur iſt dankbar und lohnt mit Wucher jede Pflege die man ihr weiht. So auch das Thier wenn es wohlwollend und gerecht behandelt wird. In fünf und zwanzig Stunden haben meine Braunen mich hieher gebracht.“

„Es ſind nur 15 deutſche Meilen, die ſollte ich denken, laſſen ſich in kürzerer Zeit fahren.“

— „Wenn man die Pferde wechſelt. Von zwei zu zwei Stunden mußte ich anhalten, um ihnen Brot oder Hafer und Heu und Waſſer zu geben. Auch iſt der Weg nicht überall der Beſte. In fünf und zwanzig Stunden heißt immer ſeine Pferde auf's Spiel ſtellen.

— „Und das thateſt Du?“

— „Sie hatten einmal Luſt und es ging zu meiner holden Bertha!“

„Wenigſtens undankbar biſt Du gegen Deine braven Thiere, die Dir den Willen gethan, daß Du Dich gar nicht um ſie kümmerſt.“

„Du haſt Recht ſchöner Engel, und wenn Du es erlaubſt, ſo ſehe ich einmal nach; ſie ſind es ſo von mir gewohnt und ich habe auch einige Vorſchriften zu geben.“

„Wenn Du es erlaubſt, ſo gehe ich mit Dir. Noch habe ich mich niemals in den Ställen ſehen laſſen; doch heute will ich Deine braven Pferden Ehre anthun.

Die Liebenden gingen Arm in Arm und die Räthin ſetzte ſich an ihren Secretär und blätterte in den Papieren. Als ſie wiederkehrten, winkte die Räthin ſie näher, lud ſie ein, ſich niederzulaſſen und begann zu Victor:

„Mein geliebter Sohn, ich bin mit allen Vorſchlägen, welche Sie mir von Waſſerode aus gemacht haben, völlig einverſtanden und mein Anwalt empfiehlt ſie mir als das einzige ſichere Mittel, in kürzeſter Zeit zum Ziele zu kommen.

Victor und Bertha küßten ihr dankbar die Hände.

„Ja," fuhr ſie fort, „ich habe unſere Lage wohl erwogen; Bertha und ich wir bedürfen Ihres Beiſtandes und begeben uns in Ihren Schutz. Haben Sie mir auch den wichtigen Brief meines Mannes mitgebracht, wie Sie mir verſprochen?"

— „Ganz gewiß Mama!"

— „Doch geben Sie ihn ungern aus Händen."

— „Ich lege ihn Ihnen vor Mama, um ihn alsdann ſogleich zu vernichten; leider wiſſen Sie, welcher Verrätherei das Papier fähig iſt. Um unſerer Selbſt willen betrachten wir dieſen Brief, als wäre er niemals geſchrieben."

— „Darf ich ihn nicht leſen? fragte Bertha."

— „Wenn Du willſt, ſo überzeuge Dich, wie Dein Vater meinen Vater gegen dich und mich aufgebracht hat. Beſſer aber iſt es, wenn Du Dich mit dergleichen nicht bekannt machſt."

— „Ich wähle was Du mir als das Beſſere empfiehlſt."

„ Die Räthin hatte den Brief geleſen und reichte ihn ihrer Tochter." —

— „Lies immerhin Bertha! das Schlimmſte von Deinem Vater iſt es nicht."

„Noch nicht das Schlimmſte? fragte Victor."

— „Nein, dieſen Brief hat mein Mann ſelbſt geſchrieben. Es iſt ſein Styl und er hat ſich keine Mühe verdrießen laſſen, alle dieſe Bosheiten ſelbſt auszuhecken. Er verſchmäht aber auch fremden Beiſtand nicht uns zu verfolgen und zu kränken.

Sie reichte ihm ein Marokinkäſtchen, was ihr auf Coeur obſcur anonym zugeſendet worden.

— „Oeffnen Sie es und unterſuchen Sie den Inhalt."

— „Mama!" rief Bertha ängſtlich was thuſt Du?"

— „Keine Geheimniſſe vor Victor, wenn er unſer Beſchützer ſein ſoll. [illegible] Nein! nein!" rief Bertha und warf ſich an ſeine Bruſt!

— „Du wünſcheſt, daß ich dieſes unbeſehen zurück gebe."

— Es wird Dich erzürnen. Dein Herz wird Dir pochen, wie am erſten Unglückstage.

„Laß ihn Bertha!" befahl die Räthin. „Er muß alles wiſſen, damit wir uns berathen und auf ſeinen Beiſtand zählen können.

Bertha fing an zu weinen, und Victor öffnete beſorgt das Käſtchen. Zuerſt fand er einen Kranz von Diſteln und Brenneſſeln mit einer Schleife von weißem Atlas, auf welcher mit großen Buchſtaben gedruckt ſtand: „Vaterſegen für Bertha's ſchwarzes Haupt." Sodann einen Strohkranz, deſſen Bandſchleife die Inſchrift trug: „Tugendkrone für Franziska's blondes Haupt" und endlich noch eine Papierrolle mit der Aufſchrift: „Für Victor's Ahnen-Gallerie."

Folgende Carrikatur hatte die Zwickmühle kürzlich als Gratisbeilage gebracht. — Eine weiße Gans bedeckte mit ihren breiten Schwimmpfoten ein Wappenſchild. Die Grafen als Schildhalter verriethen jedoch hinlänglich, daß es das Waſſerode'ſche ſei. In ihrem Schnabel hatte ſie einen Geldbeutel von [illegible] und ein ſchlanker junger Don Quixote lag vor ihr auf den Knieen, langte mit der Rechten nach dem Geldbeutel und hielt mit der Linken ein Wappenſchild empor mit einem geflügelten ſchwarzen Herzen. Die Unterſchrift lautete: Victoria victis.

„Iſt das Alles?" fragte Victor gelaſſen.

Bertha hatte ihre Thränen getrocknet und ängſtlich ihn beobachtet. Jetzt legte ſie die Hand auf ſein Herz und fragte verwundert:

„Was iſt das? Dein Herz ſchlägt ruhig. Du warſt früher reizbarer! Seit wann biſt Du ſo beſonnen?"

— „Seit die Gefahr vorüber iſt. Seit ich mein eigner Herr bin, mich nicht mehr zu verſtellen brauche und nicht mehr zu befürchten habe, daß man mein künſtliches Spiel dennoch durchſchaut."

„So ſpitzfindige Bosheit," ſagte die Räthin, „kommt nicht aus der Hirnſchaale meines Mannes. Er läßt uns von feilen Witzbolden, die er gedungen hat, verfolgen."

„Dieſer Brief hier, Mama, hat uns Böſes gethan! Das iſt nun vorüber, und dieſe neuen Bosheiten ſind eben ſo unſchädlich, wie gemein. Wir können weiter nichts, als ſie ignoriren. — In's Feuer jetzt mit Allen."

— „Was hilft uns das. Von dieſer Carrikatur ſind unzählige Exemplare im Umlauf."

— „Das muß man ſich gefallen laſſen. Bin ich nicht ein ganzes Jahr lang mit Brauſewald durch alle Zeitungen geſchleppt worden. — Sagen Sie mir, gute Mama, können Sie dieſem Manne verzeihen?"

— „Es giebt Beleidigungen, welche eine Frau nicht verzeihen darf. Ich will ihn niemals wiederſehen!"

— „Und was ſagt meine ſüße Bertha?"

— „Das Beyſpiel meiner Mutter iſt mir Vorſchrift."

— „Nun denn, Mama, ſo befreien Sie ſich von ihm auf immer. Mag er heirathen wen er will."

— „Nein! lieber Victor, das kann ich nicht! Soll die edle Pauline, Ihrer theuren Bertha nächſte Freundin, von ihren gewiſſenloſen Eltern an ihn verkauft werden, wie ich von meinem Vater ihm verkauft wurde, und wie er auch Bertha verkauft haben würde, wenn alles nach ſeinem Willen gegangen wäre. Ich habe mich und meine Tochter ſeinen Verfolgungen ausgeſetzt, weil ich dieſen unverantwortlichen Abſichten in den Weg trat. — Ich hatte es nicht nöthig! — Allein Sie wiſſen, daß Pauline ſich damals ſchriftlich an meine Tochter wandte, um meinen Schutz für ſich in Anſpruch zu nehmen und ich habe ihn ihr verheißen, denn ich halte es für meine Pflicht, dieſes Schickſal, welches ich ſelbſt erlitten, von Anderen abzuwehren. — Und nun muß ich Ihnen noch Eines ſagen. — Wiſſen Sie wohl, daß mein Mann geadelt iſt, und den Titel eines Chevalier d'Archimel d'Arras führt. — Die Erkundigungen nach ihm ſind alſo doch ſo ungünſtig nicht ausgefallen, wie man bei Hofe damals dachte. Zwar fehlt noch die Beſtätigung von Seiten unſerer Regierung, doch kann ſie nicht ausbleiben. Er iſt Ritter hoher Orden, Beſitzer der Stammſchlöſſer dieſer Familie und" — fügte ſie lächelnd hinzu — „zukünftiger Schwiegerſohn des Grafen St. Pardeur."

— „Der Güterkauf iſt alſo doch zu Stande gekommen?"

— „Allerdings! Trotz Ihrer nachdrücklichen Warnungen! Entſinnen Sie ſich deſſen nicht mehr? — Doch freilich, Sie lagen damals krank und Ihre eigenen Angelegenheiten machten Ihnen hinreichend zu ſchaffen. Das ängſtigte ja eben Comteſſe Pauline und bewog ſie Bertha um meinen Schutz zu bitten. Ich kann es jetzt um ſo eher darauf wagen, daß er wieder mit uns leben will, weil Sie, lieber Victor, jetzt der Unſrige ſind. — Was die Güter betrifft, nicht wahr? das ſind leere Namen — uneinträglich wie Coeur obſcur, wozu auch nicht einmal eine Wieſe gehört!"

— „Das will ich nicht ſagen, Mama. Coeur obſcur iſt gleichſam ein fürſtliches Luſtſchloß. Es koſtet viel, ohne das Mindeſte einzutragen. Jene Schlöſſer hingegen ſind Ruinen, Trümmer, Schutt und Steinhaufen, denn an ihren Unterhalt wird, weil man ſie nicht bewohnt, nichts gewendet. Indeſſen können artige Ländereien dazu gehören, die auch nicht uneinträglich ſind. — Sei dem, wie ihm wolle; es freut mich, daß mein Herr Schwiegervater geadelt iſt und wenn ſich der Chevalier Emanuel Sebaſtian Rebland d'Archimal d'Arras jetzt nicht ruhig verhält, ſo werde ich ihm tüchtig einheizen."

— „Sie wollen ſich doch nicht etwa mit ihm ſchlagen?"

— „Mama, was denken Sie von mir? Der Vater meiner Bertha und ein Mann in ſeinen Jahren iſt kein Gegner mehr für mich. — Wir kennen jetzt ſeine ſchwachen Seiten und die wollen wir benutzen. Dieſer Brief und dieſe Papiere in dieſem Käſtchen dürfen heut noch nicht verbrannt werden, ſondern erſt — nach der Trauung."

— „Fürchten Sie nicht, daß er Einſpruch thut. Und unternehmen Sie nichts ohne mit meinem Anwalt ſich verſtändigt zu haben."

— „Nichts werde ich thun, was Aufſehen erregen und den Skandal vermehren kann. Auch ich will ihn nicht ſehen, aber ſchreiben will ich ihm und was ich ſchriftlich drohe, habe ich immer noch nicht ausgeführt."

— „Auch mit Drohungen kann man ſein Recht vergeben und ſich ſtrafbar machen."

— „Beruhigen Sie ſich, Mama! Nur ſeine Sünden will ich ihm vorhalten und er ſoll nicht im Stande ſein, mir ein Jota abzuleugnen. — Mehr darf ich nicht ſagen. Mein milder Engel hört mich reden und es handelt ſich um den Vater. Sie könnte andern Sinnes ſein und das würde mir weh thun. Ich gab ihr einmal nach und es hatte keine guten Folgen. Ich darf ihr nicht wieder nachgeben, wenn es ſich um unſer Glück und unſere Ruhe handelt."

Schüchtern erwiderte Bertha: „Du unterſagſt mir im Voraus jede Einrede, und weil Du es wünſcheſt, werde ich ſchweigen. Wenn Du mich aber achteſt, ſo ſprich jetzt.“

— „Es ſei! — Ein gewiſſes altes Bonmot meines Vaters in Bezug auf die Orden des Herrn Finanzrathes iſt noch immer nicht vergeſſen. Und wie der Herr Finanzrath den Titel eines Chevaliers annimmt, wird man ſich ganz gewiß deſſelben wieder erinnern, denn ohne ſeine Orden wäre ihm dieſer Adel ſchwerlich zu Theil geworden. Er muß daher ſehr vorſichtig ſeyn, wenn er nicht auch die Familie St. Pardeux compromittiren will. Für dieſes Bonmot hat er nach Jahren ſich fürchterlich gerächt. Das bekundet dieſer Brief und Ihr Zeugniß kann es beſtätigen. Und auch was in dieſem Käſtchen liegt, wirft einen Verdacht auf ihn, von dem er ſich ſo leicht nicht wird befreien können. Wir alle haben unter ſeiner Rache ſchwer gelitten und ſeit Empfang dieſes Unglücksbriefes hat mein Vater nur einmal noch ſeine Gemächer verlaſſen, um in der Ahnen-Gallerie vor dem Bildniſſe meiner Mutter mir ſeinen Fluch zu geben. Dieſer Vorſatz koſtete ihm das Leben. — So darf ein Cavalier ſeine Orden nicht vertheidigen und deßhalb bin ich auf jede Gefahr hin geſonnen, ihn aufzufordern, entweder Friede zu halten, oder ſeine Orden ferner nicht zu tragen und auch eines adligen Titels ſich nicht zu bedienen, widrigenfalls ich alle mir zu Gebote ſtehenden Rechtsmittel anwenden werde, um ihn zu zwingen, Adel und Orden abzulegen. Sollten aber meine Rechtsmittel nicht ausreichen, ſo werde ich mich auch anderer bedienen, um den Tod meines Vaters zu rächen.“

Bertha weinte. Die Räthin aber athmete hoch auf und rief:

— „Edler Bräutigam! Braver Sohn! Auf dieſe Weiſe befreien Sie auch mich von ihm und ich habe keine weitere Rückſicht auf Comteſſe Pauline zu nehmen, denn Graf St. Pardeux kann ſeine Tochter dem Manne nicht geben, der ſeiner Orden und ſeines Adels ſich unwürdig zeigt.“

— „Liebe Mutter! Ich habe nur geſagt ich werde ihn dazu einladen, ob ich ihn dazu zwinge, iſt ein Anderes.“

— „Was Sie, Herr Graf, für gut finden fallen zu laſſen, finde ich vielleicht für gut, aufzunehmen. Und ſind Sie nicht geſonnen, Ihren Vater zu rächen, ſo bin ich vielleicht geſonnen Rache für mich und meine Tochter zu nehmen. — Pauline aber ſoll auf jeden Fall gerettet werden. Ich habe es ihr verſprochen, ich habe es begonnen und werde es vollenden.“

— „Meine ſchöne Mutter! Sie ereifern ſich!“

— „Ich habe lange genug ſchweigend geduldet.“

— „Für's Erſte ſchreibe ich, damit er Friede hält bis nach der Trauung. Alsdann handeln wir gemeinſam.“

— „Ich bin es zufrieden!“

— „Und was ſagt meine ſüße Bertha?“

Bertha erwiderte leiſe: „Victor, Du ſollſt mein Herr ſein.“

5.

Zärtliche Wünſche müſſen auf Widerſpruch gefaßt ſein, der ſich ſelten vermeiden läßt und niemals ganz ausbleibt. So fand auch Victor Schwierigkeiten, welche die empfindlichſten Seiten des ſtolzen jungen Edelmannes berührten, in ſofern ſie auf die bürgerliche Herkunft ſeiner ſchönen reichen Braut hinwieſen.

Victor pflegte auf ſeinen Gütern mit den Herren Paſtoren wenig Umſtände zu machen. Der Hauptpaſtor der St. Jacobikirche aber, in welcher die Proclamation Statt finden mußte, war der Doctor Theologiae Rabe, ein Pietiſt gefährlicher Art, der um ſo mehr ſich ein

Auserwählter dünkte, je verhaßter und lächerlicher er ſich machte, eben ſo habgierig als verſchmitzt war und dabei im Rufe großer Gelehrſamkeit ſtand. Unglücklicher Weiſe hatte die Räthin, welche Kirchen, Geiſtliche und Arme gern beſchenkte, ſeit ſie auf Coeur obſcur lebte, nicht an die St. Jacobikirche gedacht. Der Theologiae Doctor empfing daher Victor mit einer etwas ironiſchen Devotion.

„Liebling der Könige und Reichen! Glänzender Schmetterling, der ſich im Sonnengold der Wolluſt badet, was Sie zum Obdach des Gerechten führt, iſt leicht zu errathen. Sie wollen getraut ſein."

— „Zuerſt das Aufgebot!"

— „Ein Einmaliges, wie es eximirten Perſonen geziemt?"

— „Ein Dreimaliges, wie es üblich iſt."

— „Und wann ſoll die Trauung Statt haben?"

— „Nicht in Ihrer Kirche, Herr Paſtor. Ich laſſe meinen Paſtor Senior von Roſendorf herkommen, damit er auf Coeur obſcur, dem Schloſſe meiner Braut, uns einſegne."

— „Coeur obſcur war vormals ein fürſtliches Luſtſchloß, zu dem ganz Kalthauſen gehörte. Jetzt iſt es Privatbeſitz mit einigen herrſchaftlichen Rechten und die Kirche gehört nicht mehr zum Schloſſe, ſondern das Schloß zur Kirche."

— „Was thut das?"

— „Waren Sie mit Fräulein Braut ſchon zum Abendmahl? — Ich meine in der Dorfkirche von Kalthauſen. — Denn hier waren Sie ja nicht!"

— „Finden Sie das nöthig?"

— „O, Ihr Großen und Reichen! Nicht genug, daß Ihr nicht in die Kirche geht, fordert Ihr ſogar von der Kirche, daß ſie zu Euch käme, wenn Ihr ihrer bedürfet."

Victor griff in ſeine Bruſttaſche und der Paſtor fuhr mit einer tiefen Verbeugung fort: „Mit vornehmen Herren aber darf man es allzugenau nicht nehmen, den Mächtigen gehöret die Erde und die Kinder Gottes dienen ihnen, wenn es der Wille des Herrn iſt.“

Aber Victor reichte ihm nur die Atteſte und empfahl ſich kurz.

Der Paſtor hatte es ihm ſo deutlich gemacht, daß er auch noch etwas Anderes wünſche, doch ſchien es, als wolle der vornehme junge Herr ihn nicht verſtehen.

Ja, wenn er nur gekommen war um zu beſtellen, ſo hätte er ſich an den Küſter wenden ſollen, nicht aber an den Hauptpaſtor und sacro sanctae theologiae doctorem. Schickte ſich das für einen wegen ſeiner Verſchwendungen ſtadtkundigen jungen Cavalier?

Der Paſtor griff nach den Atteſten. Die des Bräutigams hatten keinen Reiz für ihn; dem geſtrengen Herrn auf zehn anſehnlichen Dorfſchaften war nicht leicht was anzuhaben. Um ſo mehr feſſelten die Atteſte der Braut ſeine Aufmerkſamkeit, und richtig: — wie ſich vorherſehen ließ, fehlte der väterliche Conſens. Die der Mutter ertheilte Vollmacht erſetzte zwar völlig denſelben. Indeſſen war ein ſkandalöſer Proceß anhängig gemacht worden, auf den es noch immer in allen Journalen von boshaften Anſpielungen wimmelte. Möglicher Weiſe konnte alſo die Vollmacht widerrufen ſein und der Vater wohnte in hieſiger Stadt.

Ganz umſonſt kann man nicht fünf grade ſein laſſen, und es konnte für eine harmloſe Vorſicht, um einem ärgerlichen Einſpruch vorzubeugen, gelten, wenn man einmal nachfragen ließ.

Der Paſtor ging gern nach den Häuſern der Reichen und entſchloß ſich kurz dazu.

Der Banquier aber ſchonte Victor und meinte: „Ich miſche mich nicht in dieſe Sache. Ich will von meiner Frau geſchieden ſein, und meine Tochter ſoll mich auch nichts mehr angehen.“

— „Herr Finanzrath! Unſere Rede ſei: ‚Ja, ja! Nein, nein!‘ — Und was drüber, iſt vom Uebel.“

— „Und wenn ich nun weder: Ja, ja! noch Nein, nein! ſage, — was iſt dabei vom Uebel?

— „Herr Finanzrath! Wenn Sie nicht entſchieden Ja ſagen, ſo heißt das Nein und das Aufgebot unterbleibt. — Es iſt ja nur eine Vorſicht, eine „Gefälligkeit," wenn der „arme Lazarus" eintritt in das Haus des reichen Mannes, um zu fragen: „Herr! Iſt alſo Dein Wille? — Sie ſagen: Mich kümmert es nicht. Alſo iſt es Sache der Braut und deren Mutter, das Fehlende herbeizuſchaffen.

— „Herr Paſtor, ſagen Sie ſelbſt: Ich kann doch nicht wieder heirathen, wenn meine Frau ſich nicht ſcheiden laſſen will. Und ich ſoll meine Tochter verheirathen? Iſt ſie mehr als ich? — Laß ſie auch nicht heirathen können!"

— „Herr Finanzrath! Wollen Sie vielleicht Ihren väterlichen Conſens ſich vorbehalten, bis zur Entſcheidung Ihres Proceſſes?"

— „Wenn das angeht, Herr Paſtor." —

— „Wenn Sie es wollen, ſo muß ich es."

— „Das müſſen Sie, Herr Paſtor? Woher müſſen Sie das?"

— „Ich muß nach Vorſchrift meines geiſtlichen Amtes handeln."

„Ach, ſo iſt das!" rief der Banquier ſehr erfreut, nahm ein Geldröllchen aus dem Pulte, drückte es dem Paſtor in die Hand, die er herzlich ſchüttelte, mit den Worten:

— „Herr Paſtor, handeln Sie!" Handeln Sie nach den Vorſchriften Ihres geiſtlichen Amtes. Und ſpäter handeln wir auch noch einmal wieder.

6.

In ſeinem Studirzimmer öffnete der Paſtor das Röllchen. Es enthielt 25 Louisd'or.

„Sehr anſtändig," ſagte er, und begab ſich ſogleich zum Superintendenten, um ihm vorzuſtellen:

„Daß er es für unvereinbar mit ſeiner Amtswürde halte, das Aufgebot vorzunehmen, in ſofern die Atteſte der Braut nicht genügten. Ingleichem erſcheine ihm die Bräutigamſchaft des jungen Grafen ziemlich abenteuerlich. Nicht etwa weil die Braut unter ſeinem Stande ſei, ſondern weil die contractliche Verlobung zu notoriſchen, nicht endenwollenden Scandalen in beiden Familien Anlaß gegeben habe. Es zieme daher nach ſeiner unmaßgeblichen Meinung der Kirche nicht, in ſo verworrenen Familienangelegenheiten den Deus ex Machina zu ſpielen, und mittelſt eines Aufgebots (wo von Seiten des Vaters, der mit ſeiner Frau in Scheidungsklage läge, Einſpruch zu erwarten ſei) den gordiſchen Knoten alexandriniſch zu durchhauen. Vorſichtigerweiſe habe er bei dem Brautvater deshalb anfragen laſſen und zur Antwort erhalten: vor Beendigung des Proceſſes wolle er keine Einwilligung geben.

Was die Braut beträfe, ſo möge ihr Vater noch ſo reich, ihr Bräutigam noch ſo vornehm und ſie ſelbſt auch noch ſo ſchön ſein, ja möge ſie ſelbſt ihres Beinamens: Der Engel von Coeur obſcur, den ſie führe, würdig befunden werden, ſo bleibe ſie dennoch, ſo lange ſie lebe, die Enkeltochter eines Juden, des weiland Süßkind Emanuel Ruben. Und da dieſer Engel ſeit Jahren ſchon zu keiner Predigt und keinem Gottestiſch gegangen ſei, ſo möge er Zuvorkommenheiten von jungen Cavalieren, aber nicht von der chriſtlichen Kirche erwarten. Dieſes edle Paar ſcheint das Innere einer Kirche gar nicht mehr zu kennen. Wozu alſo kirchliche Förmlichkeiten? Der junge vornehme Herr läßt ja von ſeinen Gütern eigends den Paſtor Senior zur Einſegnung nach Coeur obſcur kommen. Möge er alſo nach dem Beiſpiele von Fürſtlichkeiten und anderen großen Herren, die unter ihrem Stande heirathen, ſich in aller Stille trauen laſſen und die St. Jacobikirche mit ſeinen Angelegenheiten verſchonen.

7.

Victor hatte den Brief an den Banquier, von dem er der Räthin und Bertha geſagt hatte, vollendet, und ließ ſeinen Kutſcher aufſitzen, der ihn ſogleich nach der Stadt bringen und auf dem Comptoir abgeben ſollte.

Wenig Minuten ſpäter wurde ihm der Paſtor von Kalthauſen gemeldet.

Mit ſehr bekümmertem Geſichte trat er ein.

— „Herr Graf! Ich habe ein Amtsgeheimniß Ihrer Cavaliersehre an zu vertrauen!“

— „Reden Sie wohlehrwürdiger Herr, und ſeien Sie meiner Verſchwiegenheit ſicher!“

— „Ich wurde geſtern zum Superintendenten beſchieden — beſſer geſagt, faſt höflich eingeladen. Und Höflichkeit von Seiten der Oberen bedeutet nichts Gutes. Ich wurde befragt, ob Fräulein Braut und deren Frau Mutter zur Predigt und zum Abendmahl kämen. Die Wahrheit mußte ich ſagen, womit man ſehr zufrieden ſchien. Ich wurde minder höflich entlaſſen als eingeladen und empfangen.“

— „Und was befürchten Sie deshalb?“

— „Daß man Ihnen Schwierigkeiten machen wird, Herr Graf!“

— „Unmöglich!“ lächelte Victor. „Dem iſt vorgebeugt. Ihre Aufmerkſamkeit iſt dankenswerth. Ich muß Sie nur um Eines bitten. Sagen Sie meinen Damen nichts davon. Es würde Sie ängſtigen.“

— „Wie Sie befehlen, Herr Graf. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß meine Bedenklichkeiten ſo unnöthig ſein mögen, wie ſie Ihnen erſcheinen.“

Am ſelben Vormittage noch langte aber auch der Küſter von St. Jacobi auf Coeur obſcur an und brachte Victor die Atteſte zurück, nebſt einem Schreiben des Paſtors.

Victor, der kein Hinderniß denkbar fand, war nicht wenig erſtaunt über die vielen, in einer ſehr ſubmiſſen und weitläufigen Schreibart angeführten und mit einem

Schwall von gelehrten Citaten ausgeſchmückten Weigerungsgründe, womit der Herr Paſtor bedauerte, ihm auf keine Weiſe dienen zu können. Schließlich ward mit ſüßlicher Salbung verſichert, daß den zärtlichen Wünſchen eines ſo großen Herrn nichts im Wege ſtehen könne, nur möge er dem Beiſpiele anderer großen Herren bei einer obſchwebenden Standesunterſchiedlichkeit befolgen und ſich in aller Stille auf Genre obſcur trauen laſſen und zwar vom Paſtor Senior auf Roſendorf, welcher der St. Jacobskirche eine gänzlich unbekannte Perſon wäre, die zu präjudiciren ihr niemals in den Sinn kommen könne.

Das war zu viel für Victor, und beſonders der Schluß verdroß ihn, er ließ anſpannen und ohne der Räthin und Bertha ein Wort zu ſagen, fuhr er nach der Stadt.

Zuerſt zum Paſtor, der aber dieſen Beſuch vorausgeſehen und wohlweislich Anſtalten getroffen hatte, ſich verleugnen zu laſſen.

Hierauf zum Anwalt und Curator der Räthin.

— „Beſter Herr Graf, das haben Sie ſelbſt ſich eingebrockt. Sie kennen den Paſtor Decius Rabe noch nicht. Er heißt nicht nur Rabe, ſondern hackt auch gern mit Schnabel und Krallen nach Allem, was blank iſt. Verſtehen Sie denn nicht den Schluß dieſes ſchwülſtigen Briefes? Man will Ihren Herrn Paſtor Senior nicht präjudiciren, das heißt, wenn er die fette Trauung haben ſoll, ſo verlangt man nicht das magere Aufgebot. Mit einigen Louisd'or hätten Sie ſich die ganze Unannehmlichkeit erſparen können. Jetzt iſt es zu ſpät. Ihm jetzt noch Geld zu bieten, wäre Beſtechung und am Ende giebt er Ihnen keinen üblen Rath. Was fragen Sie nach kirchlichen Förmlichkeiten?“

— „Schämen Sie ſich, Herr Juſtizrath, ſo zu mir zu reden. — Unſere Verbindung hat viel Gerede verurſacht, ſie muß in aller Förmlichkeit auf eclatante Weiſe vollzogen werden. Und dieſer elende Pfaffe macht meiner ſchönen tugendhaften Braut die Integrität ſtreitig? Wer dieſen Engel mißachtet, der bringt mich von Sinnen. Meinen eigenen Vater habe ich deshalb unter die Erde gebracht. — Herr Juſtizrath, Sie werden mir Genugthuung ſchaffen!

— „Nur nicht ſo hitzig, mein lieber zorniger junger Freund. Welche Genugthuung kann ich Ihnen ſchaffen? Wende ich mich an's Conſiſtorium, ſo wird ein Bericht vom Superintendenten gefordert, den der Paſtor Rabe anſieht und dann kann man lange bis auf Beſcheid warten. Allen Reſpect vor unſerem Conſiſtorium, es iſt gerecht und accurat. Aber am Ende iſt man auch bequem. Wer kann ſich durch die ſchwülſtigen Berichte des Paſtor Rabe finden, den ſeine Gelehrſamkeit plagt. Man geht ungern dran und kann man es, ſo läßt man es ganz liegen."

— „Und ſolchen Unfug duldet man?"

— „Clericus clericum non decimat, das heißt: Geiſtliche Gerichte entſcheiden ungern wider den Geiſtlichen. Er iſt Doctor der Theologie und Hauptpaſtor, und hat den geiſtlichen Rabulismus zur höchſten Vollkommenheit gebracht. Ich rathe Ihnen, nehmen Sie Ihre Genugthuung ſelbſt. Gehen Sie geradeswegs zum Miniſter. Er kennt Sie und Sie treffen ihn jetzt."

— „Das kann ich nicht."

— „Und weshalb nicht?"

— „Ich kann um keine Vergünſtigung nachſuchen."

— „Sie müſſen es. Sie ſind es ſich ſelbſt ſchuldig; denn das darf man ſich gegen einen Grafen Wülferode-Hohendrück nicht herausnehmen. Denken Sie an Ihre Braut und an Ihre Schwiegermutter. Dieſe edelmüthige Dame ſchont ihre eigene Ruhe und das Glück ihrer Lieblinge nicht, um eine ihr fremde Perſon zu ſchützen. — Oder wollen Sie das Ende dieſes böſen Proceſſes abwarten?

— „Die Gerichte, höre ich, erkennen das an, und der Proceß ſteht gut für uns."

— „Sie glauben doch nicht etwa, daß ich ſolche Weigerungsgelüſte dem Gerichte vorlege? Man würde mir ſehr dankbar dafür ſein. Mein lieber Graf, man ſchlägt ſeine Gegner nicht durch Tugend- und Vernunftgründe, ſondern indem man geſchickt ſeine Schwächen und Blößen benutzt. Und einen wünſchenswertheren Gegner als den Licentiaten Malepot giebt es für mich nicht."

— „Das heißt, Sie wünſchen ungeſchickte Gegner."

— „Sie kommen mir zu Hülfe! Mit geiſtreichen Gegnern aber bleibt der Streit ein wiſſenſchaftlicher und nur die geiſtreichen Clienten, die auf eigene Hand klug ſein wollen, die ſind — mit Ausnahme aller Gegenwärtigen — vom Uebel."

— „Sie haben Recht! Ich fahre augenblicklich zum Miniſter."

6.

Der Miniſter empfing ihn ſehr zuvorkommend und als Victor begann:

„Excellenz, ich muß um eine Gnade bitten," erwiderte er:

„Graf Wüſterode bittet um eine Gnade! Das iſt eine Ehre für mich, der ſich kein König rühmen kann!"

Victor berichtete den Hergang und überreichte ſeine Atteſte und das Weigerungsſchreiben des Paſtors.

Der Miniſter klingelte und beſtellte: „Einen mündlichen Bericht, genau und bald. — —"

— „Und nun, lieber Graf, ein Wort im Vertrauen. Seit Ihrer glücklichen Geneſung und Belehnung bleiben Sie immer noch unſichtbar. Man vermißt Sie. Was iſt Ihnen geſchehen, daß Sie der hohen Gnade, in welcher Sie ſtehen, ſich entziehen?"

— „Excellenz! Mein Schickſal iſt leider ein abenteuerliches."

— „Was thut das, wenn es Sie intereſſant macht? Man erblickt in dem Grafen Wüſterode jetzt etwas mehr, als den früheren Sonderling von glänzenden Eigenſchaften! Wer ſich ſo benimmt und zeigt, wie

Sie, hat hoher Seits Huld und Theilnahme zu erwarten! — Sie glauben doch nicht etwa, daß man in ſolchen Kreiſen ſich mit Stadt- und Zeitungs-Klatſchereien befaßt? — Nein, lieber Graf, ich hoffe, Sie werden nach der Hochzeit wieder ſichtbar werden und die ſchöne junge Gräfin vorſtellen. —"

„Excellenz, man verſagt mir die Proclamation."

„Ich glaube nicht, daß man Urſache dazu hat."

Ein Secretair trat ein.

— „Herr Graf! Ich vernehme den Bericht in Ihrer Gegenwart," ſagte der Miniſter, und Victor verbeugte ſich ſtumm.

Der Secretair berichtete:

„Zuerſt ein Verlobungscontract, ſcharf und bündig abgefaßt, ſo daß er die Kraft einer Civilehe haben würde, gäbe es hier zu Lande eine ſolche."

„Zweitens der Todtenſchein des hochſeligen Grafen, Vaters des Bräutigams."

„Drittens eine behufs des Verlobungscontractes der Brautmutter, mit eigends hinzugezogenem Curator ertheilte Vollmacht, welche den väterlichen Conſens involvirt. Dieſe Vollmacht iſt in den Acten, welche dem Miniſterium jetzt zur Entſcheidung vorliegen, nicht widerrufen."

„Viertens kann das Teſtimonium Integritatis ſchon deshalb der Braut nicht verſagt werden, weil man ſie nicht auffordern kann, ihre Mutter zu einer Scheidung zu bewegen und auf ein väterliches Erbtheil zu verzichten, was verſchiedene Millionen beträgt. Denn der Grund der Weigerung der Ehefrau, in eine früher verabredete Scheidung zu willigen, iſt, ihre Tochter nicht um das väterliche Erbtheil zu bringen, um das halbe Vermögen des erſten hieſigen Banquiers."

Hier machte der Miniſter die Geberde einer achtungsvollen Billigung.

„Ich dachte es wohl, Graf Wallerode erweiſt mir Kleinigkeiten halber nicht die Ehre ſeines Beſuchs."

Victor erröthete über und über. Er dachte: „Alſo dieſen Weigerungsgrund hat der Juſtizrath angeführt?"

„Nicht ſo empfindlich, Herr Graf!" lachte der Miniſter. „Geldſachen ſind zwar undelicat, zumal für einen Bräutigam. Aber ſie ſind nothwendig und die Übrigen ſind ganz reſpectabel. — Weiter, lieber Hofrath."

„Fünftens werden die Acten dem Conſiſtorium zurückgeſendet werden, um Kläger noch zu einzelnen Beweisführungen anzuhalten, worüber noch viele Zeit hingehen kann; weshalb

„Sechstens: die Einwände des Paſtors Rabe Ew. Excellenz ſelbſt vorzulegen ſind, weil ſelbiger unbefugter Weiſe den Proceß als entſchieden betrachtet und eine bündige Einrede des Vaters präſumirt. Er verkennt hierin die Bedeutung des Aufgebots, welches dazu da iſt, um den Einſpruch herauszufordern. Nicht er, ſondern Kläger, der es zu verantworten hat, muß wiſſen, ob er dieſen Einſpruch zu unternehmen habe."

„Ich danke Ihnen, lieber Hofrath," ſagte der Miniſter, und der Secretair ging.

„Lieber Graf! Sie werden auf meinen Befehl proclamirt. Und was meinen Sie! werde ich accurat und ſchnell bedient?"

„Excellenz! Ihre ruhmvolle Leitung bedarf nicht erſt meines ſchwachen Zeugniſſes."

9.

Auf Grund obigen ſagte Victor zur Räthin:

— „Mama, Alles iſt in Ordnung und Ihr Herr Gemahl hat auch ſeinen Brief."

— „Gegen die St. Jacobikirche," erwiderte die Räthin, „müſſen wir uns dieſes Mal freigebig zeigen."

„Nein, Mama! bei einer anderen Gelegenheit. Um nicht undelicat zu ſein, dürfen wir nicht einmal Gebühren bezahlen. Wir werden auf Miniſterialbefehl aufgeboten und haben uns in nichts zu miſchen."

— „Wie geht das zu?"

— „Auf Wüſterode, als Schutzherr von vier Dorfkirchen, an welchen neun Paſtoren fungiren, habe ich zu befehlen, aber nicht hier in der Reſidenz, wo es indeſſen Connexionen giebt, um einen Befehl zu erwirken. Ich habe Se. Excellenz, den Cultusminiſter, um dieſe Gnade gebeten."

— „Wie kamen Sie auf dieſen Gedanken?"

— „Es fiel mir ein, als ich dem Herrn Gemahl ſchrieb. Ich dachte mir, das wird meinem Briefe erſt recht Nachdruck geben."

— „Bravo! Ihre zärtliche Sorgfalt macht Sie als Bräutigam zu einem Weiſen und mich zu einer glücklichen Mutter. —

Später auch wurde der Superintendent, ſo wie der Hauptpaſtor vor das Conſiſtorium geladen. Beſonders Letzterer erhielt derbe Verweiſe und wurde ſtreng verwarnt, ſich nicht wieder in Angelegenheiten zu miſchen, welche dem Miniſterium vorlägen; nicht wieder in Familienzwiſtigkeiten Partei zu nehmen und nicht wieder eine Trauung zu hindern und eine Scheidung zu begünſtigen.

I.

Das erſte Aufgebot war vorüber und der Banquier hatte ſich nicht gerührt, ſo ſehr hatte ihn Victor's Drohbrief eingeſchüchtert.

Am Montag darauf beſuchte ihn der Geſandte.

„Bon jour, mon Chevalier, meinen Glückwunſch zur Verbindung ihrer Tochter mit dem Grafen Wüſterode. Ich hätte nie geglaubt, daß aus dieſer Verbindung etwas werden würde, zumal Sie dieſelbe als Scheidungsgrund angaben, um ſich von Ihrer Frau Gemahlin zu trennen. Sie fanden an dieſem Cavalier ſo viel auszuſetzen und konnten ſich durchaus nicht mit ihm befreunden. Sind Sie jetzt anderen Sinnes geworden? denn in der That es befremdet mich, daß Sie das erſte Aufgebot unangefochten vorüber ließen. Oder war es nur eine Nachläſſigkeit oder Verſäumniß etwa? Wirklich, ich kann es mir nicht erklären!“

— „In Wahrheit, Excellenz! Meine Tochter hat ſich von mir losgeſagt, alſo laß ſie heirathen wen ſie Luſt hat. Sie geht mich nichts mehr an.“

— „Ihre Frau Gemahlin hat ſich aber nicht von Ihnen losgeſagt, alſo geht ſie Ihnen noch viel an, und Sie dürfen nicht heirathen, wenn Sie Luſt haben.“

— „Excellenz! Was ſoll ich Ihnen ſagen? Meine Frau will ſich für den Augenblick noch nicht von mir trennen. Kann ich ſie zwingen? Soll ich ihr die Piſtole auf die Bruſt ſetzen?

— „Ich bin nicht geſonnen Ihre Ehe zu ſtören.

ich bitte Sie nur zu bedenken, welche Namen Sie jetzt tragen."

— „Excellenz! Ich trage dieſe Namen noch nicht. Meine Regierung hat es mir noch nicht erlaubt. Kommen Sie, wenn ich ſie trage. Ihre Beſuche ſind mir jeder Zeit angenehm."

— „Chevalier! Ich konnte Ihnen dieſe Namen nicht erwerben, ohne den zukünftigen Gemahl meiner Tochter in Ihnen zu erblicken."

— „Nun? Wollen Sie vielleicht zurückziehen?"

— „Auf keine Weiſe! — Allein ich weiß, wie Ihr Proceß ſteht, und daß Sie ihn mit allen möglichen Koſten verlieren werden. Räumen Sie mir daher ein, daß ein Ehemann, der nicht ledig iſt und keine Ausſicht hat es zu werden, nicht wagen darf, um die Hand einer Comteſſe de St. Pardour anzuhalten."

— „Habe ich um die Hand Ihrer Tochter angehalten, oder haben Sie ſie mir unter dieſen und jenen Bedingungen bewilligt? Unter andern auch, daß ich Ihnen Ihre Güter abkaufe und die Titel derſelben annehme. Ich habe Ihnen Ihre Güter abgekauft und gut bezahlt und obendrein baar, ohne alte Rechnungen in Anſchlag zu bringen, die gar nicht unbedeutend ſind. Wollen Sie ſich davon überzeugen, ſoll ich Ihnen Ihr Conto ausziehen laſſen? Sie haben nur zu befehlen!"

— „Reden wir nicht von Geſchäften, ſondern ſagen Sie mir lieber, was Ihr Benehmen gegen meine Tochter bedeuten ſollte?"

— „Mein Benehmen gegen Ihre Tochter, nun? — Wie habe ich mich denn benommen gegen Ihre Tochter?"

— „So — wie ſoll ich ſagen — auffallend, daß ich genöthigt war, meine arme Loli zu ihrer frommen Tante nach Paris zu ſchicken, um ſie Ihren — „Galanterien" zu entziehen."

— „Sie haben Ihre arme Loli nach Paris geſchickt, weil ihre reiche alte Tante ſterben will und Ihre Kinder ſie beerben ſollen."

— „Mademoiſelle La Marquiſe d'Archimol iſt die jüngere Schweſter der Gräfin St. Pardeur und denkt noch lange nicht an's Sterben."

— „So haben Sie mir eine Unwahrheit geſagt."

— „Es war ein Vorwand nur um Sie zu ſchonen. Ich weiß, was ich einem ausgezeichneten Finanzmann ſchuldig bin. So lange ich Ihre Frau Gemahlin für ſtrafbar hielt, duldete ich Ihre „Galanterien" gegen Loli. Auch gereichten Ihre Beſuche meinem Hôtel jederzeit zur Ehre. Als ich aber erfuhr, daß Sie nur in Folge einer gütlichen Uebereinkunft von Ihrer Frau Gemahlin ſich ſcheiden, da entfernte ich lieber meine Loli, nur um Ihnen keinen Anlaß zu geben, mein Hôtel zu meiden. Auch Leon ſchickte ich fort, um jeden Conflikt zu hindern, weil er die Sache ernſthaft nehmen und Sie zur Rede ſtellen wollte."

— „Was habe ich denn mit Leon — mit dem Vicomte Leon zu ſchaffen?"

— „Chevalier! Ich bin Geſandter! — Hausvater bin ich nur in meinem Hôtel, außerhalb deſſelben habe ich andere Angelegenheiten zu vertreten, als die der Familie. Es iſt die Sache meines Sohnes, ſeine Schweſter in Schutz zu nehmen. Ich bitte Sie daher, Chevalier, ſich lieber mit mir zu verſtändigen. Ich habe niemals den geringſten Zweifel an Ihren redlichen Abſichten auf meine Loli gehegt, ich fürchte nur, daß Sie dieſe wichtige Angelegenheit vernachläſſigen, und eine Comteſſe de St. Pardeur darf nicht vernachläſſigt werden. Auch kann ich Leon nur ſo weit im Zaume halten, wie ſeine Cavalier Ehre es verträgt und nicht darunter leidet."

Der Banquier hatte ſich mit einem Male entfärbt. „Excellenz," begann er kleinlaut, „ich habe Ihnen doch Ihre Güter abgekauft um die Adelstitel zu erlangen. Sie haben es mir vorgeſchrieben und ich habe mich darauf eingelaſſen. Beweiſt das nicht zur Genüge, daß ich auf die Comteſſe de St. Pardoux keine andere Abſichten hatte, als ich haben durfte? — Ob die Scheidung nun heute oder morgen [illegible] oder [illegible] wann ſie vor ſich geht, weiß ich ſelbſt nicht, wie kann ich da ein Verſprechen geben? Sagen Sie ſelbſt, kann ich zwei Frauen auf einmal haben? Alſo muß ich wiſſen, wie meine Sachen ſtehen."

— „Mit dieſer Erklärung kann ich mich vorläufig begnügen," erwiederte der Geſandte. „Entſchuldigen Sie, daß ich genöthigt war, mit meinen väterlichen Sorgen Ihnen läſtig zu fallen, denn wenn Sie die Verbindung Ihrer Fräulein Tochter mit dem Grafen Wunſerode zugeben, ſo können Sie Ihre Frau Gemahlin auf keine Weiſe mehr mit Gewalt zu einer Scheidung zwingen. Ohne Zweifel haben Sie ſich alſo mit Ihrer Frau Gemahlin dahin verſtändigt, daß Sie der Verbindung nichts in den Weg legen wollen, unter der Bedingung, daß ſie nicht ferner der Scheidung ſich widerſetzt. So muß ich aus Ihren Worten ſchließen, denn danach zu fragen, habe ich kein Recht."

— „Nun ja," rief der Banquier, froh aus der Klemme zu kommen, „ſo iſt es auch. Wie kann es anders ſein? Wie können Sie etwas Anderes denken?"

Als Freunde ſchieden ſie.

Indeß war dem Banquier durchaus nicht wohl zu Muthe!

Zwar kannte er den Grafen St. Pardoux und durfte hoffen, ihn mit Geld zu beſchwichtigen. Beträchtlich aber mußte die Summe ſein, denn diesmal ward ſie nicht als ein Darlehn aus Gefälligkeit, ſondern wie eine zu entrichtende Zwangsſchuld eingefordert und St. Pardoux pflegte ſich niemals auf alte Rechnungen einzulaſſen und war auch durchaus nicht beſcheiden im Mehrfordern. Fand aber der Banquier dieſes unbillig, ſo drohte der hitzige junge Vicomte mit Degen und Piſtolen — denen man nicht ausweichen kann, wenn man Chevalier ſein will — während andererſeits, wofern er Miene machte die Verbindung zu ſtören, Victor mit Rechts- und anderen Mitteln drohte, und ihm unterſagte Chevalier zu ſein und Orden zu tragen.

Zum erſten Male mußte ſich Ruhland eingeſtehen, daß er unverantwortlich gehandelt habe.

Der Proceß, den er aus gehäſſigen Eigenſinn wider ſeine Ehefrau begonnen, war augenſcheinlich nicht mehr zu halten. Nicht nur alle Koſten fielen ihm zur Laſt, die Räthin hatte auch bedeutende Entſchädigungen zu fordern und konnte, wenn ſie jetzt klagte, ihre Anſprüche um Vieles erweitern. Sollte er zurückkehren zu ihr? Sie war ihm gleichgültig geworden. Er fühlte, daß ſie ihm nicht verzeihen konnte. Bertha hatte in allem Stolz der Unſchuld den kindlichen Gehorſam ihm aufgekündigt und vollends ſcheute er Victor und konnte ohne Grauen nicht an ihn denken. Der Güterkauf und die Adelsdiplome hatten ſeine Privat-Chatouille ſtark angegriffen, St. Pardour hatte ihm eine Summe nach der andern abgeliehen und ſie mit zärtlichen Grüßen von „Lyli" vergolten, und was er noch weiter verlangen würde, war nicht abzuſehen.

Ruhland kratzte ſich den Kopf und ſeufzte:

„Gerechter Gott, Lyli, was koſteſt Du für Geld! Lyli, was koſteſt Du für Geld, und Lyli — was habe ich von Dir?"

Endlich beruhigte er ſich dennoch mit dem armſeligen Troſt: Kommt Zeit, kommt Rath. Ein zweimaliges Aufgebot mußte noch erfolgen und erſt nach dieſer vierzehntägigen Friſt durfte der Miniſter von neuem ihn zur Rede ſtellen. Wie immer, ſo vertraute er auch heut auf ſein blindes Glück und anfangs ſchien es, als wollte es ihn auch diesmal nicht im Stich laſſen.

2.

Schon der folgende Tag brachte ihm eine große Freude. Die Zeitungen verkündeten endlich, daß Se. Majeſtät in Gnaden geruht habe, den Finanzrath und Ritter hoher Orden E. S. Ruhland in den Adelſtand zu erheben und ihm zu geſtatten, die Namen ſeiner Adelsgüter in Frankreich zu führen.

Bei ſeinem Erſcheinen auf dem Comtoir empfing er die Glückwünſche ſeines zahlreichen Geſchäftsperſonals, welche um ſo eifriger dargebracht wurden, weil große Remunerationen dafür in Ausſicht ſtanden, denn Ehren halber mußte der Principal einen Abglanz der Gnade, die ihm von oben zu Theil geworden, nach unten hin, über alle, welche ſeiner Firma oder ſeinem Hauſe dienten, verbreiten. Seine Leute nannten ihn Herr **Baron**, wie ſie auch früher ſchon gethan hatten. Aber erſt heute klang dieſer Titel, welcher ihm nicht ganz mit Unrecht beigelegt wurde, lieblich für ſein Ohr. Er rieb ſich vergnügt die Hände, ließ Wein, Back- und Zuckerwerk auftragen und bewirthete ſeine Leute.

Lange indeſſen durfte er bei ihnen nicht verweilen, denn auch andere Gratulanten fanden ſich zahlreich ein, welche in dem Salon empfangen werden mußten. Endlich auch fuhren adlige Equipagen vor und unter anderen die des franzöſiſchen Geſandten.

Graf St. **Pardour** war heute eine Hauptperſon, denn der neue Chevalier verdankte ihm ſeinen Titel. Als Ehemann war er allerdings befugt, die Güter ſeiner Ehefrau mit ihrer Einwilligung einem beliebigen Käufer zu überlaſſen. Allein das Recht, auch die adligen Familiennamen zu führen, gönnt und erwirkt man nur einem nahen theuren Anverwandten. Der Miniſter durfte ſich daher heute mit einem einfachen Glückwunſch nicht begnügen. Und daß der uralte Graf den neugebackenen Chevalier zärtlich umarmte und beide ſich die Hände ſchüttelten, befremdete die Anweſenden auf keine Weiſe. Man wußte, wie ſie mit einander ſtanden und zugleich erblickte man darin eine dem Gelde dargebrachte Huldigung. Dem Banquier aber ſtanden die Thränen in den Augen.

„Nicht wahr, Excellenz," ſagte er, „wir ſind Freunde?"

„Chevalier! Ich vertraue Ihrem Wort."

— „Excellenz! Ich habe dem Ihrigen ſtets vertraut." (Wie viel ihm das ſchon koſtete, fügte er nicht hinzu.)

Ehren halber mußte man dem Miniſter einige Artigkeiten ſagen; inſofern er ſeinen Einfluß auf eine noble Weiſe verwendet hatte, um einem verdienten Finanzmann gerechte Anerkennung zu verſchaffen.

St. Parkour nahm dieſe Complimente mit beſcheidener Höflichkeit auf, blieb zu Tiſche und war liebenswürdig und geſprächig.

3.

Bei ſeiner Heimkehr wartete ſchlimme Botſchaft auf ihn. Briefe aus Paris waren angelangt. Die Superiorin hatte geſchrieben. Beide beſtätigten dieſelbe Thatſache:

„Pauline war verſchwunden."

In allem Andern aber widerſprachen ſie ſich auf's Seltſamſte.

Die Superiorin behauptete, die Unglückliche habe ſich entleibt und ihren Tod in den Wellen geſucht.

Leon hingegen meldete, Poli hat ſich wie eine Abenteuerin aus dem Staube gemacht, um ſich dem erſten beſten Manne an den Hals zu werfen.

Die Superiorin gab ihr das beſte Zeugniß und nannte ſie ein frommes, gottesfürchtiges Mädchen, welches keine Meſſe und Betſtunde verſäumte.

Leon hingegen ſchrieb: „Ich kann nicht mehr an Poli denken, ohne zu erröthen. Sie ging zur Meſſe, nicht um zu beten, ſondern um zu kokettiren. Ihre Frömmigkeit war nur Maske, um ſich bei der Tante Superiorin einzuſchmeicheln und ſich meiner Aufſicht zu entziehen.“

Augenblicklich ſchrieb der Miniſter zurück um beiden derbe Vorwürfe zu machen.

Mit Recht tadelte er, daß man ein ſo großes Unglück ihm im erſten Augenblick der Beſtürzung meldete, wo noch keiner zu wiſſen ſchien, was er davon denken ſolle, ſo daß die fromme Tante ihre Loli nicht tief genug beklagen, und der zornige Bruder ſie nicht tief genug erniedrigen könne. Der frommen Dame wolle er es allenfalls Dank wiſſen, daß ſie keinen Augenblick geſäumt, ihm den entſetzlichen Vorfall zu melden. Von einem jungen Diplomaten hingegen finde er es unverzeihlich einen ſo oberflächlichen und widerſprechenden Bericht zu überſenden, ohne ſich zuvor, wie ſeine Schuldigkeit war, mit ſeiner Tante verſtändigt zu haben. Schließlich forderte er beide auf, nach vorhergegangener und mit Beſonnenheit gepflogener Rückſprache, ihm einen genauen, bis in's Einzelne gehenden Bericht einzuſenden und ihr beſonderes Augenmerk auf alle Umſtände zu richten, welche das Verſchwinden der Unſeligen begleitet, ingleichen auf alle, wenn auch nur muthmaßlichen Beweggründe, welche ſie irgend, zu dieſer oder jener That der Verzweiflung hätten hinreißen können. — — —

Er hatte gut auffordern! — Die mit nächſter Poſt einlaufenden Berichte waren zwar ausführlicher, blieben aber, nach vorangegangener und mit Beſonnenheit gepflogener Rückſprache, nicht minder widerſprechend, als die erſten oberflächlichen.

Die Tante Superiorin antwortete ſehr ſalbungsvoll und weitſchweifig, blieb jedoch feſt bei ihrer erſten Ausſage. Sie räumte ein, daß Loli auch ihre Fehler gehabt.

„Ihre Gemüthsart“, ſchrieb ſie, „war die einer

Heiligen und ihre Erziehung die einer Prinzeſſin. Allein ihr Ehrgeiz war ohne Grenzen und ihre Eitelkeit völlig ſündhaft, denn mehr, als auf ihre Tugenden und ſeltenen Geiſtesgaben bildete ſie ſich auf ihr feines Lärvchen und ihren üppigen Wuchs ein. Andere Leidenſchaften kannte ſie indeß nicht.

Den Banquier liebte ſie mehr aus Gehorſam gegen ihre Eltern als aus innerer Zuneigung. Mehr mit dem Verſtande, als mit dem Herzen, und es war am Abende vor ihrer That, als wir noch eine lange Unterredung mit einander hatten, welche bis ſpät in die Nacht dauerte.

„Ach, meine Tante!" klagte ſie. Es giebt nur einen Mann, der mir eine Stellung in der Welt geben kann, wie ich ſie mir wünſche, weshalb auch alle meine Gefühle an dieſem Manne haften. — Ob ich ihn liebe, weiß ich nicht, allein er iſt ein Millionair. Er will aus Liebe zu mir von ſeiner Frau ſich trennen. Er hat für eine bedeutende Summe die Güter meiner Mutter an ſich gekauft, um die adligen Titel führen und mir einen würdigen Namen geben zu können. Geſetzt auch, ich liebe dieſen Mann nicht ganz ſo heiß, wie ein junges Mädchen wohl lieben könnte, ſo wird doch Dankbarkeit für alles, was er für mich thut und ferner thun wird, für das wozu er mich macht und ich durch ihn ſein werde, eine Zärtlichkeit in meinem Herzen erwecken, die einer leidenſchaftlichen Liebe vorzuziehen iſt. Auch meine Eltern, mein Bruder und Sie wünſchen es und was thäte ich nicht Ihnen zu Liebe! Ach, Anfangs war Alles ſchon ſo gut wie richtig, die Scheidung war zwiſchen den Eheleuten verabredet und feſt beſchloſſen. Er fand ſich Abend für Abend bei meinen Eltern ein, um mich zu ſehen, und er benahm ſich auch ſchon gegen mich, als wäre ich ſeine Braut. Da mit einem Male erfuhr ſeine Frau von dieſem Verhältniſſe! — Wie das möglich war, begreife ich noch heutigen Tages nicht, denn wir ſind keine Schwätzer und ziehen auch nicht leicht einen Fremden in unſeren engeren Familienkreis. Dennoch aber hörte die Frau davon und widerſetzt ſich mit einem Male der Scheidung. Jetzt bin ich compromittirt. Ich mußte über Hals und Kopf nach Paris und werde nie wieder nach Deutſchland zurückkehren dürfen. Niemals werde ich meine vielgeliebte Eltern wiederſehen!"

„Geliebte Tochter", ſagte ich, „Du haſt keine Urſache, Dich unglücklich zu fühlen und troſtlos zu ſein, vertraue auf Gott und verlaſſe Dich auf Deinen Vater. Der Mann, welcher die Intereſſen ſeiner Nation wahrzunehmen berufen iſt, wird ſeine einzige Tochter nicht compromittiren laſſen. Und endlich auch haſt Du einen Bruder, welcher die Ehre ſeiner Schweſter zu ſchützen wiſſen wird."

„Aber dieſe Frau, liebe Tante! O, dieſe Frau! Warum tritt ſie meinem Lebensglücke in den Weg? Aus Eiferſucht? — Nein! Denn mit dieſem Manne war ſie ſchon über zwanzig Jahre verheirathet. Jetzt iſt ſie ſeiner überdrüſſig. Er kann jede Andere heirathen, nur ich ſoll ihn nicht haben. Sie gönnt ihn jeder anderen Frau, nur mir allein gönnt ſie nicht, woran ſie keinen Gefallen mehr findet, und damit ich es nicht bekomme, behält ſie es lieber ſelbſt. Ach, wenn ich nur wüßte, was ich dieſer Frau zu Leide gethan habe, daß ſie mich dermaßen mit ihrem Haſſe und ihrer Abgunſt verfolgt. — Täuſchen Sie mich daher nicht mit falſchen Hoffnungen, liebe Tante, ich fühle es, daß ich verloren bin und daß mir keine andere Zuflucht bleibt, als das Kloſter!"

„Meine Tochter! ſo wie ich Dich kenne, ſcheinſt Du wenig Neigung zum Kloſterleben zu haben und keinen Beruf in Dir zu fühlen, Dich dem Himmel zu weihen."

„Verzeihen Sie, liebe Tante, dieſen Beruf fühle ich allerdings und habe auch ſchon die ganze Hausbibliothek durchſtöbert, um irgend eine Ordenstracht zu finden, die nach meinem Geſchmacke iſt und mich kleidet. Aber leider fand ich keine einzige, die mir nur einigermaßen gefällt und gut ſteht — und — wo ſoll da die Neigung herkommen? — Fi donc! Wie die Nonnen ſich entſtellen, und ſogar ihr Haar müſſen ſie ſich abſchneiden. — Wie kann der Himmel nur an ſolchen Bräuten Geſchmack finden?"

— „Pfui! das iſt eine abſcheuliche Läſterung. Du wirſt ſie morgen beichten, und Dir dafür eine Pönitenz auferlegen laſſen. — Gott ſieht nur auf das Herz! und was ſind die hinfälligen Reize eines irdiſchen Mädchens gegen die himmliſche Holdſeligkeit der heiligen Jungfrau?"

„Wohl wahr, meine Tante! Aber ich kann mich zu Ehren meines lieben Gottes nicht entſtellen!"

— „Und wenn Du nun Deiner nutzloſen Eitelkeit halber in die ewige Verdammniß geräthſt."

— „So wird mein Troſt ſein, daß ich ſchön geſtorben bin und ſelbſt als Leiche keinen Widerwillen erregt habe."

Ach! Hiermit hatte ſie fürchterlich aus ihrer Seele geſprochen. Gott wird Nachſicht haben mit einer ſo vornehmen Unſchuld.

„Pfui!" ſagte ich, „bleib' bei mir und ſorge für Deine Seele. Die Welt will Dir nun einmal das glänzende Loos nicht gewähren, wonach Deine Wünſche trachten. Erblicke darin ein Verhängniß Gottes, denn Du ſollſt mein ganzes Vermögen erben und meine Nachfolgerin ſein."

„Meine Tante!" erwiderte ſie, „Gott wird Ihnen zum Lohne für Ihre Tugend und Menſchenliebe ein langes Leben ſchenken, damit Sie noch recht viel Segen ſtiften! — Ja! wenn ich den Mann heirathen könnte, der mir zu Liebe die Namen der Vorfahren meiner Mutter annimmt, ſo würde ich Sie jetzt vielleicht bitten: Tante! Vergeſſen Sie mich nicht in Ihrem Teſtamente. — Ich aber denke bald nichts mehr zu brauchen. Mag daher Leon Ihr ganzes Vermögen dereinſt erben, damit er den Namen St. Pardoux wieder zu Glanze erhebe.“

„Ja, ja! ſo ſprach das liebe Kind! — Es war ſpät und wir mußten uns trennen.“

— „Liebe Tante! ſagte ſie noch zuletzt. „Umarmen Sie mich noch einmal; aber recht zärtlich und von ganzem Herzen; als ob es zum letzten Male wäre und wir uns niemals wiederſehen.“

„Ich that es und *ſah ſie nicht wieder!* — Geſchmückt wie eine Braut und angethan mit allen ihren Koſtbarkeiten beging ſie die gräßliche That!“

Man wird die ſchöne Leiche finden und in ihr die *vornehme* Unglückliche ehren. — Ihre ſündhafte Eitelkeit, ihren glühenden Ehrgeiz konnte ſie nur durch Selbſtmord bezwingen. Gott ſei ihrer armen Seele gnädig!“

Leon hingegen ſchrieb höchſt unumwunden: „Loli iſt eine Intriguantin ſonder Gleichen! Wer hätte das in ihr geſucht. — Falſch wie eine Katze, liſtig wie eine Schlange; ſo weiß ſie Jedermann für ſich einzunehmen. Die Tante Superiorin iſt troſtlos über ihr Verſchwinden und ſagt: „Loli auf dieſe Weiſe zu verlieren, ſei die härteſte Prüfung, welche der Himmel über ſie verhängen konnte. Und ach, was war ſie für eine zärtliche, liebevolle Schweſter! — Die Tante giebt gern. Ich erhalte, was ich gebrauche; desgleichen auch Loli, die aber niemals Geld brauchte. Wie oftmals fragte ſie: Leon, kannſt Du auch auskommen? Du lebſt mit Cavalieren Deines Alters! Du wirſt nicht hinter ihnen zurückbleiben wollen. Mache nur ja keine Schulden — Ich kann Dir wieder mit Einigem dienen.“

„O, wenn ich *das* gewußt hätte! —“

„Sie that immer ſehr betrübt. Und wenn ich ſie fragte, was ihr fehle, ſo war die Antwort: „Das kann ich nur dem Himmel anvertrauen, wie die Tante es mir gerathen. Die Tante aber durfte ich nicht fragen;

denn die verräth keine Beichte, gleichviel ob ſie ihr oder einem Anderen abgelegt wird. Auch vergiebt man in den Beichtſtüblen nicht nur vergangene Sünden; ſondern verabredet auch zukünftige, damit man wieder etwas zu abſolviren hat. Und es giebt keine beſſere Poſtillons d'Amour, als wohlbeſtochene Prieſter.“

„Schmach über Loli! — Jetzt erſt erfahre ich es, und man weiß nicht, daß ſie meine Schweſter iſt, ſonſt würde ich mir die zärtlichen Seufzer über das Verſchwinden der „ſchönen Unglücklichen“ ſchönſtens verbitten.“

„Ruſſen, Spanier, Ungarn, ja ſogar Engländer, die doch nicht katholiſch ſind, gingen häufig in die Kapelle. Alſo nicht um zu beten — ſondern um ſich an dem Anblick der „ſchönen Unglücklichen“ in ihrer Andacht und Betrübniß zu erlaben. — Es kann ihr an Anträgen nicht gefehlt haben.“

„Was ſie irgend von Werth beſaß, iſt mit ihr verſchwunden! — Und war es auch ihr Vorſatz, augenblicklich zu Grunde zu gehen, ſo könnte ſie ihre Koſtbarkeiten doch nicht alle auf einmal anlegen, nicht auf einmal alle ihre beſten Kleider, ihre feine Wäſche und Fußzeug anziehen, alle ihre Hüte und Häubchen aufſetzen und all ihren Kopfputz in den Haaren tragen. — Auch fehlen nicht nur ihre Papiere, ſondern auch ſolche, die mir mitgehören. — Braucht man Legitimationen, wenn man in's Waſſer ſpringt?“

„Was weiß die fromme Tante von weltlichem Putz, Geſchmeide und Kleidern? Aber ſie hat es ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, Loli zu beweinen und wer bei ihr zu Gnaden kommen will, muß mit ihr trauern und klagen. — Jeder Zweifel an Loli's Tugend iſt in ihren Augen Ketzerei und jeder Widerſpruch betrübt ſie. Sie iſt eine ſo liebevolle, ſeelengute Dame. Man kann es nicht über's Herz bringen, ihr Kummer zu machen. — Loli hat uns Allen arg mitgeſpielt. Die Tante aber leidet am meiſten darunter.“

„Im Uebrigen muß ſie eine geheime Geldquelle gehabt haben, denn ohne reichliche Beſtechungen war ihr Entweichen aus dieſem Hauſe nicht möglich.“

„Sie ſei vergeſſen!“

— — — — —

Der Miniſter ſah wohl ein, daß nur Leon's Bericht zu trauen ſei und er in jedem Worte Recht habe. Indeſſen konnte Paulinens Verſchwinden zu keiner Zeit ihm ungelegener kommen, als eben jetzt, wo er den Banquier in Händen hatte. Grade im Augenblick der Entſcheidung hatte ſie ſich, ohne daß man die entfernteſte Ahnung hatte, ſeiner Macht entzogen. Nicht minder ſchlau und fein hatte ſie auch die fromme Tante betrogen, deren gottſeliger Blödſinn immer noch keines Argwohns fähig ſchien.

Der Miniſter gab indeſſen ſein Spiel noch nicht verloren; denn mit dem Briefe der frommen Dame konnte der Banquier noch bedeutend geängſtigt werden. Für's Erſte ſchrieb er an Leon:

„Du magſt Deine Schweſter eine Intriguantin nennen; aber eine Verlorene iſt ſie nicht! Sie iſt klüger als Du und weiß, was ſie thut. Wer ſolch' einer Verſtellung fähig iſt, wie ſie, der läßt ſich ſo leicht nicht betrügen. Das Räthſel, wie unauflösbar es jetzt auch ſcheint, muß doch mit der Zeit ſich löſen. Jedenfalls muß ich wiſſen, was aus Lyli geworden iſt. Bleibe in Paris, bis ich Dich hieher verlange und wenn ſich Spuren von ihr kundgeben, ſo melde es mir ſogleich.

2.

Das zweite Aufgebot ging ebenfalls unangefochten vorüber und mit der Einrede erſt beim dritten Aufgebot aufzutreten, wäre gehäſſig, hinterliſtig und des neuen Chevalier durchaus unwürdig geweſen. Auch hätte es ohne Frage den alten, bereits eingeſchlafenen Skandal wieder wach gerufen.

Indeß war Rubland ſchon ſeit dem vergangenen Dienstage Chevalier und hatte immer noch nicht die ſchuldige Gegen- und Dankſagungs-Viſite abgeſtattet.

„Was ſoll das heißen?“ fragte ſich der Miniſter. — „Warum zeigt er ſich nicht, wenn er ein gutes Gewiſſen hat? — Das ſcheint mir verdächtig. Seine Sache iſt alſo nicht rein? — Wohlan denn, wenn er mich meidet, werde ich ihn aufſuchen! —

Er begab ſich zu ihm. — —

„Chevalier!“ begann er mit trübſeligem Angeſichte „Seit dem vorigen Dienstage hatte ich nicht die Ehre, Sie zu ſehen, und war allerdings berechtigt, einen Beſuch von Ihnen zu erwarten!“

„Excellenz! Ein Geſchäftsmann und in den nahen Verhältniſſen, in welchen wir ſtehen! —“

— „Wohl wahr! Allein Umſtände verändern die Sache. Ich komme, Ihnen alle Verbindlichkeiten zu erlaſſen, welche Sie in Folge unſerer Verabredung am vorigen Montage übernommen haben. Bleiben Sie bei Ihrer Frau Gemahlin oder laſſen Sie ſich von ihr ſcheiden; handeln Sie ganz nach Ihrem Belieben. Ich muß auf die Ehre verzichten, in Ihnen den Gemahl meiner Tochter zu erblicken. Ich bin ein unglücklicher Vater, die Hand des Schickſals ruht ſchwer auf mir und beugt mich tief darnieder. Ich habe keine Tochter mehr!“

— „Was ſagen Sie?“

„Dieſen Brief der Tante Superiorin habe ich vorgeſtern erhalten. Ich würde Ihnen auch Leon's Brief mitgebracht haben; ich mußte aber befürchten, daß er ſie beunruhigen würde.“

— „Mich beunruhigen?“

„Ja! Allein ich wiederhole hiemit, mein Ihnen am vergangenen Montage gegebenes Verſprechen: Ich werde meinen Sohn von jedem ernſten Schritt zurückhalten, den ſeine Cavalierehre nicht erfordert. — O Lyli! Meine ſchöne Lyli! ſo mußteſt Du enden?!“

— „Iſt ſie todt?“ fragte der Banquier erſchrecken.

— „Ich weiß es nicht. Ein ſolches Unglück überſteigt alle Begriffe. Man wagt es nicht zu glauben und hält ſich an einen letzten Troſt, wie ſchwach er auch ſein mag: Ihre Leiche iſt wenigſtens noch nicht aufgefunden!

— „Alſo ermordet?“

— „Ich weiß es nicht! Und Alles, was ich weiß, haben Sie in Händen.“

Rubland wollte den Brief der frommen Dame entfalten.

„Nein!“ ſeufzte der Geſandte ſchmerzlich auf. „Nicht in meiner Gegenwart! — Ich bin zu ſehr erſchüttert! Es würde mich zu tief ergreifen! — Laſſen Sie uns als Freunde ſcheiden. — Sie haben ſie ja auch geliebt! — Leben Sie wohl!“

Er verbeugte ſich und ging. Der Banquier gab ihm ſchweigend das Geleite und war froh ihn los zu ſein, um endlich den verhängnißvollen Brief zu leſen. Mit zitternden Händen entfaltete er ihn. — —

1.

Auf Coeur obſcur überließ man ſich einer glücklichen Sorgloſigkeit. Die böſen Zungen ſchwiegen und die Zeitungsſtücken waren verſtummt. Der Skandal war zu Ende und man dachte ſchon an die Hochzeit.

„Ich habe immer noch eine große Sorge," ſagte die Räthin, „wie wollen wir die Hochzeit feiern. — Habt Ihr daran ſchon gedacht, meine Kinder? Es iſt doch ſeltſam, daß wir alle drei keine Verwandten haben, die uns angehen. Freunde und Bekannte haben wir eben ſo wenig. Bertha hat zwar ein Mal in die große Welt hineingeblickt; Victor war bei Hofe und in allen Hofzirkeln. Ich aber habe ſtets einſam gelebt und die jüngſten traurigen Vorfälle haben uns aller Welt entfremdet."

„Wir ſind Kinder der Einſamkeit!" ſagte Victor, „und um ſo glücklicher, durch uns ſelbſt im Zuſammenleben."

— „Das läßt ſich allerdings hören! Hier aber fragt es ſich: Wie wollen wir die Hochzeit feiern? Wen können wir dazu einladen und wo wollen wir ſie feiern? Hier auf Coeur obſcur? — Was können wir drei allein wohl hier beginnen, was wir nicht an andern Tagen auch vornehmen könnten? — Auf Wüſterode? — Noch iſt das Trauerjahr nicht vorüber. — In der Stadt? Noch iſt es nicht an der Zeit, uns wieder zu zeigen und zu thun, als ob nichts vorgefallen wäre. — Alſo, meine Kinder, gilt es, einen raſchen Entſchluß zu faſſen!

— Gleich nach der Trauung gehen wir auf Reiſen. — Das iſt vornehmer Styl; und ich habe mir ſtets gewünſcht, das ſchöne Italien einmal zu ſehen. — Wie wäre es, wenn wenn wir dort den Frühling verlebten und im Sommer die Schweiz bereiſten? Sie, lieber Victor, ſind dann unſer Reiſemarſchall und ſorgen für Bequemlichkeit und Zerſtreuung."

„Das wäre herrlich!" rief Bertha.

„Um ſo mehr muß ich beklagen," ſagte Victor, „daß es mir rein unmöglich iſt. Ein neuer Gutsherr hat Pflichten, denen er ſich nicht entziehen darf. Wenn ich gleich damit anfange, auf Reiſen zu gehen und nichts von mir hören und ſehen zu laſſen, ſo werden meine Bauern irre an mir und bilden ſich ein: ich habe ihnen einen Amtmann gegeben, um mich ferner nicht um ſie zu kümmern. Sie haben mir Anhänglichkeit erwieſen, wofür ich erkenntlich ſein muß. Ich darf ſie alſo nicht alſogleich vernachläſſigen und muß ihnen auch ihre junge Gräfin zeigen, die ihnen Sorgen und Unruhe genug verurſacht hat, um deretwillen ſie ſchon rebelliren wollten und faſt Segenfeldiſch geworden wären. — Alſo zum Winter, Mama, wenn es Ihnen und Bertha recht iſt."

„Ich habe nichts dawider!" ſagte die Räthin. „Nur ſehe ich für den Augenblick nicht ein, wie die Hochzeit gefeiert werden ſoll. Es bleibt Ihnen, wie mich dünkt, unter ſolchen Umſtänden weiter nichts übrig, als ſich gleich nach der Trauung mit ihrer jungen Frau in den Wagen zu ſetzen und ſtatt nach Italien zu reiſen, mit ihr nach Wüſterode zu fahren. Ich werde noch einige Tage hier bleiben müſſen, um die Gemälde verhängen, die Marmorbilder einhüllen und die andern Seltenheiten in guten Gewahrſam bringen zu laſſen. Zwar kann ich mich auf meinen Inſpector verlaſſen. Es würde mich aber doch beunruhigen, wenn nicht Alles unter meinen Augen geſchieht."

— „Uebereilen wir nichts, Mama! — Wer nach dauerndem Glücke trachtet, muß ſich auch gedulden können. Ungern möchte ich meine ſüße Bertha, ſo jäh ihrem poetiſchen Wohnſitze entführen, um ſie nach meinem proſaiſchen Stammſchloß zu verſetzen, wo ſie ſo manchen Reiz, ſo manches Schöne und Koſtbare, woran ſie ſich gewöhnt hat, mit einem Male entbehren müßte.“

— „Bin ich denn ſo verwöhnt?“ fragte Bertha. „Habe ich kein Pflichtgefühl, geſetzt auch, Coeur obſcur verhielte ſich zu Wüſterode, wie Poeſie zur Proſa?“

„Still, Bertha!“ ermahnte die Räthin. „Es kleidet Dich beſſer, wenn Du Dich in ſolche Geſpräche nicht miſcheſt!“

„Und was kannſt Du dawider haben?“ fügte Victor hinzu, „wenn wir die heiteren Flitterwochen auf Coeur obſcur zubringen, bevor der Ernſt auf Wüſterode eintritt? Und muß ich nicht meine junge Gräfin bei Hofe vorſtellen? Bin ich Dir das nicht ſchuldig? Was die Hochzeitsfeier anbetrifft, liebe Mutter! ſo ließe ſich eine Auskunft treffen. In der That ſcheint ein ſplendid ariſtokratiſches Feſt unmöglich; geben wir alſo ein ländlich-gutsherrliches!“

„Wie das?“ fragte die Räthin.

— „Wenn ich mit der Sprache heraus ſoll, Mama, ſo fürchte ich, Sie nennen mich einen eingefleiſchten Dorfjunker.“

— „Laſſen Sie immer hören!“

Ich will verſuchen, Ihre Fragen zu beantworten. Zuerſt: Wo ſoll das Feſt ſtattfinden? — Nirgend anders, als auf Coeur obſcur. Es iſt Ihr Eigenthum und all das Ihre gehört auch Bertha, folglich befinden wir uns nach der Trauung hier auf Wüſterode-Hohenbruck'ſchem Grund und Boden.“

— „Zur zweiten Frage: — Wen laden wir dazu? Sämmtliche Honoratioren von meinem Gebiete. Als: Die neun Paſtoren meiner vier Kirchdörfer nebſt ihren

Frauen und ihren älteſten erwachſenen Töchtern, denn die ſtrengſte Etiquette muß bei den Einladungen beobachtet werden, damit Niemand ſich zurückgeſetzt fühle. Die beiden Gerichtshalter nebſt ihren Frauen, ihre Töchter ſind noch nicht erwachſen. Meine zehn Dorfmeiſter ohne Frauen und Töchter, denn die ſtudirten Herren müſſen einen Vorzug haben. Und endlich der Amtmann, der nicht Frau noch Kinder hat. Sie alle mögen Gnade finden vor dem Engel von Coeur obſcur, dem ſie ihre Huldigungen darbringen werden.“

— „Victor, Sie ſind ein ſinnreicher Schmeichler.“

— „Nicht im Entfernteſten, Mama! Es iſt ein gewagtes Feſt, deſſen Gelingen ſeine Schwierigkeiten hat, zumal für meine geliebte Bertha.“

„Für mich?“

— „Für Dich hauptſächlich! Du gehörſt den Salons an und ſie dem Dorfe. Berg und Thal der Geſellſchaft begegnen ſich auf Coeur obſcur. Sie waren bisher ſich fremd und müſſen auch fremd ſich bleiben. Es ſind Untergebene und Du die gnädige Frau, welche ſie mit gnädiger Herablaſſung zu behandeln hat, ohne eben zuvorkommend und verbindlich zu ſein.“

— „Ich werde keinen Augenblick vergeſſen, was ich meinem geſtrengen Herrn Gemahl im Beiſein ſeiner Saſſen ſchuldig bin und mein Stolz auf Dich wird mir mein Benehmen vorſchreiben!“

— „Auch wirſt Du einige Nachſicht haben müſſen mit den Toiletten der Paſtoren Frauen- und Töchter. Der Schnitt ihrer Kleider wird Dir etwas ländlich vorkommen, und ihren Putz wirſt Du mehr überladen als geſchmackvoll finden. Wollten ſie ſich aber als Modedamen kleiden, ſo würde es ſich erſt recht ſchlimm ausnehmen.“

— „Lieber Victor, wozu alle dieſe Bedenklichkeiten.“

— „Ich muß Dich auf Alles vorbereiten, was Dich befremden und verſtimmen könnte. Unſere derbe Geſellſchaft nimmt ſich in ihrer Heimath ganz anders aus, als hier auf dem fürſtlichen Coeur obſcur, wohin ſie durchaus nicht gehört. Wir müſſen nun einmal aus Noth eine Tugend machen.“

— „Deine Sorgfalt geht zu weit!“

— „Keine falſche Empfindlichkeit, meine Tochter!“ ermahnte die Räthin. „Er iſt zärtlich beſorgt und aufmerkſam.“

— „Alle dieſe Bedenklichkeiten,“ fuhr Victor fort, „laſſen ſich heben, wenn wir beſchließen, unſere ländlichen Gäſte, weil doch an heitere Unterhaltungen und Geſpräche nicht zu denken iſt, fortwährend zu beſchäftigen und zu zerſtreuen. Auf Coeur obſcur iſt das ein Leichtes und mit Sonnenuntergang beſchließen wir das Feſt.“

— „Eine ländliche Hochzeit,“ wandte die Räthin ein, „denke ich, währet volle drei Tage.“

— „Aber ein Feſt, was die Gutsherrſchaft ihren Bauern giebt, beginnt Morgens und ſchließt mit der Dämmerung.“

— „Und die Leute ſollen zu einem ſo kurzen Feſte ſo weit herkommen?“

— „Wir erweiſen ihnen damit eine Ehre, für die ſie ſehr empfänglich ſind. Die ſtudirten Gäſte nebſt Familie laſſe ich her- und zurückfahren und beherberge ſie in meinem Hotel in der Stadt. Ich darf ihnen keine Koſten verurſachen, denn ſie brauchen, was ſie einzubekommen haben. Die Bauern aber, die häufig in der Reſidenz ſind, laſſen es ſich nicht nehmen, Jeder mit eigenem Fuhrwerk zu kommen und in die gewohnten Gaſthöfe einzukehren. — Ach, liebe Mutter, da komme ich mit einem Male auf einen glücklichen Gedanken. — Im vorigen Jahrhundert wurde an Fürſtenhöfen und auf Luſtſchlöſſern häufig Wirthſchaft und Jahrmarkt geſpielt. Etwas Aehnliches ließe ſich auch hier veranſtalten. Und ſolch ein Feſt kann zwei, drei Tage dauern.

Die Räthin kannte dieſe Luſtbarkeiten nicht, doch Bertha erklärte ſie ihr.

„Fürſt und Fürſtin ſtellen Wirth und Wirthin vor. Und die Hofleute benehmen ſich ungezwungen, als wären es ihre Gäſte. Oder auf einem freien Platz werden Buden erbaut und Zeuge, Speiſen, Weine, Waffen, Putz, Gewänder, alles Mögliche ausgelegt. Die Gäſte kaufen, dingen zum Spaß und ſcherzen auch mit den vornehmen Verkäuferinnen, bis ſie ihre Auswahl getroffen. Bezahlt, wie ſich von ſelbſt verſteht, wird nicht. Hauptſächlich aber drängt man ſich um die Buden, wo Fürſt und Fürſtin Koſtbarkeiten feil bieten. Dieſe ſind augenblicklich geplündert und werden geſchloſſen, um ſich nach einer Weile wieder zu öffnen und von Neuem geplündert und wieder geſchloſſen zu werden."

„Wahrlich!" rief die Räthin, deren Luſt es war, großartige Feſte anzuordnen; „ſolch ein Jahrmarkt auf [illegible] mit Buden, Zelten, Gauklern, Seiltänzern, wilden Thieren, Wahrſagern, Carouſſels und allen möglichen Volksſpielen kann ein eigenthümliches, überaus luſtiges Feſt abgeben. Und auch bürgerliche Gäſte ſollen erſcheinen. Unter unſeren vormaligen Sonntagsgäſten giebt es witzige Köpfe, welche ſich zu dieſer und jener Rolle verſtehen werden."

— „Wir dürfen keinen vornehmen Scherz daraus machen!" bemerkte Victor. „Bauern ſind keine Höflinge und verſtehen auch keinen Spaß. Ein ſtrenger rückſichtsvoller Ernſt muß obwalten und weder Sie, Mama, noch Bertha, oder ich dürfen in einer Bude ſtehen."

— „So geben wir einen ernſten, rückſichtsvollen Jahrmarkt, um unſere Gäſte reichlich zu beſchenken. Aber bunt muß er ſein, kunterbunt; darauf beſtehe ich."

„Wenn aber das Wetter ungünſtig iſt?" fragte Bertha.

— „So halten wir Jahrmarkt im Veſtibule, und errichten die Buden zwiſchen den Säulen."

— „Und die Tafel? Im Bilderſaale etwa?"

— „Nein, das thue ich den Bildern nicht zu Leide! Während der Trauung wird im Veſtibule gedeckt."

In dieſem für die Räthin ſo wichtigen Augenblick ward mit einem Male an die Thür gepocht.

„Jetzt nicht!“ rief ſie; „wir wollen ungeſtört ſein!“

— „Madame, ein recommandirter Brief von Hull!“

— „Von Hull? — Laſſ' ſehen.“

Der Diener trat ein und präſentirte Brief und Quittirzettel auf einem ſilbernen Teller.

Die Räthin ward ſehr nachdenklich.

— „Laſſ' den Boten einen Augenblick warten.“

Der Diener ging.

„Wir kommen noch lange nicht zum Jahrmarkt!“ ſeufzte die Räthin. „Mein Mann hält immer noch nicht Friede. Das, fürchte ich, iſt eine Myſtification! Wer könnte wohl von Hull aus an uns ſchreiben, wenn er nicht einen ſeiner Geſchäftsfreunde in das Complott gezogen hat? Und hört die Aufſchrift: „A Mademoiselle Bertha Ruhland de Coeur obscur, Marquise d'Archimol d'Arras.“

„Alſo ich bin auch Marquiſe?“ lachte Bertha.

Victor ſchüttelte den Kopf.

„Ich meine nur allenfalls. Etwa wie man auch Mademoiſelle de Coeur obſcur ſagt.“

„Es iſt der Titel einer ausgeſtorbenen Familie und weil Dein Vater nur Chevalier iſt, kannſt Du nur Mademoiſelle d'Archimol ſein.“

Indeſſen hatte Bertha ebenfalls den Brief beſehen.

„Dieſe Hand kenne ich,“ rief ſie. „Der Brief iſt von Pauline an mich.“

— „Biſt Du Deiner Sache ſicher?“

— „Vollkommen!“

— „So nimm ihn! Lies ihn! und enthält er Bosheiten, ſo verſchweige es mir!“

Sie unterzeichnete die Quittung, klingelte und gab dem Diener noch den beſonderen Befehl:

„Mag jetzt kommen wer da will und abgegeben werden, was es ſei: wir ſind jetzt unzugänglich. Sage draußen Allen Beſcheid!“

Bertha hatte den Brief erbrochen. Er enthielt eine Einlage.

— „Das iſt für Dich, Mama!“

Beide laſen ihre Briefe. Die Räthin wurde immer ernſter, Bertha immer heiterer; endlich lachte ſie laut auf: „Pauline Smith-Smitſon.“

„Was ſchreibt ſie Dir?“ fragte die Räthin.

Bertha las:

„Engel von Coeur obſcur! Wundere Dich nicht, meine Glückwünſche zu Deiner Verlobung mit dem Grafen Wüſterode-Hohenbrück, von Hull datirt, zu empfangen. Die Anzeige habe ich in deutſchen Blättern geleſen und dermaßen hat ſie mich entzückt, daß ich von Theilnahme durchdrungen, nicht umhin konnte, Dir nachzuahmen.

„Deutſches Mädchen! Du wärſt lieber in den offenen Tod gegangen, als zu wagen, was ich that, um nicht als Zugabe zu den Gütern und dem Familienadel meiner Mutter, mit in den Kauf gegeben und Deine Stiefmutter zu werden. Denn — Heil Dir! Du haſt eine ſo vortreffliche Mutter, daß Deine arme Freundin, wie zärtlich ſie Dich auch liebt, keinen Vergleich mit ihr aushält.

„Ich gehöre einer Nation an, welche Freiheit, Völkerrecht und brüderliche Gleichheit erfunden hat. Frühere Jahrhunderte hatten keine Ahnung davon und die Nation, welche dieſe göttlichen Funken vom Himmel ſtahl, muß dafür in blutigen Zuckungen und Schmerzen ſich winden, und wird von allen europäiſchen Völkern, welche dieſe Wohlthaten nicht verſtehen und ſich aneignen können, fort und fort angefeindet. —

„Die Tochter einer ſo großen Nation läßt ſich keinen Zwang anthun und knechten. Ich bin zwar auch die Tochter meines Vaters, der aber hat meine Nation in Deiner Reſidenz zu repräſentiren. Ich bin hier in Paris, dem Centrum meines Vaterlandes. Er hat mich alſo in Deutſchland mit zu repräſentiren, darf mir aber von dort aus, hier keinen Zwang anthun wollen. Das würde heißen: mich denationaliſiren und das widerſpricht ſeiner Bevollmächtigung als Geſandter'

„Das, mein deutſches Mädchen, geht freilich über Deinen Horizont. Mit Dir alſo muß ich anders reden.

„Die heilige Schrift ſagt: „Um Deinem Manne zu folgen, ſollſt Du Vater und Mutter verlaſſen." — Wohlan! Ich habe Vater und Mutter und ſogar auch Tante und Bruder verlaſſen, um meinem Manne zu folgen, nachdem ich am Altare meiner Kirche mit ihm das Sacrament empfangen. — Hier in Hull wurden wir noch einmal anglicaniſch nachgeſegnet.

„Jetzt, Engel von Coeur obſcur, bin ich eben ſo glücklich wie Du. Dein ſchöner ſtolzer Jüngling iſt freilich ein Graf, und mein ſchöner ſtolzer Jüngling nur ein Baumwollenwaaren-Fabrikant.

„Aber lachen Sie nicht, Gräfin Wüſterode-Hohendrück!

„Wenn Bertha Ruhland aus Liebe zu einem Manne deſſen Adel annehmen kann, ſo kann auch Comteſſe Pauline de St. Pardoux aus Liebe zu einem Manne den Ihrigen verleugnen.

„Und, liebe Gräfin, was ſind Ihre Schlöſſer, Ländereien u. ſ. w. gegen die Fabrikgebäude meines bürgerlichen William, der 150 Arbeiter-Familien reichliche Nahrung giebt; ungerechnet die Künſtler, Mechaniker, Geſchäftsführer, Comptoiriſten, Reiſende u. ſ. w.

„Weder in Frankreich noch in Deutſchland hat man einen Begriff von einem ſo großartigen Geſchäft.

„Kleine Millionairin! Ich halte Dir jetzt die Wage. Und wenn es darauf ankommt, bin ich allenfalls noch die Schwerere!" — —

„So ſchreibt eine Glückliche!" ſagte Victor; „welch' ein ſcharfſinniger Muthwille!"

„O!" rief die Räthin, „darin giebt ihr Bertha nichts nach. Sie ſollten nur einmal hören, wie Beide mit Worten fechten. — Jetzt aber zu meinem Briefe, dem ernſten Kerne dieſer muthwilligen Schaale."

„Mama! Einen Augenblick!" rief Bertha. „Hier iſt noch eine Nachſchrift: ‚Fräulein Marquiſe!‘ — In der That, man behandelt mich in Hull weit über meine Anſprüche. — ‚Mein theure Pauline ſpricht von Sie mit ſo viel Außerordentlichkeit und wünſcht ſo zudringlich, zu ſehen Sie, um Sie mitzutheilen, was nicht zu zuvertrauen iſt dem Papier, daß ſie um Erlaubniß bittet, recht bald zu kommen zu dürfen zu beſuchen Sie, gleich Herrn Grafen Wuſterode-Hohenbruck, und mich mitzubringen.

Mit beſonderer Hochachtung
William Edgar Smith.
Firma: John Walther Smith-Smitſon."

„Merkt Ihr wohl, liebe Kinder?" ſprach die Räthin. — „Nachdem Pauline ihren Schritt gerechtfertigt, läßt ſie ihr Schreiben von ihrem Manne beſtätigen. Gewiß eine ſehr bedeutende Firma. — Enthält der Brief weiter nichts? Nicht noch eine Nachſchrift?"

— „Das iſt Alles, Mama!"

„So hat ſie ihre Diſcretion ſo weit getrieben, ihrem Manne ſelbſt aus dieſer Einlage ein Geheimniß zu machen. — Dieſe iſt der Kern jener muthwilligen Hülle. Denn was braucht ſie einen Schritt, mit dem ſie der Welt Trotz bietet, vor Bertha prahleriſch zu rechtfertigen? — Hört, meine Kinder." — Die Räthin las:

„Madame! Sie haben mich bisher auf Koſten Ihrer Ruhe beſchützt. Einen Mann, den Sie haſſen durften, den Sie auch ſchon verſtoßen hatten, den halten Sie jetzt von Neuem im Zaume, damit er mich, die Wehrloſe in den Händen meiner Verwandten, nicht elend mache.

„Was bin ich Ihnen? was kann ich Ihnen ſein? — Zwar die Freundin Ihrer liebenswerthen Tochter! Sonſt aber kennen Sie mich kaum; und wie oft haben Sie mich geſehen?

„Wohl dem, der die Macht hat, Gutes zu thun und es vollführt, ſollte er auch ſelbſt darunter leiden! — der ſich Preis giebt, um Andere zu retten! ohne zu fragen, wer ſie ſind; — der lieber ſelbſt duldet, als Andere leiden läßt! — Sein Selbſtgefühl allein kann ihn belohnen. Der Dank verarmt; das Wort verſtummt vor ſolcher Seelengröße.

„Madame! Nicht um Sie meiner Dankbarkeit zu verſichern, weihe ich Ihnen, nach erlangter Freiheit den erſten Augenblick der Ruhe; ſondern um meine erhabene Beſchützerin zu benachrichtigen, daß ich mich der Gewalt meiner Unterdrücker entzogen habe, daß ich in Sicherheit bin und — Sie anbete.

„Alles Weitere werden Sie von dem Engel, Ihrer Tochter, erfahren.

„Ich darf Ihre Großmuth keinen Augenblick mißbrauchen. Schonen Sie ſich endlich. Geben Sie ihn frei, meinen bisherigen Verfolger, und ſetzen Sie ſich nicht ferner ſeinen Tücken und Bosheiten aus!

„Hier ſchwöre ich Ihnen zu Gott, daß ich Ihre ſchöne That, wie würdig ſie auch des ewigen Ruhmes iſt, als unverletzliches Geheimniß bewahren werde. Es ſei denn, Sie ſelbſt öffnen mir den Mund, damit ich Ihre gerechte, unwiderlegbare Lobrednerin ſei.

„Denn es darf nicht heißen: meine ſchöne Wohlthäterin ſei die Mitſchuldige meiner Kühnheit geweſen. Die Welt dient nicht der Tugend, ſondern der Bosheit. Sie verſteht ſich nicht auf erhabene Geſinnung und kann ſie nur verläſtern."

— „Nun, Victor! Was ſagen Sie?"

„Anbetungswerthe Mama!" rief Bertha und umarmte ihre Mutter.

Victor ſprach: „Ein herrliches Mädchen! Voller Entſchloſſenheit und Zartgefühl!"

— „Und ſchreibt ſie nicht faſt wie meine Bertha? — Sie wurden Beide in einer Penſion erzogen. Faſt ſcheint es, als ſei Pauline — Bertha in's Franzöſiſche überſetzt.“

„Das Original iſt mir lieber!“ meinte Victor.

— „Was fehlt noch zu unſerem Glücke. Dieſer Brief zwar bleibt unſer Geheimniß, doch gebe ich augenblicklich meinen Mann frei.“

„Augenblicklich, Mama?“ fragte Victor. „Würde das nicht meinen Trotzbrief entkräften?“

— „Warum ſoll ich ihn unnöthiger Weiſe quälen und ihm Koſten verurſachen?“

Von Neuem wurde an die Thür gepocht.

„Was ſoll das bedeuten!“ rief die Räthin ungeduldig. „Gelten meine Befehle denn gar nichts mehr?“

Victor erhob ſich und ging zur Thür.

Sein Kammerdiener war es und wich bei ſeinem Erſcheinen einige Schritte zurück.

„Du Fritz? — Was unterſtehſt Du Dich?“

— „Geſtrenger Herr! Ich muß wohl. Alle Anderen weigern ſich.“

„Dummkopf! Du läßt Dich verſchieben?“

— „Herr von Hartung hat mich vorgeſchoben und will nicht eher von der Stelle, als bis er den geſtrengen Herrn geſprochen hat.“

„Weſſen Befehle gelten hier!“ rief Victor und der Kammerdiener wollte ſich ſeinem Zorne nicht weiter ausſetzen. Aber Heinrich trat näher:

„Victor, ich muß Dich ſprechen. Es iſt dringend. Es iſt unerläßlich!“

— „Was willſt Du von mir!“

„Ich komme vom Chevalier Rubland.“

— „Ich nehme keine Beſtellungen vom Chevalier Rubland an, und beantworte ſie auch nicht.“

„Sie iſt nicht an Dich, ſondern an Deine Braut. Ueberlaſſe ihr die Entſcheidung.

— „Warte einen Augenblick.“ Victor ging hinein zu den Damen, wiederholte, was draußen geſchehen, und fragte:

„Was meinen Sie, Mama?“

— „Wir haben nichts mehr zu fürchten. Ich denke, wir hören ihn.“

„Und Du, liebe Bertha? Die Botſchaft gilt Dir!“

— „Ich denke, Pauline hat auch ihren Eltern geſchrieben. Papa weiß nunmehr auch davon und iſt anderen Sinnes geworden.“

„Anderen Sinnes!“ rief die Räthin. „Du meinſt, er will wieder zu uns?“

— „Es fällt mir nur ſo ein, Mama.“

„Nein, liebes Mädchen, Du haſt Recht. So wird es ſein, denn Paulinens kühner Schritt hat die ganze Lage der Dinge umgeſtaltet. — Victor! Es iſt von Wichtigkeit, wir müſſen Ihren Freund hören. Verrathen wir nur nicht, daß wir ſchon etwas wiſſen.“

Victor ging zur Thür. „Komm näher, Heinrich. Die Damen wollen Dich hören.“

Heinrich trat ein. Mit einer Leichenbittermiene verbeugte er ſich tief und feierlich, und ließ ſich laut ſeufzend auf den ihm angewieſenen Stuhl nieder.

„Herr von Hartung,“ begann Bertha, „ſind Sie verdrießlich oder betrübt? Iſt Ihnen eine Unannehmlichkeit oder ein Unglück widerfahren, oder haben Sie mir eines von Beiden zu überbringen?“

— „Sie fragen, Mademoiſelle, und leider komme ich mit einer ſehr traurigen Nachricht.“

„Iſt Jemand geſtorben?“

— „Mademoiſelle, Sie inquiriren ſo ſcharf, daß man ohne Umſchweife die Wahrheit bekennen muß.“

— „Mein Vater todt!“ rief Bertha, ſprang erſchrocken vom Stuhle auf und drückte beide Hände an die Stirne.

„Todt mein Mann?“ fragte die Räthin befremdet, aber ohne vom Stuhl ſich zu erheben, und Victor vollends zuckte mit keiner Miene.

— „Beruhigen Sie ſich, meine Damen,“ verſetzte

Heinrich. „Vom Chevalier Rubland iſt durchaus nicht die Rede."

Bertha ließ die Hände ſinken. — „Welche Verwandte habe ich ſonſt, die mir nahe gehen?"

„Vielleicht mein Amtmann von Koblang?" fragte Victor ſpöttiſch, „oder irgend ein Vetter von Segenfeld?"

„Muß es denn eben ein Verwandter ſein?" fragte Heinrich.

„Freunde und Bekannte," ſagte die Räthin, „haben wir auch nicht; das hat uns ſchon Kopfbrechen genug heute verurſacht."

Heinrich verſetzte mit Nachdruck: „Im Namen des Chevalier Rubland habe ich Mademoiſelle de Coeur obſcur anzuzeigen, daß ihre ſchöne und geliebte Freundin, Pauline Comteſſe de St. Pardoux, nicht mehr am Leben iſt."

„Pauline todt?" rief Bertha, „und deßhalb jagen Sie mir einen Schreck ein, daß ich noch an allen Gliedern zittere?" — Und hiemit fing ſie herzlich zu lachen an und ſank auf den Stuhl zurück.

„Mäßige Dich," gebot die Räthin in einem mißbilligenden Tone, welcher zugleich ausdrückte: „Du verräthſt ja das, was wir ſchon wiſſen."

„Mama," fuhr Bertha heiter fort, „Du kennſt Herrn von Hartung nicht. Pauline hat mir einmal geſagt, von Allem, was er ſpricht, ſei nur der vierte Theil zu glauben. Die ſelige Pauline hat alſo wohl nur einen Arm oder ein Bein verloren und iſt wenigſtens drei Viertheil noch lebendig."

Heinrich ward empfindlich: „Es freut mich, Mademoiſelle, daß die Nachricht von dem Tode ihrer nächſten und theuerſten Freundin ihren Frohſinn und ihre heitere Laune ſo wenig ſtört."

„Findeſt Du es lächerlich?" fragte die Räthin; „oder ſcheint es Dir unglaublich, daß Pauline geſtorben iſt? — Wir Alle ſtehen in Gottes Hand und Deine

Freundin konnte eben ſo gut ſterben, wie jeder Andere. — Herr von Hartung, entſchuldigen Sie meine Tochter, die heute Abend ſehr unartig iſt, und reden Sie zu mir. — Comteſſe Pauline alſo todt? — Das iſt beklagenswerth! Das iſt entſetzlich!“

„Freilich, Madame. Es geht über alle Begriffe, daß eine ſo reizende junge Dame, geſchmückt mit den ſeltenſten Geiſtes- und Leibesgaben und zu den höchſten Anſprüchen berechtigt, eine ſolche That begehen konnte.“

— „Sie hat eine That begangen? Alſo iſt ſie noch am Leben?“

— „Nein, Madame, ſie hat den Tod geſucht, freiwillig iſt ſie in ihren Tod gegangen.“

Wieder lachte Bertha hell auf. Mit Mühe erſtickte die Räthin das Lachen in ihrem Schnupftuch und ſelbſt Victor konnte nicht mehr ernſthaft bleiben.

Das verdroß Heinrich und ziemlich ungehalten fragte er: „Wird hier etwa heut ſchon Polterabend gefeiert, weil ſolche Unheilskunde wie ein Hochzeitsſpaß aufgenommen wird?“

Indeſſen hatte Bertha ſich geſammelt und begann ernſthaft: „Herr von Hartung, es nimmt mich Wunder, daß Sie in meiner Gegenwart ſo von einer mir werthen Freundin reden. Wer die Comteſſe de St. Pardour einer Miſſethat beſchuldigen will, der muß ſeiner Sache gewiß ſein.“

— „Wie würde ich das wagen, wenn irgend noch Zweifel obwalten könnten und wenn ich den ausführlichen Bericht einer höchſt glaubwürdigen Perſon nicht Schwarz auf Weiß, hier in meiner Brieftaſche hätte, ſo daß ich Ihnen denſelben vorlegen kann.“

— „Das, mein Herr, ſind Sie ſich ſelbſt ſchuldig, um Ihr Benehmen zu rechtfertigen. — Die höchſt glaubwürdige Perſon indeſſen wird in meinen Augen etwas minder glaubwürdig ſein, als in den Ihrigen. — Wer iſt ſie übrigens.“

Victor und die Räthin wechſelten Blicke. In den Seinigen lag zärtliche Bewunderung, die Ihrigen ſchienen mit Mutterſtolz zu fragen: Nicht wahr? Sie examinirt gut.

Heinrich warf ſich in die Bruſt und antwortete mit Nachdruck: „Die Madame d'Archimel d'Arras, Superiorin einer der erſten Wohlthätigkeitsanſtalten zu Paris."

— „In dem Titel und den Eigenſchaften dieſer mir unbekannten Dame läßt ſich nichts ausſetzen. Es befremdet mich nur, da ich die Ehre Sie zu kennen, daß dieſe höchſt glaubwürdige Dame mit Ihnen correſpondirt."

Die Räthin und Victor lachten über dieſe Bosheit, Heinrich aber ließ ſich nicht irre machen.

— „Dieſer Brief iſt nicht an mich, ſondern an den Grafen St. Pardeux, von dem ihn der Chevalier Rudland hat, der ihn mir übergab um ihn Ihrer Frau Mutter zu übergeben."

— „Mir, und nicht meiner Tochter?" fragte die Räthin.

— „Ihnen, Madame? Der Chevalier hat mich dringend darum gebeten. Hier iſt er! Nehmen Sie."

— „Herr von Hartung! Ich nehme dieſen Brief nicht an."

— „Warum nicht? Wenn ich fragen darf?"

— „Weil Sie ganz gewiß dieſem Briefe noch etwas hinzuzufügen haben, was mir nicht ſehr willkommen ſein wird."

— „Allerdings habe ich etwas hinzuzufügen, und ich denke, es wird Ihnen willkommen ſein. Leſen Sie nur."

— „Erſt möchte ich wiſſen, was man von mir verlangt."

— „Aus dieſem Briefe werden Sie es errathen und die Erklärung füge ich hinzu."

— „Ich leſe keine Briefe, die nicht an mich gerichtet ſind."

— „Haben Sie etwas dawider, wenn ich Ihnen dieſen Brief vorleſe?"

— „Wenn Sie dazu befugt ſind, ſo darf ich nichts dawider haben."

— „Ihr Herr Gemahl hat mich dringend gebeten; er hat es mir auf die Seele gebunden, Sie mit dieſem Briefe bekannt zu machen."

— „Nun, ſo leſen Sie!"

Heinrich begann. — —

Schon bei den erſten Worten der frommen Dame: „Sie liebte den Banquier, mehr aus Gehorſam gegen ihre Eltern, als aus innerer Zuneigung; mehr mit dem Verſtande, als mit dem Herzen u. ſ. w. — erzeugte ſich bei den Zuhörern eine gelinde Heiterkeit, die ſich jedoch beträchtlich ſteigerte, als Heinrich fortfuhr:

„Es giebt nur einen Mann, der mir eine Stellung in der Welt geben kann, wie ich ſie mir wünſche, weshalb auch alle meine Gefühle an dieſem Manne haften. Ob ich ihn liebe, weiß ich nicht, allein er iſt Millionair — — u. ſ. w. Geſetzt auch, ich liebe ihn nicht ſo heiß, wie ein junges Mädchen wohl könnte, ſo wird doch — — u. ſ. w. Bis er zu der verfänglichen Stelle kam, die eine Anfrage nöthig machte.

— „Frau Räthin! Sie werden hier angeklagt und ich muß Anſtand nehmen, Ihnen eine ſo ſchreiende Ungerechtigkeit entgegen zu bringen."

— „Laſſen Sie hören, weſſen man mich beſchuldigt. Schonen Sie mich nicht, denn ich mache mir nichts daraus."

Heinrich las weiter: — „Dieſe Frau! O, dieſe Frau! Warum tritt ſie meinem Lebensglück in den Weg? — Aus Eiferſucht? — Nein! Denn mit dieſem Manne war ſie ſchon über zwanzig Jahre verheirathet. Jetzt iſt ſie ſeiner überdrüſſig, er kann jede Andere be rathen, aber ich soll ihn nicht haben, sie gönnt ihn jeder Frau. Nur mir gönnt sie nicht, woran sie keinen Gefallen mehr findet, und damit ich es nicht bekomme, behält sie es lieber selbst. Ach wenn ich nur wüßte, was ich dieser Frau zu Leide gethan habe, um ihren Haß und ihre Mißgunst derartig auf mich zu laden."

Nun konnten sich alle drei nicht länger halten und lachten herzlich.

Weil Heinrich stutzte, sagte die Räthin:

„Herr von Hartung, Sie werden einsehen, wie lächerlich diese Beschuldigungen sind. — Mein Herr Gemahl glaubte mich durch unwürdige Anklagen zu einer Scheidung zwingen zu können, deshalb nur widersetzte ich mich. — Daß aber Cousine Pauline ihn liebte, wußte ich nicht."

„Ich auch nicht," lachte Bertha.

„Meine Damen," wandte Heinrich ein. „In diesem thörichten Irrthum befand sich nun einmal die Gemeinde, und wahrlich, die fromme Dame berichtet mit einer so kindlichen Einfachheit und Treue, daß ich nicht wüßte, welche Zweifel sich darüber erheben ließen."

„Sie haben Recht," sagte die Räthin, begierig zu wissen, in welcher Absicht eigentlich der Banquier Heinrich zu ihr gesendet habe. Sie gab ihrer Tochter einen Wink, ihre Heiterkeit zu mäßigen und bat Heinrich, fortzufahren.

Diese Aufforderung schien ihm willkommen und mit noch größerem Ernste, ja, beinahe mit Pathos, las er, wie Pauline ungeachtet ihres angeblichen Kleiderbesitzes es nicht über's Herz bringen konnte, sich des lieben Gottes halber zu entkleiden und es vorzog der ewigen Verdammniß zu verfallen, nur um schön zu sterben und als Leiche noch Theilnahme zu erwecken.

Darüber gerieth er selbst in eine Art Rührung oder Wehmuth und schloß mit bewegter bebender Stimme:

„Das sprach sie fürchterlich aus ihrer Seele. Geschmückt wie eine Braut beging sie ihre That. —

Man wird die ſchöne Leiche finden und in ihr eine vornehme Unglückliche ehren. — Ihr glühender Ehrgeiz, ihre ſündhafte Eitelkeit, waren nur durch einen Selbſtmord zu bändigen. — Möge Gott ſich dieſer Sünderin von Stande erbarmen. — Ich bete für ſie! —“

Die Zuhörer konnten ſich das Lachen nicht länger verbeißen und zumal Bertha that ſich keinen Zwang an.

Heinrich fühlte ſich gekränkt. Er ſtand auf, ſchob den Stuhl bei Seite und ſagte:

„Meine Damen, ich war es dem Chevalier Rudland ſchuldig und glaubte Sie zu erfreuen, wenn ich ſeinerſeits annehmbare Friedensvorſchläge überbringe. Sie haben dieſen Brief gehört und werden zugeben, daß nach einer ſolchen unglückſeligen Kataſtrophe, herbeigeführt, theils durch den reizbaren Ehrgeiz und der unverzeihlichen Eitelkeit einer vornehmen jungen Franzöſin, theils aber auch durch das unvorſichtige Benehmen des Herrn Chevaliers, kein weiterer Hader mehr ſtattfinden darf. — Doch habe ich die rechte Stunde verfehlt. Sie ſind heute zu aufgeräumt! Ich werde zu einer gelegeneren Zeit wiederkommen.“

„Bleiben Sie, Herr von Hartung,“ gebot die Räthin. „Sie konnten zu keiner gelegeneren Zeit und zu keiner beſſeren Stunde kommen, um mir die Friedensvorſchläge des Herrn Chevaliers zu überbringen. Sie ſollen auch auf der Stelle meine Erklärung erhalten, nur fürchte ich, ſie wird Ihnen ebenſo wenig erwünſcht ſein, wie meinem Herrn Gemahl.“

— „Frau Räthin, ich bin nicht mit Wünſchen hergekommen und muß um ſo mehr bitten, mich entfernen zu dürfen, um Ihrem Herrn Gemahl zu beſtellen, daß ich nichts ausgerichtet habe.“

— „Wollen Sie nicht meine Erklärung mitnehmen?“

— „Wenn Sie befehlen.“

— „Bitte, ſetzen Sie ſich.“

Heinrich gehorchte.

— „Herr von Hartung, ich muß Ihnen geſtehen, daß ich dieſem Berichte der frommen Dame nicht den geringſten Glauben ſchenke."

— „Sollten Sie vielleicht beſſer unterrichtet ſein?"

— „Auf keine Weiſe! — Aber glaubt mein Mann dieſem Briefe?"

— „Er ſchwört auf jedem Buchſtaben deſſelben wie aufs Evangelium."

— „Er bildet ſich ein, von der Comteſſe geliebt worden zu ſein?"

— „Er klagt ſich als ihren Mörder an und iſt in Verzweiflung, ſie in den Tod gejagt zu haben."

Die Räthin lächelte ironiſch. „Wenn das iſt, ſo will ich mich nicht ferner ihm aufdringen. Ich beſitze ſein Herz nicht mehr, er hat es einer Andern geſchenkt, einer Verſtorbenen (?) zwar. Aber auch mein Herz — denn vor meinen Kindern habe ich kein Geheimniß — iſt längſt ſchon einem Verſtorbenen geweiht und mein Mann weiß ſehr wohl, daß ich ihn nie geliebt habe. Wir taugen alſo länger nicht für einander, und ich willige in die Scheidung, indem ich einfach nur verlange, was mir nach Recht und Billigkeit gebürt. Nemlich die Hälfte des Vermögens. Das Kapital bleibe im Geſchäft. Ich begnüge mich mit den Intereſſen. Erſt nach ſeinem Ableben werde es in Raten mir oder meinen Erben ausbezahlt, worüber nähere Beſtimmung zu treffen iſt. — Nun, Herr von Hartung! Was ſagen Sie zu dieſen Vorſchlägen, wird mein Mann ſie annehmbar finden?"

— „O Madame, welche Großmuth! Und von dieſer Frau kann man ſich trennen?"

— „Herr von Hartung!" erwiderte die Räthin mit ſchneidender Kälte. „Ich wußte, daß Ihr Beſuch nichts Gutes bedeutete und Ihren Auftrag habe ich längſt errathen. Mich wundert nur, daß ein Kavalier, wie Sie, zu dergleichen ſich hergiebt!"

— „Madame, ich bewundere Sie und beklage Ihren Herrn Gemahl, der Ihren Werth nicht anerkennt."

„Erinnern Sie ſich mein Herr, daß Sie nur hier ſind, weil Sie ſich nicht abweiſen laſſen wollten und feſt darauf beſtanden, vorgelaſſen zu werden. Enthalten Sie ſich daher aller überflüſſigen Artigkeiten. Bleiben Sie bei Ihrem Auftrag und myſtificiren Sie mich nicht."

— „Ich, Sie myſtificiren?"

— „Ja, mein Herr, Sie wiſſen alles, was zwiſchen mir und meinem Manne vorgefallen iſt, und müſſen fühlen, daß eine Wiedervereinigung zu nichts Gutem führen kann und ganz und gar unmöglich iſt!"

— „Wer ſpricht denn von einer Wiedervereinigung, Madame?"

— „So lautet Ihr Auftrag. Mein Mann iſt anderen Sinnes geworden, auch er beſteht nicht länger auf die Scheidung."

— „Im Gegentheil, Madame! Ihr Herr Gemahl bittet ſie um die Scheidung und erwartet von Ihrer Großmuth, daß Sie ſich derſelben nicht länger widerſetzen. Er ergiebt ſich Ihnen auf Gnade und Ungnade. Ich bin nicht hier als ſein bezahlter Unterhändler, ſondern als Vermittler aus Gefälligkeit und darf nicht zugeben, daß irgend eine Parthei zu kurz kommt. Ich muß Sie daher aufmerkſam machen, Frau Räthin, daß Sie die Großmuth in den von Ihnen geſtellten Bedingungen zu weit treiben. Steigern Sie Ihre Anſprüche nach Gefallen. Fordern Sie was Ihnen beliebt. Ihr Herr Gemahl iſt zu allem erbötig und gönnt alles lieber Ihnen und Ihrer reizenden Tochter als dem Grafen St. Pardeur."

— „Als dem Grafen St. Pardeur?"

— „So iſt es, Madame. Ihr Herr Gemahl hat ſich um die Hand der Comteſſe de St. Pardeur beworben, ohne ledig zu ſein und ohne Ausſicht es zu werden. Schenken Sie endlich dieſem Briefe Glauben, Die Comteſſe iſt compromittirt und der Chevalier hat ihren Tod auf ſeinem Gewiſſen. — Aber Sie lachen ſchon wieder!"

„Ja, denn wenn ich mich auch auf alles das einlaſſe, ſo erſehe ich aus dieſem Briefe weiter nichts, als daß mein Mann auf Scheidung beſtand, um eine Andere zu heirathen. Dieſe andere iſt todt, folglich beſteht er nicht mehr darauf."

— „Er muß darauf beſtehen. Er hat keinen anderen Ausweg. — Frau Räthin! Wie kommt dieſer Brief in meine Hände? Wie in die Hände des Chevaliers und weshalb hat er ſo eilig und dringend mich bewogen, Ihnen denſelben vorzulegen. O, das iſt kein Spaß! — Tief erſchüttert von dem tragiſchen Ereigniß was er veranlaßt hat, liegt Ihr Herr Gemahl zu Bette. Aber Sie lachen immer."

Die Räthin war in der That nicht leicht von einer vorgefaßten Meinung abzubringen. „Ich kenne meinen Mann," ſagte ſie, „und weiß, was es zu bedeuten hat, wenn er ſich bettlägerig fühlt."

— „Ich bitte Sie, Madame, Graf St. Pardour fordert ſeine Tochter von ihm wieder und hat ihn dieſen Brief eingehändigt, um ihn zur Verantwortung zu ziehen. Vermöge ſeiner Charge kann er freilich nicht perſönlich ſich ausſetzen. Aber Leon wird zurückerwartet um den Herrn Chevalier wegen ſeines Benehmens gegen ſeine unglückliche Schweſter zur Rede zu ſtellen."

„Und mein Mann will ſich ſchlagen."

— „Er macht ſich gefaßt darauf vom Vicomte Leon erſchoſſen zu werden. — „Ich habe die ſchönſten Piſtolen", klagte er mir, „aber ich habe ſie ſo lieb, daß ich ſie nicht verderben mag, indem ich daraus ſchieße, denn beſſer werden ſie nicht davon. Und ich ſoll es über's Herz bringen, auf einen jungen Menſchen gar zu ſchießen? Habe ich nicht ſchon die Schweſter auf dem Gewiſſen? Soll ich den Bruder auch noch umbringen, die Eltern kinderlos machen und das alte Geſchlecht de St. Pardour ausrotten? — Aber er iſt ein ſchmächtiger junger Mann und ich bin Gottſegens wohl bei Leibe. Ihn fehle ich auf fünf Schritte und er fehlt mich nicht auf tauſend Schritte. — Wie Gott will!"

— „Ja," lächelte die Räthin. „Mir iſt als höre ich meinen Mann ſelbſt reden. So pflegt er mit ſeinen Bedenklichkeiten in's Kleinliche zu gehen. — Wie ſtehen Sie mit dem Grafen St. Pardour? Herr von Hartung."

— „Sehr gut, wie immer."

— „Beſuchen Sie ſein Hotel noch."

— „Wie immer! faſt täglich!"

— „Mich dünkt aber, ſie reden nicht ſehr glimpflich von dem Miniſter."

— „Madame, ich bin ſein Diener nicht, ſondern ein Diplomat. Ich habe mein eigenes Urtheil über meine Bekannte und Freunde! Aber ich bediene mich deſſelben niemals."

Victor nahm das Wort: „Mama! Das iſt ein böſer Handel, und Hartung iſt nicht befugt, in dieſer Angelegenheit gegen den Miniſter aufzutreten. Wenn ſich die Sache ſo verhält, wie der Brief aus Paris beſagt." Er betonte dieſe letzten Worte um auf den Brief aus Hull anzuſpielen. „So hat der Chevalier einer ſchweren Verantwortung ſich ausgeſetzt und ſelbſt ein glücklich beſtandenes Duell rettet ſeine Ehre nicht."

„Das iſt es ja eben," fügte Heinrich hinzu. „Seine Ehre, Frau Räthin, liegt in Ihren Händen und Sie allein können ihn retten. In ſeiner Bedrängniß nämlich bediente er ſich einer Nothlüge, indem er behauptete, Ihre Einwilligung zur Scheidung zu haben, unter der Bedingung, daß er der Verbindung ſeiner Tochter nichts in den Weg lege. Machen Sie ſeine Nothlüge zur Wahrheit, willigen Sie in die Scheidung, es koſtet Sie kein Opfer, es entſpricht Ihren Wünſchen und ſteigern Sie Ihre Forderungen bis auf's Aeußerſte, Er will ſich allen unterwerfen, um frei von aller Schuld und aller Verpflichtungen ledig dazuſtehen, ſo daß das Unglück nur der Familie St. Pardour angeht. Dieſes, Madame, iſt mein Auftrag. Und dieſe Angelegenheit muß ſchleunigſt geordnet werden, ehe der Vicomte anlangt, der jeden Augenblick eintreffen kann. — Somit hoffe ich, iſt auch die Zudringlichkeit entſchuldigt, mit der ich mich hier einführte.“

Die Räthin, Victor und Bertha wechſelten Blicke freudiger Ueberraſchung. Tiefes Schweigen erfolgte. Sie überlegten und Heinrich lauſchte mit geſpannter Erwartung.

Die Räthin begann endlich. „Herr von Hartung, es iſt mir ſehr leid, Sie mißverſtanden und verkannt zu haben.“

— „Das thut nichts zur Sache! Verkannt zu werden iſt das Loos uneigennütziger Dienſtfertigkeit. Man verſteht ſie nicht, weiß nicht woher ſie kommt, und wo ſie hinaus will. — Genug, daß Sie mich jetzt verſtehen und mich nicht mehr verkennen.“

— „Auch zu Dank bin ich Ihnen verpflichtet. Sie haben mir eine Ueberraſchung bereitet, auf die ich nicht gefaßt war. Sagen Sie meinem Manne, ich habe ihn niemals gequält und geängſtigt und wenn ich es verhindern kann, ſollen es andere auch nicht; am Wenigſten aber Graf St. Pardour. Ich willige daher in Alles! Die Scheidung ſei kein Rechtsſtreit mehr, ſondern wie anfangs, eine friedſame Uebereinkunft, unter den damals verabredeten Bedingungen. Was er mir damals bewilligt, mag er mir auch heute zugeſtehen, ohne daß ich ſeine augenblickliche Bedrängniß und Gemüthsſtimmung zu meinen Gunſten benutze.“

— „O, Madame, für dieſe großmüthige Willfährigkeit muß ich Ihnen im Namen des Chevaliers ſogleich meinen Dank abſtatten. Was kann er mehr wünſchen, als eine friedſame Trennung unter früher verabredeten Bedingungen, die er ſelbſt nicht günſtiger für ſich ſtellen kann, zumal er mit ſeiner Klage ſchon ſo gut wie abgewieſen iſt. Ich eile den ſchwerbetrübten tiefgebeugten Mann, mit dieſer Botſchaft zu ſtärken und wieder aufzurichten."

„Einen Augenblick noch, Heinrich", wandte Victor ein. „Du bringſt uns heute Frieden und das war Deine Sache nicht immer. Soll ich nun Dein Freund wieder ſein und die Rechnung ſchließen, ſo muß der Friedensantrag, den uns der Chevalier durch Dich überſendet vor Notar und Zeugen unterſchrieben und beſiegelt, binnen vier und zwanzig Stunden in unſeren Händen ſein."

— „Du mißtrauſt mir alſo noch immer?"

— „Ich mißtraue nicht Dir, ſondern dem Chevalier. Seine Friedfertigkeit überraſcht und befremdet uns."

— „Ich bürge für ihn. Er muß, er iſt zu tief gedemüthigt und erſchüttert."

— „Mein Mißtrauen iſt eben ſo viel werth, als Dein Vertrauen. Folglich kann mir Deine Bürgſchaft nichts nützen. Hier handelt es ſich nicht um Worte ſondern um Schwarz auf Weiß."

— „Und iſt das nicht Schwarz auf Weiß?" fragte Heinrich den Brief der Superiorin vorzeigend.

— „Geh mir mit Deiner Pariſer Wohlthätigkeits-Dame. Sie ſcheint die Welt nicht zu kennen und möglicher Weiſe urtheilt ſie nicht nach dem was vorliegt, ſondern nach dem, was ihr zu glauben gefällt."

— „Wenn ich nur wüßte, was Du eigentlich für Sorgen haſt?"

— „Ich will mir meine Braut nicht zum zweiten Male ſtreitig machen laſſen. Ich ſehne mich nach dem Tag der uns vereint."

— „Das iſt ein Anderes. Du biſt der erſte Bräutigam nicht, dem danach verlangt und Mademoiſelle rechtfertigt das vollkommen."

— „Sage alſo dem Herrn Chevalier, daß wenn es ihm Ernſt iſt Friede zu machen, auch ich nicht vergeſſen werde, daß ich ſeiner Tochter Bräutigam bin. Wo nicht aber — iſt heute meine Geduld zu Ende. Haſt Du mich verſtanden?“

„Ich kann mir Deine Worte merken und ſie beſtellen. Verſtanden aber habe ich ſie nicht!

— „Mama und Bertha wiſſen was ich meine und er iſt bereits gewarnt.“

— „Willſt Du etwa für ihn eintreten, wenn Leon ihn beläſtigen ſollte?“

— „Im Gegentheil! Ich habe dem Herrn Finanzrath ein Wort zu ſagen, womit ich allen Anderen vorgehe, die mit dem Herrn Chevalier etwas abzumachen haben.“

— „Jetzt verſtehe ich Dich! Das bezieht ſich auf Deinen Brief. Er zeigte ihn mir und glaubte wenigſtens von Dir nichts zu befürchten zu haben. Das wird ſeine Angſt und Noth beträchtlich ſteigern, denn Dich fürchtet er mehr als Leon.“

— „Deſto beſſer, denn ſeine Friedfertigkeit kommt nicht vom Herzen und nur Angſt und Noth giebt ſie ihm ein. Man ſchmiedet das Eiſen wenn es heiß iſt.“

— „Alle Wetter! Ich will der Schmied ſein, der kein heißes Eiſen ſcheut. Ich gehe augenblicklich, ihn zu bearbeiten. Alſo Morgen haſt Du, was Du verlangſt oder Du ergreifſt die Offenſive. Giebt acht! Wenn er noch nicht heiß genug ſein ſollte, ſo macht das ihn glühend und er wird ſchon zu ſchmieden ſein.“

Er ging und kaum hatte er den Rücken gewandt, ſo hub Victor an:

„Ich begreife nicht, woher es Heinrich gar nicht in den Sinn kommt, daß der Vicomte nicht eher ein Recht hat, den Chevalier zur Rede zu ſtellen, als bis der Leichnam ſeiner Schweſter gefunden iſt.“

— „Darüber,“ lachte Bertha, „können viele Jahre vergehen.“

Heinrich indeſſen fuhr herzensfroh und ſeelenvergnügt nach der Stadt zurück, um augenblicklich Hand an's Werk zu legen. Er war verblendet von der Ausſicht auf reiche Belohnungen. Der Brief der frommen Dame gab den Banquier in ſeine Hände und machte ihm die Bewohner von Coeur obſcur verbindlich. Sie war daher in ſeinen Augen eine unverletzliche Autorität und er nahm keinen Anſtand, die Intereſſen des unvermögenden und kargen St. Pardour, dieſer reichen und freigiebigen Familie aufzuopfern. Im Voraus ſchon entwarf er Pläne, die Dankbarkeit aller ſofort auszubeuten, ohne ſie jedoch für die Folgezeit zu erſchöpfen. — —

Die Räthin ſprach: „Ich habe Sie wohl verſtanden, lieber Victor, und meine anſcheinende Großmuth entſprang nur aus dem Wunſche, dieſe Angelegenheit zu beſchleunigen. Ich bin ſo verſöhnlich nicht, wie Sie denken und mein Herr Gemahl-Chevalier hat ſich auf eine empfindliche Vergeltung von mir gefaßt zu machen. Ich bin nämlich geſonnen und es ſteht in meinem Belieben, ſeinen Namen abzulegen um den meines Vaters van der Meeren zu führen. Er hat ſich ohne Rückſprache mit mir zu nehmen die adeligen Titel ſeiner Güter in Frankreich beigelegt. Ich aber fühle mich nicht geneigt, die Namen der Familie d'Archimol d'Aras zu tragen.“

„O!“ rief Victor, „das iſt eine bitterböſe Vergeltung, Mama, doch iſt ſie gerecht und durchaus Ihrer würdig.“

„Auch ich,“ ſagte Bertha, „bin ſo ſanft nicht, wie man denkt. Pauline iſt meine Freundin nicht mehr. Solch einer Verſtellung, ſolch einer Falſchheit hätte ich ſie nicht fähig gehalten. Ich fürchte ſie. Sie iſt ein gefährliches Mädchen.“

— „Bertha, Bertha!“ warnte die Räthin, „wirf keinen Stein auf ſie. Ich habe Dich ſtets angehalten, wahr und aufrichtig zu ſein. Dieſe Erziehung erhält man nicht im Hotel St. Pardour."

— „Unter keiner Bedingung durfte ſie von ihrer Wohlthäterin, meiner Mutter, ſo zur frommen Dame reden, und weil ſie ſich das erlaubte, haſſe ich ſie."

— „Was ſie von mir ſagte, kam ihr nicht aus der Seele und ſie war genöthigt, ſich der Liſt zu bedienen, um ſich vor Gewalt zu ſchützen. — Auch die Aufrichtigkeit muß ihre Grenzen haben. — Wer ſandte den todtkranken Bräutigam zu ſeinem altersſchwachen ingrimmig verbiſſenen Vater und ſetzte beider Leben auf's Spiel? — Wer ſo kühn das blinde Schickſal herausfordert, deſſen Verdienſt iſt es wahrlich nicht, wenn alles glücklicher endet, als zu erwarten ſtand. Auch lief nicht Alles ohne Unglück ab und es hätte bei Weitem größeres Unheil daraus entſpringen können. — Was hat nun Pauline aber für Unheil angerichtet? War ſie ungerecht gegen ihre Unterdrücker? Wen hat ſie beſchädigt? Und wie herrlich und mit Wucher hat ſie meinen Freundſchaftsdienſt, meine Gefälligkeit belohnt? Sie hat uns von allen Sorgen befreit. Deinem Glücke ſteht nichts mehr im Wege und das verdankſt Du ihr."

Dieſe Verweiſe in Gegenwart des Bräutigams kränkten Bertha bis zu Thränen und Victor ſprach:

„O, Mama, ſchmählen Sie nicht mit meinem Engel, er zürnt ja nur in Unſchuld."

— „Ich ſchmähle nicht mit ihr, lieber Victor. Sie iſt ſanfter, als ſie ſelbſt es weiß, und fromm in einem anderen Sinne, als die fromme Dame. Sie iſt mein Glück, mein Leben."

Hiermit umarmte ſie ihre Tochter und führte ſie zu ihrem Bräutigam, damit er ſie gleichfalls umarme.

„Meine Kinder," fuhr die Räthin fort. „Ihr ſeid durch Gefahr und Leiden vielfach geprüft und habt mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit einer für den Andern alles für alles gewagt. Der Segen, den ich Euch Anfangs gab, als Eure Hoffnungen noch in phantaſtiſcher Unſicherheit ſchwankte, den wiederhole ich heut, denn er iſt in Erfüllung gegangen. Bleibet glücklich! Ihr ſeid es!

Nachträge.

1.

Der Jahrmarkt auf Coeur obſcur.

Es war ein heiterer Maimorgen. Coeur obſcur prangte im vollen Stolze ſeiner Naturherrlichkeit und Kunſtſchöne und in aller Friſche und Fülle zarter Frühlingspracht. Die Rathen, deren Leidenſchaft es war, koſtbare Feſte zu veranſtalten, hatte für den Tag, der ihre innigſten Wünſche krönte, mit ſinnreichem Humor und unbeſchränkten Geldmitteln die ſchwierige Aufgabe gelöſt, inmitten eines hocharistokratiſchen Parkes einen ächt volksthümlichen Jahrmarkt mit fürſtlicher Freigebigkeit herzuſtellen.

Der Schauplatz war das von hellen Gewäſſern durchſchnittene Thal, zwiſchen den ſtolz bewaldeten Höhen, dem ſanften grünen Bergabhang und dem breiten Fluſſe, der ſeine Silberwellen munter dahin rollte. Die Springwellen ſpielten in mannigfachen Künſten. Die Kioske waren in Kaffeeſchenken verwandelt, in den Pavillons waren Delikateſſen und feine Weine zu haben und die Uferwege unter den Brücken und die Felsgrotten waren zu Reſtaurationen eingerichtet und im

Freien dicht daneben dampften und qualmten Feldküchenheerde und verbreiteten apetitliche Gerüche. Köche und Köchinnen, weißgekleidet mit weißen Schürzen, Mützen oder Häubchen, waren beſchäftigt, die verlangten Speiſen, vor den Augen der Gäſte zuzubereiten. Die Tiſche waren gedeckt und mit Madeira und Portwein in geſchliffenen Karaffen beſetzt. Jeder konnte ſich nach Gefallen bedienen.

Auf den beiden großen Rondels, welche eine Brücke verband, ſtanden ringsherum Bude an Bude, die kleineren waren zu Tanzplätzen feſtgeſtampft und geglättet, mit einer Orcheſtertribüne in der Mitte; oder mit Carouſſels und Schaukeln beſetzt, oder mit Vogelſtangen, um mit der Armbruſt, oder mit Scheiben um mit der Federbüchſe danach zu ſchießen. Keines von allen Volksſpielen fehlte, am wenigſten der beliebte Polichinell-Kaſten, die Dioramen, die Wachsfiguren und Guckkaſten.

Victor, der den erſten Gedanken zu ſolch einem Volksfeſte gab, hatte viel einzuwenden, gegen die ſplendide Ausdehnung, mit der es die Räthin anlegte. Doch galt es hauptſächlich den Saſſen, welche weit her kamen der Trauung ihres jungen Gutsherrn beizuwohnen und ihre junge gnädige Frau kennen zu lernen. Er mußte ſich daher begnügen, Vorſichtsmaßregeln zu treffen, um möglicherweiſe Unfälle zu verhüten und den von allen Seiten offenen Park vor Beſchädigungen zu ſchützen.

Das Thal war leicht abzuſperren, die Thorwege dahin waren zu Wirthſchaften eingerichtet und auf den Brücken, welche die Höhen verbanden, Feuerſpritzen mit gehöriger Mannſchaft beſtellt. Die übrigen Zugänge waren mit Wächtern beſetzt, die ihre Vorſchriften hatten.

Auch beſchloß das Brautpaar, an dieſem feierlich ernſten Tage ſich eher nicht zu zeigen als zur Stunde, wo Bertha an der Seite Victor's durch Prieſterſegen zur gnädigen Frau geweiht wurde.

Die Räthin hingegen meinte, ſie könne ſich auf

Victor's ernſten Sinne nicht einlaſſen! — Sie gab das Feſt, folglich mußte ſie auch die Honneurs machen. Mithin wollte ſie ſich ihrer heiteren Leutſeligkeit und Freigiebigkeit gänzlich überlaſſen.

Die Wüſteroder Hochzeitsgäſte erſchienen mit ländlicher Pünktlichkeit und faſt gleichzeitig zur vorgeſchriebenen Stunde. Die Paſtoren im Ornate, ihre Frauen und Töchter im beſten Sonntagsputze und die Bauern in feinen ſchwarzen Anzügen mit zarter Wäſche. Si waren völlig wie Städter gekleidet. Nur die gebräunten Angeſichter und die, ihrer Glacehandſchuhe ungeachtet, derben Hände verriethen die Landbewohner.

Der Amtmann trug heute Landſchaftsuniform mit goldgeſticktem Kragen und Brandenbourgs, weißen Unterkleidern und ſeidenen Strümpfen, worin er ſich bei ſeiner Corpulenz, die aber durchaus nicht unproportionirlich war, ganz ſtattlich ausnahm. Mit der ihm eigenen erheiternden Grazie empfing er ſeine guten alten Freunde im Veſtibule und lud ſie ein, ſich niederzulaſſen.

Allein die ſtolze, tempelartig gewölbte Halle mit Säulen, Marmorſtatuen und bunten Waffentrophäen flößte den ländlichen Gäſten Staunen und Ehrfurcht ein. Auch der Bilderſaal war geöffnet und ſie bewunderten den Reichthum, die Pracht und Mannigfaltigkeit dieſer Kunſtſchätze. Freilich hatten ſie keinen Begriff von ihrem Werthe; eben ſo wenig wie der Amtmann, welcher die Fragen der gelehrten Herren, was dieſes Bild oder jene Statue vorſtellen ſollte, nicht zu beantworten wußte und ſich begnügte, die Damen und Bauern aufzufordern, ſich ſatt zu ſehen.

Bald darauf auch kamen der Paſtor von Kolthauſen, der Diaconus, der Küſter, Cantor und Organiſt nebſt ihren Frauen und erwachſenen älteſten Töchtern. Sie hatten die verſchiedenen Fuhrwerke vorüberfahren ſehen und ſich deshalb ebenfalls beeilt.

Der Amtmann führte die Geſellſchaft jetzt in den Park und nun erſt machten die Gäſte von Wüſterode große Augen. Staunend ſahen ſie ſich in dem helldunklen Gartenparadieſe um, blickten voller Freude zu dem weiten heiteren Himmel auf und ließen ſich behaglich die würzigen Pflanzendüfte von den friſchen Frühlingslüften zuwehen. — Dergleichen hatten ſie noch nie geſehen und bisher auch nicht für möglich gehalten. Jedoch darauf verſtanden ſie ſich beſſer als auf Kunſtgegenſtände. Sie waren wie im Traume.

Auch in das lachende Thal mit Springquellen und blinkenden Gewäſſern, ſchauten ſie hernieder. Noch waren alle Buden geſchloſſen. Aber die Kioske, Pavillons, Grotten und Thorwege flaggten mit einladenden Inſchriften und vor denſelben ſchmauſeten und zechten, bevor ſie an's Werk gingen, die Marktleute und Muſiker.

„Das ſieht ja aus wie ein Jahrmarkt!" rief der Schulze Heidorn von Zerringen.

„Es iſt auch ein Jahrmarkt!" ſagte der Amtmann, „und er wird anfangen, ſobald die gnädige Frau Mutter erſcheint."

Von den Glasthüren der oberen Etage des Schloſſes überſah man das Plateau und das Thal, und konnte auch nöthigenfalls auf die mit Orangerien geſchmückte Terraſſe hinaustreten. Dort ſtand die ſchöne, ſtolze Räthin in einem einfachen weißen Kleide, einen koſtbaren indiſchen Shawl nachläſſig umgeworfen. Zur Hochzeitstoilette hatte ſie noch Zeit genug. Neben ihr Heinrich in Galla: blauer Frack mit blanken Geſandtſchaftsknöpfen, ſchwarzen Beinkleidern, ſeidenen Strümpfen und Schnallenſchuhen. Ferner einige ſalonmäßig gekleidete Herren Redacteure und Publiciſten.

Heinrich, der Allerweltsfreund, bekannt mit allen Celebritäten der Reſidenz, hatte ſie eingeführt.

„Herr von Hartung," begann die Räthin; „darf ich noch eine Bitte an Sie wagen, ohne Sie zu beläſtigen?"

— „Frau Räthin!"

— „Der Amtmann macht die Honneurs bei den Dorfmeiſtern. Wollen Sie die Gnade haben, ſich der geiſtlichen Herren nebſt ihren Frauen und Töchtern anzunehmen?“

— „Zu Befehl, Madame, ich kenne meine Schuldigkeit. Auch werde ich Sie durch einen Ihrer Diener benachrichtigen laſſen, wie Alles aufgenommen wird und abläuft.“ — —

Die ſchlichten Landbewohner hatten Heinrich noch nicht in Galla geſehen und erkannten ihn kaum wieder. Er lud die ſtudirten Herren nebſt ihren Damen ein, ihm zu folgen und bot dem älteſten Fräulein, welches ſchon dem ehrbaren Stande der alten Jungfern angehörte, ſeinen Arm, denn die Anciennetät mußte ſtreng berückſichtigt werden, damit niemand ſich zurückgeſetzt fühle.

Er geleitete die Damen nach einem Caffekiosk, wies den gelehrten Herren einen Delicateſſenpavillon an und forderte jeden Einzelnen auf, ſich nach Gefallen bedienen zu laſſen. Im Ganzen machten Alle wenig Umſtände.

Weit ſchwieriger hatte es der Amtmann, der mit den Bauern unter dem Verdache eines Frühſtückgewölbes ſaß. Dieſe thaten fremd und verlegen und konnten ſich in eine ſo phantaſtiſche Gaſtlichkeit nicht finden.

„Meine Freunde!“ begann der Amtmann. „Ihr habt einen Blick in's Schloß gethan und einen über den Park geworfen. Die gnädige Frau Mutter nun — denkt Euch! verſchenkt heute Schloß und Park. Sie hat es ihrer Tochter zur Hochzeitsgabe beſtimmt und nach der Trauung befinden wir uns hier auf Wüſterode-Hohenbrückſchem Grund und Boden. Wir gehören hierher vor allen anderen Gäſten. Alſo thun wir hier wie zu Hauſe. Hier iſt Madeira, Portwein, Rum und Wachholder, und Jeder bedient ſich ſelbſt. Das iſt hier ſo Mode.“ — Er füllte ſein Glas und rief: „Auf das Wohl des hohen Brautpaares und der gnädigen Frau Mutter!“

Die Bauern ſchenkten ſich ein und thaten ihm Beſcheid. Als er aber Heidorn die Speiſekarte reichte mit den Worten: „Jeder ſucht aus und beſtellt ſich, was er mag, das iſt hier ſo Mode!“ — fragte dieſer ſehr bedenklich an:

„Gnädiger Herr Amtmann, wir ſind doch von unſerem geſtrengen jungen Herrn als Hochzeitsgäſte eingeladen, nicht aber von der gnädigen Frau Mutter als Jahrmarktsgäſte und doch befinden wir uns auf einem Jahrmarkt?“

— „Seht, Gevattersmänner, dieſen Jahrmarkt hat die gnädige Frau Mutter veranſtaltet, um Euch zu beluſtigen, aufzuheitern und zu erfreuen. Darum greift zu und macht keine Umſtände.“

Das ließ ſich Heidorn geſagt ſein und beſtellte mit lauter Stimme, wie ein Mann, der nicht zum erſten Male à la carte ſpeiſt: Hammelcotelettes mit Macaroni au parmesan!

„Aber,“ fügte er hinzu, „weshalb ſind auf dieſer Speiſekarte keine Preiſe angegeben?“

„Weil Alles gleichviel koſtet, nämlich gar nichts,“ erwiderte der Amtmann und fing ſo herzlich an zu lachen, daß der leichte Rohrſtuhl unter ſeinem gewichtigen Leibe alle Viere von ſich zu ſtrecken drohte.

„Gnädiger Herr Amtmann, ich bin nicht zum erſten Male in der Reſidenz und auf einem Jahrmarkt. Iſt es hier ſo Mode, daß man ſeine Gäſte auf dem Jahrmarkt tractirt? Wir tractiren ſie in unſeren Häuſern.“

„Heidorn, verſteht Ihr kein Deutſch? — Dieſer Jahrmarkt iſt ja nur ein Hochzeitsſpaß. Alſo wird hier nur Wirthſchaft geſpielt.“ Er deutete auf andere improviſirte Wirthſchaften, wo Muſiker und Marktleute unter den Zeltbedachungen ſaßen, es ſich wohl ſein ließen und das Beiſpiel gaben, tapfer zuzugreifen.

Das wirkte. Die Bauern hatten Hunger und Durſt. Die feinen Speiſen verſchwanden unter ihren Händen ſchneller als ſie bereitet werden konnten. Dazu tranken ſie tapfer und ließen das hohe Brautpaar und die gnädige Frau Mutter hoch leben.

Das ſah Heinrich und glaubte wohlzuthun, der Räthin ſeinen Bericht ſelbſt abzuſtatten und der Eröffnung des Jahrmarkts oben von der Terraſſe aus zuzuſehen.

Er kehrte in's Schloß zurück und meldete der Räthin:

„Die ſtudirten Herren ſind mit dem Zwecke und der Bedeutung des Jahrmarktes bekannt. In devoteſter Dankbarkeit verehren ſie die großmüthige Gaſtgeberin und verſprechen in ehrfurchtsvollem Gehorſam, ihre Frauen und Töchter zu fleißigen „Einkäufen" anzuhalten."

„Und die Dorfmeiſter?" fragte die Räthin.

„Die hat der Amtmann bearbeitet. Sie ſchmauſen und zechen und laſſen einmal über das Andere die gnädige Frau und das hohe Brautpaar hochleben."

„Victors und des Amtmannes Bedenklichkeiten waren demnach überflüſſig," meinte die Räthin. „Deſto beſſer! — Wir wollen alſo getroſt einen Anfang machen und ſehen, wie es ſich ausnimmt." —

Die Marktglocke hing nach üblicher Weiſe in einem mit Schiefer überdachten Balkengerüſte, mitten auf der Brücke, welche die beiden großen Rundele verband, und fing hell zu bimmeln an, um den Jahrmarkt einzuläuten.

Da eilten die Muſiker nach ihren Tribünen, die Inhaber der Sehenswürdigkeiten und Volksbeluſtigungen nach ihren Zelten und Plätzen und die Krämer öffneten ihre Buden, um auszuſtellen.

Die Glocke hielt inne und die Carouſſels fingen an zu trompeten, die Schaukeln zu orgeln und die Orcheſter ſetzten in verſchiedenen Tonarten ein. Dazu ſchrieen die Krämer: „Heran, meine Herrſchaften! Immer heran! Heute umſonſt und morgen für Geld. Nur um aufzuräumen heute für Geld und morgen umſonſt." — Es war ein echter Jahrmarktslärm.

Die vierzig Gäſte aus Wüſterode und die vierzehn von Kolthauſen verloren ſich faſt als einzelne Gruppen in dem weitläuftigen Thal und konnten auf keine Weiſe den echten Jahrmarktslärm rechtfertigen, der jedoch nur ein vorläufiger war und gleich wieder ſchwieg, als ſich die Räthin auf Nebenpfaden zum Jahrmarkt begab, um in Perſon zu fleißigen Einkäufen zu ermuntern.

Heinrich und die Literaten folgten ihr und zwei niedliche und zierlich gekleidete Aufwärterinnen. —

„Heute umſonſt und morgen für Geld?“ begann Heidorn, „wie iſt das zu verſtehen, Herr Amtmann? Heute für Geld und morgen umſonſt, das kennen wir. Denn morgen iſt wieder heute, ſo auch übermorgen und dabei bleibt es das ganze Jahr.“

— „Es iſt ſo verſtehen,“ erwiderte ſtreng der Amtmann, „daß die gnädige Frau Mutter auf ihrem Luſtſchloſſe hier umſonſt verkaufen läßt und Jeder ſich ausſucht, was ihm gefällt. Sie bezahlt Alles. Ich ſage Euch, es ſind Dinge zu Markte gebracht, die Euch wohlgefallen werden und Sehenswürdigkeiten werden gezeigt, wie ſie Euch noch nicht vorgekommen ſind. Das Alles Euch zur Luſt und Kurzweil. Redet alſo nicht von Zahlung.“

Aber Heidorn zog eine lange volle Börſe aus der Taſche.

„Was ſoll das Heidorn? — Beläſtigt Euch dieſer ſchwere Geldbeutel und wollt Ihr ihn verwahrt haben, bis Ihr wieder zur Stadt fahrt, ſo gebt ihn her.“

— „Kommen etwa Diebe auch?“ fragte Heidorn betroffen. — „Ei dann iſt es ja ein echter Jahrmarkt.“

„Seid Ihr des Teufels, Heidorn! Was ſoll dieſe Frage?“

— „Diebe werden nicht eben eingeladen. Eine gute Lehre aber iſt: Man ſoll auf einen Jahrmarkt nicht mehr Geld mitnehmen, als man eben braucht, denn man kann leicht beſtohlen werden.“

„Nun, ſo gebt her Euer Geld! Ich will es Euch gut verwahren laſſen.“

— „Ich danke, gnädiger Herr Amtmann. Ich frage nichts nach dem Beutel. Ich habe mehr Geld zu Hauſe. Hiermit ſteckte er die Börſe wieder ein. — Es wird hier alſo wohl ſehr voll werden?"

„Natürlich! und wenn es dunkel wird, könnte ſich Dieſer und Jener einſchleichen, der nicht hierher gehört. — Ihr ſeid die Erſten und könnt Euch das Beſte vorweg nehmen. Später kommen Bürgersleute aus der Stadt und dann wird geſpielt, um das, was Ihr übrig gelaſſen. Und zuletzt kommt All und Jeder und dann wird geplündert. Unter All und Jeden iſt zu verſtehen. Wer bekannt und wohlgekleidet iſt. Die Armen und Bettler werden vor dem Schloſſe bewirthet und beſchenkt! Ja, ja! ſo geht es zu bei einem Jahrmarkt auf Coeur obſcur.

Die Erwähnung von Armen und Bettlern verdroß den wohlbegüterten Heidorn. — „Verzeihen Sie, Herr Amtmann, ich frage nur, weil es denn doch hier ſo voll werden wird: ob Keiner von Allen bezahlt? Ich meine nicht die Diebe, ſondern die ehrlichen Leute, denn die laſſen ſich wohl bewirthen; beſchenken aber laſſen ſich nur Arme und Bettler."

Der Amtmann aber wußte mit dem Starrſinn der Bauern fertig zu werden.

„Heidorn, mein letztes Wort! Gebt mit Eurer Sprödigkeit am Hochzeitstage Eures geſtrengen Herrn kein Aergerniß. Verderbt es nicht im Voraus mit Eurer Herrſchaft, der gnädigen Frau Mutter und mit mir. — Ei, ſeht einmal! Ihr wollt hier großthun und hochfahrend ſein? — Wem es auf Coeur obſcur nicht gefällt; wer ſich nicht finden kann oder will, in dem, was hier Brauch und Sitte iſt, der kann hingehen woher er gekommen iſt. — Nun beſinnt Euch und thut was Ihr wollt."

Hiermit ließ er die Bauern ſitzen und ging, die Räthin aufzuſuchen.

Heidorn war in Verlegenheit, denn ein ſo kitzlicher Fall war ihm noch nicht vorgekommen.

„Gevatter,“ hub er an; „was machen wir nun?“

— „Ja, Gevatter Heidorn, was machen wir nun?“

— „Wenn wir uns als Hochzeitsgäſte unſeres geſtrengen Herrn von der gnädigen Frau Schwiegermutter, die wir gar nicht kennen, eine Jahrmarktsbewirthung und Beſchenkung gefallen laſſen, ſo vergeben wir uns zu viel.“

— „Ja, ſo vergeben wir uns zu viel.“

— „Denn wir ſind die Bauermeiſter und unſere Bauern werden uns als Jahrmarktsnarren verlachen.“

— „Ja, unſere Bauern werden uns als Jahrmarktsnarren verlachen.“

— „Wenn wir aber nicht wollen, ſo verderben wir es von vorn herein mit unſerer neuen Gutsherrſchaft.“

— „Ja, ſo verderben wir es von vorn herein mit unſerer neuen Gutsherrſchaft.“

„Das kann böſe Folgen haben, ganz allein für uns und nicht für Andere.“

— „Ja, das kann böſe Folgen haben ganz allein für uns und nicht für Andere.“

— „Alſo was machen wir da?“

— „Ja, Gevatter Heidorn, das iſt Eure Sache. Wir ſind mit unſerer Gutsherrſchaft zufrieden und fällt einmal etwas vor, ſo verlaſſen wir uns auf Euch und leiſten Euch treuen und feſten Beiſtand.“

— „Ich denke, wir warten ab, bis die gnädige Frau Mutter endlich einmal zum Vorſchein kommt, um ihr die Sache in aller Ergebenheit vorzuſtellen.“

Und ſiehe da! — Es waren Alle wieder ganz derſelben Meinung. — —

Die Räthin ſah den dicken Amtmann mit choleriſchen Mienen daher kommen und das feine Antlitz von Unmuth ſtark geröthet.

„O weh,“ lächelte ſie, „die Bauern ſperren ſich, wie er es vorher ſagte.“

„Nun, Herr von Coblang, will's nicht gehen?"

— „Mit den Bauern iſt nichts anzufangen. Weil es ein Jahrmarkt iſt, wollen ſie, wie ſie gewohnt ſind, Alles bezahlen. Wie ſie ſich äußern, mag ich Ihnen gar nicht einmal wiederholen."

— „Zum Glück hat Victor mich darauf vorbereitet und wir haben Alles genau verabredet. Fürchten Sie nichts."

— „Ich fürchte dennoch, die Krämer werden ſchlechte Geſchäfte machen."

— „Nein, ſie ſind gut vorbereitet und werden thun, was ſie können und ihres Vortheils iſt. — Die geiſtlichen Herren aber." —

— „Alle ſitzen wie angenagelt da, wo ſie bisher geſeſſen haben. An Geſchäfte wird noch nicht gedacht."

„So iſt es hohe Zeit, daß ich mich zeige. Folgen Sie mir, meine Herren."

Sie nahte dem Pavillon, wo die Paſtoren und Gerichtshalter ſaßen, deren Frauen und Töchter ebenfalls aus dem nahen Kiosk herbeikamen.

Der Paſtor Senior hielt im Namen Aller eine Anrede, um die geziemenden Glückwünſche darzubringen.

Die Räthin dankte. — „Meine Herren," fuhr ſie fort, „Sie wiſſen, was unſer Jahrmarkt bedeutet und in welcher Abſicht ich mir dieſen feſtlichen Scherz erlaube. Es ſoll mich freuen, wenn Sie ihn würdigen und Alles ſo hinnehmen, wie es gemeint iſt. Setzen Sie alſo meine Krämer in Nahrung. Machen Sie reichliche Einkäufe."

„Meine Damen, Sie wiſſen beſſer auszuſuchen, was ſich paßt, nützt und bequem iſt, als Ihre Männer. Unterſtützen Sie ſie bei der Auswahl mit Ihrer reiferen Einſicht. Alles iſt für Den da, der ſich deſſen bedienen will. Vergeſſen Sie aber auch als Mütter und Hausfrauen nicht die abweſenden Mitglieder Ihrer Familie und auch nicht Ihre Dienſtboten. Ich wünſche, daß alle die Ihrigen einen Antheil vom Jahrmarkt erhalten, wie es Sie erfreuen und Ihnen zu Nutze kommen kann.

„Sie, meine Fräulein, ſind fremd hier und ich fürchte, Ihre Schüchternheit möchte Sie hindern, ſo ungezwungen zu ſein, wie ich es wünſche. Dieſe Herren — ſie deutete auf Heinrich und die Literaten — haben mir daher verſprochen, ſich Ihrer anzunehmen, für Sie zu ſorgen und — Sie gut zu verſorgen. — Meine Herren, ſeien Sie galant.“

Die Herren der Oeffentlichkeit boten den ſchlichten Landfräulein ihren Arm. Dieſe aber weinten für's Erſte, gerührt von der Huld und Leutſeligkeit der ſchönen Frau.

Der Paſtor Senior verbeugte ſich tief:

„Gnädige Frau! Sie ſind eine Königin an Geſtalt und Weſen und das Wort einer Königin ehrt man in ſchweigendem Gehorſam; und für die Gaben ihrer Huld wendet man ſich in ſtillen Dankgebeten an die Gnade des Himmels.“

„Herr Paſtor,“ unterbrach ſie ihn; „wenn ein ſo ehrwürdiger Geiſtlicher, wie Sie, mit gutem Beiſpiel vorangeht, ſo wird es befolgt werden und Alles mir nach Wunſche gehen. — Keine Umſtände mehr, meine Herren und Damen, wenn ich bitten darf.“

Ein Wink wies ſie nach den Buden hin; und die Landfräulein küßten ihr die Hand, die Frauen verneigten, und die ſtudirten Herren verbeugten ſich ſo tief ſie konnten. Dann gingen Alle nach dem Jahrmarkt und zerſtreuten ſich an verſchiedene Buden.

Heinrich, der einzige Cavalier heute, war bei der Räthin geblieben, und mit ihm, dem Amtmann und ihrem weiblichen Gefolge nahte ſie dem Zelte, wo die Bauern frühſtückten.

Dieſe erhoben ſich und ſtellten ſich, die Hüte auf dem Kopfe, ſteif und feſt in Reihe und Glied auf. Sie hatten alle gedient, es war ein Beweis von Achtung, aber auch des Trotzes.

„Wiſſen Sie wohl," begann die Räthin zum Amtmann, „daß die Prediger in ihrem Ornate und ihre ländlich geputzten Frauen und Töchter mir nicht halb ſo gut gefallen, wie dieſe in Städter verwandelten Bauern? Jene ſind mir viel zu devot. Dieſe flößen mir Vertrauen ein."

Als ſie näher kamen zogen alle Bauern auf einmal die Hüte.

— „Meine Herren, laſſen Sie ſich nicht ſtören, behalten Sie Ihre Plätze."

Heidorn trat vor und die Räthin erwartete eine Anrede.

Er aber begnügte ſich, mit großen Augen die majeſtätiſch ſchöne Frau zu betrachten.

Die Räthin nahm dieſe naive Huldigung keineswegs übel.

„Meine Herren!" begann ſie. „Ich weiß, mit welcher Treue und Ergebenheit Sie Ihrer Herrſchaft zugethan ſind und wünſche, daß Sie auch für mich freundliche Geſinnungen hegen. Seien Sie willkommen auf Coeur obſcur und nehmen Sie vorlieb mit meiner Bewirthung."

Nicht ohne Verlegenheit antwortete Heidorn:

„Gnädige Frau! Ich habe nun bald meine Vierzig auf dem Rücken. Ich habe mir viel verſucht und viel erlebt und als ich noch jünger war, bin ich auch ziemlich in der Welt umher gekommen. Aber ſehen Sie, gnädige Frau! Hier iſt mir Alles neu und fremd. Ja! ſogar Sie ſelbſt — doch nein, bald hätte ich was geſagt."

— „Mein Herr! Ich wünſche, daß Sie mir nichts verſchweigen!"

„Gnädige Frau! Es wäre wider den Reſpect!"

— „Ich gebe heute Jahrmarkt, mithin wünſche ich auch, daß jedes Wort frei ſei."

„Nun denn! Wenn Sie es durchaus wiſſen wollen:

Ich denke mir eben, wenn die Mutter ſchon ſo ſchön iſt, wie ſchön muß erſt die Tochter ſein."

Die Räthin lachte herzlich und die Bauern wollten Heidorn nicht verlachen laſſen. Sie beſtätigten, daß dem ſo ſei und daß ſie Alle daſſelbe dächten.

„Meine Herren! Ich hoffe, meine Tochter wird Ihnen auch gefallen!" — Sie deutete auf Heidorn:

„Herr von Coblanz, iſt dieſer Herr nicht der Dorfmeiſter Heidorn von Zerringen?"

— „Zu Befehl, gnädige Frau! Melchior Heidorn, Dorfmeiſter auf Groß- und Klein-Zerringen," antwortete er ſelbſt.

„Herr Dorfmeiſter, Graf Victor hat mir ſo viel Gutes von Ihnen geſagt, daß ich mich freue, Sie zu ſehen."

— „Gnädige Frau! Ich habe eine Bitte an Sie."

„Ich wünſche, Ihnen dienen zu können."

— „Nennen Sie mich weder Herr noch Sie!"

„Wie ſoll ich denn einen ſo braven Mann nennen?"

— „Ich heiße ſchlechthin Heidorn und ich und meine Gevatter, wir ſind gewohnt, von unſerer Gutsherrſchaft mit „Ihr" angeredet zu werden."

„Dazu möchte ich mich nicht gern verſtehen."

— „Gnädige Frau! Neuerungen müſſen ſein, aber wenn ſie auch noch ſo gut ſind, ſo thun ſie niemals gut. Alſo laſſen Sie es beim Alten bleiben."

„Nun wohl Heidorn! Ich verſtehe mich dazu; aber wenn ich folgſam bin, ſo müßt Ihr es auch ſein. Denn jetzt habe ich eine Bitte an Euch!"

— „Die gnädige Frau hat zu befehlen."

„Kauft mir einen Jahrmarkt."

Die Räthin ſagte das mit einer ſo anmuthigen Vornehmheit, daß Heidorn weiter nichts zu erwidern wußte, als:

— „Gnädige Frau! Ich bin ein ſchlichter Landmann und einer ſo feinen Dame iſt es ein Leichtes, ſich über mich luſtig zu machen."

„Wahrlich, Heidern, es iſt mein Ernſt.“

— „Gnädige Frau! Wenn ich die Ehre haben ſoll, Ihnen ein Jahrmarktspräſent zu machen, ſo kommt es mir auf Tauſende nicht an. Denn Geld habe ich, wie wenig ich mich auch mit Ihnen meſſen kann.“

„Nun wohl! Ich will mir etwas ausſuchen. — Chriſtine,“ wandte ſie ſich an ihre Kammerjungfer, „beſorge mir aus der nächſten beſten Bude irgend ein Körbchen, denn wahrſcheinlich haben mir die anderen Herren auch einen Jahrmarkt zugedacht.“

Chriſtine brachte das Körbchen.

„Kommen Sie, meine Herren!“

Sie trat mit ihnen an eine Conditorbude und deutete auf ein großes Stück Liqueur-Zuckerwerk.

„Seht, Heidern, das gefällt mir.“

— „Gnädige Frau, iſt das Alles?“

„Das iſt Liqueurzuckerwerk und hält ſich ſehr lange. Ich will es mir als Andenken bewahren. Ihr ſelbſt müßt es mir in's Körbchen legen.“

Heidern gehorchte.

„Und was haben mir die anderen Herren zugedacht? Sie kennen jetzt meinen Geſchmack.“

Jeder mußte ihr eine ähnliche Gabe in's Körbchen legen, welches Chriſtine erhielt mit dem Befehl, es gut zu verwahren.

„Gnädige Frau!“ begann Heidern ſchüchtern, „werde ich dieſe Kleinigkeit auch bezahlen dürfen. Ich meine nur Ehren halber, weil es meine Gabe iſt.“

— „Doch nicht in meiner Gegenwart! ſoll ich wiſſen, was Eure Gabe koſtet?“

„Aber ſpäter wird man mir ſagen: Heute umſonſt und morgen für Geld.“

— „Nun, ſo wartet bis morgen.“

„Aber morgen wird es eben ſo heißen.“

— „Ach, Ihr habt Geld, Ihr ſeid ein ſicherer Mann, das hat keine Eile. — Aber jetzt kommen meine Jahrmarktsgeſchenke. — Folgen Sie mir, meine Herren.“

Sie führte ſie an eine Schwertfegerbude und reichte Heidorn eine feine doppelläufige Jagdflinte mit grünem ſilbergeſtickten Bandelier (die Wüſterodeſchen Farben).

„Gnädige Frau! das iſt kein Spaß mehr.“

— „Das ſoll es auch nicht ſein.“

Dies iſt der entſcheidende Augenblick, dachte der Amtmann und wollte der Räthin zu Hülfe kommen.

— „Gevattersleute, denkt an die große Feldjagd nächſten Winter, wo die adligen Gutsnachbaren auf mehrere Tage kommen. Mit Euren ſchlechten Flinten könnt Ihr Euch unter ihnen nicht ſehen laſſen, oder wollt Ihr auf Euren eigenen Feldern nicht mitſchießen?“

„Wenn unſere Flinten den adligen Herren Jagdfreunden nicht gut genug dünken, ſo können wir uns beſſere kaufen als ſie haben. Doch das braucht nicht heute und hier zu ſein.“

— „Nein!“ ſagte die Räthin; „heute und hier muß es ſein, denn Graf Victor wünſcht, daß eine Ehrenwache ſich bilde, um das Brautpaar zu geleiten und ihm den Weg frei zu halten. Deshalb bittet er ſeine biederen und getreuen Dorfmeiſter, ſich zu bewaffnen und ſeine Farben zu tragen. Doch ſteht es Jedem frei, die Farben und Waffen des Grafen Wüſterode-Hohenbrück abzulehnen und ihm den Ehrendienſt zu verſagen!“

„Nein, gnädige Frau, ſolche Ehren laſſen ſich nicht zurückweiſen. Und Waffen und Farben, die wir als Ehrenwache am Hochzeitstage unſerer Gutsherrſchaft tragen, die bleiben uns zeitlebens werth und heilig, und bei jeder feſtlichen Gelegenheit, wenn es ſich irgend ſchickt, werden wir ſie wieder tragen.“

— „Wohlan denn, meine Herren, in dieſer Bude iſt Alles vorräthig, um Sie augenblicklich auszuſtatten.“

Die Bauern knöpften ſich die ſchwarzen Fracks bis an die Halsbinde zu, umgürteten ſich mit Waidmeſſern, warfen ſich Hühnertaſchen über und griffen zu den Flinten; Bandeliere, Gürtel und Achſelriemen waren grün mit Silber geſtickt, die Wüſterodeſchen Farben. Außerdem wurden ihnen weißgrüne Armbinden befeſtigt und ihre Hüte aufgeſchmückt mit einer grünweißen Binde mit herniederhängendem blauſchwarzem Jägerbuſche mit einer Kokarde: Silbernes Kreuz im grünen Felde und mit Schnur und Knopf.

Sie waren uniformirt und bewaffnet und fühlten ſich in ihrer noch ſehr jungen Jagdliebhaberei höchlichſt geſchmeichelt. Sie freuten ſich wie die Kinder, bevorrechteter Weiſe Soldaten ſpielen zu können.

„Meine Herren,“ fuhr die Räthin fort, „ich weiß wie es auf Euren Hochzeiten hergeht, und ebenſo ſoll es auch hier ſein. Von dem Ueberfluſſe bringt man, ſo viel man laſſen kann, ſeinen Hausgenoſſen mit. Ich wünſche, daß Eure Frauen, Söhne und Töchter, Knechte und Mägde, zu Ehren Eurer jungen Gräfin, jeglicher ſeinen Antheil erhält, wie es ihn erfreuen und nützen kann: als Andenken vom Jahrmarkt auf Coeur obſcur.“

Heiborn trat vor und ſalutirte. „Gnädige Frau, wer kann Ihnen widerſtehen, denn rein mit Hinterliſt verfahren Sie, um die Menſchen zu erfreuen. Aergern muß man ſich ordentlich erſt, bevor man dahinter kommt, wie außerordentlich gut Sie es meinen. Leute! Wir ſind hier auf keinem Jahrmarkt, ſondern in dem leibhaftigen Schlaraffenland, wie es in den Kinderbüchern beſchrieben ſteht. Unſere ſchöne, gnädige Frau will, daß die gebratene Tauben uns in's Maul fliegen. So macht es ihr nun einmal Luſt und ein ſchlechter Kerl, wer ihr zuwider iſt und ihr die Freude ſtört.“

— „Frau Räthin,“ ſagte der Amtmann, „ich kenne Mann, Frau, Kind, Weib, Sohn, Tochter in jeglichem Hauſe von allen zehn Dorfſchaften und weiß, was jedem dient. Wenn Sie befehlen, ſo treffe ich für meine Dorfmeiſter die Auswahl; laſſe jede Beſcheerung beſonders einſchlagen und mit Aufſchriften verſehen in Körbe verpacken. Dieſe Herren ſind mit eigenem Fuhrwerk hier. Sie werden es an Ort und Stelle mitnehmen.

— „Schönen Dank, Herr Amtmann. Jeder Bauer ſorgt doch am liebſten ſelbſt für ſein Haus. —

— Haben Sie keine Furcht, gnädige Frau. Sie kennen den Bauer noch nicht. Wenn man ihm was ſagt, ſo beſinnt er ſich und entweder thut er es gar nicht oder er thut es gehörig. — Wir haben uns beſonnen und werden zugreifen, und Ihnen zu Ehren, ſogar ganz gehörig. — Gnädige Frau, unſtreitig ſind Sie eben ſo reich, wie Sie ſchön und gut ſind. Allein was thut das. Sie ſind eine Einzelne, und wir ſind unſerer Viele. Auch haben wir noch eine Menge tüchtiger Bauern hinter uns. — Die Gelegenheit kann nicht ausbleiben, wo der Hohenbrückner Bauer auch einmal zeigt, wer er iſt. — Geben Sie Acht, gnädige Frau! Geben Sie Acht! — Der Hohenbrückner Bauer vergißt nichts und läßt auch nichts unvergolten.“

— „Kann ich mich darauf verlaſſen?“

— „Hier meine Hand darauf!“

Die Räthin reichte ihm ihre Rechte, die er ſo herzhaft drückte, daß ſie aufſchrie.

„Halten zu Gnaden, gnädige Frau. Es war ehrlich gemeint.“

Die andern Bauern boten ihr ebenfalls ihre Hände in gelben Glacehandſchuhen. Sie aber verbiß ſich den Schmerz und ſagte: „Nein, das war für alle Anderen mit. Sie ging und Heinrich folgte ihr einige Schritte um ihr Artigkeiten zu ſagen.

„Wußte ich nicht im Voraus?“ fragte ſie ihn, „daß mit dieſen Männern zu reden iſt?“

Es war indeſſen hohe Zeit, jetzt an ihre Toilette zu denken, denn bis zur Trauung waren nur noch zwei Stunden.

Von neuem läutete die Marktglocke und der Jahrmarkt trat in ein zweites Stadium. Die Choriſten und Choriſtinnen der großen Oper langten an und von neuem erhob ſich der ächte Jahrmarktlärm. Die Krämer ſtellten vor ihren Buden Glücksräder oder Glücksurnen auf und riefen:

„Heran, meine Herrſchaften, hier kann jeder ſein Glück verſuchen und es koſtet nichts. Hier muß Jeder gewinnen, mehr oder weniger, und verlieren kann er nichts, denn es wird nicht eingeſetzt. Heran, meine Herrſchaften, verſuchen Sie ihr Glück. Hier finden Sie es nach der Elle gemeſſen und auf der Waagſchaale abgewogen!"

Die Herren und Damen der Bühne verſtanden augenblicklich die Bedeutung des Jahrmarktes und den Sinn dieſes Spiels. Die Looſe nämlich benannten irgend einen Preis, nach welchem ſich der glückliche Gewinner einen Artikel dieſes Werthes ausſuchen konnte. Ungezwungen heiter und geräuſchvoll wandten ſie ſich ſogleich an die ſolideſten Buden um ihr koſtenfreies Glück nach möglichſt werthvollen Gegenſtänden abzumeſſen. Große Treffer wurden mit lautem Beifallsgeſchrei begrüßt, die kleineren Gewinne hingegen mit jauchzendem Gelächter verhöhnt. Erſt nachdem jeder ſein Päckchen hatte, ſo viel er eben mitnehmen konnte, begab man ſich zu den Wirthſchaften, um ſich auch noch zu erquicken.

Zugleich mit dieſen war auch die Dorfſchuljugend, Knaben und Mädchen angelangt. Sie hatten nur die Ankunft der Wagen abgewartet um ebenfalls nach dem Schloſſe zu eilen. Sie begaben ſich zu ihren Schulmeiſtern, dem Küſter, Kantor oder Organiſten, welche für ſie ſorgten, wobei Frauen und Töchter ihnen beiſtanden. Nachdem die Kinder bewirthet waren, wurden auch ſie zu den Glücksbuden geführt, hatten aber nur Luſt nach Naſchereien und Spielzeug und mußten angehalten werden, auch nach Brauchbarem und Nützlichem zu trachten.

Jetzt erſt gewann der Jahrmarkt Luſt und Leben. Die Herren von der Literatur wandten ſich an die

Choriſtinnen um mit ihnen zu ſcherzen und zu lachen, und die Choriſten an die Predigerstöchter und die jungen Frauen vom Lande und führten ſie zum Tanze.

Die fröhliche Jugend aber lärmte in den Carouſſels, auf den Schaukeln und ſchoß mit der Armbruſt und mit der Federbüchſe, wo ebenfalls Preiſe zu gewinnen waren, vom ſilbernen Fingerhut an bis zu Stricknadelſcheide mit Garnhaſpel, oder vom Salzlöffel an bis zum Eßlöffel.

Das heitere Geräuſch nahm mit jedem Augenblicke zu und Niemand hielt es länger auf den Stühlen aus. Wer nicht tanzte, der ſchoß nach dem Vogel oder den Scheiben, oder ſtach nach dem Ringe, oder ließ ſich ſchaukeln, oder von den Marktſchreiern ſich anrufen um die Sehenswürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen. Männer und Frauen, Predigerstöchter und Choriſtinnen, Kinder und Erwachſene, Alles wimmelte bunt durcheinander. Nur die geiſtlichen Herren hielten ſich beiſammen. Mit clericaliſcher Freundlichkeit luſtwandelten ſie ehrwürdigen Schrittes im Jahrmarkt umher, während Hedern und ſeine Mannſchaft ſteif und feſt, obſchon im Innern ſtolz und vergnügt, durch die luſtigen Gruppen patrouillirten.

Die Zeit verging im Umſehen. Eine Kanone bei der Einfahrt des Parkes wurde gelöſt und von den Gerüſten zum Feuerwerk auf der grünen Inſel wurde mit Kanonenſchlägen, die raſch aufeinander folgten, geantwortet. Da ſchloſſen ſich die Buden, die Orcheſter brachen ab und eilten mit ihren Inſtrumenten nach dem Schloſſe. Es ward ſtill und immer ſtiller, bis man endlich das ſchwache Geläute der Dorfkirchenglocke vernahm. Da ſammelte ſich die Dorfjugend bei ihren Schulmeiſtern, um unter ihrer Leitung ein frommes Lied anzuſtimmen und die Herren und Damen der Oper nahmen die Notenblätter zur Hand. Sämmtliche Jahrmarktsgäſte reihten ſich zu einem Zuge.

Voran die Ehrenwache, ſodann der Amtmann, die ſingende Schuljugend, unterſtützt von den Schulmeiſtern, die Herren Paſtoren u. ſ. w. Der Ehrenwache vorauf gingen einige Gensd'armen um Platz zu machen, denn auf den Höhen hatten ſich ſchon zahlreiche Zuſchauer eingefunden und vor dem Schloſſe, wo die Armen und Bettler geſpeiſt und beſchenkt wurden, hatte ſich ein anſehnlicher Kreis von Landvolk aus Keithauſen und den umliegenden Dörfern zuſammengefunden. Dies alles ſtrömte jetzt nach dem Plateau und an ein Hemmen war nicht mehr zu denken. Allerlei Menſchen mit Bittſchriften in der Hand, hatten ſich bis zur Treppe hingedrängt, die hinunter nach dem Thale führte, aus welchem ſich der Zug emporwand.

Vom heutigen Tage ließ ſich erwarten, daß alles gewährt werden würde. Somit hatten ſich denn die Bittſteller ſehr zahlreich eingefunden. Jeder wollte der Erſte ſein und keiner dem andern weichen. Weil man glaubte, das Brautpaar befände ſich im Zuge, eilten auch andere ihnen nach und zuletzt wälzte ſich die ganze Menge dahin. Ein Gedränge entſtand und drohte faſt lebensgefährlich zu werden. Die Vorderſten wurden zur Treppe hinuntergeſchoben und das Geländer begann zu ſchwanken und zu krachen, die Schulkinder, deren Geſang ſchon geſtört war, fingen an zu ſchreien und die Gensd'armen konnten nichts mehr ausrichten.

Aber Heidern mit ſeiner Mannſchaft griffen ein. Einzeln durchbrachen die Dorfmeiſter den verworrenen Menſchenknäuel, warfen ſich in die dichteſten Maſſen, fielen der Menge in den Rücken, zerſtreuten das Gedränge und ſchafften Luft. Das alles ging nicht ohne Quetſchungen und anderen Gewaltſamkeiten ab, denen Geſchrei, Wehklagen, Flüche und Verwünſchungen folgten. Aber der Gensd'arm trat zu Heidern, grüßte und ſprach:

„Allen Reſpekt, Herr Oberjäger, vor Ihnen und Ihren Leuten. Sie verſtehen ein Publikum zu behandeln.“

— „Und das verstehen Sie nicht?"

„Wir dürfen uns das nicht herausnehmen, denn wir haben unsere Instruktionen."

Der Zug begab sich in's Schloß und Heidorn, ehe er mit seinen Leuten folgte, sprach zu der Menge:

„Wer hier ansässig ist und Ehre im Leibe hat, der mache keine Unordnung und halte auch andere davon ab. Keiner, ohne Ansehen der Person, darf sich hier etwas herausnehmen. Einer ist Gast so gut wie der Andere."

Die breiten Flügelthüren des Bildersaales standen weit offen und zu rechts und links trat Heidorn mit seiner Wache hin um dem Brautpaare militairische Honneurs zu machen. Mitten im Saale, so daß es im Vestibule überall sichtbar blieb, war eine Estrade errichtet. An der Stelle eines Domenichino, eines Prachtstücks dieser Sammlung war, heute eine Kreuzabnahme neuerer Schule hingestellt, welche ihres frommen Gegenstandes halber für ein Altarblatt gelten konnte. Und keineswegs aus Absicht, sondern rein zufällig, hatte die Braut, wenn sie auf's Kissen kniete, die hehre [illegible] vor Augen, jenes verklärungsvolle Meisterstück eines genialen und verwandten Schönheitssinnes.

Der Amtmann, die Damen und Heinrich begaben sich in den Salon hinüber, wo sich das Brautpaar befand, alle Uebrigen blieben im Vestibule, die Musiker befanden sich auf der Gallerie.

Peter trug einen grünen, weit ausgeschnittenen Frack (nicht schwarz), mit hochaufstehendem Kragen, Aufschlägen und Klappen, eine weiße Weste mit Silberlitzen besetzt, weiße Unterkleider mit diamantenen Knie- und Schuhschnallen.

Auch Bertha trug die Waldersleben'schen Farben, ein weißes Atlaskleid mit silbernem Myrthenbesatze. Als Blüthen blitzten keine Diamanten. Ein kostbarer Halsschmuck von Smaragden in Silber gefaßt, war eine Bräutigamsgabe Peter's. Ueber den Brautkranz im ihren ſchwarzen Locken funkelte der Demantſtern ihrer Großmutter, mit welchem Victor ſie zum erſten Male erblickt hatte.

Im hochgewölbten hellſäuligen Veſtibule ſtimmten Sänger und Orcheſter das Halleluja von Händel an. Bertha hatte ihrem Bräutigam verſprochen, ihre Faſſung keinen Augenblick zu verlieren. Allein die mächtigen Töne, die gewaltige Muſik erſchütterten ſie. Sie behauptete zwar ihre feſte Haltung, nur zwei große Thränen glitten ihren bleichen Wangen herab und die [illegible] feine Unterlippe zuckte. Die Räthin aber weinte laut und fühlte ſich einer Ohnmacht nahe, der [illegible] Heinrich wollte ſie unterſtützen, der Pater ſprang herbei und faßte ſie in ſeine Arme. Da hielt ſich auch Bertha nicht länger und umarmte laut weinend ihre Mutter.

Die Räthin erholte ſich indeſſen bald wieder und Bertha hochaufathmend entſchuldigte ſich bei Victor: „Es iſt vorüber, jetzt bin ich ſtark.“

„Auf's Gewehr!“ commandirte Heinrich. „Richtet Euch! Acht.“

Denn die [illegible] traten in das Veſtibule. „Achtung! Präſentirt's Gewehr!“ — Denn das Brautpaar und die Räthin, geleitet vom [illegible], den nächſten Verwandten, [illegible] des Bräutigams, folgten.

Nur dieſe betraten den Saal, alle Anderen blieben im Veſtibule. Der Pater [illegible] begab ſich auf die Eſtrade, die Anderen reihten ſich rechts und links und das Brautpaar kniete nieder.

Die Trauungsceremonie war vorüber. Die Kanonen donnerten. Die Menge draußen jauchzte himmelhoch und das Orcheſter ſchmetterte und wirbelte Tuſche.

Das glänzende Paar zeigte ſich der Menge und das Gejubel, unterſtützt von Trompeten, Pauken und Kanonen nahm kein Ende.

Jetzt wich alles ehrfurchtsvoll zurück, als die Gensd'armen um Platz baten, und der Zug begab ſich wieder in derſelben Ordnung nach dem Jahrmarkt unter fortwährendem Vivatruf der Menge.

Die Räthin hatte ſich nur gezeigt, um die Bittſchriften in Empfang zu nehmen, und blieb mit dem Amtmann im Schloſſe um für die Tafel zu ſorgen. — Die Ruhe that ihr wohl. Sie hatte ſtets einſam gelebt und die anſpruchsloſe lärmende Volksluſt betäubte ſie. Ihr eigenes Werk war zu einer Ueberſchwenglichkeit gediehen, die ſie erſchütterte. Sie mußte ihrem Herzen Luft machen und ihre Freude ausweinen. — —

Alle Buden und Wirthſchaften waren wieder geöffnet und von dem was feil geboten wurde, konnte Jeder ſich aneignen, was er wollte. Nur aufhalten durfte er ſich nicht, ſondern wurde ſtets genöthigt, weiter zu gehen. Vor den Wirthſchaften hingegen konnte man ſitzen bleiben, ſo lange man wollte und ſich nach Herzensluſt bedienen laſſen, wenn das Brautpaar ſelbſt aufwartete.

Nachdem die Buden geplündert waren, reinigte ſich auch das Publikum gleichſam von ſelbſt, denn die Habgierigen hatten ſich ſchwer beladen und eilten heim, ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Den Wohlhabenderen dagegen war es mehr um das Vergnügen zu thun und vor den Wirthſchaften ſammelten ſich luſtige Geſellſchaften um im fröhlichen Kreiſen des Guten zu genießen, oder ſie tanzten, ſchaukelten ſich oder ſchoſſen nach dem Vogel und der Scheibe.

Im Feſtſaale waren inzwiſchen zwei große runde Tafeln gedeckt, die eine für die ländlichen Gäſte, die andere für die Städter.

An jener befand ſich das Brautpaar und nach ländlichem Brauche ſaß Jeder mit den Seinigen beiſammen. An dieſer war bunte Reihe gemacht und Heinrich und die Literaten fanden Gelegenheit, ſich durch heitere Improviſationen als liebenswürdige Gäſte zu zeigen. Auch die Sänger und Sängerinnen ermangelten nicht, ihre

Künſte theils einzeln, theils im Chore Preis zu geben während an der ländlichen Tafel Alles ſtumm blieb.

Das war es, was Victor wünſchte. Der erſte Eindruck, dachte er, iſt von Entſcheidung. Die Dorfmeiſter hatten der Braut gefallen und ſie hatte ihnen auch einzelne gnädige Worte geſagt. Mit den Landdamen aber war kein Geſpräch möglich. Sie wußten nichts vielmehr, als von Hausſtand, Wirthſchaft, Federvieh und Gemüſegarten zu reden und damit hatte ſich Bertha niemals befaßt.

Zu Anfang des Mahles wollte der Lakai, wie er es gewohnt war, der Frau vom Hauſe das erſte Glas einſchenken.

Die Räthin aber ſagte: „Zuerſt dem Herrn Grafen.“

Victor ſagte: „Zuerſt der gnädigen Gräfin.“

Und Bertha wollte auch nicht die Erſte ſein. Sie ſagte: „Zuerſt dem Herrn Paſtor Senior.“

Der Lakai trat zu dieſem und fragte: „Herr Paſtor! Weißen oder Rothen?“

Der Paſtor aber deutete auf einen prachtvollen Silberpokal mitten auf dem Tiſche und ſprach: „Erſt unſerem Herrn und Heiland Jeſus Chriſtus!“ Dem Lakai war das noch nicht vorgekommen. Betroffen ſtand er da, in jeder Hand eine Flaſche, als beſänne er ſich ob Herr Jeſus Chriſtus rothen oder weißen tränke.

Es iſt nämlich Brauch der Landgeiſtlichen, daß wenn ſie zu Tiſche gehen, ein Becher mitten darauf geſtellt und zuerſt gefüllt wird. Er iſt für den Heiland, welcher geſagt hat: „Wenn Zwei bei einander ſind, ſo bin ich unter Euch der Dritte.“ Dieſer Becher bleibt unberührt, bis man zuletzt den Umtrunk daraus hält. Das wußte Bertha nicht und noch mehr befremdete ſie, daß Victor mit einigem Unwillen verſetzte:

„Nein, Herr Paſtor, das iſt durchaus unmöglich. Es geſchehe, wie die Gräfin befohlen.“

Dieſes Räthſel löſte ſich erſt am Ende des Mahles-

Victor erhob den großen Pokal, der ungewöhnlich ſchwer ſchien, nahm den Deckel ab und bat die junge Gräfin um Erlaubniß, in ihrem Namen dieſe Münzen vertheilen zu dürfen.

Der Becher war voll goldener Medaillen. Auf der einen Seite das Doppelbild von Bertha und Victor, die Schrift lautete: „Vermählt am — Mai 18— auf Coeur obſcur.“ Die Umſchrift auf der Bildſeite war Victor und Bertha, auf der Kehrſeite Graf und Gräfin Wüſterode auf Hohenbruck u. ſ. w., u. ſ. w.

„Zu viel!“ wollte Bertha ſagen, doch war ſie keines Wortes mächtig und vermochte kaum ihre freudige Rührung zu beherrſchen.

Ein Lakai nahm den ſchweren Becher in Empfang und reichte die Medaillen an beiden Tafeln herum.

Als der Becher zurückkam, leerte ihn Bertha vollends auf ihren Teller, um ihn dem Paſtor Senior zu überreichen.

„Herr Paſtor, durch Ihren Segen bin ich Gräfin Wüſterode. Möge Ihnen dieſer Becher meinen Dank ſagen, möge er zu meinem Andenken für immer in Ihrer Familie bleiben und Ihnen und den Ihrigen fortwährend Glück bringen.“

Stumm vor Dankbarkeit küßte der Geiſtliche ihre Hand, als er aber auch den Saum ihrer Kleider küſſen wollte, ſagte ſie: „Nein, denn faſt hätten Sie meinem Bräutigam eine Ueberraſchung verdorben, die mir galt. Sie müſſen in Geduld die Vergeltung dahin nehmen.“

Und als wäre das ein ernſter Vorwurf, verhüllte der Greis mit der einen Hand ſein Antlitz, in der anderen hielt er den Becher empor und ſtand da, als beweine er die Leiden Chriſti.

Da ziſchten die erſten Schwärmer auf der grünen Inſel empor, begleitet von einer heftigen Kanonade und die Gäſte wurden eingeladen, das Feuerwerk nicht zu verſäumen.

Hiermit endete das Hochzeitsfeſt im Schloſſe. Das

Volksfeſt dauerte unten bis zu Ende des Feuerwerks. Die Gäſte hatten ſich endlich heiſer geſchrieen, waren geſättigt, ermüdet und betäubt und ließen ſich in aller Ordnung und Stille von den Dienern mit Fackeln und Windlichtern aus dem Parke oder nach ihren Fuhrwerken geleiten.

Das verſchwenderiſche Feſt hatte die erwünſchten Folgen.

Lange genug hatten die Journale der Räthin arg mitgeſpielt. Man war ihr endlich eine Genugthuung ſchuldig und eine glänzendere konnte man ihr nicht geben, als die ausführliche Veröffentlichung dieſes großartigen ländlichen Volksfeſtes.

Bertha war jetzt als „ächte“ Gräfin durchaus nicht zu ignoriren und ihre Geſpielinnen beſuchten ſie wieder und hatten viel zu erzählen und viel zu lachen über Paulinens kühner Flucht und reichen Verheirathung, welche inzwiſchen ſchon bekannt geworden war.

Die heimkehrenden Predigerfamilien und Bauern erzählten aber Wunderdinge von Coeur obſcur, wo Reichthümer und Schätze aller Ecken und Enden aufgehäuft lägen, von der Pracht und Herrlichkeit des Parkes und dem beiſpielloſen Jahrmarkt, auf welchem es zugegangen wie im luſtigen Schlaraffenlande und wovon ſie auch beträchtliche Andenken mitbrachten.

Sie zeigten ihre goldene Medaillen auf und küßten ſich die Fingerſpitzen bei Erwähnung der ſchönen jungen Gräfin. Nur meinten ſie, ſie ſei noch zu jung und wiſſe nicht mit Menſchen umzugehen. Auch könne ſie ſich mit ihrer Mutter nicht vergleichen, deren ſtolze Schönheit und Herzensgüte über alle Begriffe hinausging und nicht hoch genug zu preiſen ſei.

Auch der Cultusminiſter fand ſich verſprochenermaßen auf Coeur obſcur ein, um ſeinen Glückwunſch zu ſagen und das glückliche Paar begab ſich nicht eher nach Wüſterode, als bis die junge Gräfin bei Hofe vorgeſtellt worden, wo ſie eines ſo gnädigen Empfanges ſich erfreute, daß Victor ſagte:

„O lebte doch mein Vater noch! O hätte er doch das erleben „gewollt!“

II.

Was aus dem Adelsverein wurde.

Heinrich hatte jetzt Connexionen, wie er ſie eben wünſchte und brauchen konnte. Auf Coeur obſcur war er Hausfreund und als Friedensſtifter daſelbſt hatte er dem Banquier Dienſte geleiſtet, die in Betracht des großen Vermögens von keiner geringen Wichtigkeit waren. Er wünſchte auch ferner ihn zu verbinden und möglicherweiſe ſogar die geliebte Lyli ihm zu erſetzen.

„Es gab einmal eine Demoiſelle Octavie,“ dachte er, „welche dem Cardinal Rohan in der Dämmerung die Königin von Frankreich erſetzte. Sollte es nicht ein ähnliches Surogat für die reizende Pauline geben, welches minder ſtolz und ſpröde, an der reifen Liebenswürdigkeit und den Millionen des Chevaliers Geſchmack findet?“

Aber bei dem erſten Worte davon rief der Banquier: „Um Gotteswillen keine Lyli mehr! Sie koſtet zu viel und man hat nur Angſt und Noth damit!“ — Von ſeiner Leidenſchaft für die Comteſſe war er völlig geheilt.

Nur der Freiherr konnte ſich nicht zufrieden geben. Die Zeit war gekommen, wo das Adelsprojekt in's Leben treten mußte, da eclatante Beiſpiele den Nutzen um die Nothwendigkeit deſſelben bekundeten.

„Fortunat“ hatte ſich mit Millionen encanaillirt

„die Pfirſich“ mit einem Baumwollenfabrikanten. Die „kleine bürgerliche Millionairin“ war bei Hofe vorgeſtellt und „Plutus“ hatte ſich für Geld adeln laſſen. Möglicherweiſe konnte daher dieſer neue Chevalier, wie friſch er auch aus dem Backofen kam, ſich auf ſeine Weiſe ebenfalls medalliren!

Heinrich ſah ſich endlich genöthigt zu antworten.

„Unmöglich! lieber Vater! — Ein neuer Induſtriezweig der Fabrikmalerei hat ſich aufgethan: die Familienwappen.“

Dieſe Allerwelts-Familienadels-Diplome ſind bei Ponnacke & Sohn in Leipzig, Auerbach's Hof, für 20 Ggr. zu haben.

Es ſind theils Phantaſiewappen, welche man um einige Groſchen auf einen Pfeifenkopf oder Petſchaft kaufen kann, großentheils aber „redende“ Wappen. — Wer Müller heißt: drei Mühlſteine; Schmidt: Hammer und Ambos; Richter: Schwert und Waage oder Meyer (altdeutſch Mäher): Sichel und Garbe.

Auch hat die genannte Buch- und Kunſthandlung bereits zahlreiche Concurrenten gefunden. Jeder Stubenmaler, der im Winter nichts zu thun hat, beſchäftigt ſeine Lehrlinge mit Anfertigung dieſer Familienwappen.

Ganz Sachſen hat ſich bereits gefamilienadelt und ſelbſt außerhalb Deutſchland, in Holland z. B., treiben ſich die Colporteure herum.

Sie gehen von Haus zu Haus.

— „Mein Herr, wünſchen Sie Ihr Familienwappen?“

— „Ich bin nicht von Adel. Meine Familie hat nie ein Wappen geführt.“

— „Alle Familien ſind urſprünglich von Adel und haben ihr Wappen. Schreiben Sie gefälligſt Ihren werthen Namen auf und Sie erhalten Ihr Familienwappen portofrei ins Haus.

Die Gemeinheit dieſer Induſtrie iſt weit minder zu bewundern, als die Pöbeldummheit, welche ſich dergleichen unſauber auf Papier geklexte Familienadelswappen, nebſt von Schülerhand darunter geſchmierten Abſtammungen und Ehrenthaten der Vorfahren gefallen läßt, und ſie unter Glas und Rahmen in den Wohnzimmern an der Wand hinhängt.

Aber man lieſt die Circulationen und der Deutſche ſelbſt, wenn er den lieben Gott im Himmel leugnet, bleibt orthodox, wenn er Zeitgemäßes und Geſinnungsrechtes ſchwarz auf weiß gedruckt lieſt. Er unterzeichnet was er glaubt und zahlt was es koſtet.

Sollte man aber glauben, daß in unſerer hochariſtokratiſchen hochgebildeten Reſidenz dieſer Unfug ebenfalls ſein Publikum findet und die Colporteure ſogar gute Geſchäfte machen? Dem iſt ſo!!!

Du kennſt, lieber Vater, das Domeſtikengeſindel der Reſidenz, dieſen Auswurf, Schmutz und Kehricht der ariſtokratiſchen Paläſte.

Sie ahmen in allen Stücken, ſo gut es gehen will, ihrer Herrſchaft nach. Sie geben ſich in ihren Geſindeſtuben, in Küchen und Ställen Feſte. Nennen ſich beim Namen ihrer Herrſchaften und befleißigen ſich der Manieren, welche ſie bei der Bedienung aufſchnappen konnten. Warum ſollen ſie ſich nicht auch adeln laſſen, wenn es nur 20 Sgr. koſtet?

Dieſes Geſindel hat wenig zu thun, wird gut genährt, ſteht ſich gut und iſt üppig. Aber es iſt auf den Umgang unter ſich beſchränkt. Der Bürger liebt die Livreen nicht, das Zeichen der Dienſtbarkeit. Auch kommen Domeſtikenehen nicht allzu häufig vor. Das geſchieht in Luſtſpielen und hauptſächlich in den däniſchen, wo allemal Henrick die Pernille heirathet. Der deutſche Lakai hat trotz ſeiner Livree ein Unabhängigkeitsgefühl. Er dient mit Leib und Seele und eben deshalb ungeſchickt, während der Franzoſe weiß, weshalb er dient.

Man heirathet alſo nicht, um ferner dahier und alldort zu dienen, ſondern um eine „deutſche" Unabhängigkeit als Hausherr oder als Hausfrau zu erlangen.

Um ſo häufiger in der Domeſtikenwelt ſind die Liebſchaften. Sie ſind aber niemals ernſthaft und man liebt den Wechſel.

Nun liebt ein Lakai eine Kammerjungfer und ſchenkt ihr mit Stolz ſeine Familienwappen, mit darunter geſchmierter Abkunft und Ehrenthaten ſeiner Vorfahren. Die Kammerjungfer will ihrem Geliebten ebenbürtig ſein. Auch ſie kann für daſſelbe Geld ſich adeln laſſen. Auf 20 Sgr. kommt es ihr nicht an und ſie hat mehrere Liebhaber auf einmal. Sie beſtellt ſich gleich mehrere oder ſie ſorgt auch für ihre Zukunft und überſchlägt, wie viele Liebhaber ſie noch haben kann und beſtellt ſich auch noch Zukunfts-Exemplare.

Verſchwiegenheit iſt die Geſindetugend nicht. Es erzählt ſich, was es erlauſcht und an den Thüren erhorcht hat. Es verklatſcht ſeine Herrſchaften, vertraut ſich in Schäferſtunden Meutereien und Schwärmereien an und verabredet neue Domeſtikenintriguen und Küchenkabalen.

Alles das bedingt nun einmal ſo der Lauf der Welt und bleibt an für ſich harmlos.

Aber „Verträglichkeit" iſt die Haupt- und Nothtugend des Geſindes, denn es lebt unter ſich.

Möge man die Schäferſtunden verplaudern, wie man will! Nur entzweie man ſich nicht auf eclatante oder gar ſkandalöſe Weiſe.

Man wechſele dieſelben Liebespfänder, Ringe, Putz- und Naſchwerk, Blumenſträuße u. ſ. w.

Aber Familienadelswappen ſind indiſkrete Liebespfänder. Der Name iſt darunter geſchmiert nebſt Abkunft und Ehrenthaten der Vorfahren.

Eine Küchenjungfer, die mehrere Liebhaber hat, muß alſo dafür ſorgen, daß wenn der eine oder der andere kömmt, auch allemal das richtige Wappen aushängt oder es giebt Zank und Streit.

Oder ein Stallknecht tritt in die Kammer eines Kutſchers und findet dort das Familienadelswappen ſeiner Geliebten, ſo faſſen ſie ſich bei den Köpfen.

Dabei bleibt es nicht, man hält ſich auch gegenſeitig ſein Sündenregiſter vor und wie man ſeine Herrſchaft bemauſet, belauſcht und verklatſcht hat. — Selbſtverſtändlich iſt das am fatalſten für die Herrſchaft. Und mit einem Worte, dieſe Familienadelswappen demoraliſiren die Demoſtikenſchaft. Es wird zu Skandalen kommen und die Polizei ſich drein legen müſſen.

Kann unter ſolchen Umſtänden ein Adelsverein hieſelbſt aufkommen. Und wenn ich der hohen Ariſtokratie Prachtexemplare, und den Landjunkern und Fähndrichs Circulare zuſenden wollte: würde da nicht hoher und niederer Adel, ſowie auch Geldbourgoiſie in ein homeriſches Gelächter ausbrechen.

Nein, lieber Vater, gönnen wir Anderen ihre Zwanzig-Groſchen-Familienadels-Geſchäfte Laden wir uns aber nicht den Schein auf, als concurrirten wir mit ihnen.

Shakeſpeare hat Recht: Fortuna iſt eine Dirne. Sie buhlt mit ihrem täppiſchen, affenblödſinnigen Knecht, dem Zufall, der, was unter tauſend Mal höchſtens einmal gelingen darf, gelingen läßt, wo es ſeiner ſchmutzigen Laune geſtattet wird, und der, was billiger Weiſe niemals mißrathen ſollte, fort und fort mißrathen läßt, bis endlich die Nothwendigkeit es erheiſcht. Hat Fortuna ihren bisherigen auserwählten Günſtling „Plutus" nicht auch plötzlich fallen laſſen?

Hiermit aber hatte Heinrich durchaus Unrecht.

Rubland war ein Mann des Geldes, und ſo lange er ſich in ſeiner Sphäre erhielt, übte das Geld ſeine zeitgemäße Allgewalt im Bereiche des Beſitzes aus. Als er aber der guten Welt angehören wollte und ſich ſogar adeln ließ, fehlten ihm dazu, ohne daß er den Mangel fühlte, die erforderlichen Eigenſchaften und Gaben, die im Füllhorn der Fortuna durchaus nicht liegen und die ſie über ihre Günſtlinge daher auch nicht ausgießen kann. Ihre Macht iſt überhaupt nur eine materielle beſchränkte, weshalb über die profane Menge hervorragende Perſönlichkeiten, ihr Hohn zuſprechen pflegen, und dieſe materielle Gottheit verachten. Am Ende hat ſich eine ewige Vorſehung die letzte Entſcheidung vorbehalten und läßt ſich ihre dunklen Wege nicht von einer feilen Macht durchkreuzen.

Ende.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Warnung.

Fünf Jahre ſind vergangen ſeit dem Erſcheinen meiner letzten Novellen: „Ballſteine und Demantſchmuck“ und „Redlichkeit und Schwindel.“ Hamburger Verlagsbüreau 1855.

Das Hamburger Verlagsbüreau, Firma: Theodor Niemeyer, iſt nicht zu verwechſeln mit dem Altonaer Verlagsbüreau: Auguſt Prinz. Mit dieſem Auguſt Prinz, habe ich auf keine Weiſe jemals eine Verbindung gehabt, auch iſt es mir nie in den Sinn gekommen, ihm irgend ein Manuſcript anzubieten, was jedoch dieſen Buchhändler durchaus nicht hinderte, 1857: Neueſte Novellen vom Verfaſſer des „Schief-Levinche“ in ſeinem Altonaer Verlagsbüreau erſcheinen zu laſſen, um das geſammte deutſche Leſepublikum, eines geringen Gewinnſtes halber, damit zu myſtificiren.

Das Altonaer Verlagsbüreau hat ſeine Myſterien. Der vielgeleſene Paul de Kock muß es ſich gefallen laſſen, daß unter ſeinem Namen eine unzüchtige Schrift von Auguſt Prinz verbreitet wird: und das Einzige, was ich vermag, um nicht als Complice des Altonaer Verlagsbüreaus angeſehen zu werden, iſt, auch allen ferner von mir erſcheinenden Schriften eben dieſe Warnung hinzuzufügen.

Dr. Hermann Schiff

Israelitiſche Novellen

von

Dr. Hermann Schiff, L. Kompert
und Anderen.

Band I.

Das verkaufte Skelett.

Von

Dr. Hermann Schiff.

Nebſt Anhang:

Corolarien I.

Carl Gutzkow's jüngſte That.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

[illegible]

Das verkaufte Skelett.

Novelle

von

Dr. Hermann Schiff.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mein edler junger Freund.

Habent sua fata libelli. Das weiß ich aus lebenslänglicher Erfahrung. Schon 1823 wagte ich mich in die Oeffentlichkeit und hatte Glück bis 1830. Das waren die ſieben fetten Kühe Pharaonis. Hierauf aber kamen die mageren Kühe. Nicht ſieben an der Zahl, ſondern dreimal ſieben. Ein und zwanzig dürre Jahre bis Heine 1851 den Ausſpruch that: „Es iſt unbegreiflich, woher die deutſche Kritik von dieſem Schriftſteller keine Notiz nimmt. Es folgten hierauf zweimal ſieben beſſere Kühe und mit dem Jahre 1865 tritt meine Schriftſtellerthätigkeit ihr ſiebentes Septennium an, das verhängnißvollſte, weil es das letzte ſein wird, welches ich von der Gnade des Himmels zu erwarten habe.

Der Sohn jüdiſcher Eltern möge ſich ſolche aſtrologiſche Träumereien erlauben und der Verleger Israelitiſcher Novellen ſich eine weitere Auslegung dieſes Horoscopes gefallen laſſen.

Willibald Alexis ſagte ſchon 1835: Man möchte an einem Erbfluch glauben, der auf dieſes Haupt gefallen. Er redigirte damals den Freimüthigen oder das Berliner Converſationsblatt. — Ich bitte Sie, lieber Freund: Freimüthigkeit und Berliner Converſation; frei von der Leber reden und rückſichtsvolles Maulſpitzen. Unisono und Mezza voce; während zur damaligen Zeit noch niemand an Miſchehen dachte. — Aber M. A. Schleſinger kaufte den Freimüthigen von der Wittwe des verſtorbenen Autors um dem Berliner Converſationsblatt, welches nur ein ſchwaches Publikum hatte, eine breite Unterlage zu geben, indem er ſich der Licenz bediente parva componere magnis. — Dieſes jedoch nur beiläufig! Das Converſationsblatt brachte unter anderen Artikeln auch „Zeitgenoſſen“, und drei Nummern davon waren mir geweiht.

Damals florirten noch auf deutſcher Bühne die Müllner'ſchen, Houwald'ſchen und Raupach'ſchen Schickſalstragödien und in der That ſchien es, als ſei ich mit einem derartigen Zigeunerfluche behaftet, den Heine erſt 1851 löſte durch oben angeführten Spruch.

So oft ich mit einer größeren Arbeit fertig war, ecclipſirte mich eine Zeitbewegung oder ein Ereigniß abſorbirte das Publicum dermaßen, daß ich auf keinen Erfolg mehr hoffen durfte.

Was ich hier berichte, kann nicht irrig, oder gar gefälſcht ſein. Denn die Jahreszahl auf den Titelblättern meiner Schriften und anderweitig müſſen Schritt halten mit den angedeuteten Zeit-Bewegungen und Ereigniſſen.

Als 1830 meine Agnes Bernauerin von der königlichen Bühne zur Aufführung angenommen war, überraſchte uns die Julyrevolution und Publicum und Buchhandel war Tricolor.

Als meine Tragödie am 8. Januar 1831 zur Aufführung kam, herrſchte die Cholera, und in den leeren Schauſpielhäuſern brannten Luftreinigungsapparate und qualmten Räucherungen. Der König ſagte: „Schlechte Zeiten! Trauerſpiele genug haben“ und der deutſche Buchhandel hieß: „Cholera!“

Als mein „Gevatter Tod“ erſchien: (1837) Triumphreiſe der ſieben Göttinger Profeſſoren durch Deutſchland.

„Hundert und ein Sabbat“, war eben unter der Preſſe während des Hamburger Brandes Mai 1842.

Das „Marienkind“ wurde Anfangs Auguſt 1845 kurz vor der blutigen Nacht auf den 6. ausgegeben, als Ronge und der heilige Rock, wofür die Leipziger Markthelfer ſchwärmten, weil ſie gar nichts anderes zu verpacken hatten, zu beklagenswerthen Auftritten führte. Ich ſelbſt erſtaunte, als ich zu Ende der Aufruhrwoche im Volksverſammlungslocale meine an dem Formate wohlzuerkennende Aushängebogen, welche ich verſchenkt hatte, in Händen ernſthaft leſender Studenten erblickte. Man reichte ſie ſich einander zu, nachdem man ſie durchleſen, wie neue Beſchreibungen einer Hinrichtung, und die Herren Friedensburg und Manthner, die heut noch leben, können mir bezeugen, wie ſehr mich das frappirte, denn der harmloſe Verfaſſer dieſer hochkatholiſchen Legende war den neukatholiſch Aufſtändigen keine unbekannte Perſönlichkeit. —

Zuletzt noch Schieflevinche! 1848 Campe hatte es am Platze bereits ausgeben laſſen und alle jüdiſchen Flüche regneten über das Haupt des pſeudonymen Verfaſſers. Verſandt war es noch nicht, als die Zeitungen von Paris meldeten „Keine Bourbonen mehr!“ Julius Campe, der ſich über kleine Querſtriche durch die Rechnung mit Heiterkeit hinwegſetzt, ſagte mir: „Auch keine Schieflevinchen mehr! Das Buch iſt nebſt anderen verloren.“ — Aber ſiehe — das Buch erlebte 1851 ſeine Reſtauration, dank ſei es Heinrich Heine, und die Bourbonen haben ſie bis heut nicht wieder erlebt.

Hinweg aber mit Zigeunerorakeln und Erbflüchen. Sie ſind längſt ſchon aus der Mode. In der Gotteswelt herrſcht Ordnung und Unſchuld. Schickſalstücken ſind meiſtens unſere eigene Schuld und das Sprichwort lautet: Jedweder iſt ſeines eigenen Glückes Schmied. Auch ſagt Willibald Alexis in jenem erwähnten Artikel: „Zeitgenoſſen“ von 1835, worin er alle meine Sonderbarkeiten beſchreibt: — „Für das, was er unter der Feder hat, ſchwärmt er, und hat er es vollendet, ſo fragt er nichts mehr danach.

Mit anderen Worten: Ich habe ſtets getrachtet, mir ſelbſt zu genügen ohne nach dem Beifall der Menge zu geizen. Wer will das Eigenſinn oder Egotismus nennen.

Lieber Eugen, ich ſtamme noch aus dem vorigen Jahrhundert. Ich bin 1800 geboren, als Schiller noch lebte; Goethe ſtarb als ich 33 Jahre zählte und dieſe große Literatur-Epoche war meine Schule. Und welch eine Urſache konnte ich haben, ſie zu verleugnen?

Ich habe mein letztes Septennium angetreten. Meine Coetanen rings um mich, mit Ausnahme Carls von Holtei und des Doctor Töpfer ſind verſtorben! — Eine vorlaute Preſſe konnte mich eclipſiren, aber nicht irre machen. Doch Heine hätte nicht ſagen ſollen die deutſche Kritik habe mich ignorirt, denn ich war's, der die deutſche Kritik ignorirte. — Und warum? — Weil ich meine Selbſtkritik habe! um mich der Strömungen einer Majorität nicht zu überlaſſen. — Der Dichter und Künſtler will Meiſter ſein und Werke herſtellen. — Publiciſtiſche Tagelöhnerei, und Buchhändlergeſellenarbeit im Dienſte einer bewegten Zeit, iſt, wiewohl auch großes Talent dazu gehört, immer etwas ganz Anderes. —

Beſcheidenheit aber ziemt dem Meiſter wie dem Könige und Helden. Ich ſage nicht, daß ich etwas von allen dreien bin. Ich ſage wie der Engländer: J am myself. Und wer will mir das heute ſtreitig machen da man ſogar damit umgeht die Todesſtrafe abzuſchaffen?

Was meine Beſcheidenheit betrifft ſo darf ich mich auf zwei Männer berufen, die ſie mir atteſtiren werden, während meines letzten Doppeltſeptennium: Julius Campe und J. F. Richter, Ihr verehrlicher Herr Vater. Beide haben mir Manuscripte abgekauft, um ſie einſtweilen im Pulte liegen zu laſſen, weil ſie einer bewegten Zeit unangemeſſen ſind. Beide Herren ſind gewitzigte und wohlerfahrene Verleger und wiſſen, was Sie thun und laſſen müſſen. Beide haben mir meine Geiſtesproducte honorirt, und das Geſchäft iſt Ihre Sache, nicht die Meine, alſo war ich einverſtanden.

Nunmehr aber iſt eine ſtille Zeit angebrochen. Die Politik hat ſich in fürſtliche Cabinette zurückgezogen und es fehlt an Rohſtoff zu publiciſtiſchen Fabrikaten.

Aus Langeweile und Bildungsverlangen, wendet man ſich wieder den ſchönen Künſten zu! — Aber ach! wie verflacht und vernachläſſigt iſt Alles.

Die bildende Kunſt erſchöpft ſich auf der Bühne mit Decorationsmalerei, im Buchhandel mit Holzſchnitten, in den Salons mit Nippſachen. Die Tonkunſt hat den tiefſten Ton der Leutſeligkeit angeſchlagen mit Richard Wagner, Gounot, Oppenheimer und Anderen; die productive Literatur iſt eine tabula rasa. Selbſt die Franzoſen, fördern, mit Ausnahme des Lebens Caeſars von Louis Napoleon ſowie der Les Propos de Labienus von A. Rogeard, nichts Beſonderes mehr zu Tage. — Die deutſche Kritik alſo wo iſt ſie? Und hält ſie ſich irgendwo verſteckt, was ſindet ſie, um ſich daran zu machen? Sie haben als Nachfolger Ihres geehrten Herrn Vaters auch deſſen Verpflichtungen übernommen und man verkauft und kauft Manuſcripte nicht um ſie unbenutzt im Pulte verkommen zu laſſen. Wenigſtens würde Deutſchland weder einen Schiller noch Goethe haben, hätte Herr von Cotta eben ſo gehandelt. — Vierzehn Jahre ſind dahin! Und ach! wie lange hält das heutige Maſchinenpapier, wie lange bleibt die von dem Stahlfeder-Oecid angegriffene Tinte leſerlich?

So rede ich zu Ihnen, mein junger Freund, der Sie zu Anfang ihrer Thätigkeit ſtehen. Zu Julius Campe, leider iſt er jetzt nicht abordabel, würde ich folgendes ſagen:

»Freiheitskämpfer von 1813! Lützow'ſcher Huſarenwachtmeiſter. Unterſcheiden wir zwiſchen einer vielbewegten und vielbeſchäftigten Zeit. Eine vielbewegte Zeit, die ganz Europa umwälzte, vergleichbar dem dreißigjährigen Kriege, war von 1789 bis 1815 und das Finale, war ein dreijähriger Kanonendonner. Die Zeit von 1830 bis heut war nur eine vielbeſchäftigte. Erwarten Sie jedoch von mir keinen Courszettel, »wie ſteht Geſchrei zur Wolle?« — Ich meine nur, daß ſeit die preußiſchen Kanonen in den Herzogthümern Conzert gegeben haben, wieder eine neue Zeit angebrochen iſt, und ich ſtehe im Alter des Neſtor. Eine dritte Generation erblüht um mich und vielleicht kann ich jetzt für eine reſpectabele Ruine gelten, durch deren leere Fenſteröffnungen immer noch der blaue Himmel ſcheint, und an deren verwittertem Gemauer ſich junger Epheu und friſches Geisblatt emporrankt.

Lieber Freund! Ich kannte Sie bereits als Sie noch auf dem Arm getragen wurden. Möge meine einigermaßen unfruchtbare Lebensthätigkeit, unter andern auch Ihnen zu Nutze kommen. So lange ich lebe, und ſo haben Sie ſich ſchon erwieſen, werden Sie mich nicht vergeſſen.

Dr. Herm. Schiff.

1.

Profeſſor Sturmöller war reich und unverheirathet. Er liebte die Tafelfreuden, die er mit heiteren und lehrreichen Geſprächen zu würzen verſtand, und ſeine Auskultanten lud er häufig zu Gaſte.

Es war an einem Sommerabend des Jahres 1822, als er, nachdem er ſie überreich bewirthet hatte, anhub: „Meine Herren! Heut vor fünfundzwanzig Jahren ſtarb der Rabbi von Andernach, Manaſſe Cohen ben Napthali. Er war ein Ehrenmann, wohlgeachtet von Chriſten, wie von Juden. — Wie Sie wiſſen, gehöre ich der ſogenannten alleinſeligmachenden Kirche an; ſelten aber waren zwei Menſchen einer dem andern ſo unentbehrlich, wie der jüdiſche Rabbi und der katholiſche Schulknabe. Woher Das? — Sie werden es ſchwerlich errathen, darum will ich Ihnen das Räthſel ſogleich löſen. Wir waren Beide leidenſchaftliche Schachſpieler. Nichts iſt entnervender, als Verſtandesleidenſchaften, und Schach ſteht obenan. Das

Aufbieten alles Scharfſinns, um ſeinem Gegner durch die verwickeltſten Kombinationen Schlingen zu legen; die beſonnene Geſchicklichkeit, jeden Fehler zu erlauern, um irgend einen Vortheil zu gewinnen, machen dies Spiel beſonders in den Pubertätsjahren gefährlich. Davon bin ich leider ein trauriges Beiſpiel. — Schach war damals en vogue; die ganze vornehme Welt kapricierte ſich darauf; Schachklubs gab es aller Orten. An Politik wurde nicht gedacht, durfte auch nicht gedacht werden, alſo bekämpfte man ſich auf dem Schachbrett. Auch in Andernach gab es einen Schachklub, und unſer Matador gleichſam war der ſelige Rabbi Manaſſe Cohen. — Zum Verdruß ſeiner Glaubensgenoſſen nannte man ihn Rabbi Nußknacker, was er ſich gern gefallen ließ. »Laſſet gewähren die Chriſten,« ſagte er; »ich bin ein Nußknacker, denn ich knacke Nüſſe. Das heißt, ich löſe Räthſel, Räthſel des Geiſtes und Räthſel der Seele, und ich lege aus das Geſetz.«

Denken Sie ſich, meine Herren, einen leibhaftigen Nußknacker; einen Rieſenkopf von fabelhafter Dicke, zwiſchen hohen, ſpitzen Schultern, auf einem Rumpfe, der ſich nach unten hin mehr und mehr verzwergt. Kurzer Hals; Bruſt und Rücken geformt wie Schnabel und Hintertheil eines Schiffes; die Arme lang, daß ſie faſt bis an die Waden reichten; die Beine wie die eines acht- bis zehnjährigen Knaben, ſodaß es unbegreiflich ſchien, wie ſich ſolch ſchwerer Oberkörper auf dieſen gebrechlichen, winzigen

Stützen aufrecht erhalten und fortbewegen konnte. Indeß kroch der Rabbi ſchwerfällig, Schritt vor Schritt, an einem gewichtigen Krückſtock, und einer ſeiner Zöglinge, die bei ihm Talmud ſtudierten, mußte ihn ſtets führen und unterſtützen. Denken Sie an die bekannte Nürnberger Waare: die Augen tellergroß, aber ſchwarz ſtatt blau; der Bart nicht weiße Baumwolle, ſondern ſchwarzgrau; im Uebrigen die ganze Figur belebt, beſeelt und lebhaft, und Sie haben den leibhaftigen Rabbi vor Augen. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ſeine Händchen und Füßchen kleine Meiſterſtücke an Zierlichkeit waren. — Auf ſeine Schachvirtuoſität that er ſich viel zu Gute, und nannte ſich aus eigener Machtvollkommenheit den Unbeſiegbaren. Auch war es, ſoweit man wußte, noch Niemand gelungen, ihm eine Partie abzunehmen. Er pflegte zu ſagen: „Das Schachſpiel ſtammt aus dem Orient und iſt nicht für Chriſten erfunden; wer mir eine Partie abnehmen will, muß ſich erſt einen jüdiſchen Kopf aufſetzen.“

Im Vertrauen auf unſern Rabbi hatte der Schachklub von Andernach den Hamburgern eine Partie angeboten. Zug um Zug wurde in den Zeitungen veröffentlicht. — Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich den „Korreſpondenten“ las. Die Hamburger hatten einen Fehlzug gethan, auf den ſie ihre Königin verlieren mußten.

Ich war der einzige Sohn und Liebling meiner Eltern, und galt obendrein für ein Wunderkind. Mit ſechzehn Jahren ſtellt man zudem ſein Licht nicht gern unter den Scheffel. Meine Knabenweisheit quälte mich, und ich konnte nicht unterlaſſen, die Andernacher auf ihren Vortheil aufmerkſam zu machen. Der Zug war unfehlbar; die feindliche Königin mußte ſich opfern, um das „Matt“ zu vermeiden. Indeſſen wagte man nicht ohne den Rabbi Etwas zu veröffentlichen. Es wurde zu ihm geſandt. Er kam, geleitet von einem ſeiner Talmudjünger, man half ihn einem zweiſtufigen Schemel hinan, damit er ſich niederlaſſen könne. Und Tiſch und Spiel wurden ihm vorgeſchoben. Er ſtrich ſeinen langen Bart mit beiden Händen, ballte die Fäuſte übereinander, um ſein Kinn darauf zu ſtützen, und nachdem er das Spiel geprüft hatte, lehnte er ſich auf den Stuhl zurück und wickelte die Spitzen ſeines Bartes bald mit der rechten Hand um den linken, bald mit der linken Hand um den rechten Zeigefinger. So ſaß er ſinnend eine gute Weile mir gegenüber.

Seine Stirn war flach und niedrig, ſeine Naſe nicht die gebogene der polniſchen und portugieſiſchen Juden, ſondern die ſlaviſch plattgedrückte. Ob ſein Schädel behaart war oder kahl, wußte weder Jude noch Chriſt. Denn unter ſeiner hohen Pelzmütze, welche er ſelten lüftete, trug er noch ein ſchwarzſeidenes Käppchen. — Das Unheimlichſte an ihm waren jedoch ſeine dunklen Elephantenaugen. Er war kurzſichtig, trug aber keine Brille. Seine Augen hatten daher in der Nähe einen ſeltſamen Glanz, während ſie in der Ferne matt und erloſchen ſchienen; und ſtarrte er ſinnend auf einen Fleck hin, ſo quollen die großen dunklen Aepfel aus ihren Lidern und es bildete ſich ein Rand um ſie. — Nachdem er alle Chancen wohlerwogen, richtete er ſich empor und ſprach: „Mit dieſem Zuge ſchlagen wir die Hamburger, und mit jedem andern werden wir geſchlagen. Mein Sohn!“ wandte er ſich an mich — (es war das erſte Wort, das er mir gönnte, denn er war ſtolz darauf, der einzige Jude in unſerm Schachklub zu ſein, der nur aus Honoratioren beſtand, und hatte mich bisher völlig überſehen.) „Mein Sohn! der Himmel thut Wunder im Großen wie im Kleinen, und David ſchlug den Goliath. Sage mir; mein Sohn, biſt du ein Jude, weil du ſo klug biſt im Schach?“

„Rabbi, meine Vorfahren waren Chriſten ſeit Menſchen gedenken.“

„Sage mir, in welchem Schachbuche haſt du dieſen Zug aufgeſtöbert, oder kommt er wirklich aus deinem kleinen Köpfchen?“

Das verdroß den Sohn wohlhabender Eltern. „Rabbi! wir können nicht Alle gleich große Köpfe haben.“

Er lächelte mit breitem Munde und ſpitzen weißen Zähnen. „Mein Sohn, ich weiß, daß ich kein ſchöner Mann bin. Aber weil du doch ein Chriſt vom reinſten Waſſer biſt, ſo frage ich dich: haſt du den Muth, mit mir eine Partie zu ſpielen?“

„Rabbi, das kann mir nur zur Ehre gereichen.“

„Wohlan, mein Sohn! es ſei. Chriſtlicher und jüdiſcher Geiſt werden ſich auf dem Schachbrett verſuchen.“

Wir hatten ſtrenge Statuten. Baar Geld durfte nicht gezeigt werden, denn bei den Beſteuerungen, Kontributionen und Requiſitionen damals war das nicht rathſam. Nirgends war man vor den Mouchards ſicher. Wir hatten Alle unſere Bücher, in die wir hineinſchreiben ließen, was wir zu wagen und anzunehmen Luſt hatten.

Der Rabbi glaubte, leichtes Spiel mit dem chriſtlichen Schulknaben zu haben. Allein die Jugend iſt verwegen und forti fortuna juvat. — Ich gewann die Partie. Sein Ruhm des Unbeſiegbaren war dahin, und ich war das leuchtende Phänomen des Schachklubs. Welch eine Heiterkeit das erregte, können Sie ſich leicht vorſtellen. Der Rabbi indeſſen wußte ſich zu helfen. „Die Partie habe ich verloren,“ ſagte er; „aber nicht der Chriſt hat mich matt geſetzt, ſondern der Jude. Mein Sohn, du ſpielſt nach Büchern. Du weißt die Geheimniſſe des Philipp Stamma auswendig, der ein Jude war; ebenfalls haſt du die Beendigung der Spiele nach Allgeyer ſtudirt. Auch ein Jude. Ich bin dir unvorſichtigerweiſe in den Schuß gelaufen. Revanche, mein Sohn! Mögen jüdiſcher und chriſtlicher Geiſt noch einmal ſich auf dem Schachbrette verſuchen, du nach deinen jüdiſchen Büchern, ich nach meinem jüdiſchen Kopfe.“

Ich war geblendet von meinem glänzenden Sieg. Ich ward mit Artigkeiten und Lobſprüchen überhäuft Leider auch wollten Alle mit mir anklingen, und ſchenkten mir mein Glas voll und wieder voll. Der rheinländiſche Bube fragt zwar wenig danach. Von früheſter Jugend an gewöhnt er ſich an den Wein. Ich fühlte mich aber doch betäubt, und weigerte mich.

»Vorwärts, Franz!« hieß es; »vorwärts! Sei kein Mutterſöhnchen!

Die Uhren lagen auf dem Tiſch, und man hatte fünf Minuten, um ſich auf einen Gegenzug zu beſinnen. Wo nicht, war Partie und Einſatz ſammt Wetten verloren.

Leider waren die Wetten meiſtens für mich, und ſchon bei den erſten Zügen konnte ich mich nicht rühren, während der Rabbi ſein Spiel entwickelt hatte. Bei jedem weiteren Vortheil, den er über mich gewann, ſagte er: »Mein Sohn, du biſt ein Chriſt vom reinſten Waſſer.« Meine Partie war nicht mehr zu halten, aber ausſpielen mußte ich ſie, denn es war gewettet worden. Der Rabbi, um mich vollends zu beſchämen, ließ volle fünf Minuten auf ſeinen Gegenzug warten. Da riß mir die Geduld, und ich gab abſichtliche Blößen.

»Franz! Franz!« hieß es, »biſt du bei Troſte?«

»Mein Spiel, meine Herren! Bitte Denjenigen, der dreinredet, ſich ſtrafbar zu fühlen. Auch iſt es Zeit, daß ich nach Haus gehe.«

In wenig Zügen ſetzte mich der Rabbi matt und ſprach: »Mein Sohn! du biſt ein Chriſt vom reinſten Waſſer. Geh nach Hauſe!«

»Rabbi! Ich habe Ihnen bewieſen, daß auch der Unfehlbare eine Partie verlieren kann. Die verlangte Revanche habe ich Ihnen gegeben. Ich bitte jetzt um die Meiſterpartie.«

Er durfte ſich nicht weigern, und der ganze Schachklub war auf den Ausgang begierig. Die Partie fand am nächſten Abend ſtatt. Keiner hatte den Muth, anzugreifen. Wir verſchanzten uns in feſten Stellungen, kleine Plänkeleien reinigten das Feld zwar, um ſo weniger aber war etwas zu unternehmen. Jüdiſcher und chriſtlicher Geiſt vermochten es diesmal zu weiter nichts zu bringen, als zu einem Remis. Wenigſtens hatte der Rabbi einen Gegner gefunden, der es mit ihm aufnahm.

Seitdem hatte ſich unſerer eine ſeltſame Leidenſchaft bemächtigt. Ich weiß nicht, war es Liebe oder Haß, was wir gegen einander fühlten, aber wir konnten ohne einander nicht leben. Wir waren die Einzigen, die ſich Einer des Anderen würdig fanden, und Fremde, die ſich an uns wagten, verachteten und beſchämten wir.

Heut vor fünfundzwanzig Jahren waren wir die Letzten im Schachklub. Die Kellner waren auf ihren Stühlen eingenickt und der Talmudjünger des Rabbi ſchnarchte hörbar. Der Wächter hatte die zwölfte Stunde abgerufen; die Lichter waren gelöſcht bis auf zwei Kerzen; und wer uns im dunklen Saale ſo ſtill und ſinnend daſitzen ſah, hätte ſich ſchwerlich eines leiſen Schauders erwehren können.

Wie gewöhnlich, hatte der Rabbi ſeine kleinen Füßchen auf den hohen Schemel geſetzt; ſeine ſpitze Bruſt an den Tiſch gelehnt; und ſein Rieſenhaupt, geſtützt auf die geballten kleinen Fäuſtchen, ruht in dem langen greiſen Barte wie auf einem Haarkiſſen.

Ich hatte Fortſchritte gemacht, und kaum noch vermochte der Rabbi mir eine Partie abzunehmen. In jener Nacht ſtand er beſſer, als ich.

»Mein Sohn,« begann er, »ich bin in deiner Schuld Alles ſchläft, Niemand hört uns. Laß mich dir ſagen, daß es mir ſchwer wird, meine Rechnung zu tilgen.«

»Habe ich Sie je gemahnt, Rabbi?«

»Mein Sohn! du haſt Nichts zu verſchenken, du ſtehſt unter väterlicher Gewalt.

»Mein Vater ſchickt mich nicht auf Spielgewinn aus. Geben Sie Ihr Buch her. Ich quittiere.«

»Nein, mein Sohn! Ein Geiſtlicher und Familienvater darf ſich auf ſolch Anerbieten, wie ſehr ich es auch mit allem Dank würdige, nicht einlaſſen. Ich will dir einen anderen Vorſchlag machen. Wir ſpielen dieſe Partie quitte à double.«

»Rabbi! die Spielſchuld, die Sie beläſtigt, könnte ſich in dieſem Falle verdoppeln.«

»Gewinne ſie, mein Sohn, wenn du kannſt! und ich ſchwöre dir bei meinen Erzvätern Avraham, Jitzchak und Jannakov, daß ich in Zukunft keinen Stein mehr berühren werde. Das ſei deine Genugthuung und meine Buße, weil ich, der untrügliche Rabbi und jüdiſche Familienvater, im Vertrauen auf meine Schachklugheit, und weil ich damit ſchon ſo manches ſchöne Stück Geld gewonnen habe, zu ſolchem Leichtſinn mich verleiten ließ.«

Anfangs ſchwankte ich. Wenn ich ihm Schachmatt auf ewig anſagte, ſo fand ich ſo leicht keinen Gegner wieder, der mir genügte. Wirf das Spiel hin! dachte ich, und es ſtand ſo, daß ich mich deſſen ſchämen mußte. Meine Leidenſchaft erwachte. »Doppelt Nichts!« ſagte ich, »oder Schachmatt auf ewig iſt ehrlich Spiel. Es ſei!«

Der Rabbi ſpielte mit einem Male leichtſinnig und ächzte, ſtöhnte und ſeufzte: »Ich weiß nicht, wie mir wird.«

Ich gewann Vortheil über Vortheil, am Ende aber blieben die Gegenzüge aus.

Die Uhren lagen auf dem Tiſche. Fünf Minuten waren verſtrichen, und der Rabbi rührte ſich nicht.

»Rabbi, einen Gegenzug!« ſagte ich; »oder Schachmatt auf ewig!«

Er lallte unverſtändliche Worte, die mir wie Hebräiſch vorkamen.

„Noch fünf Minuten, Rabbi! Man knauſert nicht mit Ewigkeiten.“

Auch dieſe fünf Minuten verſtrichen, und der Rabbi rührte ſich nicht. Ich verlor die Geduld.

„Rabbi! Noch fünf Minuten, oder Schachmatt auf ewig! Schlafen Sie?“

Hiemit faßte ich ihn an ſeinen hohen, ſpitzen Schultern und rüttelte ihn. Seine Fäuſte löſten ſich. Der dicke Kopf ſank hintenüber, die Elephantenaugen waren roth entzündet aus ihren Höhlen getreten, die blaugeſchwollne Zunge blöckte thieriſch aus dem breiten Munde. Die fürchterliche Geſtalt fing an zu wanken und ſtürzte am Ende mit Schachbrett, Lichtern, Tiſch und Stuhl polternd und krachend zu Boden. Wir waren im Dunkeln — den Rabbi hatte der Schlag gerührt, und einem Leichnam hatte ich „Schachmatt auf ewig!“ angeſagt.

Er pflegte ſich ſo feſt an den Tiſch zu lehnen, den Rieſenkopf ſo ſicher in den Bart und auf ſeine kleinen Fäuſte zu ſtützen, daß ſelbſt der Tod es nicht vermochte, dies ungezogene Gleichgewicht zu ſtören, und es einen äußeren Anſtoßes bedurfte, den ungeſtalten Körper hinzuſtrecken. —

Ich lag hart danieder. Man fürchtete für mein Leben. Nacht für Nacht träumte ich von dem Rabbi und ſchrie mich aus dem Schlafe. Auch bei hellem Tage brauchte ich nur an ein Schachſpiel zu denken, ſo ſtarrte das apoplektiſche Rieſenantlitz hinter den Figuren fürchterlich mich an. Alsdann gerieth ich in eine Art Tobſucht und warf nach der Erſcheinung, was mir irgend unter Händen kam. Mein Vater ſagte dann: »Brav mein Fränzchen! Wehre dich gegen deine böſen Einbildungen! Ein braver Mann ſtirbt nicht vor Schreck, und wenn er nicht toll werden will, ſo wird er es niemals.« Und ſiehe, die körperliche Anſtrengung milderte den eiſigen Krampf, der die grauenhafte Viſion erzeugte. Nur dann und wann, ehe mich deſſen verſah, überraſchte ſie mich. Und heute verjährt ſich zum fünfundzwanzigſten Male die Sterbeſtunde des braven Rabbi. Vielleicht pocht es um Mitternacht an dieſe Thür und ich rufe »Herein!« und der Selige ſtolpert über die Schwelle und ſpricht: »Mein Sohn! Die Ewigkeit geht langſamer, als unſre Taſchenuhren, und ich gehörte der Ewigkeit ſchon an, als du mir Schachmatt für immer anſagteſt. Die fünf Minuten zu meinem Gegenzuge ſind jetzt erſt abgelaufen — hier bin ich, denk an dein Spiel, oder ich verkünde dir dein Matt!«

Die jungen Leute ſahen ſich erſchrocken an, und einer derſelben erlaubte ſich zu fragen: »Herr Profeſſor, iſt es wohlgethan, verſtörende Erinnerungen wachzurufen und verjährte Schreckbilder aus ihrem Grabe vorzuladen?«

Unwillig entgegnete Sturmöller: »Sie hören ja, daß ich meiner Einbildungen ſpotte. Der denkende, wiſſenſchaftlich gebildete Mann wird wider ſeinen Willen nicht wahnſinnig. Wir haben unſere Schwächen Alle, und ich bin aufrichtig; ich geſtehe die meinige ein. Meine verwundbare Achillesferſe beherberge ich in meinem Schädel. Trauen Sie dem vielbewanderten Chirurgen, dem Irrenarzt, dem ſo viele pſychiſche Kuren gelangen, daß er auch weiß, ſich ſelbſt zu behandeln. Und jetzt, meine Herren, füllen Sie Ihre Gläſer! Ehre dem Andenken des braven Rabbi von Andernach! Wären alle Pfaffen ſeines Gleichen, ſo ſtände es beſſer um die Welt.«

»Ehre dem Andenken des braven Rabbi von Andernach!« wiederholten die jungen Leute und erhoben die vollen Gläſer.

In dieſem Augenblick aber pochte es wirklich an die Thür. Aller Blicke ſtarrten erſchrocken dahin und in den zitternden Händen ſchwappten die vollen Gläſer über, während Sturmöller zwei volle Flaſchen drohend ergriffen hatte und entſchloſſen rief: »Herein!«

Es war die alte Haushälterin.

»Herr Profeſſor, es hat Zwölf geſchlagen. Ich will zu Bette gehen. Hier iſt der Hausſchlüſſel.«

Die jungen Leute waren auf ſolche Ueberraſchung nicht gefaßt und ſchlugen ein gellendes Gelächter auf. Die Alte bezog das auf ſich, auf ihre Runzeln, auf ihr greiſes Haar und ihr Küchenneggligée. Sie ſtemmte die Arme in die Seite und fing an zu keifen:

»Herr Profeſſor! Seit wann iſt dies ehrbare Haus zu einer Burſchenkneipe geworden, wo man nach Mitternacht noch kommerſchiert? Ich diene einem einzelnen Junggeſellen und habe heute für ſechsundzwanzig Perſonen gekocht, gedeckt, angerichtet und aufgetragen; und dafür werde ich ausgelacht, weil ich alte Jungfer zu Bett gehen will! Iſt das mein Trinkgeld? Mein Bett habe ich mir ſelbſt gemacht, ich habe es mit meinem eigenen Gänſeflaum geſtopft und waſche mir meine Laken und Bezüge ſelbſt aus. Aber dieſe Mutterpfenningsſöhnchen, dieſe Philiſteranpumper, dieſe Mappenſchlepper und Kollegienſchwänzer, dieſe großmäuligen Rapierjungen ſchlafen auf Semeſter Kredit in Miethbetten. Ich habe auch meine Studentenjahre gehabt, wo ich in meinem eigenen leiblichen Jungfernbette, dergleichen nach Tabacƙ ſtinkende Kameele dutzendweis verlachte.“

Hiemit rannte ſie fort und warf die Thüre krachend ins Schloß.

„Verzeihen Sie, meine Herren,“ lächelte Sturmöller. „Sie iſt eine alte treue Seele, die meine Eigenheiten kennt und gewiſſenhaft für mich ſorgt. Dafür aber läßt ſie mich bisweilen auch ihren Pantoffel fühlen. Geſtehen Sie indeſſen, daß für heute keine Geiſtererſcheinung mehr möglich iſt. Welch ein anſtändiges Geſpenſt wird aus dem Grabe ſteigen, um mit dieſem Aſchenbrödel in vili corpore zu konkurrieren? Ich bedaure, Sie mit meinen trüben Einbildungen beläſtigt zu haben. Davon kann ſich, wie Sie ſehen, ein Profeſſor der Heilkunde, ſelbſt von ſeiner Köchin kurieren laſſen. Erheitern wir uns alſo. Ehre dem Angedenken des ſeligen Manaſſe Cohen, Rabbi von Andernach! Friede ſeiner Aſche!«

2.

Die Geiſtererſcheinung, welche für gut befand, in jener Mitternacht auszubleiben, verſchmähte es nicht, nach wenig Tagen und bei heller Mittagsſtunde lebendig und leibhaftig ſich einzuſtellen.

Sturmöller blätterte in allerlei Büchern, als es wiederum an die Thür pochte. „Herein!“ ſagte er, und ſiehe da, der lebendige, leibhaftige Nußknacker ſtolzierte lahmen Ganges über die Schwelle. Er trug noch denſelben jüdiſchen Rockelor, deſſen Fadenſcheinigkeit, Flicken und Flecken Sturmöller ſchon vor fünfundzwanzig Jahren auswendig gelernt hatte.

Sturmöller war im Begriff, dem unverſchämten Geſpenſte eine gewichtige Toxologie mit illuminierten Kupfern an den Kopf zu werfen, als er noch zur rechten Zeit gewahrte, daß die hohe Pelzmütze fehlte. Es war ein verjüngter Nußknacker mit mohrenſchwarzem krauſen Haar, bartlos, aber mit eben den dunklen Elephantenaugen und mit dem Lächeln aus breitem Munde mit ſpitzen weißen Zähnen. Der Rabbi von Andernach — war er, ſtatt im Grabe zu modern, demſelben entſtiegen, verjüngt um fünfundzwanzig Jahre?

„Wer ſind Sie?“ fragte Sturmöller verſtört.

„Studiosus meidcinae Manaſſe Cohen von Andernach.“

„Wie kann man Manaſſe Cohen von Andernach ſein?“

„Wer ſoll ich ſonſt ſein, als der Sohn meines Vaters, den Sie doch gekannt haben?“

„Sie! der Sohn des Rabbi Manaſſe Cohen von Andernach? Soviel ich weiß, hatte er nur Töchter.“

„Meine Schweſtern! Ich bin ein Poſthumus.“

„Ach, ich entſinne mich. Ja! — Sie ſehen Ihrem Vater zum Erſchrecken ähnlich.“

„Wem anders ſoll ich ähnlich ſehen? Doch nicht dem Kaiſer von Rußland?“

„Sie ſprechen auch ganz, wie er.“

„Wie ſoll ich anders ſprechen? Doch nicht wie der Papſt zu Rom?“

„Sie tragen die alten Kleider Ihres Vaters.“

„Meine Mutter hat ſie mir geſchenkt, zum Andenken an meinen ſeligen Vater, in deſſen Kleider ich hineingewachſen bin. Es iſt dauerhaftes Zeug, das noch lange halten kann.“

„Was ſuchen Sie hier?“

„Ich komme, Ihnen meine Aufwartung zu machen und Ihnen die Quäſturſcheine zu überbringen. Ich habe Anatomie und Klinik belegt.

„Behalten Sie Ihre Scheine, und laſſen Sie ſich Ihr Geld wiedergeben.“

„Herr Profeſſor! wie ſoll ich für dieſe Großmuth danken?“

„Sie mißverſtehen mich! Ich laſſe Sie nicht zu. Wie ſind Sie überhaupt auf den Einfall gekommen, Medicin zu ſtudiren?“

„Ich muß wohl, Herr Profeſſor.“

„Poſſen! Wer zwingt Sie dazu?

„Meine chriſtliche, gottgegebene Obrigkeit. Dem Juden, der nicht ſchachern oder geiſtlichen Müſſiggang treiben will, bleibt nichts Anderes als Glieder abzuſchneiden und übelſchmeckende Arzneien zu verſchreiben.“*)

„Warum ſtudieren Sie nicht Philoſophie?“

„Beſſer ein altmodiſcher jüdiſcher Rabbi, als ein neumodiſch zugeſchnittener Philoſoph. Die chriſtlich-germaniſche Schule hat einen ſehr ſtarken Beiſchmack von Papismus.“

„Sie fangen an, mir zu gefallen. Alſo Docent wollen Sie werden?“

„Nein, Herr Profeſſor, praktiſcher Arzt.“

„Warum nicht gar auch Accoucheur?“

„Wundarzt und Accoucheur.“

---

*) Spielt im Jahre 1822.

„Ich bitte Sie, welcher Ehemann wird ſeiner ſchwangeren Frau Ihre Mißgeſtalt vor Augen bringen?“

„Verzeihen Sie, Herr Profeſſor, ich bin keine Mißgeſtalt.“

„Sagt Ihnen Ihr Spiegel das nicht?“

„Mein Spiegel weiß nicht, was er ſagt. Ein berühmter Gelehrter aber wird korrekt ſprechen.“

„Habe ich etwas Unrichtiges geſagt?

„Bitte, mich ſchärfer ins Auge zu faſſen. Eine Mißgeburt und eine Mißgeſtalt iſt nicht ganz Daſſelbe. – Sie haben meinen Vater gekannt. Durch einen unglücklichen Fall in früher Kindheit und durch ſpätere Vernachläſſigung ward er verkrüppelt, und inſofern iſt er eine Mißgeſtalt zu nennen. Mir aber ſind alle körperlichen Unvollkommenheiten, die meinen Vater entſtellten, angeboren, und meine Mutter hat mich damit beſchenkt, indem ſie mich unter ihrem Herzen trug. Eine polniſche Rabbinertochter, erzogen im ſtrengjüdiſchen Geſetz, hat ſie von der Welt weiter Nichts geſehen, als das elterliche Haus, in welchem ſie aufwuchs, und das Judenviertel, in welchem ſie mit meinem Vater lebte. Außer ihm gab es für ſie keine Männer. Die Judentöchter ſind keuſch, und zumal die Rabbinertöchter und Frauen. Meine Mutter kann ſich noch heute nicht überwinden, ihre Hand von einem Manne berühren zu laſſen oder eine Manneshand zu berühren. Als mein Vater plötzlich ſtarb, wollte ſie ſich todtgrämen. Wer ſie zu tröſten gedachte, goß nur Oel ins Feuer; wer ſie ermahnte, des neugeborenen Kindes halber unter ihrem Herzen ſich zu ſchonen, erweckte nur neue Ausbrüche der Verzweiflung, und das Schlimmſte war, daß ſie keine nahrhaften Speiſen zu ſich nehmen wollte (welche einer hochſchwangeren Rabbizin von einer jüdiſchen Gemeinde in reichem Maße zugeſendet werden), als zieme es einer trauernden Wittwe nicht, ſich zu pflegen, und ſtöre ſie in ihrem gerechten Schmerze. Man fürchtete ſchon, ſie würde ihre Entbindung nicht überleben, aber, Dank ſei der göttlichen Allmacht! Alles ging beſſer, als ſich erwarten ließ. Als ein ungewöhnlich kleines Kind kam ich leicht zur Welt, und wer mag die wunderbaren Sympathien erklären, welche zwiſchen der Mutter und der Frucht ihres Leibes obwalten? — Was iſt der Menſch dem Menſchen? — Seele, Geiſt und Herz bleiben unſichtbar, während Liebe und Zärtlichkeit Gegenſtändliches und Körperliches verlangen. — So konnte meine geliebte Mutter ſich endlich über den herben Verluſt tröſten. Sie hatte ja ein verjüngtes Ebenbild ihres unvergeßlichen Verſtorbenen, welches ſie an ihre treue Mutterbruſt drücken konnte. — Verzeihen Sie, Herr Profeſſor! Wenn ich an meine gute Mutter denke, ſo muß ich weinen, der Jude hat ein zärtliches Herz!«

»Faſſen Sie ſich, lieber Manaſſe. Sie fangen an, mir zu gefallen!«

Manaſſe hatte ſich geſammelt. »Ich wuchs heran und ward meinem Vater immer ähnlicher. Alle Zärtlichkeit, welche meine gute Mutter für ihn gehegt hatte, weihte ſie mir nunmehr, und bei Allem, was ich that und ſprach, rief ſie beglückt: „Ganz wie ſein ſeliger Vater!“ Ich mußte ſtets um ſie ſein. Ungern ließ ſie mich aus den Augen, und ging ich aus, und war nicht zur verſprochenen Stunde wieder heim, ſo fand ich ſie in Angſt und Thränen. Nun denken Sie ſich, Herr Profeſſor, die Abſchiedsſtunde, als ich zur Univerſität ging. Herzbrechender konnte ſie nicht ſein, wäre ich in den bittern Tod gegangen. „Werde ich dich auch wiederſehen?“ weinte ſie. „Wenn mir der hochgelobte Gott dieſes große Glück ſchenkt, um das ich Tag und Nacht zu ihm beten werde, ſo werde ich ganz gewiß vor Freude ſterben. Verzeihen Sie, Herr Profeſſor; ich muß ſchon wieder weinen.“

„Wie alt iſt Ihre Mutter?“

„Gott erhalte ſie! Vierundſiebzig Jahr.“

„Bringen Sie Ihre Scheine auf die Quäſtur zurück. Sie hören bei mir gratis.“

„Dank, Herr Profeſſor, Dank!“

„Haben Sie Vermögen?

„Was ich gebrauche, erhalte ich von der Mildthätigkeit meiner Glaubensgenoſſen.“

„Korreſpondieren Sie mit Ihrer Mutter?“

„Was denken Sie, Herr Profeſſor! Wenn ich nicht poſttäglich ihr ſchreibe, ſo ängſtigt ſie ſich zu Tode.“

„Schreiben Sie Ihrer Mutter, daß ein Freund Ihres verſtorbenen Vaters ſich Ihrer annehmen und für Sie ſorgen wird."

„Gott ſegne Sie, Herr Profeſſor! Womit habe ich Das verdient?"

„Sie können bei mir wohnen. Ein ſtilles Studirſtübchen, nebſt Benutzung meiner Bibliothek, ſteht Ihnen zu Dienſten. Freilich müſſen Sie mein Schlafzimmer mit mir theilen, doch iſt es groß genug für uns Beide. Auch meinen Tiſch möchte ich Ihnen anbieten, doch weiß ich, daß Ihre Konfeſſion nicht erlaubt, in einem chriſtlichen Hauſe etwas zu genießen."

„Ach, Herr Profeſſor, unſer Geſetz iſt ſehr elaſtiſch. Wo die Noth befiehlt, und es ſich um Geſundheit und Leben handelt, dürfen wir Alles thun. Im Kriege müſſen wir dem Corperal gehorchen und in Krankheiten den Vorſchriften des Arztes, ohne nach dem Rabbiner zu fragen. — Der Kampf mit der Noth iſt ein Krieg, und der ausgehungerte Menſch iſt kein geſunder Menſch mehr. Sie ſind mein Vorgeſetzter, und obendrein auch Arzt. Alſo, was Sie mir vorſetzen, darf ich nicht nur, ſondern muß ich ſogar genießen. Ach, wie wird meine gute alte Mutter ſich freuen!"

„Sie können gleich hierbleiben. Wo logieren Sie? Ich will Ihr Gepäck abholen laſſen."

„Ach, Herr Profeſſor, mein Logis iſt ſo armſelig, daß ich mich deſſen ſchäme, und mein Gepäck ſo gering, daß ich es unter meinen ſchwachen Arm nehmen kann. Ich möchte Ihnen wohl zu Füßen ſinken, um Ihnen meine unſägliche Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Allein auch Das iſt mir verſagt. Bei meiner abnormen Geſtalt würde ein Fußfall von großer Lächerlichkeit ſein.“ — —

Wer war glücklicher, als Manaſſe! Er ſah ſich von allen drückenden Sorgen befreit. Nicht minder glücklich fühlte ſich Sturmüller. Das Geſpenſt ſeiner Einbildung war ihm wirklich und leibhaftig entgegengetreten. Das Gegenſtändliche kurirt von krankhafter Einbildung. Er hatte ſich mit ſeinem Geſpenſte gut unterhalten und ohne die mindeſte Beängſtigung zu fühlen. Es hatte Witz und wiſſenſchaftliche Bildung verrathen. Es hatte ihn beluſtigt, aber auch gerührt und erſchüttert. Ein ſolcher Haus-, Tiſch- und Schlafgenoſſe dünkte ihm erwünſcht und heilſam, und was er an dem Vater irgendwie verſchuldet haben mochte, konnte er nunmehr deſſen Poſthumus reichlich erſetzen.

3.

Sturmöller war in der Stadt nicht eben beliebt. Es hieß, er vernachläſſige, vornehmer Kundſchaft halber, geringe Patienten. Dem war nicht ſo. Bei gefährlichen Fällen, bei akuten Krankheiten war er augenblicklich zur Hand und benahm ſich ohne Anſehen der Perſon hilfreich, heroiſch und glücklich, — auch wohlthätig, wo es noth that. Nur wußte man ſo recht nicht, was man von ihm denken ſollte.

Nach dem damaligen Volksſinne galt das Anatomieren für gottlos, und man ſträubte ſich wider jede Obduktion, bis etwa Behörden darauf beſtanden.

Fortwährend fehlte es auf der Anatomie an Kadavern, und Sturmöller gerieth auf den unglücklichen Einfall, Straßenbettler — und zwar die elendeſten und gebrechlichſten — aufzufordern, für ein anſtändiges, täglich in Empfang zu nehmendes Almoſen ihre reſpektiven Kadaver nach erfolgtem Ableben der Anatomie zu übermachen.

Wie vorherzuſehen war, wurde dies Anerbieten mit entſchiedener Entrüſtung zurückgewieſen, und auch damit begnügte ſich der Bettelſtolz noch nicht, ſondern erzählte von Thür zu Thür, welch ein gottloſes Anerbieten an ihn ergangen ſei und mit welcher Standhaftigkeit er dieſer unchriſtlichen Verlockung getrotzt habe, um ſeinen Leib rein und unverſehrt, für eine ſelige Auferſtehung am jüngſten Tage zu bewahren.

Dieſe fromme Geſinnung fand Anklang, und trug für den Augenblick reichliche Almoſen ein. Sturmöller's Freunde aber ſchüttelten bedenklich die Köpfe, und er ſelbſt fühlte, daß er unvorſichtig gehandelt.

In einer Univerſitätsſtadt begünſtigt man jugendlichen Muthwillen, welcher das Verdienſt verkleinert und am liebſten ſeinen Witz an ſeinen Lehrern ausläßt.

Folgendes brachte der „gemeinnützige Anzeiger“.

„Die Zeiten ändern ſich und wir uns mit ihnen. Alles ſchreitet fort, geſittet und verfeinert ſich, ſogar auch Laſter und Verbrechen.

Bekanntlich ſchreckt der Wiſſensdurſt enthuſiaſtiſcher Naturforſcher vor keiner Grauſamkeit zurück, und wenn man im Namen der Wiſſenſchaft Thiere zu Tode martert, ſo hat man ſelbige nicht eben zum Scherze gequält. Ein weit dringenderes Bedürfniß indeſſen ſind Cadavers, woran ſich eine chirurgiebefliſſene Jugend im Obducieren, Präparieren und Amputieren üben und vervollkommnen mag. Es giebt überſpannte Anatomen, welche nicht Kadaver genug bekommen können. Sie krächzen danach wie die Raben, ſie hungern danach wie die Geier; und wie die Hyäne möchten ſie Kirchhöfe danach aufwühlen.

Der Leichendiebſtahl iſt eben ſo alt wie die Anatomie. Man wühlte Gräber auf, entweihte Kirchhöfe, ſtörte die fromme Todtenruhe, und plünderte Särge. — So war es ehemals, und die Zeiten ſchreiten fort.

In neueſter Zeit war Viel die Rede von einem höchſt ſchauderhaften Verbrechen. Es heißt „Burken," nach ſeinem ſcheußlichen Urheber und Erfinder, Namens Burke. Statt Leichen zu ſtehlen, macht man Leichen, Das heißt: lockt an, was ſich verwerthen läßt, betäubt es mittelſt narkotiſcher Getränke, wirft es ins Waſſer, bis es ſich zu Tode gezappelt, oder erſtickt es auf andere Weiſe.

Die hochherzige Nation der Britten richtet ſich nach dem Buchſtaben des Geſetzes. Und Mord und Diebſtahl führen auf einerlei Wege zum Strick mit der baumwollenen Nachtmütze. Erwerb iſt die herrſchende Religion in Alt-England. Und kann man bei billigerem Einkauf und bei demſelben Riſiko begehrtere und friſchere Waare liefern, je nach Beſtellung auf Alter, Stand und Geſchlecht, ſo lautet der Wahlſpruch: „Vive la Concurrence!"

Soll nun das intelligente Deutſchland hinter ſolch einer wiſſenſchaftlichen Induſtrie zurückbleiben? Nein! Ein berühmter Docent an einer ſehr frequentirten Univerſität hat ſich beſtrebt, das brittiſche Burken, gemäßigt und geſtitel, ins Deutſche zu überſetzen. Dem Vernehmen nach, wird er ein Leichenagentur-Bureau eröffnen, wo man ſich für eine anſtändige Gratifikation, und unter Zuſicherung tiefſter Verſchwiegenheit, mit Haut und Haar — gleichwie an den leibhaftigen † † † Gottſeibeiuns verkaufen kann.

Es braucht wohl nicht hinzugefügt werden, daß unheilbare Schäden, Abnormitäten, Siechthum und ſeltene Gebrechen aller Art, beſonders willkommen ſind und je nach ihrer Qualſikation auf anſehnliches Extrahonorar zählen können.

Ebenſo wenig braucht daran erinnert zu werden, daß man bei dieſem Handel ſich um Begräbnißkoſten, Sarg, Leichenreinigung, Todtenhembe u. ſ. w. durchaus nicht zu kümmern hat.

Und dennoch hat dies geheime Kadaverbureau, wie wir mit Beſtimmtheit verſichern können, noch nicht die mindeſten Geſchäfte, und noch keine einzige Acquiſition gemacht. Selbſt Straßenbettler, die in Lumpen an den Ecken ſtehen, um den Vorübergehenden die Hand hinzubreiten, verſchmähen ſolchen Handel, um, nach einem ſchmach- und kummervollen Leben, ſich nach einem chriſtlichen Begräbniß und einer gerechten Auferſtehung ſehnen zu dürfen. Denn es giebt ja noch eine ſeligere Fortdauer, als in den mit Spiritus gefüllte Glashafen eines anatomiſchen Kabinetts.

„Wehe dir, berühmter Profeſſor, wenn dereinſt beim

Poſaunenſchall des jüngſten Tages die wieder auferſtehenden Todten ſchreien: „St—r, gieb uns unſere Lunge und Leber wieder!‟“

Die Antwort hierauf lautete in der nächſten Nummer des „gemeinnützigen Anzeigers“:

„Jede Wiſſenſchaft hat ihre Geheimniſſe. Der Paſtor, der für die Seele ſorgt, darf das Siegel der Beichte nicht verletzen. Ebenſo wenig der Arzt, dem man ſeinen Leib entblößt, ſolch Vertrauen mißbrauchen. Selbſt die Bettlerkunſt hat ihre Geheimniſſe. Sie beruft ſich (wie leider hieſigen Ortes geſchehen iſt) auf eine reine und unpräjudicirte Auferſtehung am jüngſten Tage.

Dergleichen Myſterien ſollte man in frommer Ehrfurcht einer hochwürdigen und untrüglichen Geiſtlichkeit zu verkünden überlaſſen. Der Bettler, der an Straßenecken die hohle Hand den Vorübergehenden entgegenhält, hat ſich auf Gnade und Ungnade der chriſtlichen Barmherzigkeit ergeben. Er kann ſich höchſtens auf ſein unverſchuldetes Elend berufen, er mache aber keine Anſprüche mehr auf Achtung und Ehre.

Welch eine Sünde iſt es, Bettlern zu ſagen? „Du kannſt dich um die Menſchheit, welche dich nicht umkommen läßt, verdient machen, indem du das Streben junger Leute förderſt, deren Beruf es iſt, Krankheiten zu heben und Leiden zu ſtillen. Du ſollſt reichlich dafür belohnt werden, und zwar in aller Stille, um die Mildherzigkeit nicht zu ſtören, die dir Anderweitiges zudenken könnte. Nur prahle nicht mit deinen Leichnam! Welche Ehre wird einer Armenleiche angethan, und wer folgt ihr? Eine unſcheinbare, kaum abgehobelte Kiſte iſt ihr Sarg, und dem Blockwagen, der ſie langſam zur Gruft fördert, werden die Pferde mit Stricken vorgeſpannt, nicht mit Lederſträngen.“

Freilich iſt aller Leichenpomp vom Ueberfluß. Wenigſtens läßt ſich mehr dawider, als dafür ſagen. Die faulen Subſtanzen des Reichen, der ſich lebenslänglich gemäſtet, geſchniegelt und gebügelt, werden nach ſeinem Tode nichts Beſſeres und Heiligeres, als eine Armenleiche. Das Leben iſt ein Gaukelſpiel, und der Leichenzug beſchließt die Komödie. Vor den Lampen hochtragiſcher Pathos und Tugendgepränge; hinter den Kouliſſen Staub und Moder.

Eine grobe Unwiſſenheit bleibt es jedenfalls, das „Burken“ (das Leichenmachen, ſtatt Leichenſtehlens) für eine Erfindung der Neuzeit auszugeben. Schon im vorigen Jahrhundert gab es zu Paris eine Dame, welche unſtreitig bildſchön und von den feinſten Sitten war, weil ſie in den höchſten ariſtokratiſchen Kreiſen Zutritt fand, und vornehme junge Kavaliere welche ihr den Hof machten, Schäferſtündlein verſprach, und ſie mit narkotiſchen Getränken betäubte, um ſie zu plündern und zu erwürgen. — Die Köpfe kamen nach Deutſchland, wo Gall's Schädellehre florirte, und wurden mit Gold aufgewogen. Die Rümpfe gingen nach England, wo ſie vielleicht nicht minder glänzend honorirt wurden. Die feine bildſchöne Dame wurde von untenauf gerädert und lebendig aufs Rad geflochten. St—r."

„Lieber Manaſſe," ſagte Sturmöller, „im Ganzen gefällt mir dieſe Erwiderung; nur daß ich ungern meine Namensunterſchrift darunter ſehe."

„Die Invektive iſt auf einen berühmten Herrn Profeſſor St—r gemünzt, und, wie ich glaube, ſind Sie es. Es kann aber ebenſo gut ein anderer St—r ſein, welcher antwortet. Sie dürfen das ignorieren."

„Setzen Sie doch Ihren Namen darunter."

„Wie darf ich Das? Ich bin noch viel zu neu hier und auch viel zu unbedeutend, um mich als Vertheidiger meines großmüthigen Beſchützers in die Oeffentlichkeit zu wagen. Auch darf der Jude nicht vorlaut ſein, um nicht bei der heutigen chriſtlich-germaniſchen Volksſtimmung Judenhaß und Verfolgung herauszufordern. Endlich haben auch wir unſere eigenen Begräbnißfeierlichkeiten, welche den Chriſten mißfallen könnten, und müſſen zufrieden ſein, daß uns geſtattet wird, ſie ungeſtört zu vollziehen. Wir dürfen daher nicht wagen, fremden Konfeſſionen Vorſchriften zu machen."

„Sie mögen Recht haben, lieber Manaſſe," lachte Sturmöller; „nur vergeſſen Sie nicht das Sprichwort: „Allzu ſcharf macht ſchartig!""

4.

Geheimnißvolle Gräuelthaten erfüllten die Stadt mit Schrecken. Zwei ſchöne kleine Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren, Goldtöchterlein wohlhabender Eltern, waren ſpurlos verſchwunden. Große Belohnungen wurden ausgeboten, allein die vielfach bewährte, durch langjährige Dienſtzeit geſchärfte Spürkraft blieb diesmal ohne Erfolg. Und die geſchickteſten Beamten verloren Zeit und Mühe für Nichts und wieder Nichts.

Was war aus den lieben Kindlein geworden?

Man trug ſich mit grauenhaften Gerüchten herum. Sturmöller, hieß es, habe die zarten Lieblinge aufgreifen laſſen, um ſie den anatomiſchen Studien ſeiner Chirurgie-Eleven zu opfern.

Der kleine dicke Bürgermeiſter war in Verzweiflung. »Das iſt Ihre Schuld,« ſagte er zu Sturmöller, »der Volksſinn will geſchont ſein und man ſoll den Aberglauben nicht durch grauenhafte Märchen reizen, von bildſchönen Mörderinnen, welche ihren Liebhabern die Köpfe abſchneiden, und ſie mit Gold ſich aufwiegen laſſen.«

»Das iſt kein Märchen, ſondern Thatſache.«

»Gleichviel! ich bereue dieſen Artikel durchgelaſſen zu haben. Es geſchah nur aus Rückſicht auf Ihre Perſon.«

»Der Artikel iſt nicht von mir, ſondern von meinem Famulus.«

»Das hätte ich wiſſen ſollen; nimmermehr hätte ich das Imprimatur ertheilt. Sie ſehen die Folgen davon. Geheimnißvolle Unthaten wiederholen ſich auf unerklärliche Weiſe, ohne daß ihnen auf die Spur zu kommen iſt. Meine Amtsehre ſteht auf dem Spiele, und ich blamiere mich vor allen europäiſchen Polizeidirektionen. Zigeuner, Seiltänzer und anderes Geſindel, das auf Kinderraub ausgeht, hat ſich ſchon ſeit Jahren hier nicht blicken laſſen. Was alſo bleibt übrig, als Alles Ihnen in die Schuhe zu ſchieben?«

»Man wird mich doch nicht etwa rädern wollen?«

»Wenigſtens wird man Ihnen ein Pereat bringen und Ihnen die Scheiben einwerfen.«

»Von dem Pereat ſterbe ich nicht, und meine Fenſterſcheiben muß mir entweder die Stadt oder die Akademie erſetzen.«

»Scherzen Sie nicht. Was zweimal geſchehen iſt, kann ſich auch zum dritten Male ereignen, und alsdann könnte Ihr Haus ſpoliert, Ihr Akademieſaal erbrochen, Ihre ſeltenen Präparate vernichtet und Sie ſelbſt mißhandelt werden.«

»Das wäre mir allerdings fatal. Ich fühle wohl, wie Recht Sie haben, und bitte daher, bei mir Hausſuchung halten zu laſſen.«

»Welch ein Recht habe ich dazu? Soll ich auf Pöbelgeſchwätz Werth legen und Sie vor gemeinem Aberglauben kompromittieren? Soll ich meine Unfähigkeit oder Ohnmacht an den Tag legen, indem ich ins Blaue hinein operiere, aus Befürchtung, daß ein Verbrechen, welches ich zweimal weder entdecken noch beſtrafen konnte, ſich auch zum dritten Male mit demſelben Erfolg wiederholen könnte? Nein, Herr Profeſſor, bei Befürchtungen ſind nur geheime Vorkehrungen von Nutzen, und alles öffentliche Handeln, das nicht darauf ausgeht irre zu führen, iſt vom Uebel. Was hat das Ausbieten großer Belohnungen gefruchtet? Ja! Sollten wirklich Exceſſe vorfallen, (was mir aber Ihrenthalben nicht lieb ſein würde) ſo hätte ich die Macht, die ſchmutzige Volksſtimme zu unterdrücken und mittelſt öffentlicher Anſchläge jede Verunglimpfung Ihres Namens bei ſtrenger Strafe zu verbieten. So weit aber darf ich heut noch nicht gehen. Im Gegentheil, ich glaube, dieſer Volksmeinung, wie ſchädlich ſie auch für Sie werden kann, weil ſie auf falſche Fährte führt, von Amtswegen Nichts in den Weg legen zu dürfen. Somit beſchränke ich mich darauf, Sie perſönlich zu bitten, auf Ihrer Hut zu ſein.«

»Wenn ich Sie recht verſtanden habe, Herr Bürgermeiſter, ſo rathen Sie mir darauf bedacht zu ſein, mich und mein Haus ſelbſt zu ſchützen.«

»In der That, Das wäre mir ſehr lieb. Und wie gedenken Sie Das anzufangen, damit ich Sie unterſtützen kann?«

»Das weiß ich ſelbſt noch nicht. Doch ſollen Sie es erfahren, ſobald ich mit mir darüber einig bin.«

5.

Sturmöller ſetzte ſeine Vorleſungen auf vierzehn Tage aus, um ſeinen Akademieſaal in einen Speiſeſaal verwandeln zu laſſen. Tapezierer, Maler und Bildhauer wurden beſtellt, große Trümeaux, vergoldete Stukkaturen und andere Wandverkleidungen ihm ins Haus gebracht. Auch ſonſtige ſplendide Vorkehrungen zu einem Feſt wurden getroffen, welche in der Stadt Aufſehen erregten.

Die Einladungskarten lauteten:

„Die Dankbarkeit meiner Patienten überhäuft mich dermaßen mit Delikateſſen und feinen Weinen, daß ich nicht mehr damit zu bleiben weiß, weßhalb ich nicht unterlaſſe, Alle, die mir wohlwollen, zu erſuchen, am Sontag den . . ten d. M. nach dem Gottesdienſte mir beizuſtehen, die friſchen Vorräthe zu vertilgen, bevor der Zahn der Zeit ſein Recht daran geltend macht.“

Dieſe Einladung erging an ſämmtliche Honoratioren, und der Karte, welche an den Bürgermeiſter kouvertiert war, lag ein beſonderes Blättchen bei:

„Unterſtützen Sie mich mit Ihrem Einfluſſe. Wenn die Väter der beiden ſpurlos verſchwundenen Kindlein meine Einladung annehmen, ſo iſt Alles gewonnen. Refüſieren ſie dieſelbe, ſo geſellen ſie ſich dem Pöbel bei, der mich als Burker und Mädchenwürger verdächtigen will. Nächſt meinen Kollegen habe ich unter Andern auch ſämmtliche Herren Paſtoren zu Gaſte geladen, und endlich einige Journaliſten. Sapienti sat.“ — —

Die Honoriatioren hatten ihre beſonderen Klubbs und geſchloſſenen Geſellſchaften, und ebenſo die Bürger. Beide hielten ſich fern von einander. Die Arbeiter, welche bei Ausſchmückung des Saales beſchäftigt waren, erzählten Viel von der prachtvollen Decoration, welche erſt am Sonnabend vollendet ſein würde, weil Blumen zu Sträußen, Kränzen und Guirlanden erſt früh Morgens anlangen ſollten, um in aller Friſche Tafel und Wände zu zieren. Die Bürger ärgerten ſich nicht wenig, für unfähig zu ſolchen Freuden zu gelten, und läſterten auf Sturmöller, was ſie konnten. Das änderte ſich jedoch bald wieder, denn die Auserwählten mußten auf ihre Toilette bedacht ſein, um in einem ſo feſtlich geſchmückten Saale auch feſtlich geſchmückt zu erſcheinen. Die Beamten hatten ihre Galla-Uniformen, und die geiſtlichen Herren ihren Ornat; den Großbürgern alſo blieb, um nicht verdunkelt zu werden, weiter Nichts übrig, als ſich von Kopf bis Fuß fein und neu kleiden zu laſſen.

Schuſter und Schneider, Hut- und Handſchuhmacher, Nätherinnen, Wäſcherinnen, Plätterinnen, Alles wurde in Nahrung geſetzt, um für reichen Lohn das Beſte und Feinſte aufs ſchleunigſte herzuſtellen. Sturmöller war nunmehr die beliebteſte Perſon in der ganzen Stadt. Er gab zu leben.

Das Feſt ging in aller Stille vorüber. Die Journaliſten zwar wollten ſich dankbar erweiſen; der Bürgermeiſter aber ließ keinen bezüglichen Artikel durch. Er befürchtete immer noch Wiederholungen der begangenen Unthat und dachte: Gut iſt es, Alles Aufſehen zu vermeiden, und Schweigen das Beſte.

Er hatte Recht, denn bald darauf verſchwand ein drittes kleines liebes Mädchen, ebenſo ſpurlos und räthſelhaft, wie die früheren.

6.

Wo der Menſchenverſtand am Rande iſt, da muß der Aberglaube aushelfen, und die Sage von den Wehrwölfen wurde aus ihrem mittelalterlichen Schlafe wachgerüttelt. Die Menge ſchenkte ihr Beifall und Glauben.

Theophraſtus Paracelſus und andere Docenten der Philosophia occulta hatten dem Wehrwolfe ihren Fleiß und ihre Aufmerkſamkeit gewidmet. Manaſſe war ſo glücklich, einen aſtrologiſchen Kalender von 1616 aufzuſtöbern, verfaßt von einem Doctor sacrosanctae theologiae, Namens Davides Pompejus Klotzius, der ſich ſeiner Zeit als Kundiger geheimer Wiſſenſchaften und unerſchrockener Hexenverfolger berühmt gemacht hatte. Sein lebensgroßes Bruſtbild in goldenen Stukkaturrahmen, mit einer Unterſchrift von großer goldenen Buchſtaben, prangte im Vorſaale der Bibliothek zur Empfehlung ſeiner ſegensreichen Wirkſamkeit, und um ſein gottſeliges Angedenken einer gläubigen Nachwelt zu hinterlaſſen.

Folgendermaßen hatte ſich der hochwürdige Herr über die Wehrwölfe ausgelaſſen:

„Gewiſſen Menſchen wird aus Verhängniß Gottes und zur Strafe ihrer Sünden der hölliſche Zwang angethan, ſich von Zeit zu Zeit in Wehrwölfe zu verwandeln, dermaßen, daß ſie bei nächtlicher Weile nicht nur ihre menſchliche Geſtalt verlieren, ſondern auch das viehiſche Weſen und den Raubthierhunger dieſer Ungeheuer annehmen. Doch ſtellen ſie nicht den Ziegen und Lämmern nach, vielmehr lechzen ſie nach Menſchenfleiſch und lieben am meiſten das Blut unſchuldiger Jugend. Es giebt zweierlei Wehrwölfe, männliche und weibliche. Die männlichen verſchlingen halbreife Mädchen, die weiblichen halbreife Knaben. Wo aber dieſe zarten Leckerbiſſen nicht zu haben ſind, nehmen ſie auch mit reifen Frauen und ausgewachſenen Männern vorlieb, und der Wehrwolf braucht ſeine Opfer nur anzuheulen, ſo erſtarrt ihnen das Blut in den Adern, der Schreck raubt ihnen die Beſinnung, und wer mit Haut und Haar gefreſſen wird, der weiß es ſelbſt nicht und fühlt Nichts davon. Auch verſchlingt der Wehrwolf zugleich Hut, Stock, Perücke, Brille, Uhr, Börſe und was man ſonſt bei ſich hat; und er braucht ſich nicht, wie der nimmerſatte Vielfraß, zwiſchen zwei eng an einander ſtehenden Baumſtämmen durchzudrängen. Alles bekömmt ihm wohl; und er verdaut, was er frißt, ohne alle Beſchwerde.“

„Wehrwölfe giebt es zur Zeit nur einzelne an einzelnen Orten, und das Vorhandenſein eines ſolchen Höllenungethüms verräth ſich durch ſpurloſes Verſchwinden von Perſonen einerlei Geſchlechts. Denn die Wehrwölfin kann einer Frau Nichts anhaben, ſo wenig wie der Wehrwolf einem Manne. Verſchwinden alſo Knaben, mitunter auch Männer, an dieſem oder jenem Orte, ſo iſt derſelbe, aus Verhängniß Gottes und zur Strafe unſerer Sünden, von einer Wehrwölfin heimgeſucht. Verſchwinden dahingegen Mägdelein oder reife Frauen, ſo iſt eine ſolche Gegend mit einem männlichen Wehrwolfe behaftet. Die Wehrwölfinnen ſind unſtreitig die ſchlimmeren, denn ſie locken mit zärtlichen Blicken Knaben an, liebkoſen ſie und füttern ſie mit Näſchereien; den Männern verſprechen ſie Schäferſtündlein, um ſie in Zärtlichkeit zu erwürgen und ſie aus Liebe aufzufreſſen.“

„Weder Wehrwolf noch Wehrwölfin haben eine Ahnung von ihrer ſataniſchen Begabung. Nur zur mitternächtlichen Stunde thut ſich die große Macht der Hölle an ihnen kund. Allein der Wehrwolf kann ſich ſelbſt erkennen; denn ein einziges, in ſeiner Wehrwolfs-Unbewußtheit verſchlungenes Kind ſättigt ihn auf mehrere Wochen, ſodaß warme Speiſen, gekochtes oder gebratenes Fleiſch ihn anwidern, ohne daß er ſich anderweitig unwohl fühlt.“

„Mein Leſer! Alle Heiligen ſeien mit dir! Doch ſollte die ſataniſche Fauſt mit ſo haarſträubender Höllentücke dich gepackt haben, ſo prüfe dich nach den hier angegebenen Kennzeichen. Schmeckt dir weder Eſſen noch Trinken ſei es kalt oder warm; widerſteht dir lecker duftender fetter Schweinebraten: ſo gehe in dich und befreie die Menſchheit von der durch den Zorn Gottes über ſie verhängten Strafruthe. Begieb dich zu deinem Beichtvater, bekenne ihm deine menſchlich ſelbſtbewußten Sünden, ſowie auch deine in Wehrwolfs-Unbewußtheit begangenen Greuelthaten, welche du dir vom Hörenſagen zu Gemüthe gezogen haben wirſt. Und wenn du nach erlangter Abſolution dich im Stande der Gnade befindeſt, ſo ſäume nicht, dich den Gerichten zu ſtellen, bevor der Satan neue Macht über dich gewinnt. Rette deine Seele. Sprich zu den Herren vom Gerichte: „Sehet, hier iſt der Wehrwolf; thut ihm ſein Recht an!“ Die Gerichte ſind von Gott eingeſetzt, und die Herren der Gerechtigkeit ſind Chriſten. Sie werden dir dein Recht nicht verſagen und dich befreien aus den ſataniſchen Schlingen, mit denen dich die Hölle umgarnt hat, wovon du nicht das Mindeſte weißt und woran du ganz unſchuldig biſt.

Um ſolche unſelige Kreaturen der Hölle ſtreitig zu machen und ſie zur Seligkeit zu fördern, thut es Noth, ihnen beide Hände in eine Schlinge zu ſchnüren, ihnen verſchiede Centnergewichte an beide Beine zu binden, und ſie mittelſt einer Radwinde vom Boden aufzuhiſſen, ſodaß ſie zwiſchen Himmel und Erde ſchweben, und man ihre Glieder knacken und krachen hört, als drohten ſie abzureißen.

Man kehre ſich nicht an ihr Jammergeſchrei und an die Betheuerungen ihrer Unſchuld bei Gott und allen Heiligen. — Ja! Laſſe ſich nur Schwäche oder Unverſtand verleiten, dem Unſeligen die Hände aus der Schlinge zu befreien und die Gewichte von den Beinen zu nehmen, bevor er ſich völlig zu Tode gezappelt hat, ſo hat der Satan wieder gewonnenes Spiel, und der Wehrwolf iſt wieder da, der in unbewußtem Heißhunger vielleicht ſeine eigenen Kinder verſchlingt, vielleicht aber auch die ſeiner Befreier, zum Dank für ihre dumme Barmherzigkeit.« Soweit der Doctor sacrosanctae theologiae.

Mit dieſem Artikel begab ſich Manaſſe zum Bürgermeiſter, um ſich das Imprimatur zu erbitten.

»Lieber Manaſſe!« rief der Bürgermeiſter, »das ſind ja Abſcheulichkeiten durch und durch.«

»Der Malleus maleficarum und die Constitutio criminalis Carolina ſind voll: ſolcher und noch ärgerer Abſcheulichkeiten. Leſen Sie die Nachſchrift, die ich hinzugefügt habe.«

Der Bürgermeiſter las:

»Unſtreitig iſt unſere gute Stadt, aus Verhängnis Gottes, von einem männlichen Wehrwolfe heimgeſucht. Darum, liebe Chriſten, bewahrt eure Frauen und Töchter und geht mit euch ſelbſt zu Rathe. Wer kann für ſeinen

Freund oder Bruder, ja für ſich ſelbſt, einſtehen? Darum prüfet nicht nur euch ſelbſt, ſondern auch eure Freunde und Brüder, ob ſie warmes und kaltes Eſſen vertragen können, und der leckere fette Schweinebraten ſie nicht anwidert. Prüfet euch nicht nur einzeln, ſondern auch in Gemeinſchaft, und beruhigt euch unter einander, um eurer ſchönen jungen Töchter ſicher zu ſein. Auf dem Lande iſt noch nichts zu fürchten; der Wehrwolf frißt gern delikat, und hält ſich vorläufig an die niedlichen feingenährten Honoratiorentöchter, wovon noch Vorrath genug vorhanden iſt, ſodaß er noch ſobald nicht Urſache hat, ſich auf Landkoſt einzulaſſen.«

»Das ändert freilich die Sache,« lachte der Bürgermeiſter. »Lieber Manaſſe, oder vielmehr Herr Cohen, Sie ſind ein Schelm und arger Schalk. Dennoch möchte ich Ihnen faſt das Imprimatur verſagen. Glauben Sie nur, das Cenſoramt iſt kein erfreuliches. Das Landvolk und die untere Klaſſe haften gläubig am Gedruckten, und was der Cenſor durchläßt, hat er im Namen des Staats und der Kirche ſanktioniert. Indeß liegt diesmal ein ſeltener Fall vor, der allgemeines und ärgerliches Aufſehen macht. Ich korreſpondiere mit allen Polizeidirektionen, aber all' meine Anfragen bleiben unberückſichtigt. Wenigſtens bis heut' habe ich weder Antwort, noch Rath und Nachweiſung erhalten. Alſo bin ich auf mich ſelbſt angewieſen und muß Alles verſuchen. Ich gebe Ihnen das Imprimatur, und wenn es Nichts hilft, ſo kann es wenigſtens Nichts ſchaden.“ —

Der Artikel erſchien. Die gebildete Klaſſe freilich verſtand den Spaß, in der Menge aber hieß es: „Der häßliche Nußknacker, mag er auch noch ſo klug ſein“ — denn in Abweſenheit Sturmöller's vernahm er die Patienten, die ins Haus kamen, verordnete, verſchrieb und operierte ſogar — „mag er auch noch ſo klug ſein, ſo kann er doch Dergleichen nicht aus der Luft gegriffen haben.“

Man wandte ſich ſchüchtern an ſeinen Herrn Paſtor: „Hochwürdiger Herr! Soll man an einen Wehrwolf glauben, oder thut man Sünde?“ Die Antwort war ein Achſelzucken mit ſüßlächelnder geiſtlicher Ueberlegenheit, und man ließ die Frage dahingeſtellt ſein.

Man wandte ſich an die Studioſen der Theologie, mit denen ſchon beſſer zu reden war, und die Antwort lautete: „Das muß Nußknacker wiſſen, welcher auf Wehrwolf ſtudiert hat.“

Man wandte ſich auch an Nußknacker, und ſeine Antwort lautete: „Gott iſt allmächtig. Er ſchafft, was ihm beliebt, unter Andern auch Wehrwölfe, und er iſt auch allgeduldig. Er duldet unter Andern auch Wehrwölfe. Und gefällt es dem lieben Gott, Wehrwölfe zu ſchaffen, ſo ſind wir die Wölfe nicht, die es ihm wehren können.“ —

7.

An Manaſſe lief bald darauf ein zierliches Billet ein: »Hochgeehrter Herr Doktor! Erweiſen Sie mir die Ehre, morgen um 1 Uhr im goldenen Pfluge mit mir zu ſpeiſen, wo ich mit meinen Freunden, denen ſehr danach verlangt, Ihre werthe Perſon kennen zu lernen, an Markttagen häufig einkehre. Es liegt uns daran, Ihren Vorſchriften gemäß, gemeinſam uns zu prüfen, weß Geiſtes Kinder wir ſind, und es wird an Nichts fehlen, um uns von jedem Wehrwolfsverdachte zu reinigen. Ich würde mich mit derſelben Bitte an Ihren Herrn Profeſſor wenden; aber leider weiß ich aus vielfältiger Erfahrung, daß der gelehrte Herr, gleich dem Wehrwolfe, ſo lange es noch beſſere Stadtkoſt giebt, die beſte Landkoſt verſchmäht und es wider ſeine Gewohnheit findet, ſich in einem Bauernkittel zu zeigen. Wie weh mir Dieſes auch thut, ſo bitte ich Sie dennoch, ihn meiner vollkommenſten Hochachtung zu verſichern, indem ich Sie aufs zuverſichtlichſte erwarte und jeden Einwand im Voraus zurückweiſe.« Hans Grotrian.

Hans Grotrian war der reichſte Oekonom weit und breit, und als Vieh- und Pferdezüchter von ſtämmigem Geldſtolze. Er hatte ſtudiert und ſpielte den Edelmann. — —

»Was habe ich zu thun?« fragte Manaſſe.

»Sie müſſen der Einladung folgen. Mein Famulus darf ſich nicht unpopulär machen. Wenn Sie erſt in meinen Jahren ſind, mögen Sie ſich ebenfalls herausnehmen, ſo Viel Sie wollen.« — —

8.

Die Landleute hatten ausverkauft und luden die leeren Körbe auf ihre Fuhrwerke, als Manaſſe, geſtützt auf ſeinen Ziegenhainer, über das holprige Marktpflaſter dahinſchritt um ſich zur Mahlzeit im goldenen Pfluge zu begeben. Die Landleute deuteten mit Fingern auf ihn, und heulten ihm nach:

»Hu! hu, Wehrwolf! Friß uns unſere kleinen Töchter nicht!«

Es war ſo böſe nicht gemeint, und nur einen Marktſpaß wollte man mit dem gemüthlichen »Doktor Nußknacker« treiben, der aber keinen Spaß zu verderben pflegte, ſtehen blieb und erwiderte:

»Kein Geheul, meine Freunde! ſei es von Reaktionären, Pietiſten oder anderen Wehrwölfen. Alles Geheul iſt unter obwaltenden Umſtänden vom Uebel. Ich bin nicht die ruchloſe Satansbrut, und nicht das bewußtloſe Strafwerkzeug Gottes, welches eure lieben kleinen Töchter verſchlingt. Nachdem ich mich ſelbſt ſchon vielfach auf die Probe geſtellt, begebe ich mich jetzt zu Tiſche im goldenen Pflug, um meine reine unbefleckte Menſchheit zu erweiſen, bis dahin, wo ſie aufhört, rein zu ſein, und ſich zu beflecken anfängt; zugleich auch, um mich aus allem Wehrwolfsverdachte heraus zu beißen, zu kauen und zu ſchlucken. Entſchuldigen Sie, meine Freunde! Mein Magen iſt wüſt und leer, wie die Erde damals, als der Geiſt Gottes noch über dem Waſſer ſchwebte.«

Die Landleute verſtanden das nicht und blieben dabei, ihm luſtig nachzubrüllen: »Hu! hu, Wehrwolf! Friß uns unſere kleinen Töchter nicht!«

Aber aus einem Spaße kann Ernſt werden, und der reiche Grotrian kam darauf zu. »Herr Doktor, Sie ſind mein Gaſt. Was haben Sie mit dieſem Pack zu ſchaffen?« Und hiemit faßte der ſtämmige Mann den kleinen Manaſſe unter den Arm, um ihn großen Schrittes nach dem Pfluge zu ſchleppen, ſodaß Jener nur ſtolpernden Ganges folgen konnte.

Alles ſtrömte nach. Alles wollte heut im goldenen Pfluge ſpeiſen. Der Pflug war aber an Markttagen nur für wohlhabende Landleute, und der Wirth, der ſeine Gäſte kannte, ſchlug die Hausthür zu und ſchob den Riegel vor.

»Was bedeutet Das?« fragte man ſich draußen. Die Antwort lautete: »Der Wehrwolf iſt entdeckt, der reiche Grotrian hat ihn ausgeſpürt und mit nach dem Goldenen Pfluge geſchleppt. Dort ſoll er ſich, obſchon er ein Jude iſt, in Schweinebraten rein freſſen. Wo nicht, ſo wird er, die Hände in der Schlinge und mit Gewichten an den Beinen, aufgehängt, bis er ſich zu Tode gezappelt hat. Allen Reſpekt vor dem reichen Grotrian!«

Dieſe unerhörte Kunde verbreitete ſich wie ein Lauffeuer. Die Stadt gerieth in Aufruhr und belagerte den Pflug. Das verpönte »Burſche, heraus!« erſcholl und die Ziegenhainer klapperten über das Pflaſter. Der Burſche läßt den Burſchen nicht im Stiche, wenn er von Philiſtern bedroht iſt. Alsdann hören alle Privat- und Partei-Zwiſtigkeiten auf, und die Loſung heißt: »Alle für Einen, Einer für Alle!«

Es war nicht nur ein blinder, ſondern auch ein ſtiller Lärm. Die Menge verhielt ſich ruhig, in Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Die Polizei blieb höflich, weil ſie keine Urſach hatte, grob zu werden. Die Wache war ins Gewehr getreten, und eine Burſchendeputation verſtändigte ſich mit den Officieren und den Beamten. — —

Im Pfluge ging es hoch und herrlich her, als die Burſchendeputation anlangte, um nach ihrem Nußknacker zu fragen.

Lächelnd öffnete ihnen der Wirth die Thür. „Meine Herren, treten Sie näher!«

Sie wurden mit vollen Gläſern bewillkommt, und der reiche Grotrian ſprach: »Meine Herren, warum ſo ſpät?« Die beaux restes wage ich Ihnen nicht anzubieten. Aber ein Glas Wein müſſen Sie mit uns trinken. Unſer Doktor Nußknacker hat uns vortrefflich unterhalten, und wir ſind ſehr vergnügt.“

Die Studenten wollten ſich ſogleich wieder entfernen.

»Meine Herren, bilden Sie ſich nicht ein, ſo wohlfeilen Kaufs davon zu kommen. Wenigſtens müſſen Sie unſeren Toaſt unterſtützen: Vivat Doktor Nußknacker! Pereat der Wehrwolf!«

Das war nicht zu verweigern, und zu mehreren Malen wurde der Toaſt lärmend wiederholt. Nunmehr aber verabſchiedete ſich die Deputation, trat vor die Hausthür, ſchwang die Ziegenhainer und ſchrie: »Vivat Nußknacker! Pereat der Wehrwolf!

Die Geſammtheit der Studenten ſtimmte ein und zerſtreute ſich. Die Wache wurde abkommandiert. Nur die Polizeidiener ſchritten immer noch hin und her, weil die Menge nicht auseinander gehen wollte, und man fragte ſich: „Was iſt denn eigentlich los geweſen?« und von Mund zu Munde ging die Mähr: »Doktor Nußknacker hat ſich, obſchon er ein Jude iſt, in fettem Schweinebraten von allem Wehrwolfsverdachte rein gefreſſen.«

Man lachte, und Ruhe und Ordnung waren wieder hergeſtellt. Selbſt ein Wehrwolf, wenn erſt lächerlich geworden, kann weiter nicht beſtehen.

9.

Wenige Tage ſpäter erfolgte ein Kinderraub, empörender als alle früheren.

Blumenbinchen war geringer Leute Kind; doch blond, ſchneeweiß und veilchenäugig, verhieß ihre vierzehnjährige Jugendfriſche eine üppige Jungfrauenreife. Mit Taufnamen hieß ſie Jakobine; ihr Vater war ein Kunſt- und Treibhaus-Gärtner, und ringsumher der einzige Blumenenthuſiaſt. Nur, wie es allen Enthuſiaſten geht, verſtand er nicht, ſeine Kunſt zu verwerthen.

Blumenbinchen hatte damit angefangen, für Apotheken officinelle Kräuter zu ſammeln. Später leuchtete ihrem Kinderſinn auch die farbig duftende Leidenſchaft ihres Vaters ein, und ſie ergab ſich derſelben in ſchwärmeriſcher Unſchuld. Sie hatte Geſchmack und Glück. Sie brachte die Blumenliebhaberei bei den Stadt-Honoratioren und den reichen Bauern in Mode, und der gute Gärtnersmann verdankte ſeinem ſchönen und artigen Binchen eine

Art von Wohlſtand, welcher ihn befähigte, ſich ſeinem Steckenpferde völlig zu überlaſſen.

Feine Sträußchen zu Bällen und anderen Feſten, Brautkränze und Tafelbouquets mußten von Blumenbinchen ſein, wenn es eine Art haben ſollte. Auch hatte ſie von ihrem Vater die glückliche Hand geerbt, unter deren Berührung Pflanzen gedeihen. Wenn Zimmerpflanzen einzugehen drohten, ſo ward Blumenbinchen gerufen, und wenn ſie Hoffnung gab, wenn ſie die leidende Pflanze auf ihr Gärtnerkärrchen lud, gezogen von ihrem Tyras, einem tüchtigen Newfoundländer, ſo konnte man mit ziemlicher Gewißheit auf deren Geneſung zählen. Auch beſaß ſie achtungswerthe botaniſche Kenntniſſe. Beſonders mit der heimiſchen Flora war ſie vertraut. Sie wußte, wo Etwas zu finden war, und was ſie zu bringen verſprach, beſorgte ſie. Bei Sturmöller ſtand ſie hoch in Gnaden, und wo ſie ihn erblickte, überreichte ſie ihm ein auserleſenes Sträußchen, wofür er ſie reichlich beſchenkte.

Eines Abends legte ſie ihren Tyras an die Kette, mit den Worten: „Hübſch artig, Tyras! bei Sonnenuntergang bin ich wieder hier, und du ſollſt was Leckeres haben.“

Unterwegs begegnete ihr der Landdragoner Bertram.

„Binchen, wohin?“

„Ins Holz. Der Waldmeiſter iſt heuer knapp, die Herren Studioſen können nicht genug davon bekommen und mehr als wächſt, kann ich nicht bringen. Wenn Ihr

Maitrank liebt, Dragoner, ſo kommt dieſen Abend zu uns. Profeſſor Sturmöller hat mir zwei Flaſchen feinen Rheinwein geſchenkt, und ich mache welchen. Ihr könnt meinen Theil bekommen; ich mag das Zeug nicht, es ſchmeckt wie Medicin.“ — Hiemit wollte ſie weiter.

„Ein Wort noch, Binchen!“

„Macht es kurz, ich muß das Tageslicht benutzen.“

„Warum haſt du deinen Tyras nicht bei dir?“

„Das leidet der Jäger nicht und hat mir gedroht, ihn todtzuſchießen, weil er das Revieren nicht läßt. Mein Tyras hat auch ſeine Launen, und wenn er ſeinen Kopf aufſetzt, ſo kann ich nicht gegen ihn an.“

„Fürchteſt du dich nicht vor dem Wehrwolf?“

„Dragoner, macht mit eurem Wehrwolf Kinder bange. Ich bin keine verzärtelte Stadtmamſell.“

Hell auflachend rannte ſie dem Walde zu, und behaglich ſchmunzelnd ſchaute ihr der Dragoner nach. „Welch ein liebliches, glückliches Geſchöpfchen? Gott ſchütze ſie!“ —

Abends ſprach er bei den Eltern vor. Binchen war noch nicht wieder heim.

„Ihr wird doch nichts geſchehen ſein?“

„Still davon, meine Frau weint ſchon ſeit einer Stunde.“

„Auch Tyras heult und rüttelt an ſeiner Kette.“

„Sie hat ihm Atzung verſprochen, wenn ſie heimkehrt.“

„Und mir hat ſie Maitrank verſprochen.“

„Ganz recht. Wollt Ihr einſtweilen ein Glas Rum?“

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu!“ rief der Dragoner, „da ſchlage ein heiliges Kreuzdonnerwetter drein! — Horch, wie Tyras heult!“

„Euer Fluchen beunruhigt ihn.“

„Gärtner, laßt Euren Hund los. Ich wage es auf 24 Stunden Arreſt und überſchreite mein Revier. So Viel iſt mir das liebe Binchen werth.“

„Jetzt fängt auch mir an, ſchwach ums Herz zu werden. Kommt!“

Sie gingen, und Tyras begrüßte ſeine Befreier mit ungeſtümen Geheul. Bald ſprang er, bald wälzte er ſich und peitſchte mit kräftiger Ruthe den Boden. Man hatte Mühe, ſein Halsband zu löſen. Kaum war er frei, als er mit Löwenſprüngen dem Walde zueilte und in der Dunkelheit verſchwand.

„Dem folge mal Einer!“ ſeufzte der Dragoner. „Ich muß zur Stadt, bei der Nachtpolizei Meldung machen. — Binchen! Blumenbinchen! Gott tröſte Euch, Gärtner, wenn ihr was widerfahren iſt.“

Das Klagegeſchrei der Ehefrau rief den unglücklichen Gärtner ins Haus zurück. Sie hatte Alles gehört, und wand ſich in Krämpfen. — —

Der Landdragoner wurde von der Nachtpolizei ſofort zum Bürgermeiſter geführt. Mit dem Berichte an ſich war dieſer ausnehmend zufrieden. „Du haſt ſie gewarnt,“ ſagte er. „Ahnt dir durchaus nicht, was aus dem lieben Kinde geworden ſein kann?“

„Ach, Herr Bürgermeiſter!“ ſeufzte Bertram, und die hellen Thränen liefen ihm in den Bart. „Wenn der Jäger Wort hält und Tyras erſchießt, ſo bleibt das arme Blumenbindchen verſchwunden, wie alle Anderen; denn Tyras iſt klüger, als ich und die ganze Polizei, und alles was daran hängt und haftet — mit Ausnahme des Herrn Bürgermeiſters, wie ſich von ſelbſt verſteht! — Gott wird, ſo hoffe ich, das liebe Kind ſchützen.“

„Eine brave Antwort! Tröſte dich! — Hier haſt du einen Gulden, trink ein gutes Glas Wein.“

„Ich danke, Herr Bürgermeiſter.“

10.

Ein Schrei der Entrüſtung erfüllte die Stadt. „Unſer liebes Blumenbinchen nun auch dahin! verſchlungen von dem ſchändlichen Wehrwolf! — Nußknacker, garſtiger Jude! du biſt es, der den Teufel an die Wand gemalt. Du haſt geſagt, der Wehrwolf mache ſich nur an niedliche, fein genährte Honoratiorentöchter. Siehe, er hat ſich delikate Landkoſt wohlſchmecken laſſen, unſer ſchönes Blumenbinchen!“

Die Erbitterung war ſo groß, daß den Rathsdienern, wo ſie ſich nur zeigten, nachgerufen wurde: „Stadtſchmarotzer! Pflaſterunkraut! bewaffnete Tagesdiebe! Sicherheitseſel! Beſſer, räudige Jagdhunde zu ernähren, als ſolch dummes Spürgeſindel, das nicht einmal einem Wehrwolf die Fährte abgewinnen kann!“ — — —

Tyras kam wieder. Er fröſtelte und ſein ſchlotterndes Fell zitterte um die abgemagerten Rippen. Er ſchlürfte ein wenig Waſſer, verſchmähte aber, was man ſonſt ihm vorſetzte.

„Tyras! Wo iſt Binchen?“

Tyras winſelte und heulte, ſprang gegen die Thür, daß ſie krachend aufflog, lief hinaus und wieder zurück, und ſein ganzes Gebahren bedeutete: „Kommt mit! Kommt! kommt!“

Der Gärtner ging zu ſeinen Nachbaren und forderte ſie zum Beiſtand auf. Tyras vergalt ihm Das mit ungeſtümen Liebkoſungen, die ihn faſt über den Haufen geworfen hätten.

Man machte ſich auf den Weg. Tyras ſprang voran. Man konnte ihm nicht folgen. Er rannte vor und wieder zurück, und bellte kläglich. Man verdoppelte ſeine Schritte, was er winſelnd und wedelnd anerkannte.

Es ging tief ins Holz hinein. Auf einer Anhöhe, nahe bei einer halbverfallenen Krähenhütte lagerte ſich Tyras, winſelte, heulte und ſcharrte mit allen Vieren aus Leibeskräften. Die Raſenſoden waren abgeſtreiſt und die feſtgetretene Erde aufgewühlt, weiter hatten ſeine Kräfte wohl nicht gereicht.

Man wühlte nach mit Fäuſten und Stöcken, und fand das liebenswürdige Kind, entſtellt von Blut und Erde, ihr Körbchen mit Waldmeiſter neben ſich. Tyras machte ſich daran, ihr Blut und Erde abzulecken. Der Gärtner trat ihn mit dem Fuße zurück. „Das iſt deine Sache nicht! Ich bin der Vater! — Binchen! mein Stolz, meine Freude, mein Glück, mein Reichthum! Ich will das

Blut dir abküſſen und deine Kleider rein waſchen mit meinen Thränen. Komm in meine Vaterarme! Ich will dich hintragen zu deiner Mutter. Sie wird es nicht überleben, und was aus mir werden wird, mag Gott wiſſen!«

Die Nachbarn ehrten den tiefen Vaterſchmerz, der zu erdrückend war, um in wilde Verzweiflung auszubrechen. Stillweinend folgten ſie ihm. Nur Tyras tanzte mit Löwenſprüngen umher und heulte wild und luſtig. Er hatte ſein Binchen wieder erobert.

Erſt in ſeinem Hauſe gewann der Gärtner die Sprache wieder.

»Mutter! So habe ich unſer Binchen wiedergefunden. Was hat der zarte Blumenengel verſchuldet, um ſo grauſam gewürgt zu werden? Säubere ſie, lege ſie auf ihr weißes Bettchen, ſchmücke ſie mit Blumen, den bunteſten und ſeltenſten, die es giebt. Sie lebte nur für Blumen, und Blumen werden ſie noch im Tode erfreuen. Gott hat ſie uns gegeben, Gott hat ſie uns genommen. Gott helfe mir und dir!« — —

11.

Die zarte Leiche lag weißgekleidet und mit Blumen bekränzt auf ihrem weißen Bettchen, als die Behöde anlangte. Auch der Bügermeiſter fuhr vor, und Sturmöller nebſt ſeinem Famulus. Eine Obduction war unerläßlich.

„Das iſt denn doch zu arg!“ polterte der Bürgermeiſter. „Der Leichnam geſäubert und geſchmückt vor der gerichtlichen Beſichtigung! Leute, wißt ihr, daß ihr ſtrafbar ſeid? Ihr hättet Alles an Ort und Stelle laſſen müſſen, wie es ſtand und lag, und Anzeige davon machen.“

Sturmöller legte ſich ins Mittel:

„Herr Bürgermeiſter, ſein Sie nicht allzu ſtreng, das Geſchehene läßt ſich nicht ändern, und ich kann meine Schuldigkeit hier ſo gut wie an jedem anderen Orte thun. Verargen Sie den Eltern nicht die unbeſonnene Zärtlichkeit für den Leichnam. Binchen war ihr ganzer Schatz, und ſie ſind jetzt nicht nur verwaiſt, ſondern auch verarmt.“

Er wandte ſich an das troſtloſe Gärtnerpaar: „Liebe Leute! Ihr wißt, wie Viel ich jederzeit auf Blumenbinchen hielt, und ich will ihr eine Ehre anthun, wie ſie nur Königs- und Fürſtentöchtern zu Theil wird. Ich will ſie einbalſamieren. In wenig Stunden iſt Alles abgethan, dann mögt ihr euer Binchen bei euch behalten, ohne daß auch nur ein Glied an ihr verweſet.“

Das Gärtnerpaar ſtaunte mit offnem Munde, und der Bürgermeiſter rief: „Der Herr Profeſſor iſt jederzeit ſeiner Sache ſicher. Aber jetzt müſſen wir allein ſein. Hinaus, wer nicht zu uns gehört, die Eltern nicht ausgenommen!“

Ohne Weiteres mußte gehorcht werden.

Sturmöller wandte ſich an ſeinen Famulus. „Lieber Manaſſe, nehmen Sie meinen Wagen, und ſchaffen Sie mir meinen Einbalſamierungs-Apparat herbei, omnibus cum pertinentiis. Sie wiſſen Beſcheid.“

„Alſo, Ihr Ernſt iſt es?“ fragte verwundert der Bürgermeiſter.

„Was?“

„Das Einbalſamieren. Ich dachte, es ſei eine pia fraus, um die troſtloſen Eltern zu beſchwichtigen.“

„Nein, Herr Bürgermeiſter. Es giebt eine Einbalſamierungsmethode, erfunden von Hahnemann, dem Homöopathen, um einem Leichnam, mittelſt Injektionen von Zinnober und Arſenik, das Anſehen des Lebens zu geben und ihn auf dreizig bis hundert Jahre zu konſerviren. Ich halte die Methode für probat, und hoffe, daß Sie Nichts dawider haben, wenn ich, nachdem ich meine Obduction vollendet und meinen Bericht abgeſtattet habe, ein ſolches Experiment mit dieſer Leiche anſtelle. Noch iſt kein Thäter entdeckt; es könnte von Nutzem ſein, ſie einſtweilen vor Verweſung zu bewahren. Außergewöhnliche Fälle erfordern außergewöhnliche Mittel."

„Sie haben Recht, dieſen Fall einen außergewöhnlichen zu nennen. Wir legen keine Ehre damit ein, alſo ſchmücken wir ihn aus, ſo gut wir können.

12.

Dem Gärtnerhauſe grade gegenüber, ſo daß man ſich in die Fenſter ſchauen konnte, lag der Sandkrug, ein vielbeſuchtes Wirthshaus. Heut war es übervoll. Polizeidiener hielten die Straße frei und forderten die müſſigen Gaffer auf, ihrer Wege zu gehen. Wer aber Zeit und Geduld daran wenden wollte, fand im Sandkrug ein Aſyl, um zu beobachten, wer drüben kam und ging, oder was ſonſt noch dort vorfiel. Die Fenſter waren belagert, und die Gäſte hatten Tiſch und Bänke beſtiegen und guckten ſich über die Schultern.

Ein Gaſt nur, ein blutjunger Menſch, wohlgeſtaltet und wohlgekleidet, ſaß ſtill und finſter in einem fernen Winkel. Angſt und Sorgen quälten ihn ſichtbar. Bald wühlte er mit beiden Händen an der Bruſt, bald in den Haaren, und öfter noch ſprach er der Schnapsflaſche zu, welche er, ſo oft ſie geleert war, gleich wieder füllen ließ.

Niemand achtete auf ihn, und wie geiſtesabweſend murmelte er in ſich hinein: »Auch der Schnaps hilft Nichts. Ich bin und bleibe unſtät und flüchtig wie Kain. Welch ein Teufel führt mich grade heut nach dem Sandkrug! Es giebt ja Wirthshäuſer genug, ſein Geld zu verſaufen. Was ich noch habe, will ich erſt verſaufen, dann ſpringe ich ins Waſſer. Solch Verſaufen hat man umſonſt! — Wie wär's, wenn ich erſt mal Schweinebraten äße? Der gelehrte Doktor Nußknacker hat ſich in fettem Schweinebraten aus allem Verdachte herausgefreſſen, und was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig. Obendrein iſt er ein Jude, der kein Schweinefleiſch eſſen darf; und ich bin ein getaufter Chriſt, dem Moſes das Schweinefleiſch nicht verboten hat. — He, Konrad! eine tüchtige Portion Schweinebraten, anderthalb, recht fett, und meinetwegen zwei!«

»Joſeph,« erwiderte der höfliche Wirth, »du ſollſt zur Zufriedenheit bedient werden.«

Joſeph Lebrecht hatte bis zu ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre einen unbeſcholtenen Lebenswandel geführt. Er war Lohndiener geweſen, hatte in guten Familien gedient und ſervirt, und hatte ſich ehrlich, dienſtfertig, ſauber und gewandt bewieſen. Er war von angenehmer Geſtalt, und ſtets ſorgfältig gekleidet. Man hatte ihn gern, und er ſtand ſich gut. Man nannte ihn ſogar den »ſchönen Joſeph«.

Mit einem Male aber ergab der ſchöne Joſeph ſich dem Trunke, ſo daß er zur Aufwartung nicht mehr taugte und keine Herrſchaft mehr ſich mit ihm befaſſen konnte. Indeſſen war er zu einem Studentenſtiefelwichſer immer gut genug, zumal er ſeine Kunden, zu ihrer Zufriedenheit bediente und ſich zu jeder Kurzweil hergab, die ſie mit ihm zu treiben Luſt hatten. Für Trinkgelder oder Getränke ließ er ſich Alles gefallen. — —

„Wahrhaftig!“ murmelte er vor ſich hin, der Schweinebraten ſchmeckt mir, das iſt ein gutes Zeichen.“

Dieſe Selbſtberuhigung aber war nur von kurzer Dauer.

Die Thür öffnete ſich, und der Landdragoner trat in die volle Gaſtſtube, Tyras zur Seite. Bertram beſtellte ſich ein Getränk und Tyras, mit echtem Newfoundländerphlegma, kauerte ſich vor dem ſchmauſenden jungen Trunkenbold nieder und wandte kein Auge von ihm; doch ſchien er nur zu lungern, ohne im mindeſten zu drohen.

Dem ſchönen Joſeph ward nicht ganz wohl dabei. Er warf ihm einen fetten Biſſen zu, den Tyras jedoch verſchmähte. Der Hund knurrte ſogar und wies die Zähne.

Joſeph verlor den Appetit. Er ſetzte ihm ſeinen ganzen Teller vor. Das ſchien Tyras erſt recht zu verdrießen, er erhob ſich auf die kräftigen Hinterbeine, packte ihn ſanft bei der Bruſt, legte ihn ſäuberlich auf den Boden nieder, und ging, gleich einer Schildwache, vor ihm auf und ab.

Joſeph wagte kein Glied zu rühren und begnügte ſich, um Hülfe zu ſchreien.

Der Wirth eilte herbei.

»Bertram, ich bitte dich! Du ſollſt Friede und Ordnung erhalten, und drüben ſind der Bürgermeiſter und andere hohe Herren von der Juſtiz — das kann für dich und mich böſe Folgen haben — halte den Hund im Zaum!«

Bertram indeſſen dachte: »Hat Tyras ſchon ſo Viel herausgebracht, ſo wird er auch noch mehr herausbringen,« und that, als ob er nicht höre.

Die Gäſte wurden aufmerkſam, wandten ſich von den Fenſtern ab und riefen: »Hinaus mit dem Gensd'armen und ſeinem biſſigen Köter!«

Mit ſoldatiſcher Geiſtesgegenwart ſtieß Bertram in ſein Signalpfeifchen, Polizeidiener drangen ein, umringten den Unglücklichen und ſchleppten ihn fort, bevor noch die Anweſenden zur Beſinnung kamen, um ſich zu erklären, was eigentlich geſchehen ſei. — —

In der Stadt hieß es mit einem Male: »Der Wehrwolf iſt gefangen und liegt krumm geſchloſſen an Armen und Beinen in den unterirdiſchen Kerkern des Rathhauſes.« Die Menge wollte ſich damit nicht zufrieden geben. Der Wehrwolf mußte laut Rechtsſpruch Davidis Pompeji Klotzii de anno 1616, wie der ſcharfſinnige Nußknacker vor Kurzem im Stadtanzeiger bekannt gemacht, die Arme in der Schlinge und Gewichte an den Beinen, aufgehißt werden, um zwiſchen Himmel und Erde ſich zu Tode zu zappeln.

Auf dem Markte entſtand ein Auflauf. Das Rathhaus wurde belagert, man drohte mit Knitteln und Fäuſten hinauf, wühlte das Pflaſter auf und ſchleuderte die Steine gegen die wohlvergitterten Fenſter.

Das Rathhaus hatte feſte Mauern und ſichere metallbeſchlagene Eichenthüren. Auch lagen auf einem nahen Dorfe Dragoner, und dreißig Mann genügten, die Menge, welche ſich von den Raths- und Polizeidienern nicht ſteuern laſſen wollte, auseinander zu ſprengen, daß ſie ſchreiend, ſchimpfend und höhnend ſich zerſtreute.

Während des Auflaufs zitterte der Inkulpat an allen Gliedern, und ſein Zähneklappern begleitete das Geklirr ſeiner Ketten. Er verſprach, aufrichtig zu bekennen, nur möge man ihn der Volkswuth nicht preisgeben. — Er wurde ſofort in Verhör genommen. — —

Wer war froher, als der Bürgermeiſter? „Bertram!“ fragte er; „wie biſt du auf den Gedanken gekommen, den Wehrwolf von Tyras ausſpüren zu laſſen, und warum haſt du mir kein Wort davon geſagt? Ich hätte dir Vorſicht angerathen; denn, wie du weißt, liebe ich kein eigenmächtiges und ungeſetzliches Verfahren, und deines Gleichen darf am wenigſten vorlaut ſein. Wenn du glaubteſt, dich auf Tyras verlaſſen zu können, ſo hätteſt du Das deinem Vorgeſetzten anzeigen müſſen.“

„Ich bin auf keinen Gedanken gekommen,“ erwiderte Bertram; „Tyras hat Alles von ſelbſt gethan. Er iſt nicht jung mehr, und ſolch plumpkräftiges Gethier iſt nicht zu dreſſiren und zu Kunſtſtücken abzurichten. Binchen jedoch hat ihn immer liebreich behandelt, und als ihr treuer Gefährte und Karrengaul hat er Erziehung angenommen und gelernt, mit Menſchen umzugehen. Mit Hunden auch; kleine Köter, die ihn anbellen, verachtet er, und fallen ihn größere Hunde an, ſo wehrt er ſich mit ſeiner Löwenkraft ſchweigſam und ohne irgend Lärm zu machen. Gegen Unbekannte, mögen ſie ihn liebkoſen oder ſonſt was mit ihm vornehmen, bleibt er fromm und gelaſſen, ohne aufdringlich zu werden, und ſein Sonn- und Feſttagsvergnügen, wenn Binchen ihn nicht gebrauchte, war, mit mir auszugehen. Daß er an der Kette liegt, geſchieht den Gartenbeeten zu Liebe, die er nicht reſpektirt. — Ein Landdragoner wird überall gern geſehen, und bringt er einen ſtattlichen Hund mit, ſo geht es dem noch beſſer. Tyras iſt als echter Newfoundländer unerſättlich, und man macht ſich einen Spaß daraus, ihm, was irgend abfällt, vorzuſetzen, denn er bezwingt Alles bis auf den letzten Knochen. Herr Bürgermeiſter hätten nur ſehen ſollen, mit welchem Anſtand und welcher Gelaſſenheit er ſich an ſeinen Arreſtaten machte. Nur als der Wehrwolf ſich Beſtechungs-Verſuche erlaubte, indem er ihm fette Fleiſchſtücke zuwarf, ward er böſe, faßte ihn und legte ihn platt am Boden mir zu Füßen, gleich als wollte er ſagen: „Thu das Deine, ich mag mich mit dieſem Kerl nicht weiter abgeben.“ Da dachte ich denn, ich müſſe Tyras ſeinen Willen thun.“

„Ich war gradeüber, du hätteſt mir Anzeige machen können.“

„Und Tyras im Stich laſſen? Der Skandal war einmal da. Von ſeinem Gefangenen hätte er nimmer abgelaſſen, und man ging auf mich los; Das hätte Seitens Tyras gefährlich werden können. — Mit einem Male aber ging mir ein Licht auf und mir fiel ein, daß Joſeph, als er noch honett war, Blumenbindchen Viel zu verdienen gegeben. Sie hielt auf Erwerb und war nicht eben wohlfeil mit ihren feinen Sträußchen. Joſeph hatte für die geputzten wohlduftenden Feſt- und Balldamen zu ſorgen, und kam dabei zu ſeinem Profit. Nachdem er tief geſunken war, hörte dieſe Kundſchaft auf, und erſt nach der dritten Wehrwolfsthat wollte er die alte Freundſchaft wieder geltend machen. Binchen war kurz angebunden. Ich ſah, wie ihn das verdroß; ich ſah, welche Blicke er ihr zuwarf. Nun habe ich ein kleines naſeweiſes Töchterlein, ſie heißt Ida, und frug damals: „Vater! warum frißt der Wehrwolf immer nur kleine Mädchen, und nicht auch mal einen kleinen Jungen?“

— „Aber Das iſt ein Gedanke, Dummkopf! Das hätteſt du mir gleich ſagen ſollen. Es wäre dein Schade nicht geweſen.“

— „Herr Bürgermeiſter, die Rathsherren ſind am klügſten, wenn ſie vom Rathhauſe kommen.“

„Was heißt Das? Soll Das auf mich gehen?“

„Das wäre wider den Reſpekt. Ich meine nur: wer mich in ſeine Karten gucken läßt, deſſen Spiel verſtehe ich.“

„Dein verlautes Töchterlein aber hat es dir unter die Naſe gerieben.“

„Wer denkt bei einem Kinderwort an ſolche Abſcheulichkeiten? Ich dachte an die Wehrwolfsbeſchreibung, welche unſer Doktor Nußknacker im Stadtanzeiger uns aufgetiſcht hatte, und Das iſt Nichts für Kinder.“

„Du biſt dennoch ſtrafbar. Du biſt Schuld an dieſem Auflauf. Allein dein Werk iſt gelungen, und ich will es diesmal ſo ſtrenge nicht nehmen. — Fürs Erſte fällt von den ausgeſetzten Belohnungen dir das Meiſte zu.“

„Ach, Herr Bürgermeiſter, ich wollte lieber, wir hätten unſer Blumenbinchen behalten.“

„Geſchehen iſt geſchehen, und Jedem das Seine. Ich wünſche, daß du Tyras zu dir nimmſt. Im Gärtnerhauſe iſt er ſo von keinem Nutzen mehr. Gieb Acht, ich mache was aus dir und Tyras. Nur ſei nicht wieder vorlaut.“

13.

Hahnemann's neuerfundene Methode bewährte ſich wunderſam. Die zarte Leiche gewann mehr und mehr an Lebensfriſche. — Wie ſchlummernd lag ſie auf ihrem Todtenbettchen, die Augen in Unſchuld und Frieden geſchloſſen, indem ſie mit roſigen Lippen und Wangen den an ihr verübten Mord lächelnd zu verzeihen ſchien.

Aus der Stadt und der Umgegend wallfahrtete man zahlreich nach dem Gärtnerhauſe, um Sturmöller's Geſchicklichkeit zu bewundern und dem armen Blumenbinchen eine letzte Thräne zu ſchenken. Den unglücklichen Eltern wurden reiche Spenden hinterlaſſen.

Selbſt im Tode wirkte das liebe Kind noch wohlthätig für ſeine Eltern und brachte ihnen Segen. — —

Im Hofe des Kriminalgefangniſſes hielten um Mitternacht geſchloſſene Wagen. — Körbe ſtanden bereit, um aufzunehmen, was von den Kinderleichen noch aufzufinden war, und höhere und niedere Beamte hatten ſich eingefunden. Auch Sturmöller nebſt ſeinem Famulus.

Der Verbrecher hatte ein ausführliches Bekenntniß abgelegt, Kreuz- und Querfragen genau beantwortet und ſich niemals widerſprochen. Er ſchien völlig ergeben in ſein Schickſal. Er wurde vorgeführt, mußte einen Wagen beſteigen, und drei Mann Polizeidiener ſetzten ſich zu ihm. Die Wagen, um alles Aufſehen zu vermeiden, fuhren einzeln und auf verſchiedenen Wegen nach den bezeichneten Sammelplätzen ab. — —

Die Kinderleichen waren außerhalb der Stadt an entlegenen Orten verſcharrt. Bei Fackelſchein wurden ſie enterdigt. Der Mörder ſelbſt führte den Spaten mit großer Geſchicklichkeit. Er wußte genau Beſcheid, und ſchonte mit Vorſicht die kaum noch kennbaren Reſte. Offenbar hatte er ſeine Verbrechen mit vollem Bewußtſein begangen. — Er mußte zuletzt auch noch Blumenbinchen agnoſcieren.

Die Eltern waren im Voraus benachrichtigt worden, und im Gärtnerhauſe war es hell und ſtill. Das Zimmer war mit Guirlanden, und das Leichenbette mit den ſeltenſten und bunteſten Blumen geſchmückt.

Vor dieſer lieblichen Leiche nun wurden dem Verbrecher noch verſchiedene Kreuz- und Querfragen aus den Protokollen vorgelegt, die er ebenfalls aufs genaueſte und ohne ſich zu widerſprechen, beantwortete.

Unter Anderm hieß es: „War es Binchen, die zu dir ſagte: „Schmutziger Lohndiener?““

„Nein, das war die Erſte, die mich verführte und mich raſend machte; ich hatte ihr, was ich irgend konnte, zu Gefallen gethan.“

„Hat Binchen dich geärgert?“

„Ja. Als ich nicht mehr wie früher war, wollte ſie Nichts von mir wiſſen.“

„Schalt ſie dich?“

„Nein. Sie zitterte und weinte: „Joſeph. Ich bin das einzige Kind meiner Eltern und muß ihnen im Geſchäfte helfen.““ —

Da ſtürzte die Gärtnerin herein, bleich und wüthend. Wie eine Furie, mit fliegenden Haaren, wies ſie Nägel und Zähne. Der Gärtner folgte ihr auf dem Fuße, um ſie zurückzuhalten.

„Ungeheuer!“ ſchrie ſie, „ſei verflucht von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Der Mörder warf ſich auf beide Kniee und weinte: „Verzeihung! Verzeihung!“

Sturmöller trat zu ihm. „Gemeine Seele! Hemme deine Thränen. Sie beleidigen dieſe zarte Leiche. Soll ſie bluten in Gegenwart ihres Mörders?“

Der Mörder erhob ſich von den Knieen und trocknete gehorſam ſeine Thränen.

Manaſſe trat zu der troſtloſen Gärtnerin: „Gute

Frau! Es giebt einen Gott im Himmel und Gerechtigkeit auf Erden, und Gott und gute Menſchen werden Euch helfen!“

„Manaſſe!“ verwies ihn Sturmöller. „Ich liebe nicht, daß meine Eleven ſich ſchwach zeigen.“

„Welch ein Unglück, wenn ich mich mal ſchwach zeige? Bin ich ein Nordlandsheld? — Ein größeres Unglück iſt gefallen auf dieſes Haus. Ich werde an dieſe Nacht denken, ſo lange ich lebe. — Dichterträume verwirklichen ſich um mich. Hier liegt das ſüße Rothkäppchen in aller Unſchuld auf ihrem Todtenbettchen, und dort ſteht in viehiſcher Gemeinheit der grauſame Wehrwolf, der ſie gewürgt. Draußen liegt der Hund des Aubry an der Kette, und Sie ſind der göttliche Aeskulap, der zur Verweſung ſpricht: „Nicht weiter! Stehe ſtill!“ — Laſſen Sie mich den unglücklichen Eltern ſagen: Sturmöller balſamiert Leichen auf Jahrhunderte ein. Aber der hochgelobte Gott balſamiert Seelen ein für Ewigkeiten, und Ihr werdet Euer Blumenengelchen wiederſehen. — So ſpricht der häßliche Nußknacker, Ihr lächerlich-geſtalteter Famulus. — Und nun mag die Welt mich verlachen; ich muß weinen.“

14.

Es war hohe Zeit, Eltern und Verwandte einzuladen, die Reſte ihrer gemordeten Lieblinge, die kaum noch an den Stoffen ihrer Kleider kenntlich waren, zu agnoſciren und zu ſich zu nehmen, um ſie zur Gruft zu fördern.

Von Neuem bluteten Vater- und Mutterherzen.

Unter der vergitterten ſchwarzen Tafel im Veſtibul des Univerſitätsgebäudes lautete ein Anſchlag:

„Kommilitonen! Dieſen Nachmittag allgemeine Burſchenverſammlung auf dem Sandkrug. Es iſt geſorgt, daß wir unter uns bleiben.“

Die Verſammlung fand Statt, und der junge Graf Mannsfeld nahm das Wort.

„Kommilitonen! Unſere gute Univerſitätsſtadt iſt zum Schauplatz finſterer Greuelthaten geworden. Lange genug vermochte der ſchändliche Wehrwolf ſich in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, und nicht Menſchenwitz, noch

Beamtenkunde, ſondern der Spürſinn eines Newfoundländers förderte ſolch rohe Abſcheulichkeiten zu Tage. — Wir ſind das Salz der Erde; auf uns ſind Aller Augen gerichtet; alle Zeitungen berichten über die unausſprechlichen Greuelthaten des ſogenannten „ſchönen Joſeph“, unſeres Stiefelputzers, den wir gut hielten und dem wir vollauf zu leben gaben. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung ziemt es uns, unſere tiefſte Entrüſtung, unſere innere Empörung über dieſe namenloſen Schandthaten kundzuthun. Und unſer würdiger Freund Nußknacker hat uns in dieſer Angelegenheit einen Vorſchlag zu machen, der ſich einer allgemeinen Zuſtimmung erfreuen dürfte.“

Auf allſeitiges Verlangen erhob Nußknacker ſeine breitmäulige Baßſtimme:

„Kommilitonen! Das ehrliche Begräbniß ſogar hat der viehiſche Sünder ſeinen unſchuldigen Opfern verſagt. Es iſt die letzte Liebe, eine heilige, unerläßliche Pflicht; die einzige Genugthuung, welche wir der in der Wiege gemordeten Unſchuld zu geben vermögen. Erweiſen wir ihr die letzte Ehre in Geſtalt eines Volkstrauerfeſtes, gleichwie es bei fürſtlichen Trauerfällen üblich iſt. Fürſtlicher Leichenpomp ſtützt ſich auf Herkömmlichkeit. Soll ſich das, über ſchamloſe Greuelthaten empörte Sittlichkeitsgefühl nicht auch einmal herausnehmen, ſein Beileid pomphafttrauernd kundzuthun?“

Ein akademiſcher Beifall erfolgte. Das heißt: Gebrüll, Händeklatſchen und Fußſcharren.

»Keinen Beifall, meine Herren!« überſchrie Manaſſe den Lärm: »die Sache iſt zu ernſt und heilig. Erniedrigen Sie mich nicht zu einem Komödianten, der darauf ausgeht, Furore zu machen.«

Stille trat ein, und Manaſſe fuhr fort: »Mein Vorſchlag lautet: ſämmtliche junge Mädchen von 12 bis 14 Jahren hieſiger Stadt einzuladen, ihren 4 gemordeten Mitſchweſtern die letzte Ehre anzuthun, und die vier Särge zur langerſehnten Gruft zu geleiten. Gewiß wird jeder brave Burſch ſein Scherflein beitragen, um Töchtern unbemittelter Eltern mit dem Nöthigen auszuhelfen, damit ſie theilnehmen können an dieſem allgemeinen Volks-Trauerfeſte, an dem Kinderleichenzuge. Zwölf der Unſrigen, in tiefer Trauer, mit florumwundenen Marſchallsſtäben, werden dem Leichenwagen je Drei und Drei vorangehen, und wer ſonſt noch will, die Särge eskortieren, mit weißer Kravatte, Piquéweſte und weißen Handſchuhen. Alle Uebrigen mögen in voller Burſchenuniform, und die blanken Schläger geſchultert, für Sicherheit ſorgen, damit unſer Trauerfeſt nicht geſtört werde, und wir der Fatalität überhoben ſind, Polizei- und Militärhülfe in Anſpruch zu nehmen. Zugleich erlaſſen wir einen Aufruf an die guten Philiſter und Bewohner dieſer Stadt, uns beizuſtehen, Friede und Ordnung aufrecht zu erhalten, weil unſer Volkstrauerfeſt doch der Ehre ihrer jungen Töchter gilt.«

Nun aber mußte der akademiſche Beifall ſich einmal wieder Luft machen, und zwar mit einem Ungeſtüm, als wolle er kein Ende nehmen.

Graf Mannsfeld rief ungeduldig: »Meine Herren! Sind wir hier zu lärmender Zuſtimmung verſammelt, oder zu einer ſtillen Berathung?«

Das wirkte, und er fuhr fort: »Ich, meine Herren, werde meinestheils den Stadtmuſikus einladen, ſein Muſikkorps aus der Umgegend zu verſtärken, und meinen Oheim, den General, bitten, mir ſechs Tambours mit gedämpften Trommeln zur Verfügung zu ſtellen, damit unſerem Trauerfeſte militäriſche Ehre angethan werde, denn auch der Soldat muß ein Herz im Leibe haben und mit ſeinem Volke ſympathiſieren.«

Neuer ſtürmiſcher Beifall: »Vivat Mannsfeld! Vivat Nußknacker!«

Ein Komité wurde erwählt, der reiche junge Graf zum Präſes ernannt, ſowie Manaſſe zum Vicepräſes. Eine Ehre, welche er jedoch ablehnte.

»Meine Konfeſſion,« ſagte er, »erlaubt mir nicht, einer Leiche zu folgen. Ich heiße Cohen; ich bin vom Stamme der Cohanim, Das heißt: ein Aronite, und muß als Solcher einer Leiche, wenigſtens auf dreißig Schritt fern bleiben.«

»Nußknacker!« wandten die Theologen ein, »du pflegſt dich ſonſt nicht an das moſaiſche Geſetz zu binden.«

— »Ich habe noch einen zweiten Grund, der vielleicht beſſer einleuchtet. Sehen Sie mich an, meine Herren. Welch eine Figur würde ich im Leichenzuge ſpielen, wenn ich zur Linken unſeres ſchönen Mannsfeld dem Komité voranwackele. Würde ich nicht von vornherein das ganze Trauerfeſt verderben?«

»Das läßt ſich hören!« wurde überlaut gelacht. —

Selbſt die Theologen, die ſich bisher von dem Juden ferngehalten, verſöhnten ſich heut mit ihm.

»Nußknacker,« verſetzte einer derſelben, »du kömmſt mir vor wie eine Art Moſes Mendelsſohn.«

»Dürfte ich mir einbilden, einen Geiſt zu haben, wie Moſes Mendelsſohn, ſo würde Das mir zur Ehre gereichen. Höchſtens aber kann Moſes Mendelsſohn eine Art Nußknacker wie ich geweſen ſein, und damit können wir Beide keine Ehre einlegen — de mortuis nil nisi bene.“

13.

»Wie ich höre,« verſetzte Sturmdöſter, »wollen Sie ſich von dem Leichenzug fernhalten?«

»Ich darf, ſo lange meine gute alte Mutter — Gott ſchenke ihr hundert Jahre — am Leben iſt, keine Trauerkleider tragen.«

»In welchem Zuſammenhang von Urſache und Wirkung ſteht das Leben Ihrer Mutter mit Ihrer Trauertoilette?«

»Wenn der guten alten Frau — Gott behüte — Etwas zuſtoßen ſollte, würde ich mir lebenslänglich ein Gewiſſen daraus machen.«

»So antwortet mir mein Famulus? Uebertreiben Sie den Juden nicht; machen Sie ſich nicht auffällig. — Schon einmal, bei dem Bettlerleichenſtreit, haben Sie ſich zurückgezogen und mich vorgeſchoben. So ganz wohlfeil bin ich nicht davon gekommen, wie Sie wiſſen. Bedenken Sie:

Nicht als Jude ſind Sie mein Famulus. Ich verlange nicht, daß Sie Ihre Perſönlichkeit preisgeben. Aber, nachdem Sie mit Ihrem Vorſchlage zu einem Kinderleichenzuge die ganze Stadt in Allarm gebracht, dürfen Sie ſich nicht zurückziehen. Beſtellen Sie ſich bei Schneider, Schuſter, Handſchuhmacher auf meine Rechnung, was Sie bedürfen. Sie fahren mit mir in meinem Wagen, und ich folge dem Sarge Blumenbinchens.« — — —

Der große Tag brach an. Graf Mannsfeld hatte ein ſtarkes Muſikcorps zuſammenbringen laßen mit [illegible] und großer Trommel, und auch ſechs Tambours mit gedämpften Militärtrommeln waren ihm von ſeinem Oheim geſtellt.

Die Burſchen hatten ſich im Univerſitätsgebäude verſammelt, die Leichenwagen hielten vor den Trauerhäuſern. Dahin auch wurden die jungen Mädchen geführt. Sie trugen weiße Kleider und Trauerſchärpen und ein Körbchen voll Blumen, um ſie ihren Geſpielinnen in die finſtere Gruft nachzuſtreuen. Der offne Sarg Blumenbinchens ſtand auf dem Hausflur Sturmöller's, und bis zum letzten Augenblick konnte Jedermann herantreten, das Einbalſamirungskunſtſtück zu bewundern, Blumenbinchen eine letzte Thräne zu widmen, und ihren verarmten Eltern eine fromme Spende zu hinterlaßen.

Es war ein ſonniger Auguſttag, und der Himmel blau und heiter. — —

Wo nur die Spitze des Zuges ſich zeigte, und das getragene Moll des Trauermarſches das Glockengeläute durchſchnitt, fingen, an den übervollen Fenſtern die Damen zu weinen an, verbargen ihr Antlitz in die weißen kringeſtickten Schnupftücher, und gar wenn die gedämpften Militärtrommeln, langanhaltend, raſſelnd einfielen, wurden hie und da Einige ohnmächtig.

Die Leichenwagen folgten auf einander, je nach der Reihe der darin Schlummernden, welche die gleiche Todesart erlitten hatten.

Die Burſchen, ihre blanken Schläger geſchultert, ſalutierten die Särge. Die Bürger nahmen ihre Hüte ab, und die weißbehandſchuhte Eskorte, je Drei zu Drei, rechts und links an jedem Leichenwagen, befliß ſich, die fehlgeworfenen Sträuße und Kränze auf den Särgen zurechtzulegen. Bald war nicht mehr zu erkennen, welcher Sarg der prächtigſte war. Die ganze Gegend war nach Blumen ausgeplündert worden, und zertretene Blumen und Kränze bezeichneten den Weg, den der Leichenzug genommen hatte.

Blumenbindens Sarg war der letzte. Aber die bunteſten Kränze, die ſeltenſten Blumen wurden für den letzten Sarg aufgeſpart, und es flüſterte und ſchluchzte: »Da kommt ſie! da kommt ſie!«

Für Rang und Reichthum, welche die Geburt ihr verſagt hatte, entſchädigte ſie die Volksliebe. —

Als der Zug ans Thor gelangte und die Wache amtrat, um mit »Gewehr bei Fuß« die Särge fromm zu begrüßen, da hatte gar Mancher in Reih' und Glied naſſe Augen.

Und in eben dieſer feſten Thorwache, hinter engvergitterten Fenſtern, befand ſich Lebrecht, ſeinem Seelſorger zur Seite. Man hatte ihn nächtlicher Weile dahingeſchafft, damit er den Kinderleichenzug ſich zu Gemüth ziehen möge. Und der Geiſtliche hub an: »Schau dieſe Särge, Lebrecht! Sie ſind, noch ehe ſie zur Gruft gelangen, begraben unter Blumenhügeln. Doch kein Blumenduft verſüßt Thaten, wie die deinen. Da hilft kein Balſam, keine Spezerei, ſie ſtinken gen Himmel und bewaffnen den Zorn Gottes. — Schau hin! die Männer, mit Thränen in den Augen, entblößen ihre Häupter, und die Weiber weinen und ſchluchzen, daß wir es hören. Alle dieſe Thränen, ſie waſchen dich nicht rein von deinen Frevelthaten. Sie ſchreien Feuer vom Himmel und werden dir auf der Seele brennen. — Du haſt die Elternliebe in ihrem innerſten Herzen verwundet, du haſt die Unſchuld in der Wiege gewürgt und die Weiblichkeit in zarteſter Wehrloſigkeit beleidigt. — Horch, wie die Hoboen gellen und die Trompeten ſchmettern! — Sie dröhnen gen Himmel und ſchreien um Rache. — Hörſt Du die dumpfen Paukenſchläge? Es iſt das Herzpochen der empörten Menſchheit. Hörſt du das heiſere Trommelgeraſſel? So ſchaudert die Menſchheit zurück, vor dir Höllenungethüm; vor dir Wehrwolf!«

Lebrecht's Augen trüben ſich, und wirklich gelang es ihm, einige Thränen zu weinen. Aber auch ſein Seelſorger hatte ſich in Rührung hineingepredigt und zog ſein Schnupftuch, um ſich die Augen zu trocknen.

„Die Gnade Gottes,« dachte er, »wird am Ende, zu dieſem verſtockten Sünderherzen den Weg auch noch finden.«

16.

Ein ſchwarzgeſiegelter Brief aus Andernach lief ein. Manaſſe, leichenblaß, erbrach mit zitternder Hand das Kouvert.

Seine alte Mutter war geſtorben. Mit ihrem letzten Hauche hatte ſie ihren geliebten einzigen Sohn geſegnet und Glück über ihn vom Himmel erfleht. Mit dem Namen Manaſſe auf den ſterbenden Lippen war ſie ſanft entſchlummert. —

Er gebährdete ſich wie ein Verzweifelter. »Geliebte Mutter! deinem Andenken ſei es geſchworen: Fortan keine Scherze, keine Heiterkeit mehr! Ich habe bei deinen Lebzeiten Trauerkleider getragen und bin in Leichenkutſchen gefahren, und dafür hat mich Gott gezüchtigt und dich mir entriſſen!«

»Läſtern Sie nicht,« ſprach Sturmöller. »Hätten Sie

Ihrer guten alten Mutter wohl geziemt, vor ihr zu ſterben? Mit welch ausgelaſſenem Schmerz betrauerte ſie Ihren Vater! Der Verluſt ſeines leibhaftigen Ebenbildes würde ſie vollends in Gram und Verzweiflung getödtet haben.«

»Herr Profeſſor! Ich bin nicht Sie, und Sie ſind nicht ich. Sie ſind ein kräftiger blühender Mann, den alle Welt verehrt, und wer bin ich an meinem beſten Feiertage? Der häßliche Nußknacker, mit dem man Kinder zu Bette ſchreckt, und vor dem die Frauen kreiſchend und lachend davonlaufen.«

»Der denkende Menſch, im Bewußtſein ſeines beſſern Selbſt und ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit, belächelt ungünſtige oder vielmehr närriſche Zufälligkeiten, welche ſeinen Körper entſtellt haben.«

»Herr Profeſſor! Ihre Eltern haben Ihnen Geld und Gut hinterlaſſen; Das nennt man eine chriſtliche Erbſchaft. Was habe ich von meinen Eltern geerbt? Von meinem Vater ſeine Nußknackerhäßlichkeit, und von meiner Mutter ſeine alten Kleider; Das nennt man eine jüdiſche Erbſchaft. Der Chriſt betrauert ſeine Eltern pflichtmäßig; aber der Jude mit Leib und Seele und von ganzem Herzen. — Die liebe alte Frau war noch ſo rüſtig, ſie putzte ſich noch gern, und ſchwärmte für ihren Nußknacker. — Nun iſt ſie todt und begraben, und da ſteht nun der arme Nußknacker verwaiſt und allein auf der Welt.«

»Hat er keinen Freund, der für ihn ſorgt?«

»Wir ſind nur Leidensgefährten, Herr Profeſſor. Sie können nicht vergeſſen, meinem Vater »Schachmatt auf ewig« geboten zu haben, und ich kann nicht vergeſſen, bei Lebzeiten meiner ſeligen Mutter Trauerkleider angelegt zu haben.«

»Ihre Mutter iſt ſchon begraben? Das iſt ja gar nicht möglich.«

»Was macht man für Umſtände mit einer jüdiſchen Leiche, zumal bei einer koſcheren Rabbinerfrau? Vor Sonnenuntergang muß Alles abgemacht ſein.«

»Es iſt nicht möglich! Ihre Mutter iſt vor dem Kinderleichenzug geſtorben und begraben, ſonſt könnte bei der Langſamkeit unſerer Poſten, die Nachricht noch nicht hier ſein. Weiſen Sie her den Brief. — — Ach Hebräiſch.«

»Nein, Herr Profeſſor, Judendeutſch, und Das iſt ein Datum nach jüdiſchem Kalender. — Gott ſegne Sie, Herr Profeſſor! Sie haben wieder einmal Recht. Ich habe keine Trauerkleider getragen bei Lebzeiten meiner guten ſeligen Mutter. Sie hat ſich beeilt, von der Welt zu kommen, bevor ihr geliebter einziger Sohn ſich an ihr verſündigte, und ach, ſie iſt geſtorben in den neuen Tagen, wo der liebe Gott die frömmſten und weiſeſten Menſchen zu ſich nimmt.« Hiemit faßte er ſeinen Frack bei Klappe und Kragen, und that einen tiefen Riß hinein.

»Sind Sie toll?« zürnte Sturmöller.

»Verzeihen Sie, Herr Profeſſor. Ich habe gethan, was ich mußte. Ich habe mir eine Kriee geriſſen.«

»Was haben Sie ſich geriſſen?«

»Eine Kriee. Wenn Eltern oder Geſchwiſter ſterben, zerreißt ſich der Jude die Kleider. Freilich — dieſer Gallafrack iſt ein Geſchenk von Ihnen, und hätte ich meinen Hausrock angehabt und dahinein meine Krie geriſſen, ſo wäre es Daſſelbe geweſen.«

17.

Unter den vielen Fremden, welche eine Stadt beſuchten, die mit ihrem Wehrwolf großes Aufſehen gemacht, befand ſich auch ein engliſcher Naturforſcher, der für ſeine Regierung reiſte. Er ermangelte nicht, Sturmöller zu beſuchen, der ihn zu Tiſche lud. — Küche und Keller mußten ihr Aeußeres aufbieten. Sie ſpeiſten zu Dreien.

Der Engländer war von Manaſſe bezaubert. Er erhob ſein Glas.

„Sir! Unſer freies Inſelland, ſagt man, ſei die Heimat der Originale. Allein, ich glaube verſichern zu dürfen, daß unſere drei Königreiche insgeſammt, Nichts aufzuweiſen haben, was Ihnen nahe kömmt. Ich verſichere Sie meiner vollkommenſten Hochachtung und erlaube mir, auf Ihr gutes Wohl zu trinken.“

„Sir Atkins, ich weiß dieſe Ehre zu ſchätzen.“

„Der Kinderleichenzug iſt, wie man ſagt, auch von

Ihrer Erfindung, und ich trage Ihnen hiemit meinen Theil von Dank ab, für dies ganz ſonderliche Schauſpiel, welches mich ſehr erheitert hat.«

„Erheitert, Sir?«

— „Ich bin ſchon in der ganzen Welt geweſen, aber nirgends habe ich ſo weinen ſehen, wie in Deutſchland. Ernſte bejahrte Männer ſchluchzten, und ſchnaubten ſich die Naſen wie alte Weiber, und Frauen ſchrieen und heulten wie Kinder, welche die Ruthe bekommen. In der That, Sir, ich bewundere Sie, denn Sie ſind es, der ſo viel Thränen fließen machte.“

— „Nicht zu meinem Vergnügen, Sir.«

— „Ich ſammle Notizen für allerlei Zeitungen, die Ihrer vielfach erwähnen werden. Ich erlaube mir, Ihnen vorzuleſen, was ich mir aufgezeichnet habe; Sie können unmöglich damit unzufrieden ſein.«

Hiemit langte er ſein Büchelchen heraus und las:

„Es giebt keine weinerlichere Nation, als die deutſche. Ich ſah auf offener Straße, und bei hellem Tage, von einer ganzen Einwohnerſchaft die dickſten, hellſten Thränen vergießen. Der Urheber dieſes weinerlichen Schauſpiels iſt ein blutjunger Gelehrter, von beſonders genialer Geſtalt, wie ich Deßgleichen noch nie geſehen habe. Unſtreitig iſt er von großem Verdienſte. Auch trägt er eine Dekoration, vermuthlich eine geiſtliche. Sie beſteht in einer platten Litze an der Rockklappe unter dem Kragen.« — „Sir!

Sie werden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir erklären wollten, was dieſe Decoration bedeutet.“

Manaſſe ſtreckte abwehrend beide Hände von ſich, bedeckte hierauf ſein Antlitz, und verließ lautweinend Tiſch und Zimmer.

„Vor dieſer Weinerlichkeit,“ meinte der Engländer, „ſteht mir der Verſtand ſtille. Wie kann man Jemanden wehe thun, wenn man ihn nach einer platten Litze an ſeiner Rockklappe fragt?“

— „Vor wenig' Tagen erſt iſt ſeine alte Mutter geſtorben, und alsdann zerreißt der Jude ſeine Kleider und läßt ſie mit einer platten Litze wieder ſtopfen. Er nennt Das eine Kriee.“

„Dank Ihnen, Sir. Ich werde mir Das bemerken.“ Und von Neuem zog er ſein Notizbuch hervor und ſchrieb:

„Wenn man einen deutſchen Juden nach ſeiner Kriee fragt, ſo fängt er an zu weinen und zu ſchreien, und läuft davon.“ — „Sir! haben Sie Luſt, heute mit mir von Geſchäften zu reden?“

„Warum nicht!“

„Sie wiſſen, daß ich hauptſächlich für das oſteologiſche Muſeum zu London reiſe, und ich habe große Luſt, Ihren Famulus Ihnen zu kapern.“

„Er wird ſich ſchwerlich von mir trennen.“

„Behalten Sie ihn, ſolange er lebt. Ich trachte nur danach, dieſen außerordentlichen jungen Gentleman nach ſeinem Tode für das oſteologiſche Muſeum zu erwerben.“

„Sein Skelett?“

„Mehr verlange ich nicht.“

„Unmöglich iſt es nicht, doch könnte es etwas theuer zu ſtehen kommen. Mein Famulus iſt ein Naturſpiel, einzig in ſeiner Art. Sein Vater, der in früheſter Jugend durch einen gefährlichen Fall ſich dieſe Verkrüppelung zugezogen hat, ſtarb plötzlich. Und die Syntheſis der mit einem Poſthumus ſchwangeren Rabbinerwittwe ahmte, in Folge ihrer Troſtloſigkeit über den plötzlichen Tod ihres Ehemannes und Ernährers, auf natürlichem Wege die Tücken eines böſen Zufalls nach, indem ſie ein leibhaftiges Ebenbild ſeines Vaters zur Welt brachte.“

„Sehr denkbar. Noch nicht vorgekommen, ſolange die Welt ſteht!“

„Um ſo mehr wird das Skelett dieſes Poſthumus als Unicum Werth haben, und bei allen Mammuthknochen, Antediluvianitäten und ſonſtigen Merkwürdigkeiten für immer der Schmuck und das Kleinod Ihres Muſeums bleiben. — Das iſt noch nicht Alles. Mein Famulus wird es, bei ſeinen ſeltenen Geiſtesgaben, ſehr weit bringen und ein großer berühmter Gelehrter werden. Der Ruf, den er dereinſt hinterläßt, wird ſein Skelett unbezahlbar machen.“

„Der Engländer taxirt und bezahlt Alles.“

„Mißverſtehen wir uns nicht. Es kann dem ſtolzen England nur zum Ruhme gereichen, die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen eines genialen jungen Gelehrten mit einem Jahrgehalt zu unterſtützen, ſodaß er einzig und allein ſich ſeinem Beruf widmen kann, ohne einem ſtörenden Broderwerb nachzugehen. — Haben Sie Vertrauen zu mir! Ich lade Sie nicht ein, die Katze im Sacke zu kaufen. Die Naturwiſſenſchaften dürfen ſich nicht auf den Glauben ſtützen. Prüfen Sie ſelbſt.“

„Ich verſtehe Sie vollkommen, und Sie werden ſehen, wie ich mich benehme.“ — — —

Manaſſe äußerte am folgenden Morgen: „Mir träumte, dieſe Nacht von meiner guten ſeligen Mutter. Sie hatte beide Hände voll Geld, und ſprach: „Wie arm ich auch verſtorben bin, ſo ſollſt du doch alles Dieſes, und Viel mehr noch, von mir erben, ſodaß du für dein ganzes Leben genug haſt.““

Sturmöller horchte hoch auf. „Setzen ſich die Sympathien zwiſchen Mutter und Kind auch im Grabe fort? — Das war eine Divination, eine Hallucination, ein Schickſalswort. Das Geld, das Ihre Mutter Ihnen im Traume darbot, ſteht Ihnen baar zur Verfügung; doch will ich Sie zu Nichts bereden.“

Die alte Haushälterin war zugegen.

„Was ſtehſt du hier und gaffſt?“ herrſchte Sturmöller ſie an. „Scher dich in deine Küche!“

„Ich gehe, Herr Profeſſor, ich gehe.“ Allein das Geſpräch hatte ihre Neugierde gereizt, und ſie lauſchte an der Thür.

Sturmöller ſetzte ſeinem Famulus auseinander, um was es ſich handelte, und ſie hörte ihn erwidern:

„Meine Vorſehung heißt: Profeſſor Sturmöller. Für mich ſelbſt brauche ich Nichts; doch habe ich vater- und mutterloſe Schweſtern, Rabbinerstöchter, welche Nichts gelernt haben, als von frommen Spenden leben, ſich aber dennoch für etwas Beſſeres halten, als andere Judenmädchen, die eben keine Rabinerstöchter ſind. Ich muß darauf bedacht ſein, ihnen Ehemänner anzukaufen, die ihre Verſorgung übernehmen und ſie als ihre Untergebenen ernähren; denn die Jüdin an ſich iſt rechtlos und hat weiter keine Anſprüche, als auf ſtandesmäßig tägliches Brot.“

Die Alte hatte genug gehört. Sie verließ ihren Lauſchwinkel und ſprach bei ſich: „Der verdammte Jude verkauft ſeine Knochen aus lebendigem Leibe!“

Der Kontrakt wurde mit britiſcher Schonungsloſigkeit abgefaßt, von Sturmöller garantirt und von dem Bürgermeiſter beſtätigt.

In Folge dieſes zur gegenſeitigen Zufriedenheit abgeſchloſſenen Handels, glaubte der Engländer, Sturmöller und Manaſſe zu einem delikaten Mahle ebenfalls einladen zu müſſen.

Es fand in ſeinem Hôtel ſtatt, und nach der Suppe erhob er ſein Glas: „Herr Profeſſor! Ich bilde mir ein, das oſteologiſche Muſeum nicht eben zu präjudiciren, indem ich Sie einlade, unſere Gläſer zu leeren auf die Geſundheit dieſes ganz beſonderen Gentleman — möge er dem Muſeum recht theuer zu ſtehen kommen!“

18.

Bis hieher hatte ſich Lebrecht in ſeinem Gefängniſſe untadelhaft benommen. Allein ſein Todesurtheil erſchien, ward in letzter Inſtanz beſtätigt und das Gnadengeſuch verworfen. Seine Wehrwolfsunthaten hatten zu viel Aufſehen gemacht, und die etwanigen Milderungsgründe wurden nur ſoweit berückſichtigt, daß man es bei der einfachen Todesſtrafe bewenden ließ, ohne ſie eben zu verſchärfen.

Der Paſtor und ſein Defenſor waren bei ihm, um ihn zu tröſten. Allein er hörte nicht auf ſie.

„Herr Doktor,“ klagte er, „Sie haben wenigſtens angefragt bei mir, ob ich vertheidigt ſein will, und ich ſagte Ja. Denn man gießt kein faules Waſſer aus, bevor man reines hat. — Sie aber, Herr Paſtor, haben nicht bei mir angefragt, ob ich meine Seele retten will; denn ſicher hätte ich Nein geſagt. Mein faules Waſſer iſt mir lieb, und nach dem reinen verlangt mich nicht. Der Herr Doktor hat mir mein faules Waſſer nicht reinen können, und Sie werden kein größerer Hexenmeiſter ſein, als er, und mir reines Waſſer beſorgen.“

Der Paſtor war über dieſe Unverſchämtheit eines Delinquenten, dem er das Zeugniß eines reuigen und bußfertigen Sünders gegeben, ſo beſtürzt, daß er Nichts zu erwidern wußte.

Der Defenſor ſagte: „Joſeph! bedenke wohl, daß du im letzten Augenblicke noch begnadigt werden kannſt. — kommen Sie, Herr Paſtor! Werfen Sie die Perlen nicht vor die Säue.“

Beide gingen. — Joſeph indeſſen hatte die letzten Worte ſeines Defenſors wohlbehalten. Er fragte die Knechte, er fragte den Schließer: „Sollte ich wohl begnadigt werren?“

Das durfte nicht beſtritten werden, um den Verurtheilten nicht in ſeinen letzten Tagen zu beunruhigen. Nur der Schließer ſagte: „Du biſt dem Herr Paſtor grob gekommen, und Das könnte deine Sache verſchlimmern.“

Der Delinquent nahm ſich Das zu Herzen und ward wieder gelaſſen und umgänglich. — —

In den letzten Tagen vor der Hinrichtung wurde Jedermann, gegen eine geringe Schließergebühr, zu dem Verurtheilten gelaſſen. Unter Anderen kamen auch Herrſchaften, bei denen er früher gedient oder auch nur aufgewartet hatte.

Er warf mit Bibelſprüchen und Geſangbuchverſen um ſich, beſeufzte mit ſalbungsvollen Redensarten ſeinen tiefen Fall und die menſchliche Sündhaftigkeit.

„Ach!“ ſagte er. „Ich ſchäme mich dieſer fadenſcheinigen, ſelbſtgeflickten Gefängnißkleider. Mein einziger Wunſch für dieſe Welt iſt, wohlgekleidet, wie es einem ordentlichen Menſchen geziemt, meinen letzten Gang anzutreten.“

Das rührte die Frauen, und ſie brachten eine kleine Summe zuſammen, um ihn anſtändig kleiden zu laſſen.

Es fehlt in einer Univerſitätsſtadt nicht an Althändlern, welche den Studenten Geld vorſchießen und ihnen in allen Nöthen und Fährlichkeiten beiſtehen.

Ein ſolcher war auch Jordan, von Profeſſion ein Schneider, und eine fromme Seele. Er heiligte den Feiertag, verſäumte weder Gottesdienſt noch Betſtunden, und plünderte dafür Werkeltags um ſo dreiſter den burſchikoſen Leichtſinn aus.

Der witzige Manaſſe bezeichnete ihn folgendermaßen: „Es giebt einen heiligen Fluß und einen heiligen Schneider gleichen Namens. Wer zu dem heiligen Fluſſe geht, entkleidet ſich, um zu baden; wer zu dem heiligen Schneider kommt, wird erſt bekleidet und nachmals ausgebadet. Zum Fluſſe Jordan ging man, ſich taufen zu laſſen. Zum Schneider Jordan kommt man, um beſchnitten zu werden, daß Einem die Augen überlaufen. Heilige Flüſſe haben bisweilen Ebbe; heilige Schneider fortwährend geſegnete Fluth.“ — —

Jordan kam, dem Verurtheilten Maß zu nehmen.

„Mein reuiger armer Sünder, es iſt gut für dich geſorgt. Beſtelle, was du brauchſt. Ich will nichts an dir verdienen. Es ſoll kein Geſchäft, ſondern eine Ehrenſache ſein. Etwas thut man um Gotteslohn, Etwas den Damen zu Liebe, und Etwas für ſich ſelbſt und ſein Geſchäft. Du ſollſt zu Tode gehen wie ein Edelmann.“

Lebrecht erwiderte: „Ich habe als Lohndiener gelebt, als Lohndiener mich verſündigt, und als Lohndiener will ich ſterben. Ich brauche kurze, enge Kniehoſen, ſeidene Strümpfe und Schnallenſchuhe, weiße Piqueweſte, weiße Halsbinde mit durchbrochenen geſtickten Zipfeln, und weiße Lederhandſchuhe. Kopfbedeckung brauche ich nicht. Ich habe noch mein braunes Lockenhaar.“

„Es iſt Viel, und ich muß erſt bei den Gerichten nachfragen, ob Das erlaubt iſt. Sodann hoffe ich, Ehre mit dir einzulegen, wenn du als armer Sünder zu Tode gehſt.“

Die Todesſtrafe war auf keine Weiſe verſchärft, der Delinquent konnte ſich ſo anſtändig kleiden, wie er wollte und ſeine Mittel es erlaubten.

Joſeph erhielt, was er verlangt hatte, putzte ſich, und ſpiegelte ſich in den Fenſterſcheiben, die er hinten verdunkelte.

Er nahm ſich in dieſem Anzuge nicht übel aus. Die

Kerkerluft hatte ſein Antlitz gebleicht und ſeinen Zügen etwas Leidendes gegeben. Die Frauen vergaßen, wie ſehr er ſich an ihrem Geſchlechte verſündigt hatte. Sie würdigten ihn ihrer Theilnahme, und beſchenkten ihn ſogar mit Blumen. Auch hieß er nicht mehr der Wehrwolf, ſondern wieder, wie vormals, der „ſchöne Joſeph“.

Er gefiel ſich darin, eine populäre, wenn auch verbrecheriſche Tagesmerkwürdigkeit zu ſein.

Erſt am Vorabende der Hinrichtung, als der letzte Beſuch aufgefordert wurde, ſich zu entfernen, und eine Frau, mit Hinterlaſſung einer kleinen Geldſpende und mit dem frommen Abſchiede ging: „Joſeph! Gott ſtärke dich für Morgen!“ — da ward ihm bange. Er fing an, ſeine Kleider auszubürſten und ſeine Schuhe zu wichſen. Dazu ſang er mit lauter Stimme geiſtliche Lieder.

Nur wenn die Gefängnißuhr von Viertel- zu Viertelſtunde zum Schlagen ausholte, durchfuhr ihn ein Schauder. Er biß die Zähne zuſammen und blieb ſtill und unbeweglich, bis ſie ausgeſchlagen hatte. Dann fuhr er wieder fort, darauf los zu bürſten und zu ſingen.

Die niedlichen Schuhe waren endlich ſpiegelblank. Die Wichſe hatte all ihren Glanz hergegeben und mußte bei einer weitern Behandlung erblinden. Er betrachtete ſein Werk.

„Nicht wahr, die Schuhe ſind blank?“

„Blank genug, um damit an den Galgen zu gehen.“

Er verlangte Waſchwaſſer und Seife. Die Gefängnißſeife war ihm nicht fein genug. Beſſere aber war nicht vorhanden.

Er wuſch ſich Geſicht, Hals, Bruſt und Hände und verlangte immer von Neuem reines Waſſer, ſobald es von dem Seifenſchaume getrübt ward.

„Mach ein Ende, Joſeph!“ rief der Schließer.

Gehorſam ſpülte er ſich ab und rieb ſich mit dem harten Gefängnißhandtuche faſt die Haut wund.

„Wo bleibt der Barbier?“ fragte er.

„Wenn man dir den Kopf abnimmt, wird man dir den Bart nicht ſtehen laſſen.“

Er beſtand darauf, und der Gefängnißbarbier wurde aus dem Bette geholt.

Der Barbier war fertig. Der Verurtheilte befühlte ſein Geſicht und verlangte einen Spiegel.

„Spiegel giebt es hier nicht.“

Der Barbier zeigte einen Taſchenſpiegel.

„Das geht nicht,“ meinten die Beamten. „Er könnte ihn zerbrechen und mit den ſcharfen Kanten ſich über den Hals ſchneiden.“

„Der?“ lächelte ſpöttiſch der Barbier. „Der thut ſich nichts zu Leide“.

Der Taſchenſpiegel wurde ihm gereicht. Joſeph ordnete ſein Haar und beäugelte ſich von allen Seiten, indem er ihn bald ſenkte, bald wieder hob. Hierauf legte er mit großer Sorgfalt ſeine feine Wäſche an, band ſich die geſtickte, mit Spitzen beſetzte Kravatte um, beäugelte ſich von Neuem im Spiegel, und wiederholte: „Ich werde begnadigt werden.“

19.

„Manaſſe!“ hob Stukmöller an. „Es liegt mir Viel daran, zu wiſſen, wie ſich der Verbrecher in ſeinen letzten Augenblicken benehmen wird. Ein ungefähres Prognoſtikon habe ich ihm geſtellt. Es handelt ſich hauptſächlich Darum, den Puls des Delinquenten zu prüfen, ſobald er auf dem Richterſtuhle feſtgeſchnallt worden, und ſodann das Herzpochen, bevor der Streich fällt. Haben Sie Luſt dazu?“

„Dank, Herr Profeſſor, für dieſen ehrenvollen Auftrag.“

„So ganz ehrenvoll iſt er eben nicht. Die Frauen intereſſiren ſich für den „ſchönen Joſeph“ und werden in ihren Equipagen und im Gedränge zahlreiche Zuſchauerinnen abgeben. Nach der Execution wird es daher an Zufällen nicht fehlen, die ſammt und ſonders mit einem Recepte zu kurieren ſind. Ich darf mich auf dem Hochgerichte nicht zeigen, wenn ich mich nicht für meine Patientinnen unmöglich machen will. Aber das Gerichtsperſonal iſt bereits avertiert, und der Scharfrichter iſt ein gefälliger und erfahrener Mann. Ich habe mit ihm geſprochen. Er wird Ihren Auftrag nach Kräften begünſtigen. Indeſſen verlange ich von Ihnen kein Opfer. Vielmehr weiß ich, wie penibel Sie in Angelegenheiten Ihrer Familie ſind. Indem ich Sie daher bitte, dem armen Sünder Ihre volle Aufmerkſamkeit zu ſchenken, mache ich Sie aufmerkſam auf das heutige Datum. Wir haben heute den 19ten, — den Sterbetag Ihres Vaters.“

„Sie irren, Herr Profeſſor. Der Judenſohn muß wiſſen, wann er Jahreszeit hat?“

„Jahreszeit?“

„So nennen wir unſern Trauertag zum Gedächtniß unſerer Eltern. Grade in dieſem Monat divergieren chriſtliches und jüdiſches Datum nur um einige Stunden; denn der aſtronomiſche Tag fängt um Mitternacht an, und der jüdiſche Tag am Vorabend, wenn ſich Sterne am Himmel zeigen. Bis dahin habe ich meine Pflicht zu erfüllen. Nach Dem werden Sie mir erlauben, meinen Pflichten zu genügen.“

20.

Im Gefängnißhofe hielt ein verdeckter Wagen. Der ſauber gekleidete Verbrecher wurde vorgeführt, weigerte ſich jedoch einzuſteigen. Er verlangte, zu Fuß durch die Straßen geführt zu werden, um, im aufgeſchlagenen Geſangbuche leſend, beweint und mit Blumen beworfen zu werden. So hatte er es ſich einmal in den Kopf geſetzt. Man machte wenig Umſtände mit ihm, wie erbärmlich er auch ſchrie.

Aus der Stadt und der Umgegend war Alles um das Hochgericht verſammelt, und die dicht gedrängte Menge war geſpickt mit Fuhrwerken aller Art. Das Gerichtsperſonal langte an; endlich auch der dicht verhängte Wagen. Er fuhr in den Kreis der Wachen.

Grabesſtille herrſchte auf dem menſchengefüllten Platze. Der verhängnißvolle Augenblick nahte. Die Herzen pochten. Die Damen in ihren Equipagen wurden ohnmächtig; die Frauen im Volke ſeufzten und ſchluchzten hörbar.

Der „ſchöne Joſeph“, ſo dachte man, würde, ſauber gekleidet, mit Anſtand das Schafott beſteigen, und chriſtlich ergeben, bußfertig und gefaßt den Tod erleiden. — Ach, wie ſehr hatte man ſich in dieſer Erwartung getäuſcht!

Der ſchöne Joſeph ſah ſich nicht mehr ähnlich. Seine Kleider waren zerzauſt und ſein wohlgeordnetes Haar zerrauft. Bewußtlos wurde er die Stufen hinangeſchleppt, und erſt nachdem man ihm Frack und Weſte ausgezogen, die ſeine Halsbinde abgenommen, das Hemd zurückgeſtreift hatte, und ihn auf den Richtſtuhl feſtſchnallte, gab er noch eine Lebensſpur von ſich, indem er erbärmlich ſchrie: „Gnade! Gnade! Gnade!“

Dieſes widerliche Schauſpiel ſollte noch zum Lächerlichen entſtellt werden. Eine Handbewegung des Scharfrichters lud Manaſſe ein, näher zu treten, und der häßliche Nußknacker wankte lahmen Ganges herbei.

Mit dem Blick auf die Sekundenuhr in freier Hand, ließ er ſich Zeit. Im Publikum erhoben ſich Laute des Mißfallens. Manaſſe zuckte ſeine hohen ſpitzen Achſeln, mit einer Gebehrde, welche dem Scharfrichter etwa andeutete: „Machen Sie ein Ende!“

Dieſer antwortete mit einem Lächeln der Ueberlegenheit.

Dem Delinquenten wurden die Augen verbunden, und er ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken. Fauſtſtöße von geübter Henkershand an die Unterkinnlade ſollten ihn bewegen, den Hals zu ſtrecken. Allein dafür war der Patient bereits unempfindlich.

Der Scharfrichter ließ ſich ſein Schwert reichen, und zog es beim Griffe mit beiden Händen blank.

Der Kopf des Delinquenten wurde beim Stirnhaar emporgezerrt, und ein Wink des Scharfrichters lud Manaſſe ein, nochmals näher zu treten, um die Herzſchläge des armen Sünders unter dem Richtſchwerte zu prüfen.

Nochmals wankte der häßliche Nußknacker näher, die Sekundenuhr in der Hand. Neue Laute des Mißfallens in der Menge; doch ließ er ſich nicht ſtören. Endlich trat er zurück, und ſprach zum Scharfrichter: „Machen Sie fort, oder Sie köpfen einen Leichnam.“

Ein Achſelzucken des Beſſerwiſſens war die Antwort. Der Scharfrichter nahm Maß und Stellung, holte aus, der Streich fiel, und der Kopf wurde der Menge gezeigt.

Aber es blieb Alles ſtill, denn es kam kein Blut.

Fragend ſah Manaſſe den Scharfrichter an, welcher den Kopf ſchüttelte, als wollte er ſagen: „Fürchten Sie Nichts! Ich kenne Das.“

Und wirklich — nach einer geraumen Weile fing das Blut zu rieſeln an, dann zu ſpritzen und endlich hoch aufzuſtrahlen.

Jetzt erſt brach die Menge in ſtürmiſchem Beifall aus.

Der Scharfrichter ließ ſein Schwert fallen und ſtreifte ſich die Handſchuhe ab, die er ebenfalls von ſich warf. — —

21.

»Nun, wie war's?« fragte Sturmöller bei Manaſſe's Heimkehr.

»Uebertrieben intereſſant. Der Scharfrichter hätte faſt einen Leichnam geköpft. — Was ich heut erlebt habe, iſt kaum zu glauben, und man muß ſagen wie der ungläubige Thomas: »Das will ich mit dieſen meinen Fingern betaſten.« — Der brave Mann ſtirbt mit Todesmuth, der Märtyrer aus Sterbeluſt, und der viehiſche Sünder aus Todesangſt. Sterben vor Todesangſt; erſterben aus Sträuben wider das Sterben, ſelbſturſächliche Wirkung, paſſiver Selbſtmord! Zwei Verneinungen ſind eine Bejahung! — Heißt das nicht der Ewigkeit ſeine Fortdauer abringen? — Hoch über uns ſteht die Allmacht, und mir ſteht der Verſtand ſtill. Begnügen wir uns, die ewigen Naturgeſetze zu erforſchen, ſoweit es unſern blöden Sinnen vergönnt iſt und ſie unſeren dummerhaften Sinnen eindämmern.«

»Was ſollen dieſe Phraſen? Sie wiſſen, ich liebe

Das nicht; vielmehr erwarte ich von Ihnen einen genauen pathologiſchen Bericht.«

»Ich will mich ſammeln und mich zu erholen ſuchen.« — — —

Ueber Sturmöller ſchien ſich Alles heut zu häufen. In der Stadt und Umgegend war, wie er vorhergeſehen, Alles leidend, und alle Beſtellungen lauteten: »Herr Profeſſor möge ſelber kommen und nicht ſeinen Famulus ſchicken.«

Als er ſeinen Wagen verlangte, hieß es: »Er muß erſt gereinigt und die Scheiben wieder eingeſetzt werden. Wir wurden mit Koth und Steinen beworfen, und man ſchrie uns nach: „Verkauftes Skelett!“ Ich bin kein Lohnfuhrmann, ſondern ein herrſchaftlicher Kutſcher, und wenn meine Livree nicht reſpektiert wird, — nun . . .«

»Du haſt doch kein Unglück angerichtet? Geſtehe nur! Du weißt, ich laſſe meine Leute nicht im Stich.«

»Alles war das Werk eines Augenblicks. Unſere Braunen ſticht der Hafer, und wenn ſie einmal anſpringen, ſind ſie nicht leicht zu parieren. Ich ließ meine Peitſche knallen rechts und links. Ob ich Jemand getroffen habe, weiß ich nicht. Es kann aber wohl ſein.«

»Du haſt wohlgethan. Bleib bei dieſer Ausſage.« — Er ließ Manaſſe rufen.

»Sind Sie vom Pöbel inſultirt worden?«

»Herr Profeſſor, mit meiner Figur erweckt man kein Wohlgefallen.«

„Wie gehört Das hieher? Mein ſtadtbekannter Wiſtenwagen iſt beſchmutzt und beſchädigt worden. Das ſtört meine Praxis. Fürs Erſte melde ich Das dem Bürgermeiſter. — Johann, in einer Stunde muß Alles in Ordnung ſein.“ — — —

Der Leichnam des Hingerichteten wurde gebracht. Auch hatte Sturmöller ſeine ſämmtlichen Auskultanten, zur Gedächtnißfeier des verſtorbenen Rabbi von Andernach, einladen laſſen.

Gegen Abend kamen ſie. Sturmöller war noch nicht wieder zu Hauſe. Manaſſe machte inzwiſchen die Honneurs und bot ihnen Wein und Taback an. —

„Aber, Nußknacker! Das hätteſt du nicht thun ſollen. Du haſt den armen Sünder auf dem Richtſtuhle in ſeinen letzten Augenblicken beläſtigt.“

„Er war ſchon fühllos für die wohlgezielten Püffe der Henkersfäuſte.“

„Auch warſt du dem Henker beim Ausholen zum Streich im Wege, und er mußte dich bei Seite ſchieben.“

„Wer ſagt Das?“

„Die ganze Stadt.“

„Habt Ihr's geſehen?“

„Wir waren allerdings zugegen.“

„Doch was nicht geſchehen iſt, könnt Ihr nicht geſehen haben, und es iſt nicht Jedermanns Sache, zu ſehen, was zu ſehen iſt. Von Dem, was man zu ſehen ſich fürchtet, wendet man den Blick, beruft ſich aber nachmals dreiſt auf Hörenſagen, um als Augenzeuge mitreden zu können. Was ich that, geſchah vorſchriftsmäßig im Auftrage unſeres Herrn Profeſſors, dem ich einen Bericht darüber abzuſtatten habe.“

„Wer einen armen Sünder berührt, macht ſich unehrlich und ſtellt ſich Henkersknechten gleich. Selbſt der Scharfrichter, welcher dem Deliquenten ſein Recht angethan, wirft das Schwert von ſich und ſtreift ſeine Handſchuhe ab.“

„Seid ihr gekommen, Volksaberglauben und Pöbelweisheit zu predigen? Nehmt euch vor Sturmöller in Acht! Er iſt heut nicht in der beſten Laune.“

„Wir ſind gekommen, dich zu warnen. Das Konſil ſteht dir bevor, wo nicht gar relegatio cum infamia, und heute ſchon wurde dir nachgerufen: „Verkauftes Skelett!““

„Was frage ich danach? Mit meinem verkauften Skelett ſteht mir bei lebendigem Leibe die ganze Welt offen; und ich ziehe die allerhäßlichſte Wohlhabenheit der allerſchönſten Dürftigkeit vor. Beſſer ein vergoldeter Nußknacker, als ein zerlumpter Adonis. Beſſer ſein Skelett an ein ſolides Muſeum verkaufen, als Ehre und Gewiſſen an den Meiſtbietenden.“

„Mit den Frauen haſt du es heute völlig verdorben.“

„Was gelten ſie der Wiſſenſchaft! Mögen ſie ſtudieren und ſich unter einander kurieren. In Zukunft keine Accoucheurs mehr, ſondern Hebammen, und ſchamhafte Blutegel mögen ſich weigern, an obſcönen Stellen anzubeißen.«

»Nußknacker! du biſt heut außer dir.«

»Ich glaube es: erſt die Hinrichtung; dann vom Pöbel inſultiert; dann ein genauer pathologiſcher Bericht für meinen Profeſſor, und endlich iſt heut ein großer Tag für mich — der Sterbetag meines ſeligen Vaters. Der Jude glaubt an eine Beſtimmung, zu der er auf der Welt iſt. Er ſpricht nicht zur Allmacht: »Du weißt nicht, was du thuſt,« und ſagt nicht zur Allweisheit: „Du weißt nicht, was du willſt.« Nicht umſonſt bin ich das leibhaftige Ebenbild meines Vaters; und nicht umſonſt verlangt mich Sturmöller Tag und Nacht um ſich. Das Gegenſtändliche befreit von krankhafter Einbildung. Man befeſtigt eine Monomanie, indem man ihr widerſpricht, und man heilt ſie, indem man ihr ſchlau und liſtig Recht giebt, ſo daß der Patient ſeine Verirrung belächelt. Die Folgen eines erſten Schrecks werden durch einen zweiten ähnlichen geheilt, und dieſen zweiten heilſamen Schreck gedenke ich Sturmöller dieſe Nacht einzujagen. Ihr ſeid eingeladen zu einer Gedächtnißfeier meines ſeligen Vaters. Wenn die Sterbeſtunde ſchlägt, und die Gläſer gefüllt werden auf das ehrenvolle Andenken des Rabbi von Andernach, erſcheine ich in der Geſtalt meines ſeligen Vaters. Ich habe noch deſſen Kleider, die mit jedem Flicken und Flecken ſich heillos ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt haben. Auch die hohe Rabbiner-Pelzmütze fehlt nicht, und einen langen greiſen Bart habe ich mir machen laſſen, deſſen Spitzen ich mir bald um den rechten, bald um den linken Zeigefinger wickeln werde, wie es die Gewohnheit meines Vaters war — er ruhe in Frieden! Im Uebrigen habe ich Etwas gelernt, und das apoplektiſche Geſicht gewiſſenhaft einſtudiert. Gebt Acht, ich werde mich mit bläulichen, rothbraunen, weißgelben und olivengrünen Tinten dermaßen ſchminken, daß ich das leibhaftige Geſpenſt meines Vaters bin. Auch meine Stimme ſoll der ſeinigen täuſchend gleichen, und endlich bin ich des rheiniſch-jüdiſchen Dialektes vollkommen mächtig. „Mein Sohn!“ werde ich ſprechen, denn ſo pflegte mein ſeliger Vater den geiſtreichen damaligen Scholaren zu nennen — „Mein Sohn! Gottes Lohn und Segen dir! Du haſt meinen Poſthumus zu einem Manne gemacht, du haſt dich meiner verarmten Wittwe und meiner unverſorgten Töchter angenommen. So Viel hätte ein armer jüdiſcher Gelehrter niemals für die Seinigen thun können; und wie lange hätte ich alter lahmer Krüppel überhaupt noch leben können? Dank für dein „Schachmatt auf ewig!“ Gottes Lohn und Segen ſiebenfach über dich!“

Manaſſe ließ die hellen Thränen über ſeinen Wangen herabrollen, und ſeine Kommilitonen waren ebenfalls gerührt.

„Menſch!“ rief der Eine. „Woher kömmſt du immer auf Gedanken, auf die kein Anderer fällt?“

„Weiß ich es ſelbſt! Nur ſo Viel kann ich ſagen, daß ich hierin die Aufgabe meines Lebens erblicke, oder, als Jude geſprochen, meine Beſtimmung. Warum bin ich das leibhaftige Ebenbild meines Vaters? Was Nußknacker Senior meinem Wohlthäter angethan hat, ſoll Nußknacker Junior ihm wieder abnehmen. Vielleicht iſt das auch bei mir zur Monomanie geworden, denn der Wahnſinn iſt anſteckend und Tag und Nacht lebe ich mit Sturmöller zuſammen. Tag und Nacht beſchäftigt mich ſeit geraumer Zeit dieſer einzige Gedanke. Am Ende muß man thun, was man nicht laſſen kann. — Wollt ihr mir beiſtehen?

„In wie fern?“

„Ihr hört und ſeht mich nicht, denn nur für ihn bin ich da. Wie er aber anfängt, gefährlich zu werden — denn ihr wißt, wie er ſein Geſpenſt behandelt, — ſo fallt ihm in den Arm und beſänftigt ihn, damit ich ausreden kann und unbeſchädigt davon komme. Gott wird helfen. Amen!“

„Nußknacker, du biſt ein braver Burſch und guter Menſch!“

22.

Sturmöller kam ſpät nach Hauſe, und ſeine erſte Frage war: „Wo iſt Manaſſe?“

Der Tiſch war gedeckt, und die jungen Leute erwiderten: „Herr Profeſſor, auf Ihrem Kouvert liegen ein paar Zeilen an Sie.“

Das unverſiegelte, viereckig gebrochene Schreiben lautete: „Mein edler Meiſter! Auf dem Schaffote, wie zu Hauſe habe ich meine Schuldigkeit gethan, und Ihre Aufträge nach Vorſchrift pünktlich ausgeführt. Nach Sonnenuntergang fängt aber meine Jahreszeit an, und da darf ich nicht ſchweigen, noch ſchmauſen, ſondern muß beten und faſten. Ueberlaſſen ſie mich meinen kindlich frommen Pflichten.“

Kopfſchüttelnd lächelte Sturmöller: „Meine Herren! Hören Sie, was er mir ſchreibt.“

„Er ſelbſt hat es uns vorgeleſen.“

„Deſto beſſer! Wenn er dieſen Abend nicht zu Tiſche kömmt, ſo können wir uns um ſo ungezwungener ausſprechen. Es iſt Etwas wider ihn im Werke.“

„Das weiß die ganze Univerſität, und wir haben ihn davon benachrichtigt.“

„Wir müſſen uns unſeres braven Manaſſe annehmen.“

„Unter allen Umſtänden.“

„Meine Herren, vor allen Dingen liegt uns ob, den Gedächtnißtag ſeines Vaters zu feiern; mit dem Sohne wollen wir uns nachher beſchäftigen.“ — —

Sie hatten abgeſpeiſt, und Sturmöller begann: „Meine Herren! Nicht mein Famulus, ſondern ich bin heute vom Pöbel inſultiert worden. Mein ſtadtbekannter Viſitenwagen ward mit Koth und Steinen beworfen, beſchmutzt und beſchädigt.“

„Herr Profeſſor! Wäre Das nicht am Morgen einer Hinrichtung geſchehen, ſo hätte ich „Burſche heraus!“ gerufen, und nirgends wäre eine Philiſterſcheibe ganz geblieben.“

„Beſſer, mein feuriger junger Freund, daß es ungeſchehen geblieben. Ich wende mich jetzt direkt an die Regierung, um volle Satisfaktion zu erlangen. Ich habe mir bisher ſchon Viel gefallen laſſen müſſen, aber heute war der Pöbel ausgelaſſen. Ich ſage: „der Pöbel“, nicht der „Philiſter“, denn Sie werden mir einräumen, daß Philiſtermoralität kein Recht hat, Straßenunfug zu begehen.“

Ueberlautes Gelächter, womit man Profeſſorenwitze zu belohnen pflegt, erfolgte. Sturmöller fuhr fort:

„Indeſſen wiſſen Sie, wie ich mit dem Rektor Magnifikus ſtehe. Er iſt ein Frömmler, und Manaſſe ein Jude. Es gilt, ihm ein Prävenire zu ſpielen, welches augenblicklich geſchehen muß, und wozu ich Sie ſammt und ſonders einlade. Dieſer mein feuriger junger Freund ſchreibt eine vortreffliche Kanzleihand, und ich bitte Sie alle, einige Worte, welche ich ihm in die Feder ſage, mit ihrer vollen Namensunterſchrift zu unterſtützen.“

„Alles, was Sie wollen, Herr Profeſſor!“

Sturmöller brachte Schreibzeug herbei und zog die Klingelſchnur. Die alte Haushälterin kam, ein brennendes Licht in der Hand. —

„Ein volles Tintenfaß auf meinem feinen Damaſttiſchtuche!“ hob ſie an. „Wer ſoll die Tintenflecke auswaſchen, ohne mein Laken zu beſchädigen?“

„Meine Herren!“ lächelte Sturmöller. „Vor zwölf Jahren ſagte dieſe alte Perſon zu mir: Ihr Tiſchtuch; vor ſechs Jahren: unſer Tiſchtuch, und heute endlich: mein Tiſchtuch. — Trage ab und halte dich hier nicht auf. Wir haben zu thun.“

„Ach, Herr Profeſſor! ich kann ja nicht abtragen, da ich nur eine Hand frei habe, und in der anderen Hand das Licht halten muß. Der ſchöne Joſeph liegt unten auf dem Serviertiſch, ſplitternackend, wie ihn Gott geſchaffen.

Er iſt ſo weiß und rein von Leibe. Heute haben ſie ihm den Kopf abgeſchnitten, und morgen wird ihm alles Andere auch noch abgeſchnitten. Ich hätte ihm gern etwas übergedeckt und da ich im Dunkeln die Treppe nicht hinuntergehe ſo nehme ich dieſes Licht mit.“

Die Studenten lachten übermäßig, und Sturmöller verſetzte lächelnd: „Dein ſchöner Joſeph wird dir nicht auf der Treppe begegnen, zitternd vor Kälte, ſeinen abgeſchnittenen Kopf unter dem Arm, dem, blau vor Froſt, die Zähne im Munde klappern.«

In dieſem Augenblicke ſchlug es Mitternacht. Die Gläſer wurden erhoben: „Ehre dem Andenken des braven Manaſſe Cohen von Andernach! Vivat Nußknacker! Vivat die akademiſche Freiheit! Und dreimal hoch unſer edler Meiſter!“

„Nun, was ſtehſt du noch da?“ fragte Sturmöller ungeduldig.

Trineit war ſtill und bleich geworden, ſie tappte, wie ihrer ſelbſt nicht mächtig, nach ihrem Lichte, und ging damit zur Thür. Kaum aber hatte ſie die Schwelle überſchritten, als ſie hell aufkreiſchte, Licht und Leuchter fallen ließ und zurück ins Zimmer rannte, um, mit beiden Händen vor den Augen, in einer Ecke, ſich mit dem Kopf an die Wand zu lehnen.

„Die Närrin ſieht Geiſter aus Geſpenſterfurcht!“ lachte Sturmöller. Aber der Laut ſtockte ihm in der Kehle —

denn das leibhaftige Geſpenſt des Rabbi von Andernach trat aus dem dunklen Vorſaal ins helle Zimmer, mit hoher Pelzmütze, in den alten langbekannten Kleidern, und indem es die Spitzen ſeines greiſen Bartes bald um den linken, bald um den rechten Zeigefinger wickelte. — Mit tiefer Stimme und im rheiniſchen Judendialekt begann es: „Mein Sohn! Gottes Lohn und Segen dir!“ . . .

Es kam nicht weiter. Das ſchwere eiſerne Sandfaß, von Sturmöller's chirurgiſch ſicherer Hand geſchleudert, flog ihm an die Stirn. Der feine blaue Sand beſtäubte ihn und blendete ſeine Augen.

„Um Gotteswillen, Herr Profeſſor. Das iſt Nußknacker! Eine gräßliche Kur.“ — —

Zu ſpät! Bevor man ihm in den Arm fallen konnte, hatte auch das ſchwere eiſerne Tintenfaß denſelben Weg genommen, und das von Blut und blauem Sand entſtellte, nunmehr auch mit Tinte übergoſſene Rabbinergeſpenſt ſank leblos zu Boden.

„Bin ich dennoch toll geworden? Manaſſe noch einmal?“ rief Sturmöller mit wildem Blick und Geberden. „Fort, Geſpenſt! Der am Boden iſt es!“ und als habe er einem unſichtbaren Weſen die Thür gewieſen, ſchlug er ſie heftig hinter ihm zu.

„Hebt die Lichter hoch!“ gebot er. Es geſchah. — Er faßte das Tiſchtuch bei allen vier Zipfeln, raffte Schüſſeln und Teller, Flaſchen und Gläſer, gleichviel ob voll oder leer, hinein, und ſchmetterte das ganze Bündel zu Boden.

Manaſſe ward auf den Tiſch gehoben, von ſeinen Kleidern befreit, und von Blut, Sand und Tinte gereinigt. Allein Belebungsverſuche blieben ohne Erfolg. Die linke Schläfe war getroffen, und die Verblutung eine innerliche.

Sturmöller rang troſtlos die Hände. „Eine pſychiſche Kur! — Ihr Pfuſcher! wo iſt eure licentia practicandi? Armſelige Treiber, die mir ſolch edles Wild in den Schuß gejagt! Mein theurer Manaſſe, den ich ſo ſehr liebte. Ich bin ſein Mörder nicht, — und nicht einmal ein Todtſchläger. Der Unvorſichtige, der nahe dem Ziel die ſichere Kugel auffängt; hat ihn der Schütz getödtet? Wenn eine Mücke ſich in eine Flamme ſtürzt, hat Der ſie verbrannt, der das Licht anſteckte? Ihr aber ſeid ſtrafbar, denn eure pſychiſche Kur iſt ein Medicinmord. Steht ab von eurem bisherigen Studium und ſattelt um, gleichviel auf was; denn nach dieſer ſtrafbaren Kur wird Keiner mehr ſeine Katze euch anvertrauen. Ich hoffe, ihr werdet nach Ehre handeln. Rüttelt Polizei und Wachen aus dem Schlafe; berichtet, was hier geſchehen iſt, und unterwerft euch Allem, was man mit euch vorzunehmen beliebt. Fügt hinzu, daß ich bitte, mein Haus zu beſetzen, und ſofort die That an Ort und Stelle zu unterſuchen. Ihr verlaufenen Geſellen habt eure Zukunft und mich vernichtet — ihr habt für's Londoner Muſeum gearbeitet. — Geht! Auf Nimmerwiederſehen.“

Er begab ſich in ſein Schlafzimmer, deſſen Thür er verſchloß.

Die jungen Leute weinten vor Beſchämung. Sie ballten die Fäuſte über das Antlitz des Todten. „Unſeliges Judengenie, deine Nußknackerfratze hat uns Alle unglücklich gemacht!“

„Friede dem Todten!“ ſprach der feurige junge Freund, der vortreffliche Kanzliſt. „Dieſe alte Hexe hat an Allem Schuld. Ihre blödſinnige Geſpenſterfurcht hat im entſcheidenden Augenblick unſere Aufmerkſamkeit von unſerm wohlgemeinten, wenn auch kühnen Vorhaben abgelenkt.“ Hiemit warf er ihr ſeine Börſe zu Füßen. „Da haſt du Trinkgeld, greiſes Scheuſal! runzliger Kaſſerollenburſche! möge der Teufel dir den Hals umbrechen!“

Sie gingen. Die alte Trinett nahm die Börſe auf, und ſeufzte: „Hier liegt der häßliche beſchnittene Nußknacker, todt und ſplitternackend, auf dem Speiſetiſche, und unten der ſchöne chriſtliche Joſeph ebenſo auf dem Leichentiſche. Wo ſoll ich verſchämte alte Jungfer dieſe Nacht nur bleiben?“ — — —

Es geſchah, wie Sturmöller verlangt hatte. Die Studenten begaben ſich freiwillig in Haft, und das Haus wurde mit Wachen beſetzt.

Das Juſtizperſonal langte andern Nachmittags an und fragte nach dem Profeſſor. Trinett ſagte:

„In ſeinem Schlafzimmer. Er hat von innen abgeſchloſſen. Ich habe ihm Kaffe, Frühſtück, Mittagbrod, kurz Alles, wie er es gewohnt iſt, aufgetragen. Er hat Nichts von Allem berührt. Was kann ich armes altes, in ſeinem Dienſte verſierendes und ſervierendes Vokativum dafür, wenn er Nichts genießen will!“

Die verſchloſſene Thür, wie heftig man auch pochte, wollte ſich nicht öffnen. Sie wurde erbrochen.

Man fand Sturmößer in ſeinem Bette friedlich des Todes entſchlummert.

Auf dem Tiſche vor ihm lag ein wohlverſiegeltes Schreiben, des Inhalts:

„Nach römiſchem und kanoniſchem Rechte, und auch nach der C. C. Carolina iſt der letztwilligen Beſtimmung eines Selbſtmörders Nichts anzuhaben.

„Bei vollem Verſtande und voller Geiſtesklarheit verweiſe ich auf ein notarielles, von ſieben Zeugen beſtätigtes, gerichtlich deponirtes Teſtament de dato — —, in welchem ich meinen lieben Freund und Famulus, Manaſſe Cohen Ben Manaſſe, Poſthumus des Rabbi von Andernach, zu meinem Univerſalerben ernannt habe.

„Da nunmehr der Fall eingetreten iſt, den ich nicht vorherſehen und noch weniger wollen konnte, daß er vor mir verſtarb, ſo ſind ſelbſtverſtändlich ſeine vier Schweſtern: Riſka, Spreinzchen, Veilchen und Frumit, meine Univerſalerbinnen zu gleichen Theilen. Das iſt der einzige Erſatz dem ich ihnen zu bieten vermag, damit ſie mir verzeihen und meinem Andenken nicht fluchen.

„Meiner alten Haushälterin, Katharina **, beſtimme ich ein Legat von tauſend Gulden, ein für alle Mal. Mit Dem, was ſie ſich in meinen Dienſten erſpart und erworben hat, wird ihr Das lebenslänglich genügen. Ich habe ihrer in meinem früheren Teſtamente nicht gedacht; auch nicht der Schweſtern des edlen Verſtorbenen, der an ſolche Verpflichtungen nicht erinnert zu werden brauchte.

„Ingleichen ſoll meine verwaiſte Bibliothek, meine anatomiſchen Präparate und meine chirurgiſchen Inſtrumente der hieſigen Akademie anheimfallen.

„Abgefeimte Schickſalstücke hat die Nothwehrwaffe wider den Wahnſinn in meiner Hand zu einer Mordwaffe umgewandelt. Mögen Fürſten und Große, bei entzündetem Gehirn, verſtörtem Gewiſſen und gebrandmarkter Ehre ihr vornehmes Elend dahinſchleppen. Ich vermag nicht, die Würde des Geiſtes zu verleugnen und den Adel der menſchlichen Geſtalt, des Antlitzes und des Auges zu einem Poſſenſpiel zu erniedrigen. Man ſoll nicht mit Fingern auf mich deuten: „Da geht er hin, der tolle Sturmöller, der aus Verrücktheit ſeine beſten Freunde erſchlägt!“

„Was thut ein Fürſt, wenn er, ohne ſich zu entehren, nicht länger leben darf? Er ruft ſeinen Leibarzt und fordert Gift.

»Ich bin ein Fürſt der Wiſſenſchaft; ich bin mein eigener Leibarzt, und Gift genug habe ich in Händen.

»Möge mein Leichnam verächtlicher, als der eines Bettlers, in ungeweihter Erde an der Kirchhofsmauer verſcharrt werden. — Manaſſe! Friede deinem Skelett auf dem Londoner Muſeum!«

Corolaria.

I.

Betrachtungen

über

Carl Gutzkow's jüngſter That.

Selbſtdenkenden Leſern

vorgelegt

von

Dr. Hermann Schiff.

1.

Das verkaufte Skelett war kaum erſchienen (Orion, Auguſt- und Septemberheft 1861) als es auch am zwölften Oktober ſchon vor Gericht erwähnt wurde, zum Zeugniß, daß ich noch nicht wahnſinnig ſei, wofür mich öffentliche Blätter ſchon ausgegeben hatten. Jetzt iſt es zum zweiten Male unter der Preſſe und alle Zeitungen verbreiten die Trauerkunde von dem Selbſtmordverſuche eines hervorragenden, tonangebenden, wegbahnenden Schriftſtellers, angeblich aus Irrſinn.

Braver Gutzkow, unmöglich gab Irrſinn Dir den ſcharfen Dolch in Händen oder während der 35 Jahre deiner fleißigen und reichen Wirkſamkeit hat das ganze deutſche Leſepublikum in Gleichheit und Brüderlichkeit mit dir delirirt. Tückiſche Zufälligkeiten mögen dich überliſtet und bösartige Calamitäten ſich conglomerirt haben wider dich. Der denkende ſelbſtbewußte Mann wird nicht wahnſinnig, wenn er nicht wahnſinnig werden will. —

Es giebt Situationen, in denen man aus Zorn und Verzweiflung mit dem Kopf gegen die Wand rennt, das aber iſt eine momentane animi affectio, welche nicht Irrſinn genannt werden darf, und zerſchmettert man ſich bei dieſer Gelegenheit auch den Schädel, ſo wäre das ein Unglücksfall aber kein Selbſtmord; gleich, wie wenn ein Wahnſinniger vom Dache ſpringt, oder wie wenn jemand im hitzigen Fieberparoxismus ſich in's Waſſer ſtürzt und umkömmt. — Glück auf zur nichtvollbrachten That. Irrſinn hat ſie weder veranlaßt noch gehindert. — Auch der große Napoleon, der zu Fontainebleau einen Selbſtmordverſuch unternahm, bewährte ſich ſchon in den hundert Tagen wieder mehr Napoleon, denn je zuvor. — Auch Gutzkow wird ſich wieder erholen und bleiben was er war, indem von ihm ſelbſt eine wichtige und intereſſante Rechtfertigung in Ausſicht ſteht.

2.

Es hat ſeine Schwierigkeiten zu dem heutigen überhumaniſirten Publikum einen Selbſtmörder vom Irrſinn freizuſprechen. Elyhu Burrit hat ſeine taubenfrommen Oelblätter ausgeboten und die Arbeiterbildungsvereine haben ſich zu einer zeitgemäßen Höhe emporgeſchwungen, in welcher keine Naſe mehr blutig geſchlagen wird.

Das erſte Wort der Februar-Revolution war: „keine Todesſtrafe mehr.“ — Dem ſiegestrunkenen Pariſer mag es ziemen, nachdem er ſich im Blute ſeiner Mitbürger gebadet, ſich mit moraliſcher Blutſcheu wieder zu reinigen. — „Franzoſen! die Tyrannen ſind verjagt, werfen wir ihnen das Recht über Leben und Tod nach“. —

Nur hätte ſolche Pariſer Volksritterlichkeit nicht in's Deutſche überſetzt werden ſollen, weil wir eben eine philoſophiſche Nation ſind. Die idealen Bewegungen gehen von uns aus, ſo gut wie die politiſchen von Frankreich und die merkantiliſchen von England. Am wenigſten durften unſere frankfurter Juriſten, bei Abfaſſung eines Staatsgrundrechtes, dergleichen ſich beikommen laſſen. Das ſouveraine deutſche Volk hatte ſeinen Anwalten Errungenſchaften anvertraut. Seine allerhöchſten Rechte müßten daher geſchont, und nicht weggeworfen werden.

Wir ſchreiben uns nicht, wie die Fürſten „von Gottes Gnaden“, ſondern unſer Wahlſpruch lautet: Volkesſtimme iſt Gottesſtimme, was freilich nicht ſo weit gehen darf, daß wir gen Himmel ſchreien: „Du biſt der Eine und wir die Geſammtheit. Wir wollen nicht wie du, alſo wolle du, wie wir!“ — Das Geſetz ſei unſer Oberherr, und transſignire unſere Volksſtimme zur Gottesſtimme.

Das Volk hat keine Feſtungen und keine Kalk- und Arſenikbergwerke, ſondern keine andere Waffe als die Guillotine. Ich ſage daher: „Kein Staat ohne Todesſtrafe, keine Revolution ohne Guillotine und keine Kindererziehung ohne Ruthe“.

Man wird fragen: Wer iſt der ungezogene Schriftſteller, der vor einem publiciſtiſch-humaniſirten Leſepublikum ſich ſolche Aeußerungen erlaubt?

Aber keine Anmaßung ſpricht aus mir. Im Winterſemeſter 1824/25 habe ich bei dem alten Martin in Jena Criminalrecht gehört. Er verwarf die Abſchreckungstheorie, der Luther noch anhing, um dafür die Nothwehrtheorie aufzuſtellen, geſtützt auf das Geſetz der zwölf Tafeln.

Si quisquam ambulat in foro, cum telo, hominem occidendi causa u. ſ. w. u. ſ. w.

Nothwehr entſpringt aus dem Selbſterhaltungstriebe. Alle belebten Weſen vertheidigen ſich gegen ihre Todt- und Erbfeinde. In's menſchliche Selbſtbewußtſein übergegangen, geſtaltet ſich der Selbſterhaltungstrieb zum Rechte. Denn der Menſch iſt das einzige Weſen, welches eigenthumsfähig, zugleich auch weiß, daß es ſterblich, und allenfalls auch im Stande iſt, das eigne Leben ſich zu nehmen.

Sicherheit des Lebens und Eigenthums iſt die Grund-Bedingung der Socität oder des Staates. Ich lebe von meinem Eigenthum und mein Leben iſt wiederum mein Eigenthum, denn der Sklave kann ſich durch Selbſtmord der Grauſamkeit ſeines Tyrannen entziehen.

Der Sklave iſt rechtlos; das iſt der Staatsbürger nicht. In mitbürgerlicher Gemeinſamkeit hat er den Schutz ſeines Lebens und Eigenthums dem Staate übertragen und dafür Gegenverpflichtungen übernommen, als unter anderen, wenn er ſich verſündigt, der Strafe ſich zu unterwerfen.

Nun aber giebt es Raubmörder und Räuber und Mörder zu ganzen Banden, welche unſer Leben und Eigenthum bedrohen.

Benjamin Franklin, Präſident der Vereinigten Staaten und naturkundiger Philoſoph, zog das Recht des Menſchen in Zweifel, harmloſe Herbivoraces zu ſchlachten und zu verzehren. Allein er war auf See und ſah einen Hay (oder war es ein anderer Raubfiſch) fangen und vor ſeinen Augen auswaiden. Im Magen deſſelben fanden ſich mehrere kleinere Fiſche die derſelbe verſchlungen hatte, und von Stunde an leuchtete dem blutjungen Philoſophen der animaliſche Selbſterhaltungstrieb ein. Denn unſere trübatmosphärige Mutter Erde iſt überfruchtbar. Sie bringt mehr zur Welt als ſie ernähren kann und auf ihrer Oberfläche Platz findet und muß darauf bedacht ſein den embaras des richesses ihres üppigen Schooßes, wieder zu zerſtören. — Kurz, Benjamin Franklin ließ ſich von der Zeit an ſaftige Beafſteaks und Roaſtmoutons wohlſchmecken und wohlbekommen.

Sind wir nun Schlachtvieh für den Selbſterhaltungstrieb von Raubmördern, die nach unſerem Leben und Eigenthum trachten, mit dem Motto: La bourse ou la vie? —

Geſetzt nun: Ich verzichte aus Wehrloſigkeit, oder aus welchem anderen Grunde es ſei, gutwillig auf mein Eigenthum, ſo rette ich vielleicht mein Leben, aber auf Koſten meiner Angehörigen; denn Raubmörder werden in der Regel auf Staatsumkoſten hingerichtet. Der Staat übt Strafrecht auf eigne Koſten. Und wo nichts iſt hat der Kaiſer ſein Recht verloren, alſo ich bin um das Meinige und meine Angehörigen um ihre Anſprüche.

Ein Anderes aber iſt, wenn ich um's Leben gebracht werde, dermaßen, daß ich meines Nothwehrrechts meuchleriſch beraubt worden bin, welches ich gewiß nach Möglichkeit meiner Kräfte, in Anwendung gebracht haben würde. Darf in dieſem Falle mein Staat oder mein Fürſt, ſolch Einzelnnothwehrrecht als eine res derelicta betrachten, unwerth einer Occupatio? — — In dieſem Falle betrachten wir unſere Gefängniſſe als zoologiſche Muſeen, um zu Raubthieren entartete Mitmenſchen, zu Tode zu füttern. — Allein zur Ehre einer ſolchen Humanität und zur Beförderung der Moral, mögen dergleichen Muſeen für irgend ein Eintrittsgeld dem Publikum zugänglich ſein.

Verderben wir aber auch kein Geſchäft! — Gönnen wir heutigen Juriſten, denen es beliebt, zu behaupten: Kein Mord ohne Irrſinn, ihren Einwand.

Jedwedem armen Sünder, wie himmelſchreiend auch ſeine Greuelthaten ſein mögen, da nicht jeder deutſche Mörder ein Eugen Aram iſt, der ſich ſelbſt vertheidigen kann, wird bevor ihm der Scharfrichter ſein Recht anthut, auf Staatsunkoſten (wie gering ſie auch ſein mögen) ein Defenſor beigegeben, deſſen ultima ratio, um ſeinem Delinquenten das Wort zu reden, iſt: denſelben als unzurechnungsfähig darzuſtellen.

Julius Caeſar ſei alſo von zwanzig und einigen Irrſinnigen ermordet; Wilhelm Tell gehöre nicht auf die Bühne, ſondern in's Tollhaus und überhaupt ſei die Weltgeſchichte das Tagebuch einer Irrenanſtalt. — Wo nicht aber? — rechtfertige Nothwehr, die Todesſtrafe, den Krieg, das Duell und wehe! wehe! auch den Selbſtmord.

3.

Giebt es einen Selbſtmord aus Irrſinn? — Eine ſchwere Frage; — denn es ſteht geſchrieben: „Noch niemand hat ſein eigen Blut und Fleiſch gehaßt, ſondern nährt und pflegt es“. Woher alſo mit gewaffneter Hand gegen ſein eigen Blut und Fleiſch verfahren?

Unterſcheiden wir zuförderſt zwiſchen Selbſtertödtung und Selbſtmord.

Es giebt eine clericaliſche Ertödtung des Fleiſches. Man kann ſich zu Tode kaſteien.

Es giebt aber auch eine natürliche Ertödtung des Fleiſches, welche Spleen heißt. Wenn man ſein Fleiſch durch Ueberſättigung und Ueberreizung dermaßen abgeſtumpft hat, daß es zu keiner Freude mehr aufzuſtacheln iſt.

Dann heißt es: „Ich ſterbe vor Langeweile. Ich bin mir ſelbſt zur Laſt, zum Ueberdruß und Ekel. Ich muß mich von mir ſelbſt befreien. Ich muß Nothwehr üben, gegen mich ſelbſt.

In der vorſtehenden Novelle habe ich gewagt: Erſterben vor Todesangſt, Erſticken im Selbſterhaltungstrieb, einen paſſiven Selbſtmord zu nennen.

Gedenken wir des Todtengräber-Geſpräch's im fünften Acte von Hamlet; anlangend des Selbſtmord's der ſchönen Ophelia. — Die Definition lautet:

„Hier ſteht der Menſch und dort das Waſſer, kömmt nun das Waſſer dort, hieher zu dem Menſchen, ſo ſtirbt er se defendendo. Geht aber hier der Menſch, dorthin zu dem Waſſer, ſo ſtirbt er se offendendo.

Ueberſetzen wir den brittiſchen Inſelhumor in deutſchen Continentalernſt, ſo ſteht dem Erſterben vor Todesangſt, se defendendo, der Selbſtmord aus Todesſehnſucht, se offendendo, gegenüber.

Das Erſticken im Selbſterhaltungstriebe kömmt bisweilen vor; der Selbſtmord aus Todesſehnſucht, iſt, meines Wiſſens nach, noch niemals vorgekommen. Er bleibt immer nur Gedanke, der niemals zum Entſchluß reift, viel weniger zur That gedeiht.

Unſer herrlicher Goethe, ging in den Jünglingsjahren, wo ſich das Blut aus dem Gehirn in die Bruſt ſenkt, um die Rolle des Mephiſto in der Hexenküche zu ſpielen: allnächtlich mit einem ſcharfen Dolch zu Bette; denn für einen edlen hochbegabten Jüngling iſt es eine Beſchämung, in jedem Weibe eine Helena zu erblicken. — Der ſcharfe

Dolch blieb müſſig bei der Nachtlampe liegen und Goethe zog es vor, die Leiden des jungen Werther zu ſchreiben.

Wie aber wäre wohl der Selbſtmordentſchluß mit edleren Worten zu bedeuten, als in Fauſt (Studirzimmerſcene.)

„Vermeſſe dich, die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüberſchleicht,
Hier gilt's durch Thaten zu erweiſen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht“.

Aber ach! Was hindert dieſe ſeelengroße That? — Glockenklang und Feſtgeſang ſtören Fauſt in ſeinem göttergleichen Entſchluß.

„Und wär es auf Gefahr in's Nichts dahin zu fließen“.

Doch bereut er keineswegs ſeinen Vorſatz, ſondern beweint nur ſeinen menſchlichbewußten Selbſterhaltungstrieb.

„Die Botſchaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“.

Und weiter:

„Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder“.

Der kühne Schiller vermochte weiter nichts als Selbſtmord aus Todesſehnſucht, zu allegoriſiren. — „Verſchleiertes Bild zu Sais.“ — „Wehe! wer zur Wahrheit gelangt durch Schuld“. — Mit anderen Worten: Es giebt keinen Selbſtmord aus Todesſehnſucht, denn: es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, und eben ſo wenig glaube ich, hat es Gefahr in's Nichts dahin zu fließen. — Wenn das allmächtige Schöpferwort: „Werde!“ geſprochen iſt, ſo wird wohl ſchwerlich ein Deleatur, (womit man Satzfehler auf eine Correcturfahne bezeichnet,) von Kraft und Folgen ſein. — Aber die Vorſehung ſpricht nicht aus mir. J am my self. .

Die That eines unbedeutenden Stoikers, (wer, wie, wo, wann? tantum est quod nescimus,) der auf offnem Markt ſich einen Scheiterhaufen errichtete und im Angeſichte allen Volkes ihn beſtieg, um ſich lebendig zu verbrennen; kann nicht für einen Selbſtmord aus Todesſehnſucht gelten.

Der Unglückliche wollte nur mit ſeinem Leben das ſtoiſche Paradoxon dolorem non esse malum, rechtfertigen.

4.

Die Stoiker betrachteten den Selbſtmord als eine **virtus**. Seneka ſagt: Wer ſterben gelernt hat, hat zu dienen verlernt. Plinius nennt den Gifttrank einen öffentlichen und ſagt: Das Beſte am Leben iſt, daß man es loswerden kann.

Abgelebte Greiſe luden ſich wie zu einem Gaſtmahle ein, um den bekränzten Todeskelch kreiſen zu laſſen.

Skandinaviſche Greiſe, die dem Vaterlande und ſich ſelbſt zur Laſt waren, bekränzten ſich mit Blumen und ſtürzten ſich in's Meer.

Bei den Brahmanen ließen ſich Frauen und treue Diener mit dem Leichnam des Hausherrn lebendig verbrennen.

Die Chineſen rächen ſich an hartherzigen Creditoren, indem ſie ſich erhenken oder in einen Brunnen ſpringen. Alsdann werden die vornehmen Unterdrücker ſo lange gefoltert, bis ſie den Hinterlaſſenen des Selbſtmörders gehörigen Schadenerſatz bewilligen. — Hartbeſtrafter Wucher. Oder auch Raub-Selbſtmord.

Die Hindu werfen ſich am Dſchlaggernathfeſte, wenn die ſechzig Fuß hohe Pagode mit dem Götzenbilde vorübergezogen wird, unter die gewaltigen Räder, um ſich zermalmen zu laſſen.

Die Japaneſen hängen ſich gern an den Baum Jeu-po auf, was ihrer Seele zuträglich ſein ſoll.

Im Oſten glaubt man an Seelenwanderung und wünſcht, daß etwas Beſſeres als bisher, aus einem werde, als etwa ein weißer Elephant, ein Apis oder irgend ein heiliger Vogel; wie das Ichneumon, oder irgend ein klaſſiſcher Göttervogel, oder eine griechiſch-katholiſche Taube.

Das alles kann nicht Selbſtmord aus Todesſehnſucht heißen, wo Menſchenwürde nicht der Götterhöhe weicht oder nach Schiller (wenn ich das verſchleierte Bild zu Sais expliciren darf): „Auf jede Gefahr will ich wiſſen, wie ich mit meiner Fortdauer daran bin.“ — Goethe (wie Eckermann berichtet) äußerte ſich ſehr gemäßigt: Die Natur wird mir ſchon eine weitere Thätigkeit anweiſen, und die Botſchaft iſt es, welche deficiente omni religiositate, ſeinem Fauſt den Giftbecher aus Händen nimmt.

Nicht einmal für Selbſtmord darf Obengeſagtes ſich ausgeben.

Xaver Günther, Profeſſor Medicinae forensis zu Prag, bezeichnet den Selbſtmord ſehr treffend, als „eine abſichtliche Vernichtung des Eigenlebens, welchen er den (unabſtreitbaren) Selbſtentleibungstrieb entgegenſtellt.

Dieſer Selbſtentleibungstrieb ſoll ſogar bei Thieren vorkommen und man will bei Nachtigallen, Hunden, Katzen und Affen ihn beobachtet haben. Demnach kann von einer Abſicht und Zurechnungsfähigkeit nicht mehr die Rede ſein.

Thatſache iſt, daß überhitzte Race-Pferde ſich die Adern aufbeißen.

Ein Dichter veranſchaulicht mehr und beſſer, als ein docirender Profeſſor.

Nach Goethe's Erſtlingswerke möchte Werther wie ein Racepferd die Adern ſich aufbeißen; und warum? — Er, der Bürgerliche, konnte in einer Geſellſchaft von Race-Nobleſſe nicht geduldet werden.

Soll Ueberhitzung eines jungen, geiſtig-ſtolzen Bürgerblutes nicht auch zum Haſſe des eigenen Blutes und Fleiſches gereizt werden können? — Hiebei iſt nicht zu überſehen, daß Goethe, nicht wie Gutzkow zum ſcharfen Dolche griff, ſondern ihn müßig neben der Nachtlampe blinken ließ.

Indeß iſt hier von einem Selbſtentleibungstriebe die Rede und Werther befand ſich nur im erſten Stadium eines nachmaligen Selbſtmordes. —

Daß dieſer Trieb bei Kindern ſchon vorkömmt, iſt nicht in Abrede zu ſtellen; dergleichen Fälle ſind zu häufig.

Wir gelangen hiemit zu einer zweiten antropologiſchen Erkenntniß.

Nach Voltaire ſoll dieſer Trieb erblich ſein. Er erzählt von einer reichen Familie, in welcher dieſe Inclination erblich war, dermaßen, daß nicht nur der Vater ſich vom Dachgiebel ſeines hohen Wohnhauſes ſtürzte, ſondern auch merkwürdigerweiſe ſämmtliche ſechs Söhne ſich derſelben Todesart bedienten.

Esquirol und Andere halten den Selbſtmord für anſteckend, ja ſogar für epidemiſch.

Letzteres finde ich gewagt. — Sagen wir vor allen Dingen, ſtatt „Selbſtmord“: Selbſtentleibungstrieb; denn der mag anſteckend ſein, weil es einen Nachahmungstrieb giebt, mit welchem ſich eine unvollkommene Einbildungskraft, die ſich nicht zur Selbſtſtändigkeit, zur eignen Phantaſie befreit hat, zu behelfen pflegt. —

Ein franzöſiſcher Invalide erhing ſich an einer Caſernenthür, und binnen 14 Tagen hatte er zwei Nachfolger. Die Thür wurde vermauert.

Unter Napoleon dem Erſten erſchoß ſich eine Schildwache in ihrem Schilderhauſe, und ſeine That gelang ſo vortrefflich, daß ſämmtliche Militär-Selbſtmörder dieſes Schilderhaus für den glücklichſten Ort zum Erſchießen wählten. Napoleon ließ das Schilderhaus verbrennen. —

Epidemiſch können wohl Ideen und Geſinnung wirken; doch Abſicht und Entſchluß zu Einzelthaten, und dahin gehört vor allen der Selbſtmord, empfehlen ſich nicht.

So ſind wir nun einmal der Menge nach beſchaffen und ſo bringt es unſer Erden-, oder auch Social-Leben mit ſich.

Der Spleen bildet den Uebergang vom unzurechnungsfähigen Selbſtentleibungstriebe zum beabſichtigten Selbſtmorde.

Ein reicher Engländer lud alle ſeine Freunde zu einem ſplendiden Gaſtmahle ein. Der Abend dämmerte. Er ſprach: „Gleich ſoll es Licht werden!“ — und ging.

Nach einer Weile öffnete ſich die Decke des Speiſeſaales und ein glänzend flammender Kronleuchter wurde herabgelaſſen. Mitten in demſelben, ringsumgeben von hellſtrahlenden Lichtern, hatte der Gaſtgeber ſich erhenkt.

8.

Ich fürchte, daß unſerer Gegenwart ſchwer einleuchten wird, wie in einem Selbſtmord etwas Erhabenes liegen kann. Denn wie mitunter einzelne Perſonen ſich zum Spleen hinneigen, ſo zu Zeiten auch die Majorität einer civiliſirten Menſchheit. —

Lord Byron war der Urheber einer Schule der Zerriſſenheit und Heinrich Heine brachte unter denſelben Auſpicien, den Weltſchmerz en vogue; mit der Etikette, „ein Riß der über die halbe Erde geht.“ Der Weltſchmerz iſt ſo übel gar nicht, koſtſpielig zwar, allein ob man Vermögen hat oder nicht, darauf kömmt gar nichts an. Denn eine geiſtreiche Feder, welche ſich bei Zeiten und zur Zeit dem Weltſchmerze weiht, bringt hinreichend ein, zu Weltſpaziergängen, um die Beſchaffenheit aller Länder und Völker, einer vornehmen Autopſie zu unterwerfen, ohne irgendwie zu verſäumen, allüberall gut zu eſſen und fein zu trinken, und ſchön zu ſchlafen, aber nicht, wie der Pabſt, in ſeinem

Bette allein, ſondern in Herrlichkeit und Freuden, wie der Türke.

In dem erſten Bande ſeiner Reiſebilder nennt Heine die hochherzige Selbſtmörderin Lucretia, ein „dickes Tugendmenſch.“ — Ihre That war augenblicklich von größerem weltgeſchichtlichen Erfolg als Heine's ſämmtliche Werke je gehabt haben und haben werden. Es war ein Nothſchrei der Frauenehre:

„Zu den Waffen! Werft ab das Joch! Eure Frauen wollen nicht Eure Schande ſein. Seid Ihr nicht die Schande unſerer.“

Im Jahre 1826, wo der erſte Band Reiſebilder von Heine erſchien, gab es in der Hamburger Düſtern-Straße einen Althändler, der unter vielem alten Kram auch ein lebensgroßes Bruſtbild der hochherzigen Römerin ausſtellte. Sterbend zieht Lucretia den blutigen Dolch aus dem tödtlich getroffenen Buſen. Dieſe Leinewand athmete Geſinnungen, welche ſich für eine freie Hanſa- und Handelsſtadt nicht ſchicken, weßhalb ſie, um jedem politiſchen Verdachte zu entgehen, mit einer Unterſchrift verſehen ward. Auf einem ſchmalen, mit großen Buchſtaben ſchlecht beſchriebenem Zettel ſtand:

Hab Dank Lucretia für deine Frauenehr',
Doch heutigen Tags erſticht deshalb ſich niemand mehr.

Das Bild blieb dennoch unverkauft. Heinrich Heine war 1826 ein junger Dichter und paſſirte die düſtre

Straße faſt täglich, um in einem gewiſſen Delicateſſenkeller bei der Conſtantinsbrücke zu frühſtücken.

Dürfen aber krankhaft kokettirende Männerzungen, nachdem ſie die Schande geliebkoſt haben, auch ſüßlich noch Frauenehre belächeln. Darf männliches Selbſtunbehagen eine keuſche Märtyrin für ein dickes Tugendmenſch ausſchelten? — Hat man keine edle Mütter und Schweſtern, vor denen man ſich ſchämen muß?

So geht es aber, wenn der Weltſchmerz ſich ſeinen plaſtiſchen Humor, von der düſtren Straße in Hamburg ausfließt. — — —

6.

Selbſtmord aus Liebe kömmt häufig vor, und das iſt ſehr erklärlich.

Unſere trübſelige Mutter Erde (bekanntlich mit der ſchwerſten Atmoſphäre in unſerem Sonnenſyſtem behaftet) hat uns nicht nur, weil ſie uns nicht ernähren kann, den eigenen Selbſterhaltungstrieb mitgegeben, ſondern, was ſie bei ihrer ausgelaſſenen Fruchtbarkeit wohl hätte ſparen können, den Fortpflanzungstrieb zur Erhaltung des Geſchlechts; zu deutſch: »Liebe.«

Ehre den Frauen! — Sie werden dem Deutſchen einräumen, daß er ſein Wort für zärtliche Gefühle, den Nachtigallen abgelauſcht hat. — Wie finſter klingt dagegen das griechiſche Eros, das ruſſiſche Lubow, das lateiniſche Amor und gar das franzöſiſche Amour, welches obendrein männlich iſt; denn une amour bedeutet nur eine Liebſchaft. — Wäre ich ein Polyglotte, ſo würde ich mit: »Liebe,« hier alle Sprachen durchgehn. —

Gedenken wir der ſchwärmeriſch-zärtlichen Polonaiſe Oginsky, mit dem Piſtolenſchuß bei der letzten Fizmate. Der edle Componiſt erſchoß ſich auf einem Balle, während ſeine Angebetete, die ihn verſchmähte, mit einem Anderen — „nach ſeinen Noten“ tanzte.

Vergeſſen wir auch nicht die bildſchöne Charlotte Stieglitz. Sie war vermählt mit einem jungen genialen und beliebten Dichter, deſſen Schwermuth aber ſie beunruhigte. Sie fragte ihren Hausarzt, ob er nicht zu retten ſei. Dieſer erwiderte derbmediciniſch: »Ihrem Manne geht es zu wohl. Er hat, was man ſich wünſchen kann: Figur, Talent, Geld, Ruf, Erziehung, und obendrein ein reizendes, junges Weibchen. Er muß einmal ein großes Unglück haben, damit er zu ſich ſelbſt komme.«

Die ſchöne Charlotte nahm dieſes Recipe, was wohl in keiner Pharmakopae zu finden ſein wird, auf Glauben hin. — Wie aber war dieſem melancholiſchem Glückspilze ein großes Unglück beizubringen. Er liebte ſie, er ſchwärmte für ſie, aber er ſchwärmte auch nur für ſie, im übrigen ſeufzte er und war traurig. — Da fiel ihr ein: das einzige Unglück, was ihn treffen kann, iſt, mich zu verlieren. Ich muß ſterben, damit ſein Dichterſinn geneſe. — Geſagt, gethan. — Sie legte ihr Brautkleid an, ſchmückte ihr kaſtanienbraunes Haar mit dem Myrthenkranze und ſtieß ſich den Dolch in den vollen weißen Buſen. Sie traf ihr zärtliches Herzchen mit italieniſcher Banditen-Geſchicklichkeit.

Am ſelben Abende noch erſchien der verwittwete Dichter bei Lutter und Wegner, in einer Weinhandlung (auf dem Gends'armen-Markt vis-à-vis des königlichen Schauſpielhauſes), berühmt durch Stammgäſte wie Louis Devrient, E. T. A. Hoffmann, Criminalrath Hitzig — auch durch den Knaben Carl und Anderweitigkeiten.

Die Stammgäſte ſtutzten, ſtaunten und wunderten ſich. — Er aber ließ ſich Wein geben und ſprach: »Das ſüße Herzblut meiner Charlotte ſoll nicht umſonſt gefloſſen ſein. Es verpflichtet mich, mich zu erheitern.«

Das war ein Ereigniß für das ſandig-geſchwätzige Berlin und es fragte ſich nur, ſollte man ſpötteln oder ſchweigen. Die liebliche, gütige Charlotte war nicht ſpitzmäulig zu bewitzeln, doch ihre That forderte zu einem moraliſch ſtillen Achſelzucken auf.

Willibald Alexis löſete dieſes ſchwierige Problem. — »Wir ſind keine Römerinnen!« ſagte er. »Aber ſind wir in Berlin etwa „Römer“?«

Charlotte Stieglitz war keine römiſche Lucretia, auch keine karthagenienſiſche Dido und nicht einmal eine griechiſche Sappho. Sie war die Ehefrau eines Angeſtellten an der königl. Berliner Bibliothek, welche die lapidariſche Inſchrift führt: „Nutrimentum spiritus.“

Unglücklicherweiſe hatte die reizende Charlotte auch einen platoniſchen Anbeter, der ſie in ihrer häuslichen Schwärmerei beſtärkte. Es war der trockene Theodor

Mundt. Er heirathete ſpäter die Schriftſtellerin Louiſe Mühlbach, von Mecklenburg-Schwerin'ſchem geſegneten Kaliber — Mundt und Mühlbach! Nomen et omen. — Das Ehepaar übervölkerte die Leihbibliotheken mit dickleibigen, vielbändigen Romanen. Allein, was Louiſe zur Welt brachte, war immer voluminöſer, als was Theodor erzeugte.

Der edle Verfaſſer des Kätchen von Heilbronn und des Prinzen von Heſſen-Homburg erſchoß ſich aus verſchmähter Liebe Pein und zugleich auch aus Mangel an Anerkennung. Ein doppelt unerträgliches Leid. — Er war Edelmann und Militär, wußte mit Waffen umzugehen und traf ſich gut. Doch weiß ich noch von einem anderen, von einem unübertrefflichen Selbſtmord zu erzählen.

Während meines Aufenthalts in Hannover redigirte ich ein Volksblatt, in welches ich auch Tagesvorfälle aufnahm. Ein hannoverſcher Scharfſchütz hatte Schulden. Doch das war Sache ſeiner Manichäer, worüber er mit communiſtiſchem Selbſtgefühl ſich hinwegſetzte. Allein ſein Credit war bis auf's Aeußerſte verbraucht und bis zur Auszehrung verzehrt und aufgezehrt. „Ohne Credit,“ dachte er, „kann der Menſch nicht leben, und ich bin immer noch einen Schuß Pulver werth und noch einen drüber.“ Mit zwei geladenen Piſtolen alſo ging er zu Bette. Damit: entſchlüpfte die erſte Kugel machtlos ſeinen Händen, er habe eine zweite zu verſenden. Jedoch die erſte Kugel ſchon vollbrachte ihren ewig denkwürdigen Tellſchuß. Sie ging durch den Gaumen in's Gehirn und kam durch die Fontanelle (wo die Schädelnäthe ſich verbinden) wieder zu Tage. Die Verblutung war eine innerliche, nur wenig Tropfen beſleckten das Kopfkiſſen. Die Erſtarrung war augenblicklich erfolgt und ohne Zuckungen. — Der Knall weckte die Hausgenoſſer. Sie gingen dem Pulverdampfe nach, erbrachen die Thür und fanden ihren Scharfſchützen in ſeinem Bette friedſam entſchlafen, das abgefeuerte Piſtol in ſeiner Rechten. In ſeiner Linken eine zweite geladene, den erſtarrten Zeigefinger ſchußrecht und fertig am Drücker. Sie rüttelten ihn: „Menſch! was haſt Du gethan?" — Statt aller Antwort ging auch der zweite Schuß los und glücklicherweiſe ſchlug die Kugel nur in die Wand. Irgend wohin mußte ſie fliegen und ſie hätte für dasſelbe Geld, einen Apfel von dem Kopfe eines Kindes ſchießen können. Es wäre ein poſthumer Tellſchuß geweſen.

Gleichfalls während meines dortigen Aufenthalts erhing ſich ein Schneidergeſelle, weil ſeine Geliebte einen anderen geheirathet hatte. Er machte ihr eine Abſchiedsviſite auf Nimmerwiederſehen; in der That aber, um ihr Schleier und Brautkranz zu entwenden. Wer weiß, wie viel ſie ihm abgeſchmeichelt, und ob er ſich nicht ihrethalber zu Grunde gerichtet hatte. Den Schleier warf er über, den Kranz ſetzte er ſich auf's Haupt, und ſo geſchmückt vollbrachte er ſeine That. Auch Selbſtmörder können ſich lächerlich machen, ohne daß Irrſinn damit zu ſchaffen hat.

Selbſtmord aus Irrſinn liegt außerhalb dem Horizont meiner Gedanken und Begriffe. So viel ich weiß, kommt er nicht einmal auf der Bühne vor.

Ich erinnere an den Ugolino von Gerſtenberg. Ein einactiges Drama; Scene: im Hungerthurm. Die Söhne alle ſind im letzten Stadium des Hungertodes. Sie deliriren in kühnen, glänzendbunten Einbildungen, keiner legt Hand an ſich. Sie ſterben einer nach dem anderen (um mich des Kunſtausdrucks zu bedienen) aus heiler Haut. Der jüngſte Sohn verſchmachtet in den Armen des gänzlich verwaiſten Vaters, der ſelbſt dem Hungertode nahe, mit ſeinem eignen Blute ihn erquicken möchte. Ugolino zieht den Dolch und gen Himmel ſchauend, hebt er ihn hoch empor wider ſich ſelbſt. Muſik hinter der Scene, den verfeinerten Liebeſchmerz eines Vaters bedeutend, und — der Vorhang fällt.

Freilich iſt es unwahrſcheinlich, daß man zum Hungertode Verurtheilte, bevor man ſie einmauern läßt, nicht unterſucht, ob ſie tödtliche Waffen bei ſich führen. Auf der Bühne aber geht das hin. Gleichviel, die That kömmt nicht vor.

Sand, der Mörder Kotzebue's, verſuchte unmittelbar nach der That, auf offnem Markte einen Selbſtmord, ohne ihn zu vollziehen. Schon von früh an war der Traum ſeines Ehrgeizes, à la Charlotte Corday, als Märtyrer der Freiheit auf dem Schaffot zu ſterben. Warum ward er dieſem unerſchütterlichen Vorſatz untreu? Auch hierin kann ich nur eine momentane animi effectio erblicken und keinen Irrſinn; denn kurz zuvor hatte er ſeine wohlüberlegte That, auf die er ſich lange Zeit eingeübt hatte, mit einem einzigen und ſichern Dolchſtoß ausgeführt, geduldig den geeigneten Augenblick abwartend und ohne ſich durch gaſtfreundliche Aufnahme irre machen zu laſſen. Oder will man das Monomanie nennen? Nein! Er bereute ſeine That nicht. Sein Troſt war, ſie geſchickt und eclatant ausgeführt zu haben. Traulich verſtändigte er ſich mit ſeinem Scharfrichter, wie er ſich auf dem Schaffot zu benehmen habe. Er ſpielte Guitarre und ſtarb vollkommen mit ſich ſelbſt verſöhnt. Freilich wurde ihm verboten, vom Schaffot herab das Volk anzureden, denn es waren keine Revolutionszeiten. Er verſuchte es dennoch; aber auf die Ermahnung: „Sand! Was haben Sie mir verſprochen?“ ließ er ſein feines weißes Schnupftuch fallen, hob die Schwurfinger gen Himmel. „O Gott, Du weißt!“ das waren ſeine letzten Worte.

7.

Das Gedächtniß eines Novelliſten, der ſtets mit der Phantaſie gearbeitet, fängt in meinen Jahren an, ſchwach zu werden und ich kann nicht auf den Namen eines franzöſiſchen Küchenmeiſters, noch den ſeiner Herrſchaft kommen, um welche er aus gewiſſenhafter Dienſtergebenheit ſich den Tod gab.

Bei Entwurf eines Küchenzettels hatte er ſich, im beſten Vertrauen auf die Zuverläſſigkeit ſeiner Lieferanten, auf einen Gang Seefiſche eingelaſſen, welche er auch ſofort verſchrieb. Es giebt Fähigkeiten und auch Talente, die in gewiſſen Familien erblich ſind. Vermuthlich, ſo nehme ich an, waren ſeine Vorväter Küchengenies, zur Ehre des edlen Geſchlechtes, dem ſie, gleich ihm, ihre lebenslängliche Dienſte geweiht hatten, und welches dieſe ſeltene Generation von Kraft- und Stoffkünſtlern in Achtung und Ehren hielt.

Wider alles Vermuthen blieben die Seefiſche aus und es war eine außerordentliche Tafel, zu der man hohe und allerhöchſte Gäſte erwartete.

Die Stunde ſchlug, wo die Seefiſche auf den Heerd mußten, um durch kunſtgerechte Behandlung über Feuer, in ihrer erſten friſcheſten Vollkommenheit ſervirt werden zu können.

Alle anderweitigen Heerde waren mit untrüglicher Küchenweisheit beſtellt und durften der Obhut ſtrengdisciplinirter Untergebenen anvertraut werden, nur der Seefiſchheerd glühte vergebens vor Verlangen nach ſeinen Pertinentien.

Alle Hoffnung war verloren, alle Geduld erſchöpft und nichts blieb übrig, als Verzweiflung. Der Unglückliche begab ſich in ſeine Gemächer und zog den Degen. Sollte er das Wohlwollen ſeiner Herrſchaft, die Ehre ſeiner Vorfahren, Tafel, Küche und Küchenzettel compromittiren und zwar in Anweſenheit allerhöchſter und hoher Perſonen?

Da pochte es an der Thür. Er ſtemmte das Gefäß ſeines Degens gegen dieſelbe, zückte die Spitze auf ſeine Bruſt und rief: »Herein!« Haſtig ſtieß ein Küchenjunge die Thür offen und ſchrie: »Die Seefiſche ſind angelangt,« indem er ſeinem Meiſter den Degen durch die Bruſt rannte.

Zu bemerken iſt, daß in ſofern der Koch einen Degen trug, der ja kein Küchenmeſſer iſt, ſelbiger eine eximirte Perſon geweſen ſein muß. Und ferner, daß der Küchenjunge wider Wollen und Wiſſen zum Todtſchläger ward, indem er einen projectirten Selbſtmord nachhalf und zur That ſteuerte.

Machen wir jetzt aus dem dienſttreuen Koch einen inſolventen Banquier. Wechſel laufen auf denſelben, der Verfallstag iſt da und er will ſeine Schmach nicht überleben. Er thut wie jener, in der Meinung, es ſei der fürchterliche Manichäer. Aber ſein Buchhalter nur iſt es, mit den Worten: „Gratulire, Herr Finanzrath! Sie haben das große Loos gewonnen.“ — Dieſer iſt in demſelben Falle, wie obiger Küchenjunge.

Ein Todtſchlag iſt kein Mord. Folglich darf ein Selbſtmord aus Irrſinn auch nur ein Selbſttodtſchlag heißen, oder beſſer ein Unglücksfall.

Der japaneſiſche Grande muß, wenn der Kaiſer zürnt, anfragen: »Herr, ſoll ich meinen Bauch aufſchlitzen und Dir meine Eingeweide zeigen?« und ſpricht der Kaiſer: »Ja!« ſo muß er, das Schwert in der Rechten, ſich den Bauch aufſchlitzen und mit der Linken die blutigen Eingeweide herausreißen und vorzeigen. Das iſt japaneſiſcher Gebrauch und Hofordnung. Das iſt ſelbſtbewußtes, vornehm-freiwilliges Sklaventhum.

Aber der Leib iſt der unbewußte Sklave des Geiſtes, das dienende Werkzeug ſeines Wollens und kann ſich dieſem Gehorſam nur aus Lähmung entziehen, oder befallen von

Krämpfen, ſich wider ſeinen Gebieter auflehnen. Der Irrſinn hebt den Abſolutismus des Geiſtes nicht auf und der Leib möchte in der Todesſtunde noch treulich ſeinem Gebieter ſich anklammern, der in Verklärung ihn verlaſſen muß.

8.

Gutzkow ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt Berlin und hatte Anfangs Juli 1830 auf irgend eine Diſſertation einen akademiſchen Preis gewonnen, als die Kunde von der Wiedergeburt der Tricolore zu Paris in Deutſchland ſich verbreitete und Gutzkow ſah die erſten Lorbeeren ſeiner jugendlichen Schulweisheit durch Volksthaten verdunkelt.

Nicht mit ungewaſchner Hand griff er zur Feder. Er fühlte in ſich einen Beruf, der, wenn auch nicht aere perennis, doch ein Zeit-gemäßer, nützlicher und nothwendiger war.

Die große deutſche Literatur-Epoche ſeit Mitte des vorigen Jahrhunderts zählt dreierlei Perioden, claſſiſche, romantiſche und Geſinnungsliteratur. Gutzkow iſt der Stifter der Letzteren, wenn auch Heine und Börne als ſeine Vorgänger zu betrachten ſind.

Unſtreitig iſt die Preſſe ebenfalls eine Volkswaffe. — Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß, wenn ich eine alte

Balkenpreſſe ſehe, welche jetzt von den Stahl- und Dampfpreſſen verdrängt worden ſind, mir immer eine Guillotine einfällt, welche ja ebenfalls eine Volkswaffe iſt, deren ſich nach meiner Anſicht die Fürſten widerrechtlich anmaßen. Denn zu einem Todesurtheil gehören drei verantwortliche Perſonen, der Richter, der es fällt, der Oberherr, der es beſtätigt und der Nachrichter, welcher es vollſtreckt. Eine Maſchine iſt keine verantwortliche Perſon und kann möglicherweiſe Fehler machen. Als während der franzöſiſchen Occupation hier in Hamburg auf dem Berg (Büttelei) der Raubmörder Henri le Maitre hingerichtet wurde, ſchlug das Fallmeſſer einem Scharfrichterknecht zwei oder drei Finger ab. Ein Scharfrichterknecht iſt auch ein Menſch. Er kann in ſeinem Dienſte zu Schaden kommen. Wer aber hat für ſeine Verſtümmelung ihm Erſatz zu leiſten? die Gerichte, der Staat oder die Guillotine?

Eine gewiſſe äußere Formähnlichkeit dürfte vorhanden ſein. Eine innere Aehnlichkeit hingegen iſt nicht abzuleugnen. Preſſe und Guillotine haben kurz nach ihrer Geburt ſchon eine bedeutende Umſturzrolle geſpielt, die Preſſe arbeitete für die Reformation, die Guillotine für die Revolution. Die Preſſe iſt Vervielfältigungsmaſchine des Wortes; die Guillotine vervielfältigende Tödtungsmaſchine; die Preſſe iſt die Wiederbelebungsmaſchine der ci-devant Weisheit; die Guillotine Tödtungsmaſchine der ci-devant Vornehmheit.

Die Aufgabe, zum wenigſten der deutſchen Preſſe, iſt keineswegs die, eine Volkswaffe zu ſein. In Frankreich hatte ſie freilich unter Marat und Robespierre gemeinſchaftliche Sache mit der Guillotine gemacht. Aber vor Erfindung der deutſchen Buchdruckerkunſt war der römiſch-apoſtoliſche Stuhl, der Sitz der Volksintelligenz, welcher ſeinen Geſammtklerus ſtempelte und in alle Welt ausſandte, zu lehren, waß zu denken, zu glauben und zu wiſſen ſei. Dawider erhob ſich der Guttenberg'ſche Preßbengel und ſtempelte Druckbogen. Aber jeder Druckbogen ward ein fahrender Mönch, der in Städten und auf Dörfern, in Hütten, Palläſten und auf Burgen das Seinige lehrte und predigte.

Doch bevor wir weiter ſchreiten,
Stehe ſtill und ſieh dich um,
Denn geſchwätzig ſind die Zeiten
Und auch wieder ſtumm.

Ein Rückblick auf die Vergangenheit iſt zu Zeiten ergiebiger, als der Taſtſinn für Gegenwart und Muthmaßungen auf eine Zukunft.

Die erſte und eigentliche Beſtimmung der Preſſe war die Vergangenheit aus ihrem Schlafe zu wecken. Zuerſt das römiſche und griechiſche Alterthum. Daß ſie bei dieſer Gelegenheit die Reformation unterſtützte, iſt als eine ſecundäre Folge zu betrachten und lag in der Zeit. Ich möchte die Preſſe die deutſche Minerva nennen. Lange genug blieb ſie bei ihrem beſcheidentlichen Nachtvogel „Eule." Erſt als der römiſch-apoſtoliſche Stuhl-Zwang ſie mit Cenſur belegte, verwandelte ſie ihre Eule in einen Falken, von dem Blumauer in der traveſtirten Aneide ſagt:

Er ſchaut der Sonn' ins Angeſicht,
Und kriegt nicht Augenſchmerzen.

Nicht zu vergeſſen aber ſei, daß während des dreißigjährigen Krieges ſchon die belletriſtiſche Preſſe (Simplicius Simpliciſſimus) ſich dem Volksſinn weihte.

Die franzöſiſche Preſſe, unter den Bourbonen, blieb als königliche Akademie und Bühne bei der Nachteule. Goethe arbeitete zehn Jahre lang an ſeiner Iphigenie und ſchrieb auch Hermann und Dorothea. Schiller emancipirte ſich anfangs von der Schulweisheit in den Räubern, Kabale und Liebe, Fiesko; fügte ſich aber derſelben ſpäter wieder, namentlich in der Braut von Meſſina, und Anderem auch.

Die romantiſche Poeſie erſtand unter der napoleoniſchen Zwangherrſchaft und entfaltete ſich und erblühte mit dem Befreiungskriege 1813—15.

Die Preſſe iſt ein tauſendzüngiges Werkzeug, und die umfaſſende biegſame deutſche Sprache iſt allvermögend. Die romantiſche Schule wiederbelebte für Deutſchland Shakeſpeare's Calderon, Cervantes' Dante Arioſt, Skandinavien und Hindoſtan u. ſ. w., jedoch ohne populär zu ſein, denn ihr Wahlſpruch lautete: odi profanum vulgus et arceo.

Gutzkow iſt der Stifter einer deutſchen Neuliteratur: der Geſinnungsſchule. Keineswegs gehe ich damit um, ihn zu apotheoſiren. Ich bin nicht blind für ſeine Fehler. Nur dem Verdienſte ſeine Krone und gerechte Anerkennung werde Niemanden verſagt.

Mit einer Art von weiblichem Ehrgeize hat ſich Gutzkow ſeinem Berufe ergeben, während ſeine Geſinnungsgenoſſen nach Stellung und Vermögen trachteten. Er widmete die deutſche Preſſe dem Volke und fand zahlreiche Nachahmer. Er machte ſie zu einer Volkswaffe, und Ehre ihm! —

Während Cenſur noch obwaltete, erlitt er viele Verfolgungen; aber er allein, ohne daß ſich ſeine Gleichgeſinnten dabei betheiligten.

9.

Dieſe Neuliteratur, Geſinnungsſchule oder junges Deutſchland, hatte immer zwei Untugenden.

Die Preſſe, als Volkswaffe benutzt, iſt und bleibt eine Ephemere und indem ſie, lediglich der Gegenwart zu dienen, ihre Vergangenheit vernachläſſigt, verzichtet ſie auch auf eine Zukunft.

Die Julirevolution machte ſchon am dritten Tage — keineswegs Bankerott — ſondern nur Frieden, — oder vielmehr ſie accordirte. — „Tricolore — und Bourbonen (!!!")

Ludwig XVI., Urheber der Tricolore, indem er ſeine Lilien den Pariſer Farben einverleibte, endete auf dem Schaffot. Die Weltgeſchichte läßt ſich Bankerotte gefallen aber keine Accorde. 1848 ſagte ſich die Tricolore von den Bourbonen los und 1852 kehrte ſie zu ihrem Napoleon zurück. — — —

Das junge Deutſchland hatte nichts eiliger zu thun, als ſich in ſeiner Geſammtheit der vornehmſten Journale zu bemächtigen, um ſich als deutſche Geſinnungsſchule zu etabliren.

Bei alle dem war dieſe Geſinnungsſchule, welche unſer geiſtreicher Gutzkow ſtiftete, von höchſtbedeutender und geſchichtlicher Einwirkung auf das deutſche Vaterland. Anfangs nur eine von Pariſer Dünger erwärmte Ausſaat, gerieth ſie, zu deutſchem Volksbewußtſein und Einigkeitsgefühl, in Gährung. — Aufkeimend machte ſie ihre herkömmliche deutſche Schule.

Voran Schulbildung! — Glücklicherweiſe hatte Gottingen ſchon ſo viele überflüſſige Profeſſoren, als ganz allein das claſſiſche Griechenland, nothdürftig an Weiſen zählte.

Die Bewegung alſo, hatte nunmehr ſtudirt und kam aus der Schule.

Sie mußte aber auch confirmirt werden, und dieſe Firmelung ertheilte ihr der Caplan Runge mit dem Segen: „Kein heiliger Rock mehr.“

Nachdem deutſcher Volksſinn und Volkseinigkeit durch Neureligionen gefirmelt waren, wagten ſie ſich auf die Straße, um ſich das allerhöchſte Recht nemlich: Souverainität: Volksoberherrlichkeit zu erkämpfen. Dieſe große Errungenſchaft aber ward den Preßceleberitäten, welche nicht wie Prinz Heins, aus Humor, „den tiefſten Ton der Leutſeligkeit anſchlugen; ſondern mit doctrinärem

Ernſt, oder Geſinnungspedanterie, jedweder nach ſeiner Weiſe, die deutſche Volkseinigkeit handhabte um Publikum für — ſich zu gewinnen. Sie wirkten nicht nach oben zum Selbſtbeſtehen deutſcher Einigkeit ſondern nach unten, um die allerhöchſte Volkserrungenſchaft zu verdauen. Sie waren mehr Laczanzen als Vomitive.

Unſtreitig war Friedrich der Große, der erſte deutſche Demagoge. Er iſt der Urheber deutſcher Selbſtheit. Der erſte Vaſall, welcher ſich gegen ſeinen Römiſch-Deutſchen Kaiſer erhob, um ſich König von Preußen zu nennen, da ſeine Vorweſer ſich nur König in Preußen nennen durften. Im Pabſtlichen Genealogien-Kalender hieß er nur Marquis de Brandenbourg.

Es geht mit der Geſinnung, wie mit dem Blute, welches ſich im Laufe der Jahre vom Gehirn zum Unterleibe ſenkt.

Im Jahre 1848 gab es keinen Römiſch-Deutſchen Kaiſer mehr und es verſpürten niedre Klaſſen Volksſouverainität.

Gutzkow hatte das Schickſal aller Neuproductivität. Man wird zum Märtyrer ſeiner Schöpfung, zu Gunſten anderer die ſie in Händen nehmen.

Es war kein ſtrafbares Preßvergehen, daß der Schöpfer einer Neuliteratur, als geborener Berliner, ſich den Süddeutſchen anſchloß.

In Berlin war nicht viel zu verderben. — Ich muß aus eigener Erfahrung reden. —

Mit Eröffnung des Königſtädtiſchen Theaters, bildete ſich eine jüngere romantiſche Schule, deren Wahlſpruch nicht mehr war „odi profanum“, ſondern welche um den Beifall eines Theaterpublikums buhlte. Sie conſtituirte ſich ſpäter zu einer Mittwochsgeſellſchaft. Es war eine ſehr respectabele: Achim von Arnim, Varnhagen von Enſe, Willibald Alexis, Carl von Holtei, Carl Schall, Profeſſor Gubitz, Wilhelm Albrecht und viele andere Kunſt- und wiſſenſchaftliche Autoritäten. Aber auch dii minorum gentium befanden ſich darunter. Exempla sunt odiosa und Gutzkow hatte einen Vorgänger: M. G. Saphir, welcher dreizehn Bühnendichter mit einer Brochüre von einem einzigen Druckbogen, unmöglich machte.

Im Jahre 1829 ward auch ich in dieſe Mittwochsgeſellſchaft von Willibald Alexis eingeführt und gehöre alſo nicht zu den 13 Todtgeſchlagenen. Die Stimmung dieſer Geſellſchaft war eine chriſtlich-germaniſch-ritterliche, der Verfaſſer der unvergeßlich-ſüßen Undine, würdigte mich eines beſonderen Discours und: — En Hamborger Jung nimmt keen Blatt vor't Muhl. — Ich fragte ihn: „Wenn ich als Ritter dem Teufel mein Ehrenwort gegeben habe, zur Hölle zu fahren, darf ich als Chriſt mein Wort halten?“ Ich brauche wohl nicht zu erklären, welch einen Eindruck dieſe dreiſte Frage auf ſo rückſichtsvolle Berliner Autoritäten machte. De la Motte Fouqué beſann ſich ſehr lange, erwiderte aber endlich: Ein Ritter, der ſolch Ehrenwort giebt, iſt kein Chriſt mehr. Sei es Sache des Oberherrn, dem er ſich zugeſagt, ihn beim Wort zu nehmen. Dieſe Antwort fand lebhafte Zuſtimmung und ich war geſchlagen.

Während um Gutzkow das junge Deutſchland ſich bildete, mußte die Berliner Mittwochsgeſellſchaft zerfallen. Die alten Ariſtokraten blieben, was ſie waren, und die jungen Neuromantiker bei der Königſtadt. Die Publiciſten konnten nicht umhin, gemäßigt-freiſinnig zu werden, ohne ſich den ſüddeutſchen Schreiern anzuſchließen.

Blicke ich zurück auf jene Zeiten, wo das junge Deutſchland ſich erhob, ich aber die Mannesreife erlangt hatte, ſo erſchrecke ich über die Unzahl von Tagescelebritäten, welche ſich Irrlichtern gleich entzündeten, entweder eine bürgerliche Stellung ſich erobernd, um in derſelben zu erlöſchen, oder nach verzehrtem Brennſtoffe im Sumpfe der öffentlichen Meinung zu erſticken. — — —

Eine neue Zeit iſt angebrochen und ſie heißt: „Handelspolitik“, welche zur See gemacht ſein will, und nicht zu Lande. Sie verlangt univerſellen Verkehr; während die Geſinnungspolitik nur Platzhandel, mehr oder weniger, treiben kann. —

Zugleich mit der Nautik haben auch andere Wiſſenſchaften ſich vervollkommt: Chemie, Mechanik, Pyrotechnik; aber auch Pſychologie und Anthroprologie ihre Fortſchritte gemacht. Nur, daß dergleichen ſich nicht öffentlich ausgeben, wie die Geſinnung.

Die Wiſſenſchaft hat ihre Myſterien, welche den Ungeweihten unzugänglich ſind. Die Kunſt hat ihre Illuſionen, welche der Meiſter hervorbringen kann, die er aber, wenn man ſie ihm nicht ablauſcht, höchſtens Geiſtes-, aber auch Blutsverwandten octroyirt.

Die Geſinnungspreſſe hat weiter nichts auszubeuten, als ſich ſelbſt. Sie vertritt nicht die Perſon, ſondern die Sache, welche eine jedermanns Sache ſein ſoll.

Ueberſehen wir aber nicht die großen Verdienſte der Geſinnungspreſſe. Sie hat die deutſche Sprache veredelt; ſie hat ihr eine Copia verborum zugelegt, die wir früher vom Auslande erborgen mußten und endlich hat ſie Styl und Periodenbau auf glänzende Weiſe vervollkommnet. Freilich nur à la portée de tout le monde.

Die Gegenwart verlangt keine Federhelden, aber Kriegshelden und wenn es auch nur Artilleriſten ſind, erfreuen ſich dieſelben einer ehrenvollen Anerkennung.

Heinrich Heine ſagte einmal: Wenn zu Zeiten Adam's und Eva's ſchon die Göttingerliteratur exiſtirt hätte, ſo wäre der erſte Mord unterblieben, und ſtatt ſeinen Bruder Abel todt zu ſchlagen, würde Kain denſelben in der Göttinger Literaturzeitung heruntergeriſſen haben.

Ich würde einer Zukunfts-Geſinnungspreſſe anrathen, ſich Schriften von Kanonenmetall gießen zu laſſen, jedoch ohne zu behaupten, daß es practiſch ſei.

Während ſeiner fünfunddreißigjährigen Geſinnungszeit hielt der geniale Gutzkow (und wer will dieſes Epiketon ihm abſprechen) ſtets ſich oben auf. — Etwa fünf Jahre lang fand das junge Deutſchland ſeinen hinreichenden Nahrungsſtoff in der Gegenwart. Allein Buchhandel und Publiciſtik ſind bald überfüttert. Das junge Deutſchland zerfiel und feindete in einem offenen Federkrieg Gutzkow, ſeinen Urheber an.

Gutzkow vereinigte ſeine Gleichgeſinnten wieder, oder vielmehr ſie waren es, die ſich ihm von neuem zugeſellten, als er ſeine Geſinnungsſchule auf die Bühne brachte.

Ich wage nicht, das zu billigen. Die Bretter, welche die Welt bedeuten, bedeuten nicht eben ganz und gar die Geſinnung.

Die Welt ſteht feſt. Wenigſtens ich ſchenke ihr dieſes Zutrauen. Geſinnung aber ändert ſich wie der Vollmond bis zu ſeinem letzten Viertel.

Ars longa, vita brevis.

Die Bretter gelten dem kurzen Menſchenleben. — Sollen ſie auch, der viel kürzeren Geſinnung noch gelten? Da die Geſinnung nicht Sache des Einzelnen, ſondern Parteiſache iſt, ſo glaube ich, es wäre beſſer geweſen, die Geſinnungsſchule wäre bei der Maculatur geblieben.

Allerdings kann man ſich auf den großen unerreichbaren Schiller berufen. Denn was iſt ſein Marquis Poſa anderes, als ein Geſinnungsheld? — Wofür aber wirft er ſein Leben weg, ſammt der Gunſt eines großmächtigen Königs, in deſſen Reiche damals die Sonne nicht unterzugehen pflegte?

Wofür wirft er ſeine Geſinnung weg? „Rettung Flanderns!“ und „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“

Etwa weil ſein Kniefall für Geſinnungsfreiheit, umſonſt war?

Etwa weil er ſeine zärtlichen Gefühle für die reizende Königin ſtrafbar fand?

Etwa aus kalter Freundſchaft für den Königsſohn, dem er, aus ſpaniſcher Etiquetten-Pedanterie, ſein Knie beugte? „So geziemt es einem Königsſohne.“ —

Allein mit welch einer wunderbaren Bühnendichter-Meiſterſchaft hat Schiller ſeine Geſinnungscaprice ausgeführt? —

Im erſten Akte iſt keine Rede vom Poſa, im zweiten kaum, und erſt im dritten Akte macht er ſeinen Kniefall.

Im Anfang des vierten Akten erſt benutzt er König Philipp den Zweiten, wie jener Küchencavalier den oben angeführten Küchenjungen zum ſelbſt beſchloſſenen Selbſtmord.

Der Wahrheit die Ehre! — Geſinnung ſei keineswegs von der Bühne ausgeſchloſſen. Illuſionen iſt die Aufgabe der Bretter, welche die Welt — „bedeuten“.

Nur werde ſie nicht zu einer Marktſchreiertribüne für Freiheit und Völkerwohlſein.

Iffland's Wort: »Menſchendarſteller« ſcheint mir uncorrect; er hat ſich damit beſcheidentlich auf ſeine Sphäre beſchränkt, Familiendrama, Hausvatertugend.« Wir haben Engel und Teufel, Götter und Geſpenſter, Magier und Hexen. Soll der höchſt leichtfertige Mephiſto, oder gar Shakeſpeare's Kaliban, von Menſchendarſtellern agirt werden? — Warum denn ſoll es keine Geſinnungsdarſteller geben? Iſt der Marquis Poſa, von Schiller's Meiſterhand mitten unter ſpaniſchem Abſolutismus, Inquiſition und Hofzwang dahingeworfen, nicht eine Rolle, nach der jeder junge Held und Liebhaber geizt?

Allein die Geſinnungshelden der dramatiſchen Neupoeſie haben im allgemeinen, exclusive jede ehrenwerthe Ausnahme, zwei große Fehler. Zuerſt ſpielen ſie, auf, und hinter der Scene, das heißt, entweder ſie agiren, oder ſie werden von Nebenperſonen, Fürſten, Frauen und Vornehmheiten enthuſiaſtiſch gelobhudelt. Bei Künſtlerdramen geht das an. Torquato Taſſo rechtfertigt in lyriſcher Ueberſpanntheit die Huld, welche der Hof, Fürſten und Prinzeſſinnen ihm ſchenken, während der Staatsmann Antonio ihn mit Gleichgültigkeit behandelt.

Oehlenſchläger's Correggio iſt ſchon bedeutend ſchwächer, wie meiſterhaft auch die erſten drei Akte ſind. Dieſer iſt nur Maler. Sein bekanntes Madonnenbild kömmt in Scene wo es von Buonarotti und Romano verleugnet und wiederum glänzend anerkannt wird.

Anders als mit Künſtlerdramen iſt es mit Geſinnungsdramen. Alle Achtung vor Gutzkow's Acoſta und namentlich iſt der junge Spinoza eine reizende Epiſode. Dieſer berühmte Nachfolger des unglücklichen Acoſta in ſeiner ſpeculirenden Kindheit iſt eine rührende und verſöhnende Erſcheinung, desgleichen die deutſche Bühne wenig aufzuweiſen hat.

In Laube's Karlsſchülern hingegen, finde ich keinen Schiller wieder, denn Raiſonnements ſind nicht Reflectionen.

Der zweite Fehler der neudramatiſchen Geſinnungshelden iſt, daß ſie ihr geniales Selbſt, von dem ſo viel geſprochen wird, niemals dem Zuſchauer zu koſten geben.

Ich muß an eine jüdiſche Anecdote erinnern. Eine Judenfrau vermißte zwei Pfund Butter. Die Köchin entſchuldigte ſich: „Die Katze hat ſie aufgeſchleckt.“ Die Frau legte die Katze auf die Wage, welche aber mit Haut und Haar nur zwei Pfund wog. — „Das iſt die Butter, ſagte jene; wo bleibt die Katze?“

Wenn ich im Theater bequem und nachläſſig daſitze, ſo will ich gepackt und hingeriſſen werden. Nun werde ich mit Geſinnungsbutter abgeſpeiſt, welche den Charakter mit Haut und Haar aufwiegt. Wo ſoll da der Humor, die Begeiſterung herkommen, wodurch der Darſteller ſich zu einer illuſoriſchen Perſönlichkeit erhebt? —

Die Bretter, welche die Welt bedeuten, ſind kein Marktſchreiergerüſt, von der herab Geſinnungsmedicamente zu Erleichterung und Beförderung des Völkerwohlſeins ausgeſchrieen werden.

Leider hat die Geſinnungsſchule nicht nur das Schauſpiel, ſondern auch die Oper zur Markt- und Couliſſenſchreierei verleitet.

Ich erinnere an den Tannhäuſer. Wagner iſt zugleich Textdichter und Componiſt auf eigene Hand. Auch hat er, Gott ſei Dank, keine Nachahmer gefunden. In beiden Fächern nicht. —

Das Wort Zukunftsmuſik habe ich jeder Zeit uncorrect befunden. Die Muſik bewegt ſich in Takt und Rythmus. Welch eine Zukunft alſo kann ſie haben?

A. W. von Schlegel ſagt, als poetiſcher Kritiker, die Architectur iſt eine gefrorene Muſik. Welches iſt nun die aufgethaute Architectur, welche kirchthurmartig in den Himmel ragt? — Welche andere kann es ſein, als die, von der Geſinnungsſchule mit leichtfertigem Unverſtand außer Cours geſetzte claſſiſche (Kirchen- wie Opern-) Muſik.

Hätte ſich dieſe „Neumuſik“ etwa „nur“ eine Fortſchrittsmuſik genannt, ſo würde ich, der ich ſchon in meinem neunzehnten Jahre als Concertiſt vor manchem Publicum ſtand, geſagt haben: „Auch das geht nicht an.“

Der Fortſchritt bahnt ſich ſeinen Weg mittelſt der deſtructiven Preſſe an, deren Aufgabe iſt, Zöpfe abzuſchneiden, was aber nicht in Bilderſtürmerei ausarten darf, denn was einigermaßen für die Dauer ſich qualificirt, ſoll man nicht zerſtören wollen.

Man erwarte nicht von mir, daß ich hier veröffentliche, wie die Leipziger muſikaliſche Zeitung von Robert Schumann, zu Brendel in Weimar überging, unter den Auſpicien von Franz Liszt, welcher uns einen Zukunftsopern-Textdichter und -Componiſten octroyirte.

Dreiſt aber nenne ich dieſe Zukunftsmuſik eine Geſinnungsmuſik; ein muſikaliſches Geſpenſt, welches, um in Haupt- und Centralſtädten eine haute-volée-Figur zu machen, einer pompöſen Ausſtattung mit Decorationen, Koſtümen und Orcheſterverſtärkung bedurfte.

In ſofern machte ſie von vornherein ſich für Provinzial- und ambulante Bühnen durch übertriebene Koſtſpieligkeit völlig unmöglich. Nicht einmal für Straßenmuſik und Orgelkaſten taugte ſie, und am wenigſten konnte man danach tanzen.

Ich ſpreche der Zukunftsmuſik ihre Zukunft nicht ab. Sie wird eine kunſtgeſchichtliche Dauer haben. Sie iſt ein Curioſum, wie weit deutſcher Volksſinn ſich von der deſtructiven Preſſe verdummen läßt.

Denn dieſe Geſinnungsmuſik, geſtützt auf die deſtructive Preſſe und von ihr gehoben, nahm deren ganzes Perſonal, von Dramaturgen und Muſikkritikern in Lohn und Brod, und horribile dictu: ohne Ausnahme ſchmarugirt dieſes deſtructive Geſammtperſonal noch heute bei Direktionen, Darſtellern, Sängern, Sängerinnen, Tänzern Tänzerinnen u. ſ. w., u. ſ. w.

Ich berufe mich hiebei auf London und Paris.

In London wurde der Tannhäuſer von der Schwelle gewieſen, und es hieß: „Wie kann eine hervorragend muſikaliſche Nation, wie die deutſche, uns dergleichen zuſenden.“

In der Académie imperiale zu Paris, wo die Crême der de la haute-volée ſich zu zeigen beliebt, erlangte der Tannhäuſer einen unerhört-beiſpielloſen Succès de Scandale complêt, auf welchen nur ein Boulevardtheater-Publicum mit Wolluſt eingeht, weil der bühnenluſtige Pariſer Bourgeois es ſich nicht nehmen läßt, eigene Kunſtjuſtiz nach Herzensluſt zu üben. Dergleichen „Betiſen“ (ſo nennt man das in Paris) ſind auf den Boulevardtheatern ſehr willkommen, und erlangen ſie einen Succès de Scandale complêt, ſo erleben ſie dreißig Vorſtellungen hintereinander. Nur in der Académie imperiale ſind ſie unmöglich.

Das iſt nicht alles!

Ein einzelner deutſcher, ein erſter und letzter Zukunftsopern-Textdichter und Componiſt, welcher jung wie er iſt, bereits ſich ſelbſt überlebt; hat ſich ja nur auswärts blamirt: und ubi delictum, ibi poena. Ein deutſcher Sünder, der in Deutſchland durchgekommen iſt, und auswärts betroffen wird, kann ſich nicht mehr darauf berufen, daß er von Geburt ein Deutſcher ſei.

Der erſte und letzte, bereits vergeſſene Zukunftsopern-Textdichter und -Componiſt kann daher ſeine Nation nicht praejudiciren, wohl aber ſeine Parthei, die ihn daheim hochſtellte und dem deutſchen Publicum als einen Opern-Meſſias anempfahl. Dieſe Parthei iſt der Eſel, auf welchem am Palmarum der Erlöſercomponiſt in das deutſch-muſikaliſche Zukunfts-Jeruſalem einzog.

Warum begab ſich die deutſche Zukunftsmuſik nur in eigener Perſon nach London, warum nahm Wagner nicht ſeine ganze zahlreiche Parthei mit? — Denn wenn ein Narr zehn macht, ſo kann eine große Parthei ein Geſammtpublikum machen.

Und warum gleich nach London? — Der Todtengräber ſpricht zum Prinzen Hamlet:

„Den hat man nach England geſchickt, weil er toll geworden iſt.“

Hamlet fragt: „Damit er dort geheilt werde?“

— „Nein! damit er nicht auffällt, denn dort iſt jedermann wie er.“

Aber der Engländer verlangt eine ſolide, faſt möchte ich ſagen, ſubſtantiöſe Tollheit, und keine vulgivage deutſche Partheigrille.

Unſer Zukunftsopernmann ging nach Paris, um ſich — eine lichttrunkene Mücke in der glänzenden Beleuchtung der Académie imperiale die Flügel zu verſengen.

Eine deutſche Parthei- oder Geſinnungs-Grille hat allemal ein derbes Unterfutter, welches ſobald nicht aufzutragen iſt, mag es auch noch ſo fadenſcheinig geworden ſein. Wir bleiben immer noch bei Zukunftsmuſik, wenn auch der Urheber derſelben ſchon vergeſſen iſt. —

Nur Eines noch fehlte. Ein einzelner Deutſcher, der ſich unter Protection einer Fürſtin Metternich in Paris compromittirte, iſt keine Majorität. Die poetiſch- und muſikaliſch-hervorragende deutſche Nation mußte mit Poeſie und Muſik ſich in corpore verleugnen.

Ich glaube, den Fauſt von Goethe ein unſchätzbares Kleinod deutſcher Literatur nennen zu dürfen.

Ferner glaube ich, daß die deutſche Muſik, von Sebaſtian Bach bis zu Carl Maria von Weber, die claſſiſche heißen darf, im Gegenſatz zu der weſteuropäiſchen Muſik, deren Stifter Meyerbeer iſt, Sohn des großen Millionärs Hertz Beer, Schüler des Abt Vogler und Roſſini's. Je nun! — Das Geld iſt univerſell und der Jude unnationell. — —

Ein Componiſt, Muſikdirector bei einer Pariſer Bühne untergeordneten Ranges, aber nebenbei Kirchen-Tonſetzer, machte mit einer leichtfertigen Fauſtoper, nach Pariſer Text, ſeine Triumphreiſe durch Deutſchland, unter Zudrang aller Volksclaſſen, nebſt öffentlichen Ehrenbezeugungen und glänzenden Remunerationen von Fürſten, Großen und Reichen.

Wie man ſagt, ſoll ſeine deutſche Kunſtreiſe, in wenig Monaten, ihm weit über 100,000 Thaler eingetragen haben. Ich war ſein Caſſirer nicht, doch finde ich es ſehr wahrſcheinlich.

Quo vobis mentes, quae recte stare solebant.

Zu deutſch: Midas war ein König, aber ein Volk darf keine Eſelsohren haben. — Und ſomit, denke ich, ſind wir am Rande, wenn wir noch länger für eine hervorragend-poetiſch und muſikaliſch-gebildete Nation gelten wollen.

Auf keine Weiſe kann dieſe Geſinnungserſchlaffung Gutzkow zur Laſt gelegt werden, obſchon er der Urheber einer deutſchen Geſinnungsſchule war. Denn ſeine Vorgänger, Heine, Börne u. ſ. w., arbeiteten nur für Judenemancipation, welche ihr Werk 1848 vollendet hatte. — Unter Anderen ſaß unſer, leider! viel zu früh verſtorbener Obergerichtsrath Dr. Gabriel Rieſſer als Vicepräſident in der Paulskirche, ſprach Preußen die deutſche Krone zu und überbrachte ſie auch.

Das Judenemancipationswerk hatte ſein Ziel erreicht, die Arbeit war vollendet und ſomit machte man Feierabend — oder beſſer geſagt: Schabbes — um wie der liebe Gott zu ſagen: »Alles iſt gut!«

Sofort aber bemächtigte ſich der Verfaſſer des Uriel Acoſta dieſer vollendeten Arbeit, um ſie für die Bühne einzubalſamiren. Und wieder war er Wegweiſer und Tonangeber für Andere. Es genügt ja wohl, wenn ich den Verfaſſer der „Deborah“ hier erwähne.

Die Geſinnungsſchule fing damit an, lediglich ſich ſelbſt als geſetzlich dahinzuſtellen und hörte damit auf, den lieben Gott aus ſeinem Univerſum zu expropriiren. — Man kann nicht weiter gehen, um Perſonalität zu leugnen.

Was iſt die Preſſe ohne Autoren? Und was iſt ein Autor als Volksgeſinnungsbeſchaffer? — —

Früher oder ſpäter mußte dieſe Geſinnungspreſſe ſich überleben, weil ſie der Kunſt und Wiſſenſchaft entſagend, nur das Materielle beförderte.

Indem ſie ihre primitive Beſtimmung vernachläſſigte, bedarf ſie heute ſchon im Selbſtgefühl ihrer Ohnmacht eines Krimskrams der Zeichenkunſt — Technik, Geologie, Aſtronomie und anderweitige Wiſſenſchaften ſind hiebei nicht in Betracht zu ziehen — um durch Holzſchnittilluſtrationen, unterſtützt von der Photographie, der Imagination ihrer Leſer zu Hülfe zu kommen.

Wachſen nicht illuſtrierte Zeitungen heute, wie Pilze aus der Erde?

Wo iſt ein zweiter Gutzkow, welcher dergleichen für die Bühne, oder irgendwoandershin einbalſamirt?

Zugleich auch hat die Geſinnungspreſſe, ſtatt eines Litteraten, eines Buchhändlers und eines Verlegers und ſtatt eines Buchdruckers und Schriftſetzers, abgerechnet die Druckmaſchinen, hunderte in Arbeit genommen.

Uebervölkerung hat Selbſtmorde zur Folge, und Auswanderungen verhalten ſich zu Selbſtmorden wie: Nationalertödtung zur Selbſtentleibung.

9.

Deutſche Geſinnung gab es von Urzeiten her. Selbſtmord war bei den alten Deutſchen herkömmlich, wo es galt, einer bevorſtehenden Unterjochung zu entgehen, um als Freier in Walhalla zu kommen.

Auch haben wir einen Schiller, von primitiv-deutſcher Geſinnung, welcher, ſo weit er ſelbſt ſich auch der vorherrſchenden claſſiſchen Hof- und Schul-Etiquette fügen mußte, helldurchſcheinend und ſtrahlend blieb.

Vor 1813 hatten wir einen Tugendbund und nach 1813 unſere Demagogen. Von beiden weiß ich leider ſehr wenig. Denn als ich zur Univerſität abging, gab mir mein Vater folgende Warnung mit: „An Geld ſoll es dir nicht fehlen. Nur gerathe nicht in den Tugendbund. Bedenke wohl, wie die Staatspapiere fallen werden, wenn ihr alle Fürſten ermordet.“ — — —

Das aber waren geheime Verbindungen von Einzelnen, welche — Sand etwa ausgenommen, der immer noch unerklärlich und dunkel bleibt — erſt durch gerichtliche Verfolgung zur Oeffentlichkeit gelangten.

Das deutſche Volk hat kein Talent zu politiſchen Verſchwörungen, dergleichen ſind in unſerer Geſchichte ohne Beiſpiel. Wir können höchſtens religiös ſectiren und das haben wir jederzeit redlich gethan.

Um ſo größer iſt das Verdienſt Gutzkow's, mittelſt der Preſſe den Volksgeſinnungsboden urbar gemacht zu haben.

Jederzeit war er productiv und in Erfindung neuer Geſinnungsformen unerſchöpflich, obſchon er mit einer gewiſſen Leichtfertigkeit zu Werke ging, welche nur auf Effekt arbeitet und ſich mehr mit Selbſtverſtand behilft, als durch Virtuoſität ſich rechtfertigt.

Er hat gepflügt une geſäet und ſeine Gleichgeſinnten haben geerntet, und ſeine Nachfolger haben gedroſchen.

Endlich hat er den Boden unter ſeinen Füßen verloren und iſt an ſich ſelbſt irre geworden. Das aber darf nicht Irrſinn genannt werden. Höchſtens im Wundfieber kann er delirirt haben und ſelbſt ſein Hülferuf (der bei jedem mißglückten Selbſtmordverſuche vorzukommen pflegt) kann in dieſem wie in vielen anderen Fällen nur bedeuten: »Man helfe mir ſterben, denn ich ſelbſt kann nicht mit mir zu Ende kommen.«

Voltaire ſagt: »Wünſchenswerth wäre, daß Selbſtmörder zur Erläuterung des menſchlichen Seelenlebens die Rechtfertigung ihrer That ſchriftlich hinterlaſſen.«

Ich wiederhole: „Glück auf! zur mißlungenen That!“

Aeußere Motive liegen zu Tage. Unſer Gutzkow hat ſich ſtets einer allgemeinen Anerkennung erfreut und weitere Sympathien haben ſich bereits — und werden ſich auch ferner darthun.

Gutzkow hat keine böſen Leidenſchaften, wohl aber hat das Gerücht eine vorlaute Zunge und je weiter es von Mund zu Munde geht, um ſo abenteuerlicher und ausgelaſſener wird es.

Unſere Zeitungs-beau-monde raffraichirt ſich täglich im Hôtel de Fama.

Aber innere Motive: Nahrungsſorgen, Berufsbeſchwerden, Inconvenienzen, Verkennung und Zurückſetzung können ein geniales Gemüth verſtören. — Das ſind die äußeren Verhältniſſe, und wenn ich etwas von den innern Verhältniſſen wüßte, ſo würde ich dergleichen niemals veröffentlichen.

Glück auf! zur mißlungenen That! — Die Dolchſtiche, welche Gutzkow ſich beibrachte, ſind nicht lebensgefährlich, und einen Gutzkow'ſchen Irrſinn giebt es nicht.

Aber der deutſche Geſinnungsboden zwar iſt ausgeſogen und entkräftet. Mögen die aufgeſproſſenen wilden Halme ihn düngen und eine in Scheuren ausgereifte Saat umgeſchaufelt werden, um ihn wieder zu bepflanzen, damit er von Neuem grüne und blühe.

Gutzkow iſt beneidenswerth um ſeine Bühnenkenntniß, Geſchicklichkeit und Erfahrung. Er ſtand dem Baron von

Dingelſtedt ſehr nahe, deſſen Bearbeitung des Shakeſpear'ſchen „Wintermärchen" allüberall von glücklichem Erfolge war.

Iſt es denn Shakeſpear allein, benebſt Calderon, Goldoni, Hollberg u. ſ. w. Die beiden letzteren von Kotzebue auf's grauſamſte ausgebeutet.

Sollen Racine, Corneille u. ſ. w. vergeſſen ſein?

Und endlich Sophokles, Euripides, Ariſtophanes, Terenz und Plautus. Sind ſie für die deutſche Bühne unmöglich? — Zumal in dieſe Dichtungen Gutzkow von Kindheit an eingeweiht iſt, und auch das, denke ich, könnte ausgereifte Saat ſein, umzuſchaufeln für die deutſche Bühne.

Der Kunſthimmel iſt reich und voll von Sternen aller Größe. Wozu ferner noch das Alltagsgras von einer ausgetretenen Landſtraße abweiden? —

G. Voigt's Buchdruckerei.

Iſraelitiſche Novellen

von

Dr. Hermann Schiff, L. Kompert
und Anderen.

Band IV.

Die wilde Rabbizin.

Novelle

von Dr. Hermann Schiff.

Nebſt Anhang:

Corolaria II.

Schabbesſchmus der Familie Abſatz.

Humoriſtiſch-politiſche Geſpräche aus den Jahren 1850—51.

Von Dr. Hermann Schiff.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1868.

Die

wilde Rabbizin.

Novelle

von

Dr. Hermann Schiff.

Nebſt Anhang:

Schabbesſchmuh der Familie Abſatz.

Humoriſtiſch-politiſche Geſpräche aus den Jahren 1850—51.

Von Dr. Hermann Schiff.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

[illegible]
[illegible]NSIS

1.

„Sie ſind, wie ich ſo eben höre, der Verfaſſer der Schief-Levinche,“ redete mich neulich Abends in der Alſterhalle ein Fremder an. „Ich habe ein Novellenthema für Sie!“

„Ein gutes Novellenthema,“ antwortete ich, „iſt viel werth und ungern beraube ich jemand. Warum wollen Sie das Ihrige verſchenken, ſtatt es ſelbſt zu benutzen?“

— „Weil ich eben keinen Gebrauch davon machen kann, denn ich bin kein Novelliſt, ſondern Geſchäftsreiſender. Aber ich komme weit in der Welt umher. Ich beſuche Centralſtädte und halte mich auch in Gegenden auf, wo die Cultur kaum noch hingedrungen iſt. Die Civiliſation hat ihre Wunder und die Einöde ihr Charakteriſtiſches. Ich ſelbſt nun habe die Fähigkeit nicht, was mir begegnet und vorkommt, zu beſchreiben, aber ungern laſſe ich etwas umkommen. Meine Erlebniſſe, Beobachtungen und Bemerkungen theile ich daher gerne Ihres Gleichen mit, was mir ihre Herren Collegen auch Dank wiſſen, indem ſie es in ihren Schriften benutzen. Auf dieſe Weiſe finde ich mein Reiſetagebuch, was ich ſelbſt nicht führen kann, zerſtreut in neueren Werken wieder, und will ich es mir ſammeln, ſo ſchreibe ich mir die von mir herrührenden Einzelheiten heraus. Dieſes Mal aber bringe ich Etwas, was ich niemanden Anders zudenken kann, als dem Verfaſſer der Schief-Levinche. Denn, wie ich vielfach habe ſagen hören und auch ſelbſt überzeugt bin, verſtehen Sie es, jüdiſche Zuſtände ſo zu ſchildern, daß der Chriſt ſie verſteht und der Jude Ihnen Recht giebt. Was ich Ihnen nun zugedacht habe, iſt die Geſchichte eines aufgeklärten Rabbi. Wie ich ſie Ihnen erzähle, wird ſie ſo leicht niemand verſtehen, denn der Chriſt weiß nichts vom Jüdiſchen, der Stockjude nichts von Aufklärung und der Aufgeklärte nichts von Rabbinismus. Alſo müſſen Sie alles das nach Ihrer Weiſe niederſchreiben, damit jedermann wiſſe, was er lieſt.“

Ein ſo freundliches Anerbieten ließ ich mir nicht zweimal machen und erſuchte den gefälligen Fremden, meine Neugier auf der Stelle zu befriedigen und mir ſeine intereſſante Mittheilung keinen Augenblick länger vorzuenthalten. Er aber fand das Local der Alſterhalle zu belebt und geräuſchvoll, um ſich gehörigermaßen ſammeln zu können und verſprach, mich in meiner Wohnung aufzuſuchen, obſchon ich ihm bemerklich machte, daß dieſelbe zu beſchränkt und einfach ſei, um diſtinguirte Gäſte aufzunehmen. Er ſtellte ſich auch am folgenden Tage zur feſtgeſetzten Stunde pünktlich ein; und was er mir erzählte, gebe ich hier möglichſt mit ſeinen eignen Worten wieder, wobei ich nur die jüdiſchen Ausdrücke, wo es irgend angeht, mit deutſchen Worten vertauſche und, des Verſtändniſſes halber, hie und da erklärende Bemerkungen einſchalte.

2.

Am vorigen Paſſah (jüdiſches Oſterfeſt), begann der Reiſende, befand ich mich zu * — (die Localitäten und Perſonen dürfen nicht namhaft gemacht werden), und blieb die Feiertage über dort. Sie werden vielleicht noch aus früheren Zeiten wiſſen, lieber Doktor, daß der Rabbi am letzten Tage eines ſolchen Feſtes, dem erſten Parneß (dem Obervorſteher der Gemeinde) einen Segen zu geben hat. Der Oberparneß aber war kein eifriger Synagogengänger und hatte ſich noch während des ganzen Feſtes nicht gezeigt, man konnte daher auf ſeine Anweſenheit am letzten Feſttag auch nicht zählen, weshalb der Rabbi ſeinen Segen dem zweiten Parneß zuſagte. Wider alles Vermuthen aber erſchien der Oberparneß an dieſem Tage dennoch beim Gottesdienſt und der Rabbi ging zu ihm um ſich zu entſchuldigen, daß er über ſeinen Segen zu Gunſten eines Anderen verfügt habe. Das war eine reine Höflichkeit von ihm, zu der ihn keine rituelle Vorſchrift zwang. Um ſo auffallender war es, daß der Oberparneß im Angeſicht der ganzen Gemeinde die Achſel zuckte, und mit lauter Stimme erwiderte: „Rabbi, gebt Euren Segen wem Ihr wollt; ich frage nicht danach.“

Ferner muß an ſolchem Feſttage dem Rabbi irgend eine fromme Ehre zuertheilt werden und er hatte dieſes Mal die Schriftrolle aus der Bundeslade zu heben um ſie demjenigen zu übergeben, der ſie auf den Altar niederzulegen hat. Solch eine Ehre war man dem Rabbi ſchuldig und er hatte nicht nöthig ſich dafür zu bedanken. Er that dies aber dennoch und zwar beim Oberparneß, welcher ihm nunmehr den Rücken zuwandte und laut ſagte: „Wie mieß iſt mir vor ſeine Schkorum (wie ſatt habe ich ſeine Pfaffenlügen).“

Einen Rabbi nicht zu ehren iſt ſchon ein Frevel, ihn gar zu beleidigen iſt vollends eine Unthat, vor der ein frommer Jude ſchaudert. Ich hatte mit eignen Augen geſehen, wie ein Rabbi am Feſttage beim Gottesdienſte im Angeſicht der Gemeinde zweimal beleidigt worden war, und in der That, lieber Doctor, obgleich ich längſt ſchon kein Stockjude mehr bin, blieb mir mein jüdiſcher Verſtand darüber doch ein wenig ſtille ſtehen.

Der Oberparneß iſt ein reicher Mann, das heißt, was man in ſolch einer kleinen Stadt von etwa 13000 Einwohnern ſchon einen reichen Mann nennt. Er hatte Capital. Ich konnte alſo ſein Benehmen für nichts anderes halten als für Geldſtolz, gegenüber einem weniger bemittelten Geiſtlichen. Ich ging daher zu dem zweiten Parneß, mit dem ich auch in Geſchäftsverbindung ſtehe und der noch einer von den alten Strenggläubigen iſt, dieſen fragte ich:

„Wie ſteht es hier zu Lande mit dem Judenthum? Iſt man ſo neumodiſch geworden, daß ſich die Religion vor dem Geldſtolze demüthigen muß?“

„Was thun Sie damit,“ erwiderte dieſer, „das iſt kein Geldſtolz!“

— „Was kann es anders ſein?“

— „Was fragen Sie mich? Soll ich die Sünde begehen, meinem Rabbi Böſes nachzuſagen? Fragen Sie die Neumodiſchen, die thun ſo was gern. Fragen Sie die ganze Welt!“

Ich fragte alſo die ganze Welt, das heißt dieſen und jenen Juden der Kleinſtadt und was ich einſtimmig vernahm, ſollen Sie gleich hören, ich will nur erſt dieſe Angelegenheit zu Ende bringen.

Wirklich auch wurde der Oberparneß auf der Gemeindeſtube wegen ſeines ungebührlichen Benehmens gegen den Rabbi zur Rede geſtellt und zu fünf Thaler Pr. Court. Strafe verurtheilt, die er auf der Stelle bezahlte mit den Worten: „So habe ich zwei gute Werke ſtatt eines verrichtet.“ Die fünf Thaler nemlich kommen der Gemeinde oder den Armen zu Nutze und das andere gute Werk war, den Rabbi beleidigt zu haben. Der Rabbi aber fühlte ſich durchaus nicht beleidigt und war ſchwachherzig genug, noch am ſelben Tage zum Oberparneß zu gehen um ſich bei ihm zu entſchuldigen, weil er ihm in der beſten Abſicht, ihm ſeine Ergebenheit zu erweiſen, Koſten verurſacht habe. Auch erbot er ſich, ihn zum Abendgottesdienſt abzuholen und nach der Synagoge zu begleiten, welches für eine der größten Ehren gilt, die ein Rabbi jemanden erweiſen kann. Der Oberparneß aber meinte: „Wenn er Luſt haben ſollte nach der Synagoge zu gehen, ſo könne er den Weg dahin ſelbſt finden.“

Jetzt lieber Doctor werden Sie einen ungefähren Begriff von dieſen neumodiſchen Rabbi haben und werden mir einräumen, daß dergleichen vor zehn oder zwanzig Jahren noch völlig unmöglich war. Woher ſich dieſer Rabbi aber ſo mißliebig gemacht hat, daß ein Jude zu ſagen wagt: „Es iſt wohlgethan ihn zu beleidigen,“ das werden Sie bis jetzt noch nicht errathen, und um es Ihnen zu erklären, muß ich ein wenig weiter ausholen.

3.

Vor zwanzig und einigen Jahren lebte in eben dieſer Kleinſtadt ein orthodoxer Rabbi, der ſtreng auf Befolgung der Moſaiſchen Vorſchriften hielt. Dadurch fiel er den Reicheren und Gebildeteren vielleicht ſehr läſtig, war aber um ſo beliebter bei den Orthodoxen, welche gewöhnlich zu den unteren Claſſen gehören. Gegen die Armen erwies er ſich hülfreich und wohlthätig, wozu freilich ſeine eignen, höchſt geringfügigen Mittel nicht hinreichten. Indeſſen erſtreckt ſich das dortige Rabbinat nicht bloß auf die kleine Stadt, in welcher der Rabbi reſidirt, ſondern umfaßt eine ganze Provinz, die aus verſchiedenen kleinen vormaligen Grafſchaften und Fürſtenthümern beſteht und voll kleiner Städte, Flecken und Ortſchaften iſt, die alle ihre kleinen jüdiſchen Gemeinden haben. Der Jude hilft gern dem Juden und die Empfehlung des alten Rabbi genügte, um einem Hülfsbedürftigen Unterſtützung zu verſchaffen und wenn z. B. ein unbemittelter Familienvater ſtarb und

Weib und unerwachſene Kinder hinterließ, ſo lautete ſein Sprichwort, wenn er Beiträge für ſie ſammelte: „Der Herr ruft den Gerechten zu ſich. Allein er hat das Herz der Menſchen mitleidig geſchaffen, damit die Hinterbliebenen nicht umkommen.“ Endlich verdankt ihm die dortige Gemeinde auch noch ihre große ſteinerne Synagoge, welche im bequemen und eleganten Styl der Neuzeit erbaut iſt. Es hatte damit folgende Bewandtniß.

Die frühere Synagoge nemlich war ſo baufällig geworden, daß ſie an einem Sabbat bei einem heftigen Sturm zu wanken und zu bröckeln anfing und die erſchrockene Gemeinde das Freie zu gewinnen ſuchte, aus Furcht, bei einem etwaigen Einſturz verſchüttet zu werden. Bei näherer Prüfung von Seiten einer Baucommiſſion ergab ſich in der That, daß ſie dem Einſturz nahe und nicht mehr auszubeſſern ſei. Zum Leidweſen der Gemeinde ſchien alſo ein öffentlicher Gottesdienſt vor der Hand unmöglich zu ſein, und jahrelang wäre man auf den Privatgottesdienſt in einzelnen Häuſern, wozu nur zehn Männer gehören (Minjen), beſchränkt geweſen, hätte nicht ein wohlhabender Israelit den geräumigen Saal ſeines Wohnhauſes zu einer Interims-Synagoge hergegeben, die er auf eigene Koſten einrichtete und mit allem heiligen Bedarf verſah. Die Armleuchter, die ewige Lampe vor der Bundeslade, der Schmuck der Schriftrollen, alles war von gediegenem Silber und von ihm aus eigenen Mitteln hergeſtellt, ohne im Mindeſten das Synagogen-Eigenthum in Anſpruch zu nehmen. Inzwiſchen machte der alte Rabbi, trotz ſeiner Kränklichkeit und Schwäche, große Reiſen in und außerhalb Deutſchlands, um bei reichen Glaubensgenoſſen Spenden zu einem Neubau einzuſammeln. Die Beiträge fielen beträchtlich aus und daß er ſie redlich verwendete, muß, wer die Synagoge betritt, ihm im Grabe nachſagen. Die Synagoge iſt viel zu groß für die dortige, wenig zahlreiche Gemeinde.

Wenig Jahre darauf ſtarb er, und die Parnaſſim, die weltliche Macht, welche mit der Geiſtlichkeit ſelten in Frieden lebt, obſchon ſie in der Regel bei jedem Hader zu kurz kömmt; glaubten ſich beſſer zu ſtehen, wenn ſie einen neumodiſchen Rabbi erwählten, der, in ſo fern er nicht ſtreng auf das Geſetz hielt, ihnen weniger zur Laſt fiel und über den ſie auch mehr Gewalt hatten. Hiemit waren aber die Aermeren und die auswärtigen Gemeinden nicht einverſtanden. Sie gefielen ſich beſſer bei dem Altherkömmlichen und wollten dabei bleiben. Die Parnaſſim achtete auf dieſe Einwendungen nicht, ſondern ſetzte ihren Willen durch. Da traten junge und kräftige Männer aus allen Orten des Rabbinats zuſammen zu einer gewaltſamen Demonſtration wider den neumodiſchen Rabbi; und um ihn bei ſeiner Ankunft vor Mißhandlungen zu ſchützen, mußte man ſeine Zuflucht zu polizeilichen Maßregeln nehmen.

Indeſſen war der neue Rabbi ein geiſtreicher und wiſſenſchaftlich gebildeter Mann und nachdem man ihn erſt kennen gelernt hatte, fand man ihn ebenſo liebenswürdig, wie man ihn vor ſeiner Ankunft als haſſenswerth ſich vorgeſtellt hatte. Er fungirte nur kurze Zeit, denn nach einigen Jahren ſchon erhielt er einen Ruf nach einer der größten und reichſten Gemeinden in Deutſchland und bei ſeinem Scheiden weinte man ihm eben ſo viel Abſchiedsthränen nach, als man ſeine Ankunft mit Flüchen begrüßt hatte. Sein Nachfolger war aber ebenfalls ein Mann von gründlichem Wiſſen und obendrein ein trefflicher Kanzelredner. Auch er blieb nur kurze Zeit und folgte einem Ruf nach einer der älteſten und reichſten jüdiſchen Gemeinden außerhalb Deutſchland.

1.

Die Wahl eines Rabbi, ſeine Ankunft, ſein Scheiden, ſind mit allerlei Koſten, Bemühungen und Umſtändlichkeiten verbunden, zumal für die Parnaſſim, die neben ihren religiöſen Pflichten auch ihre Geſchäfte nicht vernachläſſigen wollen. Ein eleganter und talentvoller Rabbi wird heute ſehr geſucht und von allen Seiten geſchieht Nachfrage nach ihm, ſo daß ſeines Bleibens bei einer nicht ſehr reichen und zahlreichen Gemeinde nur auf kurze Zeit iſt. Zweimal ſchon hatte man erfahren, wie viel es koſtet und wie lange es dauert, wenn eine kleinſtädtiſche Gemeinde mit einem berühmten und geiſtreichen Rabbiner einen religiöſen Luxus treiben will. Dieſes Mal alſo beſchloß man, einen möglichſt anſpruchsloſen und unbedeutenden Rabbi zu wählen, von dem nicht zu befürchten ſtand, daß er gleich wieder fortgekapert werde. Nur ein neumodiſcher Rabbi ſollte es ſein, denn hat man erſt den Comfort und die Nonchalence der Aufklärung kennen gelernt, ſo begiebt man ſich ſo leicht nicht wieder in den alten religiöſen Zwang zurück.

Eine unbedeutendere und anſpruchsloſere Perſönlichkeit, als der gegenwärtige Rabbi, ließ ſich ſchwerlich finden. Er demüthigte ſich, wie ich bereits die Ehre hatte Ihnen zu erzählen, vor denen, die ihn beleidigten, und entſchuldigte ſich bei denen, die ihn verachteten, und das iſt mehr als Beſcheidenheit, es iſt cyniſche Selbſtverleugnung. — Zugleich dürfte man ſich auf ſein lebenslängliches Bleiben feſt verlaſſen und hatte durchaus nicht zu fürchten, daß es Jemanden einfallen würde, ihn hinweg zu angeln. Es war ein Zukunftsrabbi, ganz wie die Parnaſſim ihn verlangt hatten. Schon triumphirten ſie und wünſchten ſich Glück zu einer bequemen friedlichen Zukunft. Aber ach!! — die Harmloſen ließen es ſich nicht im Traume einfallen, daß der Rabbi bereits ſeinen unbarmherzigen geſtrengen Herrn hatte, ſo daß er nichts thun durfte, als was ſein Herr ihm befahl und nichts reden, außer was und wie es ſein Herr ihm vorſchrieb.

Wer aber war dieſer geſtrenge unbarmherzige Herr? — Etwa der allmächtige Gott, deſſen Wort ein unverletzliches Gebot iſt; während der Rabbi als Diener des Herrn mit dem Beiſpiel gottergebenen Gehorſams allen anderen vorangehen muß?

Nein, der allmächtige Gott war es nicht.

Denn Gott ſprach zu Eva: (1. B. Moſ. c. 3 v. 10) „Er ſoll Dein Herr und Dein Wille ihm unterworfen ſein.“ Er ſprach aber nicht: „Du ſollſt ſein Herr und ſein Wille Dir unterworfen ſein;“ der geſtrenge und unbarmherzige Herr dieſes Rabbiner iſt ſeine Rabbizin.

Die Parnaſſim hatte ſich freilich einen Rabbi nach ihrem Wohlgefallen ausgeſucht, einen Zukunftsrabbi, der nichts Gutes und nichts Böſes, ſondern am liebſten gar nichts thut, und gehen läßt wie es gehen will und es Gott gefällt. Es lag alſo nicht in dem Plane der Parnaſſim, ſich eine Rabbizin auf den Hals zu laden, die nur ſich ſelbſt gehen läßt, wie ihre wilden Launen und Leidenſchaften es ihr eingeben, und nur thut, was Gott verdrießt.

Doctor, nennen Sie die Novelle, zu der ich Ihnen hier das Thema gebe: Schreckliche Folgen der neuisraelitiſchen Aufklärung, denn auch die Aufklärung muß ihre Grenzen haben, ſo gut wie alles Andere. Mag ſie zum vollkommenſten Indifferentismus erſchlaffen, mag ſie zur entſchiedenſten Religionsverachtung ausarten, das iſt Gewiſſensſache des Einzelnen und ich ſelbſt bin ſo übertrieben religiös auch nicht mehr. Nur Eines kann ich nicht ertragen: Wenn man ſeine eigene Religion ſchändet, wenn man aus dem, was ein Alterthum geheiligt hat, einen modernen Skandal macht.

„Kommen wir zur Sache,“ unterbrach ich den Ereiferten.

5.

Der Erzähler fuhr fort:

„In dem Ghetto einer ſlaviſch-ſüddeutſchen Hauptſtadt war vor Jahren einmal ein bildſchönes Kind, die Tochter angeſehener und wohlhabender Eltern. Wenn ſie ſich in ihren ſauberen Kinderkleidern an der Hand ihres Vaters oder war es ſonſt wo, auf der Straße zeigte, ſo blieben die Vorübergehenden ſtille ſtehen, um ihr nachzuſchauen und ihren Liebreiz und ihre Anmuth zu bewundern, indem ſie, wie die jüdiſche Lebendigkeit es mit ſich bringt, ihr Lob- und Segensſprüche nachriefen. Ihre Eltern überhäuften ſie mit Zärtlichkeiten und Liebkoſungen und daſſelbe thaten auch die Verwandten, die Hausfreunde und die zahlreichen Gäſte, welche das Haus ihrer Eltern beſuchten. Es thaten ältere ſowohl wie jüngere Leute, und wer den Schmutz und die Ungezogenheiten in ſolch' einem ſlaviſchen Ghetto kennt, wird ſich veranlaßt ſehen zu muthmaßen, daß dieſe Zärtlichkeiten und Liebkoſungen ſich nicht allemal in den Grenzen der Sitte und des Anſtandes erhielten. Die Unſchuld dieſes ſchönen Geſchöpfes ward daher ſchon frühzeitig vergiftet und je mehr ſie heranwuchs, deſto ausgelaſſener wurde ihr Betragen. Auch hatte ſie die Jahre der Pubertät noch nicht zurückgelegt, als ſchon ihre Eltern ſich genöthigt ſahen, um jeden Preis ſie unter die Haube zu bringen. Nur war für die ſchöne Unglückliche ſo leicht kein, wenn auch nur einigermaßen ehrbarer Mann zu finden. In ſolchen Fällen aber nimmt man ſeine Zuflucht zu einem Talmud-Taure Bocher und jederzeit läßt ſich einer finden, welcher ein für allemal aushilft.

Dieſe Talmud-Taure Bochrim ſind Rabbinerzöglinge, oder Schüler der Schrift und des Geſetzes. Es ſind die unbedeutendſten Menſchen, die es giebt. Fromme Bettler oder bettelnde Frömmler, die keine Luſt und keinen Muth zum Schacher haben, und den frommen Müßiggang jeder rechtſchaffenen Thätigkeit vorziehen. In der Regel ſind ſie übertrieben arm und geben ſich für eine Mahlzeit Eſſen und eine warme Bekleidung zu allem Möglichen her. Sie leben überhaupt von der Commiſeration ihrer Glaubensgenoſſen und ſtehen deshalb auch in keinem Anſehen bei denſelben; bis ſie ſpäter einmal ein Rabbinat und damit auch hinreichende Exiſtenzmittel erlangen. Alsdann aber halten ſie mit um ſo anſpruchsvollerer Strenge auf pünktliche Befolgung der moſaiſchen Vorſchriften, denn darin beſteht ihr ganzes Wiſſen und ihre ganze Macht.

Allein ein ſolcher Bocher an ſich war noch immer keine convenabele Partie für die Tochter einer geachteten und wohlhabenden Familie; und verheirathet mit einer ausgelaſſenen Frau durfte er auf kein Rabbinat bei ſtrenggläubigen Gemeinden Rechnung machen.

Ein anderes war es bei einer neuisraelitiſchen Gemeinde, die ſo manches durchgehen läßt. Für dieſen Fall aber mußte ſich der Bocher dazu verſtehen, neumodiſch zu werden und ſich zu bilden und aufzuklären, das heißt, ſtatt des Talmuds deutſche Sprache ſtudiren, ſtatt hebräiſche Gebete herzuſagen, ſich mit Lectüre befaſſen und ſtatt mit talmudiſchen Spitzfindigkeiten, eine Gemeinde mit deutſchen Kanzelreden regaliren.

Auch ein ſolcher Bocher war zu finden. Ein Bocher, der für eine ſchöne und wohlhabende Frau, mit der er ſorgenfrei in Erwartung eines Rabbinats, leben könnte, ſich allem was man von ihm verlangte, bereitwillig unterzog.

Die verheirathete Tochter kümmert ihre Eltern durchaus nicht mehr. Mittelſt des Heirathsgutes haben ſie einen Mann für ſie erkauft, der vor Gott und Menſchen für ſie verantwortlich iſt. Und ihre Sünden ſowohl wie ihr Betragen, fallen nicht mehr ihren Angehörigen, ſondern ihrem Ehemanne zur Laſt.

Wer ſich zum Ehemanne einer Ausgelaſſenen hergiebt, muß ſich ſchon über Vielerlei hinwegſetzen. Mithin allenfalls auch über ſeine Religion. Zum Glücke kam es dieſem Bocher gar nicht darauf an. Seine Vergangenheit war keine ſtreng-religiöſe geweſen, und an ſeine Zukunft hatte er noch niemals gedacht. Er war gleichſam ſchon halb und halb gebildet und aufgeklärt und brauchte nur noch die letzte Hand an ſich zu legen, um ſtatt eines Talmud-Taure Bochers, für einen jüdiſchen Privatgelehrten zu gelten.

Unfern der Wohnung ſeiner Schwiegereltern, die einen anſehnlichen Gewürzhandel betrieben, befindet ſich die neuisraelitiſche Synagoge. In derſelben hielt er eine deutſche Predigt. Seine Frau hatte zahlreiche und dankbare Anbeter, die Schwiegereltern waren wohlthätig und gaſtfrei und in Folge davon beliebt; unmöglich alſo konnte er durchfallen, und war von nun an ein deutſcher Kanzelredner. Das Rabbinat blieb auch nicht aus. Er war ganz der Mann für die Parnaſſim jener neumodiſchen, kleinſtädtiſchen Gemeinde.

Das geiſtliche Ehepaar langte an. Er war kein großer Gelehrter und auch kein großer Kanzelredner, das verlangte man auch nicht von ihm. Er ſollte nur neumodiſch und aufgeklärt ſein und das war er wirklich in einem Grade, daß den Altmodiſchen darüber die Haare zu Berge ſtanden.

Unter Andern ward das Brod in ſeinem Haushalt bei einem chriſtlichen Bäcker geholt, der zu gewiſſen Tagen warme Speckkuchen verkaufte. Auch ſeine Töchter ſandte er in eine chriſtliche Schule, und ließ ſie an dem Religionsunterricht Theil nehmen. Eine derſelben zeichnete ſich bei einer öffentlichen Prüfung vor ihren chriſtlichen Mitſchülerinnen dadurch aus, daß ſie auf die Fragen, welche der Religionslehrer ihr vorlegte, die richtigſten Antworten gab.

6.

Doctor! geſtehen Sie, daß wenn man erſt Speck genießt und bei einem chriſtlichen Geiſtlichen Religionsunterricht nimmt, ſchon alles Judenthum aufhört. Allein das betrifft nur den Haushalt und die Familie eines Rabbiners und keineswegs ihn ſelbſt. Während er bei ſeinen heiligen Büchern ſitzt, und ſeine frommen Studien betreibt, kann Vielerlei geſchehen, wovon er niemals was erfährt, und was ihm daher auch nicht zur Laſt gelegt werden darf. Ich komme jetzt auf ihn ſelbſt.

Er hat unter anderen Untugenden auch die, ſich beſtändig an den Nägeln zu kauen, worauf er ſo verſeſſen iſt, daß er es nicht einmal während des Gottesdienſtes unterlaſſen kann. Selbſt wenn er predigt, macht er gewiſſe Kunſt- oder Gedächtniß-Pauſen, um dieſer üblen Gewohnheit zu fröhnen.

Den erſten Sabbath nach ſeiner Ankunft war Alles, aus Neugier auf den neuen Rabbi und um ihn von

Perſon kennen zu lernen, in der Synagoge. Man ſah ihn an ſeinen Nägeln kauen.

Sie werden ſagen, lieber Doctor, eine Ungezogenheit iſt keine Sünde. Allein Sie ſind kein großer Schrift- und Talmudkenner. Ich muß Ihnen daher erklären, in wie fern es doch eine große Sünde werden kann.

Der Talmud ſagt: der Böſewicht (Roſche) wirft ſeine Nägel weg, das heißt: der Böſewicht haſſet ſeine Nägel. Er hat damit geſündigt, folglich ſchleudert er ſie von ſich. Ein Rabbi nun iſt eine geheiligte Perſon. Seine Nägel ſind Theile eines reinen Leibes und er iſt verpflichtet, wenn er ſich vor Anbeginn des Sabbath die Nägel ſchneidet (was jeder ſtrenggläubige Jude thut, denn es iſt vorgeſchrieben, ſeinen Körper zu reinigen) jeden hinwegfliegenden Schnitzel ſorgfältig wieder aufzuleſen, alles ſäuberlich in Papier zu wickeln und dem Feuer zu übergeben, um es durch Verbrennen zu vertilgen: auf daß der Körperabfall eines Gerechten, welcher gleichſam eine Reliquie iſt, zu keinem Mißbrauch diene und benutzt werde.

Hiezu kömmt ferner, und das werden Sie vielleicht noch aus früheren Zeiten wiſſen, daß der Sabbath bei den Juden aufs Strengſte gehalten wird. Man darf keine Verrichtung vornehmen, die einem Geſchäft oder einer That ähnlich ſieht. Man darf kein Papier zerreißen, kein Glas zerbrechen oder man verſündigt ſich. Man darf beim Spazierengehen keinen Stock mitnehmen, denn das dürfte eine Laſt ſein, die man am Sabbath trägt. Man darf das Gebiet ſeiner Stadt nicht überſchreiten, denn das könnte ausſehen, als thäte man am Sabbath eine Reiſe.

Man darf aber, um ſich ſeines Sabbaths zu erfreuen, alles vornehmen, was einem Luſt und Vergnügen macht. Macht es mir alſo Luſt, an meinen Nägeln nur zu ſaugen, ſo erlaube ich mir dieſe Sabbathfreude zu Hauſe in meinem Lehnſtuhl, nicht aber in der Synagoge, wo ich meinen Sabbath durch Andacht feiern ſoll.

Hätte ſich alſo der Rabbi nur an den Nägeln geſogen, ſo würde man das vielleicht für ein andächtiges Selbſtvergeſſen auslegen gekonnt haben. Allein er bearbeitete ſie mit einem Eifer, daß man nicht wußte, wollte er ſich ſeine Zähne, oder ſeine Nägel ausreißen. Denken Sie ſich alſo das Entſetzen der alten ſtrenggläubigen Gemeinde-Mitglieder. Dicht vor der heiligen Bundeslade und im Angeſicht der ewigen Lampe, ſchändete der neue Rabbi gleich bei ſeiner Ankunft den Sabbath. — Man hatte es ſchon erlebt, daß die alte vormalige Synagoge über die Häupter einer betenden Gemeinde einzuſtürzen drohte. Man ward an der neuen ſteinernen Synagoge jetzt ebenfalls irre. Gottes Zorn konnte erwachen, und ſein Donnerſtrahl dieſe große Synagoge, die ſo viel Geld gekoſtet hatte, ebenfalls zerſchmettern.

Der Rabbi hatte ſich alſo gleich am erſten Sabbath in Amt und Würden compromittirt, und ebenſo wenig ſäumte die Rabbizin, ſich zu demaskiren und alle Zucht und Sitte bei Seite zu laſſen.

Derſelbe wohlhabende Jude, der einſtens die Interims-Synagoge aus eignen Mitteln hergeſtellt hatte und jede Gelegenheit wahrnahm, ſich magnifik zu zeigen, hatte die ganze Rabbinerfamilie bei ihrer Ankunft und bis zur Einrichtung ihrer eigenen Wirthſchaft, das heißt für die erſten acht Tage, in ſein geräumiges Wohnhaus aufgenommen. Auch ließ ſich dieſe Familie ſeine reiche Bewirthung ſehr wohlgefallen und blieb ſtatt acht Tage ſechs ganze Wochen. Ja, ſie hätte gern noch länger bleiben können, denn jener Israelit liebte es nun einmal, mit ſeiner Religion Aufwand zu machen, und mit ſeiner Strenggläubigkeit zu prahlen. Er ſchätzte es ſich zur Ehre, ſeinen Rabbi zu bewirthen, ſich von ihm nach der Synagoge geleiten zu laſſen und ihn zum Sabbathmahl wieder mit nach Hauſe zu nehmen. Sein Stolz war es, ſeinen Glaubensgenoſſen darzuthun, daß in ſeinem Hauſe alles ſo koſcher, fein und hoch herginge, daß ein Rabbi nebſt einer ganzen Familie es ſich bei ihm wohl ſein ließe, und er ſelbſt hatte ſich niemals wohler gefühlt, als während der Zeit, wo es ihm vergönnt war, eine ganze Rabbiner-Familie ſo zu bewirthen, daß ſie an keinen eigenen Haushalt mehr dachte. Denn dergleichen verſchafft nicht nur weltliches Anſehen, ſondern berechtigt auch zu Anſprüchen auf einen jenſeitigen Lohn.

Es hatte aber jener Israelit einen ſchlanken, kräftigen Sohn, einen langen wohlgewachſenen Burſchen, und die Rabbizin, wenn ſie einen anſehnlichen jungen Menſchen erblickt, bleibt ſich ihrer ſelbſt nicht mächtig. Sie gab daher jenem wohlgewachſenen Burſchen deutlich zu verſtehen, wie ſehr er ihr gefiele. Er aber war ein blöder Schäfer und hatte keine Augen für ſolche Winke. Sie ſchritt zu ihren großen Mitteln. Sie benahm ſich gegen ihn wie damals in Egypten die Potifara gegen den heiligen Joſeph von Canaan. Das heißt, ſie zeigte ſich ihm wie man die Potifara auf Gemälden abgebildet findet und ſprach auch zu ihm dieſelben Worte, welche die heilige Schrift der Potifara in den Mund legt. 1. B. Moſ. c. 39 v. 7.

7.

Der lange Burſche war vielleicht kein keuſcher Joſeph mehr. Allein der ſtrenggläubig erzogene Judenſohn kann nicht den Muth faſſen, ſeinen Rabbi in ſeiner Männerehre, in ſeiner patriarchaliſchen Würde zu kränken.

Die Rabbizin iſt noch heutigen Tages ſchön genug, um einen jungen Menſchen gefährlich zu werden, obſchon ſie im Laufe der Zeit einiges Embonpoint und namentlich ein ſtarkes Unterkinn, einen ſogenannten Kropf, gewonnen hat, und ihre Züge, ihre Geſichtsfarbe, beſonders aber ihre funkelnden Augen ihr unglückliches Temperament verrathen. Damals war ſie jünger und ihre Schönheit ſtand in voller Blüthe. Der junge Menſch war in der größten Verlegenheit und wußte nicht mehr, wie er ſich ihren Verfolgungen entziehen ſollte.

In ſolchen Fällen darf ein Judenſohn ſeine jüdiſche Mutter nicht in's Vertrauen ziehen, und eben ſo wenig wagte es der lange Burſche ſich ſeinem Vater zu entdecken, aus Furcht dieſen in ſeiner geheimſten religiöſen Eitelkeit, in ſeinem ſtreng jüdiſchen Stolze zu verletzen. Er wandte ſich daher an ſeine Jugendgeſpielen oder Altersgenoſſen, von denen die meiſten indeß ſchon neumodiſch waren. Eben bei dieſen Letzteren verklagte er die Rabbizin und ſie lachten dem keuſchen Joſeph ins Angeſicht. Die Rabbizin hatte gegen andere auch ſchon die Potiſara geſpielt und dieſe hatten ſich deshalb nicht zu beklagen gefühlt. Die Rabbizin hatte unter anderen bei dem vor kurzem ſtattgefundenen Schützenfeſte, jüdiſchen wie chriſtlichen Bürgerwehr-Offizieren, heimliche Rendez-vous gegeben. Das alles wußte man. Allein man ſprach nicht davon.

Der lange Burſche aber konnte das nicht auf ſeinem Herzen behalten und ſein Gewiſſen nöthigte ihm ſeinem Vater die Augen zu öffnen über die Gäſte die er beherbergte und die ſeinen koſcheren Hausſtand verunreinigten.

„Vater!“ ſprach er. „Erkundige Dich nicht bei Männern Deines Alters, ſondern bei jungen Menſchen und nicht bei den Strenggläubigen, ſondern bei den Neumodiſchen und Du wirſt hören, daß die Rabbizin unreiner iſt, als das von Gott verbotene Chaſer.“

Der alte Mann erſchrak. Gern hätte er ſeinen Sohn einen Lügner und Verläumder genannt; allein dieſe Eröffnung war ihm mit einem ſo kummervollen und entſchieden gottesfürchtigen Eifer gemacht worden, daß ſie keinen Zorn aufkommen ließ und er ſich wenigſtens genöthigt ſah, zuförderſt Erkundigungen einzuziehen.

Er vernahm mehr als er zu hören verlangte und ihm zu wiſſen lieb war, doch benahm er ſich auch hiebei, wie es einem ſtrenggläubigen Juden ziemt. Er trat nicht heftig auf wider ſeinen Rabbi und vermied es ihn zu beſchämen und zu verletzen. Er ließ ſeine Frau rufen und ſprach zu ihr:

„Meine liebe Frau! Geprieſen ſei der Herr, weil Du Dich einer guten Geſundheit erfreuſt! doch mußt Du augenblicklich ins Bad reiſen und vorgeben, der Arzt habe es Dir verordnet. Es iſt eine Nothlüge, aber ich nehme die Sünde auf mich. Die Rabbinerfamilie taugt nicht mehr für unſere koſchere Wirthſchaft. Warum? — ſage ich Dir vielleicht ſpäter einmal; aber wir müſſen ſie los zu werden ſuchen und ich will ihnen nicht geradezu die Thür weiſen. Dieſes iſt der gelindeſte und beſte Ausweg.“

Gehorſam ließ die Frau zur Stelle ihren Koffer packen und trat ſofort eine Reiſe in ein nahegelegenes Bad an.

8.

Ohne Hausfrau kann man keine Gäſte beherbergen und die Rabbinerfamilie mußte Knall und Fall ihre eigene Wohnung beziehen.

Für eine kleine Stadt iſt das ein Ereigniß. — Was war jener Frau plötzlich angewandelt, die ſich ſtets einer guten Geſundheit erfreute? Und wer war der Arzt der ſie ſo plötzlich ins Bad geſchickt? Der Hausarzt wußte von nichts, man wandte ſich an die übrigen Aerzte. In einer kleinen Stadt giebt es deren nicht gar viele und man war mit der Rundfrage bald zu Ende. Keiner wußte mehr als der Hausarzt. Die Rabbizin unternahm es endlich, das ſchwierige Dunkel zu erhellen.

Es heißt, der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach. Bei Perſonen aber wie dieſe, wo das Fleiſch ſo willig iſt, iſt der Geiſt wiederum eben ſo ſchwach. Die Rabbizin kompromittirt ſich jederzeit vollends, wenn ſie ſich ausreden will. Sie ſagte dieſes Mal: „Wir ſind in den neun Tagen (eine jüdiſche Trauerzeit, wo es nicht erlaubt iſt Fleiſch zu eſſen) und die gute Frau ſetzt uns Hühner vor, welche obendrein alt und zähe waren, nebſt Zuckererbſen, womit man bei mir zu Lande die Schweine füttert. Ich machte ſie aufmerkſam, daß dieſes jetzt keine Koſt für einen Rabbi ſei, und das verdroß ſie dermaßen, daß ſie vor Aerger krank zu ſein vorgab und ins Bad reiſte."

Dieſe Aeußerung wurde dem hochgewachſenen Burſchen hinterbracht und er ergrimmte. Als guter Sohn, glaubte er die Ehre ſeiner väterlichen Küche retten zu müſſen und er ſagte die Wahrheit. Sie fand Glauben, denn die Rabbizin hatte das Ihrige dazu gethan, daß kein Zweifel dawider aufkommen konnte. Und die Ehefrau des Obergeiſtlichen war nunmehr für alle häuslichen Kreiſe unmöglich geworden.

Selbſt in dem nahegelegenen Bade erzählte man ſich davon und die Jüdin ſchrieb an ihren Mann.

„Seltſame Dinge muß ich hier hören, die Rabbizin ſoll ſich geäußert haben, daß unſere Koſt ſich für keinen Rabbi ſchicke. Er hat ſie ſich doch lange genug gefallen laſſen. Es iſt wahr, ich habe ihn in den neun Tagen Hühner vorgeſetzt, allein es geſchah auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch und ſein Wunſch iſt maßgebend. Im Hochſommer aber kauft man auf dem Markte keine alte und zähe Hühner und was iſt das für ein Land, wo man die Schweine mit Zuckererbſen füttert? Was weiß überhaupt eine Rabbizin von Schweinefütterung? werden etwa in dem Judenquartier, in welchem ſie erzogen iſt, Schweine gemäſtet? Ich habe auch andere Dinge noch gehört, die ich nicht niederzuſchreiben wage, vielleicht ſage ich ſie Dir einmal mündlich, wenn der hochgelobte Gott mir eine glückliche Heimkehr ſchenkt.«

Indeſſen verbreiteten ſich noch andere Gerüchte, auf die man Anfangs keinen Werth legen wollte, denn in der That überſtiegen ſie den Glauben eines Juden.

Es iſt den jüdiſchen Frauen vorgeſchrieben, ſich von Zeit zu Zeit in fließendem Waſſer zu baden, weshalb gewöhnlich auch nah bei der Synagoge ſich ein ſolches allgemeines Frauenbad befindet, was von einer lebendigen Quelle geſpeiſt wird. Dieſer Gebrauch wird ſehr ſtrenge gehalten und unter anderen hat auch die katholiſche Jungfrau Maria ſich demſelben unterzogen, nachdem ſie den Meſſias der Chriſten zur Welt gebracht hatte, weshalb die katholiſche Kirche auch immer noch den Tag Mariä Reinigung feſtlich begeht.

Die Rabbizin hat bis heute noch niemals dieſes öffentliche Frauenbad beſucht. Das fiel lange Zeit nicht auf, ſie ſchien geſliſſentlich oder aus einer an Böswilligkeit grenzenden Schadenfreude alle jüdiſchen Gebräuche zu vernachläſſigen, man war nichts Beſſeres von ihr gewohnt und in den Frauenzirkeln hatte man ſich beim Caffee und beim Thee längſt ſchon darüber ſatt geſprochen. Vielleicht wäre es von Intereſſe geweſen, hätte ſie einmal von dieſem gehäſſigen Eigenſinn abgelaſſen, um zu thun wie alle andern Frauen.

Mit einem Male aber wollte man wiſſen, daß die Rabbizin nicht gefliſſentlich, ſondern aus guten Gründen, das Quellenbad meide, weil ſie mit einem Uebel behaftet war, welches zwar nach wiſſenſchaftlichen Begriffen, keine Ehe ſtört, nach Rabbiniſchen Vorſchriften hingegen die Eheſcheidung als unerläßlich bedingt. Alſo die Rabbizin war nach jüdiſchen Begriffen, vermöge ihrer körperlichen Beſchaffenheit unrein, in ſo fern ſie zu einer Ehefrau nicht taugte. Das wird kein Jude von ſeiner Rabbizin glauben, ſelbſt, wenn man es ihm zuſchwört.

Die Badewärterin aber ſagte es, und ſolche Weiber pflegen in der Regel auch Hebammen, Krankenwärterinnen und Leichenfrauen zu ſein. Sie laſſen ſich daher nicht irre machen. Die Rabbizin behandelte ihre Liebhaber nach Laune und Willkühr, den einen vernachläſſigte ſie, des Anderen erinnerte ſie ſich wieder, und die Zurückgeſetzten rächten ſich dadurch, daß ſie ſie verriethen. Die Badefrau aber ſagte: Was wiſſen die jungen Leute davon? vor ihnen genirt ſie ſich nicht. Sie ſcheut ſich aber vor mir, denn ich würde ihr augenblicklich ſagen: Sie können nicht länger Rabbizin bleiben.

Um dieſe Gerüchte Lügen zu ſtrafen war die Rabbizin genöthigt, ihren Eigenſinn zu überwinden und einmal ein

Quellenbad zu nehmen, um zugleich mit der Badewärterin ſich zu verſtändigen. Sie unterließ es aber und nunmehr konnte die Parnaſſim nicht länger müßig bleiben. Der Rabbi wurde auf die Gemeindeſtube beſchieden, und ihm daſelbſt erklärt, daß er von dieſer Frau ſich trennen müſſe.

Er erwiderte: daß er mit ihr in keinem ehelichen Verhältniſſe lebe.

Allein ſo darf ein Rabbi nicht reden, denn Gott ſprach als er das erſte Menſchenpaar einſegnete: „Seid fruchtbar und mehret Euch.“ Und wenn Gott geſprochen hat, ſo hat ein Rabbi nichts dawider zu ſagen.

Indeß nahm man dieſe Antwort hin und begnügte ſich mit dem Einwand, daß er nach rabbiniſchen Vorſchriften mit ſolch einer Frau nicht einmal an einem Tiſche eſſen dürfe.

Er antwortete hierauf: „Dafür bin ich hier als „neu-israelitiſcher“ Rabbi engagirt.“

Das heißt, um dieſe Worte nach derem Sinne zu erklären:

Meine Frau hat mich auf Lebenszeit zu ihrem Manne genommen; ſo wie Ihr mich auf Lebenszeit zu Eurem Rabbi.

Es ſteht in meiner Macht, meine Frau zu verſtoßen; es ſteht aber nicht in Eurer Macht mich abzuſetzen. Es ſei denn, Ihr bewilligt mir eine Penſion.

Meine Frau hat Geld und nach Abſterben ihrer

Eltern, mehr noch zu erwarten, folglich werde ich ſie behalten.

Möglicherweiſe aber könnt Ihr auch Geld haben; wohlan dann gebt mir eine Penſion; oder meine Frau bleibt Eure Rabbizin.

9.

Solche Antworten muß man ſich gefallen laſſen, wenn man als neumodiſcher jüdiſcher Gemeindevorſtand kein Geld hat, oder keine Luſt hat es auszugeben.

Unter ſolchen Umſtänden blieb alles beim Alten, obgleich ein Rabbi, zufolge moſaiſcher wie rabbiniſcher Vorſchriften gezwungen werden kann, ſich von einer ſolchen Frau zu trennen. Sein Anſpruch auf eine Penſion dürfte einen verwickelten und koſtſpieligen Proceß abgeben. Denn wenn auch ein jedes rabbiniſches Gutachten gegen ihn lauten würde, ſo dürfte doch das Recht ihn abzuſetzen, ein Fall der noch niemals vorgekommen iſt, ſchwer zu ermitteln ſein.

In allen Frauenkreiſen, beim Caffee und beim Thee, gab dieſer Vorfall den reizendſten Unterhaltungsſtoff, das war aber auch alles, denn eine Rabbizin, wenn ſie ſich auch für jede gute Geſellſchaft unmöglich gemacht hat, wenn keine ehrliche Bürgerfrau und kein unbeſcholtenes Mädchen auch irgend wagen darf ſich mit ihr einzulaſſen — bleibt ſo lange ſie der Rabbi als ſeine Ehefrau anerkennt die erſte Dame im Frauengitter.

Bekanntlich ſitzen die Frauen in der Synagoge, um die Männer nicht von ihrer Andacht abzuziehen, abgeſondert von denſelben, auf einer vergitterten Gallerie. In dieſem Frauengitter gebühren der Rabbizin die erſten Ehren. Sie hat den Vortritt vor allen anderen Frauen und ſitzt zunächſt der heiligen Lade und dem Altare. Die Rabbizin, die weiter keine Anſprüche auf Achtung hat, hält um ſo mehr auf die geiſtlichen Prärogative. Sie findet ſich pünktlich bei Eröffnung der Synagoge ein, um zuerſt das Frauengitter zu betreten und ihren Vorſitz einzunehmen. Hiermit aber iſt die Unbequemlichkeit verbunden, daß ſie ihre Nachbarinnen zu den nächſten neben ihr hindurchlaſſen muß. Es ſind die wohlhabendſten Frauen, welche dieſe ſehr geſuchten und theuren Stellen für gutes Geld erworben haben; während die Rabbizin ihren Vorſitz Ehrenhalber einnimmt, und wie gern ſie ihr auch aus dem Wege gehen und jede Berührung mit ihr vermeiden, hier ſind die Conflicte zwiſchen bürgerlicher Achtbarkeit und geiſtlichem Vorrecht unvermeidlich.

Lange erhielten ſich dieſe Conflicte in den erlaubten Schranken der Pantomime. Man begnügte ſich, Blicke der Verachtung zu wechſeln und den gegenſeitigen Widerwillen durch Minen und Geberden auszudrücken. Doch giebt es auch beleidigende Pantomimen und die Rabbizin ſah ſich gemüßigt zu dieſen ihre Zuflucht zu nehmen und endlich auch zu Thätlichkeiten zu ſchreiten.

Am wenigſten vor allen anderen, war ſie mit der Frau des braven Israeliten befreundet, in deſſen Hauſe ſie Gaſtfreundſchaft genoſſen und ſich auf's grauſamſte compromittirt hatte. Dieſe Frau iſt eine kunſtfertige Stickerin, wenigſtens habe ich Handarbeiten von ihr geſehen, die ich niedlich und geſchmackvoll fand. Ihr Mann aber ſchwärmte nur für ſeinen Glauben, das war ſeine Freude, ſeine Zerſtreuung, ſein Steckenpferd, mit dem er prahlte und Aufwand machte. Nach allem Anderen fragte er wenig.

Eines Tages traf er ſeine Frau beim Stickrahmen. „Liebe Frau!“ ſprach er, „Du biſt doch kein Nähmädchen, keine Putzmacherin, keine Stickmamſell, Du arbeiteſt doch nicht für Geld! Alſo was ſoll Dir das? Macht es Dich klüger? Uebe doch lieber ein frommes Werk. Der Vorhang vor der Bundeslade in unſerer Synagoge iſt alt und unſcheinbar geworden. Alſo, wenn Du etwas gelernt haſt, ſticke einen ſolchen Teppich, aber ſo koſtbar wie möglich, damit er Dir und mir Ehre macht.“

Die Goldſtickerei iſt eine ganz beſondere Kunſt. Es genügt nicht mit den Goldfäden zu arbeiten. Man muß auch Unterlagen machen können, damit die Arbeit mehr oder weniger erhaben ausfällt, und endlich muß man, durch Codille, Flittern, Folie und was ſonſt dazu dient, die nöthigen Nüancen hervorzubringen, zu behandeln verſtehen. Dieſe Kunſt hatte jene Frau nun nicht erlernt und in kleinen Städten werden keine reiche Goldſtickereien angefertigt. Allein ihr Mann wollte kein Geld ſparen und ſie vertraute der Fertigkeit ihrer Nadel. Sie reiſte nach der Reſidenz, machte ſich mit den Mitteln und Vortheilen dieſer Kunſt bekannt, ſuchte ſich eines der ſchwierigſten Muſter aus und brachte dieſes, wie alles, was ſie ſonſt dazu bedurfte, mit heim, ſo daß ſie im Stande war einen prachtvollen Teppich von kirſchrothem Sammet, mit allem möglichen Goldſchmuck anzufertigen, den ſie der Synagoge ſchenkte.

Als nun zum erſten Male der koſtbare Vorhang vor der heiligen Lade prangte, erhielt die kunſtreiche Stickerin Dankſagungen und Segenswünſche. Es waren gleichſam geiſtliche Ehren, die man einer frommen Spenderin erwies, und das verdroß die Rabbizin, die ganz allein auf geiſtliche Ehren Anſpruch machen wollte und ſie keiner Andern gönnte. So oft nun dieſe Frau kam und auf ihren Platz gelaſſen zu werden verlangte, ſpuckte die Rabbizin, bevor ſie ſich dazu bequemte, vor ihr aus und verfolgte ſie obendrein, wenn ſie vorüber war, mit einer unanſtändigen Geberde. Lange Zeit ging ihr das, wie vieles Andere hin. Es gab Stoff zu Unterhaltungen und man rächte ſich dafür mit der Zunge beim Caffee und beim Thee.

Eines Tages jedoch als dieſe Frau wieder auf ihren

Platz wollte, und dieſelbe Behandlung erfuhr, nahm ſie ſie nicht ſtillſchweigend hin, ſondern vergalt Gleiches mit Gleichem.

„Rabbizin,“ ſagte ſie, „vor einer rein jüdiſchen Ehefrau ſpuckt man nicht aus, wohl aber muß man ausſpucken vor der unreinſten Jüdin auf Gottes Erdboden, ſei ſie, wer ſie wolle.“ — Und hiemit that ſie, wie ſie geſagt hatte und forcirte das Defilée zu ihrem Sitzplatze. Die Rabbizin nahm dieſe Gelegenheit wahr, ihr einen Fauſtſtoß in den Rücken zu verſetzen. Das ganze Frauengitter war Zeuge dieſer Handlung geweſen, die nicht mehr in Abrede zu ſtellen war und die Parnaſſim, denen es obliegt auf Ruhe und Ordnung beim Gottesdienſt zu wachen, konnten dieſen Unfug nicht ungeahnt hingehen laſſen. Beide Frauen wurden auf die Gemeindeſtube geladen.

Die Rabbizin nahm keinen Anſtand einzugeſtehen, in wie fern ſie ſich vergangen hatte, führte aber zu ihrer Entſchuldigung an, daß dieſe Frau ſich unterfangen habe, vor ihrer Rabbizin in der Synagoge auszuſpeien und ſie die unreinſte Jüdin auf Gottes Erdboden zu nennen. Das ſind beiſpielloſe Frevel, zumal von einer jüdiſchen Frau.

Allein die fromme Stickerin leugnete das Eine wie das Andere. Sie iſt in einer großen Stadt geboren und hat einige Bildung und Beleſenheit, auch war ihre Erziehung eine neumodiſche. Nur ihrem Manne zu Liebe hatte ſie ſich zur Strenggläubigkeit bekehrt und war ſeitdem eine um ſo eifrigere Jüdin geworden. Ihre Vertheidigung lautete:

„Seit Kurzem pflegt die Rabbizin, ſo oft ich auf meinen Platz will, auszuſpucken, bevor ſie mich durchläßt. Ich mußte ihr einmal ſagen, daß ich mich von dieſem Benehmen niemals verletzt fühlen werde, weil es ſich unmöglich auf mich beziehen kann. Bei dieſer Gelegenheit bediente ich mich des Ausdrucks die unreinſte Jüdin auf Gottes Erdboden. Von dieſem Schmutzwort ward mir in der That übel, und um meinen Mund zu reinigen, ſpuckte ich aus, das heißt nicht vor der Rabbizin, ſondern nur in ihrer Gegenwart, wie ich hier auf der Gemeindeſtube, wo ich dieſen Ausdruck wiederholt habe — mit aller Achtung vor den Parnaſſim, und um aus reinem Munde mit ihnen zu reden — ebenfalls ausſpucke.«

Und ſie that wie ſie ſagte, indem ſie fortfuhr:

»Will die Rabbizin dieſes Schmutzwort auf ſich beziehen, ſo muß ſie ihre Gründe dazu haben und ich bitte, daß ſie darnach befragt werde, denn ich kann ſie nicht wiſſen, weil ich als ungelehrte jüdiſche Frau nicht zu beurtheilen weiß, was rein oder unrein iſt und alſo nur zu glauben habe, wofür der Rabbi dieſes oder jenes erklärt.

Die Rabbizin gerieth außer ſich und vergaß ſich einmal wieder dermaßen, daß man ſehr nachdrücklich ſie erinnern mußte, wo ſie ſich befand. Aber auch die Parnaſſim waren in der größten Verlegenheit über die letzte unbarmherzige Anſpielung auf die Erklärung des Rabbi, welche er vor nicht gar langer Zeit, an eben dieſer Stätte abgelegt hatte. Sie hatten aber dieſe Schmach einmal hingenommen und konnten ſie jetzt nicht mehr abſchütteln. Sie vermochten daher nichts weiter, als die Streitenden unter ſtrenger Vermahnung zu Frieden und Verträglichkeit für den Augenblick zu entlaſſen. Später wurde der frommen Stickerin erklärt, daß ſie ſich durch zweideutige und boshafte Reden wider ihre Gegnerin ſtrafbar gemacht, dieſe Strafe aber, in Betracht daß ſie die Beleidigte ſei, ihr erlaſſen werden ſollte. Die Rabbizin hingegen wurde auf einen Mittelplatz im Frauengitter conſignirt, um nicht ferner von ihren Nachbarinnen beläſtigt zu werden. Dort ſitzt ſie noch heutigen Tages. — Man muß geſtehen, daß dieſer ſeltſame Frauenſtreit, wo ſo manche Rückſichten in Betracht zu ziehen waren, bei der Machtunvollkommenheit eines jüdiſchen Gemeindevorſtandes, nicht klüger und geſchickter zu ſchlichten war.

10.

Nirgends werden die Standesunterſchiede genauer beobachtet, als in kleinen Städten, und zumal von den Frauen. Die jetzigen Nachbarinnen der Rabbizin gehören nicht ganz zur Crême der Wohlhabenheit, ſondern ſind mehr eine Art kleinſtädtiſche Demi-Monde, welche ſie ebenſo verachtet, wie ſie von der Crême verachtet wird. Zugleich iſt ſie ihres Vorſitzes und der feſtlichen Wonne beraubt, ſich in der Nähe der Bundeslade und des Altars zu befinden. Ihr jetziger Platz aber hat andere Wonnen für ſie, die mehr nach ihrem Geſchmacke ſind. Von der Mitte des Frauengitters aus, läßt ſich die ganze Männerſynagoge beſſer überſehen, als von dieſer oder jener Ecke. Und zwiſchen ihren Liebhabern macht ſie keine Standesunterſchiede. Von hier aus kann ſie nach Herzensluſt mit ihren Anbetern durch's Gitter hindurch liebäugeln und kokettiren. Wenn ſie die Wahl gehabt hätte, würde ſie ſich gerade ſolch' einen Platz ausgeſucht haben.

Freilich waren hiemit die früheren Conflikte zwiſchen bürgerlicher Ehrbarkeit und geiſtlichem Vorrechte aufgehoben. Aber andere weit gefährlichere waren dafür eingetreten. Conflikte zwiſchen Amor und Hymen, und Eiferſucht iſt gefährlicher als Ehrſucht.

Nun herrſcht in dieſer Synagage der wunderliche Brauch, daß jedes auffällige Geräuſch mit einer Strafe von 2 Ggr. geahndet wird. Der Mann, der den Ständer ſeines Betpultes allzuhörbar aufſchlägt, oder gar denſelben umſtößt, was bei der ſchaukelnden Bewegung jüdiſcher Andacht ſehr leicht angeht, iſt in dieſe leichte Buße verfallen. Ebenſo auch die Frau im Gitter oben, welche während des Gottesdienſtes ſchwatzt. Natürlicherweiſe kann man von den Geſammtzungen einer ganzen jüdiſchen Frauengemeinde nicht verlangen, während eines mehrſtündigen Gottesdienſtes zu feiern. Alſo nicht das Ohrengeflüſter, ſondern das laute Raiſonniren, iſt verpönt, wozu die Rabbizin häufig Anlaß giebt, während andere Frauen, die nicht einmal zur Demi-Monde gehören, gar kein Blatt vor den Mund nehmen. Die Rabbizin fragt bei ihren Liebhabern weder nach Standesunterſchieden, noch ob ſie verheirathet oder ledig ſind. Kokettirt ſie nun einmal mit einem verheiratheten Anbeter und deſſen Frau gewahrt es, ſo fängt dieſe an zu raiſonniren. Es koſtet ja nur 2 Ggr. und ſoviel iſt es werth, ſeiner Galle in der Synagoge Luft zu machen. Zudem werden dieſe 2 Ggr. nicht einmal der Straffälligen ſelbſt abverlangt, denn die unſelbſtſtändige jüdiſche Frau hat über kein Geld zu disponiren. Die Liſte der Schwätzerinnen wird bei den Männern umhergeſandt und dieſe müſſen für ihre Frauen bezahlen.

Die jüdiſche Frau iſt keuſch und brav, aber keine chriſtliche Dulderin, ſie kann nicht vergeſſen und vergeben. Wenigſtens ſo geſchwinde nicht wie die Rabbizin ihre Liebhaber wechſelt. Läßt ſie nun von dem einen ab und wendet ſich dem andern zu, und die Frau des Letzteren fängt an zu raiſonniren, ſo wird ihr die Erſte tapferen Beiſtand leiſten. Kurz, die einmal ſtraffällig gewordene wird ſich jeder Zeit wieder ſtrafbar machen, und das Schwatzen im Frauengitter nahm auf bewunderungswürdige Weiſe zu, ſo daß ſelbſt der Rabbi, der ohnehin kein geſchickter Kanzelredner iſt, dadurch häufig in ſeinen Predigten geſtört wurde.

Mit der Zeit auch ward dieſem und jenem, dem die Rabbizin ſchon verſchiedene Nachfolger gegeben, es endlich läſtig, für das Raiſonniren ſeiner Frau noch immer fort Strafe zu zahlen und er wagte es ihr vorzuſtellen: „Alle Augenblicke koſteſt Du mich 2 Ggr., kannſt Du denn das Schwatzen in der Synagoge durchaus nicht laſſen?“ Die Folge davon war eine Gardinenpredigt mit obligaten Trompeten, bisweilen auch mit Krämpfen und Ohnmächten. Dann mußte der Arzt geholt und nochmals eine Doctor- und Apotheker-Rechnung bezahlt werden. Des häuslichen

Friedens halber und um nicht Doctor und Apotheker in Nahrung zu ſetzen, ließ man alſo die Frauen in ihrem Gitter ſchwatzen, ſo laut ſie wollten, und zahlte dafür in aller Stille die leichte Geldbuße. Und der Rabbi, wenn das Geſchwätz ſeine Predigten ſtörte, ſchlug mit flacher Hand heftig auf ſein hohles Kanzelpult und rief mit unwirrſchem Achſelzucken und kläglicher Stimme: „Stille da oben! Ich kann doch mein eigen Wort nicht hören! Ich komme doch aus dem Concept! Es muß oben ſtille ſein!“

Bis hieher hatte die Rabbizin alles Raiſonniren rings umher verachtet, denn die Schwätzerinnen waren nicht ihres Gleichen. Sie begnügte ſich, ſie verächtlich durch die Lorgnette zu betrachten und rächte ſich, indem ſie um ſo dreiſter mit den Ehemännern kokettirte. Endlich aber machte auch ſie ſich einmal ſtrafbar und zwar durch folgenden Anlaß.

Der Schimpf, den ſie im Gitter ſowohl, wie auf der Gemeindeſtube erlitten, war nicht vergeſſen worden. Jahrelang hatte ſie den Groll in ſich getragen, bis endlich die Gelegenheit kam, ihren Haß zu kühlen. Die Rache, die ſie nahm, war aber ſo dumm und gemein, wie ſie ſelbſt und alles, was ſie that.

11.

Der fromme Jude, welcher die Interims-Synagoge eingerichtet, die Rabbinerfamilie längere Zeit beherbergt und bewirthet, und ſeine Frau vermocht hatte, den Bundesladen-Vorhang zu ſticken, fühlte ſich ſeinem Ende nahe. Sein Leben hatte der Aufrechthaltung altjüdiſcher Kirchengebräuche gegolten und dafür hatte er Zeit und Geld geopfert, mit dem er ſonſt wohl hauszuhalten wußte. Dieſes fromme Bewußtſein ſollte ihn auf ſeinem Sterbebette tröſten und beruhigen und ſomit wollte er ſein Dahinſcheiden durch ſtrenge Vollziehung aller Vorſchriften auf's Prächtigſte feiern.

Zehn hochbejahrte Männer, die wegen Strenggläubigkeit in gutem Anſehen ſtanden, waren als die zu einer kleinen Gemeinde geſetzliche Anzahl (Minjen) beſtellt, um, wenn er in den letzten Zügen läge, die üblichen Gebete herzuſagen. Eine Schriftrolle und andere heilige Ueberbleibſel der Interimsſynagoge, ſeine Gebetbücher, ſein Beſchneidungsapparat — denn dieſe gottgefällige Operation hatte er über hundertmal vollzogen — und allerlei anderes frommes Geräth waren in den Vorzimmern geordnet und alles ſo eingerichtet, daß der Todesengel, wenn er kam, bevor er noch das Sterbezimmer betrat, wiſſen konnte: welch einen Gerechten er hier mit ſeinem Schwerte zu würgen habe. Nur eines fehlte noch. Der Rabbi mußte kommen, um alles dieſes im Augenſchein zu nehmen und es für rein und ſtreng geſetzlich zu erklären, denn möglicherweiſe konnte das Eine oder das Andere verſehen ſein, was der Laie zu beurtheilen nicht befugt iſt. Kam aber der Rabbi erſt, der in ſolchen Fällen gewöhnlich kleine unbedeutende Veränderungen vornehmen läßt, und erklärte, daß nunmehr alles vollkommen rein und ſtreng geſetzlich ſei, ſo konnte, welche Irrthümer und Nachläſſigkeiten ſich auch eingeſchlichen haben mochten, dem Sterbenden nichts mehr zur Laſt fallen, ſondern alles kam auf Rechnung des Rabbi, der ſich damit abzufinden hatte.

Es wurde zum Rabbi geſandt, deſſen Amtspflicht es mit ſich bringt, Sterbenden geiſtliche Tröſtung zu ſpenden und ihre Zweifel zu zerſtreuen, damit ſie nicht mit Irrthümern aus dem Leben ſcheiden. Auch iſt es eine gottgefällige Handlung, den Wunſch eines Sterbenden zu erfüllen, und man hat jenſeitige Gegendienſte dafür zu erwarten. Selbſt der Leiche noch werden alle möglichen Ehren erwieſen, und wer ihr einen frommen Dienſt zu leiſten hat, muß vor den Todten hintreten, ihn beim Namen rufen und ſprechen: „Herr! Sollte ich wider mein Wiſſen mich an Euch verſündigt haben, ſo ſchenkt mir Eure Verzeihung und ſcheidet ohne Groll von hinnen.“

Allein der Rabbi kam nicht. Boten über Boten gingen an ihn ab. Vergebens. Er ließ ſagen, daß er nicht kommen könne.

Der Sterbende ächzte und wimmerte nach ihm, das Haus wiederhallte von Wehklagen über ſolche ſtrengherzige Hartnäckigkeit. Die Nachbarn eilten herbei, die Männerverſammlung war nunmehr übervollzählig. Einer der älteſten und angeſehenſten Strenggläubigen entſchloß ſich daher, ſelbſt zum Rabbi hinzugehen und ihn zu holen. Einige von den Nachbarn begleiteten ihn.

Die Männer langten an und der Aelteſte nahm das Wort: „Rabbi! wie könnt Ihr es über Euer jüdiſches Herz bringen, einem frommen und gerechten Manne in ſeinen letzten Augenblicken Euren geiſtlichen Beiſtand zu verſagen. Soll er umkommen, wie ein Keilef?“

Keilef, Keleb (Hund) heißt ein Jude, der nicht beten kann oder will, oder auch nicht beten gelernt hat.

Der Rabbi antwortete höchſt naiv: Ich kann nicht kommen, und das iſt nicht meine Schuld, denn meine und ſeine Frau können ſich nicht vertragen.

„Wie gehört das hieher?“ fragte der Aelteſte, „dieſer gerechte und fromme Jude hat doch ſeinem Rabbi niemals etwas Böſes gethan oder nachgeſagt. Er hat der Gemeinde wohlgethan und Ihr ſelbſt habt Gutes von ihm genoſſen. Auch iſt es Eure Pflicht und Ihr müßt kommen, um zu entſcheiden, welches die Vorſchriften der Kirche ſind, in welcher dieſer Mann ſterben will.“

Die Antwort des Rabbi lautete diesmal noch merkwürdiger. Er räumte ein: „Ich müßte eigentlich kommen. Allein ich kann nicht, denn meine Rabbizin, geprieſen ſei der ewige Name, iſt geſegneten Leibes. Ich darf ihr keinen Verdruß machen. Es könnte, verhüte es der Herr, ihrer Frucht ſchaden.“

„Rabbi!“ erwiderte der Aelteſte ſehr entſchloſſen, „Ihr verſündigt Euch doch gegen die heiligen Tafeln der zehn Gebote. Entweder mißbraucht Ihr jetzt den Namen des Herrn zu einer Unwahrheit, oder Ihr habt früher einmal vor der Parnaſſim falſches Zeugniß abgelegt.“

Die Antwort, die der Rabbi nunmehr gab, iſt die merkwürdigſte von allen. Er ſagte:

„Das iſt doch drei Jahre her, und ich habe damals kein falſches Zeugniß abgelegt. Und heute habe ich den Namen des Herrn, geprieſen ſei er, auch nicht gemißbraucht, denn es iſt wahr, was ich ſage.“

Als die Männer unverrichteter Sache ins Sterbehaus zurückkehrten, war alles ſchon vorüber. Die Wohlthat, welche die Kirche dem Todten, der ihr ſein ganzes Leben geweiht, verſagte, hatte die Natur, in welcher ſich die Allbarmherzigkeit Gottes gleichfalls offenbart, ihm gewährt.

Nach überſtandenem Todeskampfe tritt Seelenruhe ein, gleichſam ein Abglanz ewiger Verklärung.

Schon waren die Augen des Sterbenden gebrochen, als er mit einem Male ſich einbildete, den Rabbi zu ſehen und mit ſeinem letzten Athem ſprach er:

„Willkommen Rabbi! Dank und Segen über Euch. — Alles ſtreng geſetzlich und vollkommen rein! — Ich ſterbe als frommer Jude, wie ich gelebt habe! — Geprieſen ſei der ewige Name!“

Wer die jüdiſche Reizbarkeit kennt, zumal wenn es ſich um Glaubensſachen handelt, oder auch an Todtenbetten, wird ſich einen Begriff von dem Heulen und Wehklagen der Zeugen ſolch eines Auftritts machen können, und mit welchem Eifer und welcher Eile die Gebetsmänner und Nachbarn von Haus zu Haus gingen, dieſe klägliche Kunde zu verbreiten.

Ich bin nicht fähig, dergleichen zu ſchildern, und überlaſſe das Ihrer Feder, lieber Doctor, indem ich Sie zugleich aber frage:

„Hat man ſich vom Talmud emancipirt, um ſich dem eiſernen Pantoffel einer Rabbizin zu fügen, die ihn mit unbarmherziger Schamloſigkeit über Lebende und Sterbende ſchwingt?“

Freilich kann dergleichen nur in einer kleinen Stadt vorfallen. Allein ſelbſt dort gehört es zu dem Seltenſten und Außerordentlichen.

Wenigſtens fehlte es wieder nicht an reichem Stoff zu Geſprächen und in dem Sterbehaus, wohin man ſich begab, um die Wittwe zu tröſten, konnte man ſich mit allerlei Redensarten für den nächſten Sabbath verſehen, die Stück für Stück ihre 2 Ggr. werth waren.

Der Rabbi hatte ohne Weiteres alle Schuld auf ſeine Frau geſchoben, die ohnehin ſchon genug zu tragen hatte. Sie trug die Spuren des göttlichen Zornes an ihrem Leibe und ihrethalben war der frömmſte und gerechteſte Jude in der Gemeinde umgekommen wie ein Keilef, der nicht beten kann.

Gegen ſolche Redensarten, wie ſie dieſesmal im Frauengitter laut wurden, war das Lorgnettiren der Rabbizin gar zu ohnmächtig und wurde ſiegreich zurückgeſchlagen, indem man ſie wieder anſah oder gar ausſpuckte. Dafür war ſie in der That empfindlich und fing endlich auch einmal zu raiſonniren an, ſo daß ihr von unten zugerufen wurde: Stille! Stille da oben!

Das Strafregiſter fiel an dieſem Sabbath gar nicht unbeträchtlich aus und die Rabbizin ſtand als Synagogenſchwätzerin oben an, denn ihr gebührten jederzeit die erſten Ehren. Auch wurde die Liſte zuerſt dem Rabbi vorgelegt, der darüber in große Verlegenheit gerieth. Er hatte von ſeiner Frau bereits Inſtructionen erhalten. Er ſollte, um dieſem Unfug ein Ende zu machen, bei ſeiner nächſten Predigt, wie irgend wieder ein Geſchwätz ſich hören ließ, abbrechen und von der Kanzel gehen, womit er auch vollkommen einverſtanden war. Allein das Frauengittergeſchwätz war meiſtens auf die Rabbizin gemünzt geweſen. Es hatte ſie ſtets verdroſſen; dieſesmal aber empört und außer ſich gebracht. Erfuhr ſie obendrein, daß ſie ſo gut wie alle anderen in Strafe genommen ſei, welche ihr Mann ohne Weiteres entrichtet hatte, ſo konnte das ein Ungewitter geben, wogegen eine obligate Gardinenpredigt mit Krämpfen und Ohnmächten gar nichts war. Der Rabbi gab daher die ſchönſten, guten Worte, man möge es mit ſeiner Frau ſo genau nicht nehmen, man möge mit der Rabbizin eine Ausnahme machen. Und der Rabbi lebt mit den Seinigen von der Gemeinde, ungern zehrt man von ſeinem eigenen Fette. Die Parnaſſim nahmen daher keinen Anſtand, die Rabbizin von der Strafliſte zu ſtreichen.

Sie erfuhr es und war ſehr ungehalten darüber, daß der Rabbi in einer Angelegenheit, die ſehr ernſthaft genommen werden ſollte, gute Worte gegeben hatte, zumal es ſich nur um 2 Gg. handelte. Dieſe ſollten nachträglich noch entrichtet werden und dem Frauengitter theuer zu ſtehen kommen. Weil aber der Rabbi, nachdem er ſie einmal freigebeten hatte, jetzt ſein Wort nicht wieder zurücknehmen konnte, beſchloß ſie ſelbſt auf die Gemeindeſtube zu gehen, um den Parnaſſim für die Bitte, keine Ausnahmen mit ihr zu machen, wo ſie ſtraffällig ſei, ihr zu erlauben, die kleine Buße noch nachträglich zu entrichten.

Unglücklicherweiſe war der Oberparnaß dieſesmal zugegen, was ſelten nur der Fall iſt, denn ſein Geſchäft nöthigt ihn zu häufigen Reiſen. Mit ſtrengem Blicke maß er die Rabbizin und fragte:

„Weib, wer ſeid Ihr? Hier auf der Gemeindeſtube kenne ich wohl den Rabbi, aber Euch kenne ich nicht. Von Weibern wird hier kein Geld genommen, denn was das Weib hat, gehört dem Manne. Haltet Euch keinen Augenblick länger hier auf und unterſteht Euch nicht, wieder herzukommen, wenn Ihr nicht gerufen werdet.“

Dieſes Benehmen iſt vielleicht nicht zu billigen, obſchon der Oberparnaß im Rechte war. Es muß jedwedem freiſtehen, ſich einen Straferlaß zu verbitten. Nur die jüdiſche Frau darf es nicht, nachdem ihr Mann auf einen Straferlaß angetragen hat.

12.

Jetzt war die Rabbizin erſt vollends aufgebracht und nun mußte ſie um jeden Preis volle Genugthuung haben. Sie trug ihrem Manne auf: beim erſten beſten Geſchwätz während der Predigt nicht nur abzubrechen und von der Kanzel zu gehen, ſondern auch eine ſchärfere Beſtrafung der Schwätzerin zu verlangen und nicht eher wieder die Kanzel zu betreten, als bis die Parnaſſim ſich dazu verſtanden haben würden.

Dem Rabbi war das noch willkommener. Mit Freuden geht er jeder Thätigkeit aus dem Wege und am liebſten einer Kanzelrede. Es läßt ſich daher auch annehmen, daß er ſich der Mühe überhob, zum nächſten Sabbath eine Predigt auszuarbeiten, da er doch einmal mitten in derſelben abbrechen ſollte; ja daß er nicht einmal ein Concept entwarf, da er ja doch aus dem Concepte kommen ſollte. Und mit Lachen gedenkt man noch heutigen Tages daran, wie er ſich damals auf der Kanzel benahm.

Zum Unglück für ihn ward ausnahmsweiſe heute im Frauengitter nicht geſchwatzt und alles blieb mäuschenſtille. Geräuſch aber mußte er haben, mochte es kommen woher es wolle, und weil er alle Augenblicke ſtockte, half er ſich damit, daß er that, als ob Geſchwätz ihn ſtöre, und füllte die Pauſen ſeiner Verlegenheit und Ungeſchicklichkeit damit aus, daß er heftig auf's Kanzelpult ſchlug, bald mit der rechten, bald mit der linken Achſel unwirſch zuckte, verdrießliche Geſichter ſchnitt und mit kläglicher Stimme zum Gitter empor rief: Stille da oben! Es muß oben ſtille ſein. — Wie geſagt, man kann noch heute nicht ohne Lachen an jene Predigt denken.

Schriftlich läßt ſich nicht wieder geben, wie mein freundlicher Erzähler nachfolgendes Fragment vortrug, indem er den Prediger copirte, ganz ſo wie Spaßvögel mit Abänderungen und Zuſätzen einen geſelligen Scherz daraus gemacht haben könnten. Ich muß mich alſo darauf beſchränken, das Aufſchlagen auf's Kanzelpult und die erwähnten anderen polniſch-jüdiſchen Ungezogenheiten, mit Gedankenſtrichen anzudeuten:

Mithin — ſtille da oben! Mithin meine andächtigen Zuhörer und Zuhörerinnen! — ſtille da oben! Mithin lehrt uns der heutige Sabbathabſchnitt, warum Gott den Regenbogen geſchaffen. Er ſoll zum Zeichen dienen, daß — es muß oben ſtille ſein! — daß wenn Gott wieder Wolken über die Erde ſchickt, der Bogen — ſtille da oben in den

Wolken — in den Wolken ſteht, um ſie zu ſtützen, daß ſie nicht wieder zur Erde niederfallen. Denn bevor Gott alle Fenſter des Himmels öffnete und alle Brunnen der großen Tiefe — Stille da oben — Brunnen der großen Tiefe; ſprach er zu Noah: Geh in den Kaſten, Du und Dein ganzes Haus, Du, Deine Söhne, Deine Frau und die Kinder Deiner anderen Weiber und reines und unreines Gethier — Stille da oben — reines und unreines Gethier, geht alle in den Kaſten. Hierauf regnete es vierzig Tage und vierzig Nächte lang und das Waſſer ſtand fünfzehn Ellen hoch — Stille da oben — fünfzehn Ellen hoch über die höchſten Berge! Und alles Fleiſch verdarb. Es ſoll aber nicht wieder alles — Stille da oben! — Es ſoll nicht wieder alles Fleiſch verderben! Und als Noah und ſeine Söhne wieder aus dem Kaſten kamen, ſegnete ſie Gott und ſprach: ſeid fruchtbar und — ſtille da oben, und mehret Euch und bevölkert die ganze Erde.

Indeſſen hatte der Rabbi die geheimen Befehle ohne weitere Inſtructionen und nähere Beſtimmungen erhalten, gegen wen dieſer Gewaltſtreich eigentlich gerichtet ſein ſollte. Somit blieb es dem Zufall überlaſſen, wen er traf, und mit beſonderer Tücke lenkte er ihn auf die Unſchuldigſten von allen.

Ein beſcheidenes, nicht mehr junges Mädchen, die ledige Tochter, das jüngſte und letztlebende Kind des längſt verſtorbenen Rabbi, welcher die prächtige Synagoge erbauen ließ, ſchrie mit einem Male auf: „Laßt mich durch, laßt mich fort, ich kann es nicht mehr aushalten,“ und brach hiemit in ein krampfhaftes Gelächter aus.

Sie hätte ſich nachmals entſchuldigen ſollen, ſie ſei von lachenden Krämpfen befallen worden. Daß Frauen während des Gottesdienſtes Krämpfen bekommen oder eine ſonſtige Unpäßlichkeit ſie anwandelt, fällt manchmal vor und kann nicht als ſtrafbare Störung angeſehen werden. Allein die Rabbinerstochter war aufrichtig. Sie ſagte: „Ich wußte nicht, was der Rabbi wollte, predigte er über den Regenbogen oder wider das Frauengitter. War er irre geworden, weil er ſich einbildete, Geräuſch zu hören, oder ſollten wir irre werden, indem wir ſolch einer Predigt zuhörten. Ich habe mir faſt die Zunge abgebiſſen, aber ich konnte das Lachen länger nicht laſſen, ohne zu erſticken.“

Das war allerdings mehr eine Selbſtanklage als eine Entſchuldigung. Allein der Rabbi hatte für den Augenblick mehr als er verlangte und worauf er ſo eifrig hingearbeitet. Er war geſtört, er war auf offener Kanzel ausgelacht worden, trat ab und wollte nicht weiter predigen.

Wie es einem chriſtlichen Geiſtlichen bekommen und wie das Conſiſtorium mit ihm umſpringen würde, wenn er ſich unter ſolchen Umſtänden von der Kanzel begiebt, möchte ich einmal ſehen. Ein jüdiſcher Rabbi aber hat niemanden über ſich. Er allein hat die kirchliche Obermacht. Folglich kann er ſich vieles erlauben.

Dieſer Rabbi ging noch weiter. Er verlangte, daß nicht nur dieſe Störerin der Predigt, ſondern auch jedes laute Geſchwätz während des Gottesdienſtes in Zukunft mit 1 Thlr. Pr. Cour. beſtraft werden ſolle.

Es lag nicht in der Befugniß der Parnaſſim, eine ſeit Jahren beſtehende Geldbuße zu erhöhen. Der einſtimmige Conſens der Gemeinde ſei dazu erforderlich, erwiderten die Parnaſſim.

„Wohlan,“ ſagte er, „verſammelt die Gemeinde, damit ſie ihren einſtimmigen Conſens ertheile.“

„Rabbi,“ erwiderten jene, „erinnert Euch der ſchönen guten Worte, die Ihr gabt, um Eure Frau von einer leichten Strafe zu befreien und verlangt nicht, daß eine ganze Gemeinde auf Koſten ihres Hausfriedens das Frauengitter höher beſteuere.“

Der Rabbi antwortete, wie ſeine Frau es ihm vorgeſchrieben hatte. Eine Kanzelrede von mir iſt unter Brüdern 1 Thlr. Pr. Cour. werth. Dieſes Mädchen hat die Gemeinde um meine Kanzelrede gebracht, folglich muß ſie den Schaden erſetzen, oder wenn die Gemeinde keinen größeren Werth auf meine Kanzelreden legt, predige ich gar nicht wieder.

13.

Der Oberparnaß war dieſes Mal, wie er häufig pflegte, abweſend, und der zweite führte den Vorſitz. Ein ſtrenggläubiger Eiferer, in deſſen Augen eine deutſche Predigt noch tief unter einem Frauengittergeſchwätze ſtand.

„Rabbi,“ ſagte er, „thut und laſſet, was Ihr wollt, wir thun und laſſen, was wir wollen. Die Schuldige iſt dieſes Mal die Tochter eines Rabbi, was eben ſo viel iſt, wie die Frau eines Rabbi. Wir haben der Rabbizin die Strafe erlaſſen, der ſie ſich ſchuldig gemacht, jetzt hat ſich die Rabbinerstochter ſchuldig gemacht und wir erlaſſen ihr die Strafe ebenfalls. Ziehet hin in Frieden, und predigt nicht wieder.“

Da ward dem Rabbi wohl um's Herz und er zog hin in Frieden, weil er nicht wieder zu predigen brauchte. Nur die Rabbizin war hiermit nicht einverſtanden, ſie hatte damit noch keine Genugthuung und um ſich eine ſolche zu verſchaffen, mußte ſie zu anderen Mitteln greifen, in deren

Wahl ſie gar nicht ſchwierig war, und bei der es ihr auch nicht darauf ankommt, wie viel oder wie wenig ſie dabei wagt.

Der einzige von allen ihren Liebhabern, den ſie noch niemals vernachläſſigt hatte, war ein gewiſſer N., ein wohlhabender, junger Ehemann. Dieſen bewog ſie, von irgend einem reichen Neumodiſchen eine Beſchwerde bei der Regierung einreichen zu laſſen, daß er, ungeachtet der großen Abgaben, welche er ſeiner Gemeinde entrichtete, ſich, zu ſeiner Sabbathandacht, nicht einmal einer deutſchen Predigt zu erfreuen habe.

Solch eine fromme Beſchwerde und von Seiten eines Mannes wie N., der eine Stütze der Gemeinde mitgenannt werden kann, bleibt bei einer gegenwärtigen Regierung niemals ohne Erfolg. Die Landdroſtei verwies daher zuvörderſt den Rabbi auf ſeine Amtspflicht, am Sabbath deutſche Predigten zu halten.

Er entſchuldigte ſich — „Ich kann nicht predigen, weil das Geſchwätz im Frauengitter mich jederzeit aus dem Concepte bringt und ich auf offener Kanzel ausgelacht werde.“

Dieſer letzte Punkt wurde ſehr ernſthaft genommen, wer war die Kirchenfrevlerin, die Gottesdienſtſchänderin, die ſich ſolches unterfangen?

Der Rabbi nahm keinen Anſtand, die Schuldige zu nennen, und die Parnaſſim erhielten Befehl, ſie auf's Strengſte zu beſtrafen. Jetzt genügte keine Geldbuße mehr, vielleicht ſogar konnte eine Gefängnißſtrafe daraus werden, wodurch, und wenn ſie auch noch ſo leicht iſt, eine Jüdin, die im Range einer Dame ſteht, ſich entehrt fühlt. Bevor ſie ſich derſelben unterzieht, ſtürzt ſie ſich lieber ins Waſſer. Und dieſe Strafe ſollte die jetztlebende Tochter des längſtverſtorbenen Rabbi treffen, welchem die Gemeinde ihre prächtige Synagoge verdankte. Das empörte die jüdiſchen Herzen und die ganze Gemeinde, Männer wie Frauen traten für die Hülfloſe auf, die weder Vater noch Bruder, noch Ehemann hatte, um ſich ihrer anzunehmen.

Weigerten ſich nun die Parnaſſim, den Regierungsbefehl zu vollziehen, ſo ſtand eine Unterſuchung bevor, welche der Gemeinde beträchtliche Koſten verurſacht haben würde, für den Rabbi aber noch ſchlimmere Folgen haben konnte, denn fürchterliche Dinge mußten zur Sprache kommen, und der ganze famoſe Scandal ſtand auf dem Punkte zu eclatiren. Das konnte Niemanden lieb ſein. Der Ruf der Gemeinde, der Parnaſſim, des Herrn N. und vieler anderer ſtand auf dem Spiel. Und am wenigſten konnten der Rabbi und die Rabbizin es darauf ankommen laſſen.

Sie hatte das Ungewitter mit Hülfe des N. heraufbeſchworen, ſie dachte daher mit ſeinem Beiſtande es auch wieder ableiten zu können und begab ſich zu ihm. Zu ihrem größten Leidweſen aber wies ihr N. die Thür und löſte hiemit ein Verhältniß, welches niemals ein zartes geweſen, auf eine noch unzartere Weiſe.

Mit einer Regierung läßt ſich nicht ſpaßen, zumal in Kirchenangelegenheiten. Das ſah Jedermann mit Schrecken ein. Der Rabbi aber that nichts ohne ſeine Frau und ſie hatte dieſesmal den Kopf, der von jeher ihre ſchwache Seite war, vollends verloren.

Die Parnaſſim endlich fanden einen Ausweg und auf ihren Anlaß mußte der Rabbi an die Regierung berichten: „Der Gemeindevorſtand habe bei ihm angefragt, wie die Schuldige zu beſtrafen ſei. Da er nun früher ſchon bei demſelben angetragen habe, die Schuldige, welche eine Rabbinerstochter ſei, mit der man glimpflich verfahren müſſe, in eine Geldbuße von 1 Thlr. zu nehmen, welches aber den Parnaſſim, in Betracht die Schuldige eine elternloſe, geſchwiſterloſe und ledige Waiſe ſei, immer noch zu hart gedünkt habe, ſo daß ſie ſeinen Antrag zurückzuweiſen ſich veranlaßt ſahen, während ſie jetzt, in pflichtſchuldigem Gehorſam vor der p. p. Behörde, die Beſtrafung der Schuldigen ſeinem Gutachten überließen: könne er, kraft jüdiſchen Geſetzes und eigener Amtswürde, ſein einmal geſprochenes Wort nicht ändern, weshalb er in aller Ergebenheit eine p. p. Behörde erſuche, es bei dieſem Spruche, den er nicht ändern könne und dürfe, der alſo ihm Genugthuung gewähre, ſo daß er weiter predigen werde, mit dem auch Vorſtand und Gemeinde zufrieden ſei, bewenden zu laſſen.“

Somit war die Sache beigelegt und alles blieb beim alten, dermaßen, daß ſelbſt der Reaction nichts mehr im Wege ſtand.

Mehr denn zwanzig Gemeindemitglieder baten die Rabbinerstochter um die Erlaubniß, die Geldbuße für ſie entrichten zu dürfen und wollten ihr gleich den kleinen Betrag in Händen geben. Sie verſchmähte alles.

„In eben der Synagoge,“ ſagte ſie, „die mein Vater, Friede ſeiner Aſche! erbauen ließ, habe ich mich unwillkürlich verſündigt. Es freut mich, daß es noch brave Männer giebt, für die ſein Andenken Werth hat. Mir aber, ſeiner letztlebenden Waiſe, muß es vor allen anderen theuer ſein. Wie alſo darf ich, nachdem ich mich in der Synagoge meines Vaters verſündigt habe, einen Thaler ſchonen, oder gar Gewinn daraus ziehen wollen.“ — Und ſie entrichtete den Thaler aus ihren eigenen ſpärlichen Mitteln.

Das gab neues Stadtgeſpräch und in den Caffe- und Theecirkeln ſagte man: Sie hat recht, die Rabbinerstochter. Das Andenken ihres Vaters iſt ihr einen Thaler werth. Der Rabbi hat ſeine Frau von 2 Gg. Strafe freigebettelt, weil ſie ſelbſt ihm keine 2 Gg. werth iſt. Und auf der Gemeindeſtube will man ſie nicht haben, ſelbſt wenn ſie 2 Gg. zulegt.

Das alles mußte ſich die Rabbizin jetzt gefallen laſſen, während der Rabbi noch ſchlimmer daran war, weil er wieder predigen ſollte.

14.

Ich komme jetzt zum Schluſſe, denn ich habe nur noch ein komiſches Nachſpiel zu ſo viel ernſthaften Skandalen hinzuzufügen.

Am Schabbes godel dieſes Jahres 1858 betrat der Rabbi zum erſten Male wieder die Kanzel.

Schabbes godel, großer Sabbath, heißt der Sonnabend vor Paſſah, ähnlich etwa dem chriſtlichen Palmarum.

Die Synagoge war ungewöhnlich voll. Man wußte, wie ſauer es dem Rabbi ward zu predigen und wie ängſtlich und ungeſchickt er ſich dabei benahm. Doch hatte man dieſen Spaß längere Zeit entbehrt und konnte ihn zur Abwechſelung ſich einmal wieder gefallen laſſen. Todtenſtille herrſchte, ſowohl unten in der Männerſynagoge, wie beſonders im Frauengitter oben.

Der Rabbi zog ein ſchmutziges, blaues baumwollenes Schnupftuch aus der Taſche und fing an entſetzlich ſich zu ſchnäuzen.

Auf der Kanzel muß man ſich eines feinen weißleinenen Schnupftuches bedienen, wie es etwa zu dem Ornate eines katholiſchen Prieſters gehört, um ſich den Schweiß der Andacht und den frommen Schaum des Eifers beim Meſſeleſen abzutrocknen.

Dieſer Rabbi aber ſchnäuzte ſich laut und heftig in ſein ſchmutziges baumwollenes Taſchentuch, das Angeſicht der Gemeinde zugewendet, welche feſtlichen Ernſt und tiefe Stille bewahrte.

Das Schnäuzen nahm kein Ende, bis er endlich begann:

„Andächtige Zuhörer! Ich habe den Schnupfen! Meine Predigt liegt ausgearbeitet zu Hauſe in meinem Pulte. Halten kann ich ſie nicht, denn: Ich habe den Schnupfen. Amen.“

Und von neuem fing er an, ſich heftig und anhaltend zu ſchnäuzen und verließ hierauf die Kanzel.

Kein Beamter, weder ein jüdiſcher noch chriſtlicher, weder ein geiſtlicher noch weltlicher, kann ſich unter ſolch einem Vorwande ſeiner Berufsthätigkeit entziehen. Dieſer Rabbi aber wird den Schnupfen während des rauhen Frühjahrs behalten und im Hochſommer wird ein Stockſchnupfen daraus geworden ſein. — „Nun ſagen Sie, mein lieber Doctor, mit welchem Gewiſſen ißt ein ſolcher Geiſtlicher das Brod ſeiner Gemeinde?“

Hier ſchwieg der Erzähler und ich dankte ihm herzlich für ſeine Mittheilung, indem ich aber bemerkte, daß das kein Novellenthema ſei.

„Was ſonſt?“ fragte er.

„Weibliche Charaktere, wie die wilde Rabbizin, ſind keiner poetiſchen Behandlung fähig, ſondern taugen nur zu komiſchen Gegenſätzen oder Ausſtaffirungen. Ihre Erzählung hat nur thatſächlichen Werth und wollte ich mir phantaſtiſche Ausſchmückungen erlauben, ſo würde ich mich in der Oeffentlichkeit ärger verſündigen, als die Rabbizin innerhalb ihrer vier Pfähle. In ſo fern aber Ihre Erzählung die Erfahrung und das Erlebniß eines weltkundigen Reiſenden iſt, taugt ſie etwa zu einem wilden Correſpondenzbericht (in ſo fern ich alle locale und perſonelle Bezeichnungen vermeiden muß) zu einer Sittenſchilderung; zu einem Genrebild aus der Zeit; zu einer Satyre aus der Gegenwart.“

„Machen Sie daraus, was Sie wollen,“ erwiderte der Reiſende. „Arbeiten Sie es nur aus.“

„Warum wünſchen Sie dieſes veröffentlicht zu ſehen. Welche Urſache haben Sie dazu?“

„Urſachen nicht. Aber es würde mir wohlthun, dieſes veröffentlicht zu ſehen. Man kann ſeine Religion vergeſſen, man kann ſie verleugnen, ſie abſchwören, aber man behält das Gewiſſen davon. Welch eine Religion ich habe, weiß ich ſelbſt nicht mehr und kümmere mich auch nicht darum, es ſei dann, daß ich wirklich einmal eine kirchliche Handlung vornehmen, oder einen Eid leiſten müßte. Aber die gottesdienſtlichen Jugendeindrücke ſind zu mächtig, den naiven Reiz, den friſchen Schmelz unſerer kindlichen Erinnerungen erzeugt kein ſpäteres Alter wieder. Ich bin kein Stockjude, ich bin überhaupt kein Jude mehr, ich halte mich an gar nichts. Allein der Talmud ſagt, der Sohn einer Jüdin bleibt ewig ein Jude, was er auch vornimmt, denn der Wille Gottes hat ihn zum Juden geſchaffen; der Jude darf daher auch keine Proſelyten machen, wenn er nicht ein großer Schriftgelehrter iſt, denn, wen Gott zum Orel (Ungläubigen) gemacht hat, der ſoll kein Barjesrol (Judenſohn) ſein. Alſo habe ich ein Stückchen von einem jüdiſchen Herzen behalten, und dieſem möchte ich eine Genüge thun. — Machen Sie alſo daraus, was Sie wollen, nur vernachläſſigen Sie die Moral dieſer Geſchichte nicht.“

„Die Moral dieſer Geſchichte?“ fragte ich betroffen.

— „Das fragen Sie?“

— „Ich ſehe keine Moral darin!“

15.

— „Die Moral dieſer Geſchichte iſt, daß wir uns nur einbilden, in Zeiten des Fortſchrittes, der Aufklärung und der Emancipation zu leben. In Wahrheit leben wir in Zeiten des Umſturzes, der Auflöſung und Zerſetzung. Selbſt das Judenthum, dieſe moſaiſche Pyramide, welche vier Jahrtauſenden getrotzt hat, fängt an zu bröckeln, zu wanken und zu zerfallen, denn der Krebsſchaden unſerer Zeit heißt Gewiſſenloſigkeit, Gewiſſenloſigkeit von oben bis unten durch alle Schichten der Geſellſchaft. Gewiſſenloſigkeit der Regierungen, der Beamten, des Handelsſtandes, der Prieſter und der Liberalen.“

„Alle Gegenwärtigen ſind, wie ich hoffe, ausgenommen! erlaube ich mir einzuwenden.“

„Ich habe nicht geſagt, daß es nicht auch gewiſſenhafte Männer gäbe und zählte ich Sie nicht dazu, ſo würde ich mich nicht an Sie gewendet haben. Allein Sie ſind Poet und Großſtädter und wiſſen nicht, wie es in Klein-

ſtädten zugeht. Der gewiſſenhafte Literat hält ſich in **Centralſtädten** auf, wo er von einigen verſtanden wird. In **Kleinſtädten** hingegen zeigt ſich heutigen Tages die Gewiſſenloſigkeit in ſchamloſer Nacktheit.“

— „Auch ich habe mich längere Zeit in Kleinſtädten aufgehalten und halte die Moral der Gegenwart dennoch für eine andere.“

— „Ich habe Ihnen meine Moral genannt, nennen Sie mir die Ihrige.“

„Die Gewiſſenloſigkeit iſt ſo alt wie die Welt. Waren **Adam** und Eva gewiſſenhaft? war es Kain? war es **Uranus**, Saturn, Jupiter und andere Gottheiten? Schlimmer **als Ihre** wilde **Rabbizin** war die qualificirte Giftmiſcherin **Lucrezia** Borgia, Tochter und Maitreſſe des Pabſtes zu **Rom**, welches eine Central- und keine Kleinſtadt iſt. Damals aber unterdrückte Pabſt Alexander der **Fünfte** die **neuerfundene** deutſche Preſſe. — Die freie deutſche Preſſe **aber** iſt das Stundenglas und der Thermometer der Vorſittlichkeit. Andere Preſſen haben andere Aufgaben, die **deutſche** Preſſe aber, eben weil wir ein zerſtückeltes, zuſammenhangloſes **Volk** ſind und unſere Preſſe keine Nationalität zu vertreten findet, vertritt ſie die wiſſenſchaftlichen, **die** ſittlichen Intereſſen. In Betracht der Tagespreſſe iſt **es daher** lächerlich, **von** einer guten oder ſchlechten zu reden. **Die** Tagespreſſe iſt **keine** Perſon, ſie kann alſo nicht die **Dulderin** und Märtyrin ſpielen. Höchſtens kann ſie als

Vertreterin und Maßſtab der vorhandenen Volksſittlichkeit eine moraliſche Perſon ſein wollen und alsdann iſt ihre Aufgabe, zu beſtehen. Sie dient daher jeglicher Partei, gleichviel welcher! Sie ſelbſt kann ſich nicht verſündigen, ſondern nur ihre Partei, der ſie gelegentlich dient. Sie iſt die Oeffentlichkeit ſelbſt, ſie ſchaut wie der Adler dreiſt in's Sonnenlicht, während Gewiſſenloſigkeit bei verſchloſſenen Fenſtern und Thüren innerhalb der vier Pfähle, oder in Kleinſtädten ihr Weſen treibt. Der Beweis alſo, beſter Herr! daß wir nicht in Zeiten der Gewiſſenloſigkeit, ſondern in Zeiten ſelbſtlichen Fortſchrittes leben, ſind Sie ſelbſt, denn Sie kommen zu mir, dem alten bekannten Literaten, um mich zu bewegen, eine kleinſtädtiſche neuiſraelitiſche Gewiſſenloſigkeit, die Ihr jüdiſches Herz verletzt, zur Oeffentlichkeit zu bringen.«

Corolaria.

II.

Schabbesſchmuh

der

Familie Abſatz.

Humoriſtiſch-politiſche Geſpräche aus den Jahren
1850—1851.

Von

Dr. Hermann Schiff.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Die nachfolgenden humoriſtiſch-politiſchen **Geſpräche**, herausgenommen aus einer größeren Reihenfolge, erſchienen zuerſt 1850—51 in den Nummern des in Altona bei Guſtav Eſch erſchienenen Volksblattes **„Vetter Michel"**, Redacteur Dr. Hermann Schiff, und erregten durch den darin draſtiſch angebrachten Humor die allgemeine Aufmerkſamkeit des leſenden Publikums.

Dr. Hermann Schiff als Politiker, das war für ſeine Freunde, ſeine Bekannten etwas Neues und kaum wollte man ſeinen Augen trauen, als er, nach Erſcheinen der 2ten Nummer des „Vetter Michel", ſich als wahrer Verfaſſer der mit M. Cohen unterzeichneten Artikel kund gab.

Dr. Hermann Schiff hat mit Recht die damaligen Aufſehen erregenden Ereigniſſe humoriſtiſch wieder zu geben gewußt. Nach ſo langem blinkendem Waffentanze war man mit Politik überſättigt und die trockenen Krumen der politiſchen Neuigkeiten, welche in dieſer Zeit faſt ungenießbar waren, da ſie täglich mehr und mehr das Vorwärtsgreifen der Reaction ſchilderten, wurden erſt durch Schiff's Bereitung, ſo wie er ſie den Leſern gab, begehrenswerthe Delikateſſe. Wenn auch Manches in Folgendem Enthaltene heute nicht zeitgemäß iſt, der Humor iſt ſtets genehm und ſo dürſte der größere Theil des Gebotenen noch heute ſeine Freunde finden und der Verfaſſer noch Bewunderer, die an ihm eine neue Eigenſchaft entdecken.

Die Verlagsbuchhandlung von

Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

1.

Abſatz! — Welch ein geſegnetes Wort! — In unſerer merkantiliſchen Zeit, wo Jeder alles was er iſt, was er hat — und mitunter auch, was er nur ſcheint, und gerade nicht eben hat — zu Markte bringt, iſt Abſatz das Morgen- und Abend-Welt-Gebet. — Nicht nur das redliche Tagewerk des Arbeiters gilt dem Abſatz ſeines Brodherrn, auch die geiſtigen Beſtrebungen erzielen den Abſatz der Buchhändler oder Redacteure, und der Abſatz von Comödien- oder Concertbilletten macht den Schauſpieler oder Virtuoſen groß. Abſatz verlangen töchterreiche Familien an ſolide Schwiegerſöhne. Abſatz ihrer Söhne verlangt die verarmte Nobleſſe an's Militair, an die Bureau's oder an die diplomatiſchen Behörden. Auf Abſatz rechnen ſelbſt die Regierungen, wenn ſie Anleihen creiren, und Rothſchild und Conſorten ſind eigentlich weiter nichts als Abſatzheroen.

Aber Abſatz zu heißen und keinen Abſatz zu haben.

iſt ein Unglück, welches nur ein armer Jude haben kann, zumal in einer Zeit, wie die eben beſchriebene heutige. Und Schimmen Abſatz, mit ſeiner einzigen Tochter Vögelche, lebt von einem antiquariſchen Bücherkram, colportirt Zeitungen und Flugſchriften, und verkauft dergleichen nutrimentum spiritus (wie Friedrich der Große ſagte) von der Karre. Aber ſeit dem ganzen Sommer ſchon gingen die Geſchäfte ſchlecht. Womit er am meiſten verdienen konnte, durfte er nicht verkaufen, und es ſind keine Ausſichten vorhanden, daß es anders werde.

Heute iſt Sonnabend. Die Lampe brennt. Das Mahl iſt abgetragen, der Tiſch weggeräumt, und Schimmen und Vögelche ſitzen da in ſüßer Schabbesruh verſenkt — aber ſie ſeufzen.

Schimmen. Waih geſchrieen! Früher hat man gewollt leſen Geſchichten, die nur erſonnen waren, und man hat verkauft Romane. Dann iſt gekommen das junge Deutſchland und hat raiſonnirt, daß nichts geſchieht, und man hat verkauft Geſinnungen. Dann iſt gekommen das Jahr 1848 mit ſeinen Ereigniſſen, und man hat verkauft Ereigniſſe. Seitdem will man nichts Erſonnenes, nichts Raiſonnirtes mehr leſen, man will Ereigniſſe leſen, und waihgeſchrieen! es ereignet ſich ebbes gar nichts mehr.

Vögelche. Lieber Vater, wir wollen hoffen, denn Jean Paul ſagt, die Hoffnung iſt die Geleiterin des Menſchen von der Wiege bis zum Sarge.

Schimmen. Was thue ich mit Jean Paul? Viermal habe ich ihn im Laden ſtehen, brauchſt du mir zu ſagen, was ich viermal in meinem Laden habe. Iſt dein Vater gut genug anzuhören, was kein Menſch mehr leſen will? — Ich habe Furcht, es wird nicht anders vor dem Mai 1852.

Vögelche. Und ich habe Furcht, nach dem Mai 1852 wird es auch nicht anders. — Ja! Louis Napoleon wird ſich zum Kaiſer machen!

Schimmen. Schade! Es hätte aus ihm Alles werden können. — Louis Napoleon Bonaparte! — Bagatelle! — Welche Namen! — Wollen die Franzoſen einen *König* haben, ſo heißt er *Louis*, und kann werden ein *Louis* XIX. — Wollen die Franzoſen einen *Kaiſer* haben, ſo heißt er *Napoleon* und kann werden ein *Napoleon* II., und wollen die Franzoſen ſein eine Republik, ſo heißt er *Bonaparte* und hätte ſchon vor zwei Jahren in Italien ein *Gott* werden können, wie ſein Onkel. — Das hat er verſäumt, und nun kann weiter nichts aus ihm werden, als ein Menſch der Ruhe und der Ordnung.

Vögelche. Was thuſt du mit Namen. — In Wien haben wir auch einen Kaiſer Joſeph und in Berlin einen König Friedrich.

Schimmen. Gott ſei es geklagt, die Welt kömmt mir vor wie eine Schauſpielergeſellſchaft, in welcher ein unverſtändiger Director die Rollen ſchlecht vertheilt hat.

Der Papſt in Rom iſt aufgetreten mit einer freiſinnigen Rolle und der Präſident der Republik geht ab als Reactionair.

Vögelche. Vielleicht hat ſich der Abſchreiber bei den Rollen geirrt und die Namen Pius IX. und Louis Napoleon verſchrieben. Was wird der Szoff (Schickſal) davon ſein?

Schimmen. Louis Napoleon ſein Szoff will ich dir ſagen. Er geht in viere auf.

Vögelche. Wie heißt?

Schimmen. Hör' zu. Er iſt geboren 1808, im zweiten Jahrvier von unſerem Jahrhundert. Als er alt war ſechs mal vier Jahre ſtarb der Herzog von Reichſtatt und er erbte deſſen Anſprüche. Als er alt war ſieben mal vier Jahre, machte er in Straßburg die Bewegung als Napoleon II., welche gerade vier Stunden dauerte. Vier Jahre ſpäter machte er in Boulogne die zweite Bewegung, welche dauerte vier Tage, hierauf kam er zweimal vier Jahre nach der Feſtung, hielt ſich vier Jahre im Auslande auf, und wurde alſo, nachdem er zehn mal vier Jahre alt war, zum Präſidenten erwählt.

Vögelche. Was wird nun nach den vier Jahren aus ihm werden?

Schimmen. Maße Beheime! (Rindvieh.) Die vier Jahre, wo er Präſident iſt, das iſt die Viere, worin er aufgeht.

Vögelche. Welch ein Szoff wird nun der Papſt einnehmen?

Schimmen. Wie heißt? Ein Papſt zu ſein iſt ein großes Kunſtſtück, nicht jeder Menſch taugt dazu. — Ein Papſt muß Alles können, nur irren darf er ſich nicht, denn er iſt klommer infallibel. — Aber ich fange an neumodiſch und werde wieder altmodiſch. Heute bin ich links und morgen rechts — heißt das ein Papſt ſein? — Da lobe ich mir unſern neuen Rabbiner, Dr. Amſchel Stern. — Der Mann fängt an altmodiſch und iſt unverheirathet. Vielleicht, wenn er heirathet, macht ihn ſeine Frau, wenn ſie reich iſt, neumodiſch. — Dann kann man nicht ſagen, er hat ſich geirrt, ſondern man ſagt: Er iſt mit der Zeit fortgeſchritten.

Vögelche. Lieber Vater, irren iſt menſchlich.

Schimmen. Nicht immer, es giebt auch Leute die ſich niemals irren.

Vögelche. Wie heißt? Wie ſo? Wer ſind die?

Schimmen. Ich will dir gleich zwei Männer nennen, die ſich niemals irren. — Der Eine iſt der Czar von Rußland, Der Mann weiß, was er will und ſteht an ſeinem Platze. Der Andere iſt Gabriel Rieſſer in Hamburg, der auch weiß, was er will, aber er ſteht nicht an ſeinem Platze, denn er iſt nebbich ein Jud in Hamburg und könnte Papſt ſein in Rom.

Vögelche. Wie heißt, Gabriel Rieſſer Papſt in Rom?

Schimmen. Er irrt ſich niemals. Er macht ſich niemals lächerlich. Er giebt kein Geſpräch, er macht ſich keine Feinde, wie alle andern Gothaer. — Er hat ſich geſetzt in's mittelſte Centrum, und da iſt er geblieben ſitzen bis heute. — Als du ſitzeſt im mittelſten Centrum mag der Wind ſein Nord-Nord-Oſt oder Süd-Süd-Weſt, Wind iſt Wind. — Von einer Seite muß der Wind doch herkommen? — Ob nun der Wind kömmt da oder dort her, iſt Chat-Schmuh, wenn man ſitzt im mittelſten Centrum.

Vögelche. Vaterleb! Gabriel Rieſſer iſt doch ein Jude, wie kannſt du ſagen, er ſoll Papſt in Rom ſein?

Schimmen. Was thuſt du damit, aus einem Jüd kann man Alles machen.

Vögelche. Vaterleb! du thuſt doch eine große Sünde, zu ſagen, ein koſcherer Jüd ſoll Papſt werden!

Schimmen. Was thuſt du damit! — Der Mann iſt ſo gebildet und aufgeklärt, daß du chotſche (allenfalls) einen römiſchen Papſt aus ihm machen kannſt, und er bleibt dabei ein eben ſo guter Jüd wie ich und wir Alle.

Mortje Schreier (gleichfalls Antiquar und Colporteur, tritt ein). Gut Schabbes, Rebbe Schimmen! — Guten Abend Fräulein Abſatz!

Schimmen. Gut Schabbes, gute Woch', Rebbe Mortje!

Vögelche. Guten Abend Herr Schreier! womit können wir dienen?

Mortje. Mit gar nichts! Nur mit Ihrer Gegenwart.

Schimmen. Ihr habt Recht, Rebbe Mortje. Garnichts und unſere Gegenwart iſt Chat-Schmuh, ein Thun.

Mortje. Ich meine die angenehme Gegenwart von Ihnen, Herr Abſatz und Ihrer Tochter, der Fräulein Vögelche.

Schimmen. Wie heißt? Das Angenehme von unſerer Gegenwart? Wo iſt das Angenehme davon? Ich ſehe es nicht, ich weiß es nicht, ich kenne es nicht. Ich gebe für die ganze Gegenwart, wie ſie da iſt, noch keine vier Schillinge, und dieſe Gegenwart gehört an tauſend Millionen Menſchen; nun rechnen ſie aus, wie viel von den vier Schillingen auf mein und Vögelche's Theil kommen.

Vögelche. Lieber Vater! Es giebt keine Gegenwart, denn Fanny Tarnow hat geſagt, das Heute iſt morgen ſchon geſtern.

Mortje. Verzeihen Sie, Fräulein, es giebt eine Gegenwart, aber ſie iſt verboten, und wird confiſcirt, und das iſt unſer Unglück, denn wir handeln mit der Gegenwart. Die Gegenwart ſteckt hinter den Zeitungen, aber leider Gottes nicht in den Zeitungen: — Warum nicht? — weil ſie ſonſt verboten wird. — Was wollen Sie ſagen, Fräulein Vögelche, mit der Gegenwart iſt's doch ſchon aufgeräumt! Die deutſche Flotte iſt doch auch ſchon todt, und die Grundrechte ſind aufgehoben. — Was iſt nun noch zu verbieten? Die Fröbelſchen Kindergärten! warum? man ſoll nicht denken an den zum Zuchthaus begnadigten Fröbel. Verboten wird eſchver (vielleicht) künftiges Jahr der Sommer werden, weil der Doctor Andreas Sommer Barrikadenlieder geſchrieben hat. Ein Glück für den ruſſiſchen Miniſter und geheimen Staatsrath von Struve, daß er todt iſt, ſonſt würde er eſchver confiscirt werden, weil er einen bekannten demokratiſchen Namen führt. In Kaſſel haben ſie die Blum-Eiche bei Seite geſchafft, und künftiges Frühjahr werden eſchver auch die Blumen verboten werden, damit man nicht ſoll denken an Robert Blum.

Schimmen. Rebbe Mortje, Ihr ſeid doch ſo ein großer Chochum! Laſſen ſich nicht ebbes Geſchäfte machen mit der Rieſenverſchwörung in Paris?

Mortje. Das heißt ein Geſchäft von der großen europäiſchen Verſchwörung, ſind in Paris, einer Hauptſtadt von 900,000 Seelen, 270 Menſchen auf einem Caffeehaus arretirt und die Meiſten gleich wieder frei gelaſſen, und dieſe große europäiſche Verſchwörung, welche ihr Centralcomité hat in London, iſt entdeckt worden in Berlin von der Polizei und arretirt in Paris lauter Schneidergeſellen.

Vögelche. Die Schneidergeſellen ſind in Emmes gefährlich.

Mortje. Ja, wenn ſie einen großen Schnitt machen wollen, nehmen ſie erſt gut Maaß.

Vögelche. Was thun ſie damit! Schneidergeſellen ſind in alle Verſchwörungen verwickelt.

Mortje. Sie bedecken die demokratiſchen Blößen mit dem Mantel der Verſchwiegenheit und dem Paletot des Geheimniſſes, und bei der Zerriſſenheit der Reaction denken ſie bald Arbeit zu finden.

Vögelche. Es ſind blutdurſtige Demokraten.

Mortje. Sehr blutdurſtige! Wenn ſie ſich nebbich mit der Nähnadel in den Finger ſtechen, ſaugen ſie vor lauter Blutdurſt ihr eigen Blut auf.

Vögelche. Aber die Schneidergeſellen haben communiſtiſche Ideen.

Mortje. Ja, wenn ſie alte Kleider ausbeſſern, ſtecken ſie gewiſſenlos ihre Hände in fremde Taſchen.

Vögelche. Aber die Schneidergeſellen haben republikaniſche Grundſätze.

Mortje. Ihr Grundſatz iſt, wenn ein alter Rock nicht mehr halten will und man flickt und flickt ihn immer wieder, ſo hat man zuletzt lauter Flicken auf dem Leib und keinen Rock. Ich ſehe in dieſer Aeußerung nichts Republikaniſches.

Vögelche. Warum arretirt man denn ſo viele Schneidergeſellen?

Mortje. Das will ich Ihnen ſagen. Wenn Alles iſt fertig octroyirt und Alles weg verboten iſt, wozu braucht man dann noch Polizei und Militair? — Damit nun Polizei und Militair was zu thun haben, muß man haben eine Verſchwörung, und arretirt ſo lange und ſucht ſo lange Haus, bis eine Verſchwörung beiſammen iſt. — Warum arretirt man aber nicht Schlachter, Zimmerleute, Maurergeſellen und Dachdecker, die doch gefährlicher ſind als Schneidergeſellen? — Aber dieſe Profeſſionen können im Gefängniß nicht arbeiten und ihre Koſt verdienen. Was braucht aber ein Schneider zur Arbeit? Nadel, Scheere und Fingerhut, die ſind im Gefängniß auch zu haben, und die Polizei ſteht ſich immer am beſten, wenn ſie Schneidergeſellen feſtſetzt, als wenn ſie eine Verſchwörung von andern Profeſſionen entdeckt, die im Gefängniß eſſen und trinken und müſſig ſitzen.

Schimmen. Was meint Ihr, Rebbe Mortje, ſollte ſich in Hannover nicht Ebbes mit dem Anſchluß an den preußiſchen Zollverband machen laſſen?

Mortje. Was thut Ihr damit! In Hannover läßt ſich nichts dagegen machen, und damit machen läßt ſich erſt recht nichts.

Schimmen. Womit läßt ſich denn was machen?

Mortje. Das will ich Euch ſagen. Da kommt jetzt in Hamburg bei Richter ein Blatt heraus „Reform“ — ein ſchlichtes, ſolides Volksblatt, um die Welt klug zu machen. — Kleinigkeit! Um die jetzige Welt klug zu machen, muß man haben großen Chain — aber die „Reform“ hat Chain. Ich habe darauf bekommen von heute Morgen bis Anfang Schabbes ſo viel Abonnenten wie Tage im Jahr, gerade dreihundertfünfundſechzig.

Schimmen, (aufſpringend). Vögelche, wie der Schabbes aus iſt, gehſt du hin und zu Richter und holſt mir 20 Buch „Reform.“

Mortje. Von der „Reform“ kann ich boruch Scham (gelobt ſei Gott) mir machen heit' einen guten Schabbes.

Schimmen. Und mit Gottes Hülfe werde ich mir machen können mit der Reform eine gute Woche.

2.

Mortje. Soll mir Gott helfen als wir machen beſſere Geſchäfte mit unſerer „Reform" als die Oeſterreicher mit ihrer Anleihe. Fünf Procent haben ſie ſchon nachgelaſſen, aber an der Börſe heißt es: zwiſchen mir und Oeſterreich ſoll kein Blatt Papier ſein. — Was iſt dermehr mit öſterreich'ſchem Papier! Wie lange iſt es her, daß ſie haben zerſchnitten die Guldenſcheine in vier und acht Stücke, weil ſie nicht einmal gehabt haben Kupfer.

Schimmen. Was thut Ihr damit, Rebbe Mortje. Oeſterreich iſt betucht. Es hat Italien und Ungarn wieder, und ſeine Soldaten ſtehen an der Nord- und Oſtſee und am Adriatiſchen und Mittelmeere.

Mortje. Oeſterreich iſt betucht, aber Papier iſt nicht betucht, das haben wir geſehen 1848. Die Leute haben geglaubt, als ſie haben Papier, haben ſie auch ſchweres baares Geld. Aber die Zeiten ſind ſtürmiſch geworden und der Wind hat weggeweht die Papierche und die Menſchen ſind geworden meſchugge vor Schreck und Sorge. Ich weiß von einem ſchwer reichen Mann, daß er ſich hat eingebildet, Papiere ſind gar nichts mehr und hat auf offener Straße abgenommen ſeinen Hut und iſt gegangen betteln bei den Vorübergehenden und hat ſich gefreut, als man ihm hat geſchenkt einen Pfenning Kupfergeld.

Schimmen. Was thut Ihr damit, Rebbe Mortje. Ich wäre doch lieber Fonds- und Wechſelmäkler als Antiquar und Zeitungscolporteur.

Mortje. Oßer (wahrlich nicht)! Die heutige Zeit bin ich lieber Colporteur. Warum? Mein Papier iſt Papier und will nichts beſſeres ſein. Aber die großen Herren thun Alles, was die Leute verdrießt. Papiere, wonach man verlangt, werden verboten und weggenommen und Papiere, die kein Menſch will, werden geſtempelt und ausgegeben. — Wenn Oeſterreich gebraucht fünf und achtzig Millionen, will ich ſie ſchaffen, als ich verkaufen darf alle Bücher, die Oeſterreich verboten und confiſcirt hat ſeit funfzig Jahren. Ich wollte machen das Geſchäft unter der Hand, ohne daß Oeſterreich ſich braucht zu geben die Dementie, daß es ſagt: Ich habe Geld nöthig, ſtatt daß jetzt die Fondsmäkler an allen Börſen ausſchreien, wer will an Oeſterreich Geld borgen und Hamburg und London und Paris und die ganze Welt zur Antwort giebt: Ich nicht! — Was ſagt Ihr dazu, Rebbe Schimmen, daß Metternich wieder nach Wien reiſt, und der Bundestag wieder die Preſſe beſchränkt und die Fürther Prediger wieder altmodiſch werden.

Schimmen. Au wai! Mir wird übel!

Mortje. Wie heißt übel?

Schimmen. Es giebt Leute, welche nicht vertragen können das Rückwärtsſitzen beim Fahren. Ich kann nicht vertragen das Rückwärtsgehen in der Politik. Bei ſolcher Schmuhe wird mir übel, denn ich muß wieder von mir geben die alten Zeitungen, wo Metternich doch iſt abgereiſt und der Bundestag hat abgedankt und die Further freie Gemeinde gepredigt haben, denn das Alles habe ich geleſen bechinnem (umſonſt).

Mortje. Und in Paris iſt Alles ruhig geblieben, wo ſie gelegt haben den Grundſtein zur Halle. Napoleon hat ſich nicht zum Kaiſer ausrufen laſſen und Punkt zwei Uhr war Alles vorbei.

Vögelche. Ich bitte Sie, Herr Schreier, ſprechen Sie nicht mehr von Politik. Ich habe geſchworen bei dem heiligen Schabbes, ich will von Politik nichts mehr hören.

Mortje. Mamſell Vögelche! Soll ich Ihnen was ſagen? Schicken Sie zum Doctor Amſchel Stern in die Elbſtraße und laſſen Sie ſich entbinden von dem Schwur. Wie der Papſt hat entbunden den König von Neapel von dem Schwur auf die Verfaſſung, muß der Oberrabbiner Sie entbinden von dem Schwur auf den Schabbes.

Vögelche. Lieber Vater, iſt es wahr, daß der liebe

Gott alle Schwüre, die man nicht hält, von einem Engel anſchreiben läßt, um ſie am großen Verſöhnungstage zu vergeben?

Mortje. Dann wird der liebe Gott dieſes Jahr an einem Verſöhnungstag gar nicht fertig. In Würtemberg allein hat das Miniſterium eine ganze Armee von ihrem Schwur auf die Verfaſſung entbunden. Haben Sie geleſen, Mamſell Vögelche, die ſchöne Rede, die der König von Preußen gehalten hat an die Hirſchberger? Gott, wie hat der König von Preußen geſprochen ſo väterlich — die Verführung, hat er geſagt, war groß — aber ſie wird wiederkommen noch größer, — verſtehen Sie mich wohl, Mamſell Vögelche. Geſetzt, Sie hätten ſich laſſen verführen Anno 1846 und Anno 1848 noch einmal; würde ihr Vaterleben weiter nichts ſagen als: Laß Dich nur Anno 1852 nicht wieder verführen, ſonſt biſt Du meiner Gnade für immer verluſtig. — Aber der König von Preußen hat es geſagt, Gott, was iſt er für ein gebenſchter Landesvater, und dann hat er eine Rede gehalten an den Treubund, die war eben ſo ſchön und er hat geſagt, er wird nicht katholiſch und nicht ſchottiſch und nicht anglikaniſch und will keine ſtrenge Sonntagsfeier.

Vögelche. Sollen die Chriſten denn ihren Sonntag nicht ſo ſtrenge halten müſſen, wie wir unſern heiligen Schabbes?

Schimmen. Was thuſt Du mit dem Sonntag der Chriſten?

Vögelche. Werden ſie denn putzen dürfen Sonntags ihre Lichter und werden ſie keine Sonntagsjuden annehmen, wie wir Schabbisgojin haben?

Schimmen. Was fragſt Du? Was geht es Dich an.

Vögelche. Ich intereſſire mich für die jüdiſchen Demokraten, die nebbich nichts weiter gelernt haben, als freie Zeitungen ſchreiben. Was ſollen die jetzt anfangen. Ich hätte Ihnen gerne gewünſcht eine neue Panoſſe (Nahrungszweig), daß ſie Sonntags gehen können Lichter putzen bei den Chriſten.

Schimmen. Wenn der König von Preußen geſagt hat, die Verführung wird wiederkommen, ſo graut mir doch vor 1852.

Mortje. Was thun Sie damit. Es wird ſo ruhig bleiben wie heut'.

Schimmen. Aber die Kartoffelkrankheit, die Weinkrankheit und eſchver ein ſtrenger Winter.

Mortje. Das thut der liebe Gott! Aber was die Fürſten thun, iſt lauter Ruh' und Ordnung. Habe ich nicht geſagt, die große europäiſche Schneiderverſchwörung iſt Putzen? (Windbeutelei.) Man ſchickt ſeine Leute in der Welt herum, die die Flüchtlinge um ſich ſammeln und ſie anreizen zu unüberlegten Aeußerungen, Thaten und Schriften. Hat man nun ſo viel zuſammen, wie man zu einer Verſchwörung braucht, ſo fangt man an zu arretiren, auszuweiſen und zu ſchikaniren. Die franzöſiſche Regierung hat ſich wollen beliebt machen bei Rußland, Oeſterreich und Preußen, hat ſie die große Verſchwörung entdeckt und ſchikanirt und arretirt und erklärt in Belagerungszuſtand jetzt friſch darauf los, Alles für Ruhe und Ordnung. Und die Großmächte ſagen „Schön danke“ dazu, treten auf mit mehr Chutzze (Dreiſtigkeit) gegen die Kleinſtaaten und ſetzen durch, was ſie wollen. Ich aber ſage Putzen, lauter Putzen, nur ſage ich das Ihnen und Mamſell Vögelche. Anderen nicht. Warum? Die Zeitungsleſer wollen, weil öffentlich nichts geſchieht, es ſoll heimlich was geſchehen. Sie glauben alſo an Verſchwörungen, und man muß Jeden bei ſeinem Glauben laſſen. Die Großmächte aber brauchen Verſchwörungen und laſſen ſie ſich machen, denn ſie müſſen ſie haben, und man muß Jedem das Seinige laſſen. Zu Ihnen aber ſage ich Putzen! lauter Putzen. Aber mit Putzen macht man die beſten Geſchäfte.

3.

Mortje. Wollen wir machen einen Maſamatten (Geſchäft), Rebbe Schimmen? Ihr und ich?

Schimmen. Am Schabbes verabrede ich keinen Maſamatten.

Mortje. Den mögt Ihr verabreden, denn es iſt Schabbesſchmuhe. Wir wollen machen eine Anleihe.

Schimmen. Eine Anleihe, eſchver wie der Aeltermann Haaſe in Bremen?

Mortje. 108,000 Thaler von der Bremer Schule, 8000 Thaler von der Stephanikirche, 9000 von der norddeutſchen Miſſionsgeſellſchaft, 1150 von der Stephani Predigerwittwenkaſſe, und 26,865 in kleinen Poſten von Wittwen. Kein ſchlechter Maſamatten! Aber ich meine eine ehrliche Anleihe.

Schimmen. Eine ehrliche Anleihe? Worauf?

Mortje. Unſer Sorg! Wir nehmen das Geld und geben dafür Papier! feines Papier, ſchönes Papier; Papier, was zu Allem zu gebrauchen iſt, wird es zu was Anderm gebraucht, iſt es unſer Reiwach (Vortheil).

Schimmen. Wie wollen wir aber die Papiere abſetzen?

Mortje. Fort mit Schaden! Heut laſſen wir fünf Procent herunter und morgen zehn, die Menge muß es bringen.

Schimmen. Seid mauchel (verzeihen Sie), Rebbe Mortje, die Sache iſt mir nicht betuch (ſicher) genug. Die Zeiten und die Umſtände ſind nicht für Papiergeſchäfte. Wir haben Krieg und Revolution zu fürchten.

Mortje. Wie heißt Krieg? Sind wir Tſcherkeſſen? Können wir mit 5 bis 6000 Mann die Ruſſen ſchlagen? Wir haben unſere Millionen Soldaten um Parade und Manöver zu machen vor dem Kaiſer von Rußland. Die Tſcherkeſſen hingegen haben kein Militair, aber es iſt ein kräftiges, jugendliches Volk, welches nichts weiter gelernt hat, als Krieg zu führen, und wo Jedermann Soldat iſt. Wie heißt Revolution? Revolution wird gemacht in China, ein uraltes Land, was ſeit tauſenden von Jahren als ein Militair- und Polizeiſtaat ſich ſehr gut geſtanden hat, denn in ſolch einem Staate iſt gar kein Vergang. Jetzt nach tauſend und tauſend Jahren endlich fängt an das chineſiſche Militair untauglich und die Beamten unzuverläſſig zu werden. Aber wir haben ein herrliches Kriegsheer und einen Treubund von Beamten, mit dem man die

Häuſer einrennen kann. Zum Kriegführen iſt Europa zu abgelebt und alt, und für eine Revolution ſind wir noch zu jung und unentwickelt.

Schimmen. Aber wir haben doch eine große europäiſche Verſchwörung, und die hannoverſche Polizei hat doch erſt kürzlich eine große Meziehe (Fund, Entdeckung) gethan. Sie hat arretiren laſſen in Celle den königlichen Privatcourier Frieſe, welcher reiſt alle Monate in Familienangelegenheiten des Königs nach London und mitgenommen hatte Geld und Briefe an die Demokraten. Kleinigkeit. Die Fürſten ſind doch nicht mehr ſicher in ihrer nächſten Umgebung.

Mortje. Lauter Scheiker und Schlierum (Wind und Aufſchneiderei). Frieſe iſt geweſen ein gefälliger Menſch, der Briefe und Packete und was man ſonſt verlangte mitgenommen und beſorgt hat nach London für ein gutes Wort. Hannover nebbich iſt ein bischen langſam und ſchwerfällig. Das Jahr 1851 iſt ihm gekommen über den Hals geſchwinde, eh' es Zeit hatte ſich zu beſinnen und zu bekehren von 1849 und 50. Es hat immer noch gehabt ſeine Unterſtützungs-Comité für Flüchtlinge; es hat immer noch öffentlich aufgerufen und öffentlich geſammelt für die Flüchtlinge und Frieſe hat immer mitgenommen und zurückgebracht, an die Königin und von der Königin; an die Flüchtlinge und von den Flüchtlingen, was man ihm hat gegeben.

Schimmen. Die Hannoveraner haben keinen Zechel (Geiſt) zu Verſchwörungen und die hannoverſche Polizei keinen Chain (Geſchick), um Verſchwörungen zu entdecken.

Vögelche. Aber Stechan iſt doch auch ein Staatsverbrecher.

Mortje. Was thun Sie damit, Mamſell Vögelche! Ein Wort für 20! — Der Tiſchlermeiſter und Bürgervorſteher Stechan war auch Vorſteher des Comité zur Unterſtützung politiſcher Flüchtlinge. Die Flüchtlinge, denen er wohlgethan hat, haben an ihn geſchrieben: Wir ſind glücklich angekommen und wir bedanken uns, das war die ſtaatsgefährliche Correſpondenz. Sie haben geſchrieben: Es kann ſo nicht bleiben, die Zeiten müſſen anders werden! das war der Umſturz von allem Beſtehenden. Sie haben geſchrieben: Wir, wie alle unſere Leidensbrüder ſehnen uns unbeſchreiblich nach der Heimath zurück! das war die große europäiſche Verſchwörung, wozu die Demokraten in Maſſe alle wiederkommen wollen.

Schimmen. Wenn aber Stechan ein gutes Gewiſſen hat, warum hat er ſich auf die Flucht begeben?

Mortje. Der Mann hat ſchon 3 Monate geſeſſen, ohne daß man ihn vor Gericht geſtellt. Vor Jahren hat er einmal wegen ähnlicher Beſchuldigungen eben ſo lange geſeſſen, daß er geworden iſt meſchugge und Alles hat kurz und klein geſchlagen in ſeinem Gefängniß. — Dieſes Mal hat er verlangt zuerſt, gegen Caution frei gelaſſen zu werden. Bevor gekommen iſt das Erkenntniß, hat man wieder Briefe gefunden und hat ihn wieder feſtgeſetzt. Darauf, weil er alle Tage eine Viertelſtunde mit einem Polizeidiener durfte ſpazieren gehen, hat man wieder Briefe gefunden, und ihn nicht mehr ausgehen laſſen. Und ſo oft er vors Schwurgericht ſoll, werden wieder Briefe gefunden und die Unterſuchung geht von vorne an. Hat er gedacht, ehe ich mich laſſe zum zweiten Mal meſchugge machen, lieber laufe ich weg.

Schimmen. Sollte aber Frankreich und England ruhig zuſehen, wie das Geſammt-Oeſterreich in den deutſchen Bund eintritt?

Mortje. Wie heißt das Geſammt-Oeſterreich; auch das Geſammt-Preußen tritt in den deutſchen Bund, und ſoll noch das Stückchen Neuenburg in der Schweiz zu haben, damit es ſich in ſeiner Geſammtheit ein Bischen anſehnlicher ausnimmt. Frankreich hat doch auch deutſche Provinzen; kann es auch in den deutſchen Bund eintreten und das übrige Geſammt-Frankreich mitbringen. Und England hat doch die Inſel Helgoland. Kann es auf dieſe Inſel hin auch eintreten und Großbritannien und Irland und alle ſeine Colonien mitbringen. Alles beſſer als Krieg.

Schimmen. Aber ſie wechſeln doch ernſthafte Noten.

Mortje. Was thu ich mit Noten, Noten ſind Papier, und Krieg koſtet baar Geld. Werden die Regierungen baar Geld ausgeben und Krieg führen, da ſie im

Frieden können Papier ausgeben und dafür einnehmen baar Geld.

Schimmen. Man hat doch Furcht, daß die Truppenanhäufung der Oeſterreicher an der piemonteſiſchen Grenze etwas zu bedeuten haben könnte, weil ein Armeecorps von 25—30,000 Mann dagegen aufgeſtellt wird.

Mortje. Die Schmuh haben wir ſchon hundert Mal gehabt. Wenn Oeſterreich einen ernſten Feldzug vorhätte, würde es doch den General Wrangel nicht dazu einladen. Aber weil es nur eine Parade machen will, läßt es ihn kommen wegen ſeiner Verdienſte von 1848.

Schimmen. Was hört man von Koſſuth, iſt er ſchon eingeſchifft nach Amerika?

Mortje. Ich glaube ſogar er iſt ſchon in Malta angekommen, denn dieſe Nachricht kommt über Trieſt, und von daher werden ſie eher zu viel als zu wenig ſagen. Ein öſterreichiſcher Commiſſair reiſt mit ihm, damit er unterwegs nicht, vielleicht in London, einmal einkehrt und die Flüchtlinge dort aufhetzt. — Aus Trieſt wird auch geſchrieben, und der „Lloyd“ ſagt für ganz gewiß, daß die Frage wegen der Erbfolge bei Erlöſchung des Mannesſtammes vom däniſchen Königshauſe ſo gut wie entſchieden ſei, und daß die Linie Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg zur Herrſchaft in Dänemark und den Herzogthümern gelangen wird, aber das muß ſich erſt noch beſſer beſtätigen.

4.

Schimmen. Die Schabbesabende werden ebbes ſo lang. Man weiß nicht mehr damit zu bleiben. Erzählt mir was Neues, Rebbe Mortje, und ſolltet Ihr es aus der Luft greifen.

Mortje. Was, brauch ich aus der Luft was zu greifen, wenn aus der Luft was gefallen iſt? Aber das iſt eine traurige Geſchichte. Der Luftſchiffer Tardini ging auf in Kopenhagen mit einer Frau und einem Kinde. In der Nähe von Kangelund litt der Ballon große Gefahr! Wie er verunglückt iſt, wie es Tardini machte, die Frau und das Kind zu retten, das weiß bis jetzt noch Niemand. Doch weil die Frau und das Kind nicht mehr in der Gondel waren, war der Ballon wieder um ſo leichter, ging wieder in die Höhe, und Tardini wollte ſeinen Ballon nicht im Stiche laſſen. Der liebe Gott weiß ganz allein was ihm auf der weiteren Luftreiſe begegnete. — Bei Kalabotſtrand, unweit Falkekrön, fand man ſeine Leiche, unbekleidet. Bei Kratew im Mecklenburgiſchen, auf der

See kam der Ballon nieder und die Gondel war ſehr durchnäßt, denn der Ballon hatte ſie geſchleift in den See. Unter andern fand man in der Gondel einen Stiefel. Vermuthlich hatte Tardini ſich ſeiner Kleidung entledigen wollen, um ſich durch Schwimmen zu retten.

Vögelche. Nebbich, nebbich!

Schimmen. War es ſeine eigne Frau und Kind, die er bei ſich in der Gondel hatte?

Mortje. Das weiß man nicht.

Vögelche. Welch ein Unglück, auf einer Luftreiſe zu verunglücken!

Mortje. Die Reiſen zu Land und zu Waſſer gerathen beſſer. Fürſt Metternich, ſehr gefeiert von allen Fürſten, iſt glücklich in Wien angelangt, und der Bürgervorſteher Stechan hat ſich zu Fuß gemacht auf den Weg nach Bremen. Man hat ihn nicht weit von dort eingeholt mit einem Wagen nach Bremen, und in Bremen lag ſegelfertig ein Dampfſchiff, um ihn zu bringen nach Amerika. Ob er unterwegs fetirt worden iſt von den Demokraten, wie Metternich unterwegs von den Fürſten, darüber melden die Zeitungen nichts.

Vögelche. So iſt Stechan glücklich entkommen?

Mortje. Glücklich? Er iſt entkommen wie er ging und ſtand, und ſein Vermögen wird einſtweilen vom Staate zurückbehalten. Aber Metternich iſt glücklich in Wien angelangt und wird blende Pracht um ſich verbreiten, damit um die Hoffnung der Regierung aufrecht zu erhalten: er werde ſie entſchädigen für alle die Stürme und Verlüſte, die ſie ausgeſtanden hat. Von Stechan hofft man, er werde Möbel, Kiſten nnd Särge für die freien Nordamerikaner zimmern und eine ſchöne, reiche Nordamerikanerin heirathen, denn Stechan iſt ein hoffnungsvoller junger Menſch, und Metternich ein hoffnungsvoller alter Menſch. — Ob wohl die Regierungen eben ſo viel Glück haben werden mit ihm, als ſie Unglück haben mit ihren Demokraten?

Vögelche. Wie heißt? ſie haben Unglück mit den Demokraten?

Mortje. Die Polizei von ganz Europa arretirt und hausſucht immerfort nach einer Verſchwörung und gewinnt dabei nichts anders als Arreſtanten und Papiere. Nun iſt das die Verſchwörung, aber wo bleiben die Hochverräther? Nennen Sie das Glück oder Unglück?

Schimmen. In Emmes, wo bleibt die Katz, ich will ſagen die Hochverräther?

Mortje. Wie heißt, wo ſie bleiben? Werdet Ihr eſſen eine treifann Katz für ein koſcheres Schmorkätzchen. Als die Polizei ſieht, daß ſie arretirt hat lauter demokratiſche Katzen, aus welchen alles Setzen, Unterſuchen und Auslegen keine demokratiſchen Schmorſtückchen macht, deshalb läßt ſie die Katzen wieder frei.

Vögelche. Aber es ſind doch ſo viele Hochverräther in England und Amerika?

Mortje. Als die Katz iſt in London und in Amerika, mögen ſie ſie eſſen als Schmorkätzchen in contumaciam. So verurtheilten die Gerichte die Hochverräther, die ſie nicht haben, in contumaciam. Was ſoll ich Ihnen ſagen? da iſt ein Graf Reichenbach, der iſt verurtheilt zum Zuchthaus, er ſoll ſpulen zur Veredlung der Züchtlingsgefühle. Kleinigkeit! wie vornehm muß ſich ein Züchtling vorkommen, wenn er ſich ſagen kann: Ich habe geſpult wie ein Graf. Mein lieber Graf aber iſt gegangen nach London und die preußiſche Polizei macht ein trübſeliges Geſicht wie ein krankes Kind, dem, ſeit Kinkel, abgeht der zweite Spulwurm. Ich will Ihnen noch mehr ſagen! Welche Chuzze hat Franz Raveaux gehabt. Er wird in Celle verurtheilt zum Tode mit dem Beil, und geht nach Belgien und ſtirbt an einer Bruſtkrankheit. Wenn Franz Raveaux in den Himmel kommt und der liebe Gott fragt ihn: „Franz Raveaux, woran biſt Du geſtorben?“ und Franz Raveaux ſagt: „Lieber Gott! Ich bin geſtorben eines natürlichen Todes, nach den Geſetzen der Heilkunſt (lege artis), indem zwei Aerzte mir die Recepte dazu verſchrieben haben“, wird der liebe Gott ſagen: „Franz Reveaux, was thue ich mit Deinen natürlichen Tod, Du hätteſt ſterben ſollen den unnatürlichen Tod, den Deine Regierung Dir verſchrieben hat, nach dem Recepte der Völkerärzte, ich will ſagen, Deiner Richter. Denn warum? was thue ich mit der Natur? Ich bin der allmächtige Gott und kann mir Natur machen ſo viel ich will. Aber ich will haben Ruhe und Ordnung in meinem Himmel ſo gut wie die Könige auf Erden. Denn warum?

Ich bin der König der Könige." — Ein armes Schulmeiſterche nebbich, Namens Wander, iſt zurückgekommen von Amerika, im Bewußtſein ſeiner Unſchuld. Es hat es nicht aushalten können für ſtrafbar zu gelten und ein auswärtiger Aufwiegler und Preßverbrecher zu ſein, und hat ſich ausgeliefert der Polizei. Nur weil er gemacht hat eine ſo große Reiſe, hat er zwei Tage verlangt, um ſich zu erholen. — Wie heißt Erholung? Wo ſo ſtarke Nachfrage iſt nach Hochverräthern, wo die Eingefangenen nicht der Mühe werth ſind, und wo man einen Auswärtigen noch gar nicht hat? Das Schulmeiſterche haben ſie wie eine große Seltenheit ſogleich eingeſteckt; und in Berlin werden im November alle Polizeipräſidenten, Präfecten und Directoren von Paris, Warſchau, Wien, Stuttgart, München, Dresden und Hannover zuſammenkommen, um ſich zu berathen, wie dieſe große europäiſche Verſchwörung zu behandeln ſein wird. Mag die Verſchwörung da ſein oder nicht, für's Erſte hat man einen Vorwand zu Maßregeln. In Tilſit, Halle, Zeitz, Weißenfels u. ſ. w. werden die freien Gemeinden aufgehoben und ihre Bibliotheken und Schriften in Beſchlag genommen. Warum? Es könnte ſein, daß die freien Gemeinden mit politiſchen Vereinen in Verbindung ſtehen. In Hannover, wo die Bürgerwehr noch ſchwarz-roth-goldene Fahnen hat und zur Parade „Das deutſche Vaterland" ſpielte, mußte ſie ihr Hauptwachthaus dem Militair einräumen, und wird nicht mehr ſalutirt, wenn ſie vorüberzieht. — Die Niederſächſiſche Zeitung ſelbſt ſieht ein, daß ſie ſich mit ihrer Redaction nicht mehr auszeichnen kann. Es wird jetzt zu viel darin geleiſtet, und ſie kann mit dem Bundestag nicht länger concurriren. Sie hat ſich daher entſchloſſen, vom 1. October an nicht mehr zu erſcheinen und das iſt das beſte Geſchäft, was ſie noch gemacht hat, wobei ſie ſpart eine Menge Geld, welche das Erſcheinen, das Umſonſt- geliefert und Nicht-geleſen werden, ihr bisher gekoſtet hat.

Schimmen. In Emmes, Rebbe Mortje, Deutſchland gefällt mir nicht mehr, mit ſammt all ſeinem Kuddelmuddel, der mit hinein will in den deutſchen Bund.

Mortje. Wie heißt? Was hat Ihnen Deutſchland zuwider gethan?

Schimmen. Die Anarchie wird mir zu groß. Rebbich die Polizei und die Fürſten! Was haben ſie ſich ſchon für Mühe gegeben mit Belagerungszuſtand und Vereinstodtmachung; mit Reviſionsluſtbarkeiten und auf das Maul geſchlagenem Kammerſouverainitätskitzel. Was haben ſie nicht ſchon gemacht für ein Aufhebens von Grundrechten und Fröbelſchen Kindergärten, von neukatholiſcher Andacht und Freiengemeinſchafts-Gottesdienſt und immerfort wird anarchirt, was Zeug halten will. Sie haben ausgebraucht eine ganze Apotheke wie jener Pollack, der ſein Ungeziefer hat los ſein wollen, bis ihm der Apotheker geſagt hat, polniſche Kinnem ſind nicht todt zu machen.

Mortje. Wo wird denn anarchirt? Ich ſehe es nicht.

Schimmen. Ich bitte Euch, Rebbe Mortje! Seht doch, wie die Preſſe anarchirt. Alle Minute wird verboten ein Anzeiger und ein Roman und ein Tageblatt und ein Lexikon und wird verurtheilt auf 15 Monate Exemplare und Vernichtung des Zuchthauſes.

Mortje. Seid Mauchel, Rebbe Schimmen. Ihr habt ſagen wollen, auf 15 Monat Zuchthaus und Vernichtung der Exemplare.

Schimmen. Chatſchmuh, Zuchthaus und Exemplare! Wo ſolche exemplariſche Strafe ſtattfindet, muß doch Anarchie ſein.

Mortje. Aber wo, wo iſt ſie denn?

Schimmen. Das heißt eine Frage, wo ſie iſt. — Das ſteckt in der Luft! Man iſt ſeines Lebens vor ihr nicht ſicher. Ich ſitze da ruhig auf meinem beſten Jomtoff und leſe ein Blatt oder Buch und bin in meinen Gedanken dabei nebbich ſo unſchuldig wie ein Lamm. Mit einem Male habe ich eingeſogen das Gift der Anarchie und es verbrennt mir meine koſcheren Gedärme und ich fühle nicht einmal Schmerzen. — Da iſt England ein anderes Land, da macht die Preſſe keine Anarchie, da iſt blos freie Meinungsaustauſcherei; da drucken ſie das Verwogenſte und Tollſte und wo irgend eine Putz, ein Stuß oder eine Aufwiegelei ſich kund thut, fällt Alles darüber her.

Vögelche. Wer? Die Konſtabler?

Schimmen. Maße Becheime. Die andern Zeitungen und hauen die Putzenmacher und Rebeller auf die Schnut.

Vögelche. Giebt es denn in England auch Rebeller?

Schimmen. Maße Becheime, wo ſollen die Rebellen da herkommen. In England iſt doch keine Anarchie.

Vögelche. Woher giebt es denn keine Anarchie in England?

Schimmen. Weil es keine *heimliche* Wühler giebt. In England wühlt Jeder öffentlich und läßt ſich öffentlich ufwiegeln und es ſchadet ihm nichts. So ein Engländer iſt ein Chairoh, da geht er am hellen Tage in ſeine Volksverſammlung und läßt ſich ufwiegeln, daß er keinen trocknen Faden am ganzen Leibe behält. Nachher geht er zu Hauſe, zieht ſich ein reines Hemd an und trinkt ein Glas Portwein und dann iſt's vorbei. — Ein Deutſcher könnte nebbich den bittern Tod davon haben.

Vögelche. Kann denn ein Deutſcher nicht ſo viel vertragen wie ein Engländer?

Schimmen. Ein Deutſcher kann gar nichts vertragen. Wie er in eine Volksverſammlung geht, wird er gleich aufgelöſt.

Vögelche. Lieber Vater, woher kömmt es, daß Goethe noch nicht verboten iſt. Ich habe in Goethe einige Stellen geleſen, die mich aufgewiegelt haben, ich weiß ſelbſt nicht wie.

Schimmen. Goethe iſt gedruckt in ruhigen Zeiten.

Vögelche. Aber wenn die Schriften ſo großer Männer von früheren Zeiten Anarchie-Grundſätze enthalten, was hilft es, daß ſie nur das jetzige kleine Büchergeſindel confiſciren.

Schimmen. Es hilft nichts.

Vögelche. Warum wird denn confiſcirt?

Schimmen. Warum? — Darum?

Mortje. Soll ich Euch was ſagen, Rebbe Schimmen. Wenn ſie alle Bücher von der Welt confiſciren, ſo hilft das auch nichts, denn der Geiſt kann nicht confiſcirt werden.

Schimmen. Rebbe Mortje, wem ſagt Ihr das. Bin ich ein Balmitzwebocher, daß ich nicht weiß, der Geiſt kann nicht confiſcirt werden?

Mortje. Es giebt doch viele Menſchen, die das nicht wiſſen.

Schimmen. Das ſind keine Menſchen, das ſind grobbe Chamaurem.

Mortje. Wenn ich bedenke, was alles für verſchwarzte Religionsſekten in England ſind, ſo ärgere ich mich über die Schlemieligkeit der freien Gemeinden.

Schimmen. Warum? Was thun die für Schlemieligkeiten?

Mortje. Sie treiben Politik unter dem Deckmantel.

Schimmen. Unter was für einen Deckmantel?

Mortje. Oßer wenn ich weiß, ob es eine Feder oder Stepp- oder Flanelldecke iſt. Aber die politiſchen Beſtrebungen ſind verborgen unter einem Deckmantel und dieſer Deckmantel iſt auch verborgen.

Schimmen. Wo iſt er denn verborgen?

Mortje. Das weiß noch kein Menſch, darum werden jetzt eben ſo viele Hausſuchungen gehalten.

Vögelche. Lieber Vater, wenn die Polizei nun bei einer Hausſuchung einen politiſchen Deckmantel findet, was macht ſie damit?

Schimmen. Sie confiſcirt ihn.

Vögelche. Und die politiſchen Verbrecher weiſt ſie aus?

Schimmen. Verſteht ſich.

Vögelche. Gott wie unrecht. Die Verbrecher auszuweiſen und bei dieſer Jahreszeit ihnen nicht einmal die Mäntel zu laſſen.

Schimmen. Dem Schwarzenberg muß doch die Galle eppes gewaltig überlaufen, weil Koſſuth nach England geht.

Mortje. Wenn ihm ſchon die Galle überläuft, weil Koſſuth nach England geht, wie wird ihm erſt die Galle überlaufen, wenn Koſſuth von England wiederkommt.

Schimmen. Gott der Gerechte. Aus Aerger, weil die Türken Koſſuth haben frei gegeben, hat er auch zuſammengezogen ein Armeecorps an der türkiſchen Grenze.

Mortje. Die Türken haben ſich nicht gefürchtet vor den Ruſſen und haben Koſſuth frei gegeben; werden ſie ſich fürchten jetzt vor ihm? Mag er ein Armecorps zuſammenziehen an der engliſchen Grenze.

Schimmen. Gebt Acht, Rebbe Mortje. Es wird wegen Koſſuth eine Note nach England erlaſſen.

Mortje. Laß ihn erlaſſen, was er will. Schwarzenberg hat doch außer Cours geſetzt die Koſſuthnoten, werden die Engländer ſeine Koſſuthnote auch nicht reſpectiren.

Schimmen. Ebbes eine gewaltige Chanuve treiben ſie in England mit Koſſuth, die Zeitungen trompeten und die Bürger trommeln, und die Corporationen pauken und die Muſikanten ſpielen Violin und Baß, und das Volk tanzt und ſpringt. Die Engländer ärgern Schwarzenberg und wir werden ſeine Galle kriegen. Sie haben das Naches (Vergnügen) und wir werden kriegen die Makes (Schläge).

Mortje. Sie ſchämen ſich, weil ſie ſo ungezogen waren gegen Heinau, und darum thun ſie jetzt auf einmal einem Fremden alle mögliche Kowet an. Und wenn Schwarzenberg ſich jetzt ſchon ärgert über die Kowet, die Koſſuth in London hat, wird er platzen über die Kowet, die Koſſuth in Amerika findet.

Vögelche. Es iſt doch ſonderbar, in Oeſterreich bauen ſie Koſſuth einen Galgen und in England eine Ehrenpforte.

Schimmen. Was biſt Du für ein Schaute! Gönne Oeſterreich den Galgen und England die Ehrenpforte.

Israelitiſche Novellen

von

Dr. Hermann Schiff, L. Kompert
und Anderen.

Band VI.

Das koſchere Haus.

Novelle

von

Dr. Hermann Schiff.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

Das koſchere Haus.

Novelle

von

Dr. Hermann Schiff.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

I.

Auf dem alten Steinweg, in der Nähe des Großneumarkts, erblickte man noch vor einigen Jahren an Sommerabenden ein mit bunten Lampen erleuchtetes Portal, welches die Inſchrift trug: „**Biergarten**“. — Unter hohen, dicht belaubten Bäumen trank man dort ſeinen Seidel, rauchte ſeine Cigarre, ſchaute träumend in den nächtlichen Sternenhimmel und nur hie und da durch Wagengeraſſel und anderweitiges Geräuſch wurde man erinnert, daß man ſich mitten in einer großen Stadt befinde.

Es war ein freundlicher September-Abend. Nur zwei Gäſte befanden ſich auf dieſem anmuthigen Plätzchen. Zwei alte Herren, Jugendfreunde und Nachbarskinder. Sie hatten ſich ſeit länger als dreißig Jahren nicht geſehen. Heute trat die Thorſperre um eine halbe Stunde früher ein; Beide wollten die erſten zwei Schillinge ſparen, nicht Geizes halber, ſondern weil die mißliebige Abgabe ſie verdroß. Doch ihre Eile half ihnen nicht. Sie kamen etwa zwei Secunden zu ſpät und das Thor wurde ihnen, ſo zu ſagen, dicht vor der Naſe zugeſchlagen.

So hatte der Zufall denn nach langen Jahren ſie einmal wieder zuſammengeführt und ihnen Gelegenheit gegeben, ihre alte Bekanntſchaft zu erneuen und ihre Jugenderinnerungen wach zu rufen.

Das Thor öffnete ſich wieder; ſie entrichteten ihren Leibzoll von zwei Schillingen und von alten Zeiten und längſt verſtorbenen Menſchen ſchwatzend, ſchritten ſie über den Zeughausmarkt, bis die bunten Lampen des Biergartens ſie anlockten und ſie eintraten, um das halbe Stündchen, welches ſie für das erlegte Sperrgeld eigentlich außerhalb der Stadt noch zu Gute gehabt hätten, hier abzuſitzen und zu verplaudern.

Beide alte Herren waren hoch in den Funfzigen; doch der Eine, Frankheim, ein Neuisraelit, hatte ſich ſehr wohl erhalten, während der Andere, Caſtromora, ein Iſraelit der portugieſiſchen Gemeinde, klein, welk und hinfällig war.

„Ach ja!“ ſeufzte Caſtromora. „Wo iſt unſer alter Dreckwall hin, dieſe reinliche Straße bei ſo ſchmutzigem Namen, die ſelten Jemand durchſchritt, der nicht dort wohnte oder dort einen Beſuch abſtattete, dieſe luſtige, gemüthliche Straße, wo man auf gutes Eſſen ſich ſo wohl verſtand und wo die berühmte Minkel wohnte, deren Sanchobolo's und orientaliſche Puddings ſelbſt bei vornehmen Chriſten für Leckerbiſſen galten. Das Alles iſt wie ein Traum dahingeſchwunden, das Feuer hat es verzehrt und mehr noch hat die Zeit dahingerafft. Wir Beide gehören noch zu den wenigen vorhandenen Ruinen aus dieſer guten alten Zeit und von dieſer lieben alten Straße. — Doch thue ich Unrecht, Sie eine Ruine zu nennen. Ich freue mich, Sie, unbeſchrien, ſo wohl und kräftig noch zu finden; wie haben Sie es nur angefangen, ſich ſo wohl zu erhalten?"

— „Lieber Herr Caſtromora, wenn ſie einen Juden ſehen, der ſich in unſeren Jahren wohl erhalten hat, ſo können ſie dreiſt annehmen, daß er kein Geſchäftsmann iſt und keine Sorgen ſein Leben lang gehabt hat. Die Geſchäfte, die Sorgen ſind es, die den Juden ruiniren."

— „Sie mögen Recht haben. Ich bin in meinem Geſchäfte vor der Zeit grau und hinfällig geworden. Man ſieht es uns nicht an, daß wir von einem Alter ſind."

— „Aber man ſieht es Ihnen an, daß Sie es, unbeſchrien, zu Etwas gebracht haben. Ihr Aeußeres, Ihr Anzug, Ihr ganzes Weſen verräth einen Mann von großer Wohlhabenheit. Verzeihen Sie, wenn ich Sie daran erinnere, daß Sie von Haus aus armer Eltern Kind ſind. Alſo haben Sie Ihr Leben lang nicht umſonſt gearbeitet."

— „Geprieſen ſei der Name des Herrn! Ich habe Vermögen; ich habe meine drei Söhne gut etablirt und meine beiden Töchter glücklich verheirathet und wenn ich über hundert Jahre ſterbe, haben ſie auch noch Jeder eine runde Summe zu erwarten. — Aber was haben Sie für ein Geſchäft, Herr Frankenheim?“

— „Ich ſage Ihnen ja, gar keins.“

— „Ich meine, worin beſteht Ihre Thätigkeit?“

— „Ich habe keine Thätigkeit, ich thue nichts. Meine Eltern, wie Sie wiſſen, haben mir ein kleines Vermögen hinterlaſſen, wovon ich mir eine Leibrente gekauft habe. Was hätte auch ſonſt aus mir werden ſollen. Wie Sie wiſſen, bin ich aufgeklärt erzogen, d. h. ich bin nicht zur Arbeit und zum Gelderwerb angehalten worden. Die Kinder ſollten damals keine Juden mehr ſein. Sie mußten ſich bilden, ſie mußten ſich Kenntniſſe erwerben. Nur von ihrer Religion durften ſie nichts wiſſen. Nun habe ich mich gebildet, nun habe ich mir Kenntniſſe erworben und weiß nichts von meiner Religion, aber meine Bildung und meine Kenntniſſe koſten mir mein halbes Vermögen, alſo habe ich die andere Hälfte dazu beſtimmt, exiſtiren zu können.“

— „Aber der Menſch muß doch irgend etwas thun?“

— „Ich ſchreite mit der Zeit fort, wenn das etwas thun heißt. Ich leſe Zeitungen, mache Reiſen, beſehe Merkwürdigkeiten und unterſuche die geſelligen Zuſtände an Ort und Stelle. Ich intereſſire mich für die Ideen des Jahrhunderts, für das Glück der Völker, für das Wohl der Menſchheit und für die Aufklärung der Maſſe. Ich thue Alles was ein Müſſiggänger zu thun hat. Ich bin Rentier, Suitier und Touriſt.“

— „Und dabei conſerviren Sie ſich ſo gut? Ich ſollte meinen, das Suitiſiren greift ſehr an.“

— „Den Juden greift es nicht an, denn er hält Maaß im Vergnügen. Bei Geſchäften aber iſt er minder vorſichtig; wenn er etwas verdienen kann, arbeitet er Tag und Nacht und ſchont ſich nicht. Denn nur als Geſchäftsmann kann es der Jude zu einer geſelligen und bürgerlichen Geltung bringen. Das Geſchäft iſt daher ſein Stolz und ſein Ehrgeiz und ſein Wohl, wie das Wohl der Seinigen. Bei Geſchäften verräth er Eifer und Leidenſchaft und opfert ſeine Lebenskräfte auf. Bei'm Vergnügen iſt er gleichgültig und denkt, das macht mich nicht klüger, nicht glücklicher und nicht reicher. — Anders iſt es mit den Chriſten. Er kömmt mit Anſprüchen zur Welt; er kann Senator und Bürgermeiſter werden, er kann Verwandte haben, die es ſind. Er iſt zu ſtolz Jahr aus Jahr ein zu arbeiten, er ſchont ſich in Geſchäften und will ſeine Zerſtreuungen, ſein Vergnügen haben. Der Jude läßt ſich Alles nehmen, nur ſein Geſchäft nicht. Der Hamburger läßt ſich Alles nehmen, nur ſein Vergnügen nicht. — Wenn ein Chriſt früh alt und grau wird, ſo hat er nur dem Vergnügen gelebt und war kein Geſchäftsmann. Der chriſtliche Geſchäftsmann dagegen conſervirt ſich gut, weil er Maaß hält in Arbeit und Sorgen. Doch giebt es jüdiſche Chriſten und chriſtliche Juden. Es giebt Chriſten, die ihre Lebenskräfte in übertriebener Thätigkeit verſchwenden und Juden, die ſich durch maaßloſe Vergnügungsſucht zu Grunde richten. Die pſychologiſchen Regeln haben die meiſten Ausnahmen."

— „Es mag etwas wahres daran ſein, was Sie eben ſagten", meinte Caſtromora, ſtand vom Stuhle auf und bat Frankheim einen Augenblick zu verweilen, er wolle gleich wieder bei ihm ſein.

Nach einer kurzen Zeit kam Caſtromora wieder und war ſo verſtört daß er zitterte.

„Gerechter Gott!" — rief er. — „Wo ſind wir hier? — Faſt hätte ich mich verſündigt".

„Wo wir hier ſind, müſſen Sie am Beſten wiſſen", — meinte Frankheim. — „Sie müſſen Hamburg beſſer kennen, als ich, der ich größtentheils auf Reiſen bin."

„Gerechter Gott, wie hätte ich mich eben verſündigen können!" — fuhr Caſtromora immer noch außer ſich fort. — Stellen Sie ſich vor: Man iſt doch ein Menſch und trinkt ein Glas Bier. Alſo gehe ich hier weg; — aber ehe ich mich hinſtelle, denke ich, du willſt dir doch ein Mal das Haus anſehen. — Was ſehe ich? Gerechter Gott! Ein koſcheres Haus. Meine koſchere portugieſiſche Schule, und ich ſtehe juſt vor dem Waſchbecken! — Gerechter Gott, wie hätte ich mich verſündigen können!"

— „Aber lieber, alter Freund, kennen Sie denn Ihre eigene Synagoge nicht?"

— „Wie oft gehe ich Schulen? Ich bin ein reicher

Mann und habe meine Schule in meinem Hauſe und halte mir meinen Minjen *) von armen Portugieſen. — Wer denkt an eine Synagoge, wenn man im Bierhaus ſitzt. — Meine koſchere Portugieſer-Schule bei einem Bierhauſe! Der Fluch iſt gefallen auf meinen Stamm!“

— „Lieber Freund! Wie kann Sie das nur ſo alteriren!“

— „Haben Sie denn kein jüdiſches Gefühl mehr, eine koſchere Schule dicht bei einem Bierhauſe!“

— „Dann müßten Sie einmal nach Italien kommen. In Rom verſündigt man ſich noch ganz anders gegen die Kirchen, ſo daß kein Durchkommen iſt. Man genirt ſich gar nicht; — man verſündigt ſich bei hellerlichtem Tage. Mögen Frauen, mag der Papſt ſelbſt vorübergehen! — Und in Italien giebt es keine Reinigungsanſtalten, keinen Düngerwagen, Alles bleibt liegen, bis ein barmherziges Ungewitter es wegſpühlt, was glücklicher Weiſe in dem dortigen Klima nicht lange auf ſich warten läßt.“

— „Mein lieber Herr Frankheim. Brauchen Sie erſt nach Italien zu reiſen, um ſich an eine chriſtliche Kirche zu verſündigen? Gehen Sie nach der großen Michaeliskirche, ſtellen Sie ſich dicht unter die Tafel, woran mi großen Buchſtaben ſteht: „Es iſt bei zwei Thaler verboten —“ und nachher legen Sie Ihre zwei Thaler dabei

---

*) Gemeinde von zehn Perſonen.

hin, ſo ſind Sie mit Gott und Polizei in Ordnung. — Eine Synagoge aber iſt ein koſcheres Haus — warum ſteht ein Waſchbecken da? Warum ſagt man „Aſcher Jozer“? Gott hat mir befohlen meine Hände zu waſchen, um, nachdem ich meine Eingeweide gereinigt habe, zu ihm beten zu können: Gelobt ſeiſt Du Schöpfer, der Du mir Verſtand gegeben haſt, gereinigt vor Dir zu erſcheinen. Gereinigt nicht blos in den Eingeweiden und weil ich mir die Hände gewaſchen, ſondern auch an meiner Seele. Denn rein iſt meine Seele in dem Augenblick, wo ich zu meinem Schöpfer bete.“

„Herr Caſtromora! Menſchen haben Schickſale und Häuſer auch. Ich habe Ihre portugieſiſche Schule gekannt, als es noch ein ſehr unreines Haus war.“

„Ich auch. Es war früher der neue israelitiſche Tempel und viele von Euch Tempelanern ſind am Jon Kipur nur vom Tempel nach Hauſe gegangen um zu frühſtücken und ſind wieder in den Tempel zurückgekehrt, um weiter zu faſten.“

— „Herr Caſtromora. Erſt jetzt haben Sie ſich gegen dieſes Haus verſündigt. Ein jüdiſches Bethaus mag Tempel oder Synagoge heißen. Wenn nur eine heilige Lade ſich darin findet und eine ewige Lampe darin brennt, ſo darf kein Jude ſagen, es ſei unrein.“

— „Wer von uns hat dieſes Haus zuerſt ein unreines genannt, Sie oder ich?“

— „Ich habe dieſes Haus gekannt, ehe noch eine heilige Lade ſich darin befand und ehe noch eine ewige Lampe darin brannte. Ich habe es gekannt, ehe man es zum jüdiſchen Tempel machte, als einen öffentlichen Tanzſaal ganz geringen Ranges, für die Dirnen der Brunnenſtraße und des Hebräerganges. Ich darf dieſes Haus unrein nennen und das iſt eine merkwürdige Geſchichte, die ſich ſchon der Mühe lohnt, angehört zu werden. Der meiſten darin vorkommenden Perſonen werden Sie ſich wohl noch erinnern.“

II.

„Wir Judenkinder ſtanden uns bei der aufgeklärten Erziehung, die wir erhielten, gar nicht übel. Wir lernten kein Ebräiſch, wir beteten, wir faſteten, wir trauerten nicht; wir feierten aber alle Feſte mit, aßen und tranken gut und beluſtigten uns. Wir wurden in chriſtliche Schulen geſchickt, beſuchten aber die Religionsſtunden nicht. Dadurch gewannen wir täglich eine Freiſtunde mehr, brauchten keine Bibelverſe auswendig zu lernen und die chriſtlichen Aufgaben nicht zu machen.“

„Am Freitag, wenn die Dämmerung eintrat, beſuchten wir unſere frommen Verwandten und Nachbaren. Wir beteten nicht mit ihnen, aber wir aßen mit ihnen, und wie manches ſchöne Stück Knoblauchfiſch ich bei Ihren Eltern — Friede ſei ihrer Aſche! — gegeſſen habe, werden Sie ſich wohl noch erinnern. Am Sonnabend Mittag aßen wir bei unſeren Eltern guten jüdiſchen Schalent — das Altherkömmliche iſt oft ſehr wohlſchmeckend, während der Fortſchritt häufig als Fehlgeburt zur Welt kommt, und Mancher, der ſein Lebenlang das ganze Judenthum verleugnete, gedenkt mit Rührung immer noch des guten Schabbeseſſens ſeiner Kindheit. War der Schabbes aus, ſo nahmen wir Tanzſtunde. Sonntag-Morgens gingen wir nicht nach der Kirche, aßen Mittags bei unſeren chriſtlichen Schulkameraden und ſpielten mit ihnen, bis es Zeit zum Schlafengehen war. Kurz, unſer Sabbat dauerte von Freitag Abend bis zum Montag früh. So gut, wie wir Sonntags bei unſeren chriſtlichen Schulkameraden aßen, ſo gut aßen ſie Sonnabends bei uns und nahmen Theil an unſerer Tanzſtunde.

„Ach, die Tanzſtunde! — Sie iſt das Paradies der Jugendfreuden, nämlich bei einer ſtrengen und keuſchen Erziehung, wie ſie die Knaben des Mittelſtandes, jüdiſche wie chriſtliche, damals erhielten. Gewiß hat jedes Alter ſeine Freuden und wer eine ſeinen Kräften und Fähigkeiten angemeſſene Thätigkeit gefunden hat, ein braves Weib beſitzt und mit wohlgerathenen Kindern, vielleicht auch Kindeskindern, geſegnet iſt, wer in dem Kreiſe ſeiner liebenswürdigen Familie alt und grau werden kann, der darf ſich rühmen, das höchſtmögliche Erdenglück erreicht zu haben. Die Tanzſtunde iſt für den keuſchen Jüngling, ein überirdiſches, ein himmliſches Glück. Zwar ein chimäriſches nur — es beſteht ganz und gar in der Einbildung — aber man muß das immer genoſſen haben. So lange man mit jungen Mädchen nur tanzen will und weiter nichts als tanzen, ſo lange ſind und bleiben ſie für uns wahre Engel.

»Unſere Tanzſtunden waren einigermaßen berühmt. In dem gaſtfreien Hauſe meines Onkels Nathanſon herrſchte ein glücklicher, heiterer Ton. Man wollte nur lachen und ſich beluſtigen. Meine Couſinen ladeten ihre chriſtlichen Freundinnen ein, meine Vetter brachten ihre chriſtlichen Bekannten mit, und ich meine Schulkameraden. Aller Religionsunterſchied wurde vergeſſen und verleugnet. Meine Couſinen waren reizende Mädchen, ſchwarz und blauäugig, und die Zierde des Kreiſes war die Erzieherin meiner Couſinen, eine blendende Schönheit.«

— »Ich erinnere mich der ſchönen Chriſtin ſehr wohl. Sie hatte rothes Haar.«

— „Nur etwas impertinent blondes; — das hindert nichts.«

— »Ihre Couſinen aber waren doch ziemlich erwachſene Mädchen, wozu bedurften ſie einer Erzieherin?«

— »Die Sache war die, lieber Herr Caſtromora. Wir Knaben, wenn wir aufhörten die Schule zu beſuchen, blieben immer in Verkehr mit Chriſten. Wir redeten mit ihnen und ſie redeten zu uns und hatten wir uns einmal den chriſtlichen Dialekt angeeignet, ſo blieben uns täglich die Vorbilder und die Gelegenheit uns zu üben. Anders iſt es mit den Mädchen. So lange ſie die Schule beſuchen, ſprechen ſie wie die Chriſtinnen ihr zierliches Platt-

und ihr hamburgiſches Hochdeutſch. Kaum aber ſind ſie zu Hauſe, ſo fangen ſie wieder an zu mauſcheln wie ihre Eltern. Ein Ohr, was von Kindheit an den ſingenden Ton gehört, Organe, welche beim Sprechenlernen Laute ſich angeeignet, verlernen leicht wieder, was ſie ſich angekünſtelt haben, und wie man die Hand umdreht, ſpricht man wieder, wie einem der Schnabel gewachſen iſt. Um meine Couſinen war es wirklich Schade. Es waren ſo hübſche Mädchen und doch mauſchelten ſie entſetzlich.“ — „Wie heißt?“ ſagten ihre Eltern: „Ihr ſagt Schtuhl und Schtock und Schtein? Wozu haben wir Euch Erziehung geben laſſen? Hätten unſere Eltern an uns gewendet, was Ihr uns koſtet, wir würden ſagen S-tock und S-tuhl und S-tein als der beſte Chriſt. Wenn Ihr Schtock und Schtuhl und Schtein ſagen wollt, haben wir unſer Geld weggeworfen.“ — Die armen, lieben Mädchen, was ſollten ſie anfangen. Nur Sonnabends und Sonntags Abends waren ſie mit ihren chriſtlichen Freundinnen zuſammen. Was ſie da profitirten, verlernten ſie in der Woche wieder, und die kurzen Zuſammenkünfte in der Tanzſtunde dienten nur dazu den Unterſchied des jüdiſchen und chriſtlichen Dialekts noch lebhafter hervortreten zu laſſen.

„Mein Onkel Nathanſon war ein reicher Mann. Er hatte Schiffe zur See, ſtand mit den erſten hieſigen Handelshäuſern in Verbindung und war ſehr angeſehen an der Börſe. Damit das Geld nicht weggeworfen ſei, was die

Erziehung ſeiner Tochter ihm koſtete, beſchloß er derſelben eine Gouvernante zu halten, die das beſte chriſtliche Deutſch ſprach, und bei ſeinen mannigfachen Bekanntſchaften konnte es ihm nicht fehlen das zu finden, was er ſuchte. Ein junger, bleicher und kränklicher Senatorsſohn empfahl ihm dieſes reizende Geſchöpf. Anna war freilich viel zu jung und ſchön um von einem unverheiratheten jungen Manne empfohlen werden zu dürfen. Allein dieſer unverheirathete junge Mann war ein Senatorsſohn und für einen jüdiſchen Kaufmann konnte es keine zuverläſſigere Empfehlung geben.«

III.

Anna Lomley war aus Hannover, wo man angeblich das beſte Deutſch ſpricht, d. h. ſie ſprach mit ſehr ſpitzem Munde und drängte die Stimme höchſt vornehm in die Kehle zurück. Allein ſie war ſchön, und Alles was ſie that, hatte einen eigenthümlichen Reiz. Die Erziehung, welche ſie den Töchtern meines Onkels Nathanſon gab, ging auch auf meine anderen Couſinen und ſelbſt auf meine jüngeren Tanten, die noch zu Anſprüchen berechtigt waren, über. Mit einem Mal ſprachen alle unſere jungen Damen mit ſpitzem Munde, behielten den Ton in der Kehle, lächelten verbindlich, knixten, trippelten und ſchlugen züchtig die Augen nieder, wie Anna. Mademoiſelle, ſo hieß ſie vorzugsweiſe, wie die erſte Prinzeſſin von Frankreich, war das Orakel der Familie. Tante Nathanſon war ſtolz auf ſie, meine anderen Tanten voll ihres Lobes und die Männer, jung und alt, verliebt in ſie bis über die Ohren. Meine Couſinen gaben ſich alle mögliche Mühe, den Beifall ihrer jungen Erzieherin zu erlangen; doch aller Anfang iſt ſchwer. Bei Tiſche mußten ſie gerade ſitzen, den Löffel mit der Spitze zum Munde führen und alles laute Schlürfen vermeiden. Eben ſo geräuſchlos mußten ſie Meſſer und Gabeln handhaben, durften nur kleine Biſſen zum Munde führen und nur nippen, ſtatt zu trinken. Alles Kalte und Trockene mußte mit der Hand angefaßt werden, von dem Gekochten und Fetten aber mußten die Finger fern bleiben. Dieſe und andere Vorſchriften mußten ſtreng befolgt werden und wer ſich dawider verſündigte, konnte auf ſtrenge Vorwürfe gefaßt ſein, mochte dabei ſein, wer da wollte: denn jemehr Fremde zugegen waren, ein um ſo größeres Anſehen gab ſich Mademoiſelle und um ſo ſtrenger war ſie.

„Was die hohe Achtung, die wir für unſere ſchöne junge Erzieherin ohnehin ſchon hegten, bedeutend noch vermehrte, war folgender Umſtand.

„Mademoiſelle war eine vollendete Blumenſtickerin. Jede lebende Blume, die man ihr vorlegte, copirte ſie mit der Nadel auf's Täuſchendſte mit ſo richtigen Reflexen, Tönen und Schatten, daß es ſchien, als ſei eine friſche Blume auf den Stoff dahin gelegt. Damals gab es hier auf dem alten Steinweg ein ſehr berühmtes Induſtrie-Magazin. Die Beſitzerin deſſelben, Madame David, Mutter des unglücklichen Luſtſpieldichters, deſſen Stücke heut' immer noch das Publikum erheitern, war eine ſehr verſtändige und kunſtfertige Dame, nach deren Urtheil ſich Jedermann richtete.

„Eines Tages ſah ſie eine Stickerei von unſrer Demoiſelle und meinte dazu: Es giebt nur ein einziges Mädchen in ganz Hamburg, die dergleichen machen kann und das iſt Demoiſelle Lomley, Erzieherin bei Nathanſons.

„Madame David galt damals — unverdienter Weiſe vielleicht — für die größte Stickerin ihrer Zeit, für die Arachne von Hamburg. Man fragte ſie daher, ob ſie dergleichen nicht auch ſticken konnte?

„Es gehört mehr dazu, als Mademoiſelle Lomley's Kunſtfertigkeit,“ antwortete ſie. „Nämlich echt chineſiſche Flockſeide, die für Geld nicht zu haben iſt. Demoiſelle Lomley iſt ſo glücklich, die Protection der Herzogin von Bridge und der Gräfin Platen-Hallermünde zu beſitzen. Die hohen Damen bedienen ſich ſolcher Seide, um zu ihrem Vergnügen kleine Stickereien ſelbſt anzufertigen. Demoiſelle Lomley erhält ſie von ihnen zum Geſchenk und gegen ſolche Protectionen können Hamburger Induſtrie-Magazine nicht an. Uebrigens ſind ſolche Arbeiten allerdings von Werth, doch ſind ſie nur als vornehme Liebhabereien zu betrachten und keineswegs gangbare Artikel in einem Induſtrie Magazin.“

„Mademoiſelle war alſo nicht nur von einem Senatorsſohn empfohlen, ſie hatte auch hohe Protectionen und Madame David rühmte ſie als eine vornehme Stickerin und nannte ihre Arbeiten Curioſitäten. Das war mehr als man ſich irgend hatte träumen laſſen; wirklich kam es bald auch dahin, daß meine Couſinen ihrer Erzieherin, die faſt gleichen Alters mit ihnen war, mehr Ehrfurcht erwieſen, als ihren Eltern, und Mademoiſelle ſah ſich bisweilen genöthigt, ihnen ihr unkindliches Betragen zu verweiſen.

„Nicht alle jungen Mädchen — ſagte ſie bisweilen bei ſolchen Gelegenheiten — haben reiche Eltern, die ihnen eine Erzieherin halten und nicht alle reiche Eltern handeln ſo brav und zärtlich an ihre Kinder, wie die Eurigen.“

„In den Stunden, welche den Handarbeiten gewidmet waren, ließ Mademoiſelle ihre Elevinnen auch laut vorleſen, denn der Hauptzweck der Erziehung ging ja dahin, daß meine Couſinen wie gebildete Mädchen ſprechen lernten. Ich war von allen meinen Anverwandten der Einzige, welcher ſtudirte. Ich mußte ihr Bücher bringen, die ſich zur Lectüre für junge Damen eigneten, und ſchwierige Stellen, geſchichtliche und literariſche Anſpielungen, Fremdwörter u. ſ. w. ihr erklären. Sie war wißbegierig, faßte leicht und konnte, was ſie einmal begriffen hatte, gleich wieder anwenden. So empfing denn unſere bildſchöne Erzieherin von mir einige Erziehung, die ſie gleich aus der zweiten Hand meinen Couſinen weiter gab. Es machte mich unbeſchreiblich glücklich, ihr nützlich ſein zu können.

„Ich war damals ein burſchenſchaftlich geſinnter, tugendbündleriſch keuſcher Primaner, mit langem, geſcheitelten Haar und bloßem Halſe, der einen altdeutſchen Rock trug, mit geſticktem übergeſchlagenen Hemdkragen und turnte. Und dieſes deutſchen Jünglings deutſches Mädchen war Mademoiſelle. — Ihr galten alle meine zärtlichen Gefühle, ich beſtrebte mich, ihrer würdig zu ſein, und ſie war die Aegide, die mich ſtählte wieder die Lockungen aller Bachantinnen und Prieſterinnen der Venus. Damals galt es für ſchimpflich, ſeinen Lüſten zu fröhnen — unſere Jugendkräfte gehörten dem Vaterlande.

„Ich war aber keineswegs der Einzige, der ſie liebte, Wir jungen Leute alle liebten ſie platoniſch — wie ſich von ſelbſt verſteht — und das wußte ſie zu ſchätzen; ſie ſchien es ſogar zu wünſchen, — denn ohne Frage war ſie ſehr eitel. Die alten Herren aber waren ſinnlicher und dreiſter. Doch wehe ihnen, wenn ſie ſich etwas herausnahmen. Mademoiſelle hatte gewiſſe todtkalt entſchloſſene Blicke und konnte ihrer Stimme einen Commandoton verleihen, der Reſpekt einflößte. Sie wußte den alten Herren ſo damit zu imponiren, daß dieſe gern eingeſtanden: „Wir haben ja keine Erziehung bekommen. Bei unſeren Eltern war es noch nicht Mode, den Kindern Erziehung zu geben; wir ſind erſt mit der Zeit fortgeſchritten. Wir laſſen unſern Kindern Erziehung geben.“

Mein Onkel Nathanſon war — wie Sie wiſſen — ein luſtiger alter Herr und gewiß auch ein Feinſchmecker. Mademoiſelle wurde von ihm mit außerordentlicher Zuvorkommenheit behandelt. Er überhäufte ſie mit Geſchenken; — dieſe Schwäche hatte er ihr abgelauſcht; denn in der That, Mademoiſelle ließ ſich ſehr gern beſchenken. — Demungeachtet aber durfte ſich Niemand gegen ſie etwas herausnehmen.

„Eines Abends hatte ſie Punſch gemacht. Sie präſentirte ihn zuerſt meinem Onkel.“

„Nicht dies Glas“ — ſagte ſie, als er zugreifen wollte — „das iſt Damenpunſch.“

„Was iſt Damenpunſch? — fragte mein Onkel und koſtete. — Pfui Teufel! Mit Rum verdorbene Limonade. Allen Reſpect vor Ihrer Damenerziehung, aber gehen Sie mir mit Ihrem Damenpunſch.“

„Kennen Sie denn Ihr geſchliffenes Glas mit Ihrem Namenszug nicht? — fragte Mademoiſelle. — Das iſt Herrenpunſch.“

„Dieſen Herrenpunſch fand mein Onkel ſo delicat, daß er drei Gläſer davon trank und auch noch das vierte verlangte“

„Herr Nathanſon — fragte Mademoiſelle — wird das auch nicht zu viel?“

— „Was thun Sie damit? er ſchmeckt mir.“

„Meine älteſte Couſine war ſehr lebhaft. Sie rief mit einem Male: „Vater kann nicht viel vertragen, Mademoiſelle, geben Sie ihm keinen Punſch mehr.“

„Liebe Fanny — antwortete Mademoiſelle — ſolche

Vorſchriften hat nur Deine Mutter zu geben, aber Du nicht. Haſt Du Bedenklichkeiten über die Diät Deines Vaters, ſo äußere ſie ehrerbietig und beſcheiden oder kleide ſie in eine Bitte ein. Dein Vater iſt Herr im Hauſe. Der Punſch gehört ihm und er hat darüber zu verfügen, nicht ich.“

„Allen Reſpect vor Ihrer Damenerziehung und Ihrem Herrenpunſch!“ — ſagte mein Onkel, als er das vierte Glas bekam.

„Er verlangte aber auch das fünfte Glas und Mademoiſelle war ſo fein zu erwidern: „Es iſt nichts mehr da; Sie haben das letzte Glas bekommen.“

„Fanny wollte oder konnte das nicht glauben. Sie nahm haſtig den Deckel von der Terrine, um hinein zu ſchauen, benahm ſich aber ſo ungeſchickt dabei, daß die Terrine umkippte und der Punſch über den Tiſch floß. Wir Alle ſprangen auf, nur mein Onkel nicht; er hatte wohl ſchon einen kleinen Spitz, der ihn ſchläfrig machte, ſo daß ſeine Beine ihm den Dienſt verſagten und aller Punſch gerade nach ihm hin floß und ſeine Rockſchöße und Beinkleider benetzte“

„Gerechter Gott! — rief er. — Sünde und Schade für den guten Punſch. Hätte ich ihn doch lieber getrunken, als daß er mir macht Flecke, die nicht wieder ausgehen, auf meinen guten Kleidern. Gar nichts wird mir gegönnt. Nun habe ich Punſch auf meinen Hoſen. Trinke ich Punſch mit den Hoſen? Habe ich Geſchmack in meinen Beinkleidern?“

„Während man die entſtandenen Unordnungen wieder auszugleichen ſuchte, hatte ſich Fanny in einen Winkel geſetzt und weinte.

„Der Tiſch war neu gedeckt und alle Feuchtigkeit aufgewiſcht. Mademoiſelle ſprach zu Fanny:

„Mit Deinen Thränen iſt nichts geändert und gebeſſert. Entweder ſetze Dich wieder zu uns und entſchuldige Dein ungeſchicktes Benehmen, oder ſchämſt Du Dich deſſelben, ſo verlaſſe das Zimmer.“

„Fanny erhob ſich laut weinend, fiel Mademoiſelle um den Hals und ſchluchzte: „Wie viel klüger und beſſer ſind Sie, als ich! Bleiben Sie meine ewige Freundin.“

„Was ſoll das? — fragte Mademoiſelle in ihrem Commandoton. — Sind wir Schauſpielerinnen? Machen wir Auftritte? Ueberſchwängliche Reue iſt eben ſo unnütz, als falſche Schaam. Ein junges Mädchen kann ſich aus Lebhaftigkeit einmal eine Unart zu Schulden kommen laſſen, wir Alle können fehlen, — aber wir müſſen uns auch zu beſſern wiſſen. In Deiner jetzigen Stimmung paßt Du nicht für eine Geſellſchaft. Geh auf Dein Zimmer und ſammle Dich und — Gott ſchütze Dich vor wirklichen Vergehen.“

„So ſprach Anna Lomley. Ich gebe Ihnen ihre Reden wörtlich wieder, denn in dieſen Worten lag ihr

Schickſal und ihr Charakter; wie käme auch ein blutjunges, bildſchönes Mädchen ſonſt zu ſolcher Weisheit.

„Die Unterhaltung in meiner Familie war gewöhnlich lebhaft und lärmend. Wir lärmten und ſchrien, nur Mademoiſelle miſchte ſich in Nichts, blieb immer ſtill und beſchränkte ſich darauf, die Honneurs zu machen. Wenn ſie aber Zurechtweiſungen ertheilte, trat eine augenblickliche Stille ein; wir ſtaunten und horchten auf.

„So geſchah auch dieſes Mal. Fanny gehorchte, ging hinaus, um ſich zu ſammeln, und die Stille dauerte fort, bis mein Onkel, der, wie geſagt, heute einen kleinen Spitz hatte, anhub:

„Mamſell, Sie ſind ein Engel! Kommen Sie her, ich will Ihnen einen Kuß geben.“

— „Schön' Dank, Herr Nathanſon. Es iſt ſo gut, wie geſchehen.“

— „Wie heißt, ſo gut, wie geſchehen? Ich habe doch nichts davon gehabt.“

„Er ſtand vom Stuhl auf, um ſie in allem Ernſt zu küſſen.

„Mademoiſelle ſprach in ihrem Commandoton: „Geniren Sie ſich vor Ihrer Frau, Ihren Töchtern und den übrigen Damen nicht? Sie beleidigen ſie Alle, indem Sie die Achtung, die meinem Geſchlechte gebührt, gegen mich außer Augen laſſen.“

„Was thu' ich mit der Achtung? Was thu' ich mit Ihrem Geſchlecht?“ ſagte mein Onkel und brauchte Gewalt.

„Ich beiße, ich kneife, ich kratze!“ ſchrie ſie laut, aber ohne durch übertriebene Anſtrengungen den weiblichen Anſtand zu verletzen.

„Ich, der romantiſch geſtimmte Jüngling, erhob mich, ihr zu Hülfe zu kommen. Es war zu ſpät. Mein Onkel hatte ſie zu Boden geriſſen und küßte ſie derbe.

„Meine Couſinen ſchrieen laut auf, meine Tanten gleichfalls und die Herren blickten ernſt und finſter zu Boden. Ich hatte ſo viel Geiſtesgegenwart, auf meinen Onkel zuzueilen und ihn gewaltſam höflich zu zwingen, abzulaſſen.

„Mademoiſelle erhob ſich und weinte laut. Wir ſahen heute zum erſten Mal Mademoiſelle weinen und alle Damen weinten mit.

„Tante Nathanſon, mit der Würde einer Frau vom Hauſe, verſetzte in derbem verweiſenden Tone:“ „Halte Dir doch lieber ein Mädchen, was Du in die Arme nehmen und küſſen kannſt, ſtatt einer Mamſell, die Deinen Töchtern Erziehung geben ſoll. Oder kannſt Du Deinen Töchtern ſelbſt Erziehung geben? Iſt das die Erziehung, die Du ihnen giebſt?“

„Mein Onkel hatte ſeinen Stuhl wieder eingenommen. „Ein großes Malheur — ſagte er — wenn ich einem ſchönen Mädchen einen Kuß gebe; deshalb bleibe ich doch Süßkind Nathanſon, der ich bin, der ich war und der ich mit Gottes Hülfe auch ſein werde. — Mamſell, hätte ich gewußt, daß Sie ſich darum ſo anſtellen würden, wäre mir wirklich ſo viel nicht daran gelegen geweſen.“

„Mademoiſelle hatte ſich geſammelt und ſprach, immer noch ſehr bewegt: „Es iſt meine Pflicht, den lieben jungen Mädchen, die meiner Aufſicht anvertraut ſind, ein Beiſpiel zu geben, wie ſie ſich unter allen Umſtänden zu benehmen haben. Ich bin jetzt nicht wie ein ehrliches Mädchen behandelt worden. Gottes Segen über dieſes glückliche Haus, in welchem ich ſo viel Gutes genoſſen! Doch morgen verlaſſe ich es, indem ich ſtets die dankbarſte Erinnerung daran bewahren werde.“

„Mit ihrer gewöhnlichen Gelaſſenheit ging ſie zur Thür hinaus und meine Couſinen eilten ihr nach, kehrten aber bald mit dem Beſcheide zurück: Mademoiſelle habe dringend gebeten ſie allein zu laſſen.

„Mein Onkel konnte die finſteren Geſichter und vorwurfsvollen Mienen, auf die er ſtieß, wohin er blickte, länger nicht ertragen und ging ebenfalls.

„Meine Tante aber wandte ſich an ihre Töchter und ſprach: „Die Chriſten ſind uns Juden doch weit voraus, was die Töchter-Erziehung anlangt. Unſere Mamſell, wenn ſie auch die größten Protectionen hat, iſt doch wohl nur armer Leute Kind, weil ſie doch conditioniren muß. Ihre Eltern konnten alſo nichts an ſie wenden — und doch hat ſie ſo gewaltig viel Erziehung. Gerechter Gott! Wie kommt dieſes Chriſtenmädchen zu all der Erziehung? Es wäre Schade, wenn ſie fortginge. Ihr könnt noch ſehr viel von ihr profitiren!“ —

IV.

„Ich hatte eine ſchlafloſe Nacht und war den ganzen folgenden Tag verſtört. Abends wagte ich kaum zu meinem Onkel hinzugehen; mir war, als ginge ich meinem Todesurtheile entgegen, indem ich fürchtete, Mademoiſelle nicht mehr zu finden. Doch wie ich ins Zimmer trat, fiel mir ein Stein vom Herzen. Mademoiſelle ſaß im Kreiſe ihrer Elevinnen heute, wie alle Abende, verbindlich lächelnd, wenn man ſie anredete, die Augen ſittſam niederſchlagend, wenn man ſie anſah. Der Kuß war vergeſſen. Mein Onkel hatte ſie um Verzeihung gebeten und reichlich beſchenkt. Sie hatte einmal dieſe ſchwache Seite.“ —

„Aber wie gehört das hierher? — unterbrach Caſtromora den Erzähler — und was hat das mit meiner koſcheren Schule zu ſchaffen?“

— „Geduld nur, Sie werden gleich hören. Was ich an jenem Abende ſo ſchmerzlich befürchtete, geſchah wenige Monate ſpäter. — Eines Tages war Mademoiſelle verſchwunden. Weshalb? blieb ein Familiengeheimniß.“

„Mein Onkel hatte einen neuen Commis engagirt, einen Berliner, Namens Saftholz, der auffallend koſtbare Toilette machte; das war damals ſelten. Der Kaufmann hatte ſein ſolides Geſchäft, behandelte ſeine Kunden reell, kleidete ſich aber einfach und lebte ökonomiſch, denn damals brauchte man ſeinen Credit nicht durch äußeren Aufwand zu forciren. Herr Saftholz aber imponirte ferner auch durch ſeine Wäſche, in welcher er bald eine koſtbare Diamantnadel, bald Diamantknöpfe hatte, und mit ſeinen Ringen, Uhren und Uhrketten. Auch wollte er immer Alles wiſſen, ohne deshalb rechthaberiſch zu ſein. Für's Erſte ſprach er und ob er Recht oder Unrecht hatte, war ihm gleichviel. Sein Benehmen war von eben der Art. Es ſchien ihm nichts daran zu liegen, ob er einen guten oder ſchlechten Eindruck machte. Mit einem Worte, er genirte ſich durchaus nicht, ohne im Mindeſten unverſchämt zu ſein.“

„Auch er beſuchte unſere Abendcirkel und Mademoiſelle ſchien in ſeiner Gegenwart ihre reizende Unbefangenheit, welche ſie bisher ſo bewunderungswürdig geltend gemacht hatte, völlig verloren zu haben. Sie war ſchüchtern und betreten, was den Berliner zu noch größerer Dreiſtigkeit aufzumuntern ſchien. Er ſetzte ſich zu ihr, flüſterte ihr leiſe Worte in's Ohr und lachte, wenn ſie ſich mit Widerwillen und Verachtung von ihm abwandte.

„Welch eine Veränderung hatte ſich mit dieſem ſtolzen Mädchen zugetragen! Warum hatte ſie keine Worte, den Laffen in ſeine Schranken zurückzuweiſen? Uns Allen fiel das auf. — Mademoiſelle, dieſes Muſter von Erziehung, Vornehmheit und Tugend, war mit einem Male nicht mehr Mademoiſelle.“

„Der Sonnabend kam, der Saal war erleuchtet, die Geſellſchaft fand ſich ein, Alle ſehr einfach gekleidet, nur Herr Saftholz erſchien ballmäßig geputzt und parfumirt wie ein Baron.“

„Der Tanzmeiſter langte an und brachte ſeine drei Muſikanten mit. Während ſie ſtimmten, eilte ich auf Mademoiſelle zu, um ſie zum Tanze aufzufordern. Eben nahm ſie meinen Arm, als auch der Berliner ankam und ſehr ernſthaft ſagte:“

„Verzeihen Sie, Herr Frankheim, dieſe Dame iſt mit mir engagirt.“

„Saftholz war viel älter als ich, auch war ich noch niemals auf einem Balle geweſen, ich wußte alſo nicht, wie ich mich in dieſem Falle benehmen ſollte. — Fragend blickte ich auf Mademoiſelle, welche plötzlich ihre ganze Würde und vornehme Haltung wieder gewonnen hatte.“

„Dies iſt eine Tanzſtunde — ſagte ſie — und kein Ball. Man engagirt ſich nicht nach Wohlgefallen und im heraus, ſondern unſer Herr Tanzmeiſter ſagt dieſem oder jenem Herrn, fordern Sie dieſe oder jene Dame auf, damit, kann die Dame nicht tanzen, der Herr ihr hilft, oder die Dame den Herrn zurechtweiſe, wenn er ſchlecht tanzt. Wir wollen hier etwas lernen und nicht wild mit einander herumſpringen.“

— „Aber Mademoiſelle haben mir den erſten Tanz verſprochen.“

— „Das iſt nicht wahr! Stören Sie eine Geſellſchaft nicht, in der Sie ſich zum erſten Mal befinden.“

— „Mademoiſelle beſinnen Sie ſich, was Sie thun, ich rathe es Ihnen.“

„Da wetterleuchteten Mademoiſelles blaue Augen, ich fühlte, wie ſie zitterte und ein höhniſcher Grimm zuckte um ihre ſchönen, feinen Lippen, indem ſie faſt ſchlangenartig ziſchelte: „Elender, gemeiner Menſch! Thun Sie doch, was Sie wollen. Ich habe es Ihnen ſchon zwanzig Mal geſagt.“

„Nach dieſen Worten verließ ſie das Zimmer.“

„Elender, gemeiner Menſch! war ein Tuſch; — darauf verſtand ich mich, der angehende Student. Zudem hatte ich jetzt keine Dame, der Berliner hatte mir die meinige verſcheucht, ohne Frage mußte ich meinen Mann mir vornehmen.“

„Der Tanzlehrer trat auf uns zu und fragte: Que ce que c'est que ça, Messieurs? Nix dispute. Hier nicht Tanzboden ſein. Hab' ſick zu beklage bei mir. Ick juſtice macken."

„Herr Saftholz, — fragte ich — Sie hören wohl ſchwer?"

— „Nein, ganz und gar nicht. Wie kommen Sie darauf?"

— „Sie haben überhört, daß Mademoiſelle Sie einen elenden, gemeinen Menſchen genannt hat. — Erlauben Sie mir, meinerſeits Ihnen dieſes zu wiederholen."

— „Ich habe weder Ihnen noch Mademoiſelle Anlaß gegeben, mich ſo zu nennen."

— „Aber Sie ſind ſo genannt worden — und da hier Damen anweſend ſind, kann ich nicht weiter gehen. Wenn Sie dreiſt genug ſind zu bleiben, ſo unterſtehen Sie ſich wenigſtens nicht, irgend eine Dame zum Tanz aufzufordern; ich unterſage es Ihnen hiermit."

— „Welch ein Recht haben Sie mir irgend etwas zu verbieten?"

— „Ich bin der älteſte Vetter der Töchter dieſes Hauſes; mithin, da ſie keinen Bruder haben und der Hausherr nicht zugegen iſt, ihr natürlicher Beſchützer. Sie haben ſchon eine Dame dahingebracht, daß ſie das Zimmer verließ. — Wir wollen uns von einem Flegel nicht alle unſere Damen verſcheuchen laſſen."

— „Herr Frankheim! Wiſſen Sie wohl, daß ich jetzt eine Jurienklage gegen Sie habe?"

— „Daraus mache ich mir nichts. Ich habe auch noch dreißig Mark übrig, um Jemandem eine Ohrfeige zu geben.“

— „Herr Frankheim, Sie ſind jetzt im Vortheil, denn ich kann nicht reden, ich muß discret ſein, ſonſt könnte ich mich mit einem Worte rechtfertigen. Aber ich werde es.“

— „Das hätten Sie gleich ſagen müſſen; aber ich nehme es noch an. Wann?“

— „Morgen iſt Sonntag, ſpäteſtens übermorgen. Jetzt räume ich Ihnen das Feld und verlaſſe die Geſellſchaft.“

— „Das iſt Ihre Schuldigkeit und Schuld.“

„Er ging und der Tanzlehrer klopfte mich auf die Schulter und ſprach: Brav, mon garçon! Geſprock' mit Anſtand sans faire du bruit, nur zu viel malice. Nobleſſe ſeind toujours genereux, outragire Niemand. Thut nix! Seind jung, das excuſir die Paſſion. Ick liebe brav garçon comme vous. An Ihnen iſt zurückzurufen Mademoiſelle, nun mauvais cavalier fort ſein.“

„Fanny ging hinaus, ſie zu holen; Mademoiſelle aber erſchien nicht wieder. Sie hatte ſich zu Bette gelegt und weinte. Der Abend war geſtört — es kam zu keinem Vergnügen.

„Als ich den folgenden Tag zum meinem Onkel kam, ließ er mich in ſein Cabinet rufen. Er war allein. Er überreichte mir ein Briefchen von Mademoiſelles zierlicher Handſchrift.

„Lies das, Emanuel — ſagte er — aber laut.“

Ich las: „Tief betrübt ſcheide ich aus dem glücklichen Hauſe, von guten Menſchen, in deren Kreiſe nur Freude und Fröhlichkeit herrſcht. Nicht alle reiche Leute ſind gut geartet. Hätte ich von Kindheit an in einer ſolchen Familie gelebt, ich wäre aus Unerfahrenheit und Hülfloſigkeit niemals die Beute eines vornehmen Wollüſtlings geworden.“ —

„Was ſoll das heißen?“ — fragte ich mehr todt als lebendig.

„Lies weiter!“ — befahl mein Onkel.

— „Dank für alle heiteren Stunden, die ich hier verlebte. Dank für alle Gaben, womit mich Freigebigkeit überhäufte. Vor Allem aber Gottes Segen über die harmlosgutmüthigen Menſchen, in deren Neigung ich mich ſelbſt wiederfand und mich von Neuem ſchätzen lernte. Möge mein trauriges Schickſal der ganzen Familie zur Warnung gereichen, damit ſie in Zukunft ihr Wohlwollen und Vertrauen nicht „Jedermann“ ſchenke. Ich habe beide nicht gemißbraucht. Gemißbraucht aber wird gutherziger Reichthum, dem Weltkenntniß mangelt, von ſich herablaſſender Vornehmheit und vornehmthuender Schwindelei. Erfüllt von Dankgefühlen ſcheide ich. Ach, könnte ich vergelten! — Einen Anfang könnte ich machen; — ich könnte eine nützliche Warnung hinterlaſſen. Doch wird man mir armen, unglücklichen Märchen glauden? Weh mir! Daß ich ſolche Erfahrungen machen mußte! Durch Erfahrungen aber wird man klug, ſagt ein Sprichwort. Wird man die Klugheit eines unglücklichen Mädchens nicht verachten, weil ſie die Folgen ſolcher Erfahrungen ſind? Ich warne vor vornehmthuender Schwindelei, das iſt Alles, was meine Dankbarkeit für den Augenblick vermag. Meine Kräfte ſtehen in einem gar zu geringem Verhältniß zu meinem Wollen und Wünſchen.

Anna Lomley."

Ich hatte Thränen in den Augen. „Mademoiſelle alſo iſt fort? — fragte ich. — Dies iſt ihr Abſchiedsbrief; wir werden ſie nicht mehr ſehen?"

— „Mit dem Früheſten verließ ſie das Haus. Gegen Mittag wurden ihre Habſeligkeiten abgeholt und dieſer Brief abgegeben. Unbeſchrien! Es war ein ganzes Wägelchen voll. Was hat ſie mitgebracht und was hat ſie mitgenommen? Verſündigt haben wir uns nicht an ihr!"

— „Onkel, dieſes Mädchen iſt mehr unglücklich als ſtrafbar."

— „Was thu ich damit? Weißt Du, wer Mademoiſelle war? — Die Maitreſſe eines Senatorſohns, der ſie ſich vom Halſe ſchaffen wollte. — Wir Juden machen uns doch lächerlich mit unſerer Erziehung! Der junge Mann iſt mir gut für hunderttauſend Thaler und bringt mir eine ſolche Erzieherin in mein koſcheres Haus! Alſo was für den Chriſten eine Chonte iſt, iſt für uns Juden eine Erzieherin? Ich gebe meinen vier Töchtern — Gott laſſe ſie geſund! — einer jeglichen mit bei meinen Lebzeiten 15,000 Mark Banco. Sind das Mädchen, die von einer Chonte erzogen werden müſſen? — Was thu ich mit Erziehung? — Wer hat mir Erziehung gegeben, und ich bin doch Süßkind Nathanſon? — Emanuel, Du biſt mein Schweſterſohn. Schone die Ehre meiner Töchter und halte reinen Mund!“

— „Lieber Onkel, fürchte nicht von mir, daß ich irgend etwas ausbringen werde, was zum Nachtheil meiner Familie gereichen kann. Gieb Deinerſeits aber auch der Warnung Mademoiſelles Gehör, die ſie aus Dankbarkeit uns zurückgelaſſen hat. Mißtraue der vornehmthuenden Schwindelei dieſes Saftholz.“

— „Sag mir, lieber Emanuel, verſtehſt Du deutſch oder nicht?“

— „Gott ſei Dank, ich verſtehe auch noch andere Sprachen.“

— „Die vornehmthuende Schwindlerin iſt doch ſie ſelbſt mit ihrem S-tuhl, S-tock, S-tein und Hoite, Boime, Verloimdung (mein Onkel kopirte hier ihren hannoverſchen Dialect) und der ſich herablaſſende Vornehme ihr vormaliger Geliebter, der junge B.—“

— „Nein Onkel, mich dünkt, ſie warnt Dich vor Saftholz.“

— „Emanuel, laß mir dieſen Chriſten zufrieden, ich befehle es Dir. — Wie heißt? Der Mann findet hier ein Mädchen, welches er kennt und ſpricht zu ihr: Mamſell! Du gehörſt nicht hier. Du biſt keine Erzieherin für Süßkind Nathanſons Töchter! Entweder Du gehſt aus dem Hauſe oder ich erzähle wer Du biſt. Ich bin meinem Prinzipal Aufrichtigkeit und Treue ſchuldig."

— „So ſpricht er — Du achteſt aber nicht darauf, was ſie ſagt."

Mein Onkel wurde böſe.

— „Wer iſt er und wer iſt ſie? Er iſt reicher Eltern Kind; er braucht nicht als Commis zu dienen. Was thut der Chriſt, wenn er Geld hat. Er lebt ſeinem Vergnügen nach und arbeitet für ſeinen Ehrgeiz. Kann Saftholz leben wie er lebt von 3000 ℛ Crt. die ich ihm gebe? Aber der junge Menſch will in meinem Geſchäfte etwas lernen und es macht mir Ehre, daß ich einen ſolchen feinen Lagerdiener habe, gute Geſchäfte macht er auch für mich. Warum? — Er weiß Kundſchaft zu behandeln. Darum mag er ſich etwas herausnehmen in meinem Hauſe! — Wie heißt? Du wollteſt mit Mademoiſelle tanzen? — Mademoiſelle! ſagte er: Sie werden ſich weder unterſtehen mit dem Herrn in dieſer Geſellſchaft zu tanzen, noch die Töchter dieſes Hauſes zu erziehen! — Das iſt brav von dem jungen Menſchen. — Und nun kömmſt Du und willſt ihn zur Thür hinauswerfen? Du, ein Jude, willſt einen Chriſten zur Thür hinauswerfen? Danke Gott, daß der Chriſt Dich nicht zur Thüre hinauswirft. Was iſt das jetzt für eine Zeit! Was iſt das für eine Welt! — Die koſcheren Töchter Iſraels bekommen Erziehung von einer chriſtlichen Chonte und die Juden wollen die Chriſten zur Thür hinausſchmeißen. In meinem Hauſe dulde ich das nicht. In meinem Hauſe verbitte ich mir alle Erziehung und Aufklärung.“

Wenn der keuſche, ſchwärmeriſche Jüngling in ſeinem bisherigen Ideal ein Trugbild, ein gefallenes Mädchen erblicken muß, ſo iſt das eine giftige Erkenntniß. Die vormals edle Phantaſie wird ſchlüpfrig und gemein, und erwachende, heftige Leidenſchaften tödten die Glückſeligkeitsgefühle der Tugend und Unſchuld. — Von dem Augenblicke an, wo Mademoiſelle mir nicht mehr würdig ſchien, meine Träume und Gefühle zu beherrſchen, reichte das Wort „Mädchen“ oder „Weib“ hin, mich zerſtreut zu machen. Wenn ich allein und unbeſchäftigt war, dachte ich an meine Couſinen und jungen Tanten und bald dieſe bald jene gewann außerordentlichen Liebreiz für mich. Doch wenn ich ſie wiederſah, war dieſe Täuſchung hin; ja faſt zuwider waren ſie mir; — denn ſie waren nicht Mademoiſelle, die ich aus Tugendbündlerſtolz und auch als keuſcher Judenſohn tief verachten mußte.

V.

Lange konnte ein ſolcher Zuſtand nicht dauern, ohne in Wahnſinn oder Laſter auszuarten. Glücklicherweiſe auch fand ich Mademoiſelle nach wenigen Tagen wieder, um ſie mehr als je zu lieben. Es war in dieſem koſcheren Hauſe — woran Sie ſich beinahe verſündigt hätten.

Damals war es ein Tanzſaal niederen Ranges für die Mädchen der Brunnenſtraße, des Hebräergangs u. ſ. w. Es wurde jedoch auch ſeiner anſprechenden, weiten und wohlfeilen Räumlichkeit halber auch zu Privatbällen, Familienfeſten und endlich zu geheimen, vornehmen Orgien benutzt. Ja, die neuisraelitiſche Gemeinde hatte es damals ſchon an ſich gekauft, um einen Tempel Gottes daraus zu machen.

Die Köchin meines Onkels Nathanſon, welche ſich in ſeinem geſegneten Hauſe etwas Erkleckliches zuſammen geſpart, heirathete einen alten Privatlehrer, der ſich ebenfalls ein kleines Kapital zuſammen unterrichtet hatte.

Kein übles Paar! Rohe Naturalien müſſen gar gekocht, rohe Naturen müſſen gar gezüchtigt werden, damit beide genießbar ſind.

Mein braver Onkel wollte das Aufſehen meiden, ſo wie die Umſtände und Störungen, welche ein ſolches Feſt in dem eignen Hausſtand verurſacht. Die Trauung fand in aller Stille ſtatt. Schmaus und Ball war in dieſem koſcheren Hauſe.

Das Hochzeitsmahl ward en famille eingenommen; außer der alten Köchin-Braut, meiner Tante und meinen vier Couſinen nahmen weiter keine Damen Theil daran. Nach dem Mahle kamen Muſikanten und es wurde getanzt. Zu dieſem Balle aber wurden weiter keine jungen Mädchen, ſondern nur verheirathete Frauen mit ihren reſpectiven Eheherren eingeladen. Eine Hochzeit iſt ein Feſttag, wie der Sabbat, auf dem man ſeine beſten Feſtkleider anlegt. Junge Mädchen zwar, wenn ſie nicht zur hohen Ariſtokratie gehörten, kleideten ſich damals nur höchſt ſittſam und beſcheiden. Ganz anders aber war es mit den jungen Frauen. Meine jüngeren Tanten erſchienen in Sammt und Seide mit Juwelen und Goldſchmuck, waren herrlich friſirt und nach neueſter Mode gekleidet; das heißt: nackte Schultern, halb entblößte Bruſt und nackte Arme. Was damals ariſtokratiſches Ballcoſtüm war, iſt heutigen Tages Hoftracht, nur mit dem Unterſchiede, daß die damaligen Frauenkleider den griechiſchen Schnitt hatten, den die franzöſiſche Revolution wieder aufgebracht: kurze unnatürliche Taille, dicht unter der Bruſt, während die heutige Hoftracht zu den langen Roccoco-Taillen, Gigots und abſtehend gebauſchten Rücken zurückgekehrt iſt.

Meine Familie war mit ſchönen Frauenzimmern geſegnet und meine jungen Tanten hatten heute in Natura durchaus nicht Widriges für mich. Im Gegentheil, ſie entſprachen meiner Phantaſie, welche mit Nymphen und Gottheiten des griechiſchen Alterthums angefüllt war. Auch die Beleuchtung trug das ihrige dazu bei und endlich kam ich von einem üppigen jüdiſchen Hochzeitsmahl. —

Ich tanzte gut, ich darf ſogar ſagen, mit Bravour. — Meine Tanten-Nymphen und Gottheiten, die mich ſonſt wie einen untergeordneten Neffen oder gleichſam wie einen dummen Jungen zu behandeln pflegten, zeichneten mich mit einem Male aus. Sie zogen mich nicht nur allein anderen Herren und ſelbſt ihren Ehemännern vor, ſie riſſen ſich um mich. Die Eine winkte mir, die Andere blinzte mir zu, die Andere ſagte rein heraus: „Emanuel, ich will mit Dir tanzen.“ Sie lachten und ſchäkerten mit mir, ich durfte ihre bloßen Arme und Schultern küſſen, und bekam auch wohl unaufgefordert einen Kuß auf den Mund. Es blieb ja in der Familie. — Faſt verachtete ich meinen Onkel und andere Eheherren! Heute war ich der Liebling dieſer reizend geſchmückten und friſirten, feſtlich gelaunten Gottheiten. Mogten ſie doch morgen, wenn ſie welk, matt und überwacht, in ihren Nacht- oder Hauskleidern ſich an den Kaffeetiſch ſetzten, wieder für ihre Ehemänner ſorgen oder wirthſchaften oder gar mit ihnen. Wer war der Glücklichere? Ich, der nur mit ihnen tanzte, — oder ſie, die ſie geheirathet hatten und verſorgen mußten.

Mit einem Male trat Saftholz, der als Hausgenoſſe mit zu allem gezogen wurde, zu mir.

„Herr Frankheim, Sie ſind der Held dieſes Abends, und weil Sie heute in ſo glücklicher Laune ſind, werden Sie geneigt ſein zu vergeſſen, was zwiſchen uns vorfiel.“

„Was ſoll ich vergeſſen?“ fragte ich rauh.

— „Unſeren Wortwechſel wegen Mademoiſelle Anna Lomley.“

— „Ignoriren Sie, was Sie wollen; das was ich vergeſſen will oder nicht ſei meine Sache.“

Aber er hatte einen Namen genannt, der mich plötzlich aus meinem paradieſiſchen Freudentaumel riß. Ach, wie ſehr irrte ich, wenn ich glaubte, Mademoiſelle zu verachten. Meine Feſtlaune war dahin, ich konnte nicht mehr tanzen und ſetzte mich ſtill in einen Winkel.

Meine Tanten kamen mich aufzufordern. Sie hatten es heute einmal auf mich abgeſehen und wollten nicht von mir laſſen.

Ich ſchützte Kopfweh vor. Ich betheuerte, daß ich erſchöpft und unwohl ſei und nicht tanzen könne.

Sie lachten: „Biſt Du ſchon verwöhnt, biſt Du ſchon verzogen, weil Du Dich koſtbar machen und Dich ſuchen laſſen willſt, um Körbe auszutheilen? Armer Junge, wie wird man Dir erſt in der Welt mitſpielen, wenn die Zuvorkommenheit einer Tante Dich ſchon eitel macht.“

So läſtig und zuwider waren ſie mir mit einem Male Alle, die noch vor wenig Augenblicken ſo viel Reiz für mich hatten!

Saſtholz ſah mich betrübt und ernſt da ſitzen. Er kam noch einmal zu mir.

„Herr Frankheim, ich muß befürchten, daß Sie mich für einen ſchlechten Menſchen halten und von mir denken, daß ich die Lomley aus dem Hauſe Ihres Onkel vertrieben habe.“

— „Ja, das denke ich von Ihnen, dafür halte ich Sie.“

— „So hören Sie denn, mein Herr! Nicht ich habe die Lomley vertrieben, ſondern Sie, durch Ihr unvorſichtiges, auffälliges Ritterthum. Nicht ich, ſondern ſie ſelbſt hat ſich verrathen, indem ſie plötzlich das Haus verließ, in welchem man nichts Arges von ihr dachte, mit Hinterlaſſung eines Briefes, in welchem ſie ſich beklagt, die Beute eines vornehmen Wollüſtlings zu ſein und ſich ſelbſt als Warnung aufſtellt, nicht Jedermann Vertrauen und Wohlwollen zu ſchenken.“

— „Der Brief lautet nicht ganz ſo.“

— „Wollen wir uns verſtändigen oder wollen Sie bei Ihrer vorgefaßten ſchlimmen Meinung von mir bleiben?“

— „Ich will Niemanden Unrecht thun und wenn Sie ſich rechtfertigen können, ſo will ich gern meinen Irrthum und meine Unerfahrenheit eingeſtehen.“

— „Was thäten Sie, Herr Frankheim, wenn Sie ein Mädchen von zweideutigem Rufe liebten? Nicht wahr? Sie würden darauf bedacht ſein, ſie zu retten.“

„O mein Gott!“ dachte ich. Auch ich liebe ſie und bin auf dieſen Gedanken noch niemals gekommen. Indeß erwiderte ich Saftholz: „Sie haben Mademoiſelle unter vier Augen geſagt: Verlaſſen Sie dieſes Haus! Die Treue, die ich meinem Prinzipal ſchuldig bin und die Anhänglichkeit, die ich für die ganze Familie hege, verpflichten mich zu entdecken, woran man mit Ihnen iſt.“

— „Das hat Ihnen Ihr Herr Onkel geſagt; denn nach dem Auftritte, den Sie gemacht und nach dem Brief den die Lomley hinterlaſſen, blieb mir nichts anderes übrig, als ſo zu reden. Allein die Sache verhält ſich ganz anders. Wie geſagt, ich wollte ſie nicht vertreiben, ſondern ſie retten.“

— „Sie haben ihr alſo nicht unterſagt, meinen Couſinen ferner Erziehungslehren zu geben und mit mir zu tanzen?“

— „So hören Sie mich doch nur an! — Ich finde die Lomley in einer achtbaren Stellung bei den Ihrigen wieder. Auch ihr Benehmen iſt ein unbeſcholtenes. Haben Sie ihr etwas vorzuwerfen?“

— „Im Gegentheil! Sie flößte Jedermann Achtung ein.“

— „Allein ihre Vergangenheit gereichte ihr, ſo wie dem Hauſe, im welchem ſie ſich befand, zur Schmach. Wie war die zu tilgen?“

— „Ich wüßte nicht wie; das Geſchehene iſt geſchehn.“

— „Und doch läßt dergleichen gar leicht ſich tilgen. — Ich bin unabhängig und habe Vermögen. Ich hätte nicht nöthig Commis zu ſein; doch eine Beſchäftigung muß der Menſch haben. Mein Name gehört einer ehrenwerthen und geachteten Familie an, und ich bot ihr dieſen Namen mit meiner Hand.“

„Iſt's möglich! — rief ich erſtaunt, Sie wollten Mademoiſelle heirathen, trotz ihrer zweideutigen Vergangenheit?“

— „Ich liebte ſie!“

Von dem Augenblick an, hatte ich Hochachtung für einen ſo redlichen, vortrefflichen Menſchen.

— „Was aber würden Sie nun thun, Herr Frankheim, wenn ein ſo großmüthiger, edler Antrag mit Hohn und Verachtung zurückgewieſen wird?“

— „Das that Mademoiſelle?“

— „Sie iſt eine gemeine Seele, aber ſchön und liebenswürdig. Ich bin der Erſte nicht, der einen ſolchen Antrag ihr machte. Sie hätte ſchon in Hannover eine Frau Inſpectorin werden können, wenn ſie Luſt gehabt hätte ehrlich zu ſein. Hier haben Sie den Schlüſſel zu meinem Benehmen. Weil ſie meinen Antrag verachtete, verachtete ich ſie. Nicht einmal tanzen wollte Sie mit mir; denn wahrlich, ich habe einmal die Schwachheit für dieſes Mädchen. Ich hatte ſie vor Ihnen zum erſten Walzer aufgefordert. Sie haben geſehen und haben gehört mit welchen Klapperſchlangenblicken und mit welchen Gurgeltönen ſie mich Lügen ſtrafte und mir Erziehung gab. Können Sie es mir verargen, daß ich, empört über dieſe Frechheit, für den Augenblick ſo weit mich vergaß, mir eine Drohung zu erlauben?“

— „Nein! Ich bin Ihnen Ehrenerklärung ſchuldig. Doch beſſer, wir vergeſſen es.“

— „Soll ich ganz aufrichtig ſein? Soll ich noch mehr ſagen?“

— „Ich werde Ihnen dankbar dafür ſein.“

— „Ich war eiferſüchtig auf Sie. Offenbar war ſie in Sie verliebt. Sie verachtete alle, um mit Ihnen zu cokettiren und alle ihre Geſpräche waren an Sie gerichtet. „Herr Frankheim, was meint Schiller oder Goethe mit dieſem oder jenem Verſe? Herr Frankheim, wie iſt dieſe oder jene Redensart zu verſtehen? Herr Frankheim, wird dieſes Wort ſo oder ſo ausgeſprochen?“ —

Dieſe Worte umſingen mich wie ein ſüßer Traum, der glänzend beſtätigte, was ich kaum zu ahnen mir erlaubt hatte und aus dem zu erwachen ich mich fürchtete.

„Aber wenn Sie ſich nun irren, Herr Saftholz? — fragte ich ſcheu. — Wenn das, was Sie für Zuneigung halten, weiter nichts, als Wißbegierde war?"

Saftholz ſchlug ein Gelächter auf. „Die und Wißbegierde? Koketterie und Sinnlichkeit iſt ſie durch und durch. Woher war ſie, die mich ſo dreiſt und herriſch jederzeit behandelte, mich, der ich ſie in jedem Augenblick demüthigen konnte, woher war ſie in Ihrer Gegenwart ſo ſchüchtern und befangen?"

— „Das konnte, wie mich dünkt, weit beſſer auf Ihre Rechnung kommen, eben weil Sie im Stande waren, ſie jeden Augenblick zu demüthigen."

— „O, Sie kennen dieſe wilde Katze nicht. Vom erſten Augenblicke an, wo ſie mich in dem Hauſe Ihres Onkels ſah, war ihr Benehmen gegen mich dreiſt, verächtlich und herausfordernd. Sie ſchien auf Alles gefaßt. Doch Eines nur mochte ſie beſorgen: daß ich den Mund in Ihrer Gegenwart aufthuen könnte; daß ich Ihnen Dinge anvertrauen würde, um derentwillen ſie mit ihrer eiſerner Stirn ſich vor der ganzen Welt nicht ſcheut und die ihr nur empfindlich geweſen wären, falls Sie ſie erfahren hätten; deshalb gerieth ſie außer ſich, bei dem erſten dreiſten Worte, was ich mir in Ihrer Gegenwart erlaubte, ſchimpfte und verließ am folgenden Tage das Haus, um zu ihrer früheren Lebensart zurückkehren."

VI.

Mit dieſen Worten hatte mich der Schelm umgarnt und ich zappelte in ſeinem Netze. Denn daß er ein Schelm war, wird Ihnen einleuchtend ſein, und was er mit mir, dem einzigen, unerfahrenen Sohn reicher Eltern vor hatte, werden Sie ſpäter erfahren.

Er fuhr fort: »Ich durfte der Verräther dieſes Mädchen ja nicht ſein, denn die Geſellſchaft, in der ich ſie kennen lernte, beſuchte ich noch immer und durch zweierlei Dinge macht man ſich in derſelben unmöglich: durch leere Taſchen und durch Schwatzhaftigkeit. Ich ſagte Herrn Nathanſon daher nur, was ich ſagen durfte.«

— »Welcher Art iſt dieſe Geſellſchaft?«

— »Junge Leute, die Geld ſo überflüſſig haben, daß ſie ſich eben ſo freuen es durchzubringen, wie andere Menſchenkinder, die gute Geſchäfte machen. Wenn ſie ſich in einer augenblicklichen Verlegenheit befinden, lächeln ſie glückſelig diejenigen an, die etwas von ihnen verlangen. Kennen Sie dieſe Sorte Schmetterlinge nicht?«

— »Ich lebe nur im Kreiſe meiner Familie und mit meinen Schulkameraden.«

— »Ferner hochgeſtellte obrigkeitliche Herren, die einen ökonomiſch-eleganten Hausſtand führen, aber ſich ſehr koſtſpielige heimliche Zerſtreuungen machen. – Wir ſind in einer freien Hanſeſtadt. — Viele regierende Perſonen haben mehr koſtſpielige Gelüſte, als ein regierender Herr. Und ferner giebt es eine Klaſſe alter, reicher Junggeſellen, die im Ganzen kärglich leben, die es ſich jedoch Alles koſten laſſen, um ihre letzten möglichen Genüſſe noch erhaſchen zu können. — Die Zierden dieſer Geſellſchaft ſind lockere Kouliſſen-Schönheiten, Putzmacherinnen, Abenteuerinnen und andere zierliche Geſchöpfe dieſer Gattung. Sie erſcheinen unter der Aufſicht ihrer Tanten, d. h. Gelegenheitsmacherinnen oder Kupplerinnen.“

— „Gehört auch Mademoiſelle zu dieſen Nymphen?«

— »Ja! Man nennt ſie die Prinzeſſin Pumphia, weil ſie ſich ſo übermenſchlich vornehm dünkt. Sie iſt Blumenſtickerin und behauptet Künſtlerrang. Um zu ihr zu gelangen, muß man ihr eine Stickerei abkaufen oder eine beſtellen und damit iſt ſie ſehr theuer. Alle Ihre Herren Onkel, alle älteren Herren, die Ihre Familie frequentiren, alle dieſe Herren, wie ſie hier ſind, Herr Nathanſon und Ihr Herr Vater nicht ausgenommen, haben ſich bereits ſehr angelegentlich bei mir nach Mademoiſelle erkundigt. Mademoiſelle, die nicht mehr Erzieherin in Ihrer Familie iſt, ſcheint jetzt größeren und wichtigeren Reiz für Sie gewonnen zu haben. Leider aber iſt die Prinzeſſin Pumphia unzugänglich für ſolche Perſonen, welche die Ehre haben, zu Ihrer reſpectabeln Familie zu gehören. Ganz geſunken iſt ſie nicht. Ein Funke Schamgefühl lebt noch in ihr. Vielleicht aber iſt es nur Koketterie. Sie will ſich ſelbſt nicht Lügen ſtrafen; ſie will vor denen ſich nicht demüthigen, denen ſie einſt durch Tugendhaftigkeit und vornehme Sitte Achtung einflößte. Selbſt für mich iſt ſie unſichtbar, — nur weil ich die Ehre habe, Hausgenoſſe Ihres Herrn Onkels zu ſein.“

— „So habe ich wohl die wenigſte Hoffnung, ſie wieder zu ſehen?“

— „Doch! — Sie beſucht immer noch die Geſellſchaften, in denen ich ſie kennen lernte.“

— „Bin ich denn zutrittsfähig für ſolche Geſellſchaften?“

— „Wenn Sie zweierlei Eigenſchaften beſitzen.“

— „Laſſen Sie hören.“

— „Haben Sie Geld? Ich bin für den Augenblick gänzlich abgebrannt, ſonſt würde ich Ihnen gern dienen.“

Ich langte in meine Taſchen. „Wie viel bedarf's, zehn, zwanzig Drittel?“

— „Reden Sie nicht von Dritteln, ſondern von Louisd'ors."

— „Ich bin bei jeder Gelegenheit von meinen Eltern und Verwandten reichlich beſchenkt worden; ich habe nie das Mindeſte zu meinem Vergnügen ausgegeben. Meine Sparbüchſe iſt voll Ducaten und Louisd'ors."

— „Nun, was hat es dann für Noth. Allein die zweite Eigenſchaft: Können Sie ſchweigen?"

— „Ich hoffe, mein Herr, daß Sie nicht daran zweifeln."

— „Abgemacht! Ich führe Sie in dieſe Geſellſchaft ein. Sie ſollen die Lomley, die Mademoiſelle oder die Prinzeſſin Pumphia wiederſehen. Sind Sie zufrieden?"

— „Wann?"

— „Freitag Abend gegen zehn Uhr, nach dem Theater."

— „Was werden meine Eltern denken, wenn ich ſo ſpät noch ausgehen will?"

— „Laſſen Sie mich machen. Sie wiſſen, wie ich in Ihrer Familie ſtehe und hoffentlich verdiene ich einen andern Credit, als Mademoiſelle Lomley. Uebrigens ſind Sie mir eine Genugthuung ſchuldig."

— „Welcher Art ſoll die Ehrenerklärung ſein, die Sie von mir fordern?"

— „Sehr freundlicher Art. Morgen 12 Uhr, ſo wie Sie aus dem Johanneum kommen, müſſen Sie mit mir frühſtücken."

— „Herr Saftholz, Sie überhäufen mich mit Zuvorkommenheiten — und ich habe es nicht um Sie verdient.“

— „Ich mache nur gut, was ich verſündigt habe. Mich dünkt, ich habe Sie dieſen Abend übler Laune gemacht und Sie in Ihrem Tanzvergnügen geſtört. Soll dieſe ganze Geſellſchaft und hauptſächlich ſollen Ihre liebenswürdigen Tanten, die ſo gern mit Ihnen zu tanzen wünſchen, darunter leiden? — Nein! Seien Sie wieder, was Sie bisher waren, die Seele des Vergnügens, der Held Ihrer Tanten. Strapaziren Sie ſich, opfern Sie ſich auf, und morgen früh um 12 Uhr hole ich Sie ab, um Sie bei Unbeſcheiden hinter dem Breitengiebel mit Auſtern und Lafitte zu reſtauriren. Dort erfahren Sie das Uebrige.“

Ich war wieder ſo aufgemuntert und aufgeregt, daß ich die erſte beſte meiner Tanten bei'm Arm nahm und ſagte: „Jetzt habe ich mich erholt und kann wieder tanzen.“

Ich tanzte die ganze Nacht hindurch, wie ein Wahnſinniger.

Als wir Morgens früh um vier Uhr uns anſchickten, nach Hauſe zu gehen, trat Saftholz noch einmal zu mir.

„Wiſſen Sie auch, wohin ich Sie am Freitagabend führen werde?“

— „Nun?“

— „Hierher! In dieſes Lokal, welches wir jetzt verlaſſen. Dann aber wird es hier ganz anders ausſehen.

Sie werden erſtaunen über die Soireen, welche Madame Biſchof giebt.“

— „Wer iſt Madame Biſchof?“

— „Wir werden ſie morgen kennen lernen.“

VII.

Ich ſchlief nur wenig, denn um acht Uhr mußte ich nach dem Johanneum.

Ich war zerſtreut und niedergeſchlagen und meine Schulkameraden fragten mich, was mir fehle!

Ich ſagte, daß ich auf einer Hochzeit war und die ganze Nacht hindurch getanzt habe.

„Wo wurde denn dieſe Hochzeit gefeiert?“ fragten ſie.

Ich nannte ganz ſorglos dieſes koſchere Haus und meine Schulkameraden brachen in ein barbariſches Gelächter aus.

Indem kam der würdige alte Hipp, und fragte nach der Urſache unſerer Heiterkeit. Er erfuhr ſie und ich war zum zweiten Male beſchämt. „Meine Herren,“ ſagte der menſchenfreundliche Mann, „es macht Ihnen keine Ehre, daß Sie dieſes Haus kennen.“

Ich habe bereits eines reichen und vornehmen Schulkameraden erwähnt, der ſich auf eine ſehr ſchlaue Weiſe von ſeinen Vormündern emancipirt hatte.

Dieſer Emancipirte, der übrigens ein braver Junge war, ſich aber viel erlaubte, nahm das Wort.

„Herr Profeſſor! Ich kenne dieſes Haus, aber meine Commilitonen kennen es nicht, ſonſt würden ſie wiſſen, daß am Dienſtag dort nicht öffentlich getanzt wird.“

— „Alſo hat Frankheim eine Unwahrheit geſagt.“

„Im Gegentheil! Meine Herren Commilitonen haben ihn in einen unwürdigen Verdacht: denn öffentlich iſt dieſer Tanzſaal nur Montags, Mittwochs, Donnerſtags und Sonntags, folglich war Frankheim nur in einer Privatgeſellſchaft, die dort ein Feſt feierte.“

— „Haben Sie gehört, daß ich geſagt habe, es gereicht einem Primaner nicht zur Ehre, dieſes Haus zu kennen.“

„Freilich habe ich das gehört, Herr Profeſſor. Allein ich will Frankheim rechtfertigen und ſelbſt für nichts Beſſeres gelten als ich bin!“

„Schweigen Sie, verwegener junger Menſch. Sie mögen rechtſchaffen handeln, aber Sie reden unanſtändig.“

Es war indeſſen wohlgethan, vor dem Emancipirten mich zu rechtfertigen, denn Hipp legte mir mehrere Fragen vor, die ich, wie gut ich auch praeparirt war, nicht beantworten konnte.

Er ſchonte mich und allerdings bedurfte ich auch an dieſem Tage der Schonung.

Von 9 bis 11 Uhr laſen wir bei Gurlitt den Horaz. Wie lang mir dieſe Stunden wurden, kann ich unmöglich beſchreiben. Alle Augenblicke ſah ich nach der Uhr.

Der Alte merkte es und fragte: „Frankheim, langweilt Sie der Horaz?“

„Nein, Herr Director!“

„Sie ſehen ja beſtändig nach der Uhr. Sind Sie ein Neuling, der zum erſten Male eine Uhr in der Taſche hat und jeden Augenblick ſich überzeugen muß, daß ſie richtig geht und er ſeinen Schatz noch beſitzt?“

Ein jeder Profeſſorenwitz wird mit einer fürchterlichen Gelächterſalve begrüßt, und es war die dritte Salve, die ſich auf meine Koſten erhob.

Noch eine Stunde hatte ich zu überſtehen. — Ich hätte ſie ſchwenzen können, kam ich heute aber früher nach Hauſe, ſo hätte es das Anſehn gehabt, als ſei ich vom geſtrigen Feſte angegriffen und dann hätten meine Eltern niemals erlaubt, daß ich mit Saftholz frühſtücken ging.

Zum Glück aber trug der geniale Zimmermann Religionsphiloſophie vor, und zwar mit der größten Freiſinnigkeit, zum Verdruß und Aergerniß zukünftiger Theologen, die frühzeitig auf den Pietismus ſich einzuexerciren befliſſen waren. So lange Zimmermann ſprach, vergaß ich, daß ich von Saftholz ein Frühſtück zu erwarten hatte um mit ihm von der Lomley zu reden.

Als ich nach Hauſe kam war er ſchon dort. Auch hatte er bereits die Einwilligung meiner Eltern erhalten.

Einem einzigen Sohne, auf den man ſo große Stücke hielt, wie meine Eltern auf mich, läßt man nicht gerne von der Seite ohne ihm gute Lehren, Ermahnungen und Warnungen mitzugeben.

Mein Vater ſagte: „Du verdankſt Herrn Saſtholz heute eine große Ehre. Du wirſt frühſtücken mit dem Sohne des däniſchen Conſuls von L. und dem des altonaer Senators D. — In ſolcher Geſellſchaft ſehe ich Dich gerne.“

Meine Mutter fügte hinzu: „Iß nur nicht zu viel, Emanuel. Du haſt geſtern auf der Hochzeit das Deinige gethan und biſt erſt um vier Uhr zu Bette gegangen.“

Ich wollte mich umkleiden. Allein der dreiſte Saſtholz rief: „Bei Leibe nicht, der altdeutſche Rock iſt die Uniform des ſtudirenden Jünglings und eine Uniform geht dem Fracke vor. Sein Sie auf meinem Frühſtück von Geſchäftsmännern die gelehrte, oder vielmehr die philoſophiſche Würze.“

„Emanuel!“ ſprach mein Vater ernſthaft. „Hier haſt Du einen Freund, auf den Du dich verlaſſen kannſt!“

„Emanuel! flehte meine Mutter. „Herr Saſtholz iſt älter als Du, befolge pünktlich alles was er Dir räth.“

Ich zählte neunzehn Jahre und war Primaner. Allein wir hatten damals eine Erziehung bekommen, die unſere

Eltern ſelbſt nicht hatten, und um ſo weniger uns geben konnten. Sie überließen uns daher jedweder anſcheinenden Autorität, von der ſie ſich etwas verſprachen.

Ich beurlaubte mich auf kurze Zeit, um einige unbedeutende Verbeſſerungen mit meinem Anzuge vorzunehmen und hierauf gingen wir zu Unbeſcheiden hinter dem breiten Giebel.

Auſtern und Champagner waren zu haben. Doch ſah ich weder einen Conſulsſohn L. noch einen Senatorsſohn D.

„Wo bleiben dieſe jungen Herren?“ fragte ich.

— „Mein Gott! Wollen oder können Sie mich nicht verſtehen. Sonnabend iſt die Aſſemblee. Sie müſſen eine Nacht außer dem Hauſe bleiben; werden Ihre Eltern das zugeben, wenn Sie nicht bei einem Altonaer Conſul oder Senator eingeladen ſind, wo Sie wegen Thorſchluſſes nicht wieder nach Hamburg kommen können?“

— „Alſo die Frühſtückgeſellſchaft iſt eine fingirte?“

— „Natürlich, und Sie ſehen, mit welchem Erfolge. Sie ſind mir anempfohlen worden, Sie ſind ermahnt worden zu thun was ich Ihnen rathe.“

Und ich bin alſo weder bei einem Conſul noch bei einem Senator eingeladen?“

„Es würde zu verwegen ſein, eine Geſellſchaft beim däniſchen Conſul zu fingiren. Er giebt große, ſtadtkundige Feſte, indeß könnte er doch auch einmal en petite comitée ſich amüſiren wollen. Doch Ihr Herr Vater iſt eitel. Er könnte ſich rühmen, daß ſein Sohn die Nacht nicht zu Hauſe gekommen um einer Soiree beim däniſchen Conſul beizuwohnen. Der Senator alſo iſt weit ſicherer und bequemer. Er feiert einen Geburtstag und läßt tanzen."

— „Ich habe nicht das Herz, meinen Eltern ſolche Unwahrheiten aufzubinden."

— „Ich werde es thun, und Sie wollen die Lomley wiederſehen?"

— „Ja! Um jeden Preis."

— „Alſo ſind Sie nächſten Sonnabend beim Senator D. eingeladen. Er führt ein ſehr einfaches Haus und davon läßt ſich kein großes Rühmen machen. Sie können es wagen. Alſo hole ich Sie nächſten Sonnabend zum Senator D. in Altona ab."

— „Nächſten Sonnabend?"

— „Ja! Nach dem Theater. — Spielen Sie?"

— „Nein, ich habe nie geſpielt."

— „Alſo werden Sie tanzen und ich ſpiele. Haben Sie Geld? Sonſt ſteht Ihnen meine Börſe zu Dienſte."

— „Wie viel brauche ich?"

— „Sie werden einſehen, daß man einen ganzen Abend nicht umſonſt tanzen, liebeln, ſchmauſen und zechen kann, ohne wenigſtens ein Paar Louisd'or auf eine Karte zu wagen."

— „Sagen Sie nur wie viel Sie wünſchen.“

— „Ich bin noch nicht ſo weit. Es iſt Ihnen ausſchließlich darum zu thun, daß die Lomley auf der Soirée erſcheint, daß ſie nur mit Ihnen tanzt und kein anderes Engagement annimmt. Dazu iſt erforderlich, daß Sie ihr ein artiges Geſchenk machen.“

— „Wenn Sie es annimmt?“

„Weder von Ihnen noch von mir. Wohl aber durch die dritte Hand, durch die Biſchof, durch die Eminenz gelangt man zur Prinzeſſin. Ich werde mit ihr reden. An Pretioſen habe ich Ueberfluß, mit denen ich nichts anzufangen weiß. Ich alſo beſorge das Geſchenk für die Prinzeſſin, welches Ihnen dieſelbe für den Abend ſichert, und empfange eine Summe gleichen Werthes, um ſie auf eine Karte zu wagen. Entweder ich verliere oder gewinne das doppelte, vierfache, zehnfache. Der Gewinn gehört uns Beiden.“

— „Das iſt ein ſehr annehmbarer Vorſchlag.“

„Schauen Sie!“ ſprach Saftholz und zog ein Maroquin-Etui aus der Taſche. Es enthielt eine allerliebſte Damenuhr, emaillirt und mit Perlen beſetzt nebſt Kette und Uhrhaken, ebenfalls emaillirt und jedes Glied der Kette war mit einer Perle geſchmückt. — „Iſt dieſe Uhr dreißig Ducaten werth?“ fragte er.

— „Nach meiner Meinung das doppelte, das dreifache.“

— „Ich will nichts an Ihnen verdienen. Ich habe dieſe Uhr beim Spiel für dreißig Ducaten angenommen, und überlaſſe ſie Ihnen für dreißig Ducaten, die wir gemeinſchaftlich auf die Karte ſetzen.“

„Das wäre zu großmüthig! Sechszig Ducaten. Dreißig für die Uhr und dreißig für die Karten. Die Uhr iſt meine Sache.“

— „So müßte ich dreißig Ducaten zulegen und ſechszig Ducaten zu verſpielen, wäre zu viel.“

— „Alſo fünf und vierzig Ducaten! Sie legen fünfzehn zu.“

— „Ich mache mir nichts aus der Lomley, ich überlaſſe ſie Ihnen gern.“

— „Sie wollen nichts an mir verdienen. Sie ſollen mir aber auch nichts ſchenken.“

— „Es ſei. Alſo fünf und vierzig Ducaten. Ich lege fünfzehn zu.“

— „Und dieſe Uhr haben Sie im Spiel gewonnen?“

— „Ja!“

— „Es iſt eine Damenuhr!“

— „Ganz recht. Ich habe ſie auch einer unſerer Nymphen abgenommen.“

— „Alſo ſpielen die Nymphen auch?“

— „Auch die Madames und Tanten. Erſt verſpielen ſie ihr Geld und dann ihre Koſtbarkeiten.“

— „Wie iſt das möglich?“

— „Sie werden ſehen, wie fein die Bewirthung iſt. Man kann ſie nicht umſonſt verlangen.“

— „Und wer bezahlt dieſe Bewirthung?“

— „Die Bank bezahlt alles. Aber man muß ſpielen. Ich ſpiele für Sie.“

— „Spielt die Lomley auch?“

— „Wenn man ihr einen Louisd'or ſchenkt. Gewinnt ſie, ſo freut ſie ſich, verliert ſie, ſo iſt ſie ſo traurig und ſeufzt ſo lange bis man ihr einen zweiten und dritten ſchenkt.“

— „Es ſieht ihr ähnlich. Allein ſie hat es mir einmal angethan. Ich könnte mich mit Freuden von ihr ausplündern laſſen.“

— „Das wäre thöricht, denn ſie liebt Sie ausnahmsweiſe, deſſen hat ſich keiner ihrer Anbeter zu rühmen, die ſie alle ausgeplündert hat. Alſo Sonnabend Abend nach dem Theater. Alles übrige bringe ich bis dahin in Ordnung.“ —

— „Und die 45 Ducaten, wann verlangen Sie ſie?“

— „Nicht früher als im Saale, wo ich mir Ihre Börſe ausbitten werde, unter dem Vorwande, daß ich mit Geld zu kurz käme.“

Saſtholz begleitete mich zu meinen Eltern zurück; berichtete ihnen die angebliche Einladung und fügte hinzu: „Kleiden Sie ſich nicht übertrieben elegant. Sie wiſſen, es iſt nur ein Familien-Cirkel, und Groß-Galla würde den

Hamburger Bürgerſohn verrathen, der den Familiencirkel eines Altoner Senators überſchätzt. Alſo ſchwarzen Frack, lange, ſchwarze Beinkleider, weiße Weſte und Halstuch iſt alles.“

Er ging, und meine Mutter ſagte: „das iſt ein braver, feiner junger Mann, er denkt an alles. Seit wann ſeid Ihr wieder ſo gute Freunde geworden?“

— „Seit geſtern Abend. Wir haben uns verſtändigt.“

— „Die Lomley verdient auch nicht, daß man ſich ihrethalben mit ſolch einem guten Menſchen erzürnt,“ ſagte meine Mutter! und mein Vater beſtand darauf, daß ich bis Sonnabend einen neuen feinen ſchwarzen Anzug haben müſſe. Alle meine Einreden waren umſonſt. Es wurde zu Spieß geſchickt, der mir ſofort Maaß nahm und ſchon am Freitag Mittag erhielt ich meinen neuen Anzug.

— Die erſte Lüge, die ich mir jemals gegen meine Eltern erlaubt hatte, wurde theuer von ihnen bezahlt.

VIII.

Der heißerſehnte Sonnabend kam endlich, und zur verabredeten Stunde holte mich Saftholz in einer Kutſche ab. Der Kutſcher war bereits inſtruirt. Er erhielt Fahrlohn und Thorſperre von meinem Vater und obendrein ein großes Glas Wein von meiner Mutter; denn der Commis meines Onkels durfte den einzigen Sohn meiner Eltern nicht freihalten wollen. Der Kutſcher ſteckte das Thorſperrgeld als Trinkgeld in die Taſche, leerte ſein Glas und fuhr uns ſtatt aus dem Thore geradewegs nach dieſem Hauſe.

Es waren bereits einige Herren da, die älteren in Ueberröcken, die jüngeren im Frack; das Fußzeug ward in der Garderobe gewechſelt. Alle waren ſehr einfach gekleidet, und ich mit meinem ſuperfeinen funkel hagelneuen ſchwarzen Anzug kam mir ſehr ſeltſam vor.

— „Ich habe Sie vor einer übertriebenen Toilette gewarnt;“ ſagte Saftholz. „Sie verräth den Neuling.“

— „Was ſollte ich machen. Meine Eltern wollten es!“ —

Gegen eilf Uhr erſchienen einige Tanten und Nichten. Das Theater war erſt um 9½ Uhr zu Ende und ſie hatten von neuem Toilette gemacht, um hier zu erſcheinen.

Meine Couſinen waren an jenem Abend ſehr züchtig gekleidet, meine Tanten aber nach griechiſcher Mode. Heute war es umgekehrt. Die Tanten waren elegant aber ehrbar gekleidet und die Nichten, verführeriſcher gekleidet als gar nicht.

Dieſe Nymphen wurden von den Herren, für die ſie gekommen waren, in Beſchlag genommen, an's Bufet geführt und mit Punſch und Backwerk tractirt. Sie ſelbſt durften nicht zugreifen, denn Mädchen dieſer Art ſind ſehr gefräßig, und was ſie nicht in ihre reſpective Mägen ſtopfen können, das verbergen ſie Fürſorge halber in ihren geräumigen Taſchen und Pompadours, denn morgen iſt auch noch ein Tag.

Saſtholz präſentirte mir ein Glas Punſch.

— „Herr Saſtholz! Ich gebe nicht ferner zu, daß Sie ſich meinethalben in Koſten ſetzen.“

— „Das thue ich auch nicht, das alles koſtet nichts. Es iſt Sache der Bank.“

— „Wollen Sie Geld?“

— „Noch nicht! — Später. Ich werde Sie darum bitten.“

Inzwiſchen hatte ſich der Saal gefüllt und es entſtand eine Bewegung. Man flüſterte ſich zu: die Eminenz kommt mit der Prinzeſſin. Dieſe Worte gingen von Mund zu Mund.

Man mußte, um in den Saal zu gelangen, durch's ganze Vorderhaus gehen, und außerdem gebrauchten die Damen einige Zeit, ſich ihrer Hüllen zu entledigen. Man hatte daher gehörige Muße, ſich gemächlich auf dieſe impoſante Erſcheinung vorzubereiten.

— Saftholz trat zu mir. „Ritter Emanuel von Frankheim! faſſen Sie ſich ein Herz, denn Ihre Dulcinea kömmt und wird Sie mit ihren Blicken zerſchmettern.“

— „Warum das?“

— „Sie haben ſie als ein ehrliches und ehrenwerthes Mädchen gekannt, und wie erblicken Sie ſie jetzt wieder? Glauben Sie, daß ihr das nicht nahe geht?“

— „O mein Gott!“

— „Dergleichen paſſirt hier öfterer. Alle dieſe Nymphen oder Nichten haben mitunter Anwandlungen von Reue, Verſchämtheit und Moral. Allein man weiß dergleichen Idioſynkraſien zu behandeln und von Grund aus zu curiren. Bleiben Sie nur ſtandhaft und überlaſſen Sie alles Andere Anderen.“

— „O, das iſt doch fürchterlich!“

— „Sie müſſen die Welt kennen lernen, ſie iſt einmal ſo.“

Die Biſchoff war eine nicht mehr junge aber majeſtätiſche Blondine, ſie trug ein ſchwarzſammtnes Kleid mit Blonden beſetzt. Eine breite, goldene Treſſe mit einem Demantſchloſſe ſtützte ihre hohe Bruſt und ſie hatte Diamanten in den Ohren, an den Fingern und in den Haaren. Was dieſer lilienarmigen Juno an Friſche fehlte, erſetzte ihre koſtbare Toilette. Aber mit der etwas impertinent blonden Venus an ihrer Seite, welche den Gürtel der Anmuth beſaß, konnte ſie keinen Vergleich aushalten. Die Lomley hatte das zartbunte, ſeidene Kleid an, was Onkel Nathanſon ihr geſchenkt hatte, um ſie ein einziges Mal auf die Wange zu küſſen. Um ihren ſchneeweißen zierlichen Hals hing die mit Perlen geſchmückte, goldene Kette und an ihrem zarten Herzchen baumelte die niedliche Uhr.

Die Herren drängten ſich um ſie und bekomplimentirten ſie. Die Mamſellen prüften ihre Toilette, und beſchauten ſie von oben bis unten mit Neid und Unluſt.

Endlich ließ man ab von ihr, ſie konnte ſich im Saale umſehen, erblickte mich, ſtieß einen Schrei aus und bedeckte ihr Angeſicht. Sie wollte fliehen!

Allein die Biſchoff faßte ſie beim Arm, zerrte ſie zu mir und Saſtholz ſtellte ſich neben mich. „Frankheim, das iſt der entſcheidende Augenblick. Sein Sie ſtandhaft und muthig.“

Sie hielt immer noch das Angeſicht mit beiden

Händchen bedeckt. Die Tanten redeten ihr freundlich zu, die Nichten gaben ihr in Ausdrücken, die ich mich zu wiederholen ſcheue, zu verſtehen, daß ſie nicht beſſer ſei, als jede Andere. Das war die Art und Weiſe, wie man Anwandlungen von Tugend, Schamhaftigkeit und Reue, radicaliter courirte.

Die Lomley gewann ihre Faſſung endlich wieder, trat einen Schritt näher, deutete mit dem Finger auf mich, ſah Saſtholz ſcharf an und fragte: »Verdanke ich dieſem Herrn meinen Schmuck?«

»Prinzeſſin!« höhnte Saſtholz, »ich kann es nicht leugnen.«

»Markör!« rief ſie höchſt hanoverſch vornehm.

Aber es kam kein Markör. Damen hatten nichts zu beſtellen.

Mit einer ſchlanken Bewegung ihrer zierlichen Arme nahm ſie Uhr und Kette ab und ließ ſie mit einer ſanften Bewegung zu Boden gleiten.

»Markör!« rief ſie nochmals und deutete mit dem Finger auf die Uhr und dann auf mich. »Nehmen Sie das auf. Uebergeben Sie es dieſem Herrn und nimmt er es nicht zurück, ſo behalten Sie es!«

»Sie iſt heute fürchterlich! Prinzeſſin mäßig!« ſpotteten die Nymphen und in der That war es eine entſetzliche Beſchämung für mich. Ich wollte augenblicklich das Haus verlaſſen. Allein Saſtholz hemmte mich.

„Wenn Sie gehen, ſind wir alle compromittirt.“

Der Aufwärter brachte mir Uhr und Kette und ſagte: „Ich bin gar nicht böſe, wenn ich ſie behalten ſoll.“

Saſtholz nahm ſie und gab ihm ein Geldſtück. „Frankheim!“ wiederholte er, „nur einen Augenblick noch bleiben Sie gelaſſen.“

Indeſſen hatte die Lomley die Biſchoff zur Seite gezogen und beredete ſich angelegentlichſt mit ihr. Beide winkten Saſtholz.

„Warten Sie einen Augenblick!“ ſagte er und ging zu ihnen.

Die Biſchoff ſchien ihn ernſthaft zur Rede zu ſtellen. Die Lomley unterſtützte ſie hier und da. Allein er vertheidigte ſich gut. Wie es ſchien, beſchämte er die Lomley und endlich mußte ſie Uhr und Kette zurücknehmen. Weinend kam ſie auf mich zu.

„Herr Frankheim!“

Sie nahm mich bei Seite: „Warum verfolgen Sie mich?“

— „Weil ich Sie liebe!“

— „Ein unglückliches Mädchen wie ich, kann einem unverdorbenen Jüngling, wie Sie ſind, keine ſolche Leidenſchaft einflößen. Allein ich thue Unrecht, Sie unverdorben zu nennen. Sie ſind, ſeitdem ich Sie zum letzten Male ſah, tief geſunken. Sie belügen und betrügen Ihre guten, zärtlichen Eltern.“

— »Sie wiſſen, Mademoiſelle, wie ſehr ich meine Eltern liebe, aber Sie liebe ich noch mehr und Ihrethalben, um Sie wieder zu ſehen, verleugne ich Kindespflicht und Dankbarkeit.«

»Herr Frankheim, wir begegnen uns hier nicht auf dem Pfade der Tugend. Zwiſchen uns kann von Liebe keine Rede ſein. Nicht aus freier Wahl habe ich die Lebensart ergriffen, die ich führe, mein eigner Wille hat nichts damit zu ſchaffen. Nur herbes Mißgeſchick und mächtige Unterdrücker, denen ich wehrlos unterlag, haben mich zu dem gemacht, was ich bin. Frankheim, Sie kennen die Welt nicht. Es giebt hochgeſtellte, anſcheinend ſehr würdige Männer, welche mit Bibel und Geſangbuch Sonntags fromm zur Kirche gehen, ſogar auch Kirchen bauen, Armenhäuſer errichten, fromme Stiftungen begünſtigen und öffentlich zu Wohlthaten jeglicher Art das Beiſpiel geben; aber um ſich heimlich nur um ſo ungezwungener ihren Lüſten und ihrer Tyrannei zu überlaſſen. Sie gleichen den katholiſchen Pfaffen, welche vor den Augen der Welt Frömmigkeit und Menſchen liebheucheln und hinter undurchdringlichen Kloſtermauern, wo keine Sonne ihre Frevel beſcheint, ſich alles erlauben. Erwarten Sie nicht, mein Schickſal zu hören. Es iſt das Schickſal von tauſend unglücklichen Mädchen. Und will man ſich einmal dieſer Sclaverei entreißen, ſo reicht das Wort eines hinterliſtigen Verführers hin, uns noch tiefer zu ſtürzen, als wir bereits geſunken ſind. Entreißen kann ich mich der Lebensart nicht, zu der mich mein böſes Schickſal verurtheilt hat, die Ehre iſt einmal dahin. Meine Aufgabe kann nur die ſein, nicht ganz darin zu verſinken. Schonen Sie alſo den kleinen Reſt von Tugendgefühl, deſſen ich noch fähig bin. Verlangen Sie nicht, daß ich mich vor Ihnen erniedrigen ſoll!“

— „Erniedrigen!“

— „Ja! lieber Frankheim! Ich ſchätze Sie! Ich liebe Sie ſogar. Doch kann ich Ihnen niemals gewähren, was ich anderen für Geld erlaube. Man knieet vor mir, man legt mir Koſtbarkeiten zu Füßen, heimlich aber verachtet man mich dennoch. Ich würde mich ſelbſt haſſen und verachten, wäre ich fähig, Sie oder irgend ein Mitglied Ihrer ehrenwerthen Familie durch meine Berührung zu beflecken. Ich habe mich im Hauſe Ihres Herrn Onkels ehrlich und ſittſam benommen. Ihre Tanten, Ihre Couſinen, und ach! Ihre gütige liebenswürdige Mutter; ſie waren vertraut und befreundet mit mir, ſie behandelten mich wie ihres Gleichen. Meine Seele iſt noch nicht ſo entweiht wie mein Leib, dieſe Erinnerung wird mir ewig theuer und heilig bleiben. Ich will in jeder Hinſicht ſie mir rein und ungetrübt bewahren.“

Hiermit fing ſie bitterlich an zu weinen, allein um ſo liebenswürdiger dünkte ſie mich. Sie hatte mit dieſen Reden meine Leidenſchaft nur entflammt, nicht gemildert.

Saftholz hatte uns beobachtet. Er trat näher.

„Nun Frankheim!“ begann er. „Haben Sie endlich genug Erziehung erhalten? Hat die Prinzeſſin Sie mit ihrem Tugendkitzel und ihren moraliſchen Geſinnungen endlich hinreichend zerknirſcht?“

„Anna!“ fuhr er fort, indem er ſie duzte. „Du weißt, weshalb Du hergekommen biſt und bezahlt biſt Du auch mit dieſer Uhr und Kette.“

Sie warf ihm einen ſogenannten Klapperſchlangen-Blick aus ihren Vergißmeinnicht-Augen zu und ich ſagte:

„Saftholz! Beleidigen Sie Mademoiſelle nicht! Ich rathe Ihnen, fangen Sie nicht wieder von vorn an.“

„Das ſei fern von mir! Ich kam nur zu Ihnen, um Sie zu fragen, ob Sie Geld bei ſich haben!“

— „Ich reichte ihm meine Börſe.“

— „Was enthält ſie?“

— „Das kann uns gleichgültig ſein!“

— „Frankheim! Sie ſind Gelehrter, ich bin Kaufmann. Ich will die Summe wiſſen.“

— „Es ſind fünf und vierzig Ducaten! Aber ich habe noch zwanzig Louisd'or bei mir.“

„Behalten Sie ſie. Das genügt. Tanzen Sie. Ich will ſpielen. Wir rechnen ſpäter ab. Viel Vergnügen.“

Er ging, flüſterte aber der Biſchoff noch einige Worte zu, die uns von jetzt an nicht mehr aus den Augen ließ.

„Frankheim!“ fragte die Lomley. „In welch' einem Verhältniß ſtehen Sie mit dieſem Menſchen.“

— „Er iſt, wie Sie wiſſen, Commis bei meinem Onkel.“

— „Noch immer?“

— „Mein Onkel hält viel von ihm!“

— „Meine Warnung alſo war fruchtlos. Ich hinterließ einen Brief!“

„In welchem Sie vor vornehm thuende Schwindler warnen! Geliebte Anna. Mein Onkel und meine ganze Familie halten Sie für vornehm. Saftholz iſt nur Commis.“

— „Dieſe Worte wurden auf mich gedeutet. Man hält mich für ehrlos und gemein.“

Ich ließ den Kopf ſinken.

„Auch das noch! ich muß es ertragen. — Aber Saftholz, hat er Geld, hat er Kaufmannsgüter unter Händen?“

— „Er iſt Lagerdiener. Die Tagescaſſe und alle Waaren.“

— „Und ſo viel vertraut man ihm an?“

— „Er iſt reich und von guter Familie.“

— „Er hat gar nichts und iſt, wie Sie ſehen, ein Spieler.“

— „Allein er hat hohe Gönner!“

— „Alſo das iſt es. — Freilich! Auch ich war Ihnen guter Seits empfohlen. Und am Ende ſind die Israeliten zärtliche Eltern. Ihre Töchter gelten ihnen mehr als ihr Hab und Gut. Ja! Ja! Ihre Glaubensgenoſſen wollen ſich den Chriſten gleichſtellen, und ſind gar zu arglos und zutraulich bei vornehmen Empfehlungen. — Frankheim, öffnen Sie Ihrem Oheim die Augen. Er wird beſtohlen!“

— „Er glaubt es mir nicht. Ich will ſtudiren. Was weiß ich von Geſchäften.“

— „Saftholz iſt wohl ſehr in ſeiner Gunſt geſtiegen, weil er mich verrathen hat?“

„Da ſie es muthmaßen, darf ich nicht widerſprechen!“

— „O ich Unglückliche! Aber es ſoll nicht ſein. Geſchehe mir was da wolle! — Frankheim, wiſſen Sie weshalb man uns zuſammen geführt? — O ich errathe jetzt Alles. — Ich ſoll Sie zum Trunk, zum Spiel, zu Ausſchweifungen verführen. Sie ſind der einzige Sohn reicher Eltern; man wird Ihnen Ihr Geld abnehmen und Sie unglücklich machen.“

— „Ich weiß weshalb ich hier bin und bin ſo leicht nicht zu betrügen.“

— „Leichtſinniger Knabe. — Ach! welch einen ſchönen Frack haben Sie da. Das iſt Brabanter Tuch, und die Elle koſtet wenigſtens vierzehn Mark.“

— „Ich weiß es nicht!“

„Stehen Sie einmal auf. Ich will ſehen, wie er Ihnen ſitzt.“

Ich ſtand auf und drehte mich um!

— „Herrlich! wie angegoſſen. Er hebt Ihren glücklichen Wuchs."

— „Auch der erſte Schneider in Hamburg hat ihn angefertigt"

— „Ich aber finde Sie in dieſen Anzug abſcheulich, verächtlich!"

— „Mein Himmel Mademoiſelle, wie ſo?"

„Weil Sie ihn erſchwindelt haben. Um dieſe Nacht außer dem Hauſe zu bleiben, haben Sie Ihre Eltern belogen. Sie haben Ihnen geſagt, Sie ſeien in Altona bei einem Senator eingeladen. Und Ihre Eltern fühlen ſich geſchmeichelt über die vergönnte Ehre, die Ihnen in ihrem Sohne wiederfuhr. Sie beſtellten Ihnen dieſen feinen koſtſpieligen Anzug und ſo mißbrauchen Sie den Ehrgeiz Ihrer Eltern, ihren Stolz auf den einzigen hoffnungsvollen Sohn, um ſie zu betrügen. Und ich ſoll Theinehmerin Ihrer Ausſchweifungen ſein? Ich die Mitſchuldige, wenn Sie ſich ihrer gutgearteten Verwandſchaft unwürdig machen? Erwarten Sie das nicht von mir. Sondern erlauben Sie mir Ihnen zu ſagen: Keiner Ihrer Vetter und keine Ihrer Couſinen iſt fähig, ſich eine ſolche Schlechtigkeit, eine ſolche Gemeinheit zu Schulden kommen zu laſſen."

Ich war wie niedergedonnert. „Woher wiſſen Sie das Alles?" fragte ich kleinlaut.

„Woher? Errathen Sie das nicht? — Ich habe Saftholz zur Rede geſtellt, wie er wagen dürfte, einen unmündigen Primaner, deſſen ganze Familie mir bekannt iſt, mir hier zuzuführen. Er antwortete hierauf, daß nach all den Lügen, womit Sie Ihre rechſchaffene Eltern bereits getäuſcht haben, Sie hinreichende Weihe erlangt hätten, um für einen der Unſrigen zu gelten, Sie wiſſen nunmehr woran Sie ſind. — Und nun ſagen Sie mir: Haben Sie Muth.“

„Gott ſei Dank! Bisher hab ich eher zu viel als zu wenig gehabt. — Nur Ihnen gegenüber, Mademoiſelle, bin ich heute zum erſten Male im Leben, zaghaft.“

— „Deſto beſſer! So befolgen Sie meinen Rath! Und ich will Sie ewig lieben und verehren!“

— „Um dieſen Preis thue ich alles!“

— „Gehen Sie augenblicklich! Werfen Sie ſich Ihren Eltern zu Füßen und geſtehen Sie ihnen Alles. — Nein! Wenden Sie ſich an Ihre edle gütige Mutter. Wie oft hat ſie mit Freude ſtrahlenden Blicken Sie betrachtet und gegen mich ſich ihres wohlgerathenen Sohnes gerühmt, und geſagt: Hätte ich doch nur ein halbes Dutzend ſolcher Söhne, damit wenn Gott mir den Einzigen nimmt, die fünf übrigen mich tröſten könnten. Entdecken Sie ihr, wie Saftholz es angelegt, Sie zu verführen. Und welche Rolle ich dabei geſpielt. Sie war mir ſtets gewogen, weil ich Sie jederzeit vor allen anderen auszeichnete. Und wenn Sie ihr ſagen: Ich habe mich vergangen und ich bereue es, denn Anna Lomley hat mir die Augen geöffnet, ſo wird Ihre gütige Mutter auch mich ſegnen und mich nicht ganz verachten!"

— Von neuem fing ſie heftig an zu weinen und auch ich mußte mein Schnupftuch ziehen und die Thränen trocknen.

Da kam die Biſchoff auf uns zu und ſprach bleich vor Zorn. — „Nimmt das noch nicht bald ein Ende! dumme Dirne, willſt Du hier umſonſt ſitzen und freſſen und ſaufen?"

„Herr Frankheim", flehte die Lomley dringend, „thun Sie was ich Ihnen geſagt habe. Es iſt die höchſte Zeit."

Ich hatte mich wieder geſammelt, und gab ein Zeichen der Verneinung.

„Was will ſie von Ihnen, mein Herr?" fragte die Biſchoff.

Ich ſah mich nicht veranlaßt, ihr zu antworten.

„Was willſt Du von dem Herrn?" wandte ſie ſich an die Lomley.

Und feſt und gelaſſen verſetzte die Lomley: „Ich kenne dieſen jungen Mann und ſeine ganze Familie. Er gehört nicht hierher, denn er iſt ein Schüler des Johanneums, und wider Wiſſen und Willen ſeiner Eltern iſt er hier. Auch iſt er unmündig und hat Saftholz ſoeben fünf und vierzig Dukaten gegeben. Mir wurde eine koſtbare Uhr aufgedrungen, die ebenfalls von ihm kommt und die ich nicht behalten will. Mögen andere ſich ſtrafbar machen, mich ſoll man nicht dazu zwingen.“

Hiemit wollte ſie zum zweiten Male die Uhr ablegen. Die Biſchoff aber knirſchte mit den Zähnen; wüthend faßte ſie die Lomley an und kniff ſie in den Arm, daß ſie laut aufſchrie, dann erhob ſie die geballte Fauſt um ſie noch weiter zu mißhandeln. Allein dahin ließ ich es nicht kommen, ich ſprang dazwiſchen und ſchleuderte mit der flachen Hand das große ſtarke Weibsbild zurück, daß ſie drei, vier Schritte weit zu Boden taumelte. Sie kam mehr zu ſitzen als zu liegen und war derb genug gebaut, um ſolch einen Fall zu vertragen.

Dieſer Auftritt erregte allgemeines Aufſehen. Der Tanz wurde unterbrochen, Herren und Damen eilten herbei und umringten uns.

Ich hatte damals große Körperkraft. Selbſt im Alter hat ſie mich noch nicht ganz verlaſſen, obſchon ſie bedeutend geſchwächt iſt. Der zukünftige Student war in mir erwacht und wir waren gute Jungen damals, wir Turner kurz nach dem Freiheitskriege. Ich ergriff einen Stuhl, ſchwang ihn kunſtgerecht um den Kopf, warf ihn wirbelnd in die Höhe, fing ihn ſpielend wieder auf, und rief:

„Wenn es auf Gewaltthaten ankömmt, ſo werde ich mich und dieſe Dame zu vertheidigen wiſſen!“

„Von Gewaltthaten kann in dieſer Geſellſchaft keine Rede ſein;“ verſetzte ein ältlicher Herr.

„Mein Herr! Sagen Sie das dieſer großen dicken Perſon. Ich deutete auf die Biſchoff. Ich rede nur von Vertheidigung. Ich kann nicht ſtille ſitzen, wenn einem jungen Mädchen neben mir, der Arm blutig gekniffen, und ſie mit Fauſtſchlägen bedroht wird."

Die Lomley, die ſtets eine merkwürdige Geiſtesgegenwart beſaß, trat in dieſem Augenblicke dicht zu mir und zeigte, ohne ein Wort zu ſagen, den ſchönen nackten Arm, entſtellt von den friſchen, blutrünſtigen Spuren der Mißhandlung.

Der alte Herr warf der Biſchoff einen fragenden Blick zu.

Sie deutete mit dem Finger auf die Lomley und ſprach: „dieſes Menſch laſſe ich morgen früh aus dem Thore bringen."

Die Lomley ſchmiegte ſich noch feſter an mich. Das ſollte heißen: Vertheidigen Sie mich, oder vielmehr ich glaubte es ſo verſtehen zu müſſen.

Ich ſagte daher zu dem ältlichen Herrn: „Wie Sie ſehen, will dieſe große Perſon dort durchaus nicht Frieden halten."

Allein ich hatte die Lomlei dennoch mißverſtanden. „Sagen Sie alles!" rief ſie, „alles was dieſe Frau bewog, mich zu mißhandeln."

„Haben Sie mir noch etwas zu ſagen?" fragte der ältliche Herr.

— „Nein!“

— „So werden Sie mir die Frage erlauben, wer ſie hier eingeführt hat. Finden Sie nicht für gut es laut zu ſagen, ſo antworten Sie mir leiſe.“

— „Mein Herr! Ich habe durchaus keine Urſache zu verhehlen, daß ich Frankheim heiße. Mein Vater iſt Banquier und wohnt auf dem alten Wall.“

— „Ich habe darnach nicht gefragt, mein Herr! Sondern wer hat Sie hier eingeführt?“

— „Herr Saftholz, Commis meines Onkels Nathanſon, wohnhaft ebenfalls auf dem alten Wall.“

— „Alſo ſind Sie Israelit?“

— „Ja!“

— Der ältliche Herr warf der Biſchoff einen fragenden Blick zu.

Dieſe rief „Herr Saftholz, Herr Saftholz!“

Aber dieſer ſaß beim Spiel und konnte nicht ab.

„Thut auch nicht nöthig!“ ſagte der ältliche Herr. Ich werde ſchon mit ihm reden. Noch einmal wandte er ſich zu mir „Herr Frankheim, nehmen Sie nebſt Ihrer Dame Theil am Vergnügen; ſondern Sie ſich aber ferner nicht ab, um ernſthafte Unterredungen zu halten, wobei Ihnen die Augen übergehen. Ich habe Sie längſt deshalb ſchon beobachtet und es ahnete mir faſt, daß dergleichen geſchehen würde. Auftritte dieſer Art dürfen ſich hier nicht wiederholen!“

Hiemit ging er und die Lomley flüſterte hoch entzückt mir zu: „Tanzen wir!“

Der Kreis hatte ſich gelichtet, die Muſik begann wieder, und wir traten in die Reihe der Tänzer.

„Triumph! flüſterte die Lomley. Wir haben geſiegt.“

— „Geſiegt?“

— „Ja! durch das einzige Wörtchen Ja!“

— „Ich verſtehe Sie nicht.“

— „Ich will es Ihnen erklären, aber für's Erſte tanzen wir jetzt.“

Nach dem Walzer wurde die Tafel gedeckt und wir hatten Zeit genug, im Saale hin- und hergehend, unſer Geſpräch fortzuſetzen.

Ich bat um die Erklärung eines Sieges, den ich durch das einzige Wörtchen ja! erfochten.

„Geben Sie Acht“, erwiederte ſie. „Ein unbekannter Herr ſchickt mir eine koſtbare Uhr und beſcheidet mich hierher. Ich nehme ſie an und bin für dieſen Abend die Seine. Allein ich finde einen Herrn hier, der mir bekannt iſt. Er iſt unmündig, Scholar und wider Wiſſen ſeiner Eltern hier, denen ich verpflichtet bin. Es wäre die größte Gewiſſenloſigkeit und Schlechtigkeit, mich zur Sirene herzugeben, durch die er zum Spiel und anderen Laſtern verführt werden ſoll. Doch über ſolche kleine Bedenklichkeiten ſetzt man ſich hier hinweg und wofern ich mich ſträube, kneiſt man mir den Arm blutig und bewirthet mich mit Fauſtſchlägen. Auch hat man noch andere Zwangmittel mich zur Vernunft zu bringen. Aber nun fragt Sie jemand: „Sind ſie ein Israelit“ und Sie ſagen: „Ja!“ So giebt dieſes „Ja“ mir meine Freiheit wieder, denn Israeliten dürfen hier nicht herkommen, das iſt das Verbrechen und nicht ich, die Biſchoff und beſonders Saftholz haben ſich jetzt ſtrafbar gemacht. Dies alles liegt in dem einzigen Wörtchen „Ja!“ und es liegt noch mehr darin, was ich Ihnen vielleicht ſpäter einmal eröffnen werde. — Unſer Herr Chriſtus. — Ich weiß Sie geben nicht viel auf ihn, weil Sie einen anderen Glauben haben. — Allein unſer Herr Chriſtus ſagt, das Heil kommt von den Juden und gewiß hat er Recht, wenigſtens das Meine kommt daher.“

„Sie triumphiren alſo, weil Sie jetzt ſich mir entziehen können.“

„Ich triumphire noch aus vielen anderen Gründen.“

„Und ſelbſt die Uhr ſoll ich wieder zurücknehmen, Sie verachten alles, was ich Ihnen bieten kann?“

Was können Sie mir bieten, was nicht Ihren Eltern, ſondern Ihnen gehörte? Ich habe Ihnen geſagt, was Sie zu thun haben. — Ich habe dafür gelitten. Sehen Sie dieſen blutrünſtigen Fleck auf meinem Arm. Jetzt aber bleiben Sie, wenn Sie wollen oder ſo lange man Sie duldet. Jetzt ſind wir frei und ich werde Ihre Beſchützerin ſein. Aber zum letzten Male bitte ich Sie, fordern Sie keine Zärtlichkeit von einem zerſtörten, verwilderten Geſchöpf, wie ich bin. Ich kann keinen Reiz für Sie haben. Sie aber können in meinen Augen Reiz gewinnen, wenn! —

„Nun! Wenn? —“

„Wenn Sie thun was ich von Ihnen fordere, wenn Sie mir verſprechen Ihren Eltern alles zu geſtehen.“

„Ich muß wohl;“ ſeufzte ich. „Es wird mir, wie ich fürchte, kaum möglich ſein.“

„Ich will Ihnen dieſe Möglichkeit zeigen. Nicht wahr? Je ſchwerer Sie ſich verſündigen, deſto ſchwerer wird Ihnen das Bekenntniß und umgekehrt um ſo leichter wird Ihnen das Bekenntniß je leichter Sie ſich verſündigt haben. Alſo bleiben Sie ſtehen bei dem was Sie bis hierher begangen haben, und ſündigen Sie vorläufig nicht weiter, da Sie morgen doch beichten müſſen. — Ich geſtehe, ich fange ſchon an Sie liebenswürdig zu finden, bei dem Gedanken, daß Sie am anderen Morgen, nachdem Sie eine ganze Nacht in Anna Lomley's Geſellſchaft waren, eben ſo rein und unverdorben wieder zu ihren Eltern zurückkehrten, wie Sie von ihnen gegangen ſind.“

„Anna! Sie ſind ein herrliches Mädchen und wären wir allein, ich läge Ihnen zu Füßen.“

— „Wir ſind alſo einig!“

— „Ja. Ich will alles thun, wodurch ich in Ihren Augen liebenswürdig erſcheine.“

— „Und ich bin ſtolz auf einen Geliebten, in deſſen Augen ich dieſen Werth beſitze.“

Wir gingen zu Tiſche und ich ſaß neben der Lomley wie ein glücklicher Bräutigam. Sie war überaus liebenswürdig und geſprächig, und machte mich aufmerkſam auf die Gefräßigkeit der ſo fein und verführeriſch gekleideten Dämchen, welche große Wildbratenſtücke und Geflügelbrüſte von den Tellern langten und ſie in Papier ſchlugen, was ſie zu dieſem Zwecke mitgebracht hatten, mochte das Paket auch noch ſo groß werden. Auch ſtopften ſie ihre Pompadour und Nähbeutel voll Zuckerwerk und Kuchen, welche ihre Liebhaber ihnen auf die Teller legten. Das waren wohlfeile Ritterdienſte, denn die Bank bezahlte alles. — An einem andern Ende ſaß die Biſchoff. Saftholz hatte ſie zu Tiſche geführt. Beide ſchienen ſehr verdrießlich und warfen mitunter böſe Blicke uns zu. Ich machte die Lomley aufmerkſam darauf.

„Das alles;“ lächelte ſie, „iſt die Folge Ihres ſiegreichen Ja's. Und daher reiche ich Ihnen meine Wange zum Kuß.“

Ich war gleich bei der Hand.

„Noch nicht! — ſobald ſie wieder herſieht. — Jetzt! — geſchwind! geſchwind.“

Ich küßte ſie und ſah nach der Biſchoff, die grimmig ihre Blicke wandte.

— „Sie reizen dieſes Weib!“

— „Ich thue ſehr wohl daran. Sie kennen dieſe gemeine Gaunerwelt nicht, deren Sinn einzig und allein auf Geldgewinn gerichtet iſt, und die ſich leicht vergeſſen, da wo er ihnen geſchmählert wird. Gerathen ſie nun durch ihr brutales Benehmen in Nachtheil, wie dieſen Abend die Biſchoff, ſo verlieren ſie vollends den Kopf und dahin will ich die Biſchoff bringen, um mich von ihr zu befreien. Saſtholz hingegen iſt ein feiner Gauner und von dem müſſen Sie mich befreien.“

— „Ich?“

— „Zum Theil haben Sie mich ſchon von ihm befreit.“

— „Durch mein ſiegreiches Ja?“

— „Ich habe geſagt „zum Theil.“ Was Ihnen noch zu thun übrig bleibt, werde ich Ihnen ſpäter ſagen!“

— „Und für mein ſiegreiches Ja darf ich nur einmal die Wange küſſen?“

— „Wenn ich für jede Sylbe meine Wange herhalten ſoll, ſo geht es mir wie der ehernen Statue des heiligen Januarius zu Neapel, dem man die große Fußzehe weggeküßt hat. Meine Wange iſt nicht von Erz!“

— Ich muß hier die Zwiſchenbemerkung machen, daß das Mahl aus feinen wohlzubereiteten Leckereien beſtand und daß ich noch niemals ſo gut gegeſſen hatte, insgleichen waren die Burgunder alt und feurig; kurz ich fühlte mich dreiſt und ſicher.

Ich deutete daher auf ihr buntſeidenes Kleid, welches ſie von Onkel Nathanſon hatte, und ſagte: „Ich weiß, daß Sie einen ſolchen Kuß ſchon beſſer belohnt erhielten.“

Sie drohte mit dem Finger, allein ſie zürnte nicht. „Das war boshaft!“ ſagte ſie, „allein es iſt wahr. Und darum gefallen Sie mir, Emanuel. Ich habe Ihnen bittere Wahrheiten geſagt — thun Sie desgleichen gegen mich und dann, vielleicht — das heißt ich verſpreche nichts — könnte ich mich vielleicht einmal vergeſſen!“

— „Geben Sie Handgeld darauf? einen Kuß nur!“

— „Handgeld kann man fallen laſſen. Sie ſollen es haben, aber nicht jetzt, im Laufe des Abends.“ Und wir drückten uns unter dem Tiſche die Hände.

Das Deſert wurde aufgetragen und dazu Champagner, aus dem ich mir blutwenig mache, allein die Lomley trank ihn gerne und ſo oft uns die Biſchoff böſe Blicke zuſandte, forderte ſie mich auf, ihr Beſcheid zu thun und wenn ich mit ihr anklang, vergalt ſie die böſen Blicke der Biſchoff mit einem ihrer ſogenannten Klapperſchlangenblicke. Wirklich hatte dies Augengefecht zur Folge, daß die coloſſale Biſchoff plötzlich roth und blau im Geſichte ward, nach Luft ſchnappte und den Kopf hintenüber ſinken ließ. Alles erſchrak. Man fürchtete, ſie ſei vom Schlage gerührt. Die ſcharfen Eſſenzen die man ihr zu riechen gab, und womit man ſie beſprengte, halfen nicht; Saftholz indeſſen hakte ihr Kleid auf und zerſchnitt die Bänder ihres Schnürleibs, das half und ſie erholte ſich wieder, wollte aber bei ſo zerſtörter Toilette nicht länger bleiben und ließ ſich nach Hauſe fahren.

Die Tafel war hiermit zu Ende, die Tiſche wurden abgeräumt, abgedeckt und weggetragen. Tanz und Spiel begann von Neuem.

Unſtreitig hatte die alte, eitle Biſchoff ſich zu ſtark geſchnürt, hierzu auch kam, daß ſie tapfer gegeſſen und prächtig getrunken hatte und unter dieſen Bedingungen konnte der Aerger, den die Lomley ihr verurſachte, leicht auf ſie wirken. Wahrſcheinlich hatte Saftholz, der ſie kannte, ſie gerettet. Ein Mädchen aber von ſolcher Schlauheit und Feſtigkeit kann allerdings einen neunzehnjährigen Jüngling zu ihrem Sclaven machen. Sie beherrſchte alles ohne ſich von ihrer nichtswürdigen Umgebung beherrſchen zu laſſen und ſo gehorchte auch ich ihr blindlings.

Das Feſt war aus. Wir ſchickten uns zur Heimkehr an, und Saftholz trat zu mir.

„Frankheim, wir haben glücklich geſpielt! Hier iſt der Gewinn!“

— „Das thut mir leid!“

— „Warum!“

— „Wer Glück im Spiele hat, hat keines in der Liebe und ich fürchte, es iſt wenig Ausſicht für mich vorhanden.“

„Die Prinzeſſin iſt alſo noch immer widerſpenſtig?" fragte Saftholz.

„Keineswegs, rief die Lomley. Ich kann nicht allein nach Hauſe gehen und Herr Frankheim wird mich begleiten. Er ſoll nicht die Dienerſchaft eines Hôtels aus dem Schlafe pochen, ſondern wird die wenigen Stunden bis zur Thoröffnung in meiner Geſellſchaft zubringen." Hiermit umarmte und küßte ſie mich und fragte: „Nicht wahr lieber Emanuel, was ich verſpreche, das halte ich?"

Ich überließ mich ganz dem Zauber, den ſie auf mich ausübte.

„Ich wünſche Ihnen viel Vergnügen" lächelte Saftholz ſpöttiſch. „Aber wir haben noch ein Geſchäft mit einander Frankheim."

— „Wir?"

— „Natürlich! Wir haben à moitie geſpielt, wir müſſen theilen."

— „Hat das nicht Zeit bis Morgen?"

— „Nein! hier wird Gewinnſt und Verluſt gleich baar gezahlt. Schulden und Abrechnung iſt hier keine Mode. Sie müſſen ſich dem unterwerfen."

„Geben Sie mir meine funfzehn Ducaten wieder. Ich hatte die Ehre und das Vergnügen, mit Mademoiſelle zu tanzen. Das genügt mir."

— „Frankheim! Nehmen Sie Ihr Geld. Ich gehöre zur Bank."

— „Thun Sie, was Sie wollen!“

— „Es ſind 46 Ducaten; kömmt auf Ihren Antheil 23, der Louisd'or ſind wieder gerade 92, alſo 46 für Sie. 115 Speciesthaler macht 57 für Sie. Den einen rathen wir aus: „Schrift oder Bild?“

„Bild!“ ſagte ich und er fiel mir zu, der Drittel waren zwiſchen zwei- und dreihundert. Es war der gewöhnliche Einſatz und ich erinnere mich der Zahl nicht mehr. Der Letzte wurde wieder ausgerathen. Ich ſagte Bild, Saftholz warf, und er fiel mir wieder zu.

„Die Bilder ſind Ihnen günſtig“, ſagte die witzige Lomley, „und ſelbſt mein armes Bild, weil Sie es in einem reinen Herzen tragen, bringt Ihnen wenigſtens Glück im Spiel.“

Ich verſtand dieſe Bosheit nicht ganz, merkte aber, daß Saftholz kreideweiß und mit zitternden Lippen drohte: „Prinzeſſin, Sie wiſſen was Ihnen bevorſteht.“

Sie umſchlang mich, legte ihr ſchönes Köpfchen auf meine Schulter und ſagte:

„Saftholz! dieſer iſt mein Geliebter, auf den ich ſtolz bin. Beſchämen Sie mich nicht in ſeiner Gegenwart. Geld hat er auch und er wird ſich gegen ſeine Anna freigebig erweiſen. — Nicht wahr Emanuel? — Sie dutzte mich mit einem Male. Emanuel! Hier iſt mein Nähbeutel, thu das Geld hinein, Du kannſt den ganzen blanken Segen nicht in Deinen Taſchen bergen. Vor allen Dingen gieb mir das Gold und die Species, auch die Drittel. Was nicht mehr in meinen Beutel geht, kannſt Du in die Taſche ſtecken.«

Saftholz ſah ſie ernſthaft mit dem Gelde beſchäftigt. Er ſchien vollkommen beruhigt und ging.

Kaum war er fort, als die Lomley ſehr ernſthaft ſagte: »Das iſt, wie Sie ſehen, ein feiner Gauner und faſt hätte ich mich durch ein dreiſtes Wort verrathen, darum mußte ich thun, als plündere ich Sie.«

— »Wie ſoll ich das verſtehen, liebe Anna?«

— »Sie werden mir doch nicht zutrauen, daß ich mir einen Heller von dieſem Gewinne aneigne? Haben Sie unſere Abrede vergeſſen? Sein Sie liebenswürdig und hegen Sie keinen beleidigenden Argwohn gegen mich. Gehen wir jetzt. Unterwegs ſollen Sie alles erfahren. Ich will mir in der Garderobe Hut, Mantel und Ueberſchuhe geben laſſen. Nehmen Sie den Beutel. Ich kann dieſe Laſt nicht ſchleppen.«

IX.

Wir gingen. Allein auf Umwegen, da ſie fürchtete, verfolgt und belauſcht zu werden.

»Zuförderſt, lieber Frankheim!« begann ſie, »müſſen Sie wiſſen, wer dieſer Saftholz iſt. Er lernte mich in dieſen Aſſembléen kennen, wohin ich kam, mit eben jenem Manne, der mich zur Gouvernante Ihrer Couſinen an Ihren Herrn Oheim empfahl. Saftholz brauchte nur ein Wort zu ſagen und meine ehrbare Stellung war dahin, ich war für ihre glückliche Familie verloren. Allein er mußte dennoch ſchweigen. Theils, um das Haus Ihres Herrn Oheims nicht zu compromittiren, theils aber auch, weil jede Indiscretion in dieſen Aſſembléen ſtreng geahnet wird. Zum wenigſten darf man ſich nach ſolch einem Vergehen nicht wieder hier ſehen laſſen. — Daſſelbe ſteht vielleicht nach den heutigen Auftritten, der Biſchoff und Saftholz bevor. Das würde beiden ſehr empfindlich ſein.

Man iſt daher ſehr ängſtlich und wird auf alle mögliche Weiſe Ihr Schweigen erkaufen wollen.“

„Daß Saftholz ein Spieler ſei, erfuhr ich erſt im Hauſe Ihres Herrn Oheims. Er hatte die Dreiſtigkeit, mir ſeine Hand anzutragen. Ich ſollte die Syrene ſein, die reiche, junge Gimpel zum Spiel verführte; um, wenn ſie gewannen, ſie auszuplündern. Er ſagte mir offen heraus, daß, wie ich mich auch ſtellen möge, er mich ſtets für eine Abenteuerin halten würde, welche fähig ſei, jede Geſtalt anzunehmen, wie es Umſtände und Umgebung erheiſchten. Er ließ mir die Wahl, in Zukunft Anna Saftholz zu heißen, oder das Haus Ihres Onkels zu verlaſſen. Sie wiſſen, daß ich mit Zorn und Abſcheu ſolch einen Antrag zurückwies und beim erſten leiſeſten Erbot aus dem glücklichen Hauſe Ihres Herrn Oheims mich entfernte. Ich war nicht ohne Mittel. Dank ſei es der Freigebigkeit Ihrer Familie. Allein meine Stickerkunſt ernährte mich nicht, ich mußte in meine frühere Lebensweiſe von Neuem verſinken. Wir haben uns das Wort gegeben, aufrichtig zu ſein! — Wohlan denn! — Hören Sie! — Ich bin eine Sünderin, aber keine Betrügerin. Ich habe mich in ſteter Berührung mit dieſen Gaunern frei von jeglicher Mitſchuld erhalten. Nicht jedermann kann Zutritt zu mir gewinnen und ich habe heimliche und mächtige Freunde, die mir Schutz und Beiſtand gewähren. — Gar manchen leichtſinnigen jungen Menſchen habe ich gewarnt und zurückgewieſen und ich darf wohl ſagen, daß ich mein ſchmachvolles Gewerbe mit gutem Gewiſſen betreibe. — Das Alles geſtehe ich Ihnen, denn eben, weil Sie mir nicht gleichgültig ſind, will ich Ihnen eben ſo zuwider ſein, wie ich es mir ſelbſt bin. Ich darf mir viel herausnehmen! Zumal in den Geſellſchaften, wie die von heute Abend. Sie hat ihre unverletzlichen Geheimniſſe, und wir armen Mädchen werden in der tiefſten Unwiſſenheit erhalten, damit wir hübſch abhängig bleiben, und man nach Willkühr und Gefallen mit uns umſpringen kann. Saftholz aber hat in dem Hauſe Ihres Herrn Oheims, um mir recht glänzend auszumalen, welch' ein Loos er mir bereiten könne, mir viel verrathen, ſo daß ich, was mir noch zu wiſſen Noth thut, leicht ſelbſt erklären kann. Man muß mich alſo ſchonen. Heute wäre ich beinahe in eine Schlinge gegangen. Ich habe mir ſtets eine Uhr gewünſcht, und bei Empfang eines ſolchen koſtbaren Spielzeugs gerieth ich in eine thörichte Freude. Sie kam von einem Unbekannten; und man ſagte mir: — Ich ſoll aufrichtig ſein! — Es ſei ein leichtfertiger junger Taugenichts, der ſich alles erlaube. Das verzogene Mutterſöhnchen reicher Eltern, die ihm alles nachſahen, und die er bei keiner Gelegenheit ſchonte. Ich nahm die Uhr an, ich kam. Ich war für dieſen Abend die Ihrige. — Sie wiſſen, wie ich mich benahm und wie man mich behandelt haben würde, ohne Ihren Schutz; der mir aber wenig zu Statten gekommen wäre; denn durch Annahme dieſer koſtbaren Uhr, war ich verbunden, Sie zu allen möglichen Ausſchweifungen zu verleiten. Allein das hätte ich nicht gethan, hätte man mich auch zu Tode gemißhandelt. Man hat viel Gewalt in dieſen Geſellſchaften. Doch will ich mit ſolcher Kunde Ihr unerfahrenes Gemüth nicht beunruhigen. — Da ſprachen Sie Ihr gottgeſegnetes „Ja!“ aus, das Heil kömmt von den Juden. Ich war frei! — Ich hatte die Biſchoff in Schaden gebracht. Sie hatte ſich ankleiden, friſiren, ſchmücken laſſen; ſie hatte den Wagen beſtellt und noch manches Andere ausgelegt. Wenn aber ein Geſchäft rückwärts geht, ſo verliert der Makler ſeine Gebühren. Und dieſes Gaunervolk geht blind und dumm auf ſeine Beute los und verläßt ſich auf ſeinen mächtigen Schutz. Wird ihm ein Gewinn ſtreitig gemacht, ſo verliert er vollends ſeinen Kopf. Es erlaubt ſich Alles. Geräth es aber in Nachtheil, ſo wird es furchtſam und krümmt ſich wie ein Wurm. Man hätte Ihnen allerdings ſagen können, daß Sie in dieſe Geſellſchaften nicht hin gehören. Indeſſen duldete man Sie und ich gewann dadurch neue Vortheile über die Biſchoff. Ich behandelte Sie daher wie meinen Geliebten, der mir nur deshalb nicht gefallen hatte, weil ſie mich ihm zugeführt, der mir aber jetzt um ſo willkommner war, weil ſeines Gleichen hier unmöglich iſt. Darüber wäre die Biſchoff vor Wuth beinahe erſtickt. — Auch Saftholz that das Seinige. Um ſich Ihrer Verſchwiegenheit zu verſichern, mußten Sie ſein Mitſchuldiger ſein.“

— „Sein Mitſchuldiger?“

— „Sie ſind es. Er hat Sie veranlaßt, Ihre Eltern zu betrügen und zu ſpielen. Sie haben auf Ihren Antheil nahe an 1000 Mark gewonnen. Sie hätten auch eben ſo viel verlieren können.“

— „Ich habe ja nur funfzehn Ducaten gewagt.“

— „Er hat Ihnen vor offner Geſellſchaft Ihre Börſe abgefordert, und Sie haben geſagt, „fünf und vierzig Ducaten. Auch ſteht Ihnen noch mehr zu Dienſte!“

— „O mein Himmel! ſo war das gemeint?“

„Freuen Sie ſich, daß man es dieſes Mal für gut fand, Ihnen eine Lockſpeiſe vorzuwerfen. Denn plündern durfte man Sie nicht, weil Sie nicht hieher gehören. Alſo ließ man Sie gewinnen, um ſich Ihrer Verſchwiegenheit zu verſichern. — Lieber Emanuel! Rechtſchaffene, brave ſittliche Menſchen und Juden, gehören nicht in ſolche Geſellſchaften! — Dort ſtelle ich mich ſchlechter als ich bin, damit man mir nicht mißtraue. Und um Saftholz arglos zu machen, benahm ich mich verliebt und geldgierig. Er ahnet nicht, was ich im Schilde führe, doch bin ich nicht geſonnen, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben. Ich will meinen Sieg vollenden.“ — —

Die Lemley wohnte im Bullenſtall bei der Biſchoff. Die Magd hatte ſie erwartet und kam uns mit Licht entgegen. Wir betraten ihr niedliches Boudoir. Es war klein aber elegant meublirt. Die Fenſter gingen nach den fließenden reinlichen Kanal. Kein moraſtiges Fleet, wie etwa zwiſchen dem Dreckwall und Mönckedamm.

Die Lomley nahm Hut und Mantel ab und übergab beides der Magd.

„Was fehlt Dir Doris?“ fragte ſie.

„Ach!“ begann dieſe weinerlich. „Ich ſoll an Mamſell von Madam Etwas beſtellen.“

— „Was iſt es? Heraus damit! Scheue Dich nicht!“

— „Ich ſoll der Mamſell ſagen, daß Mamſell morgen ausziehen ſoll. Madame will Mamſell keine vier und zwanzig Stunden mehr im Hauſe behalten.“

— „Deſto beſſer! lächelte die Lomley. „Nun Frankheim! — Sagt ich’s nicht, man giebt mich frei! Man iſt es ſatt, mich vergeblich ſchikaniren zu wollen!“

„Mamſell wollen morgen wirklich ausziehen?“ weinte die Magd. „Ich habe ſo manches Gute von Mamſell gehabt.“

Indeſſen hatte die Lomley ihre Handſchuhe ausgezogen, trat an ihren Sekretair und warf einige flüchtige Zeilen auf ein Blatt Papier, welches ſie mir zu leſen gab und fragte: „Iſt das ſo recht und in der Ordnung?“

Ich las: „Daß die Seidenſtickerin Anna Lomley aus Hannover, bis Ende dieſes Monats, mit dem Reſt von dreißig Mark Courant, eine Vergütigung an die Aufwärterin mit eingeſchloſſen, ihre Rechnung völlig getilgt hat, ſo daß es ihr freiſteht, morgen mit ihren ſämmtlichen Habſeligkeiten, das Logis zu räumen, beſcheinige hiemit u. ſ. w.“

— „Das kann nicht beſſer und richtiger ſein,“ verſetzte ich.

„So viel kann es nicht ſein;“ wandte Doris ein. „Mamſell hat erſt vorgeſtern bezahlt. Mamſell muß noch Geld heraushaben!“

— „Doris! Das verſtehſt Du nicht. Was ſie nicht nimmt, gehört Dir. Aber Du mußt hinunter gehen und augenblicklich dieſes Papier unterſchreiben laſſen. Morgen könnte ſie anderen Sinnes ſein. Frankheim! Wollen Sie mir acht Species Thaler leihen. Darf ich ſie mir aus dieſem Beutel nehmen? — Doris! Du nimmſt das Geld gleich mit!“

— „Mamſell! Das geht nicht?“

— „Warum nicht!“

— „Madame liegt ſchon zu Bette; ſie iſt krank. Sie nimmt niederſchlagende Pulver ein.“

„Was fehlt ihr?“ lächelte die Lomley.

— „Ich weiß nicht! Sie ſagt, ſie habe ſich geärgert an Mamſell; und darum will ſie Mamſell nicht mehr im Hauſe behalten.“

— „Schläft ſie ſchon?“

— „Nein! Es iſt noch Jemand bei ihr.“

— „Wer?“

— „Herr Saftholz!“

— „So. — Der? — Ja! Das ändert ſehr die Sache. Doris. Geh einen Augenblick hinaus. Gleich ruf ich Dich wieder!“

Die Magd gehorchte.

„Frankheim!“ begann die Lomley, „die Sache iſt ernſthafter als ich dachte und Ihnen geſagt habe. Sie ſind Beide in der größten Verlegenheit. Die Biſchoff ſtreckt die Waffen; allein Saftholz iſt von mir getäuſcht, und will mich noch nicht aus dem Garne laſſen. Schaffen Sie mir die Freiheit und ſie ſoll mir doppelt theuer aus Ihren Händen ſein. — Nehmen Sie dieſe acht Species. Ich bin ſo viel nicht ſchuldig. Zahlen Sie für mich und ſagen Sie: daß ich von dieſem Augenblicke an, niemanden anders, als Ihnen angehöre und das fortan meine ſämmtlichen Angelegenheiten, die Ihrigen ſeien. Geben Sie Acht, das wird auf Saftholz von guter Folge ſein. — Doris komm nun wieder herein!“

— „Leuchte den Herrn zu Madame hinunter und laß das Licht auf der Treppe ſtehen. Komm gleich wieder und zieh mir mein Kleid aus. — Frankheim! Sie werden das Ihrige für mich thun.“

Ich folgte der Magd. Ich pochte.

„Wer da?“ fragte Saftholz an.

— „Ich, Frankheim!“

— „Sie? — Nur einen Augenblick!“ —. Es verging aber eine gute Weile. Unſtreitig beſprachen ſie ſich mitſammen. Endlich öffnete Saftholz die Thür.

— „Treten Sie näher! Sie ſind willkommen!“

Die Biſchoff lag im Bette und ſchien ſehr angegriffen. In ihren Nachtkleidern glich ſie einer alten dicken Vogelſcheuche.

„Nun?“ begann Saftholz! „ſind Sie endlich bei der Prinzeſſin zu Gnade gekommen? In der That! Es hat Kämpfe gekoſtet? Ha! ha! ha! ha!“

— „Saftholz! Laſſen Sie dieſen Spott. Er beleidigt mich. Ich liebe Mademoiſelle Lomley, und wünſche, daß man ſie mit Achtung behandele. Ich komme, ihre Rechnung hier zu tilgen und bitte Madame Biſchoff um ihre Unterſchrift.“

„Herr Frankheim!“ ſeufzte die Biſchoff. „Laſſen Sie ſich lieber mit der gemeinſten Straßendirne ein, als mit dieſer wilden Katze, dieſer Klapperſchlange, dieſer Bullenſtallprinzeſſin!“

— „Madame ich wünſche nicht Ihren Rath, ſondern Ihre Unterſchrift.“

— „Herr Frankheim! Sie wird Ihnen ſchmähliches Geld koſten!“

— „Darnach fragt Herr Frankheim nicht,“ nahm Saftholz das Wort. „Er hat Geld und Glück im Spiel.

Frankheim. Sie müſſen nächſtens ſelbſt Ihr Glück verſuchen!“

— „Unter Ihrer Leitung Saftholz,“ ſagte ich, „könnte ich den Muth dazu haben.“

„Herr Frankheim!“ warnte die Biſchoff; „der tiefſte Brunnen iſt zu erſchöpfen. Sie wird Sie zu Grunde richten. Denn, denken Sie nur: um wenige Goldſtücke zu ſparen, hat ſie mich und Herrn Saftholz heute in's Malheur gebracht.“

„Poſſen!“ lächelte Saftholz. „Auf kleine Widerwärtigkeiten muß man allemal gefaßt ſein!“

„Ja!“ ſagte die Biſchoff. „Herr Saftholz mag von kleinen Widerwärtigkeiten reden. Für mich aber ſind es große.“

Ich erbot mich, jeden Schaden zu erſetzen.

Die Biſchoff ereiferte ſich. — „Aber der Verdruß, der Aerger. Ich begreiſe die Männer nicht. Was finden Sie an dieſem rothhaarigen Satan. Die Bosheit liegt ihr auf dem Geſichte. — Herr Frankheim! ſie wollte ja Anfangs gar nichts von Ihnen wiſſen!“

„Gleichviel!“ verſetzte Saftholz. „Sie hat ſich jetzt dazu verſtanden!“

— „Ja! Nur aus Schabernack gegen mich. Herr Frankheim hatte die Artigkeit, mich vor der ganzen Geſellſchaft auf den H — zu ſetzen.“

— „Biſchoff! Machen Sie Ende. Herr Frankheim kann die Zeit nicht erwarten, wieder bei ihr zu ſein!"

„Wollen Sie unterzeichnen?" fragte ich, „ja oder nein."

„Nehmen Sie ſie hin!" rief die Biſchoff. „Ich danke Gott dieſes Beſt los zu ſein!"

— „So unterzeichnen Sie!"

— „Ich kann nicht! Ich bin zu elend."

Saſtholz verlor die Geduld. „So unterzeichne ich in Ihrem Namen. Geben Sie her, Frankheim! Wo iſt das Geld!"

Ich zählte die acht Speciesthaler auf und Saſtholz trat an den Tiſch.

— „Von Herrn Emanuel Frankheim mit 30 Mark Courant Zahlung richtig empfangen. C. T. Saſtholz im Namen der Madame Chriſtiane Biſchoff." — „Wollen Sie auch noch das Siegel?" rief er, und ohne eine Antwort abzuwarten, ſetzte er richtig auch noch das Siegel der Biſchoff darunter. — „So! jetzt gehen Sie zu Ihrer Lomley! Holen Sie ſie ab, wann Sie wollen! und ſein Sie glücklich!"

Mit Staunen nahm ich das Papier in Empfang, dankte und wünſchte gute Nacht.

Ich nahm das Licht von der Treppe, ging hinauf und war allein. Die Lomley war noch immer beſchäftigt ſich umzukleiden.

Ich hatte Zeit mir dieſes ſchmählige Papier zu betrachten und mich zu beſinnen, was damit anzufangen ſei.

Endlich war die Lomley fertig. Sie trat in einem zierlichen, ſchneeweißen Nachtkleide aus ihrem Schlafzimmer und war reizend wie ein Engel.

— „Nun lieber Frankheim! Haben Sie die Quittung?“

Ich war ängſtlich! Ich ſah ein, in welch einen ſchlimmen Handel ich mich verwickelt hatte.

— „Liebe Anna, wir müſſen allein ſein.“

— „Doris! Du kannſt zu Bette gehen! — Vergiß nicht Herrn Frankheim bei Zeiten Kaffee zu bringen. Brod, Cigarren und was ſonſt dazu gehört.“

— „Ganz wohl, Mamſell! Gute Nacht.“ — Sie ging.

— „Nun Frankheim! Die Quittung?“

— „Liebe Anna! Ich kann ſie nicht aus den Händen geben.“

— „Es iſt mein Papier, und Sie haben kein Recht es mir vorzuenthalten.“

— „Ich will es Ihnen anvertrauen, wenn Sie es mir gleich wiedergeben wollen.“

— „Sie machen mir Vorſchriften?“

— „Liebe Anna. Ich muß! Sehen Sie dieſes Papier. Saftholz, der Lagerdiener meines Onkels, hat im Namen der Biſchoff unterzeichnet und auch meinen Namen darauf ausgeſchrieben.“

„Das iſt allerdings ſtark!“ lächelte ſie. „Allein ich habe Ihnen bereits geſagt, daß die Politik dieſer Gauner darin beſteht, Mitſchuldige zu machen. Um ſie in Händen zu bekommen, muß man ſich ſcheinbar für ihre Mitſchuldigen ausgeben ohne es aber jemals in der That zu werden.“

— „Liebe Anna! Ich fürchte, durch dieſes Papier können Sie ſich und mich compromittiren. Laut dieſer Schrift, habe ich Ihre Rechnung bezahlt und Saftholz hat ſie im Namen der Biſchoff unterzeichnet. Auch Ihr Name ſteht auf der Quittung und Ihr Name iſt mir theuer und ſtände er geſchrieben, wo er wolle. Darf ich ein ſolches Papier aus den Händen laſſen?“ —

— „Mein edler, lieber Emanuel. Ich bin ja nur zum Schein eine Mitſchuldige von Saftholz. — Bin ich Ihre Maitreſſe? Werde ich es jemals ſein? Was Sie betrifft, lieber Emanuel, ſo ſind Sie allerdings bis dieſen Augenblick noch der Mitſchuldige von Saftholz. Allein Sie können ſich reinigen, ſo wie Sie Ihren Eltern alles entdecken. Ich will weder dieſe Uhr, noch einen Heller von Ihrem Gelde. Legen Sie morgen dieſe Schätze blank und baar Ihren Eltern zu Füßen; und die Abſolution wird nicht ausbleiben, wenn man ſein Sündenbekenntniß mit ſolch einem blanken Segen begleitet.“

— „Anna! Wenn Sie wüßten, wie ein ſolcher Spott aus Ihrem ſchönen Munde mir durch die Seele ſchneidet.“

— „Gönnen Sie mir meine wilde Laune, denn mit dieſem Papiere habe ich Saftholz in Händen. Doch will ich ernſt ſein. Sehen Sie, ich habe Comödie geſpielt und Ihnen eine Rolle vorgeſchrieben, welche Sie ſehr brav durchgeführt haben. Merken Sie ſich, wenn Sie jemals wieder unter Gaunern gerathen, daß man auf dieſe Weiſe Sie täuſcht und endlich auch ſogar noch fängt. Lieber Emanuel! Sie wiſſen was Sie mir in Betracht Ihrer Eltern verſprochen haben. Allein ſind Sie nicht auch Ihrem würdigen Oheim ſchuldig, in Betracht dieſes Lagerdieners, ihm die Augen zu öffnen? Soll dieſer Menſch mit ungewaſchener Hand fortfahren, Waarenlager und Tagescaſſe zu plündern? Wird Ihr Herr Oheim dieſen Saftholz länger in ſeinen Dienſten behalten, wenn er dieſes Papier erblickt? — Doch möchten Sie ungern ſich vor Ihrem Oheim compromittiren, da es Ihnen ſchon ſchwer wird, Ihren Eltern reuig Ihre Fehltritte zu bekennen. — Muth! lieber Emanuel. — Muth! Ich will Ihrer Schwäche und Unerfahrenheit zu Hülfe kommen. — Dieſes Papier; — Sie ſollen es wieder haben. Allein weder jetzt, noch aus meiner Hand. Morgen Abend, empfängt es ſammt dem Betrage von 30 Mark Ihr Herr Vater. Er wird am Beſten wiſſen, was damit zu thun iſt. Und bis morgen Abend haben Sie Zeit, Ihren Eltern alles zu geſtehen. Unterlaſſen Sie das, ſo verrathe ich Alles.“

Hiermit verbarg ſie die Schrift in ihrem reizenden Buſen. —

Ich kann nicht leugnen, daß mich in dieſem Augen-

Blick vor dieſem ſchönen Mädchen ein Schauder überlief. „O Mademoiſelle!“ rief ich erbittert und rückte in die entgegengeſetzte Ecke des Sophas. „Sie ſpielen mit mir, wie Sie gewohnt ſind den Gaunern mitzuſpielen, unter denen Sie leben.“

„Ja! ja!“ ſprach ſie erſchüttert und warf ſich in die andere Ecke des Sophas. „Ich verdiene dieſen Vorwurf. Allein meine Abſicht iſt eine gute. — Leider! Leider! Ich weiß aus eigner Erfahrung, wohin es führt, wenn der erſte Schritt zum Laſter geſchehen iſt, und man nicht den Muth hat, ſich ſelbſt ſeine Sündhaftigkeit einzugeſtehen, und zu ſchamhaft iſt um ſich denen anzuvertrauen, die uns wohlwollen und hülfreich ſind. Wer zu lange zwiſchen Selbſtmord und Selbſthaß ſchwankt, der hört damit auf, ſich ſelbſt zu verachten und wegzuwerfen.“

Sie brach in Thränen aus. Aber auch das rührte mich nicht, ich hatte ſie im Laufe des Abends ſchon zu oft weinen ſehen.

Mit einem Male trocknete ſie die Thränen, erhob ſich aus ihrer Sophaecke und ſprach:

„Emanuel! Nach all den Kämpfen und Aufregungen bin ich ermüdet, ich muß ſchlafen, und Du wirſt Dir auch ein Stündchen Ruhe gönnen. Gute Nacht mein Junge! — Ich halte Wort! Wenn Deine Eltern bis morgen Abend nichts wiſſen, ſo erfahren ſie alles durch mich. Es iſt mir lieb, daß Du ein Ungeheuer in mir erblickſt, denn was kann ich Unglückliche, die ja auch um ſo manches Jahr ſchon älter iſt als Du, Dir irgend werden? — Gute Nacht! Wir wollen uns niemals wiederſehen!«

Da erwachte plötzlich meine ganze Leidenſchaft wieder! Ich ſprang auf; »Anna« rief ich: »So wollen wir nicht ſcheiden.« »Gute Nacht!« wiederholte ſie, verneigte ſich, und verſchloß die Thür. —

Mir war zu Muthe, als müßte ich alles kurz und klein ſchlagen. Ich pochte an ihre Thür, ich rief Anna, ich flehte, ich drohte, ich ſchallt und ſchimpfte, alles vergebens; ich ſchämte mich endlich und legte mich auf's Sopha. Vergebens aber ſuchte ich einen kurzen beruhigenden Schlummer. Mein Herz pochte. Für den Augenblick haßte ich die Lomley tödtlich. Irgend eine Rache mußte ich haben, und konnte mir keine andere nehmen, als ihr einen empörend groben Brief zu ſchreiben.

Ich ſprang auf, und eilte an's Secretär. Doch war ich zu aufgeregt, ich verdarb ein Blatt Papier nach dem anderen, zerriß es und warf die Stücke zu Boden.

Ehe ich mir es verſah, kam Doris mit Caffee, Backwerk und Cigarren, und zog die Rouleaux auf. Es war bereits Tag.

»Schläft Mademoiſelle noch?« fragte ich.

— »Ja? — Ich darf ſie nicht wecken. — Sie will heute ausziehen.«

Ich gab ihr einige Drittel, wofür ſie mir die Hand küßte, deutete auf das zerriſſene Papier am Boden und ſprach: Wenn Mademoiſelle aufſteht, ſo zeige ihr das und ſage: — Allein meine Gedanken verwirrten ſich und ich war betäubt. So viel nur wußte ich, daß mein Grimm, meine Wuth, ihr ſchmeichelhaft ſein konnte. Sie hatte mir erklärt, daß ſie ſich lieber von mir verabſcheut als geliebt ſehen wollte.

„Nun?“ fragte endlich die Magd. „Was ſoll ich an Mamſell beſtellen, wenn ich das nicht wegfege.“

„Sage ihr:“ — Und mit einem Male ward es hell in mir. — „Warte einen Augenblick.“

Ich ſetzte mich wieder und ſchrieb:

„Anna! Du biſt meine Meiſterin. Ich bin zu unerfahren um wider ein Geſchöpf von Deiner Schlauheit und Argliſt, mich wehren zu können. Du rothhaarige Dirne biſt fähig, eine im Laſter bewanderte Biſchoff, einen in der Gaunerei vervollkommeten Saftholz unter Deinen Pantoffel zu bringen. — Und mit eben dem Papier womit Du Dich von der Biſchoff ausgelöſet haſt, und mit welchem Du Saftholz Gleiches mit Gleichem vergiltſt, um ihn aus dem Hauſe meines Onkels zu vertreiben, aus welchem er Dich vertrieb. — Mit eben dem Papier, ſchickſt Du mich nach Hauſe, damit ich zu Papa und Mama ſage: Ich habe geſündigt! meine Strafpredigt in Empfang nehme, die Ruthe küſſe und ſage: Ich will es nicht wieder thun. — Wohlan denn! Rothhaarige Dirne! Ueberſende meinen

Eltern die ſchmachvolle Quittung! Kokettire mit Deiner Keuſchheit, die Du nur vor mir behaupteſt, anderen aber für Geld feil bieteſt. Ich aber ſage Dir: Pfui über Dich, Du Bullenſtall-Unſchuld! Du haſt mich erniedrigt zu Deinem Rachewerkzeug, wider Saftholz, und die grundgemeine Biſchoff hatte doch recht, indem ſie mir ſagte: Beſſer ſich mit der gemeinſten Gaſſendirne einlaſſen, als mit der tugendſüchtigen Bullenſtall-Prinzeſſin.“

„Das iſt für Deine Mademoiſelle,“ ſagte ich, und ließ den Brief offen liegen. Mochte Doris, wenn ſie konnte oder nicht, ihn leſen.

Ich fühlte mich beruhigt; ich ging nach Hauſe. Doch meine Kräfte waren erſchöpft. Ich hatte kaum hundert Schritte zu gehen, erinnere mich aber noch heute wie ſchwer der Weg mir damals ward.

X.

Ich trat meinem Vater verſtört entgegen, und auf ſeinem verwundert auf mir ruhenden Blick entgegnete ich: — „Mein Vater! ich habe ſchwer geſündigt, ich verdiene die Liebe meiner Eltern nicht mehr. Nicht in der Geſellſchaft eines Senators, ſondern in einem verrufenen Hauſe und in Geſellſchaft der Anna Lomley habe ich die Nacht zugebracht. — Saftholz hat mich verführt, Euch und mich belogen.“ —

Mit dieſen Worten legte ich Geld und Uhr auf den Tiſch.

— „Emanuel! Du ängſtigſt mich! wie kömmſt Du zu dieſem Gelde.“

— „Ich habe geſpielt!“

— „Haſt Du Schulden gemacht, haſt Du Wechſel ausgeſtellt?“

— „Ich habe dieſes Geld gewonnen!“

— „Aber die Uhr! — Haſt Du geraubt? Haſt Du geſtohlen? Emanuel! ſage mir Alles. Du warſt ſtets mein guter Sohn! Ich kann verzeihen.“

— „Die Uhr habe ich gekauft, um ſie der Lomley zu ſchenken.“

— „Du bringſt ſie aber doch wieder mit zu Hauſe?“

— „Sie will nichts von mir. Dieſes Mädchen macht mich unglücklich.“

— „Sie wollte die Uhr nicht annehmen!“

— „Nein!“

— „Nun! was iſt das für ein Unglück? Du warſt die ganze Nacht mit der Lomley in Geſellſchaft?“

— „Ja!“

— „Iſt auch kein Unglück! Und dieſes Geld haſt Du im Spiel gewonnen?“

— „Ja!“

— „Iſt auch kein Unglück.“ — Haſt Du die Lomley nach Hauſe begleitet?“

— „Ja!“

— „Iſt auch kein Unglück. Warſt Du bis jetzt bei ihr?“

— „Ja!“

— „Iſt auch kein Unglück! Und ſie hat nichts von Dir genommen?“

— „Nein! Sie hat mich ſogar mit Kaffee, Kuchen und Cigarren bewirthen wollen, aber ich nehme von ihr auch nichts.“

— „Emanuel! Wie heißt! Was willſt Du; was ängſtigſt Du mich! Du haſt Geld gewonnen; Du warſt bei einem ſchönen Mädchen. Sie hat nichts von Dir verlangt. Was grämſt Du Dich! Du haſt doch mehr Glück wie Verſtand!"

— „Vater!" rief ich und legte beide Hände auf's Haupt (das jüdiſche Schwurzeichen). Bei dem unausſprechlichen Namen. So rein und unentweiht, wie ich meiner Eltern ehrliches Haus verließ, ſo rein und unentweiht kehr ich dahin zurück. Ich habe mich nicht befleckt durch irgend eine Berührung der Lomley."

— „Wäre auch kein Unglück geweſen. Aber Du warſt doch in ihrer Wohnung."

— „Eine oder anderthalb Stunden lang. Sie hatte ſich in ihr Schlafzimmer eingeſchloſſen, und ich lag auf ihrem Sopha."

„Mein Vater brach in ein herzliches Gelächter aus. — Nun weiß ich, worüber Du Dich grämſt. Ein Unglück iſt es aber auch nicht. Geh' zu Bett, Emanuel, Du biſt nicht gewohnt, die Nächte zu durchwachen. Du mußt ausſchlafen. Wenn wir zu Tiſche gehen, laſſe ich Dich wecken." Und laut lachend verließ er mich.

Mir war ein Stein vom Herzen gefallen, weil mein Vater dieſes Abentheuer von der luſtigen Seite betrachtete.

Ich ging auch zu Bette. Doch ſtellte ſich ein Fieber ein und ich phantaſirte. — Ich ward zur Ader gelaſſen, ich bekam Blutigel. Ich durfte mehrere Tage nichts genießen als Arzneien, bis ich völlig erſchöpft war und Hoffnung zur Geneſung ſich einſtellte. Allein meine Eltern fürchteten noch immer ſehr für mein Leben!

Eines Morgens kam der Arzt zu mir und war ſehr ernſthaft.

— „Emanuel!“ begann er. Du biſt neunzehn Jahr alt, beinahe ſchon Student und der einzige Sohn rechtſchaffner Eltern. Ich habe Dir etwas zu ſagen im Namen Deines Vaters, was ein Vater ſelbſt unmöglich ſeinem Sohne ſagen kann. Du haſt viel gelitten, Du biſt noch ſehr ſchwach. Jetzt mußt Du Dich wieder ſtärken. Bevor ich Dir aber nahrhafte Speiſen erlaube, muß ich als Arzt zu Dir reden. Hör' mich an. So ſpricht ein jüdiſcher Arzt zu ſeinem jüdiſchen Patienten: Gott hat die Menſchheit geſegnet und geſagt zu Adam und Eva: ſeid fruchtbar und mehret euch. Dein Mädchen hat ſich brav und ehrlich benommen.“

„Pfui über ſie“, rief ich aus.

„Schweig! und hör', was Dein Arzt ſagt. Das Mädchen, ſei ſie, was ſie ſei, iſt nicht ſchlecht. Beſſer, Du giebſt Dich mit ihr ab, als mit einer anderen. Du hältſt was von ihr. Seit ſie das Haus deines Onkels verließ warſt Du nicht mehr derſelbe und ihrethalben haſt Du Dich verſündigt wider Deine guten Eltern. Heirathen kannſt Du dieſes Mädchen nicht, denn ſie iſt eine Chriſtin.

Allein was thaten unſere Väter und Vorväter? — Sie haben auch hier und da eine heidniſche Magd in ihr Bett aufgenommen. Deine Eltern ſind gute Juden. Du kannſt thun was Du willſt. Du kannſt dieſe Magd in Dein Bett nehmen; aber nicht im Hauſe Deiner Eltern, die nichts davon wiſſen wollen. Auch ſind Deine Eltern achtbar und ehrenwerth. Du mußt reinen Mund halten und vorſichtig ſein, damit Deine Schulkameraden und andere Chriſten kein Aergerniß daran nehmen. Denk an Deine Familie und mache derſelben ſowie auch den Juden keine Schande und Skandal.“

„Doctor!“ ſagte ich. „Zwiſchen mir und dieſem Mädchen iſt alles aus. Und kann ich ſie vielleicht auch niemals ganz vergeſſen, ſo habe ich ſie doch dermaßen beleidigt, daß ſie mir nicht verzeihen kann.“

„Sie hat Dir bereits verziehen. Ich weiß, was ich ſage und Deine Eltern wiſſen alles. Dein Onkel Nathanſon auch und alle Deine Onkel und Tanten. Nur Deine Vetter und Couſinen dürfen nichts davon merken. Alſo ſei klug und vorſichtig, verſprich mir das, denn ich als Arzt muß für Deine Geneſung ſorgen und will auch die Ehre Deiner Familie nicht compromittiren. Verſprich mir noch Eins. Gieb dieſer Magd Deinen Ring und nimm ſie Dir zum Weibe. Wenn aber Deine Eltern Dir eine Braut zuführen, um Dich mit ihr unter dem Traubaldachin von einem Rabbi einſegnen zu laſſen, ſo gehorche Deinen Eltern. Denn warum? Jetzt laſſen ſie Dir Deinen Willen. Thue ſpäter ihnen ihren Willen.“

Ich verſprach alles.

Inzwiſchen war Folgendes vorgefallen:

Richtig hatte die Lomley nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden, meinen Eltern ein Schreiben, beſchwert mit 30 ℛ, zugeſandt. Die Quittung von Saftholz lag darin, ſowie auch meine ihr hinterlaſſenen Zeilen. Folgendes hatte ſie geſchrieben:

„Herr Frankheim! Meine ſchmähliche Lage und Lebensart, hindert mich nicht, eingedenk zu ſein, welche Verpflichtungen ich gegen Ihre edle Familie habe. Anbei der Betrag für das was Herr Emanuel Frankheim für mich ausgelegt hat und einliegend: Eine Quittung unterzeichnet von Herrn Saftholz. Sie werden wiſſen was damit zu thun iſt. Zugleich auch ein von Ihrem Herrn Sohn mir hinterlaſſenes Schreiben, in welchem er mir ſeine Dankbarkeit ausdrückt; weil ich ihn rein und unbefleckt ſeinen Eltern wieder zurückſende; ich verzeihe ihm alles, in der Hoffnung, daß Sie mich nicht für ganz verworfen halten werden. Die unglückliche Anna Lomley.“

XI.

„Herr Frankheim!“ rief Caſtramore. „Hören Sie auf, die Thränen ſtehen mir in den Augen.“

„Ich habe nur wenig noch hinzuzufügen. Saftholz ſah ich niemals wieder. Es hieß, er ſei verreiſet. In Wahrheit aber hatte Onkel Nathanſen ihn heimlich verabſchiedet. Mochte er nun veruntreut und geſtohlen haben oder nicht! Niemand hatte es erfahren. Es verdroß meinem Onkel, ſolch einen Lagercommis gehabt zu haben und er wollte nicht von ihm reden hören.“

„Und die Lomley?“

„Ich lebte mit ihr. Das heißt, ich beſuchte ſie heimlich. Drei Jahre lang. Wir gingen dann als erſt ſpät zur Akademie ab. Ich zählte damals zwei und zwanzig. Zwei Jahre lang beſuchte ich das Gymnaſium. Ich konnte mich von der Lomley nicht trennen. Es war ein ſauberes Geſchöpf. Unſtreitig hatte ſie vornehme Eltern, darüber hat ſie mir trotz allen Bitten und Zärtlichkeiten auch nicht das Mindeſte entdeckt. Sie war ein Kind der Liebe, und wie unbarmherzig auch ihre Eltern geweſen ſein mögen, ſie hat ſie niemals verrathen und compromittiren wollen. Als ſie mir meinen Lommelin geboren hatte, wurde ſie erſt vollends ſchön und reizend. Sie nahm zu an Fülle und das Wilde, Trotzige ſchwand aus ihrem Weſen. Mein Lommelin wurde getauft, aber keiner von meinen Verwandten war zugegen, obſchon ſie alle das Kind reichlich beſchenkten. Mein Sohn, Gott ſchenke ihm Geſundheit und Leben, iſt jetzt Capitain auf einem Indienfahrer. Als ich von der Akademie zurückkehrte, nahm ich ihn zu mir. Ich ſelbſt unterrichtete ihn, ſchickte ihn ſpäter in die Navigationsſchule und dereinſt wird er von mir erben was ich hinterlaſſe. Ich bin unverheirathet.“

„Haben Sie die Lomley ſpäter nicht wieder geſehen?“

„O ja! Sie iſt jetzt eine dicke, wohlconſervirte Gutsbeſitzerin. Dieſes kluge Frauenzimmer hat bei Zeiten, ehe ihre Jugend und Schönheit welkte, ſich nach einer ehrenhaften und ſoliden Stellung umgeſehen und hat außer meinen Lommelin noch ſechs andere Kinder ihrem Ehemanne geboren.“

„Lommelin! Iſt das ein chriſtlicher Name?“

„Nein! Unter meinem Namen durfte er nicht getauft werden. Und aus einer mir unerklärlichen Laune ſeiner ſchönen Mutter ſollte er Lommelin Emanuel Lomley heißen.“

„Mein lieber Herr Frankheim! bei allem dem haben Sie doch in dieſem koſcheren Hauſe Maſel wie ein Goi (Glück wie ein Heide) gehabt. Goldne Louisd'or und Ducaten. Blanke Speciesthaler und geſegnete Drittel, ein ſchönes Frauenzimmer und einen wohlgerathenen Sohn, der Ihnen Freude macht. Wo iſt jemals ein Jude zu vergleichen gekommen?“

„Drum bin ich auch niemals ein guter Jude geworden. Später wurde dieſes Haus von der jüdiſchen Gemeinde angekauft und zu einem neuisraelitiſchen Tempel eingeweiht. Eine neue Zeit war für Israel gekommen. Bisher waren wir aufgewachſen in franzöſiſch-republikaniſcher Religionsverachtung. Chriſten ſollten wir nicht ſein, aber Juden noch viel weniger. Wir ſollten freiſinnige, aufgeklärte Weltbürger werden, die reines Deutſch ſprachen und nicht mauſchelten. Mit einem Male kam der Neuisraelitismus und ſagte: Ich bin auch aufgeklärt, ich bin auch freiſinnig, ich bin auch cosmopolitiſch, ich ſpreche reines Deutſch und mauſchele nicht. Ich aber war ſchon zu weit fortgeſchritten. Ich hatte in dieſem Hauſe Maſel wie ein Goi; ich konnte mich nicht wieder zu meinen ſchlemiligen Juden bekehren. — Wie heißt! — Da wo die heilige Bundeslade ſteht, habe ich der ſchönen Lomley einen Kuß auf ihre zarte Wange gedrückt. Da wo der Altar ſteht, habe ich mit ihr gut gegeſſen und getrunken, und wo die Juden am Jom-Kipur faſten, habe ich mit ihr getanzt wie verrückt.

Die Lomley ſprach das reinſte Deutſch von Hannover und Doctor Kley näſelte Berliniſch. Und was für Sittenpredigten hat die Lomley mir gehalten. — Kann das ein jüdiſcher Prediger ihr nachmachen? Kurz und gut, in dieſem Hauſe, obſchon es mit einem Male koſcher wurde, konnte ich keine neue Religion bekommen.“

Verdrießlich ſtand Caſtramore auf. „Herr Frankheim! Soll ich Ihnen was ſagen: Gott weiß was er thut. Ueber dreißig Jahre lang hat er uns nicht zuſammengeführt, und ich bin ein frommer Jude geblieben. Sie ſind ein Gottesläſterer geworden.“

„Was thun Sie damit, Herr Caſtramore: Gott weiß was er thut. Nach langen Jahren hat er uns wieder zuſammengeführt, damit wir von alten Zeiten reden.“

„Nein! Herr Frankheim. — Meine koſcher portugieſer Schule, dicht bei einem Bierhauſe! Mögen die Chriſten daran thun was ſie wollen. Aber ein Jude darf ſich nicht daran verſündigen, weder in Wort noch That. Ich kann das nicht hören.“

Und kalt und fremd trennten ſich die alten Jugendfreunde! dem Anſcheine nach für immer. —

* * *

Urtheile der Preſſe.

(Blättern für literariſche Unterhaltung, Jahrgang 1866, No. 10.)

Damenphiloſophie. Novelle aus der ariſtokratiſchen Welt von Hermann Schiff. Zwei Bände. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1865. 8. 2 Thlr.

Der Verfaſſer des »Schief-Levinche« iſt der Dichter dieſer Novelle, die wohl ſchon vor längerer Zeit erſchienen und ebenſo ſpurlos vorübergegangen iſt, wie ſeine früher herausgegebenen Novellen: „Ballkleid und Damenſchmuck« und »Redlichkeit und Schwindel.« Es giebt eine Klaſſe deutſcher Schriftſteller, denen ein glückliches erſtes Debut nicht zum Segen gereicht. Uebermäßig gelobt und bewundert, halten ſie ihren Ruhm für geſichert und das Publikum für undankbar, das nicht mit gleichem Beifall ihre ſpätern Productionen aufnimmt. Der erkaltete Enthuſiasmus wird aber auch ungerecht in ſeinen Anſprüchen; daher die Geſchäftigkeit unſerer modernen Romanſchriftſteller, jährlich immer Neues und Ueberraſchendes zu bringen. Schiff's »Schief-Levinche« fand bekanntlich einen faſt allgemeinen Beifall; bald aber war das Werk und noch ſchneller der Dichter vergeſſen, dann wieder erregte ſein Schickſal Bedauern, und wieder ward er vergeſſen, ſo weit, daß ein Anonymus unter ſeiner Firma: »Neueſte Novellen vom Verfaſſer des Schief-Levinche« herausgab, an denen Schiff keine Zeile geſchrieben hatte. Hier nun, in der »Damenphiloſophie«, zeigt ſich Schiff in ſeiner ganzen Originalität; Gedanken und Reflexionen arbeiten ſich heraus mit einer wohlthuenden Urſprünglichkeit, glänzende, nicht immer geregelte Phantaſie, treffender Witz, der ſich namentlich in der Satire gefällt, Humor, der oft in Bitterkeit umſchlägt, ſind bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten des Dichters. Wir freuen uns der naturwüchſigen Kraft, der glänzenden Raketen ſeines Witzes, der Lebendigkeit ſeiner Darſtellung. Aber freilich wir können nicht überſehen, daß Anordnung, Gründlichkeit, künſtleriſche Verarbeitung doch mangelt. Es fehlt jede Sicherheit und Gewandheit in Beherrſchung des Stoffs, Originalität hat den Vorzug vor Lebenswahrheit, Kenntniß der geſchilderten Kreiſe wird vermißt. Schiff überläßt ſich der augenblicklichen Laune und Stimmung, daher auch die Ungleichheit in der Ausführung, das Uebergehen vom Wichtigen, das Beharren beim Nebenſächlichen. Gedacht ſei noch der für unſere Tage wirklich bemerkenswerth einfachen Ausſtattung des Buchs, das namentlich eng gedruckt iſt und eine Menge Druckfehler aufzuweiſen hat. Immerhin iſt aber in dieſer Novelle mehr Geiſt als in tauſend ähnlichen, und ſie verdient mehr Beachtung, als ſie gefunden zu haben ſcheint.

(Europa 1866. Leipzig. Ernſt Keil, No. 7.)

Zwei Schriften von Hermann Schiff. Vor etwa zwanzig Jahren war Schiff eine Leipziger Merkwürdigkeit, die man ſich zeigte und von der man ſich erzählte. Mit einem Freunde, dem »Neffen Tieck's«, repräſentirte er Alles, was in Leipzig von Nachwuchs der Romantiker noch übrig war. Beide waren Originale und Schiff das größte. Ein Kreisler des wirklichen Lebens, führte er den Geigenbogen noch beſſer als die Feder und war, ſo lange ſeine Lebensſonne dem Zenith nahe ſtand, weit öfter Muſiker als Dichter. Kenner, die ihn gehört haben, bezeichnen ſein Geigenſpiel als ein merkwürdiges, genial wildes, doch war nicht zu ſpielen, ſondern ein Orcheſter zu leiten ſeine Leidenſchaft. Große Orcheſter konnte man ihm nicht übergeben, da er voll von Schrullen ſteckte und über Mode und Anſtand Ideen hatte, die ſich z. B. dadurch verriethen, daß er, mit ſeinem heutigen Recenſenten zur Begleitung von Damen auf einem Spaziergange eingeladen, nach Hauſe eilte, um Toilette zu machen, und in Waſſerſtiefeln wiedererſchien. Es waren dies dieſelben hiſtoriſchen Waſſerſtiefeln, in denen er, ſo oft ein Correcturbogen ſeines »Gevatter Tod« fertig war, von Oſtfriesland nach Leipzig lief, die Correctur las und nach Oſtfriesland zurücklief. Um ſeine Leidenſchaft befriedigen zu können, leitete er die Muſik kleiner Geſellſchaften, bis ſchlimme Erfahrungen ihm das Pult des Dirigenten verleideten, worauf er die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit verwalten ließ. Die oben genannte Novelle hat ſeinen Ruf am weiteſten verbreitet, doch wird eine andere unter ſeinem Namen erſchienene Novelle »Punpauf und Pumprich« nicht ſelten vorgezogen, die aber nicht von ihm, ſondern das einzige Geiſteskind des ebenfalls ſchon genannten Neffen Tiecks iſt. Unter den zwei neuen Schriften iſt eine »Selbſtbekenntniſſe eines Geſinnungsflohs« (Hamburg und Leipzig, Jean Paul Friedrich Eugen Richter), von der wir offen geſagt nicht recht wiſſen, was wir aus ihr machen ſollen. Wollte Schiff durch ſie das Aushängeſchild der Geſinnung, das wir täglich als Reclame benutzen ſehen, verſpotten, ſo hat er dieſe Abſicht ſchleunigſt wieder vergeſſen. Die zweite in demſelben Verlage erſchienene Schrift: Heinrich Heine und der

Neuisraelitismus ſchreitet mit ihrem Inhalt über die im Titel geſteckten Grenzen hinaus. Schiff erörtert nicht blos den Zuſammenhang Heine's mit der jüdiſchen Reformbewegung, ſondern weiſt auch die Wurzeln nach, mit denen Heine im Judenthum überhaupt, als dem Glauben der Geſchmähten und Verfolgten, fußt. Genealogen finden eine ganze Familientafel des Heine'ſchen Hauſes, Literaturfreunde werden ſich die Anekdoten aus Heine's Zeit der blöden Jugendeſelei nicht entgehen laſſen Schiff und Heine waren Jugendfreunde und hoffentlich erzählt Schiff von ſeinem Freunde noch einmal mehr als in dieſem kleinen Buche.

Literariſche Mittheilungen der St. Gallener Blätter.
Scheitlin & Zollikofer in St. Gallen.

Schiff, Hermann, Selbſtbekenntniſſe eines Geſinnungsflohes. Hamburg und Leipzig, 1866. J. P. F. E. Richter. 2 Fr 70 Ct.

Der Verfaſſer excellirt in der novelliſtiſchen Abſpiegelung des jüdiſchen Lebens, insbeſondere des jüdiſchen Kleinlebens in Hamburg, und wir kennen Erzählungen von ihm die ſich durch anſchauliche Draſtik und prickelnde Kauſtik empfehlen Der Floh aber, welchen er im vorliegenden Büchlein vorführt, hüpft und ſpringt nicht eben amüſant . . . Dagegen bietet uns eine gleichzeitig erſchienene Brochüre Schiff's, betitelt: „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus manches Intereſſante. Namentlich werden Literatur-Gourmands hier mit Befriedigung eigenthümliche Winke über Heine's ſtandhafte Juderei aufgetiſcht finden.

Novellenzeitung 1866. Leipzig. Dörr'ſche Buchhandlung.

Heinrich Heine und der Neuisraelitismus. Von Dr. Hermann Schiff. Hamburg und Leipzig bei Eugen Richter 1866

Dieſe kleine Brochüre iſt ganz mit jüdiſchen Specialitäten und techniſchen Ausdrücken geſpickt, die allerdings hier zur Sache gehören, da das berührte Intereſſe ebenfalls ein rein israelitiſches iſt. Wir finden in Briefen, die an Strodtmann gerichtet ſind, einige Hamburger Judenverfolgungen und reformatoriſche Bewegungen geſchildert und beſprochen. Mit Heine iſt der Autor in früheren Tagen in literariſche Berührung gekommen, der er ſich mit Vergnügen in vielen kleinen für's große Ganze bedeutungsloſen Einzelheiten erinnert und auch einige Daten berührt, die ein Licht auf Heine's Verhalten zum Moſaismus werfen. Es fehlt dieſer Brochüre nicht an eingeſtreuten ſcharfſinnigen Bemerkungen